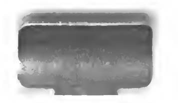


Die Gesellschaft







Karl Pröll

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Schriftleitung: **Hans Merian.**

Jahrgang 1894. Erstes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Porträts:





Neujahrsgespenster.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Zwölf weiche, surrende Schläge, einer nach dem andern bedächtig sich ablösend von der Wanduhr, schweben durch das behaglich durchwärmte Gemach, langsam verwehend über den Häuptern der versammelten Freunde. Eine kleine Weile noch summt der letzte Ton nach, dann wird es lebendig.

Prosit Neujahr!

Stühlerücken — Gläserklingen — Händeschütteln. Der kräftige Geruch des Punsches mischt sich mit dem süßlich-narkotischen Duft der russischen Cigaretten. Und nun stürmen sie alle hinaus, auf die Straße hinab, wo die in kleineren und größeren Gruppen umherziehende Menge ihre trunkenen Grüße und Neujahrswünsche in die klare Winternacht hinausgröhlt; sie zwängen sich durch die dichtbesetzten, von den unaussprechlichen Dünsten des Sylvestergrogs und schlechten Tabaks angefüllten Kneipen und Cafés, hier einen Bekannten begrüßend, dort von einem Halbbekannten beglückwünscht, und ab und zu auch von wildfremden, oft recht fragwürdigen Gestalten angeprostet. — — Und so geht es bis in den Morgen hinein, bis die Bäckerjungen mit ihren kleinen Handlaternen über die Straßen eilen, gleich Irrlichtern im Frühnebel, bis die Laternenputzer mit ihren langen Stangen die Gaslampen ausdrehen, bis die Briefträger ausschwirren, um die zahllosen Gratulationskarten, Briefchen und Paketchen — treppauf, treppab — in die übernächtigen, verschlafenen Wohnungen zu tragen, und bis endlich, halb widerwillig und vergrämt, der erste Tag des neuen Jahres die trüben Augen aufschlägt. — —

Ich kenne das und bin oft mitgegangen — —

Heute aber bleibe ich zuhause; und wie sich mein Zimmer leert, öffne

ich die Fenster und lasse die Glockentöne hereinfluten, die majestätisch von den Türmen der Stadt herüberschallen.

Welch eigenartiger Zauber liegt in solch einem Geläute um Mitternacht! Wie voll und rund wälzen sich die Schallwellen durch die reine, tragende Luft! Und wie verschiedengeartet die Töne sind! Jeder hat ein ander Wesen und Gebaren. Ich sehe sie gleich Luftgebilden daherschweben, die einen langsam, rundlich und plump, die andern hager und nervös hastend. — — Ich könnte sie malen. Da zum Beispiel der ungeschlachte, dicke. Eben quillt er aus der großen Glocke der Nikolaikirche hervor, mit Mühe zwängt er sich durchs Schalloch, und nun summt er durch die Lüfte wie eine riesengroße, fette Hummel. Aber seine durchsichtigen Flügelpaare sind zu kurz geraten, das rechte Gleichgewicht fehlt ihm, er torkelt an die Häuserecken und sinkt bald zu Boden. Hinter ihm her kichert eine Schar neckischer Kobolde, behende sind sie aus den kleinen Glocken geschlüpft, und nun kugeln sie, sich stoßend und überschlagend, über das steile Kirchendach hinunter; lachend purzeln sie auf die Straße, rufen mit hellen Stimmchen ihr „Prosit" in den allgemeinen Tummult hinein, schwirren den Vorübergehenden um die Ohren, setzen sich ihnen auf Cylinder und Mantelkragen, verstecken sich schalkhaft in den Kleiderfalten der Damen, und zerrinnen wie glitzernder Schnee im Mondlicht. Und von der Thomaskirche und vom Petriturme schwebt es daher: eine ernste Schar wohlgebildeter Gestalten in faltig wehenden Gewändern; wie weit spannen sie die Flügel aus! wie ruhig schlagen sie den Äther! Ihr Schweben ist Gesang und Harmonie. Auch am Johannisturme beginnt nun das Gewimmel. Aus seinen Fensteröffnungen kommen junge, zierliche Bürschlein hervorgeschwebt in modisch korrekter Kleidung und mit hellen aufgeklärten Stimmen. In geschäftiger Eile machen sie sich auf die Reise, nachdem sie sich noch einmal beinahe ängstlich nach den erleuchteten Zifferblättern der Turmuhr umgesehen. „Wir haben keine Zeit, keine Zeit — müssen heut noch weit, heut noch weit", rufen sie und stieben davon. Zu gleicher Zeit kommt es von Reudnitz, Thonberg und den Türmen des Ostens herangezogen in geschlossenen Reihen: kräftige und schwächliche, hagere und untersetzte Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, und aus den dumpf grollenden und hell gellenden Stimmen tönt es taktmäßig: „Es gilt die Arbeit zu befreien, es gilt der Freiheit Auferstehn!" Der Schutzmann, der langsam die Dresdner Straße entlang wandelt, hemmt seine Schritte und spitzt die Ohren. Aber was ist das? Nun trifft gerade über seiner Pickelhaubenspitze der von Osten kommende Schwarm mit den von Westen einherziehenden Scharen zusammen. Für einen Augenblick entsteht ein heilloses Durcheinander, — die Töne katzbalgen sich. — Endlich löst sich der Wirr-

warr, es wird wieder ruhig, der Schutzmann setzt kopfschüttelnd seinen Weg fort mit abgemessenen, taktmäßigen Schritten, und nur vom Spittel her schallt noch ein tonloses, engbrüstiges Glöcklein; es gleicht einem alten Weiblein, das andächtig mit zitternder Stimme aus zahnlosem Munde einen Gesangbuchvers singt. — — Immer neue Schwärme kommen herangeschwebt, von Osten, von Westen, aus allen Himmelsrichtungen; die ganze Luft ist erfüllt von klingenden Phantomen, sie drängen sich zudringlich zu mir ins Zimmer, sie ängstigen, sie beklemmen mich. — — Ich muß das Fenster schließen.

Nun zerrinnt der Spuk.

Doch da ist ja noch einer von den Gesellen zurückgeblieben. Nein, es ist nur mein alter Freund Velten, der Mephisto im modernen Gigerlkleide. Ruhig sitzt er hinter der halbgeleerten Bowle und blinzelt spöttisch über den unlängst von den Gästen verlassenen, nicht mehr sehr ordentlich aussehenden Tisch hinweg. Nun lehnt er sich behaglich in den Polstersessel zurück, kneift das rechte Auge etwas zu, reißt das linke unverhältnismäßig weit auf und klemmt mit wagerecht vom Körper abgestrecktem linken Ellenbogen das unvermeidliche Monocle ein. Während er das breite schwarze Seidenband, an dem die merkwürdige Augenbewaffnung befestigt ist, wie liebkosend durch seine schlanken weißen Finger gleiten läßt, meint er:

— Menschenkind, Menschenkind, ich glaube gar, du bist etwas sentimental geworden von der Bimmelei.

— Laß doch! Es klang so schön — — —

— Schön? — Ah bah! barbarisch klingt das Gerassel; stammt noch aus der Zeit, da die fromme Menschheit ihre Götter höchst rücksichtsvoll mit Tamtamschlägen aus dem Mittagsschläfchen zu wecken und mit dem Lärm metallener Becken die bösen Geister zu vertreiben pflegte, aus einer Zeit also, wo die Götter noch recht gutmütig und die bösen Geister noch recht dumm gewesen sein müssen, sonst wären sie auf den Zauber nicht hereingefallen. — Und nun macht ihr diese geschmackvolle Sache immer wieder nach, und schließlich kriegt dabei ein sogenannter moderner Mensch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch romantische Anwandlungen.

— Du kannst dein ewiges Gespött nicht lassen. Was kann es dich verdrießen, wenn die Menschheit an der Jahreswende ein wenig stille stehen und verschnaufen will, um von der Höhe dieses Zeitabschnittes aus Umschau zu halten?

— Jahreswende — Zeitabschnitt! — Da haben wir's wieder! Als ob die Zeit stille stünde, als ob die unendliche Melodie des Geschehenden sich je an eure schulmeisterlichen Taktstriche kehren könnte! Die alte Erde rollt fort auf ihrer Bahn, — wo ist da ein Anfang und wo ist das Ende?

Aber die Menschen, die das Unendliche nicht begreifen können, meinen, es müsse eben von Zeit zu Zeit einen kleinen Ruck geben. Darum haben die weisen Sterngucker an einer bestimmten Stelle einen Rinnstein quer über die Planetenbahn gelegt, und jedesmal, wenn nun die alte Großmama Tellus wieder an das verhängnisvolle Plätzchen kommt, muß sie — hoppla! — darüber weg huppen, daß allen Philistern die Bäuche wackeln vor Vergnügen. Und alljährlich, wenn die Großmama huppt, da denken die guten Leutchen, es sei was Rechtes passiert, und sie feiern das große Ereignis mit Hurrah! Halloh! und unendlichem Grogtrinken. Und man beglückwünscht sich zu der Begebenheit, als ob wirklich was Wichtiges und Großes geschehen wäre — und es hat sich doch gar nichts zugetragen, weniger als nichts — ja die gute Großmama hat in Wirklichkeit gar nicht einmal gehuppt, — sie hat sich nur eingebildet zu hopsen — das ist alles.

— Die Einbildung macht eben die Menschen glücklich. Mit jedem dämmernden Morgen wird die Hoffnung neu geboren, am Jahresmorgen aber steht sie hoch aufgerichtet da, zieht den düstern Vorhang der Wirklichkeit beiseite und zeigt lächelnd auf rosige Wölkchen.

— Und auf den Fersen folget ihr ewiglich der Katzenjammer. Auf leisen Sohlen schleicht er herbei. Schau hinaus, schon guckt er über die Dächer dieser guten Stadt und grinst zu uns ins Zimmer. Laß uns eilig fliehen, mein lieber Idealist, auf daß das Scheusal uns nicht fresse. Hier, mein treuer Gigerlstock, der dicke Knüppel, den du immer verspottest, er werde uns zum Rettungsboot, zum lenkbaren Luftschiff. Komm', setz dich furchtlos an meine Seite — und nun: Fenster auf und hinaus!

Die treffliche Modekeule, getreu nach den neuesten und besten Mustern der „Fliegenden Blätter" gearbeitet, trägt uns durch die Lüfte. Rittlings sitzt Freund Velten auf dem vorderen Ende. Wie Segel blähen sich seine weiten Beinkleider. Er sitzt mit leicht gekrümmtem Rücken in etwas vorgebeugter Haltung. Der Cylinder ist ihm ein klein wenig in den Nacken gerutscht, und von den Spitzen seiner ellenlangen Schnabelschuhe gehen elektrische Strahlen aus, die die Gegenden beleuchten, über die wir dahinsausen.

Mit dem Strumpfband der gefeiertsten Balletteuse, das er als Zügel um das gebogene Griffende des Wunderstockes geschlungen hat, lenkt er den hölzernen Renner, während ich, der ich auf der Kruppe des improvisierten Pferdes Platz genommen, mich bangen Herzens an seinen zu kurzen, schlottrigen, hellbraunen Überzieher anzuklammern suche, der an seinem unteren Ende gerade noch einen schmalen Rand des dunklen Jacketts sichtbar werden läßt.

Zuerst geht die rasende Fahrt nach Süden. Schon kann ich in der Ferne die lieben Alpengipfel des Berner Oberlandes entdecken. Doch was reckt sich da hinter der Jungfraugruppe für ein entsetzliches Gespenst empor?

Wie zwei lange, riesige Hörner hebt es sich vom matterleuchteten Nachthimmel ab. Darunter ein Schatten, wie das scharfgeschnittene Profil eines bartlosen Mannes. Hu! nun reckt es sich höher, die Hörner werden zu einem breitkrämpigen, an den Seiten eigentümlich aufgeschlagenen Hut, und nun nickt es herüber, das Scheusal, und grinst und winkt. Wem es wohl zunicken mag? Unwillkürlich wende ich mich um. Dort, jenseits des Rheines, da sitzen die Vertreter des deutschen Volkes, die Reichsboten, und nicken und grüßen nach dem Gespenst hinüber und winken ihm zu und machen ihm Zeichen, es möge gefälligst über die Alpen steigen und sich's wohlsein lassen im Lande Germania. Die berufenen Wahrer der Freiheit und der höchsten Güter ihrer Nation — Centrumsmänner und Sozialdemokraten, Antisemiten und Freisinnige, Bauernbündler und Volksparteiler, alle Parteien sind in schönster Verbrüderung unter diesen sonderbaren Heiligen vertreten — sie stimmen für Jesuitenmoral und Verwelschung! Hinweg, teurer Modeknüppel, von diesem widernatürlichen Gesicht!

Hui! wie sich der Knüppel herumwirft! Nach Osten geht nun der Flug! Auch hier droht uns Entsetzliches. Über die weiten, schneebedeckten Steppen daher wälzt sich der Eisbär, die Knute in der Vordertatze, sie soll dem verfluchten Njemez den Buckel wund hauen. Der Moskowite, der früher so zahm um unsere Bildungsbrosamen bettelte, ist nun ein großer Lümmel geworden, der seinen deutschen Schulmeister prügelt. Er prügelt ihn in den Ostseeprovinzen, wo die baltischen Städte nicht einmal bei ihrem Jahrhunderte alten deutschen Namen genannt werden dürfen, er prügelt ihn in Prag in des Worts verwegenster Bedeutung als czechischer Krakehler, wie lange wird's dauern, so prügelt er ihn auch in der schönen Kaiserstadt an der blauen Donau, wo deutsche Art und Sprache immer mehr verschwinden hinter dem siegreich vordringenden Slaventum — — —

Und wieder weiter geht's in rasendem Ritt — hinauf nach Norden, hinab nach Süden, die Kreuz und die Quer — —

Da stoßen wir mit der Nase an die Vogesen an und gucken ein wenig hinüber in des welschen Nachbars Garten. Ein unbekannter Gärtner steht darin und betreibt die Radieschenkultur — es soll wohl ein neuer Exportartikel werden — wenn ich nur wüßte, wer der Besteller ist?

Und wieder zurück geht's über den Rhein. Freund Velten richtet die Spitze seines linken Schnabelschuhs empor: der Lichtschein beleuchtet das Himmelsgewölbe. Doch was seh' ich? Ist denn das der Himmel, der über dem deutschen Reiche schwebt? — Nein, da hängt ja, wie ein Suppendeckel über der Schüssel, eine riesige, übermenschliche Pickelhaube. Und sie senkt sich immer tiefer und tiefer herab — sie muß uns erdrücken, zermalmen — —. Aber die guten Leute, die da unten herumhantieren,

merken es nicht — sie sind gar eifrig bei ihrem Geschäft: sie machen Schwerter aus Pflugscharen und schmieden Bajonette aus den Sicheln. Die Maschinen der friedlichen Arbeit gießen sie um zu Kanonenrohren, und der Genieblitz des Erfinders bringt Mordgerät hervor. — Und die Pickelhaube senkt sich immer tiefer und tiefer, schon ist die Sonne verschwunden, das Laub fällt ab von den Bäumen, die Saat verdorrt auf den Feldern, kein Vogel zwitschert sein frohes Liedlein in die klare Morgenluft, nur die Eulen regen ihre Flügel, die Raben beginnen zu krächzen — — Luft! Luft! ich ersticke!

Da braust auf feurigen Rädern ein Kurierzug daher . . Einsteigen! Einsteigen! Nur drei Minuten Aufenthalt nach der Ewigkeit! brüllen die Schaffner.

Freund Velten hat seine großen Fledermausflügel ausgespannt, sich das linke Hosenbein aufgekrempelt, damit der Pferdefuß sichtbar wird, und steigt auf die Lokomotive als Zugführer. Am Billetschalter sitzt ein altes Weib, in wollene Tücher eingewickelt, ein kleines Tröpfchen an der blaugefrorenen Nase, sie reicht den Leuten die Fahrkarten und grinst dabei vor Vergnügen. Mit Grauen erkenne ich sie, die alte Vettel, die lächerlich-tragische Influenza. Der magere Hunger ist Schaffner und verteilt das Publikum in die verschiedenen Wagenklassen, und der Knochenmann coupiert die Karten mit seiner Hippe. Retourbillets werden nicht ausgegeben. —

Der Zug setzt sich in Bewegung. Immer schneller und schneller rollt er dahin. Das ist ein Klappern und Sausen, ein Rasseln und Pochen — die Männer fluchen, die Weiber kreischen, die Kinder schreien — es ist ein Höllenspektakel.

Und zwischen das Rattern und Knarren hinein höhnt Freund Velten — seine schneidend scharfe Stimme tönt durch alle Waggons: Das ist die Hoffnung, — das ist die schöne Einbildung, — das ist die frohe Zuversicht — — nichts ist ewig als der Katzenjammer.

Katzenjammer — Katzenjammer — klappert es immerfort in gleichem, eintönigem Takte.

Wo nur das vertrakte Klappern herkommen mag?

Nun lass' ich die Hände ruhen und blicke von der Arbeit auf. — Alles ist still. — Vor mir liegen die mit den regelmäßigen Typen der Schreibmaschine engbeschriebenen Bogen; — denn ein moderner Schriftsteller hat natürlich keine Zeit, langsam mit der Feder die Buchstaben aufs Papier zu malen. — Es mag tolles Zeug in den Blättern stehen, ich glaube die Fingergelenke sind mir ein wenig mit dem Verstande durchgegangen. — Aber nun weiß ich doch, wo das verdammte Klappern herkam — von der Schreibmaschine.

Die Verschuldung des Bauernstandes.

Rede von Georg Ratzinger.

(München.)

Vorbemerkung des Herausgebers. Der Führer des niederbayerischen Bauernbundes, der Landtagsabgeordnete Dr. Georg Ratzinger, ein ebenso hervorragender volkswirtschaftlicher Schriftsteller, als von echtem Idealismus erfüllter Volksfreund, gestattet uns, seine in der 22. öffentlichen Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer (7. Nov. 1893) über die Verschuldung des Bauernstandes an den Minister des Innern gerichtete Interpellation: Was gedenkt die k. Staatsregierung zu thun, um der fortschreitenden Verschuldung des Bauernstandes und ihren Folgen Einhalt zu gebieten? auch unserem Leserkreise, soweit er sich für Agrarpolitik interessiert, zugänglich zu machen. Wir lassen hier Dr. Ratzingers überaus lehrreiche und bedeutsame Rede nach dem stenographischen Berichte folgen.

Meine Herren! Nachdem bereits über die Futternot mehrere Tage hier beraten, nachdem auch der Antrag „Jäger" eingehend besprochen worden ist, mag es vielleicht auffallend erscheinen, daß nochmals eine Frage des Bauernstandes, eine Frage der Landwirtschaft auf der Tagesordnung erscheint in der Form einer Interpellation. Es ist aber nicht meine Schuld, daß diese Interpellation erst heute zur Beratung kommt, nachdem leider meine Gesundheit es mir vor einiger Zeit nicht gestattet hat, dieselbe rechtzeitig zu begründen. Ich glaube aber, daß die Gründe, die Ursachen der Verschuldung des Bauernstandes, die Quelle, aus welcher diese Verschuldung stammt, nicht oft und eingehend genug erörtert werden kann, damit wir diese Quelle verstopfen. Wie Sie aus der Interpellation ersehen, handelt es sich bei derselben nicht allein um die Verschuldung des Bauernstandes, sondern hauptsächlich um die Frage der Minderung der Ertragsfähigkeit unseres Bodens, um die Frage der Erschöpfung des Vegetationskapitals. Wir, meine Herren, stellen nicht das Wohlergehen des Bauernstandes in erste Linie. In erster Linie steht bei uns das Interesse der Gesamtheit, und damit stellen wir die Bauernbewegung auf die Grundlage der Sittlichkeit. Nicht der Egoismus irgend eines Standes soll bei dieser Bauernbewegung maßgebend sein, sondern die Erhaltung der Ertragsfähigkeit, die Steigerung des Vegetationskapitals unseres Grund und Bodens, damit dieser Grund und Boden für die Gesamtheit das tägliche Brot zu liefern imstande ist.

Meine Herren! Indem wir diesen Standtpunkt einnehmen, weichen wir gar sehr ab von jenen wirtschaftspolitischen Prinzipien, welche durch den Fürsten Bismarck seiner Zeit in die wirtschaftliche Bewegung hinein-

geworfen worden sind. Fürst Bismarck hat bei dem Umschwung seiner Wirtschaftspolitik vom Freihandel zum Schutzzoll sich hauptsächlich an den Egoismus der verschiedenen Erwerbsgruppen gewendet, und darum ist seine Wirtschaftspolitik, obwohl sie thatsächlichen Bedürfnissen entgegen gekommen ist, wie ich ja sehr gerne einräume, trotzdem schließlich ohne den gewünschten Erfolg geblieben, hat vielmehr den Stachel zurückgelassen, daß die verschiedenen Erwerbsgruppen in eine feindselige Stimmung gegen einander gekommen sind.

Indem wir von diesem Prinzipe abgehen, scheiden wir uns darum auch sehr scharf von den norddeutschen Agrariern. Die Vertreter von Grund und Boden waren von jeher gegenüber den Vertretern der Industrie und des Handels meist auch die Vertreter der Gesamtinteressen der Nation. Durch die Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck hat sich dies geändert, und es entstand eine früher ungekannte Erscheinung, das sogenannte Agrariertum, welches auch den Egoismus in den Vordergrund geschoben hat. Wir wollen die Bauernbewegung in Bayern auf eine ganz andere Grundlage stellen, wir wollen nur das Gesamtinteresse als Voraussetzung nehmen, und damit wollen wir die Bauernbewegung auf eine sittliche Basis stellen.

Ich betone dies im Eingang deshalb, weil der Einzug des Bauernbundes in den Landtag seiner Zeit gerade hier in München öffentlich als Triumph einer einseitigen Gruppe von Erwerbsinteressen und als einseitige Auffassung der Aufgabe des Landtages hingestellt worden ist. Dieser Vorwurf trifft uns in keiner Weise. Ich stelle deshalb, obwohl die Interpellation von der Verschuldung des Bauernstandes ausgeht, doch hauptsächlich die Erhaltung der Ertragsfähigkeit, die Steigerung des Vegetationskapitals in den Vordergrund.

Meine Herren! Es ist vom Herrn Staatsminister des Innern bei Beratung des Antrages „Dr. Jäger" bemerkt worden, es gebe kein Universalmittel, um dem Bauernstand und der Landwirtschaft zu helfen, die richtigen Mittel seien vielmehr vereinzelte Maßnahmen. Diese vereinzelten Maßnahmen müßten angewendet werden, um unseren Bauernstand wieder lebenskräftig zu erhalten. Ich glaube doch nicht ganz, daß dies so vollkommen richtig ist; allerdings giebt es kein Zaubermittel, welches für unsere Landwirtschaft und den Bauernstand sofort paradiesische Zustände schafft, aber mit bloß vereinzelten Maßnahmen wird sicherlich auch nichts geholfen. Ich bin der Ansicht, daß wir von einfachen Wahrheiten, von klaren Ideen ausgehen müssen, und daß diese einfachen Wahrheiten und Ideen erst die Grundlage für die einzelnen Maßnahmen abgeben müssen. Wie man keinen lebensfähigen Körper erhalten kann, wenn man bloß die einzelnen Teile zusammenstückelt, sondern dazu noch die bewegende Kraft der Seele braucht,

so muß jede Reform von irgend einer bewegenden Idee ausgehen, von irgend einer klaren, einfachen Wahrheit; und diese klare, einfache Wahrheit glaube ich darin gefunden zu haben, daß ich sage: Grund und Boden darf nicht als Privateigentum nach eigener Willkür aufgefaßt werden, sondern es giebt ein ideelles Gesamteigentum der Menschheit auf die Erde, und es giebt ein ideelles Gesamteigentum der Nation auf den Grund und Boden, und dieses ideelle Gesamteigentum besteht darin, daß jedes Individuum einer Nation Anspruch hat auf das tägliche Brot, welches Grund und Boden hervorbringen soll. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die Verteilung zur Bearbeitung auf Grund des Privateigentums zu geschehen hat. Aber dieses Privateigentum darf keinen willkürlichen Charakter annehmen, sondern muß eine sittliche Schranke haben. Ich kann nicht mit Grund und Boden umgehen wie mit irgend einem anderen beliebigen Werte, den ich auch vernichten, den ich auch wegwerfen, mit dem ich thun kann, was ich will. Die Grundbesitzer haben vor Gott und ihren Mitmenschen eine sittliche Aufgabe zu erfüllen; sie haben die Pflicht, das tägliche Brot für alle erringen zu helfen, und indem sie dieser ihrer Pflicht nachkommen, begründen sie zugleich ihre eigene Existenz. Hierin beruht die Harmonie der Interessen, und ein Zwiespalt soll meines Erachtens nicht vorhanden sein. Indem die Agrarier das Gesamtinteresse verneinen, haben sie einen Gegensatz in die Nation hineingetragen, den wir sehr bedauern. Ich sage also, die private Verteilung des Grundeigentums hat ihre volle Berechtigung, weil sie uns allein den Fortschritt in der Produktion und die höchste Ertragsfähigkeit garantiert.

Allein es muß eine sittliche Schranke existieren, eine Schranke gegen die Devastation, eine Schranke gegen die Zertrümmerung, eine Schranke gegen die Ausschlachtung, eine Schranke gegen den Spekulationskauf usw. Das alles muß existieren, und wenn in irgend einem Volke nicht mehr die sittliche Kraft vorhanden ist, diese Schranke selbst einzuhalten, dann tritt an die k. Staatsregierung die Aufgabe heran, diese sittliche Schranke in gesetzgeberischer Form thatsächlich aufzurichten. Meine Herren! Das Bewußtsein, daß die Grundbesitzer der Gesamtheit sittlich verpflichtet sind, dieses Bewußtsein findet sich mehr oder weniger bei allen Völkern der Welt, und gerade bei den alten Germanen war dieses Bewußtsein so lebhaft, daß Grund und Boden sogar als Gemeineigentum gegolten hat. Damit der einzelne Bebauer dieser Verpflichtung sich recht bewußt war, durfte er einen und denselben Grundbesitz nicht dauernd haben, sondern es wurde ein jährlicher Wechsel in den Huben vorgenommen. In England gilt heute noch die Königin, als Repräsentantin der Nation, als Gesamteigentümerin von Grund und Boden, die Grundbesitzer nur als Lehensträger. Sie sehen

also, daß diese Grundprinzipien tief in das Bewußtsein der Völker hineingedrungen sind. Im Mittelalter hat man, um die Interessen der Gesamtheit mit den Interessen der Privatbesitzer von Grund und Boden in Einklang zu bringen, zu einer eigenen Institution gegriffen, nämlich zu dem System von Ober- und Untereigentum. Der Obereigentümer vertrat die Interessen der Gesamtheit, der Untereigentümer die Interessen der richtigen Bebauung und Produktion, und damit war beiden Interessen vollkommen genügt. Wir haben in keiner Zeit einen solchen Fortschritt mehr in der Landwirtschaft zu konstatieren gehabt, als unter diesem System im germanischen Reiche. Sümpfe wurden ausgetrocknet, die Höhen wurden umgewandelt in herrliche Pflanzungen, prächtige Wiesen, Weiher wurden geschaffen; alles, die ganze landwirtschaftliche Produktion des Mittelalters gab uns den Stempel ungeheuren Fortschrittes, zeigte uns, wie bei der Wahrung der Interessen der Gesamtheit und der einzelnen Besitzer der höchste Fortschritt für die Gesamtheit und zugleich der möglichste Wohlstand für die Bauern zu erzielen sei. Ich sage dies nicht, um etwa mittelalterliche Zustände herbeizuwünschen, ich wünsche dieselben nicht zurück, und selbst, wenn ich sie herbeiwünschte, so wären sie nicht mehr zu ermöglichen. Ich weise auf diese Thatsache nur deshalb hin, um für die Gegenwart wieder anzuspornen, daß die Interessen der Gesamtheit ein Organ finden, welches gegenwärtig vollständig mangelt. Das einzige Volk, welches eine Schranke im Besitz von Grundeigentum nicht anerkannte, war das römische Volk, und das römische Recht gab dem Besitzer vollständige Willkür. Er konnte seinen Grund und Boden bebauen oder ihn auch unfruchtbar liegen lassen, er konnte aus Getreidefeldern Parks machen, konnte zerstückeln, zertrümmern, abholzen, kaufen und verkaufen nach Belieben. Und, meine Herren, wenn Sie die Entwickelung der Landwirtschaft des römischen Reiches derjenigen der germanischen Nation gegenüberstellen, was finden Sie? Während bei uns das Vegetationskapital von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert, in hohem Grade gesteigert wurde, sehen Sie im römischen Reiche nichts als Verwüstung, aus der reichen Campagna wurden Sümpfe, aus den herrlichen Gefilden von Nordafrika wurden durch die Abholzungen unfruchtbare Landstriche, Kleinasien wurde verwüstet, und was aus Istrien und Dalmatien geworden ist, das sagt uns der Karst. Meine Herren! Das ist die Folge jener römischen Rechtsauffassung, welche Grund und Boden der Willkür der Privatbesitzer anheimgiebt. Während in den germanischen Reichen durch die Schaffung eines Organs der Gesamtheit die Landwirtschaft von Stufe zu Stufe sich gehoben, sehen wir dort nichts als Verwüstung, nichts als Versumpfung, Ruin, Untergang der Nation. Heute noch ist aus diesen herrlichen Küstenstrichen des ehemaligen römischen Reiches,

aus Nordafrika, Kleinasien, Griechenland, Dalmatien usw. nichts mehr zu machen, weil die zerstörende Hand die Grundbedingungen einer richtigen Wirtschaft vernichtet hat.

Im Jahre 1789 kam man von der altgermanischen Auffassung von Grund und Boden, von der christlichen Auffassung, darf ich auch sagen, ab, und die französische Revolution sprach wieder den Grundsatz des römischen Rechtes aus, daß jeder Grundbesitzer mit seinem Grund und Boden thun und verfügen kann, was er will, und diese Grundsätze von 1789 sind allmählich so ziemlich auf alle Nationen übergegangen, auch auf uns. Bei uns in Bayern und in Deutschland hat sich allerdings infolge einer tausendjährigen Sitte die Zerstörung nicht in der Weise gezeigt, wie man anfänglich befürchten konnte, nach der Einwirkung von so schlimmen Grundsätzen. Allein in den letzten Jahrzehnten ist doch auch bei uns eine sehr bedenkliche Wendung eingetreten. Ich konstatiere, daß in Frankreich heute auf den Kopf der Bevölkerung nicht mehr so viel Ertragsfähigkeit des Bodens erzielt wird, wie vor dem Jahre 1789. Die Erschöpfung von Grund und Boden schreitet in Frankreich vorwärts unter diesem System, und es sind erst 100 Jahre, noch nicht ein halbes Jahrtausend, wie bei der römischen Kaiserzeit. Bei uns in Süddeutschland kann man konstatieren, daß bis zum Jahre 1860 die alte Sitte feste Wurzel behielt, und die Verschuldung keinen nennenswerten Umfang hatte. Mit der Einführung des Notariats auf dem flachen Lande traten plötzlich andere Bedingungen ein. Bei der Übergabe wurde der höchste Preis immer als Schätzungswert angesetzt. Die Grundspekulation bemächtigte sich des reich aufgespeicherten Vegetationskapitals. Es fing die Zertrümmerung an, welche seit Jahrzehnten unausgesetzt ihren Fortgang nimmt. Zuerst erschöpfte man das Vegetationskapital, dann wurden die schönen Waldungen abgeholzt. Schließlich wurde zerstückelt und zertrümmert und dann wieder infolge des höheren Preises kleiner Güter meist noch aus dem Verkaufe des Rumpfes des Gutes ein sehr hoher Verkaufspreis erzielt. Die Folge dieser Zustände ist eine wirklich traurige, und ich habe erst in den jüngsten Wochen wieder aus dem bayerischen Walde verschiedene Nachrichten über Zertrümmerungen von herrlichen Gütern, wo aus der Verwüstung des Waldes oft geradezu der gesamte Erlös für den Hof erzielt wurde, erhalten. Was geschieht aber da mit einem solchen Gut? Derjenige, der das Gut kauft, kann es nicht mehr erhalten. Es folgen zwei, drei, vier Besitzer, die alle wieder nicht mehr existieren können, weil es bereits an der richtigen Zusammensetzung des Hofes fehlt, weil die wirtschaftliche Zusammensetzung des Gutes aus Äckern, Wiesen, Waldungen nicht mehr gegeben ist. Darin beruht der Fluch dieser Abholzungen und Zertrümmerungen, daß die wirtschaftliche Einheit unserer

Höfe zerstört wird, und hier muß wieder ein Organ der Gesamtheit geschaffen werden, welches solche Zustände beseitigt.

Meine Herren! Man hat gesagt, es sei durchaus unrichtig, daß der Bauernstand heute unter dem kapitalistischen System leide. Ich muß diese Behauptung trotzdem aufrecht erhalten. Ich unterscheide ja zwischen Kapitalisten und kapitalistischer Ausbeutung. Ich möchte auch nicht einstimmen in die oft übertriebenen Klagen gegen die Banken und Kapitalsassoziationen, weil diese selbst meist unter dem Banne von Verhältnissen stehen, die sie gar nicht zu beherrschen vermögen; aber daß durch hohe Übergaben und Kaufschillingsreste und die Verschuldungen, welche daraus resultieren, der Bauernstand mehr oder minder in Abhängigkeit vom Kapital geriet, diese Thatsache läßt sich nicht bestreiten. Die jetzige Entwickelung dauert erst ungefähr dreißig Jahre, also etwas mehr als ein Menschenalter. Bei dem künftigen Übergang und den nächstfolgenden werden die Güter immer mehr verschuldet werden, weil doch einige kleine Abfindungen, wenn auch nicht mehr so bedeutend wie bisher, für die Geschwister herausbezahlt werden müssen. Und was ist dann die Folge? Daß die Verschuldung gradatim zunimmt, mit jeder Generation sich häufen muß, weil jetzt die Besitzer nicht mehr imstande sind, alles zurückzuzahlen, und bei jeder Handänderung neue erhebliche Schulden sich ergeben. Darin hat der Kapitalismus eine Macht erlangt, welche sehr bedeutend geschätzt werden muß, und der Bauernstand ist heute bereits in eine gewisse Abhängigkeit gekommen. Er muß heute bereits Fronden und viele Entbehrungen auf sich nehmen, um die Zinsen zu erschwingen, die Steuer aufbringen zu können und die sonstigen Lasten, welche auf den Bauer so schwer drücken. Also in dieser Beziehung dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß die heutigen Verhältnisse bereits zu Bedenken Anlaß geben, wenn auch nicht zu übertriebenen Befürchtungen. Schrittweise nimmt die Verschuldung zu, die mit jeder Handänderung, mit jeder Übergabe verbunden ist, damit ist immer eine größere Schuld und größere Abhängigkeit des Bauern verbunden. Das ausbeutende kapitalistische System beruht auf der Theorie der französischen Revolution von 1789, daß Grund und Boden Ware sei. Grund und Boden ist aber keine Ware; jede Ware kann beliebig produziert werden; Grund und Boden ist aber ein für allemal gegeben zum Nutzen der Gesamtheit und darf darum auch nicht als Ware behandelt werden. Es muß bei Kauf und Verkauf eine gewisse Schranke errichtet werden. Es darf der Spekulationskauf des Kapitals nicht geduldet werden, und in dieser Beziehung, glaube ich, ist es notwendig, ein Organ der Gesamtheit zu schaffen, welches die Spekulation in Grund und Boden überhaupt für die Zukunft hindert. Hier hat das Kapital eingesetzt: Wenn irgend ein Verkauf eintritt, wird der

höchste Preis zu erzielen gesucht. Das liegt im Interesse des Verkäufers, und es wird so lange zugewartet, bis womöglich dieser höchste Preis erreicht wird. Ähnlich ist es bei der Übergabe; hier zwingen schon Notar und Rentamtmann, daß der höchste Preis bei der Übergabe angesetzt wird, so daß dann der Übernehmende in tiefer Verschuldung steckt und sich meist nicht mehr aus der Verschuldung befreien kann. Hiegegen, glaube ich, müssen wir schützende Dämme errichten und zwar in zweierlei Beziehung: Wir brauchen Schutz für das Gut. Ich stelle das in die erste Linie; das Gut soll von dem Bebauer möglichst gepflegt werden, damit es den höchsten Ertrag erzielt und damit den Interessen der Gesamtheit am meisten Nutzen bringt. Das Gut soll eine wirtschaftliche Einheit sein, welche in richtiger, proportionaler Zusammensetzung von Äckern, Wiesen, Weiden und Wald besteht; nur wo diese Zusammensetzung richtig gegeben ist, ist es möglich, den für die Äcker entsprechenden Viehstand halten zu können, durch den Viehstand die Dungkraft zu erlangen und dem Boden jene Stoffe wieder zuführen zu können, welche seine Ertragsfähigkeit nicht bloß erhalten, sondern von Jahr zu Jahr steigern. Diese wirtschaftliche Einheit muß erhalten werden. Wenn gegen die moderne Wissenschaft, gegen die moderne Verwaltung irgend ein Vorwurf erhoben werden kann, ist es dieser, daß weder die Wissenschaft der Nationalökonomien, noch die Verwaltung sich der Pflicht bewußt geworden sind, daß sie hier ganz bestimmte Verpflichtungen haben, damit das Gut in seiner Ertragsfähigkeit erhalten und gesteigert werde.

Wir sind aber auch, meine Herren, dem Bauernstande Schutz schuldig. Die Leute, welche jahraus jahrein sich abplagen auf ihrem Grund und Boden, welche mit ihrer Familie Tag und Nacht sinnen und streben, um nur das tägliche Brot für sich zu gewinnen, diese Leute, welche so viel Entbehrungen auf sich nehmen müssen, welche, obwohl sie Getreide hervorbringen, oft kein Brot zu Hause haben, wie es in so armen Hütten oft vorkommt, welche das Vieh züchten und doch oft Wochen und Monate lang kein Fleisch bekommen, diese Leute, diese arme ländliche Bevölkerung, haben denn doch auch das Recht auf Schutz und das Recht auf Beachtung. Auch diese arme ländliche Bevölkerung müssen wir schützen gegen den Zwang der Überschuldung, der in den heutigen Verhältnissen liegt. Ich sage, gegen die Überschuldung. Es kann der einzelne sich nicht dem Zwang dieser Verhältnisse entziehen, er muß eben kaufen, wo er etwas erlangen kann, und oft zu übertriebenen Spekulationspreisen kaufen. Er ist genötigt, um seinen Kindern eine ähnliche Aussteuer geben zu können, wie der Nachbar es thut, zur höchsten Übergabe zu greifen, und wir zwingen damit unsern Bauernstand zu immer größerer Verschuldung. Es ist ja bereits so weit gekommen, daß wir sagen müssen: der Bauer erhält bei den hohen Preisen

von Grund und Boden häufig seinen Lohn nicht mehr, und wir sehen dies ganz besonders bei den kleinen Gütlern, oder bei den Leuten, welche irgend einen Nebenerwerb haben. Diese kaufen einzelne Grundstücke so teuer, daß sie nicht bloß keinen Lohn mehr erzielen aus ihrem Grund und Boden, sondern daß sie von ihrem sonstigen Erwerb zusetzen müssen, und wir sehen — die Statistik sagt uns dies —, daß die meisten Zwangsversteigerungen gerade bei diesen kleinen Wirtschaften vorkommen, wo ein Nebenerwerb vorhanden war. Und warum kommen hier die meisten Zwangsversteigerungen vor? Weil, je kleiner der Besitz ist, um so größer der Preis, weil hier der Spekulationspreis aufs Höchste gestiegen ist. Hier muß deshalb auch in erster Linie eingesetzt werden. Beim Kauf und Verkauf muß meines Erachtens darauf gesehen werden, daß der Bauer mit seiner Familie auch wieder ein Einkommen hat, daß er wenigstens seinen Lohn bezieht, daß er von diesem Lohn zu existieren und zu leben vermag, und daß er von diesem Lohn auch die Ausgaben an den Staat, die Gemeinde, den Kreis und Distrikt zu erlegen imstande ist. Ich sage, wir müssen dem Grund und Boden, dem Hofe Schutz gewähren, wir müssen dem Bauernstand Schutz gewähren, und zu diesem Behufe fordere ich ein Organ der Gesamtheit, welches uns seit 1789 mangelt, ein Organ der Gesamtheit, welches auch der römischen Auffassung und dem römischen Recht unbekannt war.

Worin soll dieses Gesamtorgan bestehen, und welche Aufgaben sollen ihm zugewiesen werden? Meine Herren! Es ist eine so schwierige Frage, daß ich mir nicht getraue, dieselbe endgültig zu beantworten; allein deshalb können wir uns der Beantwortung dieser Frage doch nicht entziehen, wenn nicht in absehbaren Jahrzehnten unser Bauernstand zugrunde gehen und unser Grund und Boden erschöpft werden soll. Ich denke mir, daß wir unsere Gemeinde wieder zu einer Wirtschaftsgemeinde machen sollen, wie sie es ursprünglich war. Die Gemeinde war früher nicht ein Organ der untersten Verwaltung, wie sie es heute ist, sondern sie war eine wirtschaftliche Einheit, die Gemeinde hatte eine wirtschaftliche Aufgabe. Der Gemeinde, Markgenossenschaft, ist gerade das zugefallen, was ich als Interesse der Gesamtheit dargelegt habe, die richtige Einteilung von Grund und Boden, die richtige Bebauung, Schutz der einzelnen, Schutz der Gemeinden, und ich glaube, wir werden wieder dazu zurückkommen müssen, Wirtschaftsgemeinden zu bilden, welchen diese Aufgaben zufallen müssen. Diese Wirtschaftsgemeinde hätte darüber zu wachen, daß Spekulationskäufe nicht vorkommen dürfen, sie hätte darüber zu wachen, daß, wenn ein Gut gekauft wird, es nur geschieht zum eigenen Betrieb, so daß derjenige, der kauft, auch wirklich den Bauernhof selbst bewirtschaftet, und nicht etwa bloß kauft, um in absehbarer Zeit wieder teuerer zu verkaufen oder zu zerstückeln

und zu zertrümmern, abzuholzen und auszuschlachten. Das wäre eine der vornehmsten Aufgaben einer wirtschaftlichen Gemeinde, daß das Gut in voller Erhaltung des Vegetationskapitals richtig betrieben wird und nicht zertrümmert oder ausgeschlachtet werden darf. Ich möchte der Wirtschaftsgemeinde eine weitere Aufgabe zuweisen, nämlich bei Übergaben den wirklichen, wahren Ertragswert festzustellen und nach diesem Ertragswert die Höhe der Übergabe zu bestimmen. Früher war das in Händen der alten Landrichter. Da ging man meist mit einem gewissen patriarchalischen Sinne den Bauern an die Hand, es wurde gar nicht geduldet, daß zu hoch übergeben wurde, sondern die Obrigkeit sah damals darauf, daß der, welcher den Hof übernehmen sollte, auch bestehen konnte. Heute hat man andere Gesichtspunkte. Heute müssen Notar und Rentamtmann die höchste Taxe erzielen, und deshalb muß zu den höchsten Preisen übernommen werden. Ich möchte bei Kauf und Verkauf den Einspruch der Gemeinde festsetzen im Sinne der Erhaltung des Gutes; und vielleicht läßt sich auch die Idee durchführen, die ich aber keineswegs als etwas hinstellen möchte, worauf ich besonderes Gewicht lege, daß nämlich der Verkauf von Grund und Boden durch die Gemeinden vermittelt wird. Dadurch würden die Spekulationskäufe und -Verkäufe von selbst hinwegfallen.

Meine Herren! Dieser Organisation würde ich noch ganz andere Dinge zuweisen. Erst wenn der Bauer von Schulden nicht mehr gedrückt wird, erst wenn er sich wieder rühren kann, wie man zu sagen pflegt, erst dann wird es ihm möglich sein, ein viel größeres Gewicht auf die Ertragsfähigkeit von Grund und Boden zu legen als heute. Heute ist der Bauer sehr häufig in die Notlage versetzt, sein Stroh alsbald zu Geld machen zu müssen, er hat dann nicht mehr das Nötige, um den nötigen Dünger zu gewinnen, und die Ertragsfähigkeit von Grund und Boden sinkt. Wir haben das in Deutschland in vielen Gegenden zu konstatieren, auch in Bayern. Man darf sich nur in Dörfern umsehen, um sich zu überzeugen, wie mager die Getreidefelder von hochverschuldeten Gütern aussehen, es steht vielfach fast gar nichts mehr, während rechts und links die schönsten Ernten stehen. Wenn Sie in irgend ein Dorf hinausgehen, so werden Sie häufig finden, daß auch bei uns die Ertragsfähigkeit infolge der Überschuldung bereits im Sinken begriffen ist. Wenn die Verschuldung wegfällt, und dieser Zwang, alles nur mögliche zu Geld machen zu müssen, beseitigt wird, wenn wieder mehr auf Erzielung höherer Ertragsfähigkeit Gewicht gelegt wird, wenn mit einem Worte das Vegetationskapital gesteigert wird, dann wird auch die Möglichkeit gegeben sein, für Bezug von gemeinsamem Samen zu sorgen. Ich würde es zum Beispiel als eine Aufgabe von höchster Bedeutung ansehen, wenn der für den Boden einer

bestimmten Gegend, irgend eines bestimmten Gaues bestens geeignete Samen gemeinsam gewählt würde. Es würde für ganze Gaue, vielleicht für ganze Bezirksämter und halbe Provinzen irgend eine bestimmte Marke entstehen. Man würde sagen, da und dort ist diese oder jene Marke gebaut; es würden höhere Preise beim Verkaufe erzielt werden können, weil dann der Käufer nicht mehr darauf angewiesen wäre, alles mögliche Getreide von verschiedenen Samensorten zusammenwerfen zu müssen, sondern er würde eine Marke erhalten, deren Wert er auf dem Weltmarkt sehr genau kennen würde. Es würde dann vielleicht auch möglich sein, die vielen Körnerkrankheiten, welche heute noch einen so hohen Ausfall in der Ernte veranlassen, zu beseitigen. Ein angesehener Kenner der Landwirtschaft, der auch in München einen guten Namen besitzt, hat versichert, daß, wenn diese Körnerkrankheiten beseitigt werden könnten, damit ein so hoher Ertrag unserer Ernte erzielt werden würde, daß eine Getreideeinfuhr bei uns nicht mehr notwendig wäre. So viel hängt oft von diesen Dingen ab, und ich sage, daß die Ertragsfähigkeit unseres Bodens bei besserer Bestellung nicht etwa bloß jene Summe erzielen könnte, welche heute die Einfuhr ausmacht. Ich behaupte und stehe damit in Übereinstimmung mit allen Kennern unserer Landwirtschaft, daß bei besserer Bebauung und bei besserer Düngung unseres Bodens der Ertrag von Grund und Boden verdoppelt werden könnte, und dann, meine Herren, hätten wir nicht mit jener Angst zu rechnen, daß die Zunahme der Bevölkerung viel zu rasch vor sich gehe, und daß damit die Getreideproduktion nicht gleichen Schritt halten könne. Diese wirtschaftliche Einheit, diese Wirtschaftsgemeinde, hätte meines Erachtens auch die Rindviehzucht in die Hand zu nehmen, den gemeinsamen Bezug von Samen, von Gerätschaften; sie könnte vielleicht auch herangezogen werden zum besseren gemeinsamen Absatz der Produkte.

Ich möchte aber noch auf eine andere Notwenigkeit hinweisen. Heute ist die ganze Organisation von Grund und Boden zertrennt und zerstückelt in drei Abteilungen. Wenn irgend eine Änderung oder ein Verkauf vor sich geht, so ist erstens das Notariat da, zweitens das Hypothekenamt und drittens das Rentamt. Ich möchte der Regierung nahelegen, das Grundbuchamt zu schaffen als einheitliche Behörde. Ich denke, daß das Grundbuchamt mit dem neuen deutschen Civilgesetzbuch von selbst kommt. Allein ich glaube, wir würden gut thun, jetzt schon Hand anzulegen, ein gemeinsames, einheitliches Grundbuchamt zu schaffen, dieses Grundbuchamt mit wohlwollenden Beamten zu versehen, welche in obrigkeitlichem Sinne, das heißt mit Wohlwollen den Leuten gegenüberstehen, ihnen auch wohlwollend an die Hand gehen und sie nicht geschäftsmäßig behandeln, wie das heute beim Notariat der Fall ist und nach Lage der Dinge sein muß, ohne daß

ich den Notaren einen Vorwurf mache; das liegt in der Grundlage des Notariats als Institut.

Meine Herren! Der Wirtschaftsgemeinde würde meines Erachtens auch die Vermittlung des Personalkredites obliegen, jenes Kredites, den heute die Raiffeisenvereine vermitteln. Die Raiffeisenvereine sind im Grunde genommen nichts anderes als die Erneuerung der alten Wirtschaftsgemeinde, und von diesem Standpunkte aus sind sie nur zu begrüßen und zu unterstützen; aber man würde sich täuschen, wenn man den Raiffeisenvereinen etwas anderes zumuten würde, als die Aufgabe der Vermittlung des Betriebskredites. Für den Hypotheken- und eigentlichen Grundkredit sind sie gar nicht veranlagt, und der muß immer wieder von großen Organisationen getragen sein. Will man der Inkorporation des Hypothekarkredites, wie das von so angesehenen Autoritäten wie Dr. Schäffle befürwortet wird und, wie ich jüngst gesehen habe, auch von Buchenberger, wenn auch mit einigen Einschränkungen, empfohlen wird, dann, meine Herren, muß man zu einer Gesamtorganisation des Bauernstandes greifen, dann kann man sich nicht mehr mit der Wirtschaftsgemeinde begnügen, sondern es muß eine Gesamtorganisation da sein, welche die Rückendeckung bildet für solche Inkorporationen. Im Antrag „Dr. Jäger" ist ja die Schaffung einer staatlichen Hypothekarbank beantragt, und ich selber bin ja früher immer thätig gewesen für die Schaffung einer Bank auf Gegenseitigkeit unter staatlicher Leitung. Ich glaube aber, daß mit derselben vorläufig wenig erzielt wird, so lange es an der Grundlage und an der Unterlage einer Organisation des Bauernstandes fehlt. Ich meine, die Inkorporation des Hypothekarkredites wird sich erst als Schlußstein der Organisation des Bauernstandes verwirklichen lassen, und ich glaube, wenn man jetzt mit der Organisation des Hypothekarkredites in anderer Weise vorgeht, daß dann nicht viel erreicht wird, daß vielleicht der Bauernstand vom Regen in die Traufe kommt; denn die Erfahrungen, die der Bauernstand mit der staatlichen Organisation gemacht hat, wie wir sie zum Beispiel bei der Reichsversicherungsgesetzgebung gemacht haben, sind nicht sehr lockend, um noch einmal nach staatlicher Organisation zu greifen. Ich meine, es wird vorläufig damit sehr wenig erreicht werden.

Einen Gegenstand aber möchte ich noch berühren, weil ich glaube, daß hier die Staatsregierung einen falschen Standpunkt einnimmt. Der Herr Minister der Finanzen hat bei der Beratung des Antrages „Dr. Jäger" erklärt, eine Aufnahme der Schulden, eine Schuldenstatistik sei nicht zu befürworten, weil ja doch nicht sämtliche Schulden aufgenommen werden könnten, sondern nur die Hypothekarschulden, und weil wir dann doch kein richtiges Bild bekämen. Meine Herren! Dieser Ansicht bin ich nicht. Ich

hätte geglaubt, daß die Thatsache zunehmender Verschuldung von Grund und Boden der k. Staatsregierung von selber Anlaß geben würde, eine Schuldenstatistik aufzunehmen; denn eine solche Statistik sollte doch meines Erachtens die Vorbedingung und Grundlage sein, wenn wir zu irgend einer Reform schreiten. Wir müssen doch wissen, wie steht es mit den Schulden. Infolge des Mangels einer Statistik ist es der k. Staatsregierung immer sehr leicht, zu sagen, es existiert überhaupt kein Notstand, das sei nur eine Schwarzmalerei. Meine Herren! In den Ländern, wo Schuldenstatistiken existieren, kann man das nicht sagen, da giebt es keine Schwarzmalerei, denn es sprechen die Ziffern sehr laut, daß die Verschuldung von Grund und Boden eine rapid zunehmende ist. Wenn ein verhältnismäßig viel ärmeres Land als Bayern, Österreich, diese Schuldenstatistik vornehmen konnte, dann können es auch wir. Es ist ja nur eine einmalige Ausgabe, die sich meines Erachtens nicht sehr hoch beläuft, wenn wir mit der Aufnahme der Hypothekarschulden den Anfang machen. Die jährliche Zunahme und Abschreibung macht ja dann nahezu keine Schwierigkeiten. Wenn man die Aufnahme der Schuldenstatistik auf die Hypothekenämter des flachen Landes beschränkt, und zwar nur auf den wirklichen Grund und Boden der Landwirtschaft, und die Städte, die ja nicht davon berührt werden, hinwegläßt, dann wird diese Aufnahme der Schuldenstatistik keineswegs länger als drei oder vier Monate dauern, und ein Arbeiter — es braucht ja kein Jurist zu sein — der die Statistik aufnehmen wird, kann doch für drei oder vier Monate kein so heidenmäßiges Geld kosten. Haben wir einmal die Statistik, dann haben wir einen klaren Standpunkt, wir wissen, woran wir sind, wir können die Zukunft ziemlich genau kalkulieren, und wir haben den Grund und Boden geschaffen für ein weiteres Fortschreiten auf der Bahn der Reform. Meine Herren! Daß wir nicht die Gesamtschulden aufnehmen können, sondern nur die Hypothekenschulden, daran liegt meines Erachtens sehr wenig. Die Personalverschuldung, die Betriebsverschuldung hat mit der Grundverschuldung, gerade mit dem Spekulationssystem, von dem ich gesprochen habe, und welches sich zusammensetzt aus Kaufschillingsrest- und Erbabfindungen, nichts zu schaffen. Sie ist eine Sache für sich. Die wollen wir nicht aufnehmen und brauchen sie auch nicht. Aber den Stand der Grundverschuldung wollen wir wissen, und ich bedauere, daß die k. Staatsregierung sich bis zur Stunde nicht hat bereit finden lassen, eine Hypothekarverschuldungsstatistik in Bayern aufstellen zu lassen.

Meine Herren! Ich hätte eigentlich noch einen Wunsch, nämlich den, daß unsere Bezirksamtmänner, welche so viel mit der Landwirtschaft zu thun haben, und welche doch eigentlich die geistige Bewegung bilden

sollten, wirtschaftlich eingehender und besser herangebildet werden sollten. Der Bezirksamtmann hat in seiner äußeren Stellung wenig Nutzen von seinen Pandekten und Institutionen, aber der Mangel wirtschaftlicher Kenntnisse ist oft sehr fühlbar, und deshalb meine ich, daß die Verwaltungsbeamten in der Zukunft hierfür besonders herangebildet werden sollen, daß die juristische Vorbildung in dieser Weise eine Änderung erhalten soll, und daß an den Universitäten die Agrarpolitik und das Argrarwesen ganz anders behandelt werden sollten als heutzutage. Es ist gewiß im höchsten Grade bedauerlich, wenn an der hiesigen Universität und noch dazu in einem Lande, welches überwiegend Ackerbaustaat ist, Agrarpolitik nur so nebenbei und zwar in der Weise gelesen wird, daß man sagt, der Bauernstand muß verschwinden, die Zukunft gehört ausschließlich dem Großbetriebe. (Ruf: Brentano!)

Meine Herren, solche Monopole an den Universitäten sollte man nicht schaffen. Ich bin der Ansicht, daß unser Universitätsleben sich überhaupt überlebt hat in der Monopolstellung, die es heute einnimmt, wo irgend ein Professor einfach seine Hefte herunterliest, welche der Studierende auswendig lernen muß, wenn er nicht vielleicht durchfallen will. Jedes Fach sollte wenigstens zwei bis dreifach besetzt sein, namentlich so wichtige Fächer wie die Volkswirtschaft sollten mehrfach besetzt sein, und ich werde hoffentlich Gelegenheit finden, mit dem verantwortlichen Vertreter, dem Herrn Kultusminister, ein ernstes Wort zu reden, daß er gerade hier die Volkswirtschaft zum Monopol eines einzigen Mannes gemacht hat.

Meine Herren! Erst wenn eine richtige Organisation unseres Bauernstandes durchgeführt wird, erst dann wird unser Bauernstand, unser Grund und Boden geschützt, erst dann wird aber auch die Ertragsfähigkeit gesteigert werden können. Es wird billiges Brot im Inlande beschafft werden können, es wird zugleich in der gesteigerten Produktivität und Ertragsfähigkeit auch der Bauernstand erhöhte Einnahmen haben. Heute sprechen wir fortwährend von den Gegensätzen der Arbeiterbevölkerung und der Landwirtschaft. Dieser Gegensatz existiert thatsächlich. Aber warum? Weil die Organisation der Interessen der Gesamtheit fehlt, weil die Gesamtheit kein Organ mehr hat. Deshalb ist dieser Gegensatz vorhanden. Wenn aber Grund und Boden richtig bestellt wird, wenn die Überschuldung wegfallen wird, dann, meine Herren, wird nicht bloß billigeres Brot im Inlande vorhanden sein, es wird auch der Bauer in der gesteigerten Produktivität seiner Arbeit die erhöhte Einnahme haben, die Einheit der Interessen wird wieder gegeben sein, und es wird der Zwiespalt, wie er heute leider vorhanden ist, aufgehoben. Und gerade von diesem Gesichtspunkte aus sage ich, daß die Lösung der Agrarfrage, die Lösung der Frage von Grund und Boden, zugleich die Lösung der sozialen Frage ist.

Die Lösung der sozialen Frage hängt wesentlich davon ab, daß bei uns infolge des Mangels der Ertragsfähigkeit, und weil der Bauernstand für sich nicht mehr den richtigen Arbeitslohn erhält, daß deshalb so viele landwirtschaftliche Bewohner in die Städte strömen, welche kropfartig anwachsen. Das ist nichts Natürliches mehr, was wir heute sehen. Wenn aber der Bauer mit seiner Familie selbst wieder auf einem Gute sitzt, welches ihn nährt, wenn er wieder seinen hinreichenden Arbeitslohn erhält, dann wird es diesen bescheidenen Leuten nicht einfallen, massenhaft in die Stadt zu strömen, dort in einer Dachwohnung zu leben, nur um dort dem noch größeren Elend des Landes zu entrinnen. Ich glaube also, daß die Lösung der Grundverschuldungsfrage die Lösung der sozialen Frage insofern sein wird, als Grund und Boden von jeher, namentlich im Mittelalter, den Lohnregulator für das übrige Handwerk und die übrigen Arbeitsberufe abgegeben hat. Ist Grund und Boden wieder gesättigt in der Weise, daß der Bauer seinen richtigen Lohn erhält, dann wird auch die Lohnerhöhung in den Städten nicht jenen Schwierigkeiten begegnen, wie es heute der Fall ist.

Ich halte ferner eine Organisation unseres Bauernstandes auch deshalb für notwendig, damit wir in der Produktion unseres Getreides vom Ausland möglichst unabhängig werden. Ich stehe hier allerdings im vollständigen Gegensatz zum jetzigen Lenker der Reichsregierung, dem Reichskanzler Grafen von Caprivi. Der Reichskanzler hat nämlich leichter Hand ausgesprochen, Deutschland werde nun einmal ein Industriestaat, darauf müßten wir uns einrichten, und die Einfuhr werde eben notwendig. Meine Herren! Ich habe vorhin schon erwähnt, daß bei besserer Düngung und bei besserer Bestellung wir unser Getreide sehr leicht selbst bauen können, und zwar nicht bloß für die heutige Bevölkerung, sondern auf ein Jahrhundert hinaus kann die Bevölkerung sich in der gegenwärtigen Weise vermehren. Wir werden dann vom Ausland durchaus unabhängig werden, und wie notwendig das ist, lehrt uns ein Blick auf die gespannten Verhältnisse der Nationen. Wenn einmal ein Krieg ausbricht, und es tritt eine Grenzsperre ein, und wir erzielen im Inlande nicht mehr das nötige Brot, was wird dann eintreten? Wer vermag die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen? Und, meine Herren, wissen Sie denn, daß immer eine Überproduktion im Auslande vorhanden sein wird? Ich habe erst vorgestern ein Werk von einem der besten Kenner von Nordamerika, dem Professor der Sozialökonomie an der katholischen Universität von Paris, Professor Jannet, gelesen, welcher Jahre lang in Nordamerika sich aufgehalten hat und die dortigen Verhältnisse auf das Genaueste kennt. Der Mann ist der Ansicht, daß im Osten von Nordamerika bereits der Grund und Boden überhaupt nicht

mehr für den Export in Frage kommt. Dort ist es bereits so weit gekommen, daß viele Güter verkauft werden, nur um den Preis von Gebäude und Umzäunung; Grund und Boden werden dazu umsonst gegeben, weil im Westen ein unerhörter Raubbau und organisierte Gesellschaften bestehen, welche zu den billigsten Preisen die Ernten aufkaufen und zu Schleuderpreisen dann auf den Weltmarkt werfen. Aber auch für den Westen Amerikas wird in absehbarer Zeit einmal, namentlich bei der fortschreitenden Vermehrung der Industriebevölkerung Nordamerikas, der Zeitpunkt eintreten, wo er nach Europa nicht mehr wird exportieren können. Und was ist es dann, wenn bis dorthin durch den nordamerikanischen Raubbau auch unser Bauernstand ruiniert sein wird und die Ertragsfähigkeit von Grund und Boden vernichtet sein wird? Was dann? Dann haben wir nicht mehr im Inlande das nötige Getreide und wir werden auch vom Ausland nicht mehr die nötige Zufuhr haben. Die Herren wissen, welche Schwierigkeiten die kleine Futternot dem bayerischen Bauernstand bereitet hat, und welche Sorge der k. Staatsregierung! Wenn nun aber einmal eine Getreidenot eintreten wird, was zwar wir nicht mehr erleben werden, aber unsere Nachkommen erleben können, was wird dann geschehen? Deshalb halte ich es für das Notwendigste, daß die k. Staatsregierung dafür sorgt, daß unser Grund und Boden fruchtbar erhalten, seine Ertragsfähigkeit von Jahr zu Jahr gesteigert und das Vegetationskapital erhöht wird, damit unser Bauernstand, unser Volk, immerdar auf Jahrhunderte hinaus imstande sei, billiges Brot für die ganze Bevölkerung und die ganze Nation zu schaffen.

Meine Herren! Ich wende mich zu einigen Gegeneinwänden, die namentlich auch von Seite der k. Staatsregierung gemacht worden sind bei Gelegenheit der Beratung des Antrages „Dr. Jäger". Es wurde gesagt, schlechte Zeiten habe es immer gegeben für den Bauernstand, und es stehe überhaupt nicht so schlecht; ich glaube, es war der Herr Finanzminister, der diese Worte gebraucht hat. Ich gebe ihm vollständig recht; für den Bauernstand hat es immer schlechte Zeiten gegeben; mühevoll ist dieser Beruf, und keine Reform der Welt wird je die Thatsache aus der Welt schaffen, daß es fruchtbare und weniger fruchtbare Jahre giebt, daß es Mißjahre giebt und so weiter, und daß darunter der Bauernstand leidet. Aber das können wir denn doch erreichen, daß wir durch eine andere Organisation den Bauernstand vor Überschuldung schützen und ihm eine feste Basis geben, daß wir die Spekulation beseitigen, die hohen Übergaben wegbringen, damit dann der Bauer eine so gesicherte Existenz hat, daß er schlechte Jahre ertragen kann. So war es früher, so ist es heute leider nicht mehr. Wir gehen vielmehr Zeiten entgegen, wo der Bauernstand bei schlechten Ernten einfach unterstützt werden muß, und zwar sehr stark, und

diese Unterstützung wird einem Danaidenfaß gleichen; man wird Millionen oben hineinwerfen, und unten werden sie wieder herausrinnen. Unser Bauernstand muß wieder auf eine feste Basis gestellt werden, und daß er so viel erwirbt, um selbst mehrere Mißjahre ertragen zu können, und das ist möglich, wenn man den Zwang der Überschuldung beseitigt.

Man macht einen weiteren Einwand — ich habe ihn vorher schon angedeutet — daß man sagt: der Bauernstand muß überhaupt zu Grunde gehen; das liegt in der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse; an seine Stelle muß der Großbetrieb treten. Meine Herren! Wir hören das vom Katheder herunter und auch von Staatsmännern, und es war kein Geringerer, als der Sohn des Fürsten Bismarck, Graf Herbert Bismarck, der es öffentlich ausgesprochen hat, daß der Bauernstand zu verschwinden habe, damit der Boden in kapitalkräftige Hände komme. Was diese kapitalkräftigen Hände bedeuten, das, meine Herren, sehen Sie überall dort, wo Grund und Boden bereits in diese kapitalkräftigen Hände übergegangen ist. Diese kapitalkräftigen Hände sitzen in den großen Städten und haben draußen ein Proletariat, wie es ärmlicher und erbärmlicher nicht gedacht werden kann. Sie sehen das in Galizien, wo in den letzten 25 Jahren der Grund und Boden in die Hände von Juden übergegangen ist, die in den großen Städten wohnen und sich unerhörten Luxus erlauben, während die Bauern draußen ihre Blößen kaum mit Lappen bedecken können und kaum mehr so viel haben, um nur noch essen zu können. Solche Zustände wollen wir nicht, sondern wir wollen, daß der Bauernstand erhalten werde und zwar in einer Weise, welche ihn nicht über die nächstbeste Futternot und Mißernte stolpern läßt.

Meine Herren! Der Großbetrieb ist übrigens keineswegs so vorteilhaft, wie man meint. Man geht immer von dem Grundsatze aus, daß der Großbetrieb die wenigsten Kosten erfordere und die höchsten Erträgnisse erziele. Ich finde diesen Irrtum sogar in der Schrift eines von mir hochverehrten Herrn, des Herrn Professors Freiherrn von Hertling, welcher in seiner jüngsten Schrift „Naturrecht und Sozialpolitik" folgende zwei Sätze schreibt. Ich werde sie mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten rasch verlesen:

> Das Interesse der landwirtschaftlichen Produktion fällt nicht zusammen mit dem Interesse des nationalen Staates. Das oberste Ziel für erstere — für die landwirtschaftliche Produktion — ist die Herstellung des quantitativ und qualitativ besten Ertrages unter Aufwendung der relativ geringsten Kosten. Wo dieses Ziel allein maßgebend ist, kommt man mit Notwendigkeit zum Großbetrieb.

Dasselbe sagt auch hier Professor Brentano und viele andere. Ich bestreite das auf das Entschiedenste. Der Großbetrieb hat eine ungeheuere

Zeitverschwendung und Arbeitsverschwendung, weil der Großbetrieb bei der Landwirtschaft nicht konzentriert werden kann, sondern viel zu weit auseinander liegt. Den besten Ertrag erzielt nur der mittlere Landwirtschaftsbetrieb, soweit das Auge des Besitzers ihn übersehen kann, und das Auge dieses Besitzers sichert nicht bloß den höchsten Ertrag, sondern auch die beste Pflege, und deshalb, aus diesem Grunde halte ich die Bewirtschaftung des Grund und Bodens durch den Bauernstand für die rationellste, beste und für die Gesamtheit sicherste. Das Auge des Besitzers ist unersetzbar. Und gerade das fällt beim Großbetriebe weg; deshalb wird auch der Großbetrieb nie die günstigen Resultate erzielen wie der mittlere Betrieb. Der Bauer kennt genau einen jeden seiner Äcker, er kennt genau, was er dort hinzusäen hat, er kann gerade den Samen auswählen, der ihm am zuträglichsten ist, er kennt jedes Stück Vieh in seiner Stallung. Es ist eine Thatsache, welche mir von Großgrundbesitzern oft versichert worden ist, daß die besten Resultate mit der Viehzucht nur bei verhältnismäßig kleinen Herden erzielt werden. Diese Herden dürften 60—80 Stück nicht übersteigen. Sobald die Herde einmal größer geworden ist, kann der Besitzer nicht mehr alles so genau übersehen und prüfen, wie dies bei der mittleren Zucht der Fall ist; und auch beim Anbau von Getreide haben die genauesten Beobachtungen, soweit ich mit Landwirten in Verbindung gekommen bin, ergeben, daß nur der mittlere Betrieb, wo der Bauer selbst fortwährend mit wachendem Auge dabei ist, die besten Resultate erzielt. Ich weise also die Insinuation, daß unser Bauernstand aus irgend welchen Gründen der wirtschaftlichen Entwicklung, dem großen Betriebe zu weichen hätte, entschieden zurück. Der Getreidebau, die Viehzucht, überhaupt die Landwirtschaft ist nicht etwa eine mechanische Produktion, wie die Industrie. Dort kann der Großbetrieb sich vollständig entwickeln, die Landwirtschaft aber ist eine Art Kunstpflege. Die Kunst kann niemals im Großen betrieben, sondern muß individualisiert werden. Deshalb halte ich den individuellen Betrieb als den einzig richtigen, Privateigentum an Grund und Boden als notwendig, aber mit der Einschränkung, daß dieses Privateigentum kein willkürliches, sondern im Interesse der Gesamtheit sittliche Schranken hat. Wo die Kraft des sittlichen Bewußtseins schwindet, muß in der Organisation für die Interessen der Gesamtheit auch eine gesetzliche Schranke geschaffen werden.

Meine Herren! Ich habe Ihnen jetzt meine Gedanken auseinandergesetzt, welche ich für die Reform unserer Landwirtschaft für notwendig halte. Ich kann deshalb zum Schlusse kommen.

Ich wünsche, daß die Spekulation in Grund und Boden durch eine Organisation beseitigt wird, ich wünsche, daß diese Organisation thätig ist bei Übergaben, bei Käufen und Verkäufen, daß sie den Bauern vor Über-

schuldung und das Gut vor Zertrümmerung schützt, damit das Gut als wirtschaftliche Einheit erhalten wird. Nirgends finden sich die Gegensätze des Individualismus und des Sozialismus so streng ausgeprägt wie bei Grund und Boden; nirgends finden wir aber auch bei einer schließlichen Einigung die harmonische Ausgleichung. Zwischen Individualismus und Sozialismus besteht der Gegensatz nur, soweit nicht eine ausgleichende Verbindung und Organisation gefunden wird. Wir sehen in der ganzen Entwicklung von Grund und Boden bei allen Völkern und zu allen Zeiten, daß bald der Sozialismus überwiegt in der Erscheinung überwiegenden Gesamteigentums, bald der Liberalismus und Individualismus, indem die Willkür des Besitzes allein maßgebend ist. Bei der letzten Entwicklung seit 1789 hat der Individualismus und Liberalismus eine viel zu große Latitude, eine viel zu große Freiheit, eine förmliche Willkür eingeräumt erhalten. Hier muß im Interesse der Gesamtheit ein Korrektiv geschaffen werden; das, was ich kurz mit dem Namen Sozialismus ausgedrückt habe, muß wieder zur Geltung kommen, indem die Willkür, über Grund und Boden zu verfügen, eingeschränkt und ein Organ der Gesamtheit geschaffen wird, welches die Interessen der Gesamtheit energisch wahrnehmen kann und auch energisch wahrzunehmen gewillt ist. Wie wichtig der Schutz von Grund und Boden ist, möchte ich durch ein Beispiel anschaulich machen. Um Elsaß-Lothringen zu halten, haben wir uns eine eiserne Rüstung angeschafft. Meine Herren! Ich spreche damit keinen Tadel aus. Jede Nation hat das festzuhalten, was sie erobert hat. Allein wenn wir uns schon solche Lasten auferlegten für ein kleines, unbedeutendes Land, warum sollen wir nicht die höchsten Anstrengungen machen, um den Grund und Boden, der uns das tägliche Brot liefern soll, der unsere Heimat ist, von der Spekulation des Kapitals zu befreien, und um wieder einen freien, unabhängigen, nicht überschuldeten Bauernstand zu schaffen. Hier ist für jede Partei des ganzen Landes und für alle Richtungen, die in diesem Hause vertreten sind, eine gemeinsame Basis gegeben, und ich glaube, daß das nicht bloß Seifenblasen sind, wie der Herr Finanzminister geglaubt hat, sondern wirkliche Gesichtspunkte, welche thatsächlich geltend gemacht werden sollen. Wir alle haben die Pflicht, uns zu einigen, um unseren Grund und Boden vor Überschuldung zu bewahren und nicht bloß die Ertragsfähigkeit zu erhalten, sondern das Vegetationskapital zu steigern.

Meine Herren! Ich sehe nicht so dunkel in die Zukunft, wie es oft geschehen ist. Wenn unser Grund und Boden nach außen hin einigermaßen Schutz findet, wenn nach innen eine Reform in einer Gesamtorganisation angestrebt wird, dann glaube ich, daß unser Bauernstand einer gesicherten Zukunft entgegen gehen kann, und daß wir nicht zu schwarz in

die Zukunft zu blicken haben. Ich setze beides voraus, ich sage, Schutz nach außen und Organisation nach innen. Wenn dies nicht geschieht, dann allerdings gebe ich mich den schwärzesten Befürchtungen hin, wie sie Herr Dr. Jäger ausgesprochen hat. Es muß meines Erachtens etwas geschehen, und zwar in dem Sinn, wie ich es ausgeführt habe. Unser Bauernstand hat ja eine ungeheure Widerstandskraft. Wie viele Jahrhunderte hat er gedauert, wie viele ungünstige Zeiten hat er schon überstanden? Die Stadtmauern sind überall gefallen, und die Burgen, wo die reichsten Geschlechter saßen, liegen in Ruinen, viele adelige Geschlechter sind hingegangen und existieren nicht mehr, aber in unserm Bauernstande hat sich immer ein eiserner Bestand erhalten, unsere Dörfer sind stehen geblieben bis zur Stunde, und ich hoffe, daß dies auch in Zukunft der Fall sein wird. Aber, meine Herren, es besteht ungefähr seit 30 Jahren eine gewisse Unsicherheit, die Überschuldung nimmt überhand, die Lasten steigern sich, eine gewisse Verzweiflung macht sich im Bauernstande geltend, man sieht dunkel in die Zukunft, es tauchen Elemente draußen auf, welche sehr bedenklich sind, die Zahl der Zwischenhändler mehrt sich sehr auffällig, so daß sie bereits Einfluß auf den Bauernstand gewinnen, Elemente, welche dort eine außerordentliche Bedeutung erlangt haben, die aber diese Bedeutung nicht in guter Weise ausüben. Wenn die Verhältnisse, wie bisher, fortgehen, ist unser Bauernstand in absehbarer Zeit ein Opfer nicht bloß der Verarmung und Verschuldung, sondern auch ein Opfer der Verführung.

Deshalb glaube ich, daß die rettende That zur rechten Zeit geschehen soll, und ich möchte es der k. Regierung nahe legen, in dieser Beziehung das Nötige ja nicht zu versäumen. Ihnen aber, meine Herren, in diesem Hause möchte ich es als eine Pflicht des Herzens nahe legen, daß wir jenen Klassen, welche immer tiefer in Not und Elend versinken, helfen, soweit wir können. Es ist dies eine Pflicht unseres Herzens! In dieser Beziehung muß ich dem Herrn Abgeordneten Dr. Aub versichern, wenn es sich um die Hilfe für die ärmsten Klassen handelt, so reiche ich auch den Sozialisten die Hand, das geniert mich gar nicht. Ich halte es für eine Pflicht des Herzens, jedermann heranzuziehen zur Hilfe dort, wo es sich um den Wohlstand des Volkes handelt, wo es sich darum handelt, die armen und ärmsten Klassen aus elenden Zuständen wieder in wohlhabende und geordnete Verhältnisse hinaufzuziehen. Und das ist nicht bloß eine Pflicht unseres Herzens, sondern auch eine Forderung des Verstandes. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß trübe Wolken am Himmel stehen, und daß wir nicht sicher sind, wann die gewitterschwangeren Wolken heranziehen, manches zerstören und in der Zerstörung vieles mit sich reißen. Da ist es denn doch Forderung unseres Verstandes, zur rechten Zeit vorzuschauen, damit alles

in geordnetem Zustande ist und die Gefahren beschworen werden, welche drohen. Und darum möchte ich alle hier in diesem Hause, sämtliche Parteien von rechts und links, und auch die k. Staatsregierung bitten, das Nötige zu thun, damit ja unser Bauernstand nicht in proletarische Zustände versinkt.

Meine Herren! Wenn wir unsere Pflicht thun, wird uns auch der Segen Gottes sicherlich nicht fehlen, und darum möchte ich allen, die hier sind, zurufen: Mutig und frisch die Hand ans Werk!



Moderne Rechtspflege.

Eine Betrachtung von Paul A. Kirstein.

(Berlin.)

Durch nichts wird ein Volk fester verbunden, als durch den Glauben an die Gerechtigkeit seiner Leiter.

Das ist ein Wort — so unendlich, so unabänderlich wahr, daß mit dem Zweifel an ihm das festgefügteste, das geeinigtste Volk zusammenbrechen und auseinanderflattern würde, gerade wie einst jene sagenhaften Arbeiter am Turmbau zu Babel, als die Erbauer unter einander uneins wurden, und jeder seine eigene Meinung in anderer Art und Weise kund gab. Da verstanden sie sich nicht mehr, und trauten einander nicht, und dieses Mißtrauen war's, was ihre sie zu einem großen Werk einigenden Bande lockerte, und was sie schließlich ganz und gar auseinandertrieb. Der Glaube an die Gerechtigkeit, an das eine, alle umfassende Gesetz ist wie eine große, weithinleuchtende Fahne, um die sich das Volk zu gemeinsamen, unvergänglichen Thaten schart! Der Glaube an diese Gerechtigkeit ist dem Volke die Religion, die ihm für das bürgerliche Leben, für den schwierigen Kampf um die Existenz mitgegeben ist, und darum ist — diese Gerechtigkeit im erschöpfendsten Sinne zu pflegen — die erste, die heiligste Pflicht des Staates!

Aber nicht nur, diese Gerechtigkeit zu pflegen, ist die erste Aufgabe des Staates — nein! Er muß auch im weitgehendsten Sinne dafür sorgen, daß es jedem, auch dem geringsten seiner Bürger, ohne viel Mühe und Kosten möglich ist, diese Gerechtigkeit aufzusuchen. Und das ist es, was unserer modernen Rechtspflege heute am meisten mangelt; denn das ist der Mehrzahl des Volkes nicht möglich! Wohl bietet sich das Gericht heutzutage zur

Fällung des Richterspruches einem jeden dar, aber um bis zu diesem Gericht zu gelangen, und den Richterspruch in Empfang nehmen zu können, braucht man ein ganz Teil materieller Mittel, die eben im Volke nicht vorhanden, oder mindestens nicht ohne weiteres zu riskieren sind. Unser ganzes Gerichtsverfahren ist eben leider im Laufe der Zeit zu einer Börse geworden, an der die Makler mit der Gerechtigkeit oder ihren Vertretern handeln. Wer am energischsten zu bieten weiß, behält Oberhand; die — oft nicht unerhebliche — Provision erhalten beide nichtsdestoweniger! Ihnen bleibt es also ziemlich gleich, wer der Sieger ist. —

Wenn ich vorhin sagte, der Glaube an die Gerechtigkeit sei die bürgerliche Religion des Volkes, so geschah das mit kluger Absicht; denn auch hier zeigen sich die gleichen Fehler, wie in der privaten, persönlichen Religion. Ebenso wie sich jede Religion — nenne sie sich, wie sie wolle! — das starre, unbeugsame Dogma gesetzt hat: Du sollst und mußt alles das glauben, was vor so und so vielen Jahrhunderten für Menschen aufgeschrieben wurde, wenn diese auch noch so und so viel in der Kultur zurück waren, ebenso setzt sich auch unsere Rechtspflege aus der Wurmstichigkeit von Akten und Paragraphen zusammen, die unter ganz anderen Anschauungen, in ganz anderer Lebensauffassung entstanden sind, als sie eben die heutige, die moderne Zeit zu hegen pflegt. Nach dem eigentlichen Leben in diesen toten Buchstaben, nach dem rein Seelischen, dem Menschlichen, fragt man nicht mehr. Deshalb ist der religiöse Mensch im Sinne der Religion auch noch lange nicht fromm, — und deshalb ist der der beste Richter, der die meisten Gesetzesparagraphen und ihre Anwendung auf jedes Vergehen todsicher auswendig weiß. Ob das nun zwar die richtige Pflege der Gerechtigkeit, das tiefe Erschöpfen von Schuld und Sühne, Recht und Unrecht ist, steht allerdings in Frage; sicher ist nur das eine: Die wahre Gerechtigkeit ist das nicht! Es ist das Öl, das auf schäumende Wogen gegossen wird, um sie vorläufig zu glätten. Was nachher, wenn man aus dem Bereich ihrer Aufgeregtheit ist, geschieht, das kümmert ja den Ölgießer nicht. Für den Augenblick ist alles ruhig, und das war's ja, was bezweckt wurde. Daß nun nachher das Wasser dafür trübe und schmutzig erscheint, und dem Unbefangenen kein Vertrauen, keinen Glauben mehr einflößt, das kümmert jene Leute nicht. Wenn nur für den Augenblick alles — mit Gewalt — ins rechte Lot gerückt ist!

Sicherlich ist es aber doch ein großer Unterschied, ob sich einer zur Erhaltung seines Daseins — in jeglichem Sinne —, aus Lust am Verbrechen, oder nur, um sich einen Vorteil zu verschaffen, vergeht. Unser Gesetz hat aber für all diese Vergehen, die in ihrem Antrieb und in ihrer Tragweite himmelweit von einander verschieden sind, immer nur die gleiche

Strafe. Es zieht einfach den Wert der Sache an und für sich, die mehr oder minder erschwerenden Umstände, und die vorhergegangenen Bestrafungen in Betracht, und daraus rekrutiert dann das Urteil.

Und das ist's, was vor allem anderen anzugreifen ist! Im Grunde genommen liegt doch in dem Entschluß zu einer That einzig und allein das Strafbare. Nach dem gefaßten Entschluß ist der Körper doch willenlos, und folgt einfach dem gegebenen Naturgesetze. Wenn also jemand aus „Hunger" stiehlt, so folgt er dem größten Naturgesetze, dem jedes Atom unter der Sonne unterworfen ist, dem „Selbsterhaltungstrieb". Und der ist und darf niemals strafbar sein! Unser Gesetz verurteilt aber den Betreffenden doch noch, und wenn dann anderen Tages auch in dem Zeitungsbericht zu lesen ist, der Gerichtshof hätte es nur „gezwungen" gethan, so ist das durchaus keine Entschuldigung dafür. Im Gegenteil — es beweist nur, daß die Ungerechtigkeit, die in diesem Urteil steckt, eben auch an jener Stelle gefühlt wird.

Traurig genug ist es schon, daß in einem geordneten Staatswesen überhaupt jemand in die bittere Lage kommen kann, auf solche Weise seine Existenz bestreiten zu müssen, viel trauriger aber ist es noch, daß man ihm dazu oder deswegen noch eine Strafe zudiktiert! Statt dessen sollte der Staat sich seiner annehmen und ihm Arbeit und Lebensmittel für eine gewisse Zeit zubilligen, ebenso wie er dem Geschädigten, was ja bei der Geringfügigkeit des Gegenstandes kaum in Betracht kommt, auf Verlangen den Schaden ersetzen könnte. Freilich, daran denkt der Staat nicht; denn er kann ja nicht immer erforschen, ob sich wirklich jemand, namentlich im Wiederholungsfalle, nur zur Erhaltung seines Daseins, im realen oder psychischen Sinne, vergangen hat, aber eben, daß er das nicht kann, ist durchaus nicht dazu angethan, der Gerechtigkeit zu ihrem vollen und auch gerechten Siege zu verhelfen!

Auf das Vorhergegangene, auf das rein psychologische Moment, muß bei jedem Fehltritt am meisten geachtet werden, und daß unsere Richter dies garnicht thun, daß das Gesetz dies einfach nicht zuläßt, das ist die Hauptsache, die unser Volk nicht mehr recht an volle, gleichverteilte Gerechtigkeit glauben läßt! Denn was diese Menschen häufig in reinstem Bewußtsein, nach Maßgabe ihrer Verstandeskräfte, aus innerem Trieb — oft konnten sie garnicht anders — gethan haben, das wird ihnen urplötzlich vor Gericht als Verbrechen ausgelegt und mit Strafe bedacht, während sie selbst sich doch bis ins innerste Mark hinein rein und schuldlos fühlten. Ist nun ein solches Vergehen wirklich strafbar? Doch sicherlich nein! Es geschah ja doch nur — ich möchte fast sagen, weil es geschehen mußte! Es fehlt ja doch jede kleinste Lust darin, etwas böses zu thun! Aber das Gesetz fragt

nicht danach. Das verurteilt einfach, weil es im Gesetzbuch so vorgeschrieben ist; Unkenntnis schützt eben nicht vor Strafe!

Daß aber der eine so Betroffene hingeht, und mit vollem Recht über Ungerechtigkeit klagt, und unter seinen Freunden und Bekannten durch diesen Vorfall aus einem Unzufriedenen hunderte solcher werden, das beachtet der Staat nicht. Freilich, er fragt ja auch garnicht, woher die Unzufriedenen, die Nörgler, kommen. Er sieht ihre Zahl nur als Feinde an, und glaubt sie mit Gewalt unterdrücken zu können. Ihm ist es ganz lieb, „wenn sie den Staub von ihren Pantoffeln schütteln“, dann ist wenigstens vorläufig wieder Ruhe im Lande. Freilich, ein Eingehen auf ihre berechtigten Wünsche hätte einen viel schnelleren und größeren Erfolg! —

Betrachten wir die vorerwähnten drei Arten von Vergehen, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß bei unserem heutigen Gerichtsverfahren die zweite, die aus Lust am Verbrechen begangene That, am stärksten geahndet wird; erstens der Verwegenheit wegen, die gewöhnlich dabei an den Tag gelegt wird, zweitens wegen der großen Frivolität, mit der die That selbst begangen wird, und drittens wegen der Rückfälle, die schon stattgefunden haben, oder aber befürchtet werden! Und doch sollte man gerade dabei viel auf das Innenleben der Angeklagten achten, dann würde man wohl häufig zu einem ganz, ganz anderen Resultate kommen. Nicht immer sind die Menschen nur gemeine Verbrecher; das sind sie sogar nur in den seltensten Fällen! Sehr häufig werden sie durch ganz andere Dinge, als durch einfaches Vergnügen am Bösen getrieben. Der Defekt, der sich in ihrem Verstand ausspricht, und der sie schließlich wie besessen nach immer tolleren, verwegeneren Thaten werden läßt, der sie zu dem Verbotenen trotz aller darauffstehenden Strafen immer wieder antreibt; die wilde Lust, der drohenden Strafe mit aller List und Schlauheit doch immer wieder zu entgehen und so ein Wagestück nach dem anderen zu vollbringen, ähnlich dem Akrobaten und dem Seilläufer, die durchaus um jeden Preis ihre Kollegen ausstechen wollen, — dieses Ungesunde in ihrem Denken und Fühlen, dieses Krankhafte in ihrer ganzen Natur weist sie sicherlich wo anders hin, als gerade ins Gefängnis, wo sich in abgeschlossener Muße, stets nur mit sich allein beschäftigt, ihre Gedanken immer wilder und unheimlicher gestalten müssen. Darauf sollte man vor allen Dingen ein scharfes Auge haben, und man würde dem einzelnen nicht nur volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern auch im großen und ganzen das Ansteckende im Verbrechen, den Trieb zur Nachahmung, bedeutend verringern.

Meiner Ansicht nach ist das dritte Vergehen, das aus Sucht nach rein persönlichem Vorteil, nach materiellem Gewinn verübt wird, das schwerwiegendste; denn es wird mit ruhiger, kalter Überlegung, mit nüchterner Be-

rechnung, nach wochenlanger Vorbereitung begangen. Hier ist es nicht der plötzliche Impuls, oder das instinktive Muß, das dazu treibt, hier ist es der reine, klare Verstand, der seine Übermacht, sei es auf Schleichwegen oder geradezu, an seinen Mitmenschen geltend machen will. Also eine Ausnutzung einer schon von Hause aus gegebenen größeren Kraft! Daß dieser Verstand sich bei weniger „gebildeten" Menschen in seinen Abarten List und Schlauheit, verbunden mit Heuchelei u. ä. zeigen kann, ändert an der Thatsache so gut wie garnichts; das Vorbedachte bleibt deshalb doch, nur die Art des Vergehens wird eine gröbere.

Klar ergiebt sich jedoch aus diesen drei Beispielen, die man als Hauptarten gelten lassen dürfte, daß ein einheitliches Gesetz, welches nur den materiellen Sachwert und die Handlung an und für sich in Betracht zieht, nicht den richtigen Erfolg haben kann; denn die Beweggründe sind so grundverschieden, so im Wechsel zwischen Gut und Böse, daß in ihnen allein das Maß für die Strafbemessung zu suchen ist. Für all diese Variationen aber besondere Paragraphen aufzustellen, dürfte wohl schwer gelingen. Deshalb muß der urteilende Richter aus sich selbst heraus die Machtvollkommenheit besitzen, das Innere seines Angeklagten zu erforschen, und danach, ohne starres Festhalten am Buchstaben, das Urteil zu sprechen. Allerdings gehört dazu eine große Menschenkenntnis, eine tiefe, wissenschaftliche Kenntnis der Psychologie, aber warum soll man diese von dem Juristen nicht verlangen können? Sehr zum Schaden der Gerichtspflege ist diese Wissenschaft allerdings bis auf den heutigen Tag aus dem Studium der mit der Rechtsprechung Betrauten verbannt, doch muß gerade sie als Haupterfordernis des ganzen Standes streng und ernst verlangt werden; denn nur dadurch ist es möglich, im weitgehendsten Sinne auch wirklich nach Kräften gerecht zu sein!

Man glaube nur ja nicht, daß sich diese Kenntnisse so nebenbei, spielend, praktisch aus dem Leben sammeln lassen — das ist ein Unding! Jeder Mensch ist das Produkt seiner Umgebung, und ein von Haus aus reicher Mann wird es nie begreifen, daß — und zu was allem der Hunger einen Menschen treiben kann. Ein solches Studium würde aber auch das rein Geschäftsmäßige, wie es die modernen Juristen an sich haben, das Aktenstücke und Gesetzesparagraphen Auswendigwissen, beseitigen und eine größere Liebe zur Sache, ein Aufgehen in dem Beruf und eine Verehrung seines Zweckes zur Folge haben, ohne den man sich jenen idealen Stand: Recht zu sprechen, Unschuld zu schützen und Schuld zu sühnen, eigentlich gar nicht denken sollte. Freilich gehörten dann auch auf den Richterstuhl ältere Männer, als es jetzt häufig der Fall ist, Männer, die durch ihr ganzes Privatleben, durch ihr Verhalten in allen Situationen gezeigt haben, daß sie dessen überhaupt würdig sind; Männer mit einem großen, idealen

Züge an sich, der sie befähigte, an Menschen und ihre unentrinnbaren Schwächen und Fehler zu glauben! Das wären die Gewalten, die die Unzufriedenen wieder zu Zufriedenen machen könnten! Häufig straft man mehr durch eine Ermahnung, durch ein mildes Klarlegen des Unrechts, als durch eine Gefängnisstrafe von vier Wochen und mehr. Die ist nur zu sehr dazu angelegt, die Betreffenden noch ärger zu verbittern, und sie noch weiter nach unten zu treiben.

Es ist also deshalb mehr als nötig, aus den studierten Richtern wieder einfache, den Streit schlichtende Menschen zu machen. Wünschenswert wäre es dazu auch, wenn man bei jedem Fall aus dem Bezirk der Parteien, oder nur des Angeklagten, einzelne unparteiische Personen hinzuziehen wollte, die über das Wesen und Gebahren der in Frage Gezogenen im gewöhnlichen Privatleben genaue, ausführliche Auskunft geben könnten. Das würde dem Richter die Arbeit sicherlich erleichtern, aber auch in jedem Falle den Urteilsspruch richtiger gestalten!

Eine andere, schon zu Anfang angeregte, wichtige Sache, die schreiend Abänderung verlangt, ist die Gepflogenheit des Gerichts, sich jede, auch die geringste Leistung mit schwerem Gelde bezahlen zu lassen. Welche ungeheuren Mißstände sind dadurch groß gezüchtet worden! Deutschland bringt doch wahrlich genügend Steuern auf, daß es mindestens auf eine freie, unabhängige Gerichtspflege Anspruch machen könnte! Muß denn immer nur alles für das äußere Ansehen gethan werden, und so garnichts für die Hebung des Innenwesens?! Für das erstere giebt sich das Volk schon selbst her; hat es dadurch nicht ein um so begründeteres Anrecht auf das zweite?! Doch das muß vom Staat kommen!

Dadurch nämlich, daß bei uns die Gerechtigkeit nur für Geld verhandelt wird, dadurch wird für den wirtschaftlich Schwächeren ein Umstand herbeigeführt, der ihn stets, unter jeder Bedingung, im Nachteil erscheinen läßt. Das sehen wir bei sämtlichen Privatklagen, die von so und so vielen der Kosten halber garnicht oder nur unvollkommen aufgenommen werden können, oder aber, im besten Falle, auch von ihnen gewöhnlich nicht durchzuführen sind; dasselbe sehen wir auch bei allen öffentlichen Anklagen des Staatsanwalts.

Wo soll ein Arbeiter z. B. die Mittel hernehmen, um den Gerichtskostenvorschuß zu zahlen? Wo soll er den Rechtsanwalt hernehmen, der die Klage aufsetzt, sie einleitet, und auch die sonstigen Schreibereien noch übernimmt? Verlangt doch dieser für seine Mühe und Zeit schon im vorhinein eine Bezahlung, und das Gericht, dessen Angestellte ja genau auf den Buchstaben dressiert sind, und die schon aus Bequemlichkeit nicht eine Jota davon abweichen, weist jede unvorschriftsmäßige Zuschickung ohne weiteres schleunigst zurück. Wo aber nimmt ein Arbeiter, der das Geld zu diesen Vormanipu-

lationen nicht hat, seine Kenntnisse her, um selbständig zu Gericht zu gehen? — Er ist also einfach verraten und verkauft! Wer wollte ihm da noch seine Unzufriedenheit übelnehmen?!

Der besser situierte Mensch dagegen, der geht einfach zu dem erstbesten Rechtsanwalt, und läßt sich von dem gemütlich alles besorgen, was nötig ist. Er hat ja eben das Geld, es bezahlen zu können.

Ist das aber ein gleichmäßig verteiltes Recht, das sich an so gänzlich fernstehende Vorbedingungen knüpft? Muß sich so nicht der arme Mann sagen: Mir geschieht ewig unrecht, weil ich nichts habe, und selbst das Allerletzte kann mir genommen werden, da ich zu der einzigen Macht, die mich schützen kann, zu dem Staate, keinen Zutritt habe?! Denn auch selbst, wenn man ihn anklagt, steht er vor Gericht viel unvorteilhafter als der andere. Eingeschüchtert durch die fremde Umgebung, in fliegender Angst um sein bißchen Besitz, verwirrt und verwickelt er sich in Widersprüchen, die eben von dem Vertreter des anderen, dem Rechtsanwalt, in ruhig sachlicher, geschäftsmäßiger Weise für dessen Klienten entwickelt und ausgelegt werden. Der arme Mann kann sich eben keinen Rechtsanwalt leisten! Er muß selbst für sich eintreten, oder findet höchstens einen Linksanwalt, der noch extra alles verdirbt.

So sehen wir dasselbe auch bei den öffentlichen Anklagen des Staatsanwalts. Der reiche Mann — sagen wir mal zeitgemäß: Ein Banquier, der seinen Kunden Millionen unterschlagen hat — nimmt sich von dem Rest des veruntreuten Geldes drei bis vier der ersten, gerissensten Rechtsanwälte, und diese stecken die Köpfe zusammen und tifteln so viel an den Akten und den Aussagen des Angeklagten und der Zeugen herum, daß von der großen Schuld schließlich nur noch ein Restchen (wie das von den Millionen!) übrig bleibt, um dessentwillen man den Angeklagten förmlich bedauern möchte. Der arme Mann dagegen, dessen Vergehen gewöhnlich viel geringer ist, erhält seinen Offizial-Verteidiger, und dieser, meistens ein blutjunger Assessor, übernimmt ohne viel Interesse an der Sache, seine Verteidigung. Abgesehen davon, daß mehr Menschen gewöhnlich auch mehr wissen, wie der einzelne, und daß die Erfahrung hier auch ein gewaltiges Wort mitspricht, kann man sogar dem Offizial-Verteidiger seine Interesselosigkeit noch nicht einmal zu sehr zum Vorwurf machen; denn er hat ja keinen Dank für seine Mühe, er erhält nichts bezahlt, und hat auch sonst kaum einen Nutzen davon. Er thut es eben, weil es zu seiner Carrière gehört, und da diese später ja ganz aufs Materielle hinausläuft, kann man bei der Trockenheit seines Studiums auch nicht große, ideale Begeisterung von ihm verlangen. Aber hier wie überall steht der kleine Mann durch seine Armut gegen den Besitzenden zurück, sehr zum Nachteil des Glaubens an

die Gerechtigkeit! Geht doch der Mißbrauch des Geldes vor Gericht sogar so weit, daß man die reichen Verbrecher gegen Stellung einer Kaution häufig genug auf freien Fuß läßt bis zum Inkrafttreten des Urteils; der arme dagegen . . . . . . der kann Tüten kleben; aber feste, daß die Unterhaltungskosten rausgeschlagen werden!

Warum muß denn nun aber das Geld vor Gericht eine solche Rolle spielen? Warum wird denn aus dem „recht und billig" bei uns ein „reich und — unbillig"?! Der Staat giebt soviel für weit überflüssigere Dinge aus, daß er für eine so große, so mit dem Volkswohl zusammenhängende Sache, wie die Kostenlosigkeit seiner Rechtsprechung nach jeder Richtung hin, auch etwas übrig haben könnte! Unser ganzes Gerichtswesen würde dadurch ein anderes Aussehen bekommen. Man würde viel mehr seine Kraft um der Sache selbst willen hingeben, als um des persönlichen Nutzens, der jetzt noch aus ihr entsteht!

Da wir nun schon einmal bei der Verteidigung waren, sehen wir doch auch gleich einmal, wie unsere modernen Verteidiger vor Gericht arbeiten. Nicht Schuld und Unschuld an den Tag zu bringen helfen, nicht in milder, nachsichtiger Weise das Menschliche in dem Vergehen klarzulegen, ist ihr Bestreben, sondern einzig und allein den Angeklagten freizumachen, ihn loszureißen um jeden Preis, sogar auf Kosten der Gerechtigkeit! Zu welchen raffiniert erdachten Mitteln zu diesem Zweck gegriffen wird, braucht nicht näher ausgeführt zu werden, das lehren uns die Prozesse aller Tage zur Genüge. Aber wie sehr diese Art und Weise, dieser Kampf, der da vor Gericht geführt wird, und dessen Waffen einzig „Advokatenkniffe", oft der traurigsten Art, sind — — wie sehr diese moderne Verteidigungsweise dem Ansehen der Rechtspflege geschadet hat, sieht jeder, der es nur ein bißchen ernst mit sich und seinen Mitmenschen meint. Da sollten die Edelsten unter den Juristen, die Anständigen, ihr veto einlegen, und jeden, der diese Kampfesweise anwendet, rücksichtslos aus dem Anwaltstand verbannen. Es blieben noch genug übrig, die an dieser Methode kein Gefallen gefunden hatten, und die ihr nur gefolgt waren, weil sie nicht gegen den allgemeinen Strom schwimmen konnten; die von Herzen gern wieder in die eigentliche Bahn einlenken würden, der Sache der Gerechtigkeit zuerst zum Siege zu verhelfen! Und diese Übrigbleibenden werden dann schon von selbst sich bemühen, die Rechtspflege wieder auf jene Stufe zu bringen, auf der jeder gern und freudig an sie glauben wird! — — —

Das sind so einige Betrachtungen, die ich hier der Allgemeinheit vorlege, die dringend einer Remedur bedürfen, aber doch noch nicht alle. Sie alle aufzuzählen würde über den Rahmen meiner Arbeit hinausführen. Ich für mein Teil habe nur die Hauptmomente hinausgreifen wollen, die

nämlich, die in den weitesten Kreisen das Mißtrauen gegen unser Gerichtsverfahren hervorgerufen haben. Welcher Änderung sie nun bedürfen, und auf welche Weise diese hervorgebracht werden können, müssen die Zeiten und die Menschen, die nicht nur an sich selber denken, lehren und beraten. Ich habe — auch nur als solch ein Mensch — eine Anregung dazu geben wollen! —

Hoffentlich fällt sie auf guten Boden!



Weltnational.

Von Karl Pröll.

(Berlin.)

Niemand wird einen Zufall oder eine Willkür darin finden, daß der Weltumsegler, welcher die verschiedensten Länder und Völker gesehen und vielfache Anknüpfungen gewonnen, wieder zu seinem heimischen Hafen zurückkehrt. Denn wäre es anders, so hätte er ja sein eigentliches Ziel aufgegeben. Aber als Nation klügeln und zagen wir Deutschen, ob wir nach langer historischer Umfahrt, reich an Gefahren und Schiffbrüchen, einmünden dürfen in das Bewußtsein eines alle umfassenden, alle verpflichtenden Vaterlandes. Wir fragen uns zweifelnd, ob wir ein Recht haben, die Kraft und das Licht, welche wir ausstrahlten, als einen unantastbaren, unverlierbaren Besitz zu betrachten. Wir halten vielmehr die Nationalgesinnung für ein Frachtgut, das wir beliebig verladen und löschen und in den Raum hinter den schützenden Planken einpferchen dürfen. Und deshalb wechseln in unseren Anschauungen unaufhörlich die Begriffe des Vaterlandes, der nationalen Treue, der politischen Notwendigkeit, welche mit einem sittlich geläuterten Selbsterhaltungstrieb verknüpft bleiben. Die natürlichen Gemarkungen, welche der Entwicklungsprozeß unserer eigenen Art festgestellt, verdämmern dem getrübten Auge bald näher, bald ferner. Wir verfallen stets in den alten Irrtum, unsere Volksgeschichte in eine dem Zufalle preisgegebene Staatengeschichte aufzulösen, die zu Kleingebilden, oft von wunderlichster Nichtigkeit, sich zersplittert. Und während bei anderen Völkern der kindliche Gemeininstinkt frühzeitig zu einem wahrhaften Nationalgeist herangereift ist, der sich ausschweifend gebärden, nimmer sich verlieren kann, sind wir noch immer nicht von der Unzucht des Sondergeistes erlöst,

überlassen wir die Erfüllung nationaler Nächstenpflicht einem säumigen Gewissen. Deshalb sind wir unempfindlich gegen Verluste am Stammgut geworden und dulden die Abtrennung von Ländern deutschen Ursprunges, die Vernichtung von deutschen Volksangehörigen. Deshalb verleugnen Deutsche, welche in fremde Umgebung geraten, häufig aus niedriger Selbstsucht oder thörichter Eitelkeit ihren mütterlichen Ursprung. Und deshalb schaffen auch die größten äußeren Erfolge, die von einem flüchtigen Aufflackern des Nationalstolzes begleitet sind, keine sicheren Bürgschaften für die Zukunft unseres Volkes. Zu Waffenschmieden anderer Nationen werden wir; den schwer errungenen Thatwillen überzieht gleich wieder der Rost unserer nationalen Trägheit. Es ist, als fürchteten wir uns vor der blanken Schärfe des siegreichen Stahles. Der Gewinn auf dem Schlachtfelde lockert häufig das vorübergehend angespannte Gemeingefühl, welches die weiteren Ziele vergißt. So wird der Deutsche mit seiner nationalen Auferstehung niemals fertig, muß den Kampf für seine Existenz stets wieder von vorne beginnen.

Weil nach der Niederwerfung des ersten Napoleon und dessen Gewaltherrschaft, die das Nationalgefühl der Unterdrückten aufgestachelt, eine politische Ebbe eintrat, bei welcher die Sandbänke veralteter Regierungssysteme sichtbar wurden und jedes Auslaufen verhinderten, mußte die „deutsche Frage" nochmals eine Reihe entscheidender Kämpfe bestehen. Und weil wir trotz des errungenen nationalen Staatswesens abermals gezaudert haben, die Weltstellung des Deutschtums in unzweideutiger Weise zu bestimmen, wird uns ein dritter Weltkrieg nicht erspart bleiben. Unsere offenen Feinde rüsten unablässig für diesen Krieg, und unsere geheimen Gegner zerstören sachte den deutschen Charakter jener Vorländer, welche die politisch-strategische Flankendeckung des deutschen Reiches bilden. Dazu gehören in erster Linie die österreichischen Sudetenländer, welche unter Beistand der Wiener Regierung der slavischen Beutegier ausgeliefert worden sind. Die unheimliche Erscheinung, daß wir ein den europäischen Frieden schirmendes Bündnis mit der Schwächung des Deutschtums in Österreich erkaufen, verrät, wie wir unsere Nationalkraft vorübergehender Zwecke willen auswuchern lassen. Am großen Zahlungstage werden wir uns ärmer an Volkskapital finden, und der Kredit unserer Weltstellung wird schon vorher erschüttert sein, vielleicht soweit, daß das teuer bezahlte Bundesverhältnis versagt. Das hätte nimmer geschehen können, wenn wir uns nicht ängstlich das Wort gegeben, nichts zu sehen und nichts zu hören, was jenseits der Reichsgrenzen vorgeht. Die Untergrabung der deutschen Grundlagen Österreichs verdient dasselbe ernsthafte Mißtrauen, wie die Brutalität, mit welcher die Russen die deutschen Pflanzungen in den Ostseeprovinzen entwurzeln.

Beide zielen dahin ab, den Lebens- und Wirkungskreis unserer Nation einzuengen, dem deutschen Volke nur im Bereiche seines Schwertes den Atem zu gönnen. Würden wir weltnational empfinden, statt im nationalen Philisterium unsere besten Kräfte zu vergeuden, so wäre längst eine Gegenströmung im Gange, welche den bedrängten Volksgenossen moralischen Ersatz brächte. Das Spiel mit der Völker-Vielherrschaft in Österreich, und das Spiel der Alleinherrschaft des Zaren wird auf unsere Kosten geführt. Und wir sind dieselben unverbesserlichen Spieler, wenn wir den Kultureinsatz in jenen Reichen ohne Bedenken hingeben. Das zerrüttelt schließlich den weltnationalen Haushalt, vernichtet unseren weltgeschichtlichen Erwerb.

Aus diesen flüchtigen Andeutungen geht bereits hervor, wie ich die „weltnationale Frage" gestellt wissen will. Es ist müßig, zu grübeln, ob es neben dem Staatsrecht des zeitlichen Staates auch ein allgemeines Recht auf Erhaltung der Volksindividualitäten in ihrem vollen Umfange gäbe. Das letztere Recht ist in der Nationalitätenbewegung eingeschlossen, die den Leitgedanken der Geschichte unseres Jahrhunderts bildet, welche Gestalt gewonnen hat und nach weiterer Verwirklichung strebt. Das überhebt auch der Erörterung, ob die nationale Gliederung, welche mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins der Völker anhebt, ein dauerndes Bedürfnis des Menschengeschlechtes bleiben werde, oder ob ein soziales Urmeer darüber nochmals hinwegfluten dürfte. Die philantropischen Gleichheitsträume der Kosmopoliten sind durch sozialdemokratische Utopien in den Hintergrund gedrängt worden, doch der heutige Inhalt unseres naturwissenschaftlichen Erkennens verhält sich spröde gegenüber diesem Zukunfts-Aberglauben. Wohl aber verträgt er sich mit der Anschauung von dem Kampfe um das Daseinsrecht der Völker. Und zweifellos ist es, daß wir mitten in diesem Daseinskampfe stehen, welcher die höchsten Anforderungen an die Thatkräfte der einzelnen Volksindividualitäten erhebt. Selbst die Religionskriege des Mittelalters und der Reformationszeit erscheinen uns beim Rückblicke als verkleidete Rassenkämpfe oder Rassenspaltungen, zu welch letzteren wir Deutschen von jeher besonders veranlagt waren. Auch die sittliche Betrachtung der menschlichen Entwicklung kommt bei dem Festhalten an der natürlichen Gliederung nicht zu kurz. Der ernsthafte Beschauer wird eingestehen müssen, daß nur derjenige, welcher seiner Zeit und seinem Volke opferwillig gebient, auch der Menschheit wahrhaft genützt habe. Die Schwarmgeister mögen Allheilmittel feilbieten, welche heute gerühmt werden und morgen vergessen sind. Erstarkung des Volksgeistes: das allein erhebt zu den Höhen, welche das Menschengeschlecht erreichen kann.

Und dieser Volksgeist ist zwar an sprachliche und andere lebendige Überlieferung, an Vaterart und Muttererziehung, nicht aber an die zu-

fällige Geburtsstätte gebunden. Er gleicht dem Samen, der eine bestimmte Triebkraft in sich birgt und von dieser unter passenden Verhältnissen zur Blüte und Frucht entfaltet wird. Äußere Einflüsse können langsame Änderungen oder rasche Entartung herbeiführen, womit die Lebensfähigkeit endet. Jedoch sich zu entwickeln vermag dieser angeborene Volksgeist in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Bedingungen, besonders, wenn er seines Ursprunges nie vergißt. Diese Einheit des Volksgeistes findet ihren sichtbaren Ausdruck in der Nation. Und weil sich mit der Nation der ebenso unmittelbare Begriff des geistigen Nährbodens, des Vaterlandes, verknüpft, so ist das deutsche Vaterland überall dort, wo ein Deutscher die sittlichen und die Kulturzwecke seines Volkes im Glauben an dasselbe zu erfüllen strebt. Wer dieses sich zum Bewußtsein gebracht hat, der denkt und handelt weltnational!

Jede sittliche Aufgabe ist unzertrennlich von der Macht, sie zu vollbringen. Es ist mithin die oberste Pflicht einer Nation, durch Vereinigung ihrer sämtlichen Kräfte die höchste Stufe der Macht zu erklimmen, die derselben erreichbar ist. Und sie muß, da der Krieg im Völker-Prozesse noch immer die letzte Entscheidung fällt, den Waffengeist ebenso pflegen wie Volkserziehung und die Ausgestaltung ihrer sozialen Zustände. Sie darf sich vor allem nie auf der That des Widerspruches ertappen lassen, das ganze um des einzelnen oder das einzelne um des ganzen willen zu vernachlässigen. Wer die Entwicklung des Gemeinwohles und der äußeren Macht seines Volkes verhindert, begeht dasselbe Verbrechen als derjenige, welcher Glieder dieses Volkes gleichgültig dem Absterben überantwortet. Es ist nationaler Hochmut, zu sagen, was kümmern uns die Deutschen in den Ostseeprovinzen, in Siebenbürgen, im Kaplande, in den Vereinigten Staaten usw. Man sprengt nicht die Brücken in die Luft, welche das feste Lager der Nation mit den noch verteidigten Brückenköpfen verbinden, denn man schwächt damit auch die Hauptstellung. Aber auch der Deutsche, welcher auf gefährdetem Posten sich dem Feinde ergiebt oder sich von ihm überlisten und überrumpeln läßt, verdient den nationalen Tod und die nationale Verachtung. Er hat nicht nur sich, sondern das ganze Volk geschädigt.

Auch die griechischen Kolonisten, welche infolge von Mangel und inneren Streitigkeiten nach Kleinasien, Sizilien und Süditalien auswanderten, blieben der Väter Sprache und Sitte jahrhundertelang getreu. Und doch verfügte die antike Welt nur über höchst unvollkommene Verkehrsmittel. Unserer Zeit ist es durch ihre hochentwickelte Technik gelungen, den Verkehr beinahe ins Ungemessene zu steigern, den Raum gleichsam zu besiegen. Der Deutsche in New-York ist uns heute in derselben Zeit erreichbar, als der Berliner vor hundert Jahren zur Begegnung mit dem Wiener brauchte. Das war

einst der Zukunftstraum schwärmerischer Kosmopoliten, welche in ihrem unklaren Sehnen hofften, daß eine solche Mobilisierung der Kultur zur allgemeinen Völkerverbrüderung führen müßte. Allein gerade das Umgekehrte ist eingetreten. Dieses Aneinanderrücken der Völker, verbunden mit der Zunahme und dem Zusammendrängen der Volksmassen, hat erst recht die Verschiedenheiten der Charakteranlagen ersichtlich gemacht. Dadurch wurde zugleich ein nationaler Wettbewerb entfesselt, welcher mehr schlimme als gute Züge zeigt und dem uralten Neid, dem grimmen Haß und der unausrottbaren Hoffart neue Antriebe und neue Formen der Überwältigung gab. Vom Münzwesen bis zum Austausch der Landesprodukte waltet der zügellose Wunsch, sich auf Kosten anderer Völker zu bereichern, sie wirtschaftlich zu unterjochen, falls man zu dem Schwerte zu greifen zögert. Dieser wirtschaftliche Krieg nimmt immer schroffere Handlungsweisen an und entfremdet innerlich mehr, als es einst gegenseitige Unbekanntschaft gethan. Die vervielfältigten Beziehungen des Weltmarktes haben auch die Streitpunkte der rivalisierenden Nationen vervielfacht. In diesem Wirrwarr sich befehdender Ansprüche klingt nun ein erfreulicher Ton an unser Ohr. Während früher der deutsche Auswanderer, welcher dem zerrissenen Vaterlande und unleidlichen Verhältnissen entfloh, meistens auch den Nationalsinn und die Sprache seiner Kindheit preisgab, entdeckt er jetzt leichter den seelischen Zusammenhang mit dem alten Vaterlande, erlauscht er dabei, daß es neben den äußeren Gütern des Lebens auch unverlierbare tief in der Brust giebt. Und so wird er zum wiedergewonnenen und wiedergeborenen Deutschen. Wenn dieser Deutsche außerhalb des Reiches, befriedigt oder bedrängt in seiner Existenz, an uns herantritt und seinen Anteil an den Freuden und Sorgen der Nation, an ihrem Ringen und an ihrer Größe fordert — dürfen wir ihn kalt abweisen und sagen: „Was gehst Du uns an? Du hast Dich verausländert, unsere Befreiungsschlachten nicht mitgeschlagen, unseren Parteizwisten Dich entrückt!" Das wäre sinnlose Thorheit und Undankbarkeit gegenüber einer Gemütstreue, welche gleich uns ausgeharrt in den Tagen der Erniedrigung beim deutschen Stamme und nun der befriedigten Sehnsucht froh werden will. Nein, wir müssen vielmehr aus vollem Herzen antworten: „Im deutschen Vaterlande giebt es viel der Wohnungen. Und wo Du auch in überzeugter und unentwegter Nationalgesinnung Deine Stätte aufschlägst, da ist auch dieses Vaterland, das teure. Wir aber wollen deutsche Brüder sein und bleiben von Geschlecht zu Geschlecht." Wer so sagt, der fühlt weltnational. Der versteht es, unser Volksvermögen zu bewahren und zu steigern. Der lebt der Zukunft eines vielgeprüften, aber wieder erhobenen Volkes, dem es nur schlecht erging, als es seiner selbst vergaß.

Ich habe, seitdem ich den weltnationalen Gedanken mit Bewußtsein erfaßt und denselben offen verkündet, zahlreiche Beweise in Zuschriften und dergleichen empfangen, daß der deutsche Herzenshort in vielen, die jenseits des großen Meeres Heim und Erwerb suchen mußten, ungeschmälert geblieben ist. Je mehr diese Deutschen in der Zerstreuung an unsere eigene Vaterlandsliebe zu glauben wagen, desto mehr lieben sie auch mit uns die weit erstreckte „Gemeinschaft der Deutschen", die in Haupt und Gliedern gesunde nationale Kirche, deren Grundvesten gelegt sind, welche aber noch der Vollendung entgegenharrt. Und diese Vollendung zu beschleunigen, soll die Mission aller willenstapferen Deutschgenossen werden. Was wir dafür leisten, das thun wir auch für die Menschheit, welche von der unzersplitterten deutschen Kraft einen unverkümmerten geistigen und sittlichen Fortschritt erwarten darf. Die hinreißende Beredsamkeit, welche Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" zu lichtloser Stunde ausgeströmt, geht von der erhabenen Voraussetzung aus, daß die Deutschen allein noch ein Urvolk seien, in welchem die besten Eigenschaften schlummern. Über dieses ideenberauschte Selbstlob bin ich im persönlichen Empfinden, sind die historischen und ethnologischen Forschungen bereits hinausgelangt. Allein, wenn wir auch nicht mit der mystischen Weihe eines auserwählten Urvolkes uns schmücken wollen, so möge uns doch der edle Ehrgeiz erfüllen, ein Mustervolk zu werden, das Waffenmacht und Geistesmacht würdigen Zielen zuwendet, das sich läutert von angeerbten Untugenden, und das auch keinen verloren gehen läßt, der in Wahrheit ein Deutscher ist. Was die Romanen aus sentimental-koketter Eitelkeit, die Britten mit der zähen Nüchternheit eines unerschrockenen Erwerbsvolkes längst sind, was die Panslavisten als Ausgeburt brutaler Herrschaftsträume sich vorspiegeln, das sollen wir Deutsche endlich werden — nämlich weltnational. Gemeinsames Erleiden des Widrigen und Erleben alles Großen, wozu wir veranlagt sind, Sammeln aller lebendigen Kräfte, welche der deutsche Pulsschlag beseelt, organisches Zusammenwirken des Mutterlandes, der alten und der neuen Kolonien deutschen Ursprunges; solche Thatenmale sind die sichtbaren Zeichen jener Volkseinheit, welche wir anstreben müssen!

Ich verlange nicht einmal, daß die nationale Idee zu einer so absolut herrschenden, alles aufsaugenden wird, wie bei den Franzosen, slavischen Völkerschaften oder Magyaren. Nicht ein deutsches Universalreich, welches die anderen Völker unter gleißenden Vorwänden gewaltthätig bevormundet, ist das Ziel meiner Wünsche, noch sehne ich mich im Barbarengeiste der Panslavisten danach, daß wir die neue Gottesgeißel werden. Fremd ist mir auch der Anspruch, daß der Deutsche als eine Art von Tambourmajor an der Spitze der Civilisation marschieren und das klingende Spiel des

Ruhmes und des Rühmens mit dem grellleuchtenden Stocke lenken solle. Für mich bedeutet weltnational jener Großbetrieb des Willenlebens unseres Volkes, bei dem jeder Teil desselben, wo auch seine Werkkraft sich entwickeln mochte, herangezogen wird. Die Zeit für eine vaterländische Hausindustrie, welche längst nicht mehr dem gewaltigen Massenzug der Millionen-Völker gewachsen ist, geht zu Ende. Die Selbstbescheidung dünkt manchem vielleicht rührend, aber für politische Idyllen bleibt kein Raum beim ehernen Gange des modernen Schicksales, welches alle unfertigen Kleingebilde vernichtet. Wir müssen die unablässigen Anbohrungen unseres mit Mühe und Not zusammengeschmiedeten nationalen Staatswesens durch wuchtige Hammerschläge vereiteln und den Diebstahl unseres anderwärts gelagerten Volksstoffes verhindern. Eine Dreistigkeit ohnegleichen ist es, daß in unserer unmittelbarsten Nähe slavische Kleinvölker deutsches Gut entwenden oder zerstören wollen, und eine verderbliche Nachsicht wird es, wenn wir hierzu die Augen zudrücken, des lieben Friedens wegen. Was uns jetzt verloren geht, bringt kein späteres Geschlecht wieder heim, dem wir die Reue über ein feiges Gewährenlassen hinterlassen. Die Enterbten des Deutschtums, welche in anderen Nationalitäten aufgegangen, dürften das Mark derselben bilden, die Faust stärken, welche dann ungestüm an unseres Reiches Pforten pocht. Zu spät wird der deutsche Philister, welchem das weltnationale Scepter aus der Hand gewunden worden, zittern und über Unbill klagen, während er es doch war, der seinen Bruder an Fremde verkaufte. Hätte ich die Beredsamkeit, welche dieses traurige Bild der Zukunft heraufbeschwören könnte wie ein Erschaunis des Tages, so erlangte ich die Genugthuung, daß schon jetzt alle deutschen Herzen vor Zorn erbebten. Der gerechte Zorn muß aber auch die richtige Stunde wählen, in der man den Feind noch vor dem Einbruch in unser Nationalgebiet zurückschreckt. Ist die Verwüstung vollzogen, dann hilft selbst kein Gott mehr.

Beginnen wir also auch unsererseits die Entdeckungsreise des Deutschtums, welches jenseits der Reichsgrenzen liegt. In Deutschland zählen wir etwa siebenundvierzig Millionen Nationsgenossen, im sogenannten Auslande weitere dreißig Millionen in den verschiedenen Erdteilen und Himmelsstrichen. Verzichtet ein haushälterischer Sinn leichtfertig auf dieses dargeliehene Volkskapital, welches das Drittel unseres Volksvermögens bedeutend übersteigt? Könnte man Nationen unter ein Kuratel stellen, die deutsche verdiente es zuerst wegen dieses nachgewiesenen Verschwendungstriebes. Wir wähnen uns außerordentlich klug, wenn wir auf die politische Hanswurst-Komödie in Österreich ruhig herabblicken, und vielleicht staatsmännisch vornehm, sobald wir das letzte Stöhnen der erdrosselten Balten in Rußland überhören. Schade nur, daß im österreichischen Wurstelprater stets der

Deutsche totgeschlagen wird und die Panslavisten ihre Anmaßung befeuern, indem sie die isolierten Stammesgenossen am Strang hinaufziehen. Rings um uns häuft man die Leichen unserer Brüder, allein wir schaudern nicht einmal vor dem Verwesungsgeruch zurück. Innerhalb der Mauern des deutschen Heeres hält sich der politische Philister für so sicher, daß ihm alles übrige gleichgültig wird, und er nur noch am häuslichen Zank sein Ergötzen findet. Ist je ein Volk so gefeit, daß es die armen Verwandten als überlästige Mitgenießer seines Glückes und seiner Ehre hinausstößt und den Zugrundegehenden zuruft: Ihr könnt warten!

Wird die Tradition des deutschen Stammesegoismus wieder so mächtig, daß sie den lebendigen Glauben und die lebendige Liebe der Volksgemeinschaft abtötet, dann hat die Stunde des Verfalles oder jene einer unvermeidlichen Gewissensreformation geschlagen, welche das Nationalgefühl wieder läutert, reinigt und heiligt. Es müssen Männer erstehen, welche den versumpften Gemütern zudonnern: Ihr seid abgefallen von dem Göttlichen, das in der nationalen Überzeugung lebt und webt. Diese Stimmen in der Wüste können entweder den Selbstvergessenen den Rettungsweg zeigen oder sie mit dem letzten Fluche der versäumten That beladen. Denn die Deutschen dürfen nur dann auf eine Zukunft bauen, wenn sie weltnational werden. Bei der gegenwärtigen nationalen Gesinnungsart vermag man nur zweifelnd in die Zukunft zu blicken. Verjüngt Euch, Deutsche, überall in der Welt, indem Ihr eintaucht in den Urborn des nationalen Gewissens, sonst siecht Ihr als ideenlose Greise dahin! Und duldet nicht die Verarmung des Vaterlandes, indem Ihr dasselbe auf den Altenteil innerhalb der heutigen politischen Grenzen zwischen Bodensee und Belt einschränkt. Ringen wir uns empor von einer noch immer geteilten, zu einer geistig geeinten Nation! Der Allerweltsmensch und der Gauphilister sollen sich in einen weltdeutschen, wahrhaften Nationsbürger umwandeln. Ihr gelangt dazu durch eine gesunde, arbeits- und opferfrohe Politik.

Hiermit begegne ich gleich dem Einwurfe, welcher von Lauen und Lässigen erhoben werden wird. Diese dürften sagen: Wir haben doch nicht die Regierung in der Hand und können von ihr am letzten verlangen, daß sie sich nationaler Sympathien halber in gefährliche Kriegsabenteuer stürze oder fast ebenso gefährliche Einmischungen in fremde Staatsverhältnisse wage. Sie erfüllt ihre Pflicht hinlänglich, wenn sie uns und Europa den Frieden weiterfristet und die für innere Entwicklung nötige Ruhe schafft. Ich stimme diesem naturgemäßen Regierungsprogramme völlig zu und weiß, daß die laufende Politik Zeit und Umstände berücksichtigen, Feindschaften ausweichen und Bündnisse nehmen muß, wo sie diese findet. Allein die Regierungspolitik ist nur der Sekundenzeiger, die mit großen Rädern ein-

greifende Volkspolitik der Stundenzeiger der Weltgeschichte. Beide gehören zusammen und sind doch nimmer dasselbe. Sie sollen sich ergänzen, nicht gegenseitig hemmen. Die Volkspolitik beruht auf einer Selbsterziehung der öffentlichen Meinung und noch mehr auf einer steten Thatbereitschaft der Volksseele. Letztere darf und muß sich weitere Ziele stecken und zugleich die Opferwilligkeit erproben, welche zu der Erlangung unerläßlich ist. Als ich den dauernden Zustand des wirtschaftlichen Krieges in unserer heutigen Gesellschaft erwähnte, ließ ich auch durchblicken, wie einschneidend die wirtschaftlichen Waffen sind. Deren kluge Handhabung ist sogar geeignet, die Rassenkämpfe stärker zu beeinflussen, als Erfolge auf dem Schlachtfelde, weil die Wirkung der ökonomischen Mittel eine stetigere und nachhaltigere ist. Hätten die Czechen nicht so große Opfer für ihre nationalen Zwecke gebracht und den Egoismus und die Furcht des Großhandels zu Tributen und zur Mithelferschaft gezwungen, sie würden nimmer solche Eroberungen an der Sprachgrenze gemacht und einen zu ihrer Zahl unverhältnismäßigen Einfluß auf die Innenpolitik Österreichs erlangt haben. In noch augenfälligerer Weise befestigte der magyarische Rassen-Chauvinismus seine Macht, indem er sich die wirtschaftlichen Hilfsquellen dienstbar machte. Wo ein starker nationaler Wille lebt, werden ihm alle Elemente des bürgerlichen Lebens unterthan.

Nur der Deutsche, welcher vielfach den hausväterlichen Spartrieb jetzt vernachlässigt und in prunkender Lebensweise Völkern nachäfft, welche den äußeren Schein bevorzugen, zeigt eine unglaubliche Kargheit, sobald er freiwillig für nationale Schutzeinrichtungen beisteuern soll. Es existieren ja im deutschen Reiche einige Genossenschaften, welche Subsidien für jene auswärtigen Deutschen ansammeln, die einen schweren Existenzkampf zu bestehen haben. Aber wie ungemein gering für unsere dichte Bevölkerung und unseren Volksreichtum ist die Zahl ihrer Mitglieder, ist das Ergebnis ihrer stillen Thätigkeit. Der „Allgemeine Deutsche Schulverein", welcher schon zwölf Jahre besteht, besitzt über 30000 Anhänger, der vor vier Jahren begründete „Allgemeine Deutsche Verband" über 10000. Über diese Stufen hinaus scheinen diese Vereinigungen nicht gelangen zu wollen. Das heißt unter zwölf Millionen deutscher Männer gehört erst jeder dreihundertste einer nationalen Schutzgenossenschaft an. Bei den Czechen und Slowenen ist es mindestens der zehnte Mann, der den nationalen Eroberungsgelüsten sein Scherflein zollt, wodurch jene in ausgiebiger, planvoller Weise gefördert werden können. Für diese Völkerschaften ist der Rassenhochmut ein Gebieter, welcher königlich ausgestattet werden muß, für uns der nationale Gedanke ein Bettler, den man mit einer Kleinigkeit unwillig abfertigt. Unser Parteihader, unser dem Gemeinzwecke abgewandter Sinn machen die Hilfe für

bedrängte Stammesbrüder fast wesenlos, während die streitenden Ehrgeizlinge im slavischen Lager sich wechselseitig zum Opfermut anstacheln. Deshalb ist auch der Deutsche allerwärts weniger gefürchtet, geachtet und geliebt, als er es wegen seiner sonstigen Eigenschaften verdiente. Ein Volk, das stets zwischen Ermannung und Erschlaffung dahinschwankt und nie zur rechten Stunde an die Einlösung der natürlichen Verpflichtungen gegenüber Stammesgenossen denkt, muß andern wie eine zufällig zusammengekommene Menge erscheinen, die beliebig auseinanderlaufen kann. Und eine Nation, deren Opfersinn erlahmt ist, taugt nur zum Zaunposten, der in die Weltbühne hineinlugt, weil er knausert, sich in der Arena einen eigenen Platz zu erwerben.

Es erübrigt noch die Frage, wie man den allgemeinen Rückzug des Deutschtums, welches nicht unter dem unmittelbaren Schirme des reichsdeutschen Heeres steht, aufhalten und eine erfolgreiche Verteidigung desselben einleiten könnte. Diese Frage hat nationalpatriotische Männer oft und ernst beschäftigt, nur aber ihre Sorgen gemehrt, da sie sich unsere ungenügende Ausrüstung und unsere Abneigung gegen diesen Fernkampf nicht verhehlen konnten. Rechte Förderung ist nirgends zu finden, immer neue Hemmnisse tauchen auf, das begeisterte Wort verstummt, und die thatlustige Hand greift in das Leere. Dennoch bleibt für denjenigen, welcher die Schicksalszeichen erkannt, nur die Wahl, sich von seinem Volke in Unmut zu trennen oder ihm die letzten Kräfte, wenn auch hoffnungslos, hinzuopfern. Vielleicht, träumt er noch, ist es möglich, daß die beseelte Gestalt deutscher Existenzkämpfe eine nicht mit dem Moment erlöschende Wirkung auf die Gleichgültigen, die national Unfertigen und Unselbständigen üben könnte. Dieser letzte Hoffnungsfunke entzündete den Gedanken, im Jahre 1894 einen deutschen Kongreß nach Berlin einzuberufen, welcher von freiwilligen Teilnehmern sowohl aus den altdeutschen, der Verheerung geweihten Kolonien im Osten, als auch von norddeutschen Kolonisten aus anderen Erdteilen, in denen das Nationalgefühl noch lebendig, beschickt werden soll. Ich wage keine Vorauskündigung über diesen Kongreß; denn die Sehergabe erlischt, sobald man nicht ausreichendes Verständnis erwartet. Die Begegnung von Männern, welche jetzt an den Gestaden der Atlantis, des stillen Oceans und den ungeheuren Gebieten zwischen beiden, in Australien, Südafrika usw. deutsche Kulturarbeit verrichten, mit dem kleinen Stamme von nationalen Patrioten im Reiche wird zum mindesten eine Gemütsbewegung erzeugen, die sich bei günstigen Zufällen in Thaten umsetzen läßt. Es wäre schon viel erreicht, wenn es gelänge, die Inseln des deutschen Volks-Archipels, aus welchen diese Boten des Weltdeutschtums zu uns gelangen, in regelmäßige geistige Verbindung zu bringen. Denn der flüchtige Austausch von

Gedanken und Gefühlen genügt nicht in unserer rasch lebenden, rasch begrabenden Zeit. Sehr unsicher bleibt es, ob man diesen dauernden Verkehr, dessen Pflege hauptsächlich der nationstreuen Presse anzuvertrauen wäre, noch steigern könnte durch Einrichtungen wie deutsch-allgemeine Auskunftsstellen, Arbeitsvermittlungsstellen, durch ein volksstatistisches Amt für gesamtdeutsche Lebensvorgänge und endlich durch einen „weltnationalen Bund" im großen Stile. Bei anderen Nationen würden solche Vorschläge leicht Eingang finden, bei den Deutschen dürften sie absterben in der einsamen Studierstube. Ausdauer und Hingebung für Vereinigungen, welche nicht dem Sport und dem Vergnügen Bahn brechen wollen, sondern der nationalen Überzeugung, sind in Deutschland noch seltener, als die Raschheit der Entschlüsse und die Kunst des Handelns. Darum haben unsere nationalen Bewegungen sich nur dann als unwiderstehlich erwiesen, wenn die bitterste Eigennot den einzelnen zwang, mit seinem Volke zu stehen und zu sterben. Allein die Not des deutschen Nachbars ertragen wir mit jener himmlischen Geduld, welche uns der Trost einflößt, daß unser individuelles Interesse vorläufig dabei nicht zu kurz kommt. Wir bleiben die Renommisten der Entsagung, so lange wir sie anderen predigen dürfen. Noch ein Entschuldigungsgrund wird von nichtdeutscher Seite für die Teilnahmlosigkeit an den Vorgängen auf deutschnationalen Kampfschauplätzen angeführt — ein Grund der übrigens nur für die Deutsch-Österreicher zutrifft. Man sagt, daß die Art der Verteidigung, wie sie von den parlamentarischen Vertretern der Deutschen Österreichs und deren Leitern geführt wird, aller Voraussicht und aller Energie entbehre, daß sich die Taktik derselben in schwächlichen, oft unwürdigen Kompromissen erschöpft und deshalb immer neue Niederlagen und Verluste am Sprachgebiet im Gefolge hat. Darin liegt etwas Wahres und ich selbst fand oft genug Ursache zur Verwunderung und zum Ärger, wenn ich dieses unsichere Tasten, diese Verkennung der Gegner, dieses leichtfertige Hoffen auf glückliche Zufälle beobachtete. War es doch, als könnten die Deutschen Österreichs nicht eifrig genug Holz zu dem Scheiterhaufen heranschleppen, auf dem sie verbrannt werden sollten. Diese Haltung mochte alten, noch immer nicht völlig gebüßten Erbfehlern entspringen, allein das Hin- und Herschwanken ging auch teilweise aus den niederdrückenden Gefühlen hervor, nicht genug moralische Unterstützung bei den nationalgesättigten Reichsdeutschen zu erlangen, für den Bündniszweck ruhig preisgegeben zu werden. Und merkwürdig ist es, daß die in Österreich besitzenden oder erwerbenden Deutschen, welche dem Verbande des deutschen Reiches noch angehörten, für ihre kämpfenden Stammesgenossen gar nichts thaten oder direkt Verrat an ihnen übten. Merkwürdig bleibt es, daß die mit Leonidas-Tapferkeit sich wehrenden deutschen Balten, die zähe ihre

Stellungen behauptenden Siebenbürger Sachsen uns ebensowenig ernste, hilfreiche Sympathie entlocken konnten, als die anfänglich sich ungern wehrenden Deutschen in den Sudetenländern und in den österreichischen Alpen. Statt ihnen nun den Mangel an Kraft und Zucht vorzuwerfen, hätten wir lieber durch ermunternden Zuruf, durch reichliche Unterstützung den Mut der Leichtlebigen befeuern sollen, die, wenn sie ihren heimatlichen Besitz behaupten, uns zugleich das Glacis unserer eigenen Veste erhalten. Unterliegen einmal die Deutsch-Österreicher dem slavischen Andrang und den Ränken feudal-verstockter Regierungen, so sind wir zum guten Teile mitschuldig daran. Man darf das abgetrennte Glied des Körpers nicht verbluten lassen, sondern muß es rechtzeitig durch einen künstlichen Verband mit dem allgemeinen nationalen Kreislauf wieder in Verbindung zu bringen suchen. Sonst handelt man unbesonnen und darf sich nicht wundern, wenn das losgelöste Glied völlig abstirbt. Deutschland ohne die Deutschen in Österreich ist ein einarmiger Mann, dem es doppelt schwer werden wird, sich eines Überfalles der Feinde zu erwehren. Wie viele sogenannte Politiker, Vereins- und Fraktions-Schwätzer haben sich diese sonnenklare Thatsache genügend überlegt? Es ist hochköstlich, wenn der gemächlich Ausruhende sich über das Hin- und Herschwanken des Ermüdeten beklagt, aber nicht einen Augenblick daran denkt, ihm zur Stütze zu werden. Diese Art von nationaler Enthaltungspolitik haben die Reichsdeutschen nun schon seit zwei Jahrzehnten geübt und geglaubt, sie wären besser als ihre nach Waffenruhe lechzenden Stammesgenossen in Österreich. Nein, die nationale Untüchtigkeit drüben und die nationale Trägheit hüben decken sich vollständig. Auch wir sind die eingefleischten Kämpen des gesamtdeutschen Nichtsthuns, das fünfte Rad am Wagen des nationalen Fortschrittes, der nur durch einen Bismarck vorübergehend in Bewegung gesetzt werden konnte.

Zur Erhöhung des Wertes der Weltstellung einer Volksrasse muß die Vorbedingung erfüllt sein, daß sich alle ihr angehörigen Individuen als eine lebendige Krafteinheit betrachten. Das bleibt das Endziel eines nationalen Patriotismus, von dem sich bis jetzt nur Anfangsspuren gezeigt haben. Nicht vollkommener sind wir als andere Rassen, die sich die Erde und ihre Güter streitig machen, weil wir ihres viel stärkeren und unmittelbareren Familiengeistes entbehren. Und am letzten sind wir ausgewählt für eine große geschichtliche Mission, solange es uns nicht einmal gelungen, das Herdfeuer eines alle Deutschen erwärmenden Gemeingefühles zu behüten. Der deutsche Menschensohn, der von wenigen erst ersehnte Messias des nationalen Gedankens ist noch nicht geboren. Und weil unser Bürgertum, unser Gelehrtentum, unsere Schriftsteller des Tages und des Jahres dem erlösenden Geiste echt deutscher Willenskraft einen so matten Herzensschlag

entgegenbringen, deshalb gewinnt die opferbereite Sozialdemokratie in unserer Mitte immer mehr an Boden, spaltet die Nation abermals in das Volk der Armen und der Reichen. Denn der ideenlose Genießling darf nur auf den Anhang des Geldes zählen, solange er es besitzt. Der mammonistische Taumel hat die oberen Klassen seelisch proletarisiert, und diese dürfen sich nicht darüber beklagen, wenn die arbeitenden Proletarier ihnen zu Leibe gehen. Statt dem Brote des nationalen Glaubens wurde diesen nur der Stein eines gesellschaftlichen Pflichtdienstes ohne jede Befruchtung des empfänglichen Gemütes dargereicht. Der satten, jeder nationalen Gemeinthätigkeit abholden Ruheseligkeit stellen sie den geträumten sozialen Zukunftsstaat entgegen, welcher den hungernden Trieben wenigstens Schaugerichte vorspiegelt. Die Ausschließlichkeit deutscher Politiker, die entfernte Angehörige der Volksfamilie vollständig vernachlässigt, ruft die Utopien einer Weltrepublik hervor, in der man sich gegenseitig zerfleischen dürfte wie die Minenarbeiter von Aigues-Mortes.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß meine Anklagen übertrieben sind, daß ich das Alltagstreiben unseres nationalen Lebens mit einem zu hohen Ideal-Maßstabe messe. Diesen Vorwurf entkräfte ich nochmals mit dem Hinweis auf den Nationalgeist der Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven, Magyaren, welche sicherlich in ihrer Hauspolitik nicht tadellos befunden werden. Aber es giebt nur wenige Zufalls-Franzosen oder Zufalls-Engländer, während man die Mehrheit der Deutschen recht wohl als Zufalls-Deutsche bezeichnen kann, die sich in fremder Umgebung gänzlich umwandeln lassen, und die vor allem einer erstaunlichen Nichtempfindung für leidende Stammesgenossen fähig sind. Hier befindet sich der Urquell aller nationalen Übel und ekten Krankheiten, von denen wir Deutschen heimgesucht sind, ohne daß uns die abgestumpften Nerven des Volksorganismus davon die warnende Kunde mitteilen.

Wer dieses tötliche Übel, diese unterwühlenden Krankheiten heilen will, muß zuerst den Nerv des Gemeingefühles wieder reizen, sei es auch durch schmerzhafte Mittel. Könnte man mit glühendem Stempel es jedem auf die Stirne brennen, der es verdient, das häßliche Wort nationsflüchtig, dann dürfte noch in vielen ein verspätetes Empfinden solcher Schmach sich regen und das selbstsüchtige erstarrte Herz zu einer gesunden Wallung bringen. Leider muß man auf ein derartiges Gewaltmittel verzichten und sich bescheiden, die stille Gemeinde jener ehrlichen Nationsfreunde zu sammeln, welche von der großen moralischen Verschuldung unseres Volkes allmählich das Schlimmste und Belastendste zu streichen suchen. Diese wahren Nationsfreunde mögen nicht zögern und hervortreten an das Licht des offenen Tages, um das Werk der Sühne zu beginnen, um die Propaganda des weltdeutschen

Gedankens, der sich zu Thaten verdichten soll, mit überzeugungsvollem Eifer aufzunehmen und sie zu tragen allüberall hin, wo Deutsche siedeln. Es gilt, das große deutsche Volksheim zu gründen, welches hinauswächst über das führende nationale Staatswesen, ohne es zu schädigen, nein, es als den Kern einer kräftigen Zukunftspolitik zu bewahren. Der oberste Grundsatz in diesem gesamten Volksheim, in diesem alldeutschen Vaterland muß aber sein, daß deutsches Volksgut unveräußerlich, unverlierbar, unteilbar bleibe, daß es von jedem Deutschen mit entschiedener Kraft, ohne Klügelei und Vorbehalt, verteidigt werden müsse. Ist dieser Grundsatz wiedergeboren, dann stehen wir an der Schwelle einer neuen deutschen Geschichte, dann beginnt unsere weltnationale Periode!



Unser Dichteralbum.

Adolfine.

Der bunte Reigen löste sich,
Die Geigen sind verklungen,
Leis hat der letzte Bogenstrich
Sein Abschiedslied gesungen.

Da sind wir aus dem lichten Saal
In dunkle Nacht gegangen,
Und haben uns zum ersten Mal
Fest Arm in Arm gehangen.

Und haben uns zum ersten Mal
Geküßt an stiller Ecke,
Und küßten uns zum zehnten Mal
Nach einer kurzen Strecke.

Du süßes Ding, sag Thür und Thor,
Nur kein verschämtes Zaudern.
Ein Wörtchen sich im Wind verlor,
Der wird es nicht verplaudern.

Verschwiegene Nacht, verschwiegener Tag,
Und heimlich steht in Blüten
Ein Glück, das uns der Himmel mag
Vor Reif und Rauh behüten.

Die Stille.

Mitten in dem Straßentreiben
Schwieg der Lärm auf einmal. Gingen
Mensch und Tier auf Filzpantoffeln?
Und die Karren und die Wagen,
Mietskaroffen, Herrenfuhrwerk,
Pferdebahn und Dampfkaleschen,
Alles fuhr auf Gummirädern.

Lag denn in der Nähe irgend
Ein Senator auf dem Todbett,
Oder eine reiche, fromme,
Alte Jungfer, die mit Stiften
Und Vereinen und Missionen
Sich ein weiches Himmelspolster
Schon auf Erden reservierte?

Lautlos, wie Gespenster, eilten
Aneinander hin die Leute,
Mit gespanntem Horcherausdruck
In den Mienen, und mechanisch
Wie am Draht die Marionetten.
Nur das welke Laub der kranken,
Kümmerlichen, halbverkommnen
Promenadenbäumchen rauschte
Leise die Musik zu dieser
Wunderlichen Straßenposse.

Plötzlich, wie auf einem Schlage,
War der Baum gebrochen. Trappeln,
Trampeln, Pfeifen, Knarren, Knurren,
Peitschen, Läuten, „Fremdenblätter",
Apfelsinen, neuster Mord.
Wirbelnd schlug das Leben seine
Kalbsfelltrommen großen Pauken,
Daß das schüchtern kranke Rauschen
Sterbewelken Laubes in dem
Wilden Trommeln nicht zu Wort kam.
Nur am leisen Zittern sah ich
Und am stummen Niederschaukeln
Gelber, abgelebter Blätter,
Daß der Tod an diese dürren
Bäumchen seine Hand jetzt legte,
Der geheime Herr Gevatter
Leisefuß und Überall.

Frecher Besuch.

Lyrische Geister,
Täglich dreister,
Waren ein Stündchen bei mir geblieben,
Hatten es himmelsarg getrieben,
Wollten nun gehn. Verlangte jeder,
Zum Abschied noch Papier und Feder,
Wollte mir was ins Album malen,
Glaubte mich also hoch zu bezahlen
Für verursachte Störung.
Was half die Empörung?
Sie waren die Menge,
Und ich im Gedränge.
Sie fielen wie Fliegen über ein Tier,
Über mein schönes, weißes Papier.
Himmel, verbrauchten
Die Tintel sie tauchten
Die Feder bis über die Ohren ins Faß
Und spritzten den ganzen Schreibtisch naß,
Und kratzten
Und schwatzten
Und klexten
Und fexten,
Beschrieben zehn Bögen mit Bücker und Bucken,
Und riefen: das geben Sie nun zum drucken.
Den Titel müssen Sie selbst erfinden,
Und ist es gedruckt, dann lassen Sie's binden.

Hamburg. Gustav Falke.

Florence.

I.

Ans Fenster schlug der Flockenschnee,
Ins kahle Krankenzimmer
Lugt' müden Auges grau hinein
Des Tages letzter Schimmer.

Die Nonne saß im schwarzen Kleid
Mit Mienen, steif, verdüstert.
Sie hörte nichts, was Du zu mir
Von Deinem Weh geflüstert.

Mit klagender Stimme sprachst Du mir
Von Deiner Sünden Fehle. —
Du armes, schönes, verlorenes Weib,
Dein ward da meine Seele!

Und tröstend widersprach ich Dir:
„Ich bin Dein Arzt gewesen,
Ich heilt' Deinen Leib, nun soll Dein Herz,
Dein krankes Herz genesen!"

Du sahst mich an, die Nonne stand auf,
Im Ofen zu schüren die Kohlen.
Mein Haupt zogst Du zu Dir hinab,
Da küßten wir uns verstohlen.

II.

Du glaubst, ich sei verliebt in Dich, mein Kind,
In Deine Glieder, die so zierlich sind,
In Dein anmutig Haupt und Angesicht!
Ich bin es nicht. —
Ich liebe Dich!

Ob blau, ob braun Dein Aug', ich weiß es kaum.
Bin ich bei Dir, so wird's mir wie im Traum,
Es wird so still um mich und wundersam
Und fast wie Gram. —
Ich liebe Dich!

Die ganze Welt ist tot, — ich liebe Dich,
Nur Dich allein! — Sei mein und liebe mich
Und laß Dein Herz an meinem Herzen nun
Für immer ruhn! —
Ich liebe Dich! — —

III.

Was kommst Du nicht!
Nun, wo ich selber krank und elend bin!
Wie sehnt sich meine Seele zu Dir hin,
Nach Deiner Stimme, Deiner Augen Licht!
Was kommst Du nicht!

Warum, mein Lieb,
Warum, Du Heißgeliebte, bleibst Du fern?
Du meine Sonne, meiner Nächte Stern!
Weißt Du es nicht mehr, wie ich bei Dir blieb?
Warum, mein Lieb?

Ich sterbe dran.
O glaube, nie werd' ich genesen je,
Wenn ich Dein Antlitz nimmer wiederseh'!
Schon packt des Todes eis'ge Hand mich an!
Ich sterbe dran. —

IV.

O wie brennt das Herz mir!
Möcht' ersticken dran!
Könnt' ich nur erfinnen
Zwang und Seelenbann!

Lös' Dich, meine Seele,
Löse Dich von mir,
Folge allerorten
Unablässig ihr!

Mache sie erschauern,
Wenn ums Dämmerlicht
Dürres Laub der Windhauch
Von den Ästen bricht.

Faß' als Dornenranke
Jäh ihr ins Gewand,
Eisig streif' die Wange
Eine Geisterhand!

Hänge, hänge, Zauber,
Über ihrer Stirn,
Bohr' Dich durch die Augen
In ihr träumend Hirn!

Hock' auf ihren Brüsten,
Würge sie als Mahr,
Daß sie aus dem Schlafe
Fährt mit starrem Haar!

Laß sie schreiend tasten
Nach der Stelle hin,
Wo ich einstmals ruhte,
Mit verstörtem Sinn!

Schleich ich durch die Nerven,
Ein todtückisch Gift! —
Wie ein Baum verdorr' sie,
Den der Blitzstrahl trifft!

Küß die blassen Augen,
Küß den kalten Mund,
Stirb an ihrem Tode
Dann zur selben Stund!

V.

O welch ein Narr ich war, daß ich Dir fluchte,
O welch ein Narr ich war,
Daß ich selbstquälerisch nach Zaubern suchte!
Dein duftend Lockenhaar,
Es flutet wieder über meine Wangen
Und hält in zarten Maschen mich gefangen.

Dein Auge blitzt mich an in tollem Glücke.
Jetzt weiß ich es, ich Thor,
Daß Du mich nur geneckt mit Schelmentücke.
Daß ich Dein Herz verlor, —
O welch ein schändlich schnöder, böser Aberglaube!
O küß mich, küß mich, meine weiße Taube!

Den Mund auf Mund gepreßt und Zung' an Zunge,
Daß stammeln, lallen bloß
Die Kehle kann mit übervoller Lunge! — —
Und still wird das Gekos', — —
Ein durstig, gierig Ineinandertrinken,
Ein weher Blick und seliges Versinken!

VI.

Es ist vorbei, vorbei, ich bin erwacht.
Es war der Traum nur einer Frühlingsnacht,
Ein Märchentraum voll Zaubersang und Duft,
Und kühl umschauert mich die Morgenluft.

Es ist vorbei! Der letzte Flackerschein
Erstorbner Glut sollt' jener Kuß nur sein,
Mit dem Du küßtest mich. Ich bin erwacht,
Es war der Traum nur einer Frühlingsnacht!

New-York.

VII.

Ich glaubt', ich liebt' ein irdisch Weib,
Ein Weib mit Herz und Seele.
Ich habe geliebt einen weißen Stein,
Einen weißen Stein ohne Seele!

Für eine Nacht ward ein Marmorbild
Lebendig in meinen Armen.
Doch hielt ich, wie der Morgen gegraut,
Einen kalten Stein in den Armen.

Das Antlitz blickte so starr mich an
Mit toten, traurigen Augen,
Und meine Seele ward siech von dem Blick
Der toten, traurigen Augen.

Du armes, schönes, verlorenes Weib,
Und doch ist Dein meine Seele,
Und könnt' ich beleben den Marmorstein,
Ich gäbe Dir meine Seele!

Gottlieb Steger.

Die Skelette und die Mumien.

Wie? schon zwölf Uhr? — ich komme gleich!"
Der Totengräber wirft sich ins Zeug:
Ihn haben geweckt vorm Fenster
Zwei knisternde Mumien-Gespenster.

Er folgt mit der Geige unterm Arm
In die Kirche zum harrenden Mumienschwarm:
Zu geigen hat er zum Tänzchen
Beim exklusiven Kränzchen.

Vor den Fenstern drängen sich mit Geklapp
Gerippe: Plebs! aus Grab und Grab,
Um sich dran satt zu gaffen,
Was drinnen die Herrschaften schaffen.

Drin' flimmert ein mattes Phosphorgelb
Aufs Mumiengewimmel, und aus dem Gewölb
Taucht auf noch dieser und jener:
Je später, desto schöner!

Und einer, die Faust in die Seite gestemmt,
Der spielt, das Monocle ins Auge geklemmt, —
Der Jeunesse dorée Vertreter, —
Den Tausendschwerenöter.

Bald über die Oberlippe fährt
Die Hand, als ob wer am Bärtchen zerrt;
Bald da, bald dort wem küßt er
Die Hand, mit stetem Geknister. —

Nun hebt der Totengräber an, —
Kaum hat er den ersten Strich gethan,
Da wird's am Portal lebendig:
Es klappert knochenhändig;

Es drängt sich herein ein Klapperbein,
Und wie ihn auch die Gerippe-Lakai'n
Hinauszuwerfen eilen:
Er hält sich fest an den Säulen.

Wie dort nun ein Klappern und Rasseln entbrennt,
Hier Knistern und Rascheln wie Pergament!
Was er klappernd erzählt, dem lauschen
Die Mumien mit Knistern und Rauschen:

Dies Gerippe war von edlem Kern,
Erzeugt von einem großen Herrn

Mit bürgerlicher Kebse, —
Erzogen, ach! unterm Plebse,

Schutzlos, ein Lump, und ohne Geld,
Umhergetrieben in der Welt,
Verstoßen von Sippendünkel,
Begraben im Kirchhofwinkel. —

So weiß den Mumien das Geripp,
Dem Totengräber mit Klapp und Klipp
Durch rasselnd knochenhänd'gen
Vortrag sich zu verständ'gen.

Die halten raschelnd und knisternd Rat:
„Es verrät," — so ist das Resultat, —
„Sein Klappern, Gebein und Schädel
Die Abkunft als höchst edel;

Drum, — als courfähig, obgleich nur Bein, —
Sie laden es hiermit zum Tanzen ein:
„Nun los mit dem Dideldumdidel —!" —
Der Geiger erhebt seine Fiedel — —.

Da drängt ein zweites Skelett sich herein;
Man knistert: „Hinaus mit dem Klapperbein!" —
Wie? blinkt nicht dem frechen Schelme
Der Schädel von einem Helme?

Sie machen ihm Platz in stummer Scheu:
Es ist ein Geripp von der Polizei,
Tot oder lebendig werde
Gefürchtet die Behörde!

Das Gerippe klappert in würdiger Ruh
Auf den Tausendschwerenöter zu,
Ihm legt er die Rechte knöch'rig
Auf die Schulter von Jahren löch'rig.

Ach, nun dies Heben von Bein und Arm,
Dies Knistern und Rascheln im Mumienschwarm!
Still harrt, bis der Sturm verschnaube,
Der mit der Pickelhaube,

Und rasselt dann langsam, würdevoll,
Wie stets die Polizei es soll:
„Als Hochstapler, Herrschaften,
Hier muß ich den verhaften!

Er ist keine Mumie von Pergament —,
Bloß Schneider! — und Schneider Vater nennt,
Und Väter und Urgroßväter
Der Tausendschwerenöter." —

Ach, nun dies Heben von Bein und Arm,
Das Rascheln und Knistern im Mumienschwarm!
Vor Staunen, Angst und Beschwerde,
Was nun mit dem Schneider werde!

Nach vielem Geraschel ist ihr Beschluß,
Wie folgt: „der Totengräber muß
Die beiden umquartieren;
Beschlossen, und auszuführen!"

Ins schäbige Grab in der Kirchhofseck'
Hinein soll Schneider Meck, Meck, Meck,
Dafür ins Grabgewölbe
Das Gerippe, hochdasselbe. —

Du Ärmster! nun keine Mitternacht
Sie lassen dir Ruh, bis du's vollbracht; —
Mit den Wölfen muß man heulen:
Er nickt ihnen „Ja!" einstweilen.

Mit Hilfe des Polizei-Geripps
Er setzt an die Luft den Schneider Fips,
Den Tausendschwerenöter; —
Das Weitere findet sich später! —

Da legt sich wieder die Aufregung,
Es denkt nun wieder Alt und Jung
Ans exklusive Kränzchen: —
„Spiel, Geiger, auf zum Tänzchen!"

Er thut einen Strich, — Eins klirrt es vom Turm:
Die Mumien zerstieben wie vorm Sturm, —
Verdröhnt hat kaum der Hammer —
In ihre Totenkammer,

Mit huscht der Schneider — in den Sarg,
Der schon so lange Jahr' ihn barg;
Ihm glückt' es; denn keiner paßte
Auf ihn bei dem Gehaste. —

Das wieder eingesetzte Skelett
Sucht auch im Gewölbe nach einem Bett,
Gebührend seinem Range, — —
Ihm wurde angst und bange.

„Besetzt!" — „Besetzt!" — nach seinem Grab
Dann fährt es, — so huscht es auf und ab:
Nicht kann's vom Gewölbe sich trennen, —
War das ein klapperndes Rennen!

Da endlich bekommt nun der im Helm
Am Arm zu packen den armen Schelm:
„Nach einsen liegen zu Bette
Anständige Skelette!“ — —

Hui! in sein Grab versunken ist
Hier Arrestant, dort Polizist,
Auf Kirchhofsfrieden wieder
Bleich lächelt der Mond hernieder.

„Aus euerm exklusiven Ball,
Ihr hohen Damen, ihr Ritter all
Von hohen und höchsten Orden,
Ist diesmal nichts geworden.“

Untern Arm der Totengräber nimmt
Die Geige, zum Totentanz gestimmt:
„Ade, ihr Komtessen und Grafen!
„Nun kann ich doch weiter schlafen!“

Magdeburg. Peter Merwin.

Zur Vesperzeit.

„Herr, es will Abend werden.“
Lukas XXIV, 29.

Schon stiller wird's auf Erden,
Die Lüfte wehen sacht —
Herr, es will Abend werden,
Herr, es will werden Nacht!

Der Glaube hat verlassen
Schon längst das Erdenrund,
Die Lieb' schleicht durch die Gassen,
So stumm und todeswund.

Die Hoffnung? — laß die Grillen,
Das ist ein eitler Wind,
Und wird uns nur zu Willen,
Wenn wir am Sterben sind.

Rings Lottertum und Lüge,
Gewinnsucht, Heuchelei,
‚Verleumde und betrüge‘,
Prahlt die Devise frei.

Gesinnung? — welche Frage!
Die Ware gilt nichts mehr;
Und Hochsinn? — alte Sage!
Vorbei! — ‚lang, lang ist's her‘ . . .

Vor Gottaltären streuen
Wir Kehricht, alt und falb,
Indes wir ohne Reuen
Uns drehn ums goldne Kalb . . .

O Herr, o wolle bleiben
In unserm öden Haus,
Wie einst die Wechsler treiben
Zu Thor und Thür hinaus. —

Herr, es will Abend werden,
Herr, es will werden Nacht —;
O bleib' bei uns auf Erden
Und schlag' der Wahrheit Schlacht!

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Einsamkeit.

Stille, göttliche Stille auf meinem Zimmer.
Himmlische Ruhe des Herzens,
Wahres Glück, einziger Friede,
Ganze Seelen-Seligkeit!
Leise, leise, fern
Grollen die Lebenswellen,
Gepeitscht von der furchtbaren Rute des Schicksals.
Da — tönt Pferdegetrappel,
Wagengerassel — doch es entschwindet, verhuscht,
Erstirbt, verhallt wie ein Geisterritt.

Hingestreckt auf mein treues Sofa
Träum' ich so hin
Und lausche dem roten Strom,
Der durch die Adern mir gleitet,
Und dem lebendigen Odem,

Der meine Brust mir weitet.
Dort aus dem Bücherschrank
Nicken mir zu
Die erhabensten Geister,
Und über allen thront,
Ganz durchhaucht von olympischer Ruhe,
Goethe-Jupiter, von der Meisterhand
Rauchs.

Und nun reck' ich die Hand,
Da öffnet sich sacht — sacht —
Wie von selber die Thür,
Und herein im Wiegeschritt
Schweben drei Liebeswunder
Und beginnen den Tanz.
Die eine, Blondelfchen,
Schaut halb verschämt, halb schmachtend,
Die zweite, Rothaar,
Dreht sich wild und zeigt
Wie ein Kätzchen die schimmernden Zähne,
Aber die dritte, Schwarzlöckchen,
Schießt zwei Blitze aus Feueraugen.
Doch drohend heb' ich den Finger,
Und langsam, traurig-trotzig,
Gleiten sie lautlos hinaus.

Denn zu mir trat,
Bleich, tieferns̈t,
Friedrich Nietzsche, der Seher.
Sein Blick schweift sinnend zur Ferne,
Dort schreiten in rosigem Schimmer
Menschen, gleich Göttern.
Da plötzlich entspringt ihm
Gellend, seelenzerreißend,
Ein schreckliches Lachen,
Und gebeugt, gebrochen
Tappt er hinaus.

Stille, schaurige Stille auf meinem Zimmer.

Berlin. Max Hoffmann.

Am Schreibtisch.

Ich stütze das Kinn, —
Vom Schreibtisch seh ich
Durchs Fensterquadrat
Einen Quadratmeter Nacht
Und einen Saatwurf Sterne ......
Ich grüble hinaus in die Weltraumtiefe,
Bis die brennenden Augen mir übersieden,
Wie so oft schon in hundert
Und hundert Nächten,
Wenn Wehen die trächtige
Stirn mir geschüttelt,
Als wollte sie endlich
Nach Jahren von Niederung
Ein zukunftsrotes
Stück Hochalp gebären ...
Ich grüble hinaus ...
Was soll mir rings die ererbte Fülle,
Die Vollbluthengste und Garben und
Thaler, —
Gern ging ich darben —:
Eine Dachkammer nur — eine Schnitte
Brot, —
In der Feder aber
Ein Lavaguß Genie .....
Ich grüble hinaus ....
Meine Lampe surrt, auf den Dochtschrauber
fliegt
Vom Manuskript eine Fliege und putzt
Sich verschlafen die Beinchen ....

Köln a. Rh. Karl Maria.

Die Kluft.

„Klöften“ von Henrik Ibsen.

Schwarz zog's herauf mit Sturmeswut—
Da ward die Kluft zur Stromesflut!

Und mit des Ungewitters Sang
Es drinnen raste, rauscht' und klang.

Vorüber zog's — und nach und nach
Die mächt'ge Woge schrumpft zum Bach.

Da glänzte Regenbogen-Staub,
Da perlten Tropfen übers Laub.

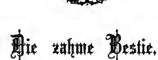
Ein Sommertag — durchsonnte Luft —
Und ausgetrocknet lag die Kluft!

Ein Flüstern blieb im dürren Staub,
Der Windhauch trieb versengtes Laub,

Das sang vom feuchten Quellengrund —
Ich weilte dort zur Dämmerstund!

Baden-Baden. Übertragen von Freifrau Marie von Reitzenstein.





Die zahme Bestie.

Von Hans Schröder.

(München.)

Herein! Herein! Immer 'rein, meine Herrschaften! Das ist ja großartig, das muß man gesehen haben! Das größte, — das schönste, — das wildeste Raubtier, das je ausgestellt wurde! Der Riesenlöwe Adam! Heute zum erstenmal Vorführung und Dressur durch Madame Maria di Santa Croce! Die berühmteste Tierbändigerin der Welt."

Eine schiebende, schreiende Menge, staunend und stinkend; hastiges Geldwechseln.

„Erster Platz: eine Mark!"

Durch den geöffneten Vorhang strömt die heiße Witterung von Raubtieren, unterdrücktes Brüllen und der heißere Blaff hungriger Wölfe.

Eine lange Reihe jener grellrot gestrichenen Käfige mit dem Eisengitter; und dahinter in träger Ruhe oder rastlosem hin und her die wilden Tyrannen des Waldes und der Wüste. Überall gierige, glänzende Augen, bleckende Mäuler mit weißen, wuchtigen Zähnen und scharfe Tatzen.

Die Vorstellung beginnt. Der Stolz der Menagerie, Adam, ein ausgewachsener, prächtiger numidischer Löwe, schreitet langsam und nachlässig in den großen, für Dressurzwecke bestimmten Käfig.

In phantastischem Theaterschmuck naht die Tierbändigerin, Maria di Santa Croce, wie sie sich nennt. Ein stattliches, ziemlich volles Weib, etwas verlebte, unschöne Züge, aber ein großes, schwarzes Auge, das zu schlafen scheint, und nur hie und da sich öffnend, energisch aufblitzt.

Verbeugung vor dem Publikum und kurze Beschreibung der Tugenden und Untugenden Adams, aus der wir entnehmen, daß der erst seit kurzem

in Gefangenschaft befindliche Löwe heute zum erstenmal vor dem Publikum auftreten wird. Faustdicke Lügen, aber rings gläubige staunende Gesichter.

Das äußere Gitterthor fällt ins Schloß, und mit einem energischen Ruck reißt sie die innere Thür auf. Sekundenlanges Warten, und unruhiges Schweifwedeln des Löwen.

Dann, die Thür hinter sich zuwerfend, tritt sie hochaufgerichtet dem Tier entgegen, mit ihren schwarzen, drohend geöffneten Augen die zähnefletschende Bestie durchbohrend. — Die Dressur beginnt. —

Adam scheint nicht gut aufgelegt. Auf ihr Geheiß: „Embrassez votre petite maîtresse!" knurrt er mißmutig und macht keine Anstalten, dem Befehl Folge zu leisten.

Die Wärter, rings um den Käfig mit langen Eisenhaken und Stangen aufgestellt, werden unruhig.

Sie droht mit der Peitsche und herrscht ihn an, fußstampfend, mit durchbohrendem Blick, heftigeres, fauchendes Knurren und ein weitgeöffneter wütender Rachen. Einige Damen im Zuschauerraum werden ohnmächtig. —

Minutenlanges, atemloses Schweigen. — Dann knallt die Peitsche in kräftigem Schlag auf den Rücken der Bestie. —

Dumpfes Aufbrüllen.

Ein einziger, wahnsinniger Schrei, und im schwimmenden Blute windet sich das Weib unter dem rasenden Tier. Ein Tatzenschlag zerreißt die Brust, wild brüllend und die Mähne schüttelnd zerbeißt er den Nacken, daß die Knochen krachen. —

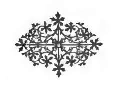
Was helfen Stangen und Haken gegen die rasend wütende Kraft!

„Die Flinte her!" „Die Flinte!" Ein Schuß, — und tot liegt er über der toten Beute! —

* * *

Kennt Ihr sie, die blonde Bestie, die man schon über 2000 Jahre zu zähmen sich müht?" —

Hütet Euch, noch hat sie Zähne und Tatzen!"



Der Tod der Liebe.

Von Karl Rosner.
(München.)

Der Zug sauste eilig dahin. Durch die schwarze windstille Nacht. Der Schnee fiel leise in großen wiegenden Flocken und überzog alles mit weichen runden Formen. Er flog gegen die Maschine, vor deren heißem Hauche er schmolz, ehe er sich noch festgesetzt, und sank in wachsenden Schichten auf die Schienen, die er in sanften Hügeln begrub, und drängte sich gegen die Fenster der Waggons, wo er sich leise festsog, gehalten vom flatternden Zugwinde, der die eilig rollenden Wagen umzog.

Man konnte kaum mehr nach außen sehen. Nur hie und da noch durch dünnere Schichten schimmerte, matt und eilig fliehend, wie im Fluge, das rote Licht einer Signallaterne hindurch.

Er saß ganz allein im Coupé. Er hatte sich weit in die Polster zurückgelehnt, das Licht der Lampe war durch den vorgezogenen grünen Schirm gedämpft, und er hatte die Augen geschlossen. In gleichmäßiger Kadenz erklang das stoßende dumpfe Schnauben der Maschine, in einschläfernder Regelmäßigkeit. Er hatte den Pelz fest an sich gezogen, die Füße auf den gegenüberstehenden Fauteuil gestreckt, und ihn durchdrang behagliche Wärme.

So saß er lange in müdem Halbtraum.

Dann wieder ein Pfiff. Langgezogen und gedämpft durch die sinkenden Flocken, daß er unwillkürlich auffuhr und einen Blick nach außen warf durch das kreisrunde durchsichtige Loch, das sein hauchender Atem vom frierenden Schnee befreit. Immer noch Nacht und still. — Dann einen Moment das klappernde, tosende Vorübersausen an einem anderen Zuge, und das weißgrelle elektrische Licht einer Station, die sie ohne Aufenthalt passierten.

Und dann wieder Ruhe, Stille, Nacht. Wieder das monotone dumpfe Klopfen der Maschine und draußen die wiegend fallenden Flocken.

Er strich sich mit den Fingern über die Augen, schlug den Vorhang der Lampe in die Höhe, zog ein offen umgeklapptes Buch aus der Tasche und begann zu lesen. Aber er las nicht lange, denn die Schrift flimmerte ihm vor den Augen bei dem ewigen Rütteln des Wagens und dem matten Lichte. Er legte das Buch wieder weg und sah auf die Uhr. Es war halb zwei, und seit acht Uhr Abend fuhr er nun.

Schon der letzte Brief der Schwester hatte ihm die Wiedererkrankung des Vaters gemeldet, und heute Mittag war das Telegramm gekommen mit der Anzeige, daß der Vater gestorben sei, und daß er kommen solle.

Und da hatte er das Nötigste zusammengepackt und war abgereist.

Die Nachricht hatte ihn eigentlich mehr erleichtert als erschreckt. Der Vater war seit vielen Jahren kränklich. Ein Brustleiden, die Folge einer Erkältung, die er sich zugezogen, quälte ihn seit langem, bald schwächer werdend, daß man beinahe zu hoffen begann, dann aber immer wiederkehrend, immer mit neuen heftigen Anfällen, daß man jeden Moment auf das Ende gefaßt sein mußte. Es war eine ewige Aufregung, ein nie zu Ruhe kommen voll nervöser aufreibender Sorge. Dabei war der Kranke immer mürrischer geworden, namentlich seit er sein Amt nicht mehr versehen konnte und den ganzen Tag im Hause herum saß, ohne bestimmte Beschäftigung, immer nur das Düstere, Hoffnungslose seines Leidens vor Augen. Er begann über alles zu räsonnieren, nichts konnte man ihm mehr recht thun, er glaubte sich immer vernachlässigt und tyrannisierte das ganze Haus. — Alle. — Auch die Mutter.

Keinen Moment hatte die mehr Ruhe. Wie gehetzt lief sie durch die Zimmer, in nervöser Hast, ohne selbst zu wissen, was sie zuerst thun sollte. Sie zersplitterte sich in zitternden ängstlichen Sorgen. Nirgends fand sie Ruhe, nicht einmal bei Tische. Und war sie gezwungen, länger still zu sitzen, dann sah man an ihrem nervösen ungeduldigen Zucken und an dem ängstlichen Hin- und Herrücken am Platze und an ihren zerstreut blickenden Augen, daß es sie nicht ruhen ließ, und daß sie in ewiger Angst war vor dem Zorne des Vaters, der wieder über irgend einer versäumten Kleinigkeit losbrechen konnte.

Und das hatte der Sohn nicht mehr mit ansehen können. Das war es auch gewesen, was ihn vor nun drei Jahren aus dem Hause vertrieben hatte. Es war zu heftigen Scenen gekommen, die Mutter, für die er sich ins Mittel gelegt hatte, die vor jedem lauten Worte zitterte, hatte sich, um ihn zu beschwichtigen, auf die Seite des Vaters gestellt, — und so war es wohl das Beste, daß er ging.

Er war dann nach Leipzig gegangen, wo er sich seine eigene Praxis gegründet hatte, und sich nach einigen größeren mit Glück geführten Prozessen eines dortigen Bankhauses bald eine lebhafte Klientel erwarb.

Der Streit mit dem Vater war später beigelegt worden, die Zeit und die Entfernung hatten die Kluft gemildert. Sie hatten sich nach und nach ausgesöhnt und sich auch zeitweilig geschrieben. Die Schwester hatte das versöhnende Mittelglied gebildet, und so war das nach und nach gekommen. Ganz langsam, im Laufe der Zeit. Und als der Sohn vor nun einem halben Jahre auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau auch in Wien zuhause gewesen, da war der Vater sogar sehr animiert und laut, und erzählte eine Menge alte Theateranekdoten, das sichere Zeichen des **non plus ultra** seiner guten Laune.

Der Vater erzählte diese Anekdoten schon seit langem. Er erzählte sie in dem erinnernden schmunzelnden Ton, wie man begangene Jugendstreiche erzählt. Und der Sohn erinnerte sich, das alles schon früher von ihm gehört zu haben, immer wieder, und dann immer mit einer stärkeren Nüance des Erinnerns und mit schwächer, undeutlicher gebrachter Pointe. Er entsann sich auch noch, wie der Vater die Anekdoten bei Tisch im Freundeskreise erzählte. Damals war der Vater noch ganz groß und schwarz, und alle Gäste lachten, wenn er die Witze erzählte. Damals hielt er auch noch offenes großes Haus. Aber nun war es still, wenn er seine alten Geschichten wiederbrachte, und nur er selbst lachte dann wohl, denn das Lachen der anderen klang gezwungen und gemacht.

Er war stark gealtert, zusammengeschrumpft durch die Krankheit und grau geworden.

Und als der Sohn dann ein paar Worte erwähnte, wegen damals, — er solle ihm nicht böse sein, — oder etwas dergleichen, da ließ ihn der Vater gar nicht ausreden. Unsinn, — was, — alte Geschichte, — — kurz, man sprach nicht mehr darüber.

Man trennte sich freundlich, beinahe herzlich, die Mutter weinte, obgleich sie förmlich aufzuatmen schien, als der Sohn gegangen war. Sie hatte die ganze Zeit gezittert, daß es zu neuen Scenen kommen könnte. —

Und auch dem Sohne war es damals wie eine Erleichterung, ein freies Aufatmen, als er wieder hinaus war aus den altmodischen Zimmern mit den glatten viereckigen Möbeln und als er mit seinem jungen Weibe, das er so unaussprechlich liebte, Arm in Arm dahinschritt.

Es war damals ein wunderschöner Tag, und sie hatten nach Tisch eine Partie nach Schönbrunn unternommen. Und wie sie dort dahinschritten, zwischen den hohen, gleich lebenden Mauern geschnittenen, tiefgrünen Alleen, da fühlten sie sich so innig zueinander hingezogen, daß sie das Leben der Eltern kaum begriffen, die so kalt nebeneinander hinlebten, so abgestumpft gegeneinander, so satt und überdrüssig.

Keines hatte ein Wort darüber gesprochen, und doch war ihnen beiden derselbe Gedanke gekommen, wie sie so langsam hinschritten zwischen den schmalen, hohen Hecken, aus denen immer wieder die halb verwachsenen Formen der spielenden Amoretten und ernsten griechischen Götter in grauweißem Schimmer hindurchblinkten.

Dann plötzlich, während ihr Blick den Kieß am Wege musterte, ganz aus dem Stegreife, sagte die kleine Frau: „Nicht wahr, wir werden uns immer, immer so lieb haben!"

Er nickte und zog sie an sich und küßte sie.

Und sie schritten weiter zwischen den hohen, tiefgrünen Hecken — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage später waren sie nach Leipzig zurückgekehrt und hatten sich behaglich im neuen Heime eingerichtet. Sie liebten einander wie am ersten Tage. Sie scherzten und lachten, und das Leben schien für sie ein ewiger Honigmond zu werden.

Heute, als die Depesche von des Vaters Tod gekommen und er fort mußte, da fühlten sie das aufs neue. Es war ihnen so schwer, sich von einander zu trennen, wenn sie auch wußten, daß es nur für wenige Tage war, für ganz kurze Zeit, und daß sie bald wieder beisammen sein würden.

Der kleinen Frau waren die Thränen in den Augen, und sie nahmen immer wieder Abschied voneinander und versprachen sich täglich zu schreiben.

Und so saß er denn nun im Coupé, und der Wagen rollte eilig dahin über die schneebedeckten Schienen, und die Flocken fielen leise schaukelnd hernieder.

Ihm zogen die ganzen Jahre seiner Jugend, die er zuhause verlebt, durchs Hirn. Und je mehr er sann, desto sicherer wurde es in ihm, daß es früher dorten anders gewesen. Er erinnerte sich jetzt ganz deutlich. Früher als er selbst noch ganz klein gewesen, und ehe der Vater zu kränkeln begann, und ehe die Mutter noch nicht so verschüchtert und früh alt geworden. Er erinnerte sich, daß der Vater damals die Mutter immer geküßt, wenn er nach Hause kam, und daß sie abends oft zusammen am Sofa saßen. Aber das war lange her.

Und er sann nach, was wohl der Grund ihrer Entfremdung sei. Aber er konnte es nicht finden. Er dachte die ganzen Jahre durch, die er zuhause verlebt, und sah es wieder vor sich, wie die beiden einander immer gleichgültiger geworden, wie sie immer weiter auseinander gekommen. Aber er fand den Grund nicht, die Katastrophe, die das bewirkt. Bis zum Schlusse verfolgte er es, bis zur letzten Begegnung, wo die Mutter gleichgültig und interesselos an allem anderen, nur in fortwährend nervöser Hast durch die Zimmer schoß, immer ängstlich bei jedem lauten Worte zusammenfahrend, und der Vater in seiner kränklichen Überreiztheit so egoistisch nur für sich und sein Wohlbefinden sorgte.

Aber so sehr er auch sann, er fand keinen Grund dafür, wodurch das so gekommen, nur die Jahre sah er vorüberziehen, immer herber die Kluft zwischen den Beiden gestaltend, die langen Jahre, die Zeit.

Es mußte wohl von Anfang an nicht die rechte Liebe zwischen den Beiden gewesen sein.

Nicht die Liebe, die innige, aufopfernde Liebe, so wie er sie kannte, er und sein liebes, kleines Weib. Jene Liebe, an der alles vergeblich rüttelt, — alles, — auch die Zeit. —

Draußen fiel der Schnee, langsam sinkend in dichten, wiegenden Flocken und begrub langsam und doch unaufhaltsam in kaum merklichem Wachsen

die weite Natur unter seiner weißen, kalten Decke. Immer tiefer. Die Bäume senkten müde die schweren Äste unter der Last der Massen, die sich auf ihnen festgesetzt, und bogen sie tief zur Erde, und die Flocken sanken immer weiter, unerbittlich, als wollten sie alles, alles begraben. —

Die Beerdigung war vorüber. Gestern hatte man die Leiche beigesetzt.

Die erregten, ruhelosen Stunden waren einer müden, stumpfen Abspannung gewichen, es war so still in den Zimmern, und überall klaffte die Lücke, die der Verstorbene im Alltagsleben hinterlassen hatte. Der Verstorbene, der mit seinem kränklichen Egoismus der Mittelpunkt des Hauses gewesen. Die Räume schienen so kalt und fremd und ungewohnt, und so ruhig, daß man das kleinste Geräusch vernahm. Und niemand sprach; es war wie wenn es ihnen die Kehle zusammenschnürte. Auch hatten sie sich so wenig zu sagen.

Die Mutter saß am Sessel vor dem ängstlich geschlossenen, winterlichen Fenster und hatte die Hände über einem Nähzeug gefaltet, das ihr im Schoße lag. Ihre Augen waren entzündet in trockenem Rot, daß man die kleinen spröden Äderchen sah unter den feinen Falten und Runzeln der dünnen Haut. Der Zug von den Nasenflügeln bis in die Mundwinkel wich schlaff und matt zurück, und die ganze Gestalt war eingeknickt und zusammengesunken. Sie saß bewegungslos dort und blickte ausdruckslos vor sich hin. Ganz stumpf. — Es schien wie wenn sie nun ganz zusammenbräche, nun, da mit dem Tode des Vaters diese ewig nervöse, zitternde Hast, die sie früher in stetem Atem gehalten hatte, von ihr gewichen war, und da sie endlich ruhen konnte.

Der Sohn saß vor dem Schreibtische und sichtete die Papiere des Verstorbenen. Vor dem Schreibtisch, dem während der ganzen Jahre niemand hatte nahe kommen dürfen, auf dem immer alles liegen bleiben mußte wie es lag, und an dem kein Blättchen berührt werden durfte. — Zeitweilig hielt er ein und blickte auf zur Mutter hinüber.

Dann las er wieder weiter. Es war ganz still im Zimmer, und man hörte nur das knitternde Rascheln des Papieres zwischen seinen Fingern. Beinahe unheimlich still.

Er blickte wieder auf. Das Zimmer kam ihm so groß vor, viel größer, als er es bisher in Erinnerung gehabt und viel heller. Die Mutter saß noch immer still am Sessel und blickte teilnahmslos vor sich hin.

Und wie er sie nun so dort drüben sitzen sah, ganz zusammengesunken, mit den schlaffen, energielosen, fahlen Zügen, da konnte er sich garnicht denken, daß auch sie einmal jung gewesen und frisch, und daß auch sie einmal geliebt. — So geliebt, wie die kleine Frau ihn liebte, so innig und so aufopfernd und wahr.

Und da griff er unwillkürlich nach der Brusttasche und zog den Brief hervor, den sie ihm heute wieder geschrieben, diesen Brief voll heißer Sehnsucht und voll anmutig graziöser Koketterie.

Er las den Brief, las ihn noch einmal, dann steckte er ihn wieder zu sich.

Nein, — [illegible]e die Mutter wohl nie gefühlt. — Und es mußte doch nicht die rechte Liebe gewesen sein. — — — — —

Er kramte weiter in den Papieren, lesend und sichtend. Da waren alte Rechnungen, Briefe von Freunden, Zeitungsausschnitte, Bilder, wieder Briefe, und all die Skripturen und Schriften, die sich im Laufe eines Lebens häufen. Und je weiter er sah, desto älter wurden die Daten der Briefe, desto gelber und stockfleckiger das Papier. Da kamen Namen, an die er sich nur noch leicht erinnerte, von denen er nur noch unbestimmt wußte, daß er sie schon gehört, mit denen sich ihm verschwimmende Bilder in halb verblaßter Erinnerung verbanden, aber das alles war unsicher und schwankend in seinem Sinne, und mußte schon lange her sein.

Dann fand er ein Bild; ein junges Mädchen. Es war eine Photographie, von jener verblaßten silbergrauen Sorte, wie man sie vor vielen Jahren angefertigt hatte, als das Verfahren noch kostbar und selten und neu gewesen. Das Mädchen trug ein altmodisches glattes Kleid, nur vorne mit zackigen Spitzen besetzt, und am Kopfe eine hohe wulstige Frisur, daß das sanfte feine Gesicht schier darunter verschwand.

Und dieses Mädchen war die Mutter. — Die Mutter. — So also hatte sie damals ausgesehen.

Es war seltsam, und er war sich selbst darüber nicht klar, wieso das kam, aber im Momente, als er das Bild gesehen, blitzschnell und sicher war ihm die Überzeugung gekommen, daß das ein Bild der Mutter sei, obwohl er nie früher ein Bild aus ihrer Jugendzeit gesehen, und obwohl sich in seiner Erinnerung kein gleiches fand.

Aber ein momentaner Instinkt hatte ihm das gesagt, ein unbewußtes Fühlen.

Und nun hielt er es in Händen und sah es lange an. Er bedeckte mit den Fingern die Frisur und das Kleid, so daß nur das Gesicht des Bildes frei blieb. — Sie war schön gewesen, sehr schön. Von tiefer und verschwiegen ernster Schönheit.

Und er sann nach; aber er konnte sich nicht entsinnen, sie je so gesehen zu haben, mit diesen Zügen. Nur ganz dunkel, weit, weit zurück, fand er ein ähnliches Bild, beinahe am Grunde seiner Erinnerung, aber das mußte lange her sein, denn er konnte sich nicht weiter darauf besinnen und er sah es nur wie durch einen dichten grauen Nebel, der sich immer

dichter ballte, je mehr er sann, und halb verschwimmend, zitternd und unsicher.

Also das war die Mutter gewesen; — so hatte die Mutter ausgesehen. Und er sah wieder nach der alten Frau am Fenster drüben und schüttelte leise den Kopf. Und dann, wie wenn ihm Zweifel kämen, und wie wenn er nach einer Sicherheit suchte, daß es wirklich so sei, wandte er das Bild um.

Und da fand er die Widmung:

„Meinem lieben, lieben großen Manne, — sein kleines Weib."

Also doch. — Eine Weile hielt er es noch in Händen, dann legte er es vor sich hin und suchte weiter in den Papieren.

Da fand er Dinge, die er dem Vater nie zugetraut hätte. Altmodische, mit Perlen bestickte Brieftaschen, gehäkelte Börsen, Tanzordnungen, auch ein kleiner vergilbter Atlasschuh lag da ganz zusammengedrückt von der Last der Skripturen, unter denen er wohl viele Jahre lang begraben gewesen.

Jetzt wieder stieß er auf ein ganzes Packetchen von Briefen, die mit einem Faden leicht umwickelt waren.

Das Couvert des Ersten war an den Vater adressiert und die Schrift schien ihm bekannt.

Er sann nach, wo er sie schon gesehen. Jetzt wußte er es. Es war die Schrift der Mutter. Aber hier war sie noch gleichmäßig, kräftig und klar, nicht von der nervösen, schattenlosen Hast und der zerstreuten flüchtigen Eile wie nun.

Langsam und mit einer gewissen Scheu löste er den Knoten des Fadens, so daß die Briefe nun einzeln vor ihm lagen.

Sie waren alle von der Mutter. Aber es waren nicht nur Briefe, auch eine Locke fand er dazwischen und ein paar zerfallende gepreßte Rosen, die braun und morsch, beinahe rostbraun geworden, und die zerblätterten, wie er sie nur berührte.

Dann öffnete er einen der Briefe. Das Papier klaffte nur gezwungen auseinander und schien nach den gewohnten Falten zu drängen, nach den spröden, abgeschabten Brüchen. Er sah unsicher hinein, mit ungewisser, zagender Unruhe und nicht ohne zeitweilig nach der Mutter hinüberzuschielen. Es war ihm, wie wenn er eine Indiskretion beginge.

Der Brief, den er in Händen hielt, schien aus der ersten Zeit ihrer Ehe zu stammen. Er war nicht datiert, und die Adresse war nach Brünn gerichtet in das Hotel Norini.

Er erinnerte sich jetzt auch, daß der Vater früher dorten oft zu thun gehabt in Angelegenheiten seines Amtes.

Und er las:

'er, süßer, einziger Mann!

Heute nur ein paar Zeilen, obwohl ich Dir Bücher voll schreiben könnte. Nur ein paar Zeilen, um Dir zu sagen, wie ich mich nach Dir sehne und wie ich die Zeit Deiner Rückkunft kaum erwarten kann. Komm sobald Du irgend kannst zu Deinem kleinen Frauchen, das hier als Strohwittib nach dir seufzt!

Eben war Fräulein Heger bei mir. Wir sprachen nur von Dir. Da hast Du auch wieder eine Eroberung gemacht. Ich werde noch eifersüchtig werden! Aber das sollte ich Dir nicht schreiben, sonst wirst Du noch eitler. — Ich kann Dir garnicht sagen, süßer Mann, wie ich mich über Deine Blumensendung gefreut habe. Gelbe Rosen, und alle noch ganz frisch, — trotz der Reise. Daß Du daran gedacht hast! Süßer Engel!

Also komm! Laß die dummen Geschäfte! Ich kann ohne Dich nicht mehr leben!

Dein pour toujours

Deine Dich rasend liebende kleine dumme Frau.

NB. Auf das Papier habe ich fünf Küsse gedrückt, die nimm Dir und schicke mir noch heute auch welche. Und denk an mich. Adieu, süßer Mann!

Als er geendet hatte, blickte er noch lange auf das Blatt, und ein sonderbares, traumhaftes Sehnen überkam ihn. Mechanisch nahm er noch ein paar andere Briefe und las. Und die alle waren voll von Ausbrüchen einer tiefen, heißen Liebe, voll von Beteuerungen ihrer Innigkeit und ihres ewigen Bleibens.

Und dann war er auf einen Satz gestoßen, den ihm beinahe wörtlich gleich sein kleines Weib erst gestern geschrieben.

Und da hatte er zu lesen aufgehört. Nun saß er still und starrte auf die Blätter.

Es war dunkel geworden, so dunkel, daß man nichts mehr ausnehmen konnte. Nur um die Fenster lag noch ein heller Schein, der leise Reflex des Schnees der draußen fiel. Und da saß die Mutter, die alte, gebrochene Frau, noch immer still und ruhig.

Und er stand auf und ging hin und kniete vor ihrem Sessel nieder, und ergriff ihre Hände und küßte sie.

„Mutter, — Mutter, — sag, es geht Dir wohl sehr nah?"

Sie schreckte auf, dann entzog sie ihm die Hand und strich ihm mit den alten, zitternden Fingern über das Haar.

Jetzt schüttelte sie leise den Kopf. Es war, wie wenn ihr seine Frage nun erst zu Bewußtsein käme.

„Es war eine Erlösung, für ihn, und für uns. Ich war ja schon an alles gewöhnt, das ist wahr, — und wir haben gut zusammen gelebt, — aber schließlich, wir haben uns ja doch nie so sehr geliebt, — ich meine, so, — wie ihr, — so heiß und überschwenglich." Sie lächelte leicht und trübe.

„Nie?"

Nun schüttelte sie wieder den Kopf. „Nie."

Er stand auf und schritt zum Schreibtisch zurück. Im Ofen flackerte noch ein leise Glut, und er ergriff die Briefe und warf sie hinein. Sie flammten hell auf und verbrannten in schwarze, raschelnde Asche.

Nie. — Also vergessen. Einfach vergessen die Liebe, — tot.

Ein Glück für die alte Frau.

Wenn sie's noch fühlte — — — —.

In der Fremde.*)

Von Hans Jæger.

(Paris.)

Paris, den 2. Januar 1888.

Du bittest mich zu schreiben, selbst wenn ich keine Lust habe — aber was in aller Welt soll ich schreiben? — Etwa, daß ich jeden Morgen hier in meiner kleinen Kajüte liege und bei geschlossnen Fensterladen bis tief in den Tag hinein schlafe? Daß ich dann im Laufe des Vormittags, wenn ich erwache und draußen vor den beiden kleinen Gucklöchern der Laden den Tag leuchten sehe — daß ich dann nur das Gesicht der Wand zukehre und so liegen bleibe und weiter döse, mit dem schlaffen matten Wunsche: wenn es doch für beständig, immer, immer Nacht bleiben könnte; denn, Herrgott, was soll ich denn mit diesem Tage? ... daß ich es dann schließlich nicht länger aushalte, in dem kleinen, finstern Zimmer liegen zu bleiben, und aufstehn und die Laden öffnen und den Tag hereinströmen lassen

*) Ich bin infolge meines Aufsatzes in der „Gesellschaft" IX, 1043 ff., der über das Schicksal von Hans Jægers letztem Buche „Kranke Liebe" berichtete, von verschiednen Seiten aufgefordert worden, über das Buch selber ausführlicher zu referieren. Jetzt hat mir der Verfasser gestattet, das 4. Kapitel seines Romans ins Deutsche zu übertragen; ich hoffe, daß diese Probe mehr als alles Kritisieren von der dichterischen Kraft Jægers überzeugt. Eine Übersetzung des ganzen Buches ist vorderhand unmöglich. G. Morgenstern.

muß — den Tag, den ich zu nichts anderm zu brauchen weiß, als mich nochmals vergebens anzukleiden? . . .

Du verstehst wohl, daß es kein Vergnügen ist zu schreiben, wenn man nichts anderes zu schreiben hat; aber da ich einmal angefangen habe, so laß mich auch fortfahren —:

Wenn ich mich dann in dem kalten, feuchten Zimmer angezogen und in dem eiskalten Wasser gewaschen habe, dann mache ich mich zum Ausgehn fertig und wandere in Plüschhut und Rock und Handschuhen, wie ein Pariser, den silberknöpfigen Stock unterm Arm und die Cigarette im Mundwinkel, durch die Straßen mit den vielen Läden und Menschen und Wagen und Omnibussen und was sonst alles vorüberzieht — hinunter zum Boulevard, dem lärmenden, wimmelnden Boulevard, das sich mächtig und breit in der klaren, eiskalten Winterluft weit hinaus dehnt.

Tausende von Fahrzeugen aller Art rollen auf dem Fahrweg unter einem Wirrwarr von Rufen und Peitschenknallen durcheinander; und auf den Fußsteigen innerhalb der endlosen Reihe von Marktbuden, die jetzt zur Neujahrszeit das ganze Boulevard entlang aufgebaut sind, da wimmelt es von Menschen aller Art: Käufer und Verkäufer, Spaziergänger und Geschäftsleute, Herren und Damen und feingekleidete Kinder, zerlumpte Jungen und Weiber, Burschen und Tagediebe und Bettler, alles durcheinander — und mitten im Lärmen all dieser Menschen schreien die, die etwas zu verkaufen haben, rings umher, an allen Ecken und Enden, auf dem Fußsteig und in den offenen Marktbuden, ihre Waren aus; sie schreien mit diesen scharfen Ausruferstimmen, die die Luft wie Messer durchschneiden, so daß jede einzelne von ihnen aus den anderen herauszuhören ist, hinweg über all den anderen Straßenlärm. Und mitten hinein überklingt in kurzen Zwischenräumen wieder alle Ausrufer „le cri de la Limouzin“ und ein ohrenzerreißendes Schreien, das mit einem kleinen Instrumente für zwei Sous hervorgebracht wird. —

Ich stehe an der Ecke von Rue Faubourg-Montmartre, den Stock unterm Arm, und rolle mir eine Cigarette, während ich auf all das brausende Leben sehe — und dann zünde ich die Cigarette an und bohre mich in das Ganze hinein. Da gehe ich denn in dem kalten, klaren Wetter mitten unter diesen Menschen und sehe sie an und beneide sie allesamt — beneide sie, daß sie hier in Frankreich geboren sind, daß sie hier in Paris etwas zu thun haben, daß sie hier mit den Ihrigen zusammenleben können, daß Paris ihre Heimat ist, daß sie ein „chez-soi“ haben.

Ich war wurzellos daheim — aber hier! — da ist nicht einer unter diesen Menschen, der ich nicht lieber sein wollte als ich — nicht einer, nicht einer, mit dem ich nicht gern tauschen wollte. Ach, mit jedem von ihnen

möchte ich tauschen! Z. B. mit dem da, dem mageren Burschen in dem verschlissenen, zottigen Rocke und dem alten abgedankten Plüschhute, der dort hinter der hohen Kiste, zwischen den beiden Marktbuden eingekeilt ist! Ein paar ausgetrocknete, fieberhafte Augen brennen ohne Hoffnung, ach so hoffnungslos resigniert, in dem bleichen, von braunem Bart umrahmten Gesicht. Um ihn herum haben sich Leute angesammelt, und er steht hinter seiner Kiste, mit einem Teller und einem Glase Wasser und einigen andern Apparaten vor sich, und macht mit ihrer Hilfe mit einem kleinen roten Hufeisenmagneten ein paar Experimente, die er gleichzeitig dem herumstehenden Publikum mit hoher, scharfer Stimme erklärt: „C'est très curieux!“ schließt er beständig, — „dix sous seulement! dix sous!“ und er schlägt ein Papier um den Magneten und reicht ihn den Umstehenden zu mit einer Handbewegung, als gebe es selbstverständlich einen, der ihn kaufen wolle. Aber fast niemals nimmt ihn einer, und er legt ihn resigniert auf den Kistendeckel, packt unverdrossen einen neuen aus dem großen Packet, das er da liegen hat, und macht mit ihm genau dieselben Experimente wieder, während er genau dieselben Worte mit derselben hohen, scharfen Stimme wiederholt — bis er wieder mit demselben Refrain schließt: „C'est très curieux, très curieux! dix sous seulement! dix sous, v'là!“ und wieder schlägt er um den kleinen roten Magneten ein Papier, und reicht ihn wieder vergebens den Umstehenden zu. Aber wie vergeblich auch das Ganze aussieht, er wird nicht müde, er legt resigniert den Magneten hin und nimmt sofort einen neuen vor und beginnt wieder von vorn; seine Hände stehen keinen Augenblick still und sein Mund ebensowenig, und die Augen glänzen fieberhaft weiter, während er fortfährt, dieselben Worte immer und immer wieder zu wiederholen, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten, selbst wenn einer oder der andere ihm wirklich zehn Sous giebt und dafür einen der eingewickelten Magneten überreicht bekommt, die in einem Haufen vor ihm liegen, der eine über dem andern . . .

Welches Leben! Welcher Mensch! — und doch, ich tauschte so gern! Er kämpft doch, er strebt doch willig weiter — und wer weiß: vielleicht hat er wirklich etwas, wofür er sich abmüht. Ja, ja, ich tauschte gern mit ihm und mit jedem andern sonst . . .

Gern auch mit dem da — der dort zwischen den beiden nächsten Buden steht. Er ist eine dürre elende Person mit einem roten Klecks von einer Nase mitten in der aschgrauen Fratze. Einen alten Lumpen von einer Mütze hat er auf dem Kopfe, die grüngelben verschossenen Kleider hängen in Fetzen um ihn, sein Gesicht ist unbarbiert und schmutzig, und verhungert und verfroren sieht er aus, wie er vor Kälte schlotternd an die Wand einer Marktbude gelehnt dasteht. Vor ihm liegt ein Stück schwarzes Wachstuch

auf der Erde ausgebreitet und darauf ein paar gußeiserne Schildkröten mit Henkeln am Rücken. An einem von diesen ist eine Schnur befestigt, die er in der Hand hält, die Schildkröte läuft von selber über das Wachstuch weg; er fängt sie wieder mit der Schnur ein, sie läuft wieder von ihm weg, er fängt sie wieder mit der Schnur ein usw. usw. — ohne Aufhören. Und jedesmal, wenn er sie einfängt, schreit er mit heiserer Stimme: „Deux sous! deux sous seulement!“ Aber niemand kauft ihm ab, er hat nicht einmal Publikum um sich gesammelt; die Leute wenden nur unwillkürlich auf sein Schrein hin die Augen nach ihm und sehn seine Schildkröte an, aber sie machen nicht halt — und er bleibt dort allein an die Wand gelehnt stehn und fängt seine Schildkröte und schreit und schreit und fängt seine Schildkröte wieder ein und sieht aus, als würde er bald vor Hunger und Kälte tot umfallen. — Hu, mir graust bei dem Anblick — aber doch, ich tauschte gern, sogar mit ihm.

Und alle diese Frauenzimmer und Mannsleute und Kinder, die in den etwas mehr geschützten Buden sitzen, auch sie übrigens ziemlich verfroren, und ihre Waren ausschrein — nun ja, sie haben wohl heute Abend ein warmes Heim, wo sie um den Kamin sitzen und über die Ausbeute des Tages sprechen und was der Morgen bringen wird — mit denen könnte ich leicht tauschen!

Aber warum strömt das Volk dort an der Mauer zusammen? Ich dränge mich vor: ein junger Bursche liegt rücklings auf dem Fußsteige, die zusammengeballten Fäuste steif von sich gestreckt, das Gesicht krampfhaft verzerrt, und im Takt mit dem Pulsschlag rückt der Krampf in allen seinen Gliedern vor; der Schaum steht ihm auf dem Munde, und seine Schläfe blutet — er hat sich beim Fallen wund geschlagen. Neben ihm liegt sein runder Hut und ein großes Packet. Die Leute stehn dichtgedrängt um den Burschen herum und glotzen ihn an, aber keiner wagt, ihn anzurühren. Es dauert lange, die Krämpfe wollen sich nicht legen ... ob er wohl stirbt? ... vielleicht erfriert er, wenn es lange dauert, es ist so fürchterlich kalt — ich stampfe mit den Füßen auf den Fußsteig, um sie warm zu erhalten — ich möchte gern sehn, wie es wird ... aber das nimmt ja kein Ende, und ich friere so, ich muß mich bewegen.

Und ich arbeite mich durch die Menge weiter vor. Rund umher hört man: „Pardon madame, pardon monsieur!“ es ist unmöglich, die andern nicht zu puffen. . . . Wer weiß: vielleicht liegt er nun dort und stirbt, der Bursche mit den Krämpfen ... und vielleicht ist das das größte Glück ... wahrhaftig, ich nähme den Tausch gern an. Und ich sehe mich um, während ich mich mit den Ellenbogen weiter vorarbeite, um doch wenigstens einen zu finden, mit dem ich nicht tauschen möchte ...

Mit dem Rothaarigen, der dort eine Masse Menschen um sich versammelt hat und ein Zwei-Sousstück in eine Flasche hinein und wieder heraus hext — ja, mit dem tauscht ich gern ...

Oder mit dem dort, dem armen Kartenkünstler, der da steht und bei seinen Künsten die Finger erfriert? — er haucht immer und immer wieder in die roten Hände — ah, da bekommt er ein paar Sous, die freuen ihn mehr, als ihm die Kälte weh thut — ach gern!

Oder der da, der mitten auf dem Fußsteig steht, sich dem Menschenstrome entgegenstemmend, und Wilson vorzeigt, wie er Grévy an den Haaren hält und vergebens versucht, ihn aus einem Backtroge herauszuziehn: „Ah, quel malheur!" schreit der Bursche theatralisch — „mon beau-père est tombé dans le pétrin!" Und die Leute lachen, und der Bursche lacht selber mit und schreit von neuem: „Ah, quel malheur!" während er an der Schnur zieht und Wilson einen neuen Versuch machen läßt, um den Schwiegervater aus dem Backtroge zu ziehn ...

Ja, mit dem zu tauschen, das wäre nicht schwer! Er scheint ja mit seinem Dasein hier in Paris ganz vergnügt; du großer Gott, wie man sieht, daß er sich hier zuhause fühlt! Und, man sieht, sie thun es alle — das ist es grade ... das ist es grade ...

Und ich arbeite mich mit meinen Ellenbogen weiter vor durch all diese Menschen hindurch, die hier gehn und so heimisch aussehn — Herrgott, wer doch einer von ihnen wäre!

Plötzlich bleibe ich stehn — nein um alles in der Welt nicht die da! ... die möchte ich denn doch nicht sein, die dort mit dem Rücken an die Marktbude gelehnt auf der Erde sitzt und ein paar Cri-cris im Schoße hat, die sie verkaufen will, und eines in der Hand, das sie bearbeitet. In Lumpen ist sie gekleidet, auf dem Kopfe hat sie nichts anderes als die schmutzigen grauen Haarbüschel, die Hände sind mager und buchstäblich schwarz, die Augen sind rot und triefen — und mitten im Gesicht, wo die Nase gestanden hat, hat sie nur zwei ekelhafte Löcher. Nein, da möchte ich doch bitten, i c h zu sein! — fi donc! Nein, nein, nein, nein — äh! ...

Angeekelt wende ich mich weg.

— „Paris! grand journal du soir! vient de paraître! dix centimes! Wilson arrêté! Paris! voilà Paris!" — so kommen sie, aus vollem Halse schreiend, das Boulevard herauf, ein langer Zug von Burschen, der eine unmittelbar hinter dem andern, jeder mit einem Haufen von Zeitungen über dem Arme. — „Paris! voilà Paris!" übertönt eine Weile all das andre Schreien. Es hört sich ganz lustig an — wenn man nur einer von ihnen wäre! ... Trotzdem sie alle auf schmaler Kost zu leben scheinen, verhungert und verfroren, wie sie aussehn ... Nein aber, was? — Einer von ihnen

ist ja l'Aigle, mein Freund aus der „Zwiebelflöte"; er verkauft also auch „Paris!" .. Blauweiß im Gesicht und etwas rot um die lange Nase, die ihm den Namen l'Aigle eingebracht hat, trabt er unverdrossen durch die Menge, den großen schwarzen Schlapphut auf dem Kopfe, und schreit aus Leibeskräften: „Paris! voilà Paris!" Wie seine Jacke dünn aussieht, und zerrissen ist sie auch unter dem einen Arm und von da aus ein langes Stück über den Rücken und die Brust, so daß man das schmutzige Hemd sieht ... Er sieht mich nicht, — Gott sei dank, denn ich hab' heute kein Geld, ihm abzukaufen. Ich wende mich um und sehe ihm nach.

... Er verkauft also auch „Paris" — und das wirft trotzdem nicht mehr ab! Ich weiß, daß er „La Nation" verkauft. Und gestern Abend traf ich ihn mit „Courrier du Soir". Es war gegen elf Uhr und hundekalt, und er kam über die Straße gelaufen mit ein paar Zeitungen über dem Arm, als ich eben aus dem „Divan Japonais" herauskam — ich erkannte ihn an dem schwarzen Schlapphute und der dürren knochigen Figur. „Le Courrier du Soir! v'là le Courrier du Soir!" schrie er während des Laufens. Ich sprach ihn an:

— Bonsoir, monsieur l'Aigle!

— Bonsoir, monsieur!

— Sie frieren wohl in der da? — Ich zeigte auf die dünne, zerrissene Jacke, während ich die Zeitung entgegennahm.

— Ach ja, freilich! — ein Kälteschauer durchfuhr ihn.

— Zehn Centimes, nicht wahr? — ich gab ihm das Geld.

— Ja, danke — er schlotterte. — Heute abend ist es schrecklich kalt, murmelte er; guten Abend! — und er griff an den Hut und lief weiter, mit den Beinen den Fußsteig stampfend und weiter rufend: „Le Courrier du Soir! dix centimes! v'là le Courrier du Soir!"

Ich blieb auch damals stehn und sah ihm nach. Er friert gewiß, dachte ich, und an solchen Tagen wie heute, vielleicht den ganzen Tag; aber bald nachher, wenn die paar Exemplare verkauft sind, dann sitzt l'Aigle unten am Boulevard Rochechouart warm und sicher in der „Zwiebelflöte" und trinkt sein Gratisbier und schreit aus vollem Halse die Refrains der Lieder mit, die dort gesungen werden. Und wenn es dann halb zwei, zwei Uhr wird, und alle Gäste außer ihm gegangen sind, dann geht der feingekleidete Kellner mit dem wohlgepflegten schwarzen Haar und Bart und der glänzend weißen Schürze in die Küche und holt eine große Pfanne mit gekochtem Reis. Die setzt er mit einem wohlwollenden Lächeln vor l'Aigle, der ihm vergnügt zuschmunzelt — und dann geht er an den Schenktisch und schneidet ein derbes Stück von dem langen Franzbrote ab, das dort an der Wand lehnt, und wirft lachend das Stück in die Pfanne. Und

l'Aigle greift zu nach Herzenslust. Der Kellner lächelt, mit gekreuzten Armen an den Schenktisch gelehnt; der arme Liedersänger sitzt dann an l'Aigles Seite und beneidet ihn um die außerordentliche Freundlichkeit von Seiten der Wirtschaft; aber der Wirt selber in braunen Sammetkleidern, rotem Hemdeinsatz, einen schwarzen Schlapphut auf dem Kopfe, hat sich mitten ins Zimmer vor ihn hingestellt und betrachtet ihn mit gerührtem, fast zärtlichem Blick — er soll selber seiner Zeit gehungert haben — und wenn l'Aigle die Hälfte gegessen hat, sagt er:

— Willst Du noch ein Glas Bier, l'Aigle?

— Ja, danke, das will ich gern! antwortet l'Aigle mit breitem Lächeln. Und er bekommt sein Bier, das er mit großem Behagen trinkt, die eine Hälfte sofort, die andre, wenn die Pfanne leer ist.

Und wo er nachher bleibt, wo er die Nacht zubringt, ob er hier in Paris ein Heim hat, oder einen Freund, oder ein Mädchen — das weiß ich nicht. Aber ich wette darum: wenn er am Morgen aufwacht, dann dünkt es ihn nicht unnütz, sich anzukleiden; er springt rasch aus dem Bette und geht an sein einfaches Tagewerk, auf die Straßen von Paris, die er so gut kennt, und die sein eigentliches Heim sind. Und ob er auch im Laufe des Tages etwas hungert und friert, abends weiß er jedenfalls, daß sie ihn in der „Zwiebelflöte" erwarten, daß er dort jedenfalls eine Stätte hat, wo man ihn gern sieht — er sieht es dem Gesicht des Wirts an, sobald er hineinkommt — und wo er sich freut zu sein. — „Er kommt Abend für Abend hierher," sagt der Wirt und wirft l'Aigle, der vor seinem halbgeleerten Glase sitzt, einen gerührten, fast väterlichen Blick zu. Und wenn nur noch die letzten Gäste da sind und es sich imgrunde nicht mehr lohnt, aufzutreten, dann kann der Wirt doch noch auf den Tisch steigen und sagen:

— Messieurs! je vous dirai encore des vers pour faire plaisir à mon ami l'Aigle!

Und er steckt die Hände in die Taschen, nimmt oben auf dem Tische eine schlappe Stellung ein und recitiert dann mit schlappen Mundwinkeln sein echt parisisch philosophisches Selbstgespräch:

Va mon vieux, va comme j'te pousse,
à gauche, à doit', va, ça fait rien.

— — — — — — — — — —

Va mon vieux, pouss'toi d'la ballade,
en attendant l'jour d'aujard'hui,
va donc, y a qu' quand on est malade
qu'on a besoin d'pioncer la nuit.
Tu t' portes ben toi, t'as d'la chance
tu t' fous d'la chaud, tu t' fous de la foid,

va mon vieux, fais pas d'rousp'tance,
t'es dans la rue, va, t'es chez toi.
— — — — — — — — —
Va, va mon vieux, va! pouss' ta chique,
t'es dans la rue, va, t'es chez toi.

Und während der Wirt oben auf dem Tische steht und recitiert, sitzt l'Aigle da und lächelt still mit großen Augen und breitem Mund — er weiß: selbst der Bettler hat hier in Paris sein Heim, ein chez-soi, und wenn es auch nur die Straße ist — ein großes Heim, wo immer etwas vorgeht, und wo ihm das Glück eines Tages unerwartet zufallen kann. —

L'Aigle ist schon lange verschwunden, er wie die übrigen, die „Paris" austrugen, mit Ausnahme eines einzigen, der sich hier aufgestellt hat und weiter schreit. Aber ich stehe immer noch und starre über das Boulevard in der Richtung, wo sie verschwunden sind.

— Ach ja, sage ich zu mir selber — l'Aigle ist doch glücklicher als ich! — er hat doch ein Heim, selbst wenn es nichts andres als die Straße ist; ich habe keins und finde es wohl auch niemals . . .

Das Dunkel ist hereingebrochen, das Boulevard hat seine tausend Lichter angezündet, und ich gehe nach dem andern Fußsteig hinüber und wandre weiter nach dem Café de la Régence, um zu sehn, ob dort einer einen Absynth und etwas Mittagsbrot für mich hat.



Der Vater.

Drama in einem Akt von Wilhelm Weigand.

(Bogenhausen-München.)

Personen:

Der Reichsfreiherr Karl von Babenhausen.
Marie, die Freifrau.
Heinrich, Bruder des Freiherrn.
Professor Dr. Pauly.
Die Wärterin.
Ein Diener.

Ort der Handlung: Das Haus des Freiherrn in einem Villenvorort.
Zeit: November.

Ein mittelgroßes, hohes Familienzimmer. — Die Einrichtung von einfacher Vornehmheit. — Die hellen, gewobenen Tapeten aus dem Anfang des Jahrhunderts zeigen zartfarbige Darstellungen von Papageien, Paradiesvögeln usw. — Der Boden ist mit einem persischen Teppich belegt. — In der nicht zu breiten Hinterwand rechts und links je eine Fensterthüre, beide auf einen Balkon führend. — Dazwischen ein hoher Wandspiegel mit hellem, unvergoldetem Rahmen. — Davor ein Sofa, ein Tisch, auf dem eine niedere chinesische Lampe brennt, und moderne Polstersessel. — Links von der Lampe liegen einige Broschüren. — In der linken Seitenwand eine Doppelthür. — Daneben ein zierlicher Schreibtisch mit kleineren Kunstgegenständen, einigen Photographieen in silbernem Rahmen, Schreibmappe, Tintenzeug, Liqueur-Service; darüber an einer roten, seidenen Schnur ein Pastell, das Porträt eines Kindes. — In der rechten Seitenwand, mehr nach hinten zu, eine Thüre, die in die Gemächer der Freifrau führt. — In der Mitte ein Marmorkamin, in dem ein Feuer brennt. — Auf der Marmorbrüstung steht eine tickende Standuhr und Leuchter. — Über dem Kamin das Brustbild eines Herrn in mittleren Jahren. — Um den Kamin sind Plüsch-Sessel gruppiert. —
Es ist eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. — Dämmerige Beleuchtung. — Draußen regnerische November-Sturmnacht.

Der Freiherr, ein hochgewachsener, schon leicht gebeugter Mann, anfangs der vierziger Jahre, geht, die Hände in den Taschen, mit nervösen Schritten im Zimmer auf und ab. — Er ist im dunklen Anzug. — Seine Kopfhaare sind vollständig ergraut. — Schnurrbart und leichter Knebelbart schwarz. — Er hat müde, verschlossene Augen und verschlossene Züge. —

Die Freifrau, eine zarte Erscheinung, kaum über mittelgroß, anfangs der Zwanziger, steht am linken Thürfenster und schaut in die Sturmnacht hinaus. —

Freifrau (horchend): Der Sturm wird immer ärger.

Freiherr (abwesend): Wie meinst Du? — Ach so! — Wir bekommen heuer einen frühen Winter.

Freifrau (wendet sich und macht einige Schritte. — Der Sturm fährt plötzlich klirrend gegen die Fenster. — Erschrocken): Hast Du's gehört? Mir war es gerade, als ob jemand an die Scheiben geklopft hätte. Dreimal!

Freiherr (horcht einen Augenblick, dann müde): Der Sturm!

Freifrau (geht langsam auf ihn zu): Ich bin gehörig erschrocken. — Dieses Wetter macht mich noch ganz nervös. Und gerade heute muß es so stürmen!

Freiherr: Das Ärgste ist, daß man nicht schlafen kann!

Freifrau (hinter dem Freiherrn stehend, leise): Karl, bist Du mir bös?

Freiherr (ohne sie anzusehen): Ich? — Warum?

Freifrau: O, Du weißt recht gut, warum. — Ich weiß wahrhaftig nicht, wie Du mir manchmal vorkommst; — so abwesend, so — (seufzt). Ich hatte mich schon so gefreut; aber wenn ich mich auf etwas freue, dann wird gewiß nichts daraus. — So geht es mir immer!

Freiherr (macht eine geringschätzige Bewegung).

Freifrau (gereizt): Ja siehst Du, Karl, Dir sind das alles bekannte Dinge; aber ich kenne noch gar nichts vom Leben, rein gar nichts! Und wenn es auf Dich ankäme — —

Freiherr: Ins Theater kannst Du auch ein andermal gehen!

Freifrau (setzt sich in einen Sessel vor dem Kamin): Jawohl, ins Theater kann ich auch ein andermal gehen! Jawohl, ich weiß, daß wir auch jetzt noch draußen auf dem langweiligen Lande säßen, wenn es auf Dich angekommen wäre.

Freiherr: Du vergißt, daß ich es war, der diesmal unsere Übersiedelung nach der Stadt beschleunigte.

Freifrau: Jawohl, Huberts wegen!

Freiherr (gereizt): Willst Du mir daraus einen Vorwurf machen?

Freifrau: Durchaus nicht! — Was fehlt Dir, Karl? Du hast Dich in der letzten Zeit auffallend verändert. Du bist ein ganz anderer Mensch geworden seit — — ja, seit wir Hubert haben. O, ich habe Dich genau beobachtet! Bist Du krank? Diese häufigen Anfälle von Schwindel — —

Freiherr (in das Wort fallend): Unsinn! Jeder Mensch ist einmal unwohl.

Freifrau: Früher warst Du der heiterste Mensch von der Welt; die reinste Lebenslust und Lebensfreude. Und jetzt — —

Freiherr (ärgerlich): Muß denn immer gelacht sein!

Freifrau: Wer spricht denn von Lachen! Ach ja! Ich habe allerdings schon lange nicht mehr gelacht. — Du solltest Dich mehr zerstreuen, Karl! Du brütest zu viel über allerlei Dingen, und das thut Dir nicht gut! Auf dem Lande hast Du oft halbe Tage kein Wort mit mir gesprochen. — (Mit einem schwachen Lächeln): Und weißt Du, was mir meine Brüder oft erzählt haben? — Du sollst ja früher ein — Ausbund von Tollheit gewesen sein. — Und jetzt —! —

Freiherr (mühsam seine Gereiztheit unterdrückend): Jetzt bin ich Familienvater!

Freifrau: Ach ja, das bist Du! —

(Pause.)

Freiherr (immer ohne sie anzusehen): Ich begreife überhaupt nicht, wie Du ans Theater denken kannst, während Dein Kind zu Hause krank liegt! Und der Arzt —

Freifrau (rasch): Der kommt doch heute nicht mehr!

Freiherr (kurz): Der Professor kommt. Er hat es mir sagen lassen.

Freifrau: Hat er das? — Aber das abscheuliche Wetter kann ihn ganz gut verhindert haben; — oder ein Patient —

Freiherr: Professor Pauly läßt sich nicht durch schlechtes Wetter abhalten; ich kenne ihn. Er hat Papa schon behandelt. Und ich wünsche, daß Du dabei bist, wenn —. Ich will endlich einmal klar sehen — (bricht ab).

Freifrau: Aber unser Hausarzt sagt doch —

Freiherr (leicht ironisch): Jawohl, unser Hausarzt sagt —! Ich habe gar nichts gegen den guten Mann; absolut nichts. — Er weiß einen seltenen Tropfen nach Gebühr zu schätzen und ist auch sonst gar kein übler Gesellschafter. Verdenke es ihm auch durchaus nicht. Halte es jedoch für meine Pflicht, eine Autorität zu Rate zu ziehen. Ich will sehen, ob meine Vermutungen richtig sind.

Freifrau: Du hast Vermutungen?

Freiherr: Ach was! Du machst Dir Deine Gedanken und ich mir die meinen. (Geht an den Seitentisch und schenkt sich ein Glas Liqueur ein, das er rasch austrinkt; dann gießt er ein zweites Glas voll, das er aber stehen läßt).

Freiherr (brummt unverständlich und geht dann an die rechte Seitenthüre und horcht).

Freifrau: Hubertchen schläft!

Freiherr (geht an das Fenster und blickt hinaus).

Freifrau: Mit Dir weiß man nie, woran man ist! Hubert geht es in der letzten Zeit wirklich viel besser. Die Krämpfe werden immer seltener, und manchmal hat er einen Glanz in den Augen — einen Glanz — —! Und was liegt denn daran, wenn er etwas später sprechen lernt! Mama kennt ein paar Kinder, die erst mit vier Jahren sprechen lernten — Hm! die Baronin wird es mir recht übel nehmen, wenn ich mein Versprechen nicht halte. — Ich hatte ihr bestimmt versprochen — —

Freiherr: Du mein Gott! Die Baronin wird ein Einsehen haben. Der alte Drache wird überhaupt recht langweilig. Du bist zunächst Mutter. Und nun wäre es mir wirklich lieb, wenn wir das Thema fallen ließen. (Geht im Zimmer auf und ab.)

(Pause.)

Freifrau: Karl!

Freiherr (aus schwerem Sinnen): Wie meinst Du?

Freifrau: Du hältst mich gewiß für herzlos?

Freiherr: Hm, in gewisser Beziehung seid Ihr Frauen alle herzlos. Auch die besten.

Freifrau: O, Du hast es nötig, über uns Frauen herzufallen. Ich bin kein Kind mehr, daß Du es nur weißt.

Freiherr: Ihr armen Frauen! Ihr seid wahrhaftig zu beklagen!

Freifrau: Spotte nur zu!

Freiherr (zuckt die Achseln).

Freifrau: O, ich habe an den einsamen Sommernachmittagen viel über das Leben nachgedacht. Ja, ja! Diese langen Sommernachmittage, an denen man keinen einzigen Menschen zu Gesicht bekommt! Da gerät man auf allerlei Gedanken, und nicht immer auf heitere.

Freiherr (thut erstaunt): So —! Du denkst auch schon über das Leben nach? Das pflegen die Frauen doch meistens später, oder — gar nicht zu thun. Doch ich will Dir nur eines sagen: Du vergißt, daß die Freifrau von Babenhausen momentan nur Eine Pflicht zu erfüllen hat —. Du weißt, welche!

Freifrau (höhnisch): Bah! Das höre ich nicht zum erstenmal!

Freiherr (sie einen Augenblick fixierend): Liebe Marie, in diesem Ton wollen wir doch lieber nicht weiter reden. (Stochert im Feuer herum. Die Freifrau geht an das linke Fenster und lehnt die Stirne an die Scheiben.)

(Pause.)

Freifrau (auf den Freiherrn zugehend, innig): Karl! Verzeihe mir, wenn ich zu heftig war. Du hast aber auch ein besonderes Talent, mich zu reizen!

Freiherr (steht auf): Entschuldige mich für einen Augenblick.

Freifrau: Wohin willst Du?

Freiherr: Muß noch einmal nach dem kranken Pascha sehen. Das arme Tier leidet schrecklich. Ich werde wahrscheinlich gezwungen sein — (bricht ab).

Freifrau: Nun?!

Freiherr: Sprechen wir nicht von dem Häßlichen.

Freifrau: Erkälte Dich nur nicht! Nimm Deinen Mantel mit.

Freiherr: Danke! (Ab nach links.)

Freifrau (geht mit leisen Schritten an die linke Seitenthür und öffnet sie): Pst! Anna! (Spricht leise mit der Wärterin; dann schließt sie die Thüre vorsichtig und setzt sich nachdenklich nieder. Nach einer Weile klopft es; sie hört es nicht. Ein zweites Mal etwas stärker): Herein!

Heinrich (tritt ein. Hochgewachsene, schlanke Gestalt. — Er ist blond. — Aufgezwirbelter Schnurrbart. — Mit sorgfältigster Eleganz gekleidet. — Man merkt seinen Manieren den ehemaligen Offizier an.).

Heinrich: Ich bin's, schönste Cousine! Bon soir! Ist das ein Hundewetter!

Freifrau (ihn mit einem Händedruck begrüßend): An Dich hätte ich wahrhaftig heute nicht mehr gedacht! So spät und bei dem scheußlichen Wetter!

Heinrich (etwas verlegen): Ist's schon so spät? — Für wen hast Du Dich denn so schön gemacht? Pour ce cher frère?

Freifrau: Für den? — Der hat keine Augen für solchen Tand. (Schelmisch): Aber wenn Du es wissen willst für — — monsieur tout le monde.

Heinrich (die Handschuhe abstreifend, lächelnd): Also auch für mich! (Sie setzen sich vor den Kamin.)

Freifrau: Ich hatte nämlich vor, heute in die Premiere zu gehen.

Heinrich: Ich auch! — Sodom und Gemorrha. Schöner Titel, was?! Kann aber auch langweilig sein. Auch das Laster ist zuweilen langweilig. Bin schon mehr als einmal reingefallen! — Besinne mich also eines besseren und denke mir: besuchst einmal deinen alten Freund Hugo. — War aber nicht zu Haus. Na, und da ich doch einmal draußen war in dieser schönen Gegend, macht' ich 'nen Sprung zu euch herauf. Hm —, wie geht es denn dem gestrengen Herrn Bruder —? Er ist doch zu Haus? — Man sieht ihn ja nirgends mehr!

Freifrau (mit einem leisen Seufzer): Ach ja, Karl geht fast nie mehr aus. Er macht mir manchmal Sorge.

Heinrich: Spielt wohl die Kindsmagd? — Natürlich! Es ist doch ganz unglaublich, wie stark in gewissen Menschen der Familiensinn entwickelt ist. Das kommt so plötzlich — — so —

Freifrau: Warte nur! (Fein): Aber sag' doch, was führt Dich gerade bei dem abscheulichen Wetter in diese schöne Gegend? — Du läßt Dich ja sonst oft Wochen lang nicht sehen. Das ist nicht hübsch von Dir! —

Heinrich (lächelnd): Ich soll, scheint's, beichten?! — Nun ja, liebe Cousine, wenn ich die Wahrheit sagen soll: ganz freiwillig komme ich heute allerdings nicht. Hat der Gemahl vielleicht etwas verlauten lassen? Nicht? (Mit leicht komischem Pathos): Ich wurde feierlich aufgefordert, vor dem gestrengen Familienoberhaupte zu erscheinen. Donc — — — me voilà!

Freifrau: Ah! — —

Heinrich: Nach dem Ton seiner Epistel zu schließen, will mir mein teurer Bruder eine Standrede halten. Ach ja. Es ist kaum glaublich, wie

gut Karl predigen kann! Manchmal hat er entschieden etwas von einem Schulmeister! —

(Pause.)

Freifrau: Warum bist Du diesen Sommer nicht zu uns aufs Land gekommen? Das erste Mal — —!

Heinrich: Ja ich frage mich selbst auch oft warum. Aber meine Zeit ist wirklich knapp bemessen. Ich komme mir, wahrhaftigen Gott, manchmal vor wie ein gehetztes Tier!

Freifrau (spöttisch): Mit allen Hunden gehetzt!

Heinrich (trocken): Ja, so ähnlich drücken sich diese — Damen aus. Mon dieu! die sind viel klüger als ich; denn ich kenne mich nicht so genau, und meine — Beschäftigung erlaubt mir auch nicht, allzuviel an mich selbst zu denken.

Freifrau (mit dem Finger drohend): Schwager!

Heinrich (thut erstaunt): Hab' ich eine Dummheit gesagt? — Hoffentlich nicht! Die Welt wird doch mit jedem Tag langweiliger! Siehst Du, wir zwei haben uns immer sehr gut verstanden!

Freifrau (nicht bejahend).

Heinrich: Ich bin auch, weiß Gott, ein ganz guter Kerl; aber ich habe einen großen Fehler: — ich kann an keinem Rosenbeet vorbeigehen, ohne zu denken: die hat unser Herrgott für Dich gemacht! Doch der Mensch denkt und — — der Kutscher lenkt! Um die schönsten Rosen ist auch immer der spitzigste Zaun gezogen, und das bestärkt mich erst recht in meiner Meinung. Sehr fatal, was!? — Mais que voulez-vous que j'y fasse? Ich muß klettern!

Freifrau (lächelnd): Ei! ei!

Heinrich (mit etwas rauher Stimme): Ich hatte heute gerade keine große Lust, herauszukommen; aber man muß seine schmutzige Wäsche en famille waschen, wie der große Napoleon zu sagen pflegte.

Freifrau: Aber wie magst Du nur so sprechen?

Heinrich: Die ganze Welt spricht heute so. Auf schöne Phrasen bekommt man keinen Groschen geliehen, und ich brauchte heidenmäßig viel Geld. (Geht an den Tisch): Hm, was liegen denn da für Schmöker herum? (Nimmt eine Brochüre und blättert, leise summend, darin): Verrücktes Zeug! Karl hat entschieden einen Spahn!

Freifrau: Horch!

Heinrich: Was ist?!

Freifrau: Nichts!

Heinrich: Wie kann man nur so etwas lesen! Na, chacun a son goût.
(Geht an den Kamin zurück und setzt sich wieder.)

Freifrau: Karl beschäftigt sich neuerdings viel mit wissenschaftlichen Fragen. Und auf dem Lande hat er ja auch Zeit genug dazu.

Heinrich: Du hast Dich diesmal wohl recht ordentlich gelangweilt —? Na, sehr lustig ist es gerade bei euch nicht, auf dem Land. Ich bin ein Großstädter mit Leib und Seele. Nichts als Wiesen und Felder sehen macht mich einfach dumm! Billiger lebt man allerdings bei euch in Babenhausen. Aber wo ist er denn eigentlich? — Ich frage etwas spät —

Freifrau: Karl ist im Stall. Pascha ist krank!

Heinrich: So! — Hm, — euer Stall kommt zurück, auffallend sogar! Das war früher ganz anders. Da machten Karls Pferde unserem Namen wirklich Ehre! —

Freifrau: Kommst Du noch viel zu Bernfrieds? —

Heinrich (kurz): Nein!

Freifrau: Das ist aber wirklich nicht schön von Dir, Heinrich. — Es sind so liebe Leute. Vielleicht ein bißchen vieux genre —; aber von einer Herzensgüte, die heute gar nicht mehr Mode ist. Und — ich kenne zwei Augen, die Dich sehr gerne kommen sehen.

Heinrich (spöttisch): Wirklich? Was Du aber nicht alles weißt!

Freifrau (feurig): Du, das sag' ich Dir, auf Charlotte lasse ich nichts kommen. Sie ist ein ganz charmantes Geschöpf!

Heinrich (spöttisch): Stiftest Du auch schon Heiraten? Ich hätte Dich für — jünger gehalten.

Freifrau: Du bist abscheulich!

Heinrich: Das sind wir Männer alle, mehr oder minder!

Freifrau: Dir kann man nichts übelnehmen!

Heinrich: Im Ernst, liebe Cousine, zum Heiraten bin ich denn doch noch etwas zu jung. Ich habe übrigens an dem Bruder ein rechtfertigendes Beispiel. Hat der Mensch Glück gehabt!

Freifrau: Nicht ungezogen sein, Schwager, bitte! Das schickt sich nicht! — Karl bleibt aber lange aus. Du wirst ihn sehr verändert finden — (leiser): Und denke Dir, Karl fängt an zu trinken!

Heinrich: Hm —!

(Freiherr von links, ohne daß beide ihn bemerken. — Er trägt einen Pistolenkasten unter dem Arm.)

Freifrau: Ich wollte oft, Karl wäre jünger!

Heinrich (versteckt cynisch lächelnd): Aha!

Freifrau: Was haben Sie zu lächeln, mein Herr —?

Heinrich: O, wenn man nicht einmal mehr lächeln darf, dann thu' ich einfach nicht mehr mit!

Freiherr (vortretend): Guten Abend! Du bist da! (Stellt den Pistolenkasten auf den Tisch. Die Brüder schütteln sich die Hände, ohne sich anzusehen.)

Freifrau: Hast Du geschossen?

Freiherr: Ja!

Freifrau: Es war mir doch vorhin, als ob ich etwas hörte. Ist es aus?

Freiherr: Ja! Ich konnte es wahrhaftig nicht mehr länger ansehen. Diese Tierärzte sind von einer unglaublichen Gefühllosigkeit. An eine Rettung war ohnedies nicht mehr zu denken. (Wie in einer Erinnerung): Schön war es nicht!

Heinrich: Ah! Du hast — —? — Mußtest Du das absolut selber thun?

Freiherr: Ja! Ich kann kein Geschöpf leiden sehen. Ich habe diese Schwäche!

Heinrich: Stimmt! — War das Pferd schon lange krank?

Freiherr: Seit acht Tagen. — Bist Du schon lange da?

Heinrich: So ein kleines Viertelstündchen. Wir haben uns brillant unterhalten, Marie und ich!

Freifrau: Ich lasse euch allein; aber nur fünf Minuten. Ihr werdet allerlei miteinander zu reden haben. Und nun siehst Du selbst, daß der Professor nicht kommt! A tantôt! (Schelmisch): Viel Vergnügen! (Ab nach links.)

(Pause.)

Heinrich: Wie geht es Hubert?

Freiherr: Danke! Etwas besser. Wir erwarten übrigens heute noch den Arzt. (Macht einige Gänge durch das Zimmer.)

Heinrich (am Kamin): Scheußliches Wetter!

Freiherr (nach einer Pause, ohne seinen Bruder anzusehen: Ich habe Dich gebeten, herauszukommen, weil ich ein ernstes Wort mit Dir zu reden habe. Freiwillig wärst Du ja doch nicht gekommen!

Heinrich (schweigt).

Freiherr: Ich halte es für meine Pflicht, Dir zu sagen, daß ich das Leben, das Du führst, nicht billige. Wenn das so fortgeht, hast Du bald mehr Schulden, als Du bezahlen kannst.

Heinrich: Du mein Gott! Was will man denn machen, wenn man —

Freiherr: (etwas scharf abschneidend): Keine schlechten Witze, bitte! Ich bin wahrhaftig momentan nicht in der Laune —

Heinrich: Das sehe ich!

Freiherr: Ich habe lange genug zugesehen und geschwiegen. Du lebst entschieden über Deine Verhältnisse. Unser Vermögen ist nicht mehr

das gleiche, wie zu Papas Zeiten. Die Verhältnisse haben sich gründlich geändert. Und Du solltest wirklich anfangen, das Leben etwas mehr von der ernsten Seite zu nehmen. Du hättest Offizier bleiben sollen!

Heinrich (ruhig): Ich habe Dir damals, als ich den Dienst quittierte, die Gründe dargelegt, die mir meinen Schritt diktierten. Mir fehlt eben die Neigung zum Soldaten. Der Grund genügt mir vollkommen. Also lassen wir das abgedroschene Thema!

Freiherr: Ein Mann aus unserer Familie ist entweder Landwirt oder Soldat, oder er dient seinem Vaterlande auf eine andere ehrenvolle Weise. — Und was thust Du? Du bist, gelinde gesagt, ein Müßiggänger.

Heinrich (gezwungen): Du mein Gott, ich thue, was andere auch thun. Ich amüsiere mich. Das ist alles. Inzwischen warte ich auf Anstellung bei irgend einer Gesandtschaft, und wenn Du Deine Verbindungen nutzbar machen wolltest — —. Aber Du willst ja nicht!

Freiherr: So!

Heinrich: Na, lassen wir das! — Oder willst Du vielleicht behaupten, daß ich der Ehre unseres Namens in irgend einer Weise zu nahe getreten bin?

Freiherr: Und wenn ich das behaupte —?!

Heinrich (zuckt die Achseln): Behaupten kannst Du es allerdings; ja. Aber beweisen, — nein! Sei doch einmal unbefangen: Lebe ich denn anders, als meine Freunde leben?

Freiherr: Jawohl! Reden wir von Deinen Freunden —! O, ich kenne Deine Freunde —! Eine saubere Gesellschaft! Wenn Ihr nur etwas mehr ästhetischen Sinn hättet!

Heinrich: Ich bitte Dich, von meinen Freunden in etwas anderem Ton zu sprechen. Ich weiß auch wohl, was ich mir selbst schulde. (Leichthin): Mein Lebensprogramm ist sehr einfach: Ich will leben, tüchtig leben! Mir, so zusagen, den Himmel hier schon vorausnehmen, (frivol): denn der andere ist doch ziemlich problematisch. Nun, umso angenehmer wird vielleicht die Überraschung sein! Aber Du hast ja keinen Humor.

Freiherr: So! Das ist wohl möglich. Aber Du solltest mindestens Eines nicht vergessen: Kein Himmel ohne Hölle!

Heinrich (geringschätzig): Bah! —

Freiherr: Und wenn ich als Chef der Familie Dir verbiete — —

Heinrich (rasch unterbrechend): Um des Himmelswillen, keine Phrasen! Laß doch in diesem Falle den Chef beim alten Gerümpel! Du verkennst Deine Stellung mir gegenüber total, — aber to—tal. So lange ich die Familienehre nicht verletze, hast Du nicht den mindesten Grund,

mir in der Weise gegenüber zu treten. (Leise aber scharf): Und ich treibe es nicht bunter, als Du es getrieben.

Freiherr: Und wenn dem so wäre, ist das ein Grund für Dich, Deine ganze Jugend in so unverantwortlicher Weise zu vergeuden —? Ja, zu vergeuden! Ich entschuldige mich nicht; aber ich habe wenigstens gearbeitet, als Pflichten an mich herantraten. Du weißt sehr gut, daß das Gut keineswegs in brillantem Zustande war!

Heinrich (zuckt die Achseln): Aber es fällt ja gar keinem Menschen ein, das zu bestreiten. Du bist wirklich gegen alle Erwartung ein ganz passabler Landwirt geworden.

Freiherr (tritt ganz nah an Heinrich heran, ihn traurig anblickend): Heinrich, Du bist nicht so leichtsinnig, als Du Dich stellst!

Heinrich: Doch!

Freiherr (auf- und abgehend): Es ist wahr, auch ich habe eine stürmische Jugend hinter mir. Aber weißt Du, was ich darum gäbe, wenn ich sie ungeschehen machen könnte? Weißt Du es? — Nein! — Ach! Wenn man dem allen entfliehen könnte! (Bricht ab.)

Heinrich (folgt ihm mit den Blicken).

Freiherr (schweigt).

Heinrich: Wir sind alle ein bißchen lebenslustig. Auch Papa war es!

Freiherr: Leider!

Heinrich (scharf): Willst Du ihm vielleicht einen Vorwurf daraus machen?! — Warum soll es nicht auch Menschen geben, die aus dem Vollen schöpfen? Beweise mir doch das Gegenteil, wenn Du kannst. Aber Du wirst es wohl bleiben lassen! Es giebt ohnedies schon zu viel Duckmäuser auf der Welt!

Freiherr (traurig): Heinrich! Heinrich!

Heinrich: Wozu das Pathos? Ich finde das ganz einfach abgeschmackt. Ich bin kein Knabe mehr!

Freiherr: Hast Du schon einmal darüber nachgedacht, wohin es mit einer Familie kommen muß, die eine solche Anschauung vom Leben hegt, wie Du?! —

Heinrich (ungeduldig): Nein! Finde es auch, offen gestanden, vollkommen überflüssig!

Freiherr: Zugrunde muß sie gehen, zugrunde!

Heinrich: Erlaube: — das ist wieder einmal einer von Deinen Spänen; ich bin der Meinung, daß unsereins schon ein bißchen ins Zeug gehen darf!

Freiherr: So! — —

Heinrich: Jawohl; in jeder Hinsicht!

Freiherr: Wirklich?! Also deswegen haben sich unsere Vorfahren abgemüht —!

Heinrich: Zu dieser Ansicht kommst Du ein bißchen zu spät.

Freiherr (düster): Ja!

Heinrich: Wie meinst Du —?

Freiherr: Nichts!

(Pause.)

Heinrich: Ich glaube, Du grübelst zu viel über allerlei Bafel. Vor ein paar Jahren warst Du noch ein ganz anderer Kerl. Das schickt sich einfach nicht. Sei doch vernünftig! Was thu' ich denn? — Was Du gethan hast, und was alle jungen Leute thun, die dazu die Mittel haben! —

Freiherr: Und wir haben die Mittel! Nicht wahr!? Schöner Grundsatz, das! — An mir sind die letzten Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Meinst Du denn, ein altes, vornehmes Geschlecht bliebe auf der Höhe, wenn es nach Deinen Grundsätzen leben wollte? — Nein, tausendmal nein! — Du willst als Beobachter gelten! Sieh Dir doch die Söhne aus den emporgekommenen Familien des Bürgertums an, die so leben, wie Du lebst, rein um des Vergnügens willen? Wie lange dauert denn eine solche Familie? Drei, vier, oder höchstens fünf Generationen, dann ist sie fertig, — auf dem Hund!

Heinrich: Erlaube! Eine Nuance ist denn da doch vorhanden!

Freiherr: O, ich weiß, was Du damit sagen willst! Heinrich, Bruder! laß uns nicht um Worte streiten! Fühlst Du denn nicht, wie treu und ehrlich ich es mit Dir meine! Vergeude nicht Deine besten Mannesjahre auf diese schmähliche Weise! Thu' das nicht! Ich meine es wirklich von Herzen gut mit Dir! Das Leben ist eine heilige Sache!

Heinrich (klopft den Teppich mit dem Fuß).

Freiherr: Nimm Dir eine Frau!

Heinrich (spöttisch): Hm! — Auch Du! — Aber zum Heiraten fühle ich mich denn doch, offen gestanden, noch zu jung!

Freiherr: Nein, nein! Siehst Du, mein Haar ist grau geworden vor der Zeit. Ich habe zu lang gewartet, und ich bereue es bitter, bitter!

Heinrich: Aber Deine Ehe!? —

Freiherr: Wer spricht denn von meiner Ehe? — — Siehst Du, Heinrich, wir alle sind durch eine goldene Pforte in das Leben gegangen, Du, wie ich; wir haben nie erfahren, was Zwang und Einschränkung heißt. Meine Jugend war leider so ungebunden wie die Deine! Du wirst es erst später erfahren, was es heißt, sich seine Rute selbst binden! (Schweigt.)

Heinrich (beobachtet ihn forschend).

Freiherr: Reiße Dich heraus! Nimm Dir ein Weib, das Du liebst; zieh' mit ihr aufs Land und führe mit ihr ein natürliches, gesundes Leben! Du bist stattlich, wie alle Männer unseres Geschlechts. Du trägst einen alten, ruhmreichen Namen. Du kannst wählen. Nur die Kinder, die freier Wahlumarmung entsprießen, haben Kraft und Willen und Lebensfreudigkeit! — Denke Dir, mir passierte etwas Menschliches!

Heinrich: Ach was! Du stehst in den besten Jahren. Ich bin nicht sentimental und auch nicht abergläubisch. Ich habe eine entschiedene Abneigung gegen die Ehe. Konvenienzehe und Liebesheirat, das ist mir alles gleich!

Freiherr: Jawohl! — Siehst Du, ich bin Aristokrat, nicht nur von Geburt, sondern auch aus Überzeugung. Wie es heute in dieser Welt steht, können immer nur sehr, sehr wenige ein freies Herrendasein führen, das die Schönheit adelt. Wem aber das Schicksal solch ein Leben gönnt, der hat dafür auch Pflichten auf sich liegen. Ich wenigstens lasse mir nichts schenken!

Heinrich: Hm! Du zählst Dich natürlich auch zu diesen — Auserwählten.

Freiherr (nach einer Pause, rauh): Nein — nicht mehr! — Und weißt Du auch, was ein solcher Auserwählter thut, wenn er fühlt, daß er seiner Bestimmung untreu geworden? —

Heinrich (gespannt): Nein! —

Freiherr: Er — — verschwindet! —

Heinrich: Ah! Er verschwindet! —

Freiherr (starrt zum Fenster hinaus).

Heinrich (innerlich belustigt): Ich muß gestehen, daß ich Dich bisher gehörig verkannt habe. Aber ganz gehörig! Solche überspannten Ansichten! —

Freiherr (sich umwendend): Überspannt sagst Du?

Heinrich: Sage ich! (Höhnisch): Es ist doch sonderbar, daß gewisse Menschen so verflucht vernünftig werden — wenn sie in ein gewisses Alter kommen. Quand le diable se fait vieux — —

Freiherr: Du bist doch ein — Plebejer der Gesinnung nach!

Heinrich (kühl): Das hat mir noch niemand gesagt, und ich ließe es mir auch nicht sagen von einem anderen! Zur Sublimität Deiner Anschauung werde ich mich allerdings nie bekehren! —

Freiherr: Laß in diesem Augenblick keine Bitterkeit zwischen uns kommen! Ich habe es manchmal bitter genug empfunden, daß unser Verhältnis nicht so ist, wie es sein sollte. Und wir Menschen wissen imgrunde so wenig von einander. — Wir leben alle einsam!

Heinrich: Das mag wohl sein! Aber, ich — ich finde es eigentlich unvornehm, sich so viel mit seinen lieben Nächsten zu befassen.

Freiherr: Willst Du mich denn nie verstehen? Aber ich habe meine Pflicht Dir gegenüber gethan! Lebe nur so fort! Der Augenblick wird auch für Dich kommen, wo sich Dir die Nachtseiten des Lebens aufthun!

Heinrich (schweigt).

Freiherr (düster): Die Nemesis geht mit leisen Schritten durch das Leben ganzer Geschlechter!

Heinrich (gähnt versteckt).

Freiherr (der es bemerkt): Nicht wahr, ich langweile Dich?! —

(Ein Diener von links):

Diener: Der Herr Professor Pauly läßt fragen, ob er dem Herrn Baron angenehm wäre?

Freiherr: Ich lasse bitten!

(Diener ab. — Gleich darauf):

Prof. Pauly. (Er ist ein kleines Männchen mit langen weißen, zurückgekämmten Haaren und glatt rasiertem Gesicht; sehr kurzsichtig, bequeme schwarze Kleidung.) Habe die Ehre, meine Herren! (Nimmt die Brille ab und putzt sie): Hier ist es aber gemütlich! Ich komme etwas spät; es war mir aber geradezu unmöglich, früher abzukommen! (Schüttelt dem Freiherrn die Hand und macht vor Heinrich eine kurze Verbeugung.)

Freifrau (von links): Das ist schön, Herr Professor, daß Sie sich bei solchem Wetter herausbemühen.

Prof. Pauly (sich verneigend): Es ist etwas spät geworden. Aber die Zeit — — Wo ist denn unser kleiner Patient? —

Freifrau: Hier, Herr Professor! Darf ich bitten! (Geht voran, Prof. Pauly folgt.)

Heinrich: Ist der Professor euer Hausarzt? —

Freiherr: Nein.

Heinrich: Der alte Herr gilt ja als großer Grobian und Schweiger. Papa hielt viel auf ihn; aber ich konnte ihn schon als Kind nicht leiden.

Freiherr (kurz): Er ist eine Autorität!

Heinrich: Du glaubst also auch noch an Autoritäten? — Komisch!

Freiherr: Entschuldige mich! (Ab in die Gemächer der Freifrau.)

Heinrich (sieht ihm gedankenvoll nach, dann zuckt er die Achseln, macht ein paar Gänge durchs Zimmer und nimmt eine Broschüre, in der er blättert).

(Pause.)

(Nach kurzer Weile kommen der Freiherr, die Freifrau und Prof. Pauly wieder in den Salon.)

Freifrau (freudig erregt): Ich danke Ihnen, Herr Professor! Ich bin so froh! Siehst Du nun, wer hat recht: ich oder Du? (Zu Prof. Pauly): Mein Mann ist nämlich ein ausgemachter Schwarzseher. Wollen Sie uns nichts aufschreiben?

Prof. Pauly: O, das kann ich, wenn Sie es wünschen, gnädige Frau!

Freiherr (öffnet die Schreibmappe und rückt das Tintenzeug zurecht): Darf ich bitten, Herr Professor!

Prof. Pauly: Wie gesagt, die Hauptsache ist in diesem Falle die gute Pflege. (Setzt sich, schreibt.)

Freifrau (leise zum Freiherrn): Nun kann ich doch ins Theater gehen. Ich werde gleich den Wagen bestellen! (Drückt an einer Klingel links; ein Diener erscheint; sie giebt ihm leise einen Auftrag.) Aber Karl, Du freust Dich ja gar nicht!

Heinrich: Du erlaubst, daß ich Marie begleite!

Freifrau (zu Heinrich): Das ist schön von Dir!

Prof. Pauly (mit dem fertigen Rezept): So, das lassen Sie morgen machen, in der ersten besten Apotheke!

Freifrau: Sie haben doch einen Wagen, Herr Professor?

Prof. Pauly: Meine Droschke wartet unten!

Freifrau: Sonst hätte ich mir erlaubt, Sie einzuladen. Wir fahren ins Schauspiel!

Prof. Pauly: Ins Schauspiel fahren Sie, gnädige Frau? — Ich besuche das Theater nie.

Heinrich (versteckt spöttisch): Das ist aber schade, Herr Professor!

Prof. Pauly (ihn anblinzelnd): Meinen Sie? — Ich muß leider schon viel zu viel Tragödien sehen!

Freifrau: Es ist die höchste Zeit, wenn wir noch rechtzeitig eintreffen wollen.

Freiherr (zum Professor): Dürfte ich bitten, mir noch ein Viertelstündchen zu schenken, Herr Professor?

Prof. Pauly (verneigt sich).

Freifrau (blickt den Freiherrn fragend an).

Freiherr: Geh, geh, liebes Kind!

Freifrau (sich von Professor Pauly verabschiedend): Ich danke Ihnen, Herr Professor! Ich bin so glücklich über alles, was Sie mir gesagt haben!

Freiherr: Adieu! (Geleitet sie an die Thüre. — Die Freifrau stutzt einen Augenblick über den tieftraurigen Ausdruck seiner Züge.)

Freiherr (zu Heinrich): Überlege Dir, was ich Dir gesagt habe! (Schüttelt ihm lange die Hand. — Heinrich mit der Freifrau ab.)

(Pause.)

Freiherr (etwas gezwungen): Der Winter läßt sich schlimm an.

Prof. Pauly: Ja; ich merke es an meinen Kranken.

Freiherr (nach einem leichten Zaudern gepreßt, doch energisch): Was halten Sie von dem Zustand meines Kindes, Herr Professor? Sie haben uns vorhin ja so beruhigende Versicherungen gegeben; aber — — sagen Sie mir die ganze Wahrheit. Ich bitte Sie darum!

Prof. Pauly (leichthin): Hm! Ja, das Kind ist, abgesehen von seinem Leiden, gegen das wir momentan nicht viel thun können, sehr zarter Natur und in seiner Entwicklung ganz außergewöhnlich zurückgeblieben. — Da heißt es eben abwarten, wohl oder übel. Die Natur ist ja unerschöpflich in ihren Auswegen. Auch Ihre Frau Gemahlin scheint von zarter Gesundheit zu sein? — Ja, was ich Sie fragen wollte, Herr Baron, wie alt sind Sie jetzt?

Freiherr: Zweiundvierzig!

Prof. Pauly (wiederholt halb mechanisch): Zweiundvierzig! (Auf das Bild über dem Kamin deutend): Ein ganz ausgezeichnetes Bild Ihres Herrn Vaters. Ich habe mich schon früher oft daran erbaut. (Unmerklich in sich hineinlächelnd): Und besonders der feine Zug um die Mundwinkel. Ja, ja, der Selige hat gern gelacht!

Freiherr (gequält): Ja!

Prof. Pauly: Wirklich ein geistvolles Porträt! Ich bin nämlich auch Kunstliebhaber in meinen Mußestunden, und ich sammle auch ein bißchen, wenn's die Kasse erlaubt. Aber die neue Spitalmalerei ist mir in der Seele zuwider.

Freiherr (um etwas zu sagen): Das ist Geschmacksache.

Prof. Pauly: Da haben Sie recht, Herr Baron! — Aus welchem Hause stammt Ihre Frau Gemahlin? Ich bin nicht sicher, ob mein altes Gedächtnis — —

Freiherr: Die Baronin ist eine geborne Ötzel — meine Cousine!

Prof. Pauly (wie innerlich erheitert): Richtig, richtig! Der Herr Schwiegerpapa ist mir nicht unbekannt. Ein sehr großer Verehrer des Bal — (hustet) — aeh! — so lebenslustige alte Herren trifft man eigentlich nur in meiner Generation.

Freiherr (gequält): Ja, mein Schwiegerpapa altert nicht gerne!

Prof. Pauly: So, die Frau Gemahlin ist Ihre Cousine!

Freiherr: Unsere Familien sind seit zwei Jahrhunderten mit einander verwandt!

Prof. Pauly: Seit zwei Jahrhunderten?! (Macht Miene sich zu verabschieden.)

Freiherr: Nein, Herr Professor, Sie haben mir nicht gesagt, was ich wissen will, was ich wissen muß. Ich flehe Sie an: sagen Sie mir alles! Ich bin ein Mann und werde es zu tragen wissen. Ich muß 'raus aus dieser Angst; ich muß wissen, ob mein Kind lebensfähig ist oder nicht!

Prof. Pauly (lauscht einen Augenblick): Ist das ein Sturm! (Dann nach einer kleinen Pause): Nun, wenn Sie es denn absolut wissen wollen: Es ist kaum lebensfähig!

Freiherr (dumpf, die Hände vor das Gesicht schlagend): Ich wußte es!

Prof. Pauly: Sie wußten es?

Freiherr: Ich wußte es! Und ich Narr! — —

Prof. Pauly: Das heißt —: verstehen wir uns recht! — aufpäppeln können Sie den Kleinen sehr wohl. — Vielleicht ist es grausam, was ich Ihnen da sage; aber von einem gewissen Standpunkt möchte ich es nicht einmal wünschen, weder für Sie, noch für ihn.

Freiherr (schweigt).

Prof. Pauly: Doch, wie gesagt, es kommt auf den Standpunkt an.

Freiherr (stiert düster vor sich hin).

Prof. Pauly: Ob es besser war — — —

Freiherr (wischt sich eine Thräne ab).

Prof. Pauly: Sie weinen?!

Freiherr (bleibt einen Augenblick stumm, dann plötzlich gewaltsam gefaßt): Glauben Sie an eine Nemesis, Herr Professor?

Prof. Pauly: Ob ich — ? — Ja, sehen Sie, Herr Baron, das ist so eine Sache. Wie man es nehmen will: — ja und nein!

Freiherr: Ich glaube daran. (Fest): Ich muß mich einmal aussprechen, sonst erstickt es mich. Sie kannten meinen Vater?

Prof. Pauly: Ja. — Der Herr Baron war einer meiner ersten und treuesten Patienten. Im Laufe der Zeit wurden wir fast miteinander befreundet.

Freiherr: Mein Vater nahm das Leben von der heiteren Seite — er war ein Lebemann!

Prof. Pauly (nickt gedankenvoll).

Freiherr: Er starb jung. Bei seinem Tode war ich kaum sechzehn Jahre alt. Meine Mutter habe ich nie gekannt; — meine Stiefmutter war eine schöne, viel gefeierte Frau und kümmerte sich wenig um mich. Ich wuchs bei einer Tante auf. Die Gute hatte keinen Willen vor mir; sie ist nun auch schon lange tot. In Wahrheit habe ich niemals einen höheren Willen über mir gefühlt — selbst in der Schule nicht. Sie wissen ja selbst, wie es in dieser Hinsicht bestellt ist.

Prof. Pauly (nickt).

Freiherr: Haben Sie, Herr Professor, nicht auch hie und da das Gefühl, als ob eine ironische Gewalt über unserem Leben schwebte? Das kommt mir oft wie ein Blitz.

Prof. Pauly: Ob ich —? das könnte ich just nicht behaupten!

Freiherr: Nicht?! Aber ich kenne sie! Es giebt keinen Wunsch, dessen Erfüllung mich ganz befriedigt hätte. Keinen einzigen! Und mit meinen Hoffnungen ging es mir gerade so; immer finde ich Enttäuschungen, was ich auch treibe!

Prof. Pauly (nachdenklich): Sie sollten sich Ihre Illusionen nicht so absichtlich zerstören, Herr Baron. — Sie sind notwendig zum Leben!

Freiherr: Mir kommt das Leben manchmal wie ein ungeheurer Betrug vor.

Prof. Pauly: Nun ja, das Leben ist reich an Enttäuschungen; aber es hat doch auch seine großen Seiten.

Freiherr: Jawohl, aber das ist es eigentlich nicht, was ich — (etwas unvermittelt): Ich fing das Leben zu früh an!

Prof. Pauly (schweigt).

Freiherr: Ich will nichts beschönigen. Ich trieb es toll; aber ich konnte nicht anders — konnte nicht. — Es war stärker als ich!

Prof. Pauly (halb für sich): Erstes Stadium: — Unfähigkeit zu reagieren!

Freiherr (immer, ohne den Professor anzusehen): Was half's, daß ich mich verachtete. Und dann lag es in meiner Natur, die Dinge stets nur von der schönen Seite anzusehen. Später traten allerdings Aufgaben an mich heran, aber sie waren imgrunde nur eine neue Gelegenheit, so dahin zu leben! Die Menschen denken so wenig über das Leben nach!

Prof. Pauly: Das ist gut, — so wie ich die Menschen kenne!

Freiherr: So ging es weiter und weiter! Mit einem Mal aber war es mit meiner Lebenslust zu Ende. Mein Beruf, — ich hatte unser Gut übernommen, — machte mir keine Freude mehr; stundenlang konnte ich dasitzen und vor mich hinbrüten: Alles grau in grau. Eine große Öde und ein großer Ekel! Ja, ja! — Und manchmal kam eine — Angst über mich. — (Geht an den Tisch und leert ein Liqueurgläschen.)

Prof. Pauly (gespannt).

Freiherr: Dann hatte ich eine andere Pflicht zu erfüllen: Sie betraf die Erhaltung unseres Geschlechtes.

Prof. Pauly: Und da gingen Sie hin und nahmen sich eine Frau aus einer müden Familie!

Freiherr: Sie mögen sie wohl müde nennen! Aber ich kannte meine Frau schon als kleines Kind. Sie war das frischeste, das übersprudelndste Geschöpf, das mir je vorgekommen. Und mir ging durch meine Heirat ein neues stilles Leben auf.

Prof. Pauly (sieht ihn schweigend an).

Freiherr (nach einer Pause dumpf): Dann kam das Furchtbare. Mein Herzenswunsch wurde erfüllt: Wir bekamen einen Sohn! (Wird von einem leichten Zittern ergriffen.)

Prof. Pauly: Was ist Ihnen?

Freiherr: Und ich Narr, der ich wähnte, man könne seiner Vergangenheit

entfliehen. Da liegt sie, die Frucht dieser Vergangenheit und will leben — will leben! (In sich hinein): Grauenhaft! Grauenhaft!

Prof. Pauly: Aber, Herr Baron, Sie haben doch kein organisches Leiden und — —

Freiherr: Nein! — Aber das ist furchtbar, sehen zu müssen, wie ein anderes Wesen, das eigene Fleisch und Blut, ins Leben will; wie diese Augen trüb und blöd sind vor allem, was diese Welt reich und sonnig macht —! Und nicht helfen können — nicht helfen können!! (Vor sich hin): Grauenhaft! Grauenhaft!

Prof. Pauly: Aber, bester Herr Baron, wir können uns täuschen!

Freiherr: Ach, das glauben Sie ja selbst nicht. Ich weiß — —

Prof. Pauly: Nehmen Sie die Sache als Philosoph —! Es giebt viel furchtbarere Dinge im Leben!

Freiherr (schüttelt den Kopf).

Prof. Pauly: Arbeiten Sie; Sie haben einen reichen Wirkungskreis vor sich. Sonst fehlt Ihnen ja nichts!

Freiherr: Ach, ich weiß überhaupt nicht, ob ich je wirklich ganz gesund war. Auch mein Vater ist früh gestorben. Das ist alles so furchtbar häßlich!

Prof. Pauly: Ja, er hat die Kerze an den beiden Enden angezündet!

Freiherr: Wir alle sind feig. Aber ich mache mir nichts vor. Ich bin schuldig!

Prof. Pauly: Und fühlen sich verantwortlich? (Nickt.)

Freiherr (starrt vor sich hin).

Prof. Pauly: Hm, das ist am Ende stärker, als wir alle!

Freiherr (plötzlich erleichtert): Ich danke Ihnen herzlich, Herr Professor!

Prof. Pauly (wie erheitert): He, he! Sie haben also auch die Geheimnisse der Natur durchschaut? Sie wissen also auch ganz genau — — hehe!

Freiherr: Reden wir nicht mehr davon. Ich werde die Sache nehmen, wie ich sie nehmen muß.

Prof. Pauly: Sie sollten nicht so viel grübeln, Herr Baron. Das Leben ist Gegenwart.

Freiherr: Jawohl! Gegenwart! Ich will Ihnen nicht ausmalen, welch ein Leben ich seit langem führe. Und dann, ein Wesen an sich gekettet fühlen, das nach dem vollen Leben hungert und es ihm nicht geben können! O —

Prof. Pauly: Seien Sie ein Mann —!

Freiherr: Jawohl!

Freifrau (von links).

Freiherr (zuckt zusammen, faßt sich aber gewaltsam).

Freifrau (heiter): Ich störe doch nicht? Ich fahre nun doch nicht ins Theater. Johann ist mit dem Einspannen nicht rechtzeitig fertig geworden; es ist ohnedies auch schon etwas spät. Ich freue mich, Sie nochmals begrüßen zu können, Herr Professor, und Ihnen nochmals zu danken!

Prof. Pauly (auf die Uhr sehend): Schon so spät! Ich bedaure, daß ich nicht länger mehr das Vergnügen haben kann. Wenn Sie gestatten, werde ich in den nächsten Tagen wieder vorsprechen.

Freifrau: Wir bitten darum, Herr Professor! Meinen Mann werde ich auch einmal zu Ihnen schicken.

Prof. Pauly: Ihrem Herrn Gemahl wird ein bißchen Zerstreuung gut thun!

Freifrau: Das sage ich auch immer; aber er glaubt es mir nicht.

Prof. Pauly (faßt die Hand des Freiherrn): Auf Wiedersehen! Herr Baron! Ich komme bald wieder. (Ab, nachdem er sich von der Freifrau verabschiedet.)

(Pause.)

Freiherr (geht ans Fenster).

Freifrau (hinter ihm): Freust Du Dich nicht ein bißchen, daß ich bei Dir bleibe, Karl?

Freiherr: Gewiß.

Freifrau: Was wolltest Du denn von dem Professor wissen?

Freiherr: Nichts! —

Freifrau (schmiegt sich an ihn): Ein so lieber Mann! Ich begreife nicht, warum ihn so viele Leute nicht leiden mögen; auch die Baronin ist nicht gut auf ihn zu sprechen. Komm'! (Dreht den Freiherrn herum): Du freust Dich ja gar nicht! Ich bin so glücklich, so glücklich! Ich war in der letzten Zeit manchmal recht traurig. Auch Du sollst mir nun heiter werden. Freut es Dich wirklich ein bißchen, daß ich zu Hause bleibe —? Und hier ist es so gemütlich. Nun habe ich den Sturm fast gern. (Lauscht.)

Freiherr (gequält): Ich fühle mich etwas angegriffen!

Freifrau: Du nimmst das Leben viel zu schwer. Bei Dir dauert alles viel zu lang, bis Du damit fertig bist. Ich bin darin ganz anders: Aus dem Auge, aus dem Sinn! (Sie hängt sich an seinen Arm, und beide gehen an den Kamin.) Karl!

Freiherr: Was willst Du?

Freifrau (zärtlich, nicht ohne Sinnlichkeit sich anschmiegend): Du Böser! Wie lange ist es her, daß Du kein liebes Wort mehr zu mir gesagt hast —? Du —

Freiherr (gequält): Laß mich!

Freifrau: Laß mich! Du bist abscheulich. (In sich hineinkichernd): Heinrich war drollig heute Abend. Hast ihm einmal ordentlich den Kopf gewaschen? — Der Professor hat wirklich so etwas Sicheres, Vertrauenerweckendes! (Horcht auf.)

Freiherr: Was ist —?

Freifrau: Nichts! Ich habe mich getäuscht. Hubert schläft ja immer um diese Zeit. Ich gehe nun und kleide mich um. In einem Viertelstündchen bin ich wieder da; dann essen wir zusammen, und dann — — hast Du mich lieb! Ja? (Schmiegt sich noch inniger an ihn und küßt ihn.)

Freiherr (stammelt): Geh', geh'!

Freifrau: Ich gehe schon! (Droht ihm mit dem Finger): Du! Du! (Rasch ab.)

Freiherr (lauscht ihren Schritten, dann verläßt ihn seine Fassung; er setzt sich und verbirgt das Gesicht mit den Händen, dann macht er einen Gang durch das Zimmer; plötzlich hört er ein Stöhnen; er horcht auf, entsetzt; in demselben Augenblick kommt die Wärterin aus der rechten Seitenthüre, die offen stehen bleibt).

Wärterin (entsetzt stammelnd): Gnädiger Herr, das Kind — hat — einen Anfall!

Freiherr: Ah! (Gewaltsam gefaßt): Rufen Sie Ihre Herrin —; sie ist oben.

Wärterin (rasch nach links ab).

Freiherr (steht einen Augenblick wie gelähmt, dann öffnet er den Pistolenkasten und entnimmt ihm einen Revolver. Man hört Weinen und Stöhnen. Er geht rasch durch die offene Thüre; gleich darauf fallen zwei Schüsse).

(Pause.)

Freifrau (ohne Taille, ein Tuch umgeworfen, gefolgt von der Wärterin von links, sie stürzt durch die offene Thür in das Kinderzimmer. Gleich darauf hört man einen Schrei.)

Wärterin (an die Thür stürzend, heulend): Der gnädige Herr! — Mein Engelchen!

(Vorhang.)



Ein Rufer im Streit.

(Zu Karl Prölls Bildnis.)

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

> Daß ein Dreißigjähriger Krieg, ein Jena, ein Olmütz nicht wiederkehren, bürgt nur ein allgegenwärtiges nationales Schamgefühl, keineswegs die Abschüttelung dieser trüben Erinnerungen mit den Gassenhauer-Worten: So etwas kommt bei uns nicht vor.
>
> Karl Pröll.

Im ganzen, weiten, deutschen Schrifttum giebt es wenige so scharf umrissene Charakterköpfe wie Karl Pröll. Wie durch Martin Luthers ganzes Leben der eine Grundton zittert: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, wie Friedrich Schillers große Dichtungen immer wieder das eine erhabene Thema der Freiheit variieren, so bildet der Nationalitätsgedanke das eine, unveränderliche Leitmotiv von Karl Prölls Leben, Schaffen und Dichten. Wie der Spielmann Volker im Hunnenkampfe steht er da, der knorrige Recke. Furchtlos und unermüdlich schwingt er seine Schwertfeder in der Schlacht; wenn aber der Männerstreit ruht, so langt er seine Fiedel hervor, um das Häuflein seiner Getreuen zu erquicken, wachzuhalten und zu neuem Kampfe anzufeuern mit seinen Weisen.

Was von den Saiten eines solchen Spielmanns tönt, kann nicht so süß klingen, wie die zierlichen Lieder der Minnesinger, kann nicht so weit ausgesponnen und tiefsinnig sein wie die künstlich aufgebauten Epen der Troubadours, nicht so fröhlich und ausgelassen, wie die Schelmenlieder der Vaganten, — es sind kurze abgerissene Sätze, meist von düsterem Charakter, und die Erinnerungen der Kämpfe klingen oft mehr hinein, als den reinen Schönheitslinien zuträglich ist; und doch fehlt weder der zündende Funke des Witzes noch der traulich lächelnde, zum Herzen sprechende Humor, noch heitere Lebensfreudigkeit, — wenn auch selbst die helleren Töne immer etwas Herbes an sich haben, und der Grundzug der Pröll'schen Muse im allgemeinen ein düsterer bleibt.

Pröll ist im Jahre 1840 in Graz geboren als Sohn eines österreichischen Artilleriemajors. Er ergriff zuerst den Beruf eines Technikers, den er aber als siebenundzwanzigjähriger Mann aufgab, um sich der Schriftstellerei, und zwar vorerst hauptsächlich der Journalistik zu widmen. Als Journalist wirkte er bis zum Jahre 1883 in verschiedenen österreichischen und deutschen Zeitungsredaktionen. Seitdem lebt er als freier Schriftsteller in Berlin.

Der Schriftsteller Pröll ist gleichsam aus dem Journalisten hervorgegangen, und letzterer verleugnet sich auch in seinen rein poetischen Arbeiten niemals ganz. Aus den Leiden und Freuden des Journalistenberufes entnimmt er nicht nur den Stoff zu mancher seiner besten Skizzen, aus der Journalistik stammt auch seine Lust am Polemisieren und das scharfe, vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, zuweilen allzuscharfe Hervortretenlassen der Tendenz —, andererseits aber auch die Kürze und Prägnanz des Ausdruckes, das Gerade-darauf-los-gehen auf das gesteckte Ziel und der leicht dahinfließende, beinahe feuilletonartige (im guten Sinne!) Zug seiner Erzählungen und Skizzen. Was aber aus keiner Schulung, sondern aus des Dichters eigenstem Innern stammt, das ist die Macht, Stimmung hervorzuzaubern, dem Leser ans Herz zu greifen, und das ist ferner die höchst originelle, manchmal das Absonderliche liebende, immer aber männlich-kräftige Phantasie, die besonders seinen „Modernen Totentanz“ betitelten vier Skizzenbüchern ihren eigenartigen Reiz verleiht.

Die Skizzen des modernen Totentanzes sind Bilder aus dem Leben, angeschaut mit dem klaren Auge des Realisten, hingestellt in ihrer ganzen herben Wahrheit, ohne jedes Vertuschen, ohne jedes Beschönigen, — aber ausgeführt von einem Romantiker. Diese Mischung von Romantik und Realismus ist überhaupt ein charakteristischer Grundzug von Prölls dichterischem Schaffen, und diese eigentümliche Vereinigung zweier sich scheinbar widersprechender Elemente erklärt sich aus den beiden Haupttriebfedern seines Wesens: seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe und seinem mächtigen, unwiderstehlichen Zug nach dem Idealen, aus dem auch seine umfassende Nationalitätsidee entsprungen. Diese beiden Züge, die realistische Wahrheitsliebe und das romantische Ideal, erzeugen in dem Dichter Pröll jenes Mitleid mit den Schmerzen der Menschheit, das durch alle seine Skizzen zittert, und das seine Blicke immer und immer wieder auf die Unterdrückten und Verfolgten, auf die Mühseligen und Beladenen, auf die Nachtseiten des Lebens lenkt. Aber Pröll will die Zustände des modernen Daseins nicht nur mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit schildern, er möchte durch seine Darstellung auf diese Zustände selbst einen Einfluß gewinnen, er möchte, so viel in seinen Kräften steht, zur Beseitigung der zum Himmel schreienden Übel und Ungerechtigkeiten beitragen, und so erweist sich sein scheinbarer Pessimismus im letzten Grunde eigentlich als ein sehr starker — Optimismus.

Der Raum gestattet es mir leider nicht, auf die sehr zahlreichen Werke Prölls*) einzeln einzugehen. Wenn wir sie durchlaufen könnten, so würde

*) Es erschienen von Pröll, so viel mir bekannt: 1) Belletristische Werke: „Moderner Totentanz“, Kohlenskizzen, 1.—4. Sammlung (Berlin, H. Lüstenöder). — „Kreuz und Quer“, Wanderungen im Süden und Norden (Berlin, A. Landsberger).

uns, besonders in seinem „Bilderbuch eines Bummlers“, in der „Spreu im Winde“ betitelten Sammlung und in den „Berliner Federzeichnungen“ noch eine neue Seite des Autors entgegentreten, sein humoristisches und satirisches Talent. Humor und Satire entspringen bei Pröll ebenfalls aus den beiden obengenannten Grundwurzeln seines Wesens. Seinem realistisch geschulten Blick können auch die kleinen und kleinsten Züge des Lebens nicht entgehen, an dem ihm innewohnenden Idealitätsmaßstab gemessen, erscheinen ihm diese dann entweder als verzeihliche, belächlenswerte Schwächen oder als zu bekämpfende Verkehrtheiten, und da er immer mit ganzem Herzen bei der Sache ist, so hat sein Humor oft einen leicht wehmütigen Zug, während seine Satire nichts von jener rechthaberischen kalten Schärfe gewisser (Berliner) Auch-Satiriker zeigt; wenn die Hiebe auch noch so scharf herniedersausen, so züchtigt er doch ohne Schadenfreude, wie ein Vater seine Kinder züchtigt, und mit Fr. Th. Vischer, einem ihm in mancher Beziehung verwandten Charakter, könnte er sprechen: „Erkrankte Liebe ist mein ganzer Zorn.“ —

— „Berliner Federzeichnungen eines Deutschösterreichers“ (Berlin, A. Landsberger). — „Bilderbuch eines Bummlers“ (Berlin, H. Lüstenöder). — „Spreu im Winde“ (Berlin, H. Lüstenöder). — „Vogelbeeren“, kleine Geschichten und Plaudereien (Berlin, H. Lüstenöder). — „Leute von heute“, lose Skizzen (Berlin, Hugo Steinitz). — „Zerbrochenes Spielzeug“ (Berlin, Richard Wilhelmi). — „Das muntere Jahrhundert“ (Berlin, Richard Wilhelmi). — Adalbert Stifter, der Dichter des Böhmerwaldes (Prag, Verlag des Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse). — Josef Rank, der Erzähler des Böhmerwaldes (im gleichen Verlag). — Ferner erscheint demnächst im selben Verlage: „Die deutsche Weltstadt Berlin.“ — 2) Deutschnationale Streitschriften: „Deutschnationale Märchen für die politische Kinderstube“ (Dresden, H. Pudor). — „Volkskatechismus für den allgemeinen deutschen Schulverein“ (Braunschweig, Appelhanns & Pfennigstorff). — „Kalender aller Deutschen für 1894“ (Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Verbandes). — „Die Kämpfe der Deutschen in Österreich um ihre nationale Existenz“ (Berlin, H. Lüstenöder). — „Sturmvögel“. Sechzig deutschnationale Klage- und Zornlieder (Berlin, H. Lüstenöder). — „Anastasius Grün.“ Ein österreichischer Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens (Berlin, H. Lüstenöder). — „Deutscher Nationalkalender“. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volkstumes. Herausgegeben von Karl Pröll. — „Deutschnationales Jahrbuch“. 2. Jahrgang des Nationalkalenders (Berlin, H. Lüstenöder). — „Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse“ (Berlin, H. Lüstenöder). — „Die Lage des Deutschtums in Österreich.“ Drei Reden des Freiherrn von Dumreicher (Berlin, A. Landsberger). — „Vergessene deutsche Brüder“ (Leipzig, Reclams Universalbibliothek). — Nationaler Vorpostendienst des Allgem. deutsch. Verbandes (Berlin, Verl. d. Allg. d. Verb.). — „Kaiser Wilhelm der Große.“ Ein Erinnerungsblatt (Warnsdorf, Ernst Strache). — „Friedrich der Große und der deutsche Nationalstaat der Gegenwart“ (Berlin, A. Landsberger). — „Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das auswärtige Deutschtum zu schützen? (Kiel, Lipsius & Tischer). — Ferner erscheint demnächst: „Weltnational“.

Prölls Hauptthätigkeit, sein eigentliches Apostolat, liegt aber, so bedeutend und so wertvoll seine dichterischen Arbeiten auch sind, in seinen deutschnationalen Streitschriften, in denen er, gleich einem Propheten des alten Testaments, seinem ewig abtrünnigen, ewig fremden Göttern räuchernden Volke unermüdlich zuruft: Wahret die Kulturerrungenschaften eurer Vorfahren, wahret eure deutsche Art, eure deutsche Muttersprache, eure Nationalität! — Einen weit tieferen und klareren Einblick in Prölls dahinzielende Wirksamkeit, als sie irgend eine Analyse oder Erklärung zu bieten vermöchte, gewinnt der Leser aus seinen uns vom Verfasser gütigst zur Verfügung gestellten und in diesem Hefte zum Abdruck gelangenden Aufsatze „Weltnational", darum brauche ich auf diesen Punkt nicht weiter einzugehen. Nur noch an eines möchte ich zum Schluß erinnern:

Pröll ist als Heerrufer gleichsam das Gewissen der deutschen Völker. Die Sprache des Gewissens aber ist manchem nicht angenehm, besonders da Pröll nicht nur seine österreichischen Landsleute ermahnt, festzustehen und auszuharren in dem Kampfe gegen das andringende Slaventum, sondern auch die Reichsdeutschen aus ihrem „Verdauungsschläfchen" aufzurütteln sucht, indem er ihnen die Pflichten gegen ihre nicht dem neuen Reiche angehörenden Stammesbrüder entgegenhält. Dabei ist Prölls Nationalitätsidee — und das muß hier aufs stärkste betont werden — das gerade Gegenteil von allem, was man mit dem Worte „Chauvinismus" bezeichnet. Der Chauvinismus ist etwas kulturfeindliches, aus ihm geht der Nationalitätsdünkel hervor, wie er, als ein böser Begleiter der kriegerischen Erfolge, leider auch im preußisch-deutschen Reiche anzuwachsen beginnt, so daß wir in dieser Beziehung gar nicht mehr so mitleidig auf unsere westlichen Nachbarn herabzublicken brauchten; der Chauvinismus ist etwas negatives, er predigt den Haß, er gebietet „Du sollst den Welschen hassen, den Juden hassen 2c. 2c.", der Nationalismus dagegen ist positiv, er verlangt nicht, daß man diesen oder jenen Andersgearteten verabscheue, sondern daß man selber sich einen starken, festen, treuen Charakter bilde und diesen Charakter wahre, trotz allen Anfechtungen; der Chauvinismus erzeugt die Überschätzung äußerlicher Machtmittel, die Anbetung des alleinseligmachenden Militarismusgötzen, und daneben die Geringachtung aller wirklichen Kulturthaten; währenddem der wahre Nationalismus, wie ihn auch Pröll versteht, der „Weltnationalismus", der eigentliche Kulturboden ist, auf dem alle diejenigen Dinge emporwachsen und heranreifen, die in ihrer höchsten Spitze nicht nur der eigenen Nation, sondern allen Kulturvölkern zum Segen gereichen. — Und schließlich ist die Kulturkraft eines Volkes der einzige im Kampf ums Dasein der Nationen wirklich ausschlaggebende Faktor. Steht der Deutsche treu zu seiner Art, schützt er die Errungenschaften seiner Kultur

mutigen Sinnes, wo er sich auch befinde auf dem Erdball, so wird er stets siegreich hervorgehen aus dem Wettstreit der Völker; tritt er aber seine Kultur mit Füßen und läuft kindischen Sinnes bald hinter diesem, bald hinter jenem ausländischen Modenarren her, so nützen alle Kanonen und Pickelhauben nichts — und selbst wenn durch diese Macht- und Zwangmittel gehalten, das Reich noch eine Zeitlang bestehen bleibt und ein künstliches Dasein fristet — ob es dann noch ein „deutsches" Reich genannt werden darf? —



Zum Kehraus.

Von Robert Reitzel.

(Detroit, Mich.)

Vorbemerkung des Herausgebers: Unser süddeutscher Landsmann Robert Reitzel gab in seiner Wochenschrift „Der arme Teufel" eine so impressionistisch frische Schilderung seines Besuches der Weltausstellung in Chicago, daß wir mit des Verfassers gütiger Erlaubnis unsere Leser gern mit diesem hervorragenden Prosastück deutsch-amerikanischer Litteratur bekannt machen.

Aus früheren Jahren ist mir noch das Renommee geblieben, daß ich bei den verschiedenen Festlichkeiten immer der letzte sei, der vor Thorschluß die schon dem Dunkel preisgegebenen Räume verlasse. Um dieses Renommee aufrecht zu erhalten, mußte ich beim Thorschluß der Weltausstellung zugegen sein, die ich bis dahin nur aus den Erzählungen der zehntausend Besucher gekannt hatte, welche mir und allen ihre angenehmen und unangenehmen Eindrücke mitzuteilen sich befleißigten. In der That war der Besuch der Weltausstellung so allgemein geworden, ein Privilegium des Philistertums, das bei solchen Gelegenheiten mit gefülltem Beutel sich auf den Weg macht, daß der von Urbeginn in mir wohnende Aristokrat eine gewisse Geringschätzung der zur Schau gestellten Erbschaft der Jahrtausende und der Errungenschaften des Jahrhunderts sich anzulegen begann. Es ist mir immer schwer gewesen, etwas zu bewundern, das alle bewundern, ich habe sogar an dem Sonnenuntergange auf dem Rigi mich nicht so recht freuen können, weil zu viele um mich herumstanden und ihre Bemerkungen machten, und als ich zum erstenmal nach zwanzig Jahren wieder auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses wandelte, wagte ich nur mit verstohlenen Blicken die Herrlichkeiten des prächtigsten Baus Germaniens zu

streifen. Mit allem Erhabnen und Schönen muß man allein sein, man muß laut vor sich hinsingen und dichten und jauchzen können; die Gesellschaft der Menschen bringt wieder ganz andere Freuden, wenn sie einem — nicht zum Ekel wird. Selbst die Liebe bringt doch nur Störung im Anschauen des Schönen, das außer ihr unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, wenn auch die Störung eine angenehme und willkommene ist.

Um aber ehrlich zu sein, will ich doch zugestehen, daß es weniger das aristokratische Gefühl war, was mich vom Besuch der Weltausstellung abhielt, als der ganz gemeine proletarierhafte Mangel an Geld. Ein wahres Fieber bemächtigte sich meiner, als die letzten Tage des modernen Pompeji immer kleiner an Zahl wurden; es war mir, als ob ich eine unverzeihliche Sünde am Geist der Zeit und der Ewigkeit beginge; nur ein Blick auf die weiße Stadt, nur ein Gang an dem klassisch gewordenen Gestade des Michigan-Sees! rief es in mir, und ehe der Entschluß ganz gereift war, saß ich schon auf der Eisenbahn, und klarblauer Himmel, frischkühle Luft und Sonnenschein begrüßten mit mir den letzten Tag der Weltausstellung.

Es wird wohl kaum jemand in so reduzierten Umständen zum Besuch der teueren Fair nach Chicago gekommen sein, als der A. T., ich hatte gerade noch 60 Cents, und als ich mit aufjauchzendem Herzen den Säulengang am See vor mir auftauchen sah, herrschte die absolute Öde in meinen Taschen. Aber ein armer Teufel muß Glück haben. Als ich aufs Geradewohl durch die Räumlichkeiten der Hagenbeckschen Restauration ging, machte mich einer der Aufwärter darauf aufmerksam, daß einer seiner Kollegen mir den jährlichen Obolus als Abonnent des A. T. zu entrichten wünsche. Diesem gesellte sich im Laufe des Tages noch ein andrer edler Mensch; und so bestätigte sich die Erfahrung, daß man als armer Teufel doch nie ganz verlassen ist, und ich erfreute mich des seltnen Genusses, um den mich meine Herren „Kollegen" gewiß beneiden werden, auf dem Tummelplatz der Welt für meine kleine Zeitung kollektieren zu können.

Schon der Blick von der Elevated Railroad hatte mich überzeugt, daß ich recht gethan hatte, noch im letzten Augenblicke dem Drang meines Herzens zu folgen. Ein einziger Gang durch die weiße Stadt ist tausendmal mehr Anstrengungen wert, als sie die Reise nach Chicago verursacht. Hier ist am nordischen See Griechenlands Herrlichkeit wieder auferstanden; wie Tausende mußte ich die Erfahrung machen, daß alle Beschreibungen ohnmächtig sind, und daß man wie Goethe in der Anschauung des Unendlichen sagen muß: Gefühl ist alles. Die fünf Stunden, welche ich dort wandelte, sind mein Lebensgewinn; wenn ich acht Tage lang den Inhalt der verschiedenen Gebäude studiert hätte, wäre mir doch nur ein verworrenes Bild geblieben.

Der Himmel war mir günstig, ein Herbsttag, wie wir für dieses Jahr keinen mehr erleben werden; nur die Menschen versuchten unbewußt das Beste, den grandiosen Eindruck zu stören. Angesichts dieser Architektur, dieses Säulenwaldes, dieser gewaltigen Portale, geformt von der ewigen Kunst — diese Menschen! wie sie da an den rauschenden Wassern saßen und an ihrem „Pie" knabberten oder herumstolperten, die Backentaschen gefüllt mit Kautaback, die ekle Brühe über die leuchtenden Ballustraden spritzend. Hier, wo die Sprache eines Pythias aus allen Formen zu uns redet, die abscheulichen Töne des amerikanischen Gassen-Englisch! Und dazu das Geklingel eines Glockenspieles, das fromme Weisen ertönen ließ zu Ehren der Himmelfahrt von Carter H. Harrison*), hier, wo die Sänger homerische Geschichten erzählen oder Jungfrauenchöre zu Ehren Aphrodites erklingen sollten.

Es war selbstverständlich, daß sich mir Vergleiche mit der letzten Pariser Weltausstellung aufdrängen mußten. Was die Großartigkeit des Gesamteindrucks der Gebäude betrifft, so würde natürlich Paris vor Chicago verschwinden, einzelnes war aber doch dort großartiger und — liebenswürdiger. Was die künstlichen Wasserwerke der weißen Stadt betrifft, so konnten sich dieselben mit denen vor dem Trocadero nicht messen. Dafür aber hatte Paris nur seine Seine und wir hier den See, der sich vor uns ausdehnt, unendlich wie das Meer. Das Ferris-Rad mit seinen Menschenkäfigen war grandios, aber doch nur ein Riesenspielzeug gegen den Eiffelturm mit seinem trotz der gewaltigen Eisenmassen zierlichen Aufbau, seiner Druckerei und seinen reizenden Restaurationen hoch über dem Gewimmel der Sterblichen. Der Eiffelturm imponierte mir wie eine neue Kulturthat; beim Ferris-Rad konnte ich die Erinnerung an die sog. chinesischen Schaukeln unserer deutschen Jahrmärkte nicht los werden.

Die Chicagoer war eine Weltausstellung im vollen Sinne des Wortes; die in Paris machte vorwiegend den Eindruck einer französischen. Dafür aber stieg in Paris die Kunst mitten in das Volk hinein, und den großartigsten und anmutigsten Eindruck machte das französische Volksleben, wie es rings um den Kunstpalast zu Füßen der klassischen Natur scherzend, lachend, Wein trinkend, die Marseillaise singend, zur Geltung kam. In Paris fühlte ich mich daheim, trotzdem ich der raschen, übersprudelnden Sprechweise nicht zu folgen vermochte, hier war ich ein Fremder. Also auf! — der Gedanke liegt so nahe — nach der Midway-Plaisance, wo das Deutschamerikanertum seine Lieblingsstätten zu finden hofft, in dem

*) Der bekannte schlaue und rücksichtslose Politiker, der als Mayor (Bürgermeister) von Chicago seinen Tod durch Mörderhand fand. Anm. d. Herausg.

deutschen Dorf und in Alt-Wien. War die Midway-Plaisance an und für sich eine grobe Enttäuschung, ein abgeschmackter Jahrmarkt, der nicht einmal ein Kasperle-Theater aufzuweisen hatte, die einzelnen Buden, welches Land sie auch repräsentieren mochten, bloße Bauernfängerei, fast durchweg von deutschen, englischen, französischen und tunesischen Juden geleitet, so war in den deutschen Niederlassungen auch nicht eine Spur von Gemütlichkeit zu finden. Die Dekorationen waren ja recht interessant — das Schwarzwaldhaus aber, das nicht einen einzigen Blumenstock vor den Fenstern hatte, konnte mir nicht imponieren — aber was hinter diesen und innerhalb dieser Dekorationen sich abspielte, war das ganz gewöhnliche poesielose Leben des deutschamerikanischen Kneipentums; nein, um nicht ungerecht zu werden, in Chicago giebt es anständige Wirtschaften, nach welchen man sich ordentlich sehnte, wenn man gegen die Entlegung des Quarters (nebenbei eine Gemeinheit, wie sie auf einer Weltausstellung nicht hätte vorkommen sollen) in Deutschland oder Österreich sich niedergelassen hatte. Im deutschen Dorf die arrogantesten aller Kellnerbengel und einige Aufwärterinnen, welche dem Aussehen nach im horizontalen Handwerk ergraut schienen. Die uniformierte Musik mit ihrem grimassenden Dirigenten konnte mir auch das Herz nicht erwärmen; neben dem Saro'schen Orchester von 1876 hätte sie sich nicht hören lassen dürfen. In Alt-Wien aber, das wiederum ganz und gar in den Händen des Auserwählten Volkes sich befand, war der größte Humbug wohl die von Trinkgeld-Journalisten so hoch gepriesene Kneipe zum Hohen Heurigen. Von dem höflichen und herzlichen Entgegenkommen des Wieners keine Spur; man kam sich so vor, als ob man eigentlich nur geduldet wäre, und bestellte mit Zittern und Zagen, wenn es einer der Herren Kellner für gut befand, einen fragend anzuschnauzen. Die ziemlich wohlgenährten Kellnerinnen zogen es vor, den heimatlichen „Deutschmeistern" ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Dabei die Ausstattung des Lokals eine erbärmliche, welche auch nicht die geringste Illusion aufkommen ließ. Musik gab's keine, es war den Herren zu kalt. Ich bestellte mir ein Glas Gumboldskirchner für 25 Cents, es war der niederträchtigste Rachenputzer, der je meinen Magen beleidigt hat. Ich will aber doch nicht vergessen, daß ich in dem kleinsten Lokale Alt-Wiens eine reizende Karlsbaderin fand, welche lieb und gut war und mit Anmut kredenzte, Mademoiselle Therese wuchs wie eine Blume aus dem Schwindelsumpf.

Im übrigen war's auch mir kalt und einsam auf der gesamten Midway-Plaisance, trotzdem Tausende auf- und abwogten und vor und in allen Buden ein Höllenspektakel aufgeführt wurde. Was das Volksleben auf diesem Jahrmarkt anbelangt, so begegnete ich innerhalb einer Stunde

mehr Gemeinheiten, als ich in Paris während meines viertägigen Besuches der Exposition bemerkt habe, und zwar noch ehe der Abend die Bewohnerinnen der Bordelle mit ihren Louis herausgelockt hatte.

Den Gipfel der Gemeinheit aber boten die Tänze der Persierinnen. Ich war auf vieles gefaßt, und wenn man sich die jüdischen Ausrufer betrachtete, konnte man nicht auf Ästhetik hoffen. Daß man es aber wagte, so Ekelhaftes vorzuführen, hätte ich allerdings nicht erwartet. Ob es Persierinnen waren, weiß ich nicht; der „Manager" war ein Jude aus Algier, der ganz gut Englisch sprach, und wenn man bedenkt, daß Algier der Ablagerungsort für Frankreich ist von allem, was selbst für die Pariser Laster-Kloaken zu schmutzig ist, so kann man zu Vermutungen über die „Herkunft" dieser Tänzerinnen kommen. In Hellmuths „Geschlechtsfreiheit" wird von chinesischen Theater-Aufführungen erzählt, bei welchen der Coitus auf der Bühne vollzogen wurde; was ich hier sah, war schlimmer. Das ist überhaupt kein Tanz, nichts von der schlangenartigen Anmut der Körperbewegungen der Indierin oder Ägyptierin, nichts von der schönen Raserei der Bacchantinnen, nichts von der leichtsinnigen Tollheit des Cancans. Hier handelt es sich nur darum, die Bewegungen des Coitus in frechster und übertriebenster Form zur Darstellung zu bringen. Daß die Tänzerinnen dabei ihr Gesicht mit dem Schleier oder den Händen bedecken, ist eine Heuchelung der Schamhaftigkeit, welche auch den Schimmer von Natürlichkeit hinwegnimmt, den man bei Wilden vermuten dürfte. Dabei wurden diese scheußlichen Verrenkungen mit Harfenspiel begleitet! und wenn die Damen fertig sind, sinken sie todmüde von der „Arbeit" auf ihre Ottomane zurück.

Bei hellem Tageslicht, ohne jenes clair obscur, in welchem solche Sachen einige Züge der äußersten Roheit verlieren, fanden diese Schaustellungen statt. Viel Nacktes kam dabei nicht zum Vorschein; so weit ist die Polizei-Moral zur Geltung gekommen, aber die Gewandung erhöhte noch den beabsichtigten Effekt.

Selbstverständlich herrschte in der Bude ein Gestank, gemischt aus schlechten Tabaks- und Whiskey-Dünsten. Wer Lust hat Bier zu trinken, erhält dasselbe in Gläsern mit zerbrochenen Henkeln, an denen der Schmutz einer Woche sitzt. Ganz anständig aussehende Frauen mit Kindern, welche wohl aus Mißverständnis hineingekommen sein mögen, wissen doch nicht so recht, wo sie hinsehen sollen, während das unschuldige Kleine in die Hände patscht. Sonst aber gierige und freche Blicke, Gestampf, Gepfeif und Gejohle. Ein Fettklumpen von Weib, genannt Mama, erfreute sich besonders der Gunst des Publikums. Um sie zum Auftreten zu bewegen, mußten erst three hearty cheers gegeben werden; es war, als ob ein Schwein menschliche Natürlichkeiten nachahmen wollte.

Und das geschah in einem Lande, wo man Heiden und Muhamedaner zur Feier des christlichen Sonntags zwingen wollte, wo ein Comstock als unbeschränkter Tugendwächter die Ausstellung klassischer Gemälde aus Sittlichkeitsrücksichten verbieten darf!

Übrigens muß ich dem Kerl, der bei dieser Bude den Reinschmeißer spielte, den Kredit geben für die Frechheit, mit welcher er eben diesen Comstock citierte und die Behauptung aufstellte, er sei im Besitz eines Certifikats desselben, in welchem die Moralität der Tänze, sowie ihre Eigentümlichkeit als Familien-Unterhaltung außer Frage gestellt sei.

Und die Schatten des Abends lagerten sich über die letzte Weltausstellung, diese Ungeheuerlichkeit an Mischung des Erhabensten und Kindischsten, des Schönen und Gemeinen, die Schatten des Bankerottes über Tausende, welche ihr Glück auf diesen einen Wurf gesetzt hatten. Der Sterbeseufzer des letzten Tages mußte überbrüllt werden. Ein solches Pandämonium, wie es sich auf der Midway-Plaisance abspielte, kann man auch nur einmal erleben. Unter ohrzerreißendem Geheule und Spektakel von Blechtrompeten, Ratschen und sonstigen Instrumenten wälzte der Menschenknäuel sich um sich selber. Die Weiber versuchten an Ausgelassenheit die Männer zu überbieten. Aber das Ganze war doch nicht lustig, es war fratzenhaft; der Humor wendet sein Antlitz, wenn die Roheit regiert. Sollte der römische Carneval, der ja auch, um das Wort zu gebrauchen, sich amerikanisiert haben soll, solche Scenen aufzuweisen haben, so will ich mich gern dabei bescheiden, ihn nur aus der Goetheschen Beschreibung zu kennen. Einen herrlichen Moment hatte ich noch, als ich mit der angenehmen Schwingung des Ferris-Rades in die nachtreine Höhe emporstieg. Hier oben war selbst das wüste Getöse der Straße harmonisch wie die Tausende von elektrischen Lichtern. Aber der Mond, der mit seinem milden Glanze doch all die von Menschenhand aus der Erde geschlagenen Funken überstrahlte, tauchte sich in meine Seele und erzählte mir Geschichten wie einst seinem Freunde Andersen. Behalte nur, sprach er, das Bild der weißen Stadt in deinem Herzen! Wie sie aus der Erde gestampft wurde, so wird sie auch wieder rücksichtslos zerschlagen, aber, den Machern selber unbewußt, war sie doch ein Zeugnis dafür, daß der Genius der Schönheit, der sich zuerst im jonischen Meere bespiegelte, auch in Amerika seine Heimat gefunden hat und im Bunde mit der Wissenschaft die Freiheit heranreifen läßt, welche allen ein menschenwürdiges Dasein gewährt.



Erkenne Dich selbst.

Mahnruf von einer alten Frau.

O, daß wir doch dem reinen, stillen Trieb
Des Herzens nachzugehn, so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich! zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn.
(Goethe.)

Aus dem Geräusche der Erdentöne die Stimme der eigenen Brust herauszufinden, ist nur einem unbestechlich feinen Sinne möglich. Wenn wir ein leises Wort erfaßt haben und ihm nachgehn wollen, so schreit uns die Sitte ins Ohr, und die Gewohnheit zupft uns am Rocke, bis uns die Stimmen durcheinanderschwirren und wir zuletzt nicht mehr wissen, was Eigenes und Fremdes, Wille und Befehl ist. So läßt sich manch einer um seine Persönlichkeit betrügen, wie Schlemihl um seinen Schatten. Er führt ein Scheinleben, und sein flüchtiges Scheinbild schwindet dahin, ohne einen Eindruck hinterlassen zu können.

Unser Ich bildet sich durch Erinnerung, im Wiedererkennen und Vergleichen der Empfindungen. Es ist das Sammelnde, das durch Beziehungen besteht. Es schwindet mit dem Gedächtnisse. Dem Menschen, der jede seiner Empfindungen vergißt, geht sein Ich durch die Finger. Er kann nicht mehr beziehen und darum nicht urteilen, er widerspricht sich in Wort und That und darf nicht verantwortlich gemacht werden, da sein Ich, an das man sich dazu wenden müßte, nicht zur Stelle ist.

Das Ich einer wahren Persönlichkeit empfindet seine eigenen Erregungen wieder und bezieht sie auf einander. Das Ich der Pseudo-Persönlichkeit bezieht Empfindungen auf einander, die seiner Natur nicht eigen sind, die es sich nach und nach angewöhnt hat, indem es sich an Vorschriften hielt, wie es zu empfinden habe. Die ersten Eindrücke, in denen es sich faßte, sind längst vergessen, da sie zu weit zurückliegen. Im Vollbesitze seines Gedächtnisses erinnert sich das Ich der Pseudo-Persönlichkeit doch nur an Pseudo-Empfindungen; denn es wendet sich an andere, um zu wissen, ob der Wein ihm schmeckt, ob es jemand schön findet, ob es die Farbe rot oder blau sieht.

Nur wenn wir der Stimme in unserer Brust folgen, haben wir es unter einander mit wahren Persönlichkeiten zu thun, und nur dann giebt es ein wahres individuelles und ein wahres allgemeines Leben. Die Faustfrage: Wo faß ich dich, unendliche Natur? muß sich leitend durch alle Lebensfragen ziehn, um sie im Lichte der Wahrheit zur Lösung zu bringen.

Aus der Summe allgemeiner Anschauungen bildet sich die Sitte. Um das volle Entfalten der Natur zu fördern, muß sie sich ihrer treibenden lebensvollen Entwickelung und Neugestaltung anschließen. Wenn sich das einzelne Sittengesetz ausgelebt hat, so ist es widersinnig, daran festzuhalten. Der Mensch ist nicht für die Sitte da, sondern die Sitte für den Menschen.

Oder werde ich den Vorhang, den ich mir im Sommer vor mein Fenster gehängt habe, um mein Zimmer zu beschatten, auch im Winter hängen lassen, wo die Sonnenstrahlen mir erwünscht sind, nur weil der Vorhang einmal da ist und gebraucht werden muß?

Wenn die Menschen die Abschaffung von Sittengesetzen, die der Natur schädlich geworden sind, unterlassen, weil sie praktische Schwierigkeiten macht, so thäten sie besser, einige Danaidenfässer in den Gang zu bringen, um die Arbeitskräfte doch wenigstens nur zu verschwenden, anstatt sie im Dienste des Schlechten zu erhalten.

Wie oft aber hört man gegen Neuerungen den Protestschrei der denkscheuen Wahrheitsfeinde, die an dem Bestehenden festhalten, weil sie in ihren regelmäßigen Mahlzeiten nicht gestört werden wollen, unbekümmert darum, ob sie vom Fleisch und Blut ihrer Nächsten zehren.

Die Sitte muß unserm vollkommensten Ideale entsprechen. Das kann nicht aus der Menschennatur treten. Es sind unsere eigenen höchsten Eigenschaften, die wir unserem Gotte verleihen. Das naive Volkswort: Gott hat uns etwas Göttliches von sich gegeben, kehrt die Sprache der Vernunft um: Wir haben unser göttliches (unser höchstes Ideal) Gott gegeben. Und das fromme Sichverlassen auf seinen Gott ist das schlichte, sichere Nachgehn „dem reinen, stillen Triebe des Herzens“.

Die Religion der unentwickelten Völker formte die Bildnisse der Götter aus ungeheuerlichen Zusammensetzungen naturwidriger Formen. Die höchste Religion nimmt die Formen vollkommenster Natur.

So lange wir andern Göttern, als unserer Natur, erlauben, sich die Herrschaft über uns anzumaßen, sind wir noch auf der niederen Stufe der Bildner von Karikaturgötzen. Die Natur ist unser Heiligstes, und sie ist ein strengerer Richter und Rächer als die Götzen, die wir uns in Religionsdogmen und Gesellschaftssitte bilden. Aber wir sind noch nicht feinhörig genug für ihre Verurteilung und Strafe, selbst in so schweren Fällen, wo das Blut des Opfers der falschen Götter zum Himmel schreit.

In dem Verhältnisse der Körperkräfte zu einander zeigt sich die Schönheit der Natur. Die verschiedenen Thätigkeiten stehn in Wechselwirkung, eine versagt nur auf Kosten der andern. Sie können sich gegenseitig nicht nur naturgemäß beeinflussen, sondern auch unnatürlich befeinden. Die Kräfte des Gehirns und der Nerven, die wir als die seelischen bezeichnen,

können beherrscht werden von den sogenannten materiellen des Magens und des Unterleibes, und ebenso umgekehrt. Die seelischen können ganz unterdrückt, die feinen Genußfähigkeiten ertötet werden, das Denken kann schwinden unter der unnatürlich erhöhten Thätigkeit der materiellen Kräfte. Diese hören nur mit dem Stoffwechsel auf. Sie können sich, ohne der Gesundheit zu schaden, nie unnatürlich verringern, durch Unterdrückung werden sie nur fordernder.

Die zerstörendste Grausamkeit begeht die verkennende Sitte in den Beziehungen der Geschlechter zu einander. Sie wendet sich gegen die Zuchtwahl, die persönliche Liebe, indem sie das materielle Bedürfnis unnatürlich erhöht. Bei der Frau durch sein gänzliches Übergehn und durch die Verweisung auf die geschlechtliche Verbindung als Gelderwerb (Ehe und Prostitution). Beim Manne durch einen feigen Kompromiß. Die Sitte richtet für ihn eine Sitte gegen die Sitte ein. Daß sie den Mann damit als nicht zureichend organisiert für ihre Vorschrift bezeichnet, gesteht sie nicht zu. Ja, sie macht sogar ihrem bevorzugten Kinde aus seiner Unart gegen sie selbst eine eigene Art von Nimbus. Dem Manne ist der Sittenbruch keine Schande.

Aber die gebundenere Organisation ist die geringere. Das höchste Tier ist geschlechtlich das freieste. Und so wäre das höhere Wesen durch die Sitte unerbittlich geknechtet, um sich dem niederen zu bequemen. In dieser Inkonsequenz liegt die Selbstrichtung ihres Verhaltens. Das Weib, dem sie ihre Regeln redlich zu halten gebietet, ist ihr aus den Grenzen des Geschlechtlichen getreten. Die Übermenschen sind ärmliche, uninteressante Naturen, für die die Sitte keinen Kompromiß eingeht.

Aber die Natur zählt nicht mit Unehrlichkeiten. Ob die geschlechtliche Organisation von Mann und Frau gleichwertig ist, kann sich erst zeigen bei gleicher Lebensweise, die von Gewohnheit unbeeinflußt ist. Eine ehrliche Sitte wird auch dem Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die geschlechtliche Kraft muß, bei dem Manne wie bei der Frau, nicht knechten, sondern in Freiheit gebraucht werden können.

So wie die unwahre Sitte die Frau hinstellt, steht sie außer den Bedingungen des Menschentums. Soviel aber auch die Gewohnheit mit der Natur kämpft, sie kann nicht die Herrschaft an sich reißen. Redet der Frau, von ihrer Kindheit an, das Denken aus, redet ihr die Vorliebe für bestimmte Beschäftigungen ein, stachelt ihre Eitelkeit mühsam zur Gattenerwerbung, foltert sie durch Körpereinschrauben, hemmt die freien Glieder durch Stoffumwickelung in ihren Bewegungen, ja, chassez le naturel — il vous revient au galop!

Die Frau, deren Daseinszweck nur in ihren Geschlechtsbeziehungen

besteh'n soll, hat, der Sitte nach, selbst keine Empfindung von ihrem Geschlechte. Kein Bedürfen stört das Gleichmaß ihrer reinen Seele. Es giebt allerdings ausgeartete Weiber, die sinnliche Genüsse lieben, und, selbst wie Männer, dem Manne ein schlechtes Beispiel geben. Der arme Mann würde nie schlecht werden, wenn er nicht zuerst von einem schlechten Weibe verdorben würde. (Von wem wurde denn dies schlechte Weib zuerst verdorben? Für wen besteht die „notwendige Einrichtung“ einer zahlreichen Menschenklasse, die im Genusse vernichtet wird?) Aber solche Frauen zählen nicht. In dem Wesen des Weibes liegt die Bedürfnislosigkeit. Die blühenden Körperformen bedeuten nichts für sich, auf die braucht keine Rücksicht genommen zu werden. Man schnürt sie zusammen und panzert die lebensvollen Organe ein, so sind sie nicht da! sie sind gewesen! eingetauscht! Ein lachendes Gesichtchen ist die einzige Schönheit, von der das weibliche Wesen weiß. Außerdem nennt es ein paar hausfräuliche Händchen sein eigen, und damit basta! Ehefrauen kennen nur Pflicht, Genuß ist für sie gemein. Empfindungslos bleiben sie gleichmäßig während der Jahre der Kindheit, der Entwickelung, der Reife, des Alters. Für die Frauen, die nicht heiraten, kommt nur die Frage in Betracht, wie sie ihre weiblichen Hände verwenden können, und wenn sie Beschäftigung dafür gefunden haben, so sind sie befriedigt.

Das Wort „Echte Weiblichkeit“ betont das Geschlecht, die Sitte aber will Geschlechtslosigkeit und schlägt mit jenem Schlagworte der Logik ins Gesicht. „Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein,“ trotz der heiligen Einfalt, die hinter dem Worte einen Begriff vermutet. Begriffe sind die Summe von Empfindungen. Wo die aber einer leeren Sitte Platz gemacht haben, ist das lebendige Ich zum Automaten geworden. Kein Gehirn bewegt sich, kein Herz schlägt, die Maschine klappt, und die Figur zuckt herum.

Aber die Frau, die ihrer selbst bewußt ist, wendet sich entsetzt von dem Zerrbilde ab. Dem Machtworte der Sitte: So sollst du sein! ruft sie ein freies Nein entgegen. Ich bin ein Mensch! Mit diesem jauchzenden Bekenntnisse tritt sie in den Kampf gegen die Verkenner und die Feinde der Natur, und wenn sie als Opfer der falschen Ideale untergeht, so hat sie doch schon den ersten Strahl des neuen Lichtes erblickt, das durch ihr kühnes Wort aufgegangen ist. —

Die Liebe ist kein Wahn, keine Erfindung der Dichter, sie ist wirklich und gehört uns allen. Sie wartet nur auf eine reine Hand und ein freies Herz, die ihr Eigentum fassen und in Besitz nehmen. Aber der Sitte dient die Verbindung zweier Menschen nicht als Selbstzweck, nur als Mittel zum Zweck. Nicht um Liebe vereinen sich Mann und Frau, sondern um Nachkommenschaft, um Hausführung, um Geld und Rang und

andere Vorteile. Das Eheband zwingt sie, beieinanderzubleiben, damit sie, wenn der erste Reiz der Vereinigung geschwunden ist, wenn sie sich gleichgültig geworden sind, sich abstoßen, sich hassen, doch als Mann und Frau in sittlicher Verbindung weiterleben können. So wird dem Manne ein geregeltes, gesundes Leben möglich gemacht, und die Frau erfüllt ihre höchste Bestimmung.

So ausgesprochen, erscheint die Thatsache fast, als könnte der Mensch von heute sich ihr nicht mehr fügen. Und doch gilt dies Sittengesetz als höchste Sittlichkeit, und eine freie Liebe als Schmutz.

Der Frau wird es fast unmöglich gemacht, sich nach Herzenswahl hinzugeben. In den meisten Fällen darf sie nicht dem Manne, den sie liebt, gehören, sondern dem, der sie ernährt, oder der ihr Rang und Titel verleiht. Das Dichterwort: „Der Frau ist die Liebe das Leben, dem Manne ist sie Episode," ist wieder ein Wort ohne Begriff. Vielmehr könnte es im umgekehrten Sinne gelten; denn in Wirklichkeit zieht sich die Liebe beim Manne durchs ganze Leben bis ins späteste Alter.

Die Entartungen, die aus der Vergewaltigung der Natur hervorgehen, werden belacht oder, im besten Falle, beklagt.

„Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kurieren!"

höhnt der gesättigte Mephisto die hungernde Unschuld. Daß hier Verbrechen vorliegen, die in die Ordnung unserer jetzigen Welt mit eingerechnet sind, wird nicht beachtet. Was sollte man auch thun? Das alte Gebäude würde ja aus den Fugen gehn! Und über dem Schrei der Natur geht man zur Tagesordnung.

Freilich giebt es weibliche Geschöpfe, die ohne merklichen Schaden an körperlicher und seelischer Entwickelung von Kindheit auf der Sitte gehorsam folgen. In einem Hause, das streng nach ihren Gesetzen geregelt ist, liebevoll erzogen, in der Harmonie einer glücklichen Familie den Konflikten des Lebens fern gehalten, nimmt das Mädchen unbesehn, was die Verhältnisse ihr bieten, als ihre Bestimmung. Zu verschiedenen Zeiten kränkelt sie zwar ein wenig, wenn sie sich nicht verheiratet. Aber sie weiß nicht warum, oder sie schämt sich, und nach und nach geben sich ihre Leiden. Sie ist so brav, daß man zuletzt doch von ihr sagen kann: Sie ist niemand in den Weg gekommen, und ihre Umgebung hat keine Last von ihr gehabt. Sie war echt weiblich!

Oder sie schließt eine Pflichtehe. In aller Naivität prostituiert sie sich, weil es die Sitte so will. Sie fühlt, was sie thut, aber sie glaubt der Sitte mehr als sich und mißtraut ihrem Widerstreben.

Von folgendem Falle von Selbstopfer erzählt eine unserer geachtetsten Damen mit Begeisterung: Eine hochgebildete Frau hatte einen Gatten, der allen Kavalierspassionen ausschweifend fröhnte. Sie fühlte nach und nach immer größeren Abscheu für ihn, den Vater ihrer Kinder, den sie zu Anfang ihrer Ehe geliebt hatte. Glücklicherweise war er meistenteils auf Reisen, um ungestörter seinen Neigungen zu leben. Wenn der Gattin seine Heimkehr gemeldet wurde, sah die bewundernde Erzählerin sie erblassen. Die edle Dulderin wußte, was ihr bevorstand; denn um der Kinder und der Ehre des Hauses willen versagte sie sich ihm nicht! — Als auf diese Worte einmal einer Unbefangenen der entsetzte Ausruf entfuhr: Aber wie konnte sie das? Das ist doch gemein! wurde ihr diese Auffassung als traurige Folge der modernen Richtung verwiesen.

Die erwähnten Frauen sind die Ideale, für die sich die Anhänger der Sitte begeistern. Der echte weibliche Mensch aber schämt sich dieser Genossen ebenso, wie sie sich seiner schämen. Mag die Menschheit zwischen ihnen richten!

Wer aber zählt all die elenden Geschöpfe, die die Gesellschaft zu ihrer Benutzung ausstößt oder in ihrer Mitte beraubt und dafür verhöhnt?

Da ist ein Arbeiterkind. Die Eltern sind stolz auf das hübsche Äußere ihrer Tochter. In modernen Kleidern würde sie ganz vornehm aussehn. Sie legen ihr das verhängnisvolle Korsett an. Das Rückgrat wird für Stahlstangen eingetauscht. Bald hat sie keinen Halt mehr ohne die Maschine. Der Wille erschlafft unter einem wollüstig wehmütigen Gefühle, das Blut fließt nicht wie sonst in den eingeengten Wegen. Sie kann sich nicht mehr bücken und schaffen wie Mutter und Großmutter. Träge wirft sie sich in den Sessel, und die Stunden, die sonst der Arbeit gehörten, füllt jetzt die Lektüre erhitzender Romane. Untüchtigkeit ist die Schwäche, die sich oft in das Haus stiehlt, wo die Arbeit Zwang ist. Die liebe Familie freut sich über ihr Fräulein, und das Korsettpüppchen hat die Vorschule zur Prostitution durchgemacht, der sie verfällt, noch ehe der Körper ausgereift ist.

Zu einem angesehenen Herrn wurde, während der Diskussion über einen Roman, ausgesprochen, es wäre doch undenkbar von einem moralisch zurechnungsfähigen Manne, daß er sich nicht kümmern sollte um die Folgen eines beglückenden Beisammenseins mit der Geliebten. Der Herr antwortete sehr erstaunt, das könnte man keinem zumuten, im zehnten Falle käme es überhaupt zu Folgen, und niemand dächte daran. Und dann, in dieser speziellen Angelegenheit, wenn auch das Mädchen zwar keine Dirne, sondern aus anständiger Familie wäre, so wäre sie leidenschaftlicher als er gewesen und hätte es selbst verschuldet. Damit war die Behauptung zu-

rückgeschlagen, Lachen und Neckereien wegen sonderbarer Anfälle von Prüderie folgten.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß der Mann sein großes Wort der Verteidigung ausspricht, indem er der Geliebten vorwirft, sie hätte ihn besitzen wollen, während dieser süße Wille, dies Folgen der Leidenschaft, die einzige Ursache der Vereinigung sein darf. Wenn der Mann weniger leidenschaftlich ist, so sollte er um so mehr daran denken, die Geliebte vor Schmach zu retten. Seine Schuld ist also um so größer. Aber jene sinnwidrige Auffassung geht durch alle Gesellschaftsschichten. „Das Geschöpf hat allein die Schuld," heißt es von dem Stallmädchen, „sie ist älter als der Knecht, sie hat ihn verführt."

Eine junge Dame wird zur Hausfrau ausgebildet. Sie verbringt ihre Jugend in der Erwartung eines Gatten, für dessen Körperbedürfnisse zu sorgen und sie zu vergrößern ihr Beruf sein soll. Ihre Fantasie wird in beständiger Beschäftigung mit den künftigen Beziehungen zwischen diesem unbekannten X und ihr erhalten. Unter geheuchelter Gleichgültigkeit hat sie ihn sich zu erobern, für den sie zubereitet wurde, ohne den ihr Leben verloren wäre. Die Jahre ziehn erfolglos hin. In ihrer Familie wirft man bedauernde Blicke auf sie, hin und wieder neckt ein männliches Mitglied, sie müsse sich beeilen, Kap Dreißig drohe. Bald kann nicht mehr das Wort „Alte Jungfer" fallen, ohne daß man sich verstohlen zuwinkt. Und dann kommt die Zeit, wo sie es ist, unwiderruflich, ein übrig gebliebenes Mädchen, ein mißglückter Mensch, eine Fehlgeburt. Umsonst hat sie so fleißig auf die Gattin studiert, umsonst gewartet und, unter den erschwerenden Umständen des Gleichgültigkeit-Heuchelns, sich gemüht, zu gefallen. Aber wieder gilt es, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Was fragt sie nach einem Manne? Sie kann ihre Tüchtigkeit in dem Haushalte einer Verwandten verwerten. Sie wird „Tante". Sie hilft der bedrängten Gattin, die immer wachsenden Anforderungen des hausherrlichen Gourmands befriedigen und die jährlich zunehmende Kinderschar erziehen. Man kann sich im Hause nicht ohne sie behelfen, es ist ein Glück, daß sie nicht geheiratet hat. Die Kinder kommen zu ihr in allen Bedrängnissen. Der heranwachsende Älteste vertraut ihr sogar an, daß er sich bald verheiraten müsse. Er spricht nicht davon mit Papa und Mama. Aber sie, die so ganz außerhalb dieser Dinge steht, muß raten. Die folgende Nacht durchwacht sie, weinend und kämpfend mit Entrüstung und Bitterkeit. Sie fängt an, die Ungerechtigkeit ihres Schicksals, die Vergewaltigung ihrer Natur zu begreifen. Sie wird älter und sehr sonderbar. Ihre Stimmungen sind so ungleich, daß man sie für nervenkrank erklärt. Der Arzt rät ihr eine „streng naturgemäße" Lebensweise an. Sie muß spazieren gehn, Milch trinken und baden. Aber

das ändert nichts. Sie macht wirklich solche Dummheiten, daß es kaum möglich ist, sie noch im Hause zu dulden. Sie hat es sogar dahin kommen lassen, daß ein Handwerker in einem unorthographischen Briefe um sie angehalten hat. Wer weiß, wenn der Hausherr das Schreiben nicht aufgefangen hätte, ob sie nicht auf den Antrag eingegangen wäre! Lieber das Opfer bringen und sie in Geduld tragen, als die Schande über die Familie kommen lassen! So bleibt sie im Hause als unvermeidliches Übel, die halb verrückte, lächerliche alte Jungfer!

Es ist nicht jedermanns Ding, wie die eine der Damen des Decameron zu singen:

So sehr kann meine Schönheit mich entzücken,
Daß keine andere Liebe
Imstande ist, mich jemals zu beglücken.

Der Wahnsinn der Anachoreten ist erklärt. Der ihrer weiblichen Kollegen inmitten der Gesellschaft greift unerkannt um sich. Der Segen für die Menschheit, das Glück des einzelnen ist in Fluch und Elend verkehrt.

Aber ich höre Stimmen, die verwundert fragen, wie denn die Sitte verantwortlich gemacht werden soll für die angeführten Fälle, und durch welche Wandlung Hilfe zu schaffen wäre.

Die Antwort giebt die Forderung: Befreiung der Liebe von den Fesseln der Ehe!

Tausende von Wesen, die unter dem Joche der Unnatur seufzen, stimmen in den Ruf ein: Erfüllt wird diese Forderung werden, wenn es den Bestrebungen des aufgeklärteren Teiles der Menschen gelungen sein wird, die Frau von der Abhängigkeit vom Manne zu befreien. Als eine der schönsten Früchte dieses Sieges über die Barbarei wird in dem neuen Reiche die freie Liebe reifen.

Der Frau ist es versagt, sich ihre Existenz zu schaffen, damit der Mann sie ihr bieten kann. Das menschliche Recht, zu lieben, ist bei ihr von materiellen Bedürfnissen abhängig gemacht. Da aber der Hunger gebieterischer als die Liebe ist, so sind die meisten Frauen gezwungen, sich zu verkaufen und der Liebe zu entsagen.

Aber die Frau will sich nicht mit einem Manne begnügen, der ihr an Stelle von Liebesreizen einen Geldsack bietet. Das sind sehr verschiedene Dinge, eins kann das andere nicht ersetzen. Sie will sich selbst ernähren, um dieser sonderbaren Verschiebung der Begriffe zu entgehn. Sie will die Liebe aus der Knechtschaft erlösen und ihr den Platz geben, der ihr gehört. Nicht länger soll Geld gegen Leben gesetzt werden, sondern Leben um Leben, Geist um Geist, Schönheit um Schönheit.

Liebe ist Unschuld. Das unnatürliche Verbot der Sitte macht sie zur

Sünde. Möchte doch die „Gefallene", die sich im Wahne der Selbstverachtung das Leben nehmen will, weil sie denen nicht vor die Augen zu treten wagt, die unter dem Schutze der Sitte gegen die Natur sündigen, möchte doch die Ausgestoßene auf die leise Simme in ihrer Brust hören, die sie freispricht und ihr den Preis der Tugend giebt vor ihren geringeren Schwestern und Brüdern, die in christlicher Ehe leben!

Wieder höre ich die entrüstete Entgegnung, daß das Preisgeben der Familie einen Verzicht auf die Sittlichkeit bedeute. Und wer, der das Familienglück kennt, wollte bestreiten, daß ein Zauber in dem Kreise der Menschen liegt, die durch Blutsbande vereint sind? Das Flackern des Herdfeuers, der Lampenschein über den Tisch hin, um den eine traute Geschäftigkeit herrscht, die tausend geteilten Interessen, das gemeinsame Fürchten und Hoffen, Leiden und Freuen, es schließt ein Etwas in sich, das wir nicht von uns abtrennen wollen. Aber das soll auch nicht sein. Und es müßte, trotz allem, geschehen können, wenn unser Glück nur mit dem Elende der größeren Menge erkauft werden könnte. Wer wollte sich einer Einrichtung freuen, die für ihn ein Segen, aber für die meisten ein Fluch ist? Der Genuß auf Kosten anderer ist der Tod des schönen Menschentums. Aber das Übel liegt nicht in der Familie, sondern in dem Familienzwange. Nur in freier Gemeinschaft der Liebe ist der Segen zu finden. Die zusammengezwungene Familie birgt die größten Schrecknisse.

Da folgt eine gesunde, kräftige Frau einem alten, ungeliebten Witwer in sein Heim. Für eine Kinderschar aus erster Ehe verlangt er die Liebe einer Mutter. Er hält sich gläubig an die bekannten Eigenschaften des Weibes: Sanftmut, Selbstlosigkeit. Er weiß nicht, daß er eine wilde Katze in ein Nest voll kleiner Vögel bringt. Das Haus aber ist zur Hölle geworden mit dem Eintritte des jungen Weibes. Wehe den Stiefkindern! Die Lust, die die Stiefmutter in der Ehe findet, ist die Grausamkeit. Ausnahmen können die Regel nicht vernichten.

In der Zwangsfamilie findet sich die Gemeinheit einer fortgesetzten Geschlechtsverbindung ohne Liebe. Da werden die Schwestern den Brüdern, die Töchter den Vätern geopfert durch Nutzbarmachung ihres Lebens zu selbstischen Zwecken. Da zwingen die Väter und Mütter den Kindern einen Beruf auf gegen ihre Anlagen. Da begeht die elterliche Autorität die schlimmsten Sünden gegen die Pädagogik. Da knechtet der Geist des Hauses die Entwickelung. Da heucheln die Ehegatten einander die Treue. Da vergiftet die Lasterhaftigkeit der Eltern Leben und Seele der Kinder. Da tritt durch den Tod des Ernährers der Mangel mit seinem schrecklichen Gefolge ins Haus.

Die Familie bildet sich am schönsten durch das Zusammenhalten gleich-

berechtigter Persönlichkeiten. Die Ehe aber ist solcher Gemeinschaft ungünstig, sie bildet das ausschweifend sinnliche Gefühl des Sichknechtens aus, den bekannten Masochismus. Hier verfällt ihm der Mann, dort die Frau. Selten läßt die Ehe die Persönlichkeiten ungeschädigt.

Nicht Gesetzeszwang und Nahrungsfrage darf die Familie einen. Die Erziehung seiner jungen Bürger muß in den Händen des Staates liegen, ein objektiverer Blick als der elterlicher Willkür die keimenden Kräfte pflegen. —

Und wenn die freie Liebe herrscht, so wird sie alle Verirrungen und Unwahrheiten der geschlechtlichen Beziehungen beseitigen. Die jetzige Beschränkung und Gefühlseinengung der Frauen täuscht diese selbst und andere über ihre Fähigkeiten. Wie oft greift die Frau zu dem Notbehelf des Geliebtwerdens, wenn ihr das Lieben versagt ist! Der zweitbeste Genuß muß ihr für den ersten eintreten. Dann setzt sie Eitelkeit gegen Liebe und berauscht sich an sich selbst und der Glut des Geliebten für sie. Dieser Rausch ist seiner Natur nach gleichmäßiger und anhaltender, während der echte Liebesrausch sich im Genusse sättigt. So liegt es nur in den Bedingungen solcher Verbindung, nicht aber in der weiblichen Art zu lieben, daß die Glut der Frau dauernder ist als die des Mannes. Was der getäuschte Mann für flüchtiger bei sich hielt, war bei der Frau nie dagewesen.

So herrschen tausend kleine Irrtümer über die Kenntnis des goldenen Baumes!

Belauschen wir einige Plaudereien!

Du glaubst nicht, mein Liebchen, wie kapriziös die Sinne des Mannes sind! Höre das Geschichtchen, das ich eben gelesen habe! Eine Frau liebt ihren Gatten leidenschaftlich, aber umsonst. Endlich entdeckt sie ihre Nebenbuhlerin und findet, daß sie ein auffallendes Parfüm hat. Sie weiß sich die Gelegenheit zu verschaffen, sich in ihr Bett zu legen, das sie eben verlassen hat — und der Gatte ist besiegt. — Denke Dir, daß die Liebe an Patschuli oder dergleichen hängen kann! Ja, so sind wir Männer! Du lachst mich aus? Du glaubst mir wohl nicht?

Hier will ein Gelehrter seine andächtig zuhörende Geliebte überzeugen, daß die weiblichen Statuen hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben, nämlich der, die Sinne des Mannes zu reizen. Sie sind zu breit in den Hüften. Der schüchterne Einwand, daß dies naturwahr ist, wird zurückgewiesen. So müßte die Kunst die Natur verbessern, um ihren Zweck zu erfüllen.

Da findet einer eine schöne Frau reizvoller in Umhüllungen. — Viele denken überhaupt nicht daran, daß sie gefallen müssen, um geliebt zu werden, und daß ein ungepflegter Körper und häßliche Gewohnheiten zurückschreckend auf die Sinne wirken. Sie wollen das geliebte Wesen

besitzen, wissen aber nicht, daß der Besitz des liebenden etwas wesentlich Anderes und Beglückenderes bietet.

In den Verbindungen, die unter dem Ehezwange stehn, herrscht das Verkennen des Genusses, das Festhalten an Selbsttäuschung, das sultanhafte Übergehen der Gefühle, gerade da, wo sie für das Wesen der eigenen Empfindungen bestimmend sind. Dementsprechend gelten auch heute noch die Sittengesetze, die nur dem Manne gegeben wurden, für den gemeinsamen Gebrauch: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!" recitiert das junge Mädchen andächtig vor dem Altare. Allerdings kann sie dies Gebot wohl guten Gewissens zu halten versprechen.

„Unter dem Kreuze, mit der Bibel in der Hand," so sieht Monod das Weib am liebsten, ein anderer wieder in der Küche mit dem Kochlöffel in der Hand, ein dritter an der Wiege oder auf seinen Knieen. Jeder nach seinem Geschmack! Sie schmiegen sich danach, die gefügigen Geschöpfe! Sie sind zufrieden, wenn sie dem Manne gefallen, dem sie gerade zu eigen geworden sind. Sie denken nicht, sie wollen nicht, sie handeln nicht, sie lieben immer darauflos, blind, wo es hintrifft.

Wer daran glaubt, glaubt auch an den Storch.

Es ist ein gefährliches Spiel, das Puppenspiel mit Raubtieren.

Die Liebe ist ein notwendiger Teil des Menschen, und das Leben ist kein vollkommenes, in dem sie gefehlt hat. In dem Wesen des Mannes und der Frau liegt es, miteinander zu verkehren. Wer sich darauf versteht, merkt es jeder Person an, ob sie das andere Geschlecht kennt. Sie ist dann erst im Vollbesitz ihrer Kräfte, und das Wissen von ihren Fähigkeiten durchdringt ihr ganzes Gebahren. Alle philisterhaften Gesetze über das Liebenswerte sind ihr nicht stichhaltig, sie läßt keine Vorschriften gelten, die Persönlichkeit entscheidet in jedem einzelnen Falle. Die Bedingungen von bestimmten Eigenschaften, von Schönheitsregeln, von der Zahl der Jahre, sind für sie nicht da. Sie weiß ohne Vermittelung, ob sie liebt. Ob sie liebt! Das ist ihre erste Frage bei dem Liebesverlangen.

Aus dem Gewirr von Lüge, Verkennung und Barbarei tönt die leise Stimme der reinen, keuschen Natur immer vernehmlicher, immer dringlicher an unser Ohr. Und wenn wir dem Gott in unserer Brust folgen, so sind wir es nicht, die zu erröten haben, sondern die, die hinter uns zurückbleiben in den Banden der Unnatur. Mögen die Sklaven der Sitte sich erniedrigen und entsittlichen! Wer der Wahrheit angehört, folge ihr freudig auf dem Wege der Selbsterkenntnis!



Moderne Nicolaiten.

Von Detlev von Liliencron.

(Altona.)

Denn jeder Tag
Hat sein Ertragenmüssen
Der Neidlinge und Nüchterlinge,
Der Sauertöpfischen und „Sittlichen“,
Der Trottel und Trampel,
Der Hämischen und Heimlichen,
Der Kommisseelen.

Ich weiß nicht recht, wie ich zu dieser Überschrift komme. Vielleicht klingt sie gut; deshalb. Wenigstens wollte ich mir zuerst anderes abladen.

In der Sonntagsbeilage des Hamburgischen Korrespondenten vom 12. November 1893, Nummer 23, fand ich in einer Besprechung vieler Dichter auf einmal, im sogenannten Ramschverfahren, auch meinen Namen. Die Besprechung ist nicht unterzeichnet, nicht mal mit einem Buchstaben. Daraus nun gleich auf Feigheit zu schließen, ist nicht wohl angänglich. Ich gebe gern zu, daß diese „Kritiker“, diese Art Kritiker, froh sind, wenn sie nach Zeilen bezahlt, ihre paar verdienten Groschen verzehren können in dem stolzen Gefühl: jetzt habe ich dem und dem gehörig eins versetzt, ohne daß er meinen Namen erfahren kann.

Auch das Ramschverfahren ist zu entschuldigen bei den großen Blättern. Es zeigt bei diesen wenigstens den guten Willen, alle eingesandten Bücher, deren Zahl, wie jeder weiß, Million ist, mit einigen Worten abzufinden.

Der Hamburgische Korrespondent, ein altes, vornehmes, solides, ehrenwertes Senatorenblatt, steht wie die anderen nennenswerten Tageszeitungen in Deutschland, mit einigen sehr zu rühmenden Ausnahmen — der Hamburgische Korrespondent steht in „Litteratur und Kunst“ noch im Steinalter. Und besonders alles, was nach 1883 geschrieben ist in diesem „Genre“, ist „Naturalismus“ und berührt „höchst peinlich“. Ungezählte Jeremiaden und Heulereien über diese rohen Burschen der Gegenwart kommen fort und fort den Lesern dieser Gazetten vor Augen.

Die Kritiker des Hamburgischen Korrespondenten rekrutieren sich, so denk ich mir, aus denselben Gentlemen, wie bei den meisten übrigen Großzeitungen. Jeder weiß also, woher sie rekrutieren. „Litteratur und Kunst“ hat weit niedrigeren Rang als „Rauchfleisch“, Beefsteak und Rotwein, geschweige denn als Politik und Börse. Und warum nicht?

Nachdem in der vorhin erwähnten Nummer das Schlußwort über Gustav Morgensterns „Reise- und Liebesgesang“ artig gelautet hat: „Wenn sich

dieser Reise- und Liebesgesang in etwas Konsistentes verwandelte, so würde man sich die Nase zuhalten," geht der Ramschmensch zu mir über: „Auch Detlev von Liliencrons Neue Gedichte sind nicht ganz frei von haut goût; noch mehrere duften stark nach Patschuli. Er zeigt eine Dichternatur quecksilberner Lebendigkeit; wenn er sich gehen läßt, so quirlt und sprudelt, blitzt und flimmert, schäumt und zischt es, daß man aufs angenehmste unterhalten wird. Leider aber auch nicht mehr; solche Gedichte lesen sich wie ein geistreiches Feuilleton; irgend ein Eindruck haftet nicht, höchstens dieses oder jenes Bonmot. Manches Gedicht ist im einzelnen poetisch, als ganzes aber nichtig. Der Dichter gefällt sich darin, ganz der Laune des Augenblicks zu folgen und gegen alles, was in Kraft und Leben bindet, sich überall aufzulehnen oder vielmehr die absolute Verachtung zu zeigen. Gewiß hat der Dichter wie der Künstler*) das Recht, wenn er echte Leidenschaft darstellt, die bürgerlichen und sozialen Formen des Lebens unbeachtet zu lassen, aber er hat nicht das Recht, sie in solchen Formen darzustellen, die der Scham und der Sitte Hohn sprechen. Wenn ein Dichter in unserer Zeit anfängt, das Dirnentum zu verherrlichen, so hat er der Kunst abgesagt. Und wenn er dabei sittliches Gefühl als ein Nichts oder als verlogene Heuchelei hinstellt und den Grundsatz feiert: „erlaubt ist, was gefällt," so straft ihn sein eigenes Ehrgefühl Lügen. Denn von all diesen Predigern der freien Liebe, diesen Sängern des Dirnentums würde jeder, der nicht ein Lump ist, verstummen, wenn es sich um seine eigene Schwester oder Tochter handelte. Solcher Mißbrauch der Kunst rächt sich an jedem Dichter."

Dann folgt eine lange Tirade über Byron, wie sehr ich ein Wassertröpfchen sei gegen diesen Ocean. Das ist wahr vom Kritiker; und keiner wirds bezweifeln, ich am wenigsten.

Und nun fährt der Verfasser fort:

„Es ist ein Jammer, daß zu derselben Zeit, wo ein Byron die englische Poesie nicht nur mit der Urgewalt seines Dämons, sondern auch mit der Begeisterung für ein freies großes Menschentum erneuerte, in Deutschland ein Heine das Muster der Bummelpoesie schuf. Es ist so viel Stickiges, Kleinliches, Selbstgefälliges, Krötiges darin, daß es auf Generationen hin das verwandte deutsche Dichterblut vergiftet hat. Liliencron zeigt nun freilich nichts weniger als eine krötige Natur, aber das Behagen am kleinen Witz, das Kokettieren mit dem Laster, das gesucht Nachlässige in der Form hat er aus der Heineschen Erbschaft. Usw."

Zum Schlusse steht das bekannte Löbchen, das durchaus nicht fehlen darf, denn es hebt das vorhergegangene Zetermordio sehr wirkungsvoll.

*) Anm. des Setzers: Ist der Dichter kein Künstler?

Ich stehe jetzt zehn Jahre im litterarischen Kampfe. Ich habe mir viel sagen lassen müssen. Und am besten ists, nie darauf zu antworten. Hier mache ich mal eine Ausnahme. Es ist denn doch etwas stark, sich von dem sentimental angehauchten Hausknecht des Hamburgischen Korrespondenten, von einem Mucker, von einem „Sittlichen“, von einem Krämerlehrling, Professor oder Äppelkahnführer, oder von welchem feinen Kenner der Lyrik bemerken lassen zu müssen, daß meine Gedichte nach Patschuli duften, daß sie das Dirnentum verherrlichen, daß sie das gesucht Nachlässige in der Form haben, daß sie Feuilletons sind: Dagegen erhebe ich Einspruch ... Genau vor zehn Jahren las ich die erste Kritik über mein Buch Adjutantenritte in demselben Blatte: im Hamburgischen Korrespondenten. Herr Max Bewer, der just damals zum Militär eingezogen werden sollte (also erst 21, 22 Jahre alt sein konnte), stellte mich darin vor als einen vollkommen Blödsinnigen! Fast zur selben Stunde schloß Herr Oskar Bulle seine 14zeilige „Kritik“ in der „Gegenwart“: „Daß unser Autor dem Geständnis: „Und las beim Grog, ich trink' ihn gern, den Bettel“, nicht das Rezept seiner Mischung beigefügt hat, ist zu bedauern; vielleicht halb und halb, oder noch steifer? Die Waschtischprovenienz der Dichtungen ist auch nicht dazu angethan, den Appetit auf ihre Lektüre zu reizen.“

Daß ich einige leichtsinnige Poeme und Verse in meinem letzten Buche zum Abdruck brachte, statt sie für mich zu behalten, nun ich thats mit schon als Trotz gegen die greulichen Philisterängste und die Prüderie und Heuchelei meiner Landsleute. Und diese Verse kann doch unmöglich selbst der sittenstrengste, froschkälteste Mensch anstößig finden. Wo hat denn mein Zerstampfer eingehakt? Es wird die Stelle sein in der Zueignung an meinen Freund Gustav Falke. Sie heißt:

Liebster Falke, wie Sie lachen können! Gar zu
Gerne hör' ich dieses helle köstliche Geplätscher,
Wenn ein wenig Bosheit sanft hindurch sich trichtert.
Wie Sie lachen können! Wenn Sie sich entsinnen:
Ich erzählte, daß ich gestern einem Freunde,
Der die „Seestadt“ Hamburg kennen lernen wollte,
Endlich auch nach „Sehenswürdigkeiten“ führte,
Warum sind sie nicht im Bädeker verzeichnet,
Die besonders Fremde höchlichst interessieren:
Und wir landeten Ulricusstraße tausend,
Wo die Honourables sitzen, die am Tage,
Ach, so sittsam, ehrbar durch die Gassen wandeln,
Haut-Finance, Fondsmakler, Jobber, Direktoren,
Selbstverständlich alle reichtumüberlastet.
Ob sie hier als Glieder von Vereinen hausen,
Gar vom christlichen Verein der Jünglinge? Oh!

Heuchelei, du süßes, süßes Turteltäubchen.
Nur ein einziges Getränk giebts dort: Champagner.
Mohr, Portier, und Smyrnateppich, faustdick schwellend,
Echte Bronzen, Ampeln, Kronen, Glühlichtflammen,
Ungeheure Spiegel, und Fauteuils, die weichsten,
Und die Hauptsache, der Liebeshof, mit Schleppen,
Ungelogen, vier, fünf Meter langen Schleppen.
Eine kleine Ungarin mit schwarzen Haaren,
Stahlblau schwarzem Haar, Baszom Teremtette, blieb
Meine Nachbarin. Ein einzig deutsches Sätzchen
Konnte sie mir radebrechen: „Ei' Flasf' Sekt noch."
Auf den Marmortischen lagerten Journale,
Lagen unsre herrlichen Familienblätter:
„Gartenlaube", „Über Land und Meer", und, oh, oh,
„Deutsche Langweil-Rundschau" mußt' ich selbst hier finden,
Auch „Daheim", das keusche, schwamm, oh, oh, dazwischen,
„Jordansbächlein", „Kidronsquellchen" fehlten leider.
Und am Himmelbette fand ich aufgeschlagen
„Freie Bühne" und „Moderne Kunst" mit, ja mit
Kunst von Dehmel, Bierbaum, Liliencron und Falke.
Nie vergess' im Leben Ihr Gelächter ich."

Nun, ich denke, jeder wird mit Falken und mir in ein tüchtiges Gelächter ausbrechen, wenn er diese Stelle liest. Jeder wird den „holzschnittgroben" Humor dieser Verse verstehn.

Hätte der Verfasser nur als Trottel und Trampel, als gewöhnliche Kommisseele diese seine Besprechung geschrieben, so wäre nichts dabei gewesen. Was hab' ich nicht für Albernheiten schon über mich ergehn lassen müssen von dieser Sorte Menschen. Aber, ich bin davon überzeugt, er hat tiefere Gründe gehabt: Er wußte ganz genau, daß eine solche Besprechung in einem Blatte, das von den oberen Zehntausend gelesen wird, den Dichter töten mußte. Er kannte und kennt die Unbildung und Brutalität und Herzensroheit jener Kreise. Jeden Strich jedes Buchstabens seines Skriptums hat er mit hämischem Lächeln deshalb gemalt. Freilich, wie überall im Vaterlande außer „der kleinen Gemeinde", so liest auch in Hamburg kein Mann Gedichte oder über Gedichte. Aber die Frauen lesen es. Und wenn sie das lesen, wie's mein Kritiker geschrieben hat, ei, da sagen sie sich ganz selbstverständlich: Das Schwein wollen wir nicht, sei's als Mensch, sei's als Buch, in unseren Häusern haben. Und so sickerts denn durch! Und der Verfasser hat seine himmlische Freude daran: Wieder einer von den verruchten Modernen mausetot. Er weiß ganz genau, daß mir eine Erwiderung in der von ihm gewählten Zeitung nicht erlaubt wird. Und die Zeitung hat recht darin, denn sie will und darf ihre Kritiker nicht desavouieren. Und mein Mörder weiß ganz genau, wenn ich eine Entgegnung in den mir gütigst

geöffneten Spalten der „Gesellschaft“ schreibe, daß dies tapfere, vorurteilslose Journal, wie die paar anderen ernst zu nehmenden Monats- und Wochenschriften, nicht einmal dem Namen nach den „höheren Zirkeln“ bekannt sind. So steht er blendend wie Sankt Jürgen da, der den Drachen getötet hat. Und ich flechte ihm den Lorbeer um die Helmzier. Vorüber, du Schaf, wollt' ich sagen, ihr Schafe, vorüber. Je m'en fiche!

Moderne Nicolaiten! Wie komm' ich doch zu dieser Überschrift? Der Verfertiger des Ramschartikels hat mindestens nicht den scharfen Verstand des alten Nicolai, dieses „höchst anmaßenden und selbstzufriedenen Menschen, dem alles in tiefster Seele zuwider war, was über das Niveau des Gewöhnlichen sich erhob“ (Koenigs Deutsche Litteraturgeschichte). Aber da fädle ich doch ein: Wie viel haben die Dichter von den Nicolaiten zu leiden. Diese sind doch noch gefährlicher für jede wahre Poesie als die Kritiker von dem Wesen meines liebenswürdigen Vernichters. Was irgendwie phantastisch ist oder die Phantasie berührt, ist ihnen ein Greuel. Deshalb ihre Wuth, z. B. auf Böcklin und Thoma. Sie ersticken mit ihren ewigen Witzeleien und hämischen Bemerkungen jede Richtung, die nicht in ihren logischen Kram paßt. Sie verstehen eben nie den echten Poeten. Sie wollen alles haarklein und klar „definiert“ haben. Das Kunstideal dieser Leute könnte man gut als eine alte bebrillte Gouvernante abbilden, die sehr auf Moral hält. Der Neid unbefleckter Altjungferlichkeit wird gährend Drachengift.

Ach ja, die Moral, die Moral! Ohne die gehts nicht. Wenigstens doch hätte mein Abmurkser den Goethischen Satz mit erwähnen können, den ich vor mein letztes Buch stellte:

„Und so schnurrt denn durch die ganze, halbwahre Philisterleierkastenmelodie, daß die Kunst die Moralgesetze anerkennen und sich ihnen unterordnen soll. Das erste hat sie immer gethan und muß sie thun — thäte sie das zweite, so wäre sie verloren, und es wäre besser, man hinge ihr einen Mühlstein um den Hals und ertränkte sie, als daß man sie langsam durch das Nützlich-Flache krepieren ließe.“

Und was sagt Freund Otto Julius?:

Ihr armen Schächer, wie thut ihr mir leid
In eurer Tugend engem Kleid,
Darunter die Triebe zu Krankheiten werden,
Zu bösen Dünsten und allen Beschwerden
Der Leibeslüge und Heuchelei.
Nie seid ihr froh, nie seid ihr frei,
Denn euer Wahn hat zur Sünde verdacht,
Was Kreaturen selig macht.

Des Lebens Quell mit Schmutz zu verschlammen,
Tragt alle Unnatur ihr zusammen;
Was fröhlich, rein, lebendig fließt,
Wird euch und uns zum faulen Bache,
Zur giftigen Sünden-Unken-Lache,
Wenn eure „Moral" hinein ihr gießt.
O Jammermißbrauch mit dem Wort.
Was blüht, ist Leben, tot, was dorrt.
Ihr aber streut Salz auf des Lebens Fluren,
Was keimt und treibt, ist euch verhaßt,
Dem Leben grabt ihr ohne Rast
Das Grab, ihr „sittlichen" Lemuren.



Mascagni hat abgewirtschaftet!

Von Wilhelm Mauke.

(München.)

Lieber Herr Merian! Sie haben in früheren Heften unserer „Gesellschaft" liebevoll eingehende Studien über Mascagnis Cavalleria und Leoncavallos Bajazzo verfaßt. Insbesondere haben Sie hoffnungsfreudige Betrachtungen über die Zukunft der modernen realistischen Oper angestellt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hinter diese Hoffnungsfreudigkeit, soweit sie Mascagni betrifft, ein von den Thatsachen diktiertes schwarzes dickes Fragezeichen mache. Ich will Ihnen einen kurzen Brief schreiben über des Begründers der „neuen musikalischen Richtung" dritte Oper, über Mascagnis Rantzau.

Diese beiden Brüder gingen gestern erstmalig über unsere Bühne, vielmehr schlichen sie schwindsüchtig keuchend dahin, als hätten sie schon den Totenschein in der Tasche. Offenbar waren sie selber erstaunt, daß ihnen das wunderthätige Beifallstränklein einiger sonntägig enthusiasmierter Olympbewohner so viel Lebenskraft eingab, daß sie es wagen können, noch einmal öffentlich sich als Todeskandidaten sehen zu lassen, ehe sie definitiv in den Grüften hoftheater-archivarischer Vergessenheit zu ihresgleichen versammelt werden. Mit einem Wort, — daß ich nicht selber in Mascagnis Haupt- und Kardinalfehler, das falsche Pathos, verfalle, — unser einheimisches, urteilsfähiges, von der Mascagnitis noch nicht völlig durchfeuchtetes Publikum hat gestern so ziemlich entschieden dieses aufgewärmte musikalische Erinnerungsragout des schreibwütigen Maëstro abgelehnt.*) Damit hat es sich selbst zur Ehre bewiesen, daß es in seiner Majorität nicht autoritätsgläubig ist. Oder ist Mascagni noch keine Autorität? —

Lieber Herr Merian, er wird auch keine werden. Mein Wort darauf!

*) Daß ein kleiner Teil des lieben Publici, kraft seines deutschen Micheltums, beseelt vom blindgläubigen Vorurteil, daß ein ausländisches Kunst- oder Naturprodukt stets und allemal mehr wert ist als heimische Ware, sich die Pfoten wund hieb, ist zwar wieder ein „document allemand", ändert aber sonst nichts an der Sache selbst.

Ich weiß nicht, ob Sie Partitur oder Klavierauszug der Rantzau kennen? In Ihrem gedankenreichen Aufsatz über Leoncavallos Bajazzo sagen Sie: „Man kann bei Mascagni eine Art Entwicklung beobachten; es zeigt sich, daß der junge Meister die Bahnen eines braven und schönen Talentes wandelt, stets bemüht, das Sturm- und Drangmäßige aus seinen Partituren mehr und mehr auszumerzen und zu einem möglichst schönen und edlen Satze durchzudringen."

Ich bitte Sie, ist das ein möglichst schöner und edler Satz, wenn man, abgesehen von der absoluten Inhaltslosigkeit einer solchen radaumäßigen Verlegenheitsphrase, eine rhythmisch zerhackte Kette von reinen Quintenakkorden, die ganze chromatische Tonleiter durch, schreibt? (Ich zähle nicht zur kleinlichen Kaste der Quintenjäger.) Oder wenn man mit behaglicher, motivartiger Wiederholung solche Ungeheuerlichkeiten bringt, wie jene für jedes fein empfindende Ohr abscheuliche Stelle (zuerst im Vorspiel sich zeigend), wo die ansteigende Phrase auf dem Leitton endigt und so die schreckliche Dissonanz der großen Septime zwischen Oberstimme und Baß ohne Lösung zusammenknirscht?

Ist das die ruhige Bahn eines schönen Talentes gewandelt, wenn man auf die höchste und erste Bedingung, die ich wenigstens an ein sogenanntes musikalisches Talent stelle, die melodische Eigenart und Selbständigkeit der Erfindung, so kläglich Verzicht leistet, wenn man so offenkundige Anleihen bei sich selbst (Cavalleria) und bei fremden Meistern machen muß, wie es die Gebrüder Rantzau beweisen? Ich wiederhole es, mir ist sonst nichts verhaßter als die Reminiscenzenjägerei und Silbenstecherei, aber in diesem Fall geht es leider nicht anders, ist es ein organisches Glied in der Kette der Beweise dafür, daß Mascagni heute auf dem Gipfel musikalischer Impotenz angelangt ist. Ganz schweigen will ich von Gounods Kerkerscene, wie von Schuberts Erlkönig, von Verdis Othello, von dem Schumannschen Motiv aus seinem herrlichen Es-dur-Quartett, welch edle Weisen vertraulich grüßend in diesem Töne-Tohuwabohu an unserm erfreuten Ohre vorüberhuschten, aber daß der thematische Gehalt eines der „Hauptschlager" der ganzen Oper, daß das Lied Luisens am Stickrahmen — sonst mußt' es immer ein altväterisch-gemütlicher Spinnrocken sein — direkt gestohlen, ja sogar bis auf die harmonische Einkleidung die wörtlich abgeschriebene Klageweise Mimes: Als zullendes Kind zog ich dich auf — aus dem ersten Aufzug von Siegfried ist, das verzeihe ich speziell als ernster Verehrer Wagnerscher Kunst Herrn Mascagni niemals. *Μιμέω* heißt nachahmen im Griechischen. Daß Fräulein Luise Rantzau Wagners Nibelungen Mime nachmimt, das kostet dem Ruhmeskranze, gewunden aus natürlichen und verdienten Cavalleriaerfolgen und künstlicher Sonzogno-Riesenreklame, wieder einige Dutzend Lorbeerblätter.

Heißt das alles Sturm- und Drangmäßige aus seinen Partituren ausmerzen, wenn das Hauptcharakteristikum der Mascagnischen Sturm- und Drangperiode, das mehrfach erwähnte „falsche Pathos", die konsequente Mißachtung des Gesetzes vom hinlänglichen Grunde, angewandt auf entfesselte orchestrale Leidenschaftlichkeit, — wenn dieser alte Fehler so sehr vergrößert und vergröbert auftritt in dem letzten fertigen Werke Mascagnis?

Wie jemand vorgehen wird, der sich vorgenommen hat, möglichst wenig gute Haare an einem Opfer zu lassen, das er litterarisch oder musikalisch abstechen will, nämlich an dem zu massakrierenden Geisteskinde bewußten Opfers immer die krassesten und ungeheuerlichsten Fehler herausgreifen und diese wunden Stellen recht scharf zu beleuchten, so will auch ich von dieser angenehmen Gepflogenheit nicht abgehen und die lächerlichste Ausgeburt der Mascagnischen falschen, unbegründeten, hohlen Leidenschaft unter mein kritisches Seziermesser bringen. Wirklich, Herr Merian, ich glaube nicht, daß die Leip-

ziger Ordnungsspießer vergnüglicher grinsen können,*) im Krystallpalast oder in der Centralhalle bei den tollen Späßen eines musikalischen Clowns, als gestern hier im Hoftheater gelacht wurde bei einer Stelle, von welcher Mascagni sich, wie man wenigstens aus der den Aktus begleitenden Musik schließen muß, eine ganz entgegengesetzte Wirkung versprochen hat. Ich meine den Hinauswurf des unglückseligen Dorfschulmeisters Florentius. Auf ihn stürzt sich wie ein gereizter Stier der dicke würdige Johann Rantzau, daß die langen gelben Rockschöße pathetisch in die Lüfte flattern, packt das dünne schwarze Kerlchen bei den Schultern und schmeißt ihn zum Tempel hinaus. Dieser ergötzliche Vorgang wird in allen Fällen, ob auf der Bühne, ob im Leben geschehen, doch sicherlich im menschlichen Gehirn keinen andern Reflex auslösen, als eine Reizung der Lachmuskeln. Daß jemand seinen guten Freund in ärgerlicher Aufwallung zur Thür hinauswirft, ist ja ein sehr lebenswahrer, fein beobachteter Zug und dieser realistische Zug zeigt uns die humoristische Begabung des Textdichters im besten Licht. Dieser intime Vorgang hat seine Berechtigung ebenso im Lustspiel, wie in der komischen Oper, wie in der modern-realistischen Oper. Nur darf der Humor, der hierdurch geweckt wird, nicht durch eine hochdramatische Musik, die auf tragischem Kothurn einherstolzierend erschütternde, leidenschaftliche Accente ausstößt, gesteigert werden zu einem unbeabsichtigten quasi zweiten Humor. Mein Auge sieht etwas komisches, mein Ohr hört etwas tragisches. Welcher Sinneseindruck wird der stärkere sein? Welchem psychischen Affekt soll ich unterliegen? Soll ich tragisch lachen oder komisch weinen? — Da lach ich doch lieber doppelt herzhaft erstens über den beabsichtigten Humor oben auf der Bühne, zweitens über den unbeabsichtigten Humor unten im Orchester.

Sehen wir uns jetzt unsere erhaben-lächerliche oder lächerlich-erhabene Partiturstelle an.

Sie wissen, lieber Merian, daß Mascagnis Hauptmätzchen in harmonischer Beziehung der Nebenseptimenakkord ist. Mit diesem nützlichen Dinge macht und sagt er alles; wird einmal im Text irgend ein kleiner dramatischer Aufschwung wahrnehmbar, flugs kommt dieser liebenswürdige Akkord mit mehr oder weniger bombastischer Instrumentation versehen und hilft seinem Herrn und Beschwörer aus der Patsche. So auch hier.

„Auch ihr seid Feind mir?" schreit Johann. „Hinaus da!" Folgen sechzehn chromatische reine Quinten, donnernd fällt das gesamte Blech im Orchester ein, prasseln die Pauken und Becken zusammen mit dem unheimlich rumpelnden, knarrenden, zischenden Tremolando von cirka vierzig kleinen und großen Geigen. Und so bleibt alles auf dem bald geschlossenen, bald aufgelösten Septakkord ais cis e g eine geraume Zeit verharren. „Hinaus da!" brüllt nochmal der vor Wut kirschrot angelaufene Johann. Und hinaus fliegt das Schulmeisterlein aus der guten Stube. Und hinauf hebt sich die Mascagnische Erfindung auf ihren Zenith, nämlich auf den Nebenseptimenakkord fis a c e, der jetzt im stärksten Fortissimo nach allen Ecken und Kanten umgedreht, herumgeschlagen, -gehauen, -geworfen wird, bis er endlich, nachdem er in den tiefsten Lagen noch fünfmal kräftig von den Posaunen ausgespuckt wurde, sich ermattet in Wehmut auflöst. In der blendenden Ausstattung modernster, nachwagnerischer Orchestration macht diese Stelle trotz ihrer melodischen Dürftigkeit einen ebenso tragischen, wie ohren- und nervenbetäubenden Eindruck. Diese Tragik, welche grausig-erhabene Kämpfe der Götter und Titanen schildern könnte, wegen eines an die Luft spedierten Schullehrerleins! —

Ich habe, nicht auf analytischem Wege die ganze Oper besprechend, sondern an der Hand mehrerer besonders in die Augen springenden Beispiele drei Thatsachen festgestellt,

*) Selbstverständlich geschieht dies Grinsen nur in decentester Form und bleibt innerhalb der vom Rat und der Polizei der Stadt Leipzig vorgeschriebenen Ordnungsgrenzen.

von denen die zweite allein schon maßgebend ist, weil sie die innerste Wesenheit des Komponisten trifft, weil sie den Lebensnerv des schaffenden Musikers Mascagni zerschneidet:

1. Unschöner, gesucht-unnatürlicher Satz,
2. Armut und Unselbständigkeit der melodisch-thematischen Erfindung,
3. Keine dramatische Selbstbeherrschung.

Wenn ich nun das Facit dieser drei schon im „Freund Fritz" angedeuteten, in den Rantzaus aber in ihrer ganzen Häßlichkeit, moralischen Bedenklichkeit und lächerlichen Wirkung durchgeführten, bewiesenen und konsequent angewandten Thatsachen, wenn ich dieses Facit ziehe, so kann es nur aus lauter Negationen bestehen: Mascagni hat abgewirtschaftet, Mascagni ist nicht mehr, er hat das Recht verloren, in den ersten Reihen original schaffender, italienischer Tonmeister zu schreiten.

Er hat durch seine Cavalleria den Anspruch erlangt, und den wird ihm niemand streitig machen, stets als einer der Begründer und Vorkämpfer der modern-realistischen Oper genannt zu werden; aber wenn ein Künstler einmal ein großes Werk geboren hat, ist er daraufhin berechtigt, dieses herrliche Geisteskind durch immer schwächlichere Nachgeburten erröten zu machen über seinen zeugungswütigen Vater?

Ich bin ein gerechter Richter und erkenne gern an, daß auch in den Rantzaus noch Spuren des naiv und unbewußt schaffenden Künstlergeistes, des Mascagni, der die Cavalleria geschrieben hat, zu entdecken sind, so der erste schöne Chor: Sonne scheint mit hellem Strahle, dann der wirklich fein gearbeitete, anmutig klingende Plauderchor. Aber das sind Oasen im unendlichen Wüstensande.

Die Cavalleria war von der Not gezeugt; die Rantzau sind das zusammengekünstelte Produkt des im Überfluß lebenden, von aller monde und demimonde der europäischen Großstädte verhätschelten, verdorbenen und so in seiner naiven Schaffenskraft gelähmten Mascagni. „Höchste Not zeugt letzte That." —

Nichts verzeiht der Italiener schwerer, als den Mangel an Melodie. Nichts verzeiht der Deutsche, im allgemeinen gemäß seiner natürlichen, auf Tiefe und Verinnerlichung gerichteten Wesensart, im besonderen vorgebildet durch die schwere und gedankenreiche Musik seiner Klassiker und neudeutschen Meister, — nichts verzeiht er schwerer, als den Mangel an Kontrapunktik.

Mascagni hatte in der Cavalleria diesen Mangel durch Melodienüberfluß vergessen gemacht. Hier, wo die gerade für den Italiener so haarsträubende Armut an Melodie zutage tritt, läßt sich natürlich obige Schwäche nicht mehr verbergen.

Augenblicklich herrscht allerdings eine freiere musikalische Geschmacksrichtung, welche — der heiligen Cäcilia sei Preis und Dank — auf die Fähigkeit mit kontrapunktischen Formen zu spielen, wie die Katz mit der Maus (Raff), spitzfindige theoretische Probleme zu lösen (Rheinberger) oder etwas kräftiger gesprochen, Bauchwellen und Saltomortales am hohen Reck des doppelten Kontrapunktes auszuführen, im Meisterbrief des Musikers keine Rücksicht mehr nimmt. Das Leben urteilt jetzt anders wie die Musikschule.

Hieraus folgt aber noch lange nicht in berechtigten Fällen, wo es z. B. die Handlung verlangt,*) die unbedingte Verzichtleistung auf polyphon ausgearbeitete, musikalische Scenen mit doppelter oder dreifacher Melodie übereinander.

Ein solcher Fall liegt aber im Text der Rantzau unbedingt vor. Sie werden schon gemerkt haben, worauf ich ziele. Die lebhaft bewegte Scene, wo der Drescherchor in

*) Siehe die große Prügelscene in den Meistersingern.

das Kyrie, welches die Familie Johann Rantzau am Harmonium singt, hineinbrüllt, zwingt mit innerer Notwendigkeit, wenn anders sie natürlich und realistisch wirken soll, zu einer gleichzeitigen doppelthematischen Behandlung, also in der Zunftsprache: Bearbeitung im doppelten Kontrapunkt. Mascagni hat dies unterlassen, er hat diese interessante Scene durch ehrbar langweiliges Nacheinander verhunzt, und damit bewiesen, daß er die Fähigkeit einer solchen Bearbeitung (welche in unserm Falle freilich ein sehr hohes Maß von Formbeherrschung verlangt hatte), nicht besitzt. Oder will er uns etwa weiß machen, daß die Johann Rantzau feindlich gesinnten Bauernburschen mit ihren elsässischen Schnadahüpfeln da draußen jedesmal so lange warten, bis drinnen Gesang und Orgelspiel sein säuberlich zu einem Halbschluß, einer Kadenz angelangt sind?

Noch einmal: Mascagni hat abgewirtschaftet. Und seien Sie überzeugt, in seiner vierten Oper, dem Heineschen Ratcliff, wo man dann nicht mehr entschuldigend wird sagen können, daß er mit seinen Librettis Pech hatte, wird er noch prägnanter beweisen, daß er sich melodisch vollständig ausgegeben und wird dieses Manko durch hohle Kunstkniffe, durch noch unschönere Modulationen, durch noch rohere, pikant sein sollende Harmoniefolgen 2c. zu verdecken und zu beschönigen suchen.

Warum hat nun Mascagni sich an dem riesenhaften und durchaus verdienten Erfolge seiner ersten, einzigen Prachtoper nicht genügen lassen, warum ruhte er nicht auf den Lorbeeren aus, in aller Welt ein berühmter Komponist genannt zu werden, war er ja doch nebenher ein schwerreicher Mann geworden? Die richtige Antwort auf diese Frage gab mir gestern unser herrlicher Conrad-Geradeaus: Weil er halt ein erzdummer Kerl ist!

Er hätte noch dazu fügen sollen, weil er ein Mensch ist. Denn menschlich, allzu menschlich ist das Gebahren Mascagnis, und traurig, sehr traurig ist das Schauspiel, wie ein Künstler unbewußt mit eigener Hand seinen Lorbeerkranz zerstückelt und zerreißt.

Und nun, lieber Merian, genug für heute, und seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen gezeigt habe, wie Mascagni Ihre hoffnungsfreudige Prophezeiung über ihn zu schanden gemacht hat.

Wir haben uns halt beide in ihm getäuscht, und Leoncavallo muß jetzt seinen Weg allein weiter wandeln. Wilhelm Mauke.

Nachschrift: Soeben erfahre ich, daß die fünfte Oper, die einstweilen erst in Mascagnis Gehirn ihre monströsen Septimenklänge erschallen läßt, von der Berliner Intendanz bereits zur Aufführung angenommen ist!

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Nachdem die großen internationalen Kunstausstellungen ihre Thore geschlossen, treten die unverkauften Werke — und dies ist die weitaus größere Zahl — die Wanderung aufs neue an. Die einen zurück ins Atelier, weil der arme Künstler die weiteren Reise- und Ausstellungskosten nicht erschwingen kann. Die anderen dahin, dorthin, so lange der Rahmen hält, die Leinwand nicht in Fetzen geht, die Glieder der

Statue noch notdürftig zusammenkleben. Ruhelos dahin, dorthin, um die Erde herum, Besprechungen, Auszeichnungen, Käufer suchend .... Bis eines Tages 99 Prozent dieser Suchenden klanglos in den Orkus hinabfahren ....

Einige landen jetzt wieder in den Wochenausstellungen des Kunstvereins: Edmund Blume, Eisenhut, Hans Olde ....

Hans Olde gleich mit einer Menge neuer Sachen, Frucht der Anregungen, die sein fabelhaft beweglicher Geist auf den letzten Ausstellungen erfahren. Zum Beispiel von den Pointillisten. Ganz merkwürdig, dieser Olde, dieser Schüler Claude Monets und der anderen feinsten und exzessivsten Pariser Lichtanbeter. Ein wunderbares Talent, durch keine Narrheit umzubringen.

A. B. Renouf-Whelpley mit einer „Filanda" vom Gardasee, einer ganz primitiven Seidenspinnerei. Verfallenes Interieur, mit einer verwischten Muttergottes an der grauen Wand, Herdfeuer, darüber der Kessel mit den Kokons, daneben Mädchen mit Handhaspeln zum Aufwiegeln der kostbaren Seidenfäden. Alles auf's genaueste charakterisiert, und dabei alle malerischen Effekte, deren die Geschichte nicht wenige hatte, emsigst herausgetrieben. So wird das dümmste zur geistreichsten Darbietung, wenn's in die rechte Künstlerhand kommt.

Eduard Grützner mit der Kellerhalle eines südtirolischen Torggelhauses. Kühl und schwül zugleich, verstaubt in braunen Holztönen und rebenblütdurchduftet und mit Weinpoesie gesättigt in erdentrückter Heimlichkeit. Ein zauberhaftes Stimmungsbild. Dann noch drei, vier Bilder. Darunter ein Blumenstück, klatschender Mohn wie ein Orchestertusch, so fröhlich, und ein großes vegetarisch-kulinarisches Stillleben. Und dann eines jener allerfeinsten, allerechtesten Grütznerbilder, die den Meister vor 25 Jahren berühmt gemacht — und die in ihrer Art eben auch lebendige Kunst sind und bleiben, trotz aller Revolutionen der Palette. Wer heute so anfangen wollte wie Grützner vor 25 Jahren, der wär freilich ein arger Spätling und verschlafener Geselle. Aber Grützner als Grützner ist ein Kapitel der Kunstgeschichte für sich — und in seiner Art eins der glänzendsten.

Für die Neuesten und Allerneuesten verpflichtet das zu nichts. Sie wollen auch an die Reihe kommen. Warum nicht? Malt euer Sprüchlein her. Offenbart die neue Seele der neuen Welt. Meister wie Grützner haben selbst ihre Freude dran.

* * *

Im Konzertleben jagt ein Ereignis das andere.

Seit der Hexenmeister Dr. Franz Kaim auf dem Plan erschienen, kommt keine Seele mehr zu Atem.

Ein Programm seines Philharmonischen verblüffender, als das andere.

Und seine Solisten!

Da bringt er zum Beispiel zum erstenmal die oldenburgische Kammersängerin Moran-Olden nach München, die schon seit 20 Jahren eine der kolossalsten Sängerinnen der Welt ist. Kein anderer hätte die Widerstände weggezaubert. Die Moran-Olden macht jetzt in München Furore — und nächstens tritt sie in der Hofoper als Isolde auf.

Das sind einfach Umstürze unserer allmächtigsten Hofkapellmeister-Traditionen. Aber dieser Dr. Kaim bringt einfach alles fertig.

Sein kleines Orchester mit dem Teufelskerl Winderstein als Dirigenten leistet die unheimlichsten Sachen. Die Peer Gyntschen Suiten von Grieg — strahlende Meisterwerke — schüttelt's nur so aus den Ärmeln. Unglaublich.

Natürlich macht auch das Hoforchester in seinen „Akademie-Konzerten“ enorme Anstrengungen, um seine Berühmtheit in Takt zu erhalten. Dieser Wettbewerb zeitigt uns jetzt beim schlechtesten Wetter Programme und Aufführungen von idealer Schönheit und Sonnigkeit. Mozart, Beethoven, Wagner, Liszt wurden nie vollendeter und entzückender zu neuem Leben erweckt.

Daneben in der Hofoper — „Schach dem König“ von Ignaz Brüll.

Daneben im Schauspiel — „Mauerblümchen“ von Blumenthal, — „Daniel Daniell“ von Voß.

Aber auch: „Hanneles Himmelfahrt“ von Hauptmann.

Wir wollen im nächsten Heft einmal sehr ausführlich und sehr deutlich von diesen Theaterereignissen der ersten deutschen Kunststadt reden.



Kritik.

Romane und Novellen.

Es wäre nicht wohlgethan, in der ernsthaften Kritik unsere belletristische Unterhaltungs-Litteratur einfach deshalb zu verwerfen, weil sie nach Stoffwahl und Vortragsweise nicht die Modelaunen unserer allerneuesten Stiltechniker und Sensationsfabulisten mitmacht.

Das Lesebedürfnis von Millionen und aber Millionen gebildeter Volksgenossen wird sich niemals an diese exklusive „Litteratur für Litteraten“ weisen lassen. Unsere belletristische Unterhaltungslitteratur ist nur insoweit zu verwerfen, als sie dumm, gemein, frivol-phantastisch oder tendenziös-verhetzend ist.

Romane wie „Eheleben“ von Hermann Heiberg (Leipzig, W. Friedrich) oder „Dedi“ von Karl Theodor Zingeler (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, zwei Bände) haben zweifellos keinen bedeutenden Kunstwert, aber als gut empfundene und sauber geschriebene Unterhaltungsbücher bilden sie doch wertvolle Stücke im schriftlichen Gemüts- und Geistesschatze unseres Volkes.

Das Nämliche gilt von einigen Bänden aus dem Verlag des Vereins der Bücherfreunde in Berlin: „Zwei reiche Frauen“ von M. v. Eschen und „Carriere“ von Olga Wohlbrück: Damenschriftstellerei der besseren Sorte, deren Merkmale namentlich nach der psychologischen Seite und der auf guter Beobachtung beruhenden lebhaften Schilderung angenehm hervortreten.

Das Kunstniveau dieser Erzählerinnen ist ja nicht hoch. Aber ist es etwa im „Romanzero“ (einer Sammlung von „erotischen Novellen“) des Freiherrn Anton v. Perfall (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) oder in dem Roman von Adolf Glaser „Weibliche Dämonen“ (Leipzig, W. Friedrich) oder „Voll Dampf voraus“ von August Niemann (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) oder „Ernas Fehltritt“ von August Krüger (München, Dr. E. Albert & Co.) höher? Niemann und Glaser sind zwar, das soll nicht unbetont bleiben, weitaus gewissenhaftere Stilisten als Anton v. Perfall, der oft unglaublich leichtsinnig darauflosschreibt, und als August Krüger, der oft nach der Seite der Martitterei bis zum Komischen fällt, aber dennoch darf sich keiner dieser vier Schriftsteller gekränkt fühlen, wenn sie in einem Atem mit Frau Olga Wohlbrück genannt werden. Etikettieren wir ihre oben genannten mit den voraus erwähnten Werken mit einem gemütlichen Wort, um unserer Kritik den schmerzlichen

Stachel zu nehmen, als — Kacheiofen-Litteratur. Im warmen Zimmer, zur Winterszeit, sind das prächtige Freunde, begrüßt wie Boten aus einer schöneren Welt, gesandt, um ins graue Einerlei des Alltagslebens phantastische Abwechslung und Farbe zu bringen, mit wenig Kunst viel Behagen. XYZ.

Argenis. Politischer Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen des Johann Barclay, übersetzt von Dr. med. Gustav Waitz in Heidelberg. München, F. Bassermann. 684 S.

Der dicke, vornehm ausgestattete Band wendet sich an ein ebenso kunstsinniges als geduldiges Publikum, zu einer Zeit, in welcher die Geduld vielleicht noch seltener ist als die Kunstsinnigkeit. Geduld — den ernsthaften Schöpfungen der Litteratur gegenüber, versteht sich. Denn Geduld z. B. in politischen Dingen ist etwas, wovon wir Reichsdeutschen unter Caprivis Führung (!) noch die riesigsten Vorräte besitzen. Die „Argenis" hat sich einst die Herzen im Sturm erobert und ist über ein Jahrhundert lang das eifrigst gelesene Buch bei allen gewesen, die auf sogenannte höhere Bildung Anspruch erhoben. Richelieu hielt es sehr wert und versicherte, es zu seinem Lehrbuch gemacht zu haben; Leibniz starb mit der „Argenis" in der Hand. Dergleichen wird unsern modernen Leibnizen und Richelieus nicht mehr passieren. Auch die schöne Übersetzung des Dr. Waitz wird den verblaßten Zauber dieses Buches nicht mehr aufzufrischen vermögen. Johann Barclay (geboren 1582 zu Pont à Mousson) war ein starkes Talent als Dichter wie als Denker, der Liebling der Könige von Frankreich und England — aber das wird die moderne Leserwelt kaum mehr rühren. Schon der Umstand, daß er seine „Argenis" in altgriechische Zeit verlegt und mit Mythologie, Gelehrsamkeit und Politik durchspickt, mindert ihre Anziehungskraft. Dem Litteraturgelehrten allerdings wird diese neue, elegante deutsche Ausgabe behagen. Verglichen mit der alten deutschen Übersetzung von Martin Opitz 1644 ist diese Waltz'sche Verdeutschung ein modernes Kunstwerk, in allen Teilen bewundernswert. C.

Doktor Pascal. Roman von Emil Zola. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Zwei Bände.

Die Übersetzung ist sehr gut. Warum verschweigt der Übersetzer seinen Namen? Über die Bedeutung dieses Schlußwerkes der berühmten Roman-Serie ist vorläufig nichts Neues mehr zu sagen. Zola selbst und Hunderte von Reportern und Kritikern haben sich umfassend in den Zeitungen aller Kulturvölker über den Roman ausgesprochen, lange bevor die Buchausgabe vorlag. Daß der „Docteur Pascal", von allem sonstigen abgesehen, eine sehr durchsichtige Monographie des berühmten französischen Physiologen Claude Bernard ist, dieses Märtyrers des ehelichen Lebens, ist ein offenes Geheimnis. Claude Bernard, ein wunderbar begabter, edler Mensch, war ein tief unglücklicher Mann, trotz der vornehmen Ruhe seiner äußeren Erscheinung. Er hat alle Leiden und Bitternisse der Ehe durchkostet, alle Störungen ertragen, die der moderne Haushalt in die heiligen Räume der Studierstube, in die geweihten Kreise genialer Geistesarbeit bringen kann. Über die dichterische Bedeutung dieses Romanes wollen wir uns mit den Gegnern des Zola'schen Naturalismus in keinerlei Fehde einlassen. Die hitzigsten Angreifer des französischen Meisters haben wir in jenen Klubisten und Küquisten gefunden, die ihm weder schriftstellerisch noch menschlich das Wasser reichen dürften. Zolas „Doktor Pascal" gehört zu den erhabensten Gipfeln der Romandichtung. M. G. C.

Otto Feising: Im Sturmesbrausen. Ein Künstler-, Liebes- und Strike-Roman vom Nordostsee-Kanal. Berlin, Freund und Jeckel (Carl Freund). 374 S. Preis Mk. 4.

Das Werk ist in einem biderben, etwas harten Stil geschrieben, mit sorglicher

Vermeidung all der Künste und Kniffe, welche von oberflächlichen Beurteilern als wesentlichste Züge der „modernen" Darstellungsweise ausgerufen werden. Ganz äußerlich angesehen, würde die Künstlerschaft Felsings keine allzuhohe Schätzung erfahren. Dringt man aber tiefer ein, so entdeckt man manche kraftvolle Seite, die neu und eigenartig berührt. Die Wahl des Schauplatzes und der Hindergründe für die geschickt durchgeführte Geschichte ist glücklich und giebt zu reichen, mit den Vorgängen glatt zusammenkomponierten Schilderungen Anlaß. Die psychologische Analyse des jungen Malers, der sich von der „neuesten Richtung" zur „echten, wahren Kunst" zurückentwickelt, hat ein gewisses tendenziöses Geschmäckchen, ebenso die Darstellung des Verlaufes der sozialistischen Agitation des Doktors Vischer. Jeder Autor hat das volle Recht, sich zu den geistigen Bewegungen ganz nach subjektivem Ermessen zu stellen, die Palme dem Vor- oder dem Rückwärtsschreitenden zu reichen, nur darf im Kunstwerk selbst kein ungelöster Rest von Doktrinarismus stecken bleiben, die Tendenz darf nicht äußerlich aufgeklebt sein. In diesem Punkte ist hier der Künstler über den Denker und Parteimann nicht durchweg Sieger geblieben. Ein in seiner Art tüchtiger, beachtenswerter Roman bleibt „In Sturmesbrausen" immerhin, wenn er auch kein Litteraturwerk ersten Ranges ist. M. G. C.

Max Dreyer: Frauenwille. Erzählungen. Stuttgart, Fr. Fromann (E. Hauff). 384 S. Preis Mk. 4,50.

Max Dreyer hat mit diesen Erzählungen (Jochen Jürgens, Geschichte einer Denkerin, der Hängeboden) einen guten Wurf gethan. Er hat die Kunst fesselndster Unterhaltung mit der Kunst poetischer Erfindung und Darstellung so innig vermählt, daß schnelle Leser vielleicht gar nicht bemerken, daß sie edelste moderne Dichtung in diesen Prosageschichten vor sich haben. Und was besonders lebhaft zu begrüßen: Max Dreyer dichtet gesund und wahrhaft, er fabriziert nicht Litteraten-Litteratur, er schwitzt nicht ausgeklügelte Verblüffungs-Geschichten zusammen. Der frische, fröhliche Schöpfungsgeist braust durch seine Arbeit. Dabei bieten die einzelnen Stücke, wie der Gesamttitel andeutet, geistige Bilder, bei denen auch ernste, nachdenksame Männer verweilen mögen. Und wer herzhaftes Lachen zu schätzen weiß, wird auch die humoristische Ader in Dreyers vielseitiger und starker Dichternatur nicht gering achten. M. G. C.

E. Werner: Freie Bahn! Roman. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. Bertha v. Suttner: Vor dem Gewitter. Roman. Wien, Litterar. Gesellschaft.

Es wird uns ein besonderes Vergnügen sein, nächstens einmal diese Bücher der beiden, äußerlich so verschiedenen und jeder in ihrer Art berühmten Schriftstellerinnen vergleichend durchzugehen. XYZ.

Wilhelm Walloth: Es fiel ein Reif...! Leipzig, W. Friedrich. 260 S.

Zwei Geschichten: Natalie, Luise. Jede ein echter Walloth. Des Dichters Modernität spricht sich weniger in seiner Technik als in seiner Stoffwahl und Seelenanalyse aus. In der Erzielung intensivsten Stimmungsreizes ist die Wallothsche Kunstweise immer noch auf modernster Höhe, auch wenn sie die neumodischsten Mittel verschmäht. C.

R. v. Seydlitz: Der Kastl vom Hollerbräu. Roman aus der Münchener Brauwelt. München, Dr. Albert & Co. 343 S. Preis Mk. 4.

S. 134: „Und das ist ein Zug im Volkscharakter, den nur der verdammen kann, der niemals das bittere Brot des Elends, der Armut, der niederen Knechtschaft gekostet hat." Wer spricht dieses papierne Deutsch? Eine Figur im Buch? Nein, ein Mann außer oder hinter oder über dem Buch. Nämlich der Herr Verfasser. Und damit thut er etwas, wozu er als moderner Künstler und Dichter bekanntlich kein Recht hat. Er darf sich nicht mit persönlichen Bemerkungen zwischen die

Dichtung und den Leser eindrängen, er darf uns nicht mit persönlichen Privaterklärungen, -Erläuterungen, -Schilderungen anöden. Von dieser Unmanier abgesehen, enthält das Buch Vorzüge, die einer weiteren Besprechung wert wären.
XYZ.

Walther Siegfried: Fermont. Ein Roman. München, Dr. Albert & Co. Preis Mk. 5.

Das zweite Buch eines jungen schweizer Romandichters. Sobald sich das ungeheure Tamtam-Getöse der Verleger-Reklame gelegt hat, wird die Kritik ums Wort bitten.
XYZ.

Norddeutsche Erzähler. Novellen von Hermann Heiberg und Konrad Telmann. Berlin, Verein der Bücherfreunde. Heiberg steht als Erzählungskünstler hoch über Telmann, zeigt sich aber hier auch nur als Routinier. Der Verein hat mit diesem Band wieder einmal keine geschickte Hand bewiesen. XYZ.

Bibliothek der fremden Zungen. Preis pro Band Mk. 1. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.)

Man schreibt uns hierüber: „Der marasmus senilis, an dem unsere deutsche Erzählungskunst leidet, wird durch nichts so deutlich bewiesen, als durch einen Blick in die „Bibliothek der fremden Zungen". Welche Armut an Erfindung und Ideen bei unseren älteren Herren (Heyse, Wilbrandt, Jensen, Hopfen usw.) dort, welche Frische, welche Abwechslung, welche Fülle von Originalität und Geist hier. Vaterlandsliebe zeigt sich nicht in dem Bestreben, gegen die Schwächen im eigenen Hause und die Vorzüge der Fremden die Augen zu verschließen, wie Frankreich es am eigenen Leibe bitter hat erfahren müssen. Man kann deshalb ein guter Deutscher sein und dennoch anerkennen, daß das Ausland in litterarisch-künstlerischer Beziehung unsere älteren, heute noch die Familienblätter beherrschenden Fabulisten weit überholt hat. Die neuesten vier Bände der ebengenannten Bibliothek enthalten „Soll ich heiraten?" von P. M. Barrera, „Ein fahrender Ritter der Foot-Hills" von Bret Harte, „Verbannt" von Guy de Maupassant, „Der Seeteufel" von F. R. Stockton und andere Novellen von H. Pontoppidan, F. Anstey, P. Ivo, E. Bellamy, Mrs. Forrester, Bikelas, March. Colombi, B. Prus, L. Capuana, B. Caposi, Chr. Elster, J. Vojnovic. Schon diese Namen verraten den Reichtum des Gebotenen; denn sie repräsentieren nicht weniger als zehn verschiedene Sprachen. Sie interessieren nicht weniger den Forscher und denkenden Menschen als den, der nur Unterhaltung sucht. Sie sind eben so verschieden unter sich, als im einzelnen vollendet in sich. Wir machen daher wiederholt auf diese ausgezeichnete, sorgfältig ausgewählte Sammlung ausländischer Erzählungen aufmerksam, die niemand, der für Litteratur Liebe und Verständnis hat, unbeachtet lassen sollte, wünschen aber zugleich, daß das lesende Publikum, nachdem es sich an den Ausländern Mut gemacht, auch unseren jüngeren vaterländischen Erzählern moderner und modernster Richtung jenen Platz einräumen und jene Sympathien entgegenbringen möge, die sie längst verdienen. Unser jüngeres belletristisches Schrifttum ist dem der fremden Zungen nicht nur inhaltlich gewachsen, sondern an künstlicher Originalität weit überlegen. Man vergleiche z. B. die Novellistik von Panizza, Rosner, Conrad, Eysell, Ompteda, Real, Hans Fischer, v. Liliencron u. a. mit den Autoren der fremden Zungen!" Stimmt. XYZ.

Das ist der Fluch der Schnellschreiberei, der Autor kennt im Verlaufe der Handlung seine eigenen Figuren nicht mehr, weder äußerlich noch innerlich. Er hat sie vielleicht von Anfang an nicht scharf genug angesehen, sondern sich mit einem flüchtigen Blick genügt und dann gleich frisch drauf los fabuliert. Mit der Sprache nimmt er's erst recht nicht genau. Das ist der schlodderige Erzählerjargon, nicht korrektes Hochdeutsch, nicht dichterisch nachgebildetes Sprechdeutsch. Alle diese Fehler

sind an Anton v. Perfalls neuestem Roman „Sein Dämon“ zu rügen. Die Liederlichkeit des Erzählers geht soweit, daß z. B. ein- und dieselbe Person bald „rabenschwarzes Haar“, bald „blonde Locken“ hat. Ibsen hat einmal versichert, daß er nicht eher sich zum Schreiben hinsetze, als bis er die Menschen seines Stückes in voller Lebendigkeit vor sich sehe und höre, wie sie gehen, wie sie sprechen, wie sie sich im Sitzen und Stehen benehmen usw., kurz, bis er ein vollkommen rundes Bild von ihnen habe, leiblich und seelisch. Wir glauben, daß alle echten Dichter so handeln, nicht bloß der Dramatiker Ibsen. Zur Echtheit gehört unlöslich Gewissenhaftigkeit. Anton v. Perfall möge sich daran erinnern, wenn er mit seinem nächsten Buch den Spruch der ernsthaften Kritik herausfordern will. Denn so herzlos unkünstlerisch zu schreiben, ist selbst in der „anständigen“ Litteratur nicht mehr erlaubt. XYZ.

Hans Hopfen, Glänzendes Elend. Roman in sechs Büchern. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1893. — Hans Hopfen ist einer unserer flottesten Erzähler; das geht nur immer vorwärts, manchmal ein bißchen burschikos, aber immer unterhaltend. Leider nimmt es der Verfasser dafür mit der Komposition und der Verarbeitung im einzelnen nicht immer ernst, und der vorliegende Roman, der eine ganze Reihe hübscher Einzelheiten aufzuweisen hat, ist besonders reich an technischen Mängeln wie an toten Stellen, wo der Dichter vom flotten Routinier ersetzt wird. Technisch vollendet wird wohl niemand die Art finden, wie Hopfen auf den ersten 40 Seiten die Lebensgeschichte dreier Personen nebeneinander aufrollt, und Schablone und immer wieder Schablone kommt zum Vorschein, sobald der Verfasser den äußeren Habitus seiner Helden zu schildern hat. Ich kann mir auch nicht darüber weghelfen, die Liebschaft der litterarischen Baronesse mit dem litterarischen Baron als etwas sehr schnell zustande gekommen anzusehen, und wenn schließlich der Herr Papa den zukünftigen bürgerlichen Schwiegersohn anschießen muß, damit der Roman ein gutes Ende und die litterarische Baronesse ihren Mann bekommt, dann scheint mir der segensreiche Schuß ein Romanschuß zu sein.

Ich habe nun noch die angenehme Pflicht, mitzuteilen, daß Herr Hans Hopfen in seinem Roman für die moderne Litteratur Reklame gemacht hat. Er läßt nämlich ein paarmal seine Personen auf das moderne Litteraturunwesen schimpfen, aber so, daß man ohne weiteres ihre Schimpfereien für des Herrn Verfassers eigenste Überzeugung nehmen kann. Ich mache hauptsächlich auf Band 2, Seite 16 ff. aufmerksam. Da steht unter anderem zu lesen: „Ihr Propheten der modernen Richtung könnt Euch noch eine Zeitlang die Federn stumpf schreiben, um den Leuten die neuesten Theorien der allein berechtigten Nervosität und Schweinerei begreiflich zu machen und die Unerschrockenen ankläffen, die nicht zu träge gewesen sind, die Kunst zu lernen; aber das Publikum liest Euch nicht mehr, es langweilt sich bei den von Euch gepriesenen Machwerken und glaubt Euch nicht mehr, daß Impotenz gewollte Abstinenz, daß Lallen Gesang und der gemeine Ekel das würdigste Ergebnis poetischer Anstrengung sei.“ So geht es ein paar Seiten lang. Die Modernen sollen mit dem Geschrei aufgetreten sein: „Alle Schönheit ist Lüge, wer nicht empfindet wie ein gemeiner Schuft, der empfindet nicht wie ein wirklicher Mensch, wer sich nicht ausdrückt wie ein Gassenkehrer, spricht nicht die Sprache der Wahrheit, wer die Welt nicht wie einer, dem die Sonne ins Gesicht scheint, mit triefenden Augen unklar sieht, der hat kein malerisches Sehvermögen, wer von der Tonkunst noch Wohlklang fordert, hat kein musikalisches Ohr.“ Das Schlimmste aber, was der vom Autor mit sichtlicher Liebe gezeichnete Herr Küntzel der modernen Bewegung vorzuwerfen hat, das ist, „daß es eine ganz undeutsche Bewegung war, die von vaterlandslosen Leu-

ten, heimischer Kunst und heimischen Überzeugungen zum Trotz, ins Feld geführt wurde". Neben dem Herrn Künzel darf auch ein verbummelter Rittmeister und ein eifriger jüdischer Schmierant die moderne Litteratur verurteilen — das Buch kann also dem deutschen Philister empfohlen werden.

So hat sich denn zu Heyse und Jordan auch Hopfen als blindwütiger Angreifer gestellt. Es mag genügen, seine Expektorationen bekannt zu machen; aber eine Bemerkung kann ich doch nicht unterdrücken: die Anmaßung der Herren den Jungen gegenüber steht in merkwürdigem Mißverhältnis zu dem künstlerischen Wert der Werke, in denen das Pulver verschossen wird, und der Ton des Angriffs ist so heftig, daß man mit absoluter Sicherheit merken kann: die Herren fühlen, daß Gefahr im Verzuge ist.

Ich bin neugierig, wer der nächste ist, der öffentlich gegen die Modernen zeugt.

G. Morgenstern.

Carl Baron Torresani: Ibi Ubi. Ernste und ausgelassene Soldatengeschichten. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Das ist doch einer, der erzählen kann, — so flott, so immer fort, daß man darüber ganz die wüste Wirtschaft vergißt, die in Stil und Technik herrscht. — Er ist ein Tausendkünstler technischer Ignoranz. Er baut Häuser und beginnt mit dem Dachstuhle, — und was das Merkwürdige ist, — die Häuser werden.

Er ist ein enfant terrible an der table d'hôte der Litteratur. Ein Kind, das bei den ernsten anderen sitzt und mit naivem Lächeln mit allen zehn Fingern ißt. Und die anderen sehen zu und lächeln, und keiner kann ihm böse sein, alle freuen sich, weil es ihm gar so gut schmeckt, auch weil er ein gar so nettes Gesicht dazu macht, wie er sich dann die Finger leckt, einen nach dem anderen. — Daß er eigentlich die Technik von Gabel und Messer lernen sollte, das vergißt man ganz über dem.

Und das ist der eigene Reiz seiner Weise, der unterginge in der gezwungenen Form. Er ist der geborene Natur-Erzähler von fin de siècle, der sich die Naivetät seiner Art erhalten, und der derselbe ist im Café Kremser am Opernring und in E. Piersons Verlag in Dresden.

Seine ernsten und ausgelassenen Soldatengeschichten sind ursprünglich und echt, und nicht von der gewundenen, gesuchten Schneidigkeit derer mit der Fabrikmarke der Firma Moser in Berlin.

Karl Rosner.

Reich werden! Ein Wiener Roman von C. Karlweis. (Stuttgart bei Adolf Bonz & Co.)

Der Roman hat hauptsächlich einen Fehler, — den, daß er geschrieben, und, was das Bösere ist, gedruckt wurde. Es liegt absolut kein Bedürfnis nach derlei vor.

Nicht, daß der Roman so besonders schlecht wäre, — er ist nicht schlechter als sonst einer des mittleren Niveaus. Es kommt ein einziger Revolver darin vor, nur einer wird am Wege zu seiner Geliebten (grande mondaine mit Satanella-Garnierung) vom Blitz halb tot geschlagen, und nur zwei sind sporadisch wahnsinnig. Er mag also etwa als Typus des gründlich Mittelmäßigen gelten und als Schablone für die Arbeit jener, deren Talent vielleicht noch ausreicht, um allenfalls einen Roman zu formen, denen aber die Kraft der Gestaltung fehlt. Es ist eben Mittelware.

Man kann sich nicht darüber freuen und nicht einmal darüber ärgern. Man kann es nicht loben, — aber auch kaum tadeln, — es ist trostlos. —

Der Titel heißt „Reich werden!" Ein Wiener Roman. Dieser Titel ist so klug wie nur möglich, — oder auch unmöglich.

„Reich werden!" — Mit einem schönen fetten Ausrufungszeichen, daß der naive Leser blutige Leidenschaften erwartet und Rücksichtsloses, Echtes von der wilden tierischen Menschlichkeit, wie sie Zola gezeichnet.

Aber der arme Leser bekommt ein Wassersüppchen und ist der Gelackte.

„Ein Wiener Roman", — Und dabei kommt in dem ganzen Buche keine Wiener Charakteristik vor; — nur ein paar Straßennamen fallen, und eine der Figuren spricht, — wenn sie gerade daran denkt, — eine Art deutsch-österreichischen Alliancedialekt. Mit demselben Rechte könnte irgend ein anderer sein Werk einen psychologischen Roman nennen, weil der p. t. Held an einer Stelle in Zweifel ist, ob er ein Kalbsgullyas zu Abend essen soll oder eine Knackwurst. Karl Rosner.

Lyrik und Epos.

Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg, H. Herrosé. 151 S. Seiner k. Hoheit dem Prinzen Ludwig von Bayern, dem hohen Beschützer und Förderer der Künste und Wissenschaften, in tiefster Ehrfurcht unterthänigst gewidmet vom Verfasser.

So lautet wörtlich die Widmung. Der Verfasser ist offenbar kein Bayer. Sonst hätte er bei seiner sonstigen Offenheit und Exaktheit vor „Künste und Wissenschaften" nicht versäumt einzuschalten: Landwirtschaft, Viehzucht und Handelsschifffahrt. Die Dichtung umfaßt zwanzig Nummern, eine Einleitung „Sendung" und einen Anhang mit gelehrten Anmerkungen. Sie hat einen vollen, kraftvollen, feurigen Zug. Mit sicherem Künstlersinn für zweckmäßige Formen hat der Dichter die Versmaße der einzelnen Gesänge gewählt. Und sie sind alle mit der gleichen Meisterschaft gehandhabt. Der Dichter hat eine tüchtige, gewissenhafte Leistung vollbracht. Sein Werk gehört zu den großen lyrischen Vers-Epen, die sich, trotz des alten historischen Stoffes, durch vertiefte Psychologie, lebendige Schilderung, flammende Idealität einen dauernden Platz in der Litteratur erobern. Der Schlußkantus „Der Freiheit eine Gasse!" ist von so mächtiger, fortreißender Wirkung, daß er, wie ein brausendes Finale, den Eindruck des Ganzen zu einem unauslöschlichen macht. — C.

Es kommt mir soeben ein Gedichtbuch in die Hände, ein Buch, über das ich wohl ein paar Worte sagen möchte; denn es ist gottlob nicht ein Exemplar unserer landläufigen Goldschnittlyrik, trotzdem sein Exterieur ein wenig danach ausschaut.

„Morgenstimmen und anderes" von Max Hoffmann betitelt es sich (bei Albert & Co.).

Max Hoffmann, der den Lesern des „Dichteralbums" der „Gesellschaft" wohl bekannt sein dürfte, zeigt auch hier wieder sein reiches Formtalent, das sich schon in den „irdischen Liedern" verriet.

Aber das allein könnte das Büchlein kaum von der üblichen Marktware herausheben, und ich würde mir nicht die Mühe genommen haben, es durchzulesen, wenn ich nicht noch manches andere darin gefunden hätte. Vor allem Eins: eine wunderfeine Stimmung, die in allen diesen Versen atmet.

Hoffmann ist ein Stimmungslyriker ersten Ranges, und Gedichte wie: „Dem Morgen entgegen!", „Wie lauschig war's" rc. verraten den echten Dichter. Man spürt es, daß ihm die Sprache ein Instrument ist. Und er versteht, darauf zu spielen auf diesem Instrumente, er weiß ihm Klänge zu entlocken, die den Weg zum Herzen finden — ja, ich will gestehen, daß er mich mit seinen Versen, die das Leben der „unteren tausendmal Tausend" behandeln, sogar zu bewegen und zu rühren vermochte. „Aus der Tiefe" und „Das neue Buch" haben einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht, einen Eindruck, dem sich auch ein anderer wohl kaum zu entziehen vermöchte.

Der erste Teil des Buches schließt mit dem markvollen und wuchtigen „John Knox", dann folgen zwei weitere Teile „Tantalus" und hierauf „Frau Minne". — „Mit der Pritsche", der nächste Abschnitt, zeigt uns Hoffmann als Satiriker, und ich wünschte hier vor allem der prächtigen Satire „Hans Sachsens irdische Sendung" eine recht weite Verbreitung — das könnte

vielleicht eine recht erfreuliche Wirkung ausüben.

Das Buch schließt mit einer Anzahl Übersetzungen aus dem Französischen; sie sind wahllos, ohne bestimmten Plan herausgegriffen — die Verdeutschung ist gut.

Es passiert nicht allzuhäufig, daß man bei der gegenwärtigen lyrischen Überschwemmung einen Lyriker mit gutem Gewissen loben kann — umsomehr sollte da ein jeder solcher Fall beachtet werden. Max Hoffmann ist ein Poet von Gottes Gnaden, und sein Buch zu lesen, möchte ich jedem empfehlen, der schon — nicht noch für Poesie empfänglich ist. Und wer nicht dafür empfänglich ist? Nun — dem möchte ich es erst recht raten, damit er's werde! Hugo Gerlach.

Dramen.

Die Heimkehr. Drama in einem Aufzuge. Von W. K. A. Nippold. Bern. Druck und Verlag von K. J. Wyß.

Auf S. 23 fällt bereits der Vorhang. Auf der Bühne verhallt das letzte Wort: „Gott sei ihr gnädig!" Nach der Versicherung des Verfassers oder der Verfasserin spielt das Stück in der Gegenwart in einem größeren Dorfe des Berner Oberlandes. Burschen und Mädchen sprechen brillantes Hochdeutsch, wie man's in den besten Musterbüchern findet. Die Ereignisse lassen sich zuerst ganz lustig an, mit Tanz und Gesang, enden aber schauerlich, u. a. mit Zuhilfenahme des bewußten Fläschchens mit dem giftigen Inhalt. Selbstverständlich, trotz der großen Schauerlichkeit, stets in den Formen des gutes Anstandes, wie sich's für gebildete Menschen geziemt. Also! C.

Der freie Wille. Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. (Soufflierbuch des Hoftheaters in München.) Leipzig, Ph. Reclam.

Goldene Lüge. Drama in vier Aufzügen von Hermann Faber. Leipzig, Ph. Reclam. Zum erstenmal aufgeführt im Stadttheater zu Altona am 13. März 1893.

Es ist anzunehmen, daß der Verfasser uns jedes Jahr ein Stück bescheren wird. Die Stücke werden moderne und sogar interessante Fragen behandeln oder alte Fragen auffrischen und bühnentechnisch tadellos gemacht sein. Sie werden eine unbezweifelbare Familienähnlichkeit haben. Die größeren Theater werden jedes Stück drei- bis viermal spielen. Die Kritik wird wohlwollende Besprechungen liefern, den Beifall des Publikums und den Hervorruf des bei der Première anwesenden Verfassers konstatieren. Die Litteratur- und Schauspielgeschichte wird von diesen Vorgängen keine Notiz zu nehmen haben. C.

Der Untergang des Achilleus. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Berlin W. Verlag von Stern & Ollendorf.

Ein Lesedrama von über 200 Seiten mit nahezu 40 Versen pro Seite. Das Personenverzeichnis weist an die 3 Dutzend selbständige Menschen und ganze Haufen Gefolge beiderlei Geschlechts auf. Alle Notabilitäten derer um Troja herum, soweit sie unmittelbar nach Hektors Tod zusammenzubringen waren, hat Herr Dr. Alfred Christlieb Kalischer in diesem ehrenfesten Stück dramatischer Sitzfleisch- und Archäologen-Arbeit zusammengebracht. Heroisch agieren und parlieren diese Herrschaften, was Zeug hält. Eine kleine Stichprobe S. 129:

Thersites.

Sollst sehn, wie ich mit Weibern fertig werde;
Kennst meine heldenartige Geberde —
Damit allein schon treib' ich sie zu Paaren
Mit ihren Rossen und glänzend langen Haaren.
Wie Du mit mir so freundlich, menschlich sprichst,
Nicht immer alten Hohn an mir verbrichst:
Gleich such' ich auf der Seele Untergrunde,
Die guten Stoffe knet' ich fest zum Pfunde,
Ob ich Verwahrlosung des Ichs so übertünche
Und mich des Heeres fortgesetzter Spott nicht lynche.

Ganz famos, nichtwahr? Ich sehe auf das Druckjahr: 1893! Und nun will ich gleich meinen letzten Gedanken über den Dramendichter Dr. Alfred Christlieb Kalischer sagen: Er ist, bewußt oder unbewußt, einer der

ausdauerndsten Parodisten, die mir je vorgekommen. Ob er's aus blindem Zwang seiner Natur, ob er's mit verwegener Schelmenhaftigkeit vollbracht: Monumentalität ist seinem Werke nicht abzusprechen. Es steht da! Sakra — und wie steht's da! Das mach' ihm einer nach! C.

Volkswirtschaftl. Schriften.

Wohlfahrtseinrichtungen über ganz Deutschland durch gemeinnützige Aktiengesellschaften. Ein Stück sozialer Reform von Paul Lechler, Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart. 1893. Zweite erweiterte Auflage. Preis 30 Pfg.

Diese Denkschrift verdient von allen, die ein Herz für die sozialen Notstände unseres Volkes haben und eine Hebung derselben sich angelegen sein lassen, in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt zu werden. Eben deswegen möchten wir die Aufmerksamkeit auf die genannte Schrift zu lenken versuchen. Ist sie doch von einem auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege und der Arbeiterfürsorge wohlerfahrenen Manne ausgegangen. Wie ihr Anerkennung schon in reichem Maße zu teil geworden ist, so wäre auch zu wünschen, daß die Durchführung der von ihr angeregten Gedanken überall praktisch in die Hand genommen würde.

Der Verfasser sieht in der Wiederaufrichtung und Pflege eines gesunden Familienlebens das einzige Mittel, um den Niedergang unseres Volkes aufzuhalten. Die materielle Grundlage dazu erkennt er in einer ausreichenden, freundlichen und gesunden Wohnung. Die Erfahrung lehrt, daß private Mittel weitaus nicht zureichend sind, um in allen deutschen Gauen dem dringend gewordenen Bedürfnis auch nur annähernd zu entsprechen. Nur der Staat, als der Meistinteressierte, ist hierzu befähigt, aber auch zu diesem nationalen Werk verpflichtet. Allerdings aber muß, um seine Mitwirkung zu erhalten, ein ihn möglichst wenig belastender Modus gefunden werden. Diesen Modus entwickelt nun der Verfasser in einer ebenso überzeugenden, wie in ihrer Einfachheit geradezu überraschenden Weise. Er führt zunächst die von ihm ins Auge gefaßte, ganz Deutschland in sich schließende Organisation mittelst von der Regierung zu gründenden Wohlfahrtsvereinen vor, die in einer Wohlfahrts-Centralstelle ihren höchsten Einigungspunkt hätten. Des weiteren beschäftigt er sich mit der Aufbringung der nötigen Mittel in erster Linie zur Erstellung von Arbeiterwohnungen, mittelst gemeinnütziger Wohlfahrts-Aktiengesellschaften, für welche der Staat eine (kaum einmal in Anspruch zu nehmende) Bürgschaft zu übernehmen hätte. Der Nachweis über die Leichtigkeit der Beschaffung der erforderlichen Mittel ist unseres Erachtens dem Verfasser vollkommen gelungen und wir zweifeln nicht an der Richtigkeit dieses Satzes: „Selbst wenn die Regierung ein Deficit zu decken hätte, könnte es sich kaum um namhafte Summen handeln.“ Endlich entwickelt der Verfasser die Aufgabe der Wohlfahrtsvereine: jede wünschenswerte Fürsorge für den kleinen Mann. Um nicht zu sehr ins einzelne überzugehen, verweisen wir auf die näheren praktischen Ausführungen der Schrift, die in engem Rahmen wirklich reich an höchst beachtenswertem Inhalt ist und thatsächlich zur Ausführung gebracht, ein gewaltiges Stück der sozialen Frage lösen müßte. Diese Art von „Propaganda der That“ mag den revolutionären Parteifanatikern allerdings nicht in ihr Umsturzprogramm passen. Dafür werden in ihr ein zunächst wirklich heilsames Besserungsmittel alle diejenigen begrüßen, die nicht auf dem Boden des gewaltthätigen Revoluzzertums, sondern auf dem Boden vernünftiger, beharrlicher Entwicklung stehen. Erst wenn die Regierungen und Volksvertretungen in pflichtvergessener Weise dieser Besserungsarbeit ihre Mitwirkung versagten, hätten die Umsturzseligen recht, Unternehmungen wie die Paul Lechlers prinzipiell abzulehnen. XYZ.

Die französische Einfuhr in Belgien und die deutsche Industrie. Herausgegeben vom deutschen Komitee in Antwerpen für die Weltausstellung 1894. 31 S.

In dieser Schrift wird die hervorragende Wichtigkeit der geplanten Antwerpener Weltausstellung für die deutsche Industrie beleuchtet. Die beigefügten statistischen Tabellen geben über die Gebiete, auf denen die deutsche Ausfuhr besonders günstige Aussicht hat, in Belgien festen Fuß zu fassen und den französischen Wettbewerb zurückzudrängen, eingehende Auskunft. Interessenten werden auf diese wertvolle Schrift nachdrücklich aufmerksam gemacht. Weitere Auskünfte in dieser Angelegenheit sind zu erhalten durch Dr. Johann Georg Sprengel, Redakteur des „Deutschen Blattes für Belgien", sowie durch die Herren Mitglieder des deutschen Komitees in Antwerpen. C.

Goldwährung und Bimetallismus. Eine Skizze von Ludwig Cohnstedt. Berlin, Verlag der Volkszeitung. 29 S.

Diese Schrift hat vor den vielen ähnlichen, aber vorwiegend einseitig polemischen, den Vorzug, einen ruhigen, klaren Überblick über den gegenwärtigen Stand des Währungsstreites zu bieten. Wir glauben, daß das deutsche Reich entschlossen und ohne Gefahr imstande ist, die Goldwährung aufrecht zu erhalten. Es ist einfach märchenhaft zu hören, wie sich die Bimetallisten die Durchführung und den Erfolg ihrer Pläne denken. Aber auf diesen Zauber wird kein besonnener praktischer Politiker hereinfallen. C.

Kritik des Sozialismus. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker u. Humblot. 117 S. Preis M. 2,40.

Ludwig Felix arbeitet an einer großen Entwickelungsgeschichte des Eigentums. Davon bildet die vorliegende Schrift im Wesentlichen den Schlußabschnitt des vierten und letzten Teils. Die Anlage des Ganzen gestattete die selbstständige Herausgabe dieses Bruchstückes, das ohnehin eines weiteren Leserkreises sicher ist infolge der brennenderen Aktualität der hier behandelten Fragen. Inhalt: 1. Die ethische Natur der sozialen Frage; Wesen des Sozialismus, 2. Die sozialistischen Beschuldigungen, 3. Die sozialistischen Ziele und Verheißungen, 4. Ergebnisse. Die eherne Ruhe, mit der Felix sich seiner Aufgabe entledigt, nimmt auch in jenen Punkten für seine Stellung ein, die zur Zeit noch keiner abschließenden Entscheidung gewachsen sind. Felix lehnt den umstürzlerischen Sozialismus, wie er heute parteimäßig propagiert wird, rundum ab. Und zwar aus Gründen, die er mit ungemeinem Scharfsinn aus der Natur der allgemein menschlichen, wie der wirtschaftlichen Entwickelung ableitet. Sobald uns das Gesamtwerk über die Geschichte des Eigentums vorliegt, werden wir Veranlassung nehmen, den Standpunkt dieses hervorragenden, mit den besten modernen Waffen kämpfenden Antisozialisten im einzelnen zu beleuchten. Dies möge aber hier gleich gesagt werden, daß Felix für die Hebung der unteren Klassen mit Nachdruck eintritt, für Hebung nicht aus Furcht vor Umsturzgefahr oder sonstiger momentaner politischer Rücksicht, sondern weil es eine gebieterische Pflicht ist, Pflicht des Menschen gegen seine Nebenmenschen. M. G. C.

Handbuch des Sozialismus von Dr. Carl Stegmann und Dr. C. Hugo. Zürich, J. Schabelitz, 1894. — Die zwei ersten Lieferungen dieses tüchtigen Werkes, dessen maßvoller, wissenschaftlich orientierender Prospekt schon vergangenen Sommer einen so ausgezeichneten Eindruck machte, liegen nun vor. „Sozialismus" wird hier definiert als „jene die Gesellschaftsordnung auf der Basis des Kollektiv-Eigentums errichtenden Bestrebungen". Damit ist die Magenfrage in den Vordergrund gestellt und politische und Verfassungsfragen in den Hintergrund geschoben. Die Bewegung wird bis ins

achtzehnte Jahrhundert verfolgt, bis nach Frankreich, wo in der „Verschwörung der Gleichen", unter Gracchus Laboef, der Beginn unserer heutigen sozialistischen Bewegung gefunden wird. Deutschland ist besonders ausführlich behandelt. Die Anordnung des ganzen Werkes ist eine lexikalische. Offen gestanden, hätten wir eine genetisch fortschreitende Darlegung dieser wichtigen, heute alles andere überragenden, Bewegung vorgezogen. Wer hat heute alle die Namen aus dem achtzehnten Jahrhundert im Kopfe, wie Laboef, Meslier, Morelly; oder selbst die späteren, wie St. Simon, Cabet, Fourier, Spenee, Godwin, u. a.? Und was man nicht im Kopfe hat, kann man nicht aufschlagen! Es wären dann auch jene kleinen Aufsätze vermieden worden, aus denen wir weiter nichts erfahren, als daß ein Cigarrenarbeiter X. einige Zeit Redakteur irgend eines sozialistischen Blattes war, und dann zur Cigarren Arbeit zurückkehrte (pag. 97), oder daß ein ehemaliger Lieutenant einmal einen rein phrasenhaften Ausspruch über die ‚rote Republik' that (pag. 24); was, mit der Sicherheit eines Konversations-Lexikons vorgebracht, als handelte es sich um einen berühmten Philologen, und was damit selbigen Cigarrenarbeiter der Nachwelt überliefert, einigermaßen befremdend wirkt. — Aber freilich, damit tritt uns eben die neue Zeit aus diesem Buch entgegen, daß wir merken und scharf empfinden, daß ein Cigarrenarbeiter heute wirklich von einflußreicherer Bedeutung sein kann, als ein gelehrter, bändeverfassender Philologe. Und mit Rührung lesen wir andererseits von einer englischen Journalistin weiter nichts, als daß „ihr in erster Linie die streikenden Arbeiterinnen der Zündholzfabriken in London, die sog. ‚match-girls' eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage verdanken" (pag. 65). Gerade genug! Und an anderer Stelle, unter „Beitzel, Konrad, ein Deutscher, hat bereits 1713 die kommunistische Gemeinde von Ephrata in Pennsylvanien gegründet. Zur Zeit der Blüte hatte sie einige Tausend Mitglieder. Die Bibel war ihre Führerin. Sie hielten alle Dinge gemeinsam, lebten in strengem Cölibat und wurden sehr reich. Nach dem Tode Beitzels, der ein sehr hohes Alter erreichte, fiel die Gemeinde bald auseinander". (Pag. 57.) — Aus diesen Proben mag der Leser schon entnehmen, ein wie reiches Material die Herren DDr. Stegmann und Hugo hier verwendet haben. Hoffen wir, daß das auf 8 Lieferungen à 60 Pf. veranschlagte Werk, welches wohl angesichts des sich stets häufenden Materials etwas langsam fortschreitet, noch im Jahre 1894 seine Vollendung sieht. — Man könnte darüber streiten, ob gerade heute, wo wir mitten in der Austragung der sozialistischen Streitfragen stehen, wo viele sich erwartungsvoll fragen, was in der nächsten Zeit z. B. in Deutschland die Oberhand bekommen muß, die utopistische Formulierung der Sozialdemokratie eines Bebel und Liebknecht, oder die ruhige, staatsmännische Auffassung eines von Vollmar, — ob gerade zu diesem unfertigen Zeitpunkt das Erscheinen eines parteilosen, wissenschaftlichen Handbuchs über Sozialismus, wie das vorliegende, angezeigt erscheine. Aber gerade heute begrüßen wir das Werk von ganzem Herzen. Gerade heute wird ein Werk, welches rein historisch über diese und jene kommunistische Bewegung der letzten zwei Jahrhunderte und ihre Ausgänge referiert, von unvergleichlich orientierendem, belehrendem und mäßigendem Einfluß sein. Daß jedem Gebildeten, der sich über die Genese dieser einschneidendsten unter den Tagesfragen von heute unterrichten, und jedem Schriftsteller, der über Nationalökonomie oder soziale Fragen die Feder ansetzen will, das vorliegende Handbuch unentbehrlich sein wird, brauchen wir wohl kaum besonders hervorzuheben.

Panizza.

Weitling, Wilhelm, Das Evangelium eines armen Sünders.

Bern 1845. — Bei Gelegenheit der Besprechung des bei J. Schabelitz in Zürich erschienenen „Handbuchs des Sozialismus“ möchten wir darauf aufmerksam machen, daß von dem Hauptwerk des bekannten Schweizer Kommunisten Wilhelm Weitling der Vierziger Jahre, dem in rührender Einfalt die Lehre Christi auf unseren kalten, geldjagenden, genußgierigen Norden anwendenden, „Das Evangelium eines armen Sünders“, ein Facsimile-Neudruck erschienen ist, dessen alte Typen den warmen Eindruck dieser herzinnig geschriebenen Schrift wesentlich erhöhen. Leider ist dieser Druck, von dem Franz Teubner in Bonn einige Exemplare auf Lager hat, so teuer (Mk. 5.—), daß es wünschenswert wäre, Schabelitz, oder ein anderer Verleger, der auf den Geldbeutel seiner Abnehmer Rücksicht nimmt, möchte dieses Schriftchen neu herausgeben. — Durcheilt man diese rührende Herzensarbeit und liest dann die bibliographische Notiz: „Das Buch wurde in der Druckerei samt dem Manuskript von der Polizei vernichtet, und Weitling erst gefangen gesetzt, dann aus der Schweiz ausgewiesen,“ so begreift man wirklich nicht, wo die polizeilichen Machthaber damals ihren Kopf hatten.

Panizza.

Litteraturgeschichte.

Julius W. Braun: Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Lessing und seine Werke betreffend. Erster Band. 1747—1772. Berlin, Friedrich Stahn, 1884. Zweiter Band. 1773 — 1781. Ebenda 1893.

Zwei dicke Bände von fast 900 Seiten und ein dritter Nachtrags- und Registerband wird in der Einleitung versprochen. Das kann sehr viel scheinen und mancher mag sich mit einem gewissen Gruseln ein grundlangweiliges Werk vorstellen, das nur für Philologen und Kleinkrämer da sei. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Das Buch hat für die Entwicklungsgeschichte unseres geistigen Lebens eminente Bedeutung und führt den Leser mitten hinein in das wirre litterarische Treiben, wie er es besser gar nicht verlangen kann. Angenehm ist das, was man zu lesen bekommt, nicht immer. Es steht viel albernes, dummes, hämisches, niederträchtiges, gemeines in dem Buche, und der Schriftsteller, der sich heutzutage über die litterarische Kritik ärgert, kommt bald zu der Erkenntnis, daß es auch ehedem nicht viel besser gewesen. Erst in den letzten Jahren seines Lebens findet Lessing einen ebenbürtigen Kritiker in Herder. Er ist der einzige, der bei Lessings Tode eine wirklich verständnisvolle Lobrede hält. Was sonst bei dieser Gelegenheit zu Markte gebracht wird, ist herzlich platt, und merkwürdig berührt es, daß der Redakteur der Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen, Friedrich Schiller, keine eigenen Gedanken vorlegen kann und den Bericht einer braunschweigischen Zeitung abdrucken läßt. Die Meister von der Schere und dem Kleister können Stolz sein auf den Kollegen. — Interessant ist es, zu verfolgen, wie allmählich Lessings Ansehn steigt. Nach dem Erscheinen der antiquarischen Briefe ist seine Bedeutung so gut wie unbestritten. Das Pack hat Angst bekommen, und kleine Einwände werden mit komischem Respekt vorgebracht. Das ändert sich mit dem Jahre 1777. Die Philologen, die in der ersten Periode Lessingen am Zeuge zu zupfen suchten, werden nun von den Theologen ersetzt, und es beginnt eine Hatz, wo kein Mittel gespart wird, wo es Schimpfworte regnet und mit hochnotpeinlichem Gericht gedroht wird. Die Ketzerrichter verstehen ihr Geschäft doch viel besser als die Splitterrichter. Gut, daß das Buch damit nicht zu schließen braucht, daß als letzter Richter Herder verständnisvoll die Summe eines kampfreichen Lebens zieht. — Es sollte mich freuen, wenn ich für das Werk einiges Interesse erweckt hätte. Der Herausgeber spricht

im Vorworte sehr resigniert, hoffentlich führt er das Werk bald zum Abschluß und findet die Anerkennung, die er verdient. Pausanias.

Friedrich Theodor Vischer. Vortrag, gehalten im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg von Theobald Ziegler. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1893. Preis M. 1,20.)

Das ist doch endlich ein verständnisvolles Buch über Vischer, frei von Überschätzung und kleinlichem Tadel, das die großen Vorzüge und die Schwächen des verehrten Mannes in Verbindung zu einander setzt und so auf den paar Seiten sehr viel zum Verständnis der ganzen Person beiträgt. Wie es der Charakter eines Vortrages mit sich bringt, ist vieles mehr angedeutet als ausgeführt, und den vollen Genuß an dem Schriftchen hat nur der, der Vischers Schriften, seine ganze litterarische Entwickelung genau verfolgt hat. Mir persönlich ist die Lektüre des wahrhaft nobel gehaltenen Vortrags eine Herzensfreude gewesen, um so mehr, als ich mir des Einflusses, den Vischer auf mich seit meiner Gymnasialzeit andauernd ausgeübt hat, mehr bewußt bin, als andere, auf die seine Schriften nur aus zweiter Hand gewirkt haben. Ich meine, es ist nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der Einfluß der Vischerschen Kunstkritik noch lange nicht in vollem Umfange erkannt und jetzt ganz ungehörig unterschätzt wird. Man mache sich nur einmal an die Lektüre des dritten Bandes der Ästhetik, und man wird staunen über die reiche Fülle seiner Bemerkungen; ich kenne keinen deutschen Kritiker, der gleich ihm künstlerisch nachempfinden konnte. — Zieglers Buch macht den Wunsch nach einer umfassenden Biographie rege. Es wäre eine erzieherische That, zu zeigen, wie der energische, leidenschaftliche, rücksichtslose Schwabe, der alles, was um ihn vorging, persönlich verarbeitete, sich mit seiner Zeit und seinem Leben abgefunden hat oder sich abzufinden bemühte.

Ibsens Dramen. Sechzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1894. Preis: 3 Mark.

Der rührige Verfasser von: Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Klassen (Leipzig, W. Friedrich) geht auf fast 300 Seiten der geistigen Entwicklung Ibsens in seinen Dramen nach. Er giebt in einer Beziehung das ausführlichste Buch über Ibsen, das wir besitzen, und bringt es zur rechten Zeit, jetzt, wo sich die jungen Kräfte immer mehr dessen bewußt werden, daß sie über Ibsen hinauszugehen haben, daß sie einen andern geistigen Inhalt dichterisch zu bewältigen haben, als er in den Dramen des Norwegers sich krystallisiert hat. Ich sage absichtlich in einer Beziehung. Reich ist dem Denker Ibsen gerecht geworden, nicht dem Dichter. Sobald er von der Kunst Ibsens handelt, werden seine Ausführungen schwach, sehr schwach. Es ist dasselbe Verhältnis wie in dem ersten Buche des Verfassers. Das Buch, das Ibsen in seinem ganzen Wesen zeigt, das seine ganze Bedeutung erschöpft, ist noch nicht geschrieben. Aber in dem begrenzten Stoffgebiete erweist sich der Verfasser als wohlbewandert und gründlich. Es wird keiner an seinem Buche vorübergehen dürfen, der über Ibsen mitreden will. Der Vortrag ist klar, frisch und anregend. Freilich stört auch hier wieder die Form. Reich schreibt kein gutes Deutsch. Er wird oft journalistenmäßig breit. Ich kann mir nicht helfen, ich wünschte das Buch um 100 Seiten geringer an Umfang, und das ließe sich leicht durch einen mehr konzentrierten Gedankenausdruck erreichen. Ich wiederhole, um nicht mit einem Tadel zu schließen: Reichs Buch ist lesenswert; es ist gründlich und giebt nicht wenige neue Gesichtspunkte. Ich hoffe in anderm Zusammenhange, zustimmend und abweisend, darauf zurückzukommen.

G. Morgenstern.

Völkerkunde.

Die deutschen Kolonien. Beschreibung von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen von Karl Heßler. Mit 4 Karten und zahlreichen Abbildungen. (Metz, Georg Lang. 111 S.) Preis M. 2.

Korea. Märchen und Legenden, nebst einer Einleitung über Land und Leute, Sitten und Gebräuche Koreas. Von H. G. Arnous. Mit 16 Abbildungen nach Originalphotographien. (Leipzig, W. Friedrich. 146 S.)

Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika. Von Wilhelm Wolfrum, weiland Lieutenant der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe (gefallen am 10. Juni 1892 bei Moschi am Kilimandscharo). Mit einem Porträt, 4 Illustrationen und einer Karte. (München, Hermann Lukaschik, Franz'sche Hofbuchhandlung. 174 S.)

Karl Heßler hat 1888, im Dreikaiserjahr, seine Beschreibung der deutschen Kolonien „nach den neuesten und besten Quellen" bearbeitet. Inzwischen ist die Hälfte unserer Kolonien an England verschenkt worden. Kaiser Wilhelm II. und Caprivis Kolonialpolitik konnte man beim besten patriotischen Willen und tiefsten politischen Scharfsinn nicht vorausahnen. Heßlers Buch hat dadurch nicht an Reiz verloren. Wissen wir doch, was wir gehabt haben und können die hübsche Beschreibung davon lesen. Wenn einst auch der Rest deutscher Kolonien verschenkt sein wird oder sonstwie verthan, wird Heßlers Buch noch pikanter auf die lernbegierige deutsche Jugend wirken. Frei nach Goethe können unsere eroberungskühnen Heldenjünglinge daraus die nationale Moral ziehen:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Verschenk es, um nichts zu besitzen,
> Und tausch dein Beinkleid um einen alten
> Hosenknopf.

Die Schilderung Koreas, dessen Name bedeutet „das Land der Morgenruhe" und dessen Nationalwappen „das männliche und weibliche Element der Erde" in symbolischer Umarmung darstellt, ist äußerst anziehend. Aus unserem grauen westeuropäischen Kulturelend blickt man in eine einfache, naive Welt, die zwar auch ihre Kehrseite hat, aber dabei doch Vorzüge, nach denen die Kultureuropäer mit der Tyrannei ihrer Millionenheere und Milliardenschulden sich ewig vergeblich sehnen.

Wilhelm Wolfrums Tagebuchblätter und Briefe aus Ostafrika, litterarisch eine wertvolle Leistung, sind auch reich an feinen ethnologischen Beobachtungen. Ein genialer Kopf, ein edles, schwärmerisches Herz, büßte der jugendliche bayerische Offizier seinen Kolonial-Idealismus mit dem Leben. Unsere afrikanische Reichspolitik ist wahrhaftig das Blut nicht wert, das wir bereits geopfert haben und noch werden opfern müssen; denn schwächlicheres und unzulänglicheres hat selbst das Caprivische Regiment in innerer und äußerer Politik nicht geleistet, als die Ratgeber, die unsere kolonialen Angelegenheiten leiten. Preußen hat, wie's scheint, kein Talent für derartige Unternehmungen. Wozu hat es heute überhaupt Talent? XYZ.

Vermischte Schriften.

Die nordische Herkunft der Trojasage, bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde. Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 12 Abbildungen im Text. (Glogau, Carl Flemming. 48 S.)

Denjenigen klassischen Philologen, die erst vor kurzer Zeit des nämlichen Verfassers Aufsehen erregende Forschungs-Werke „Tuisko-Land" und „Die Trojaburgen Nordeuropas" mit so überlegener Heiterkeit begrüßten, dürfte noch vor Erscheinen der vorliegenden Schrift das Lachen vergangen sein. Denn sie sind, die sich naturwissenschaftlichen Gründen so wenig zugänglich zeigen, auf ihrem eigenen Gebiet durch einen archäologischen Fund geschlagen worden, der so beweiskräftig für Krauses Theorie ist, als es der anspruchvollste Altertumsforscher nur fordern

kann. Dieser Fund ist der in altruskischem Boden, einige Meilen von Rom gefundene „Krug von Tragliatella“. Wie das alles zusammenhängt, ist in der vorliegenden Schrift selbst nachzulesen. Krauses Ansicht von der nordeuropäischen Abstammung der Arier, von der nordischen Heimat der Trojasagen hat nunmehr eine unerschütterliche Stütze gefunden. Wenn auch nicht der einzige, so ist dies doch der glänzendste und für die Entwickelungslehre folgenreichste Sieg, den der berühmte Naturforscher über die alten Philologen errungen. XYZ.

Erinnerungs-Bilder. Gesammelte Feuilletons von Thomas Koschat. (Klagenfurth, F. v. Kleinmayr. 272 S. Preis Mk. 3.)

Lustige Erlebnisse, Momentaufnahmen, Wanderskizzen aus den Bergen — kurz ein Kunterbunt von einigen Dutzend Nummern, die zwar litterarisch von der leichten deutsch-österreichischen Art der vormodernen Zeit, aber als Unterhaltungslektüre weit ansprechender sind, als manche anspruchsvolle Arbeiten, die nach irgend einem nagelneuen Kunstschema am Schreibtisch zusammengeschwitzt wurden. Thomas Koschat, als Musiker und Schreiber, ist ein prächtig gesunder Typus, mit dem sich in Erholungsstunden äußerst angenehm verkehren läßt. C.

Georg Steinhausens „Geschichte des deutschen Briefes“ (Berlin, R. Gaertner) führt auf ein bisher noch gänzlich unbebautes Gebiet. Laube hat einmal den Stil das Kulturgesicht des Menschen genannt, und was für den einzelnen gilt, gilt auch für das Volk. Die intimsten Regungen des Menschenherzens, im Briefe treten sie ans Licht. An vielen der mitgeteilten Briefe und Briefstellen würde der politische Geschichtschreiber achtlos vorüber gehen; für den sozialen Historiker bilden gerade die einfachsten Privatbriefe eine unerschöpfliche, durch nichts anderes zu ersetzende Fundgrube. Der Verfasser schildert im ersten Bande seines umfassenden, hochinteressanten Werkes die Anfänge des deutschen Briefes, die natürlich lateinisch waren; in Frauenbriefen und Liebesbriefen klingt zum erstenmal die deutsche Sprache leise an. Der zweite Band behandelt das siebzehnte Jahrhundert und das achtzehnte, letzteres das eigentliche Jahrhundert des Briefes. Jemehr wir der Gegenwart uns nähern, um so mehr verliert der Brief an Charakter; Postkarte und Draht scheinen ihn immer mehr zu verdrängen; eine weitere Entwickelung ist bis jetzt wenigstens nicht erkennbar. Dr. R. W.

Misteli: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.“ Berlin, Dümmler.

Immer weiter dringt der Menschengeist in das Wesen der Sprache ein. Aber nicht mehr ins blaue philosophierend, sondern auf immer genauerer Kenntnis der Thatsachen fußend. Und so gewiß es ist, daß Kenntnis der Sprachen noch nicht Erkenntnis der Sprache einschließt, so gewiß beruht diese doch auf jener und kann ohne jene doch nur ein Scheindasein fristen. Der Verfasser, Professor an der Baseler Universität, hat Steinthals vor einem Menschenalter erschienenes Werk neu bearbeitet, doch so, daß es mit Recht seinen eigenen Namen an der Spitze trägt. In sechs Gruppen, von den Indianersprachen bis zu den semitischen und indogermanischen, führt der Verfasser an passenden Beispielen die Typen des Sprachbaues vor, das Charakteristische betonend. Sonderbar mutet uns, die wir uns in der verhältnismäßig engen indogermanischen Gruppe zu bewegen gewohnt sind, manches an, aber mit einiger Bemühung kann uns auch das scheinbar Unsinnige verständlich werden. Während durch Verdoppelung (z. B. Bonbon, ff.) bei uns Verstärkung beabsichtigt und auch erzielt wird, ist im Malaiischen das Gegenteil der Fall: raja raja heißt ein kleiner König, die Verdoppelung schwächt hier ab. Und der Grund? Das Große, Edle ist selten, das Niedrige, Kleine ist häufig. Dr. E. W.

Amerikanische Litteratur.

Über das seltsam geniale Werk: **Christ.** A dramatic poem in three acts by **C. Sadachiki Hartmann.** Author's edition 1893 — mit der Widmung: This work is dedicated to those who have misjudged, humiliated, or injured me during my past life — schreibt uns die amerikanische Malerin und Schriftstellerin Miß **Annie Renouf Whelpley:**

Dieses Drama ist mir kulturhistorisch interessant. Der's geschrieben, ist ein Japaner, der halb Deutschamerikaner ist und Walt Whitman nachahmen will. Seine Art hat die flache Perspektive, die scharf abgegrenzte Farbengebung und das scheinbar unmotivierte der japanischen Kunst, dabei das Haschen nach dem Argot der neuen Heimat, welches dem Deutschamerikaner in der ersten Generation drüben eigen ist. Die Japaner sind von allen Völkern vielleicht das laszivste und — wunderlich genug — besitzen dabei die stärkste Achtung vor der konventionellen Moral und dem herrschenden sozialen Gesetz. Im sittsamen Nordamerika (und in Boston erst recht) scheint es dem Mischling-Japaner in betreff der Vereinigung dieser beiden nationaljapanischen Eigentümlichkeiten nicht eben gut zu gehen.

In diesem **Christus-Drama** des Herrn **Sadachiki Hartmann** herrscht der schwüle Atem des Anteros. Es stellt eine Reihe von Figuren auf, Männer und Weiber, die sich geschlechtlich vereinigen oder diese Vereinigung anstreben — das ist das Ganze. Der Dichter spricht nur von diesem Thema. Einiges sagt er sehr schön, er sagt aber fast nichts, was nicht schon Walt Whitman vor ihm gesagt hätte. Das macht jedoch nichts. Im Drama entscheidet die Wirkung. Und die Wirkung ist nicht zu bestreiten.

Dem **Christus**, den der Verfasser Jeshua nennt, teilt er drei Frauen zu. Mit einer hiervon, Hannah, vereinigt sich Jeshua, die beiden andern will er nicht, daher verfällt die eine in Nymphomanie, die andere (Königin Zenobia) sucht sich in Orgien zu betäuben. Die **Mutter Maria** wird von dem Geldwechsler Tubal Cain geschlechtlich begehrt. Er verfolgt sie vom Beginn des Dramas an mit absolut eindeutigen Anträgen, die sie aber beharrlich ausschlägt. Und so weiter.

Das ganze Buch ist von einer geschlechtlichen Erregung erfüllt, die an Wahnsinn grenzt. Dabei ist es dennoch naiv und niemals schmutzig. „Der große Pan ist noch nicht tot, drum hab' ich dies Buch geschrieben; Sinnlichkeit beherrscht die Welt nach wie vor, und Optimisten wie ich müssen jede Gelegenheit ergreifen, die Menschheit aus ihrem bacchantischen Taumel-Traum zu erwecken," sagt der Verfasser im Vorwort. Man fühlt, daß dem asiatischen Gehirn die europäische Kultur noch nicht viel mehr als eine Sammlung von Schlagwörtern ist. —

Soweit die geistvolle Kritikerin. Es erübrigt nur noch, um unsern Lesern ein möglichst rundes Bild von diesem interessanten deutsch-japanisch-amerikanischen Schriftsteller zu geben, noch einige biographische Notizen beizufügen.

Sadachiki Hartmann ist 1867 in **Nagasaki** geboren. Sein Vater war ein deutscher Kaufmann, seine Mutter eine vornehme Japanerin, die kurz nach seiner Geburt starb. Er wurde bei reichen Verwandten in **Hamburg** erzogen. Während seiner Kindheit hatte er manchfache Gelegenheit, in Deutschland zu reisen und seine natürliche Kunstanlage zu entwickeln. Neue Störungen im Familienleben brachten ihn, kaum fünfzehnjährig, nach **Amerika.** Hier begann er seine Laufbahn in einer lithographischen Druckerei und war bald nacheinander Steindrucker, lithographischer Zeichner, Negativ-Retoucheur, Buchagent, Kommis usw. Schließlich gab er alle diese regelrechte Handwerkerei auf, getrieben von dem einzigen Ehrgeiz, in allen Gattungen der Kunst sich zu üben und seinen Geist auf eigene Füße zu stellen. Dabei geriet er aber in die größte Leidesnot. Um nicht

ganz zu verhungern, schrieb er Zeitungsartikel und erteilte Privatunterricht in Fächern, daraus er sich erst das Nötige selbst vor der Stunde aneignen mußte.

Diese jahrelangen Entbehrungen, Arbeiten und Studien zerstörten seine Gesundheit. Trotzdem trieb ihn sein Erkenntnisdrang aufs neue in die weite Welt. Er kam nach Europa, besuchte London, Paris, Berlin, München, wo er mit manchen Berühmtheiten der Litteratur und Kunst in persönlichen Verkehr trat.

In München wußte er's anzustellen, daß er den mitternächtigen Theateraufführungen König Ludwigs II. beiwohnen konnte. Noch vermochte er sich nicht für einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Für Dichtung, Malerei und Schauspielerei fühlte er die gleiche Lust und Beanlagung in sich. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen, von Deutschland aus der amerikanischen Kunst wirksame Dienste zu leisten, zog er wieder übers Wasser und ließ sich in Boston nieder.

Hier gelang es ihm, sich einen Hausstand zu begründen und im Journalismus festen Fuß zu fassen. Das oben besprochene Drama „Christ" ist sein erstes litterarisches Werk in Buchform. Nahezu fünf Jahre verwendete er auf die Ausführung dieser merkwürdigen Dichtung. Er betrachtet dieselbe als eine Reformthat, die erst zu voller Wirkung gelangen kann, wenn sie mit geeigneter Musik und den reichen modernen scenischen Ausstattungsmitteln auf die Bühne kommt. Daran wird sie aber noch lange gehindert sein, nicht wegen des so weltlich behandelten heiligen Stoffes, sondern wegen der grandiosen Freiheit des Ausdrucks, den sich der Verfasser gestattet, und die ihm nur derjenige als vollberechtigt zugestehen kann, der mit ihm auf der gleichen Höhe absolut vorurteilsfreier Welt- und Menschenbetrachtung steht, jenseits von allem konventionellen Schnickschnack der Kultur wie der offiziellen Moral.

Hoffentlich versteift sich Sadachiki Hartmann nicht darauf, mit seinem zweiten Werke zu warten, bis sein Erstlingswerk so durchgeschlagen, wie er sich's träumt — sonst könnte er leicht warten bis Nimmermannstag. M. G. C.

Norwegische Litteratur.

Es geht nicht anders; die andern müssen warten.

Jetzt, wo ich dieses schreibe, hat man eben in Norwegen ein Fest gefeiert, Jonas Lies sechzigsten Geburtstag (6. Nov.), und das Ganze nahm sich aus wie ein Familienfest, ein Fest starker, kräftiger Liebe. Galt es doch dem Dichter, der das Leben seines Volkes bis ins innerste hinein verstanden hat, wie keiner seiner Altersgenossen, dem Dichter von „Der Hellseher", „Lebenslänglich verurteilt", „Die Familie auf Gilje", „Eine Ehe", „Die Töchter des Kommandeurs", „Ein Malstrom", „Maisa Jons" „Böse Mächte" und „Trold".

Lie ist etwa gleichaltrig mit Ibsen und Björnson, aber seine Kunst ist jünger. Erst zu Anfang der siebziger Jahre erschien „Der Hellseher", erst mit dem Jahre 1883 („Die Familie auf Gilje") dringt er definitiv durch und ist jung und frisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Er ist nicht Problemdichter. Arne Garborg hat seine Kunst unübertrefflich geschildert (Jonas Lie. Christiania, Aschehoug & Co. 1893): „Wenn man ein Buch von Lie gelesen hat, schreit man nicht auf, wappnet sich nicht zum Kampf oder zu geharnischten Zeitungsartikeln. Wir sehn wohl, daß dies und jenes nicht in der Ordnung ist. Aber es liegt tiefer, als daß es nützen könnte, zu schreien. Man hat mit dem Dichter einen Blick des Verständnisses in den Wirrwarr und das tausendfach verschlungene Gespinst des Lebens geworfen und wird eher mit Andacht, einem gewissen mit Wehmut gemischten Respektgefühl erfüllt. Viele, viele Wurzeln und Heimlichkeiten hat dieses Leben, und seine Gesetze sind nicht klipp und klar auszurechnen. Es ist ja leicht zu sagen: so soll es sein. Aber wenn nun das, was ist und was wird — wenn es

nun Gründe und Zusammenhänge haben könnte; wenn es im Prozeß des Lebens Funktionen hätte, die wir noch nicht sehen, die aber einmal — nach hundert Jahren — von einem historischen Genie konstatiert werden? Diese Tiefe in der Auffassung des Lebens ist's, die Lie so prächtig doktrinfrei macht. Vielleicht haßt er nächst der Konvenienz Doktrinen über alles, diese Hemmnisse freien Wachstums, diese im voraus konstruierten Façons, in die das Leben hineingeklemmt werden soll. Durch die Dichtung des reifen Mannes höre ich oft die Stimme des Jünglings von seinem ersten Auftreten an klingen —: Das Urteil ist gefallen über die alte Politik, die die Welt mit Gewalt und Kunst entwickeln wollte . . . des Lebens Gesetz ist Selbstentwicklung; wir haben ihm nur den Weg frei zu bahnen — sein Wachstum zu verstehn und uns zu hüten, es abzusperren. Ehrerbietung für das Seiende und das Werdende!" Lie ist Impressionist, wie die jungen Dichter, die Mitte der achtziger Jahre auftraten. Er hat für die Wirklichkeit das große Verständnis, d. h. Humor. „In Lies Dichtung ist das Herz das Centrale." „Alles hat Bedeutung oder hat keine Bedeutung, je nachdem das Leben es benutzen oder nicht benutzen kann. Beim Menschen ist das Herz das Lebensorgan. Durch das Herz hängen wir mystisch mit dem Leben der Welt, dem Daseinsgesetze zusammen. Deshalb wird das Herz Maß für einen Menschen. In dem Klopfen des Herzens pulsiert das ewige Leben, und der Wert des Individuums kann nach der Stärke dieses Pulses gemessen werden."

Lies Wirksamkeit ist für sein Land von eminentester Bedeutung gewesen. Wenn er jetzt sagen konnte, stolz auf die Entwickelung seines Landes: wir können jetzt unser Volk und unser Land mit einer ganz anders bewußten Liebe lieben als früher, wenn er darauf hinweisen konnte, daß die Welt jetzt staunend auf das rege Geistesleben in Norwegen blicke, so hat er nicht zum mindesten seinen Teil an dem Errungnen. Garborg hat eingehend geschildert, wie er die norwegische Politik verfolgt und an ihr teilgenommen hat, wie seine Werke Einfluß auf die Frauenbewegung gehabt haben. Vor allem soll es Lie nicht vergessen werden, daß er der einzige, anerkannte Dichter war, der, als sich der Sturm über Hans Jægers Buch: „Aus der Christianiabohême" erhob — der damals die Jungen verstand und für sie eintrat.

Es geschieht selten, daß ein Dichter eine Lebensbeschreibung als Geburtstagsgeschenk bekommt wie die, die Arne Garborg geschrieben hat. Er ist Lies Entwicklung mit einer Hingebung und einem Verständnis nachgegangen, wie es einem Nochlebenden gegenüber kaum möglich scheint. Garborg schließt: „Lie wird merken, daß seine unverwüstliche Liebe zu dem „wunderlichen Lande, zu dessen Aufbau unser Herrgott so viele Granitfelsen gebraucht hat", ohne daß es deshalb ein unfruchtbares Land wurde — daß diese Liebe erwidert wird." Ich wünsche Garborg, daß ihm dasselbe Schicksal wird; er hat es schon jetzt verdient.

Knut Hamsun hat in seinem Romane: Redaktør Lynge (Kopenhagen, P. G. Philipsen) die ungewohnten Bahnen verlassen, die er in den „Mysterien" eingeschlagen hatte und im alten Stile geschrieben. Das ist dem Buche gut bekommen; nach kurzer Frist mußte eine zweite Auflage erscheinen. Diesen Erfolg verdankt es freilich noch dem Umstande, daß es allgemein für ein Pamphlet gehalten wird. Mag dem sein, wie ihm will, selbst wer die Christianiaer journalistischen Verhältnisse nicht kennt, wird den Roman mit dem größten Interesse lesen, und es ist sehr verwunderlich, daß eine deutsche Übersetzung auf sich warten läßt. Die Hohlheit des Zeitungsschreiberwesens, das damit verbundene plebejische Strebertum ist kaum je mit gleichem Geschick und so überzeugend lebendig an den Pranger gestellt worden, wie

hier; und die Polemik, die hier geführt wird, gilt ebenso wie für Norwegen für alle Kulturlande. Der von Hamsun gezeichnete Redakteur hat so viel Typisches an sich, daß man nicht in norwegische Verhältnisse eingeweiht zu sein braucht, um die Figur zu verstehn. — Die Schwäche des Romans liegt darin, daß der Gegner des Redakteurs Leo Höybro nicht genügend klar gezeichnet ist. Er erinnert an den Helden der „Mysterien", und Hamsun versucht hier offenbar eine aristokratisch-revolutionäre Gestalt nach seinem Herzen zu zeichnen. Hoffentlich gelingt ihm die Ausarbeitung der Figur in einem späteren Werke.

Arne Garborg hat sich in seiner Erzählung Fred (Bergen, Mons Litleré) der Schilderung bäuerlicher Verhältnisse zugewandt. Er schildert den Einfluß religiöser Grübelei auf ein einfaches, nachdenkliches Bauerngemüt. Die Schilderung ist wieder, wie immer bei Garborg, ungemein intensiv und mit dem Herzen geschrieben. Es liegt dem Buche offenbar viel Selbsterlebtes und in nächster Nähe Geschautes zugrunde. Es verdient, Volksbuch zu werden. — Ins Deutsche übersetzt ist der „Frieden" von Marie Herzfeld. (Berlin, Fischer. 1893.)

Der eigentümlichste norwegische Roman des vergangnen Jahres ist Syk kjærlihrt von Hans Jæger (zu beziehen gegen Einsendung von 7 Franks vom Verfasser, 44 rue Verou, Paris). Mit größerer Wucht, mit größerer rücksichtsloser Kunst ist perverse Liebe nie beschrieben worden; nackter hat niemals ein Dichter sein eigenes Empfindungsleben der Welt preisgegeben. Zum Entgelt hat das Philistertum, haben die selbstgefälligen Tugendwächter aller Parteien wieder einmal über Schweinerei schreien dürfen und Gelegenheit gehabt, sich dem verehrten Publiko als Tugendhelden zu präsentieren. Gegen die Macht dieser Herren ist nicht anzukämpfen, denn eine eingehende Besprechung des Buchs ist unmöglich. Der einzige, der es gewagt hat, wurde in Kopenhagen zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. Wozu auch darüber schreiben? Das Buch wird schon ruhig seinen Weg gehn und der Kunst seines Verfassers Anerkennung schaffen.

G. Morgenstern.

Polnische Litteratur.

Die moderne Litteratur der Neuzeit hat wohl wenig Dichtungen aufzuweisen, die sich so innig an die verklungene Romantik der fünfziger Jahre anklammerten, als die Schöpfungen des polnischen Dichters Kasimir Glinski, eines begabten Nachzüglers der großen Litteraturströmung und Nachahmers der berühmtesten Dichterheroen Polens, deren Thätigkeit in der Entwickelungsgeschichte der vorletzten Jahrzehnte eine bedeutende Rolle spielte und deren Schöpfungen noch heutzutage einen unleugbaren und nicht geringen Einfluß auf die zeitgenössische polnische Dichtung ausüben. Glinskis eben erschienene Gedichtsammlung „Poezye" (Warschau 1893) gemahnt an die erhabene Lyrik seiner genialen Vorgänger, namentlich an Slowackis glühende, leidenschaftliche und zugleich gemütsvolle Dichtungen, die in den Augen des polnischen Lesepublikums fast mit jedem Tage an neuem Reize zu gewinnen scheinen und dasselbe heute wie ehedem entzücken und berauschen.

Glinskis Dichtertalent kann natürlich in keiner Weise dem seines genialen Vorbildes gleichgestellt werden; dennoch besitzen seine Schöpfungen eine an Slowackis Genie gemahnende Formvollendung, die sich namentlich in den gleichzeitig (ebenfalls in Warschau) unter der Aufschrift „Dramaty" veröffentlichten Dramen: „Anna Firlej" und „Almanzor" kundgiebt, in welchen geschichtliche Stoffe vom Dichter phantastisch aufgefaßt und in rein romantischem Sinne bearbeitet wurden. Das erstgenannte Drama behandelt eine Begebenheit aus der Vergangenheit Polens; es ist eine Liebestragödie, nach großen Mustern ausgeführt, in welcher der ge-

schichtliche Thatbestand in volkstümlicher Überlieferung verwertet wurde. Das andere Drama schildert dagegen treu den Untergang der mauritanischen Herrschaft in Spanien und zeichnet sich im Vergleiche mit jenem Drama nicht nur durch wahrheitsgetreue Behandlung des Stoffes, sondern auch durch einen wohlthuenden Realismus aus, dem der Dichter in seinem ersten Werke keinen Platz einräumte.

In schroffem Gegensatze zu Glinskis Spätromantik steht die realistische, aus dem vollen Menschenleben gegriffene und dem Sprudel der Zeitströmungen entsprungene Dichtung von Daniel Zglinski unter dem Titel: „Jakob Warka" (Warschau 1893), ein preisgekröntes soziales Drama in vier Aufzügen, das unlängst mit großem Erfolge im Krakauer und Warschauer Theater aufgeführt wurde und ungeteilten Beifall erregte. Zglinskis Dichtung ist ein modern durchdachtes und mit großem Verständnis für die modernen Zeitfragen ausgeführtes Zeitbild, in welchem die heutigen sozialen Zustände, die in dem wütenden Konkurrenzkampfe des Kapitals zu gipfeln scheinen und die kraftvoll auftauchende Notwendigkeit einer neuen, besseren Weltordnung mit überzeugender und packender Wahrheitstreue und überwältigendem Dichtungsvermögen geschildert werden. Die Technik des Dramas ließe hie und da manches zu wünschen übrig; doch müssen die kleinen und leicht zu verbessernden Fehler im Angesichte der wirklich großen Vorzüge des Werkes stets in den Hintergrund treten und dürften dieselben beim Urteil über den künstlerischen Wert der Schöpfung kaum ins Gewicht fallen. Zglinski, der sich schon früher als Verfasser einiger kleineren Lustspiele und eines sozialen Schauspieles „U wspólnego stołu" („Bei gemeinsamer Tafel") bekannt machte, ließ sich seit einigen Jahren gar nicht hören und trat erst jetzt in voller Rüstung eines gereiften Dichtertalentes vor die Schranken eines dramatischen Wettbewerbes, in welchem seine neue Schöpfung die verdiente Auszeichnung errang.

Ein nicht minder interessantes, wenn auch in jeder Hinsicht verschieden veranlagtes Werk bietet der bekannte Lustspieldichter Zygmunt Sarnecki in seinem neuesten Lustspiele „Urocze oczy" („Zauberaugen", Krakau 1893). Es ist dies eine ebenfalls auf sozialem Boden entstandene Schöpfung, deren Hauptinteresse sich jedoch nicht in der trefflichen Schilderung der bestehenden Zustände zu konzentrieren scheint, sondern in dem neu in die zeitgenössische Dramendichtung eingeführten Motive — des modernen Hypnotismus bestehen soll. Im Rahmen einer äußerst gelungenen Darstellung der heutigen, in nationaler Hinsicht, traurigen und bedauernswerten Lage des polnischen Adels in Russisch-Polen verwertet Sarnecki die neuesten Errungenschaften des wissenschaftlichen Okkultismus und die Erfolge psychologischer Experimente über Suggestion und Hypnotismus mit einer technischen Gewandtheit, die ihn als Bühnendichter immer auszuzeichnen pflegte. Wie immer man auch diese Einführung zweifelhafter Erscheinungen der Gedankenwelt in das Bereich der Bühnendichtung beurteilen möchte, dieses eine muß zugegeben werden, daß es ein interessantes Wagnis ist, dessen Ausführung immerhin eine Anerkennung verdient. Dem Verfasser der „Zauberaugen" gelang es, diese Anerkennung zu rechtfertigen, denn er schuf trotz der leicht zu übertreibenden Effektanwendung ein ernstes, künstlerisch wertvolles Werk, das voraussichtlich einen bedeutenden Bühnenerfolg erzielen wird.

Aureli Urbański, der enthusiastische Verherrlicher des polnischen Martyriums und der polnischen Freiheitskämpfe und unerbittliche Herold des Russenhasses in der polnischen Dichtung, — bereicherte dieselbe mit einem neuen, gewichtigen Werke, das unter der sarkastischen russischen Aufschrift „Mjatjesch" („Aufruhr", Lemberg 1893) eine Reihe lyrischer und epischer Gedichte enthält, in denen mit packender Kraft und feurigem Dichtertemperamente

die Leiden der polnischen Vaterlandsverteidiger vom Jahre 1863 und die damalige empörende Vertierung der russischen Söldner geschildert werden. Urbański, der treffliche Dramendichter, dessen Bühnenstücke größtenteils nationale Stoffe berühren, legte in „Miatież“ eine bedeutende lyrische Begabung zutage, und schuf darin ein Werk von dauerndem Werte und echtem poetischen Schwunge.

Was die polnische Erzählungslitteratur anbetrifft, so bleibt dieselbe in ihrem Entwicklungsgange der fremdländischen keineswegs nach. Unaufhörlich wird sie durch eine Reihe hervorragender Werke bereichert, die von den besten zeitgenössischen polnischen Dichtern herrühren. Sienkiewicz, Orzeszkowa, Konopnicka, Prus u. a. — von denen ich schon in der „Gesellschaft“ zu berichten Gelegenheit hatte — versäumen nicht, fast jahraus jahrein neues und tüchtiges zu leisten und der vaterländischen Litteratur Werke von hohem Werte beizubringen. Neben ihnen erscheint an der Oberfläche der modernen Litteraturströmung hie und da auch ein neues, jung emporstrebendes Dichtertalent, und die Zahl der beachtungswerten Vertreter der neueren Richtung nimmt schnell zu.

Zu den jüngsten Emporkömmlingen — im litterarischen Sinne des Wortes —, die eingehender Betrachtung gewürdigt zu werden verdienen, gehört Ignatz Dąbrowski, dessen Erstlingswerk „Smierc“ („Der Tod“, Warschau 1893) mit einem Male die gesamte polnische Kritik aufrüttelte und zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß gab. Dąbrowskis Erzählung schildert die letzten Tage eines Schwindsüchtigen und zeugt von solchem Beobachtungsvermögen und subtilem Verständnis für die geheimsten Regungen der Menschenseele, wie sie nur selten bei jungen Dichtern vermutet werden können.

Von dem ebenfalls jungen, aber schon bestbekannten Novellisten Zygmunt Niedzwiecki, dem Verfasser der frivol angehauchten, im Grunde aber tief pessimistischen Novellensammlungen „Słońce“ („Die Sonne“) und „Jedyne dzieło“ („Das einzige Werk“) — von denen ich schon in der „Gesellschaft“ berichtet wurde — erschien jüngst ein neuer Band von Skizzen und Erzählungen unter der Aufschrift „Uogniska“ („Am Herde“, Krakau 1893), der sich von den früheren wesentlich dadurch unterscheidet, daß er das ausdrückliche Gepräge einer politisch-sozialen Tendenz trägt, hie und da sogar starke Ausfälle gegen die Gegner der neuen Richtung enthält und manchmal durch persönliche Andeutungen eine lokale Färbung erhält. Niedzwiecki tritt hier als eifriger Verteidiger der sozialdemokratischen Weltanschauung auf, und seine offen und dreist zur Schau getragene Parteiangehörigkeit muß ihm angesichts der in Galizien vorherrschenden politischen Reaktion — von Freund und Feind gutgeheißen werden.

Das jüngst gefeierte Dichterjubiläum Kornel Ujejskis, des begabten Sängers der „Jeremias-Klagen“, gestaltete sich in Galizien zu einer großartigen Nationalfeier, in welcher die nationale Bedeutung von Ujejskis Schöpfungen und die ungewöhnlichen, ihm entgegengebrachten Huldigungen seitens der polnischen Nation stark hervortraten. Der Name des greisen Dichters, der in Liedern von echt poetischem Schwunge nnd patriotischem Feuer das Weh und Leid seines Vaterlandes verewigte, gehört nun zu den populärsten in Polen und, obwohl Ujejskis Schöpfungen von der russischen Censur für „immer“ strengstens verpönt wurden, giebt es wohl selbst in Russisch-Polen keinen intelligenten Menschen, der die berühmten „Choräle“ aus den „Jeremias-Klagen“ nicht auswendig könnte. Das genannte Gedicht fand eine solche Verbreitung unter dem Volke, daß es als nationales Gebet und Hymne bei jedem Feste gesungen wird, und seine erschütternden Weisen üben eine unbeschreibliche, erhebende und zugleich trauervolle Wirkung auf die Volksmassen aus. Ujejskis dichterische Thätigkeit beschränkt sich jedoch

keineswegs auf die genannte Dichtung; außerdem veröffentlichte er einige Bände lyrischer Gedichte, die ihm unter den polnischen Dichtern eine hervorragende Stelle einräumen und ist auch als Verfasser einiger dramatischer Fragmente bekannt. Großer Beliebtheit und Popularität erfreuen sich seine „Glossen zu Chopins Mazurkas", die auch dem deutschen Publikum in einer gelungenen Übersetzung von Heinrich Monat zugeführt wurden. Auch fanden die übrigen Dichtungen Ujejskis zahlreiche Übersetzer; von den Deutschen erwähne ich Regine Wolf, Emilie Bett, Albert Zipper und Albert Weiß. Die talentvollen Schöpfungen des „polnischen Jeremias" verdienen auch zu den Schätzen der modernen Gesamtlitteratur gezählt zu werden, und es sollte kein wahrer Litteraturfreund und Liebhaber von wahrer, edler Poesie es versäumen, aus dieser Quelle des reinsten Genusses zu schöpfen und die Perlen polnischer Lyrik näher kennen zu lernen.

Ignaz Suesser.

Vermischtes.

Moderne europäische Sklaven. Über die Lage der Arbeiter in den Schwefelminen auf Sizilien hat ein Redakteur der römischen „Tribuna" eine Privat-Untersuchung veranstaltet. Was er über die gottverfluchten, unmenschlichen Zustände jetzt veröffentlicht, macht einen herzerschütternden Eindruck. Er besuchte in Gemeinschaft mit einem Deputierten das Schwefelbergwerk Campobello in der Provinz Girgenti (eine der schönsten Landschaften der Welt) und schließt seine Schilderung mit dem Geständnis: „Ich habe in meiner journalistischen Laufbahn entsetzlichen Scenen aller Art in Italien wie im Ausland beigewohnt: Erschießungen, Aufknüpfungen, Lynch, Massacres, allen möglichen Todesarten in Lazarethen und sonstwo. Aber kein Schauspiel hat mich je so tief bewegt, wie das hier erlebte. Diese barbarische Arbeit, die so zarten Knaben auferlegt wird, schreit um Rache, und ist die Verneinung der elementarsten Forderung der Menschlichkeit. Man muß sich schämen, in einem Lande geboren zu sein, wo derartige Barbareien noch existieren." Die Arbeit in den Schwefelgruben wird vornehmlich von den sogenannten picconieri geleistet, welche mit ihren Hacken das Mineral aus dem Gestein herausholen. Jeder von diesen Häuer hat einen oder zwei Knaben, gewöhnlich im Alter von 8 bis 15 Jahren, welche das Material aus den tiefen Gallerien durch enge Schächte an die Oberfläche tragen, zu seiner Verfügung. Diese Knaben kauft er sich, indem er je nach ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit ihren Eltern 100 bis 150 Lire (80—120 Mk.) in Getreide oder Mehl giebt. So lange diese Summe nicht abgetragen ist, verfügt er über die Kinder, wie über Sklaven, und es ist niemand da, dem es einfiele, ihm dieses Recht streitig zu machen. Da die armen Kinder bei zwölfstündiger Tagesarbeit nur etwa 50 Centimes (40 Pfennige) verdienen, die ihnen noch obenein in schlechtestem Mehl, zu einem unverschämt hohen Preise berechnet, verabfolgt werden, so vergehen natürlich viele Jahre, ehe sie dieser beispiellosen Sklaverei entgehen. Ihre Nahrung besteht in Brot und Zwiebeln, Wein ist ihnen ein ganz unbekanntes Genußmittel, und selbst Trinkwasser müssen sie sich von weit her holen. Es erscheint fast unmöglich, daß Knaben in diesen Jahren und bei solcher Nahrung 25 Mal des Tages mit einer Last von 40 bis 50 Kilo den mehr als 100 Meter tiefen Schacht auf schlechten Stufen hinaufklimmen. Aber genannter Gewährsmann hat sich durch Augenschein davon überzeugt, ist selbst den engen Schacht hinuntergestiegen und hat an sich die unter schwerer Last gebeugten, vor Anstrengung zitternden Kinder schluchzend vorüberziehen sehen, so daß er, überwältigt von dem Entsetzen, das ihn umgab, selbst in Thränen ausbrechen

mußte. Und nach solcher Arbeit winkt dem caruso — so heißen die jugendlichen Sklaven — nicht etwa ein ordentliches Nachtlager: auf dem Boden einer Grotte darf er seine zerschundenen Glieder ausruhen. Es ist begreiflich, daß diese armen carusi in physischer Beziehung jämmerliche Geschöpfe sind. Der Rücken ist gekrümmt, die Beine gebogen, die Augen liegen tief in den Höhlen, und die Stirn des Knaben ist von tiefen Falten durchfurcht. „Alle tragen die Zeichen gestörter Entwickelung, wahre Bilder verhungerter Sklaven." Von Schulter und Rücken hat sich die Haut gelöst, und Schwielen und Wundmale bedecken den Leib. Damit sind die Leiden der unglücklichen carusi nicht beendet; sie sind den rohesten Mißhandlungen der picconieri ausgesetzt; bald wird einer wie ein toller Hund mit dem Stock erschlagen oder durch Fußtritte getötet, und nicht einmal ihren Tod rächt die Gesellschaft. Welch ein Menschenschicksal! Als Kind von den eigenen Eltern wie ein Lasttier verschachert, schlimmer als ein solches mißhandelt, bei jämmerlicher Nahrung zu unmöglich scheinenden Arbeiten angehalten und zu widerwärtigen Lastern von ihren Herren gezwungen — was für ein Wunder dann, wenn ein so unglückseliges Menschenkind sich an der Gesellschaft rächt, die es vor einem solchen Geschick nicht bewahrt, indem es die Satzungen dieser Gesellschaft mit Füßen tritt und ihren Bestand bedroht? Die Aussicht auf die Galeere kann es nicht schrecken, denn der Tausch wäre Gewinn. Der „Galeotto" (Galeeren-Sträfling), der ein Menschenleben gemordet hat, hungert nicht und braucht nicht zu arbeiten, wie der achtjährige caruso in den Schwefelgruben von Girgenti!

Solche Zustände herrschen in einem Lande, in welchem der „Stellvertreter Gottes auf Erden" seinen Sitz hat, in einem Lande, in welchem Dutzende von Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen im übertriebensten, üppigsten Luxus ihre Tage verprassen, in einem Lande, in welchem die hohe und niedere Geistlichkeit auf die abergläubischen, entsittlichten Volksmassen noch den ungeheuerlichsten Einfluß ausübt! Diese Schweinewirtschaft nennt sich auch christliche Civilisation. XYZ.

Bergarbeiter-Kongreß in Sizilien. Mitten in die von den halbsozialistischen Arbeiterverbänden (fasci dei lavoratori) ausgegangene und gewaltig um sich greifende Bewegung der Enterbten in Sizilien, an welcher die landwirtschaftlichen und die gewerblichen Lohnarbeitermassen gleichen Anteil haben, ist ein Kongreß der Arbeiter der insularen Schwefelbergwerke gefallen, welche über die Verbesserung ihrer durch ganz besondere Übelstände unerträglich gewordenen Lage beraten haben. Nach den ersten Zeitungsnachrichten war auf dem Kongresse, der in der 9000 Einwohner zählenden und einen der jüngsten und thatkräftigsten fasci aufweisenden Ortschaft Grotte in der Provinz Girgenti abgehalten ward, die Mehrzahl der Bergwerksdistrikte vertreten. Bezeichnend war eine sehr entschlossene Stimmung der Teilnehmer, welche in allen Tonarten erklärten, daß die Zustände unerträglich, ihre Geduld erschöpft, Reformen unerläßlich und „um jeden Preis durchzusetzen seien." Mit Rücksicht auf die entsetzliche Lage der „carusi", Knaben, welche durch jene meist geradezu ihren Eltern abgekauft und als Gesteinträger zum härtesten aufreibenden Sklavendienst gezwungen werden, wurde die Forderung aufgestellt, daß ihr Lohn auf 1½ Lire für die unter 15 Jahre alten, auf 2 Lire für die größeren erhöht werde, sowie daß das Gesetz, welches ihre Verwendung vor vollendetem zwölften Jahre verbietet, beachtet werde. Weiter wurde beschlossen, darauf zu dringen, daß die Bergwerksbesitzer allein die Lasten der Unfallversicherung übernehmen, und daß der Fiskus auf den 80prozentigen Grundsteuerzuschlag verzichte, den er erhebet, wo Schwefellager

zur Ausbeutung gelangen. Weitere Forderungen des Kongresses gingen auf den achtstündigen Arbeitstag, auf gesetzliche Untersagung der Vorschüsse, welche den „carusi“ und ihren Angehörigen gemacht werden u. a. m. Durch allgemeine Beistimmung wurde folgender grundsätzliche Beschluß angenommen: „Der erste Kongreß der sizilianischen Bergleute spricht sich dafür aus, daß zur Erleichterung des Loses der Schwefelgruben-Arbeiter alle Verbesserungen angestrebt werden, welche bei dem gegenwärtigen wirtschaftlichen und staatlichen System möglich sind; aber er betont, daß zur völligen Erlösung der Schwefelarbeiter das Eigentum am Untergrunde ein gemeinsames werden muß und stellt den Wahlspruch auf: Die Bergwerke den Bergleuten!“ S. C.-Bl.

Ostarrichi, Verein für deutsche Litteratur, hat zur Feier des 60. Geburtstages seines Mitgliedes Ferdinand von Saar (den auch die Stadt Wien feierte, indem sie ihm 2000 Kronen zum Geschenk brachte) ein Festblatt herausgegeben. Das in den letzten Tagen von Saars enthusiastischen Verehrern zusammengestellte Blatt, welches Beiträge von Hermann Lingg, Martin Greif, Rosegger, Lemmermeyer, Graf Stadion, Rollett, Tauber, Margarethe Halm x. x. bringt, fand kritischen Beifall und bei der Beliebtheit des Gefeierten auch guten Absatz. Ein Erfolg, welcher dem jungen Vereine zugute kommt, welcher aller Förderung wert ist. Da ist unser Grün-Österreich — im Gegensatz zu Grün-Deutschland, wie's uns Prof. Richter schildert. Da grünt es in der That, nicht vorherrschend pornographisch, pessimistisch und rebellend, sondern das Schöne suchend und sehend, ohne dabei dem Wahren und Schrecklichen aus dem Wege zu gehen. Nicht immer nach dem Kalender geht es in Grün-Österreich zu, o nein! Da haben wir den Urgermanen Guido List, diesen alten Knaben voll Thatkraft, Feuer und Ritterlichkeit, der „Literaria Sodalitas Danubiana“, die alte, verschollene „Litterarische Donaugesellschaft“, vor 400 Jahren von Conrad Olters gegründet, wieder ins Leben gerufen hat, welcher er, ein neuer Olters, als Präsident vorsteht; da ist der geistvolle, hochgebildete Salonmann A. Mayer von der Wyde, Redakteur des vornehmsten Wiener Blattes, der „Österreichisch-Ungarischen Revue“; Graf E. Stadion, der originelle rhapsodische Lyriker und Prosaist. — Heimfelsen, Verfasser des soeben bei Anlaß der Hoferfeier in Innsbruck aufgeführten Dramas „Andreas Hofer“; Hans Niederführ, Verfasser des markig geschriebenen Dramas „Conon“; A. W. Hammer, der vielversprechende Agitator für Ideales; B. Feldegg, der sanftbeginnende Lyriker; Franz Himmelbauer, ein Talent, welches uns vielleicht einmal einen Himmel lyrischer Poesie bauen wird, und viele andere tüchtige Kräfte zählen zu den Jungen und Jüngsten. Marie Eugenie delle Grazie, die hochbegabte Dichterin voll Klassizität; E. Bruch-Sinn, die geistreiche Essayistin; Margarethe Halm, die unerschrockene Verkünderin und Vertreterin eines höheren Menschentumes; A. Ch. Schmidt, die echt dichterisch fühlende Frauennatur x. x. stehen an der Spitze einer großen Anzahl weiblicher Mitglieder. Der Verein hat keine eigentliche Präsidentschaft; von jugendlichen Kräften geleitet, fest im idealen Bedürfnis seiner Gründer eingewurzelt, arbeitet jedes an dessen Entfaltung, die heute schon holden Segen und reine Freude bringend vor sich geht. Ein wahrhaft deutsches Beginnen!

Der erste gesellige Abend des Deutschen Schriftstellerverbandes, welcher Samstag, den 14. Oktober abgehalten wurde, verlief heiter und angenehm; er war zu Ehren Ferdinand von Saars veranstaltet worden. Man hatte Gelegenheit, den biederen und liebenswürdigen Dichter, dieses gemütliche alte Wiener Kind, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sich an seiner frischjugendlichen Art zu freuen. Toast über Toast, gesprochene und „verschwiegene“ Reden, kurzum, Witze und gemütliche

Scherze, ein nettes Gedicht vom Sohn des Bayerlandes Baron Pfingste, humoristische Feierknütteln von der Vereins-Schatzmeisterin Frau J. Thenen, und der schöne Prolog des Ostarrichi-Festblattes, gelesen vom Verfasser W. A. Hammer. Margarethe Halm überreichte dem Dichter ein zierliches Sträußchen: Dornröschen, Eichenlaub und den alten historischen Lorbeer, als Illustration zu ihrem Festgedichte: „Dornröschen" (Ins deutsche Dichterwappen).

Im großen und ganzen stagniert Wien im — Büchner. Aber neues Leben blüht aus den Ruinen! Paul Andow.

Römischer Klerikalismus und deutsche Litteratur. Wir finden in der Nummer der „Köln. Volks-Ztg." vom 9. November einen Aufsatz „Parität auf dem Gebiete der Litteratur, ein bedenkliches Kapitel für nachdenkliche Katholiken", den wir unseren Lesern in kurzem Auszuge mitteilen müssen, nicht weil wir glauben, daß hier Worte die That herbeiführen werden, sondern weil kein anschaulicheres Beispiel gedacht werden kann, um den deutschen Gebildeten vor Augen zu führen, wie bewußt die geistigen Wächter des Katholizismus alles deutsche Gemeingut als Hindernis für ihre Zwecke empfinden, und wie sie systematisch darauf hinarbeiten, die vorhandenen Schranken zu erhöhen, statt sie niederzureißen. Wir sagen nicht zu viel mit der Behauptung, daß der Verfasser dieses Aufsatzes jubeln würde, wenn er die katholischen Deutschen zuletzt auch durch eine neue Sprache von den protestantischen trennen könnte.

Der Verfasser findet, daß „wir Katholiken in der deutschen Litteratur bei weitem nicht die Stellung einnehmen, die uns zukommt". Er rechnet zunächst die Auflagen der gelesensten Schriftsteller gegen einander.

„Da haben wir vor allem die Dichtungen Webers. „Dreizehnlinden" hat in dreizehn Jahren 58 Auflagen erlebt; die „Gedichte" zählen 16 Auflagen, „Goliath" 8. „Amaranth" von Oskar v. Redwitz dürfte bis zur 40. Auflage fortgeschritten sein. Brills „Singschwan" ist bis zur 10. Auflage gekommen. Nun sind wir aber mit den dichterischen Werken, die zehn und mehr Auflagen erlebt haben, bereits am Ende. — Wie steht es nun auf der andern Seite? Da begegnen wir in Bezug auf die Zahl der Auflagen Ziffern, die uns schwindeln machen: Geibels „Gedichte" über 100, Bodenstedts „Mirza Schaffy" 150, Freiligraths „Gedichte" 50, Geroks „Palmenblätter" 75, Kinkels „Otto der Schütz" 70, Scheffels „Gaudeamus" 60 und „Trompeter von Säkkingen" 180. Von den noch lebenden Dichtern haben Otto Roquette, Rud. Baumbach und Julius Wolff die größten Erfolge zu verzeichnen. Roquettes liebliches Märchen „Waldmeisters Brautfahrt" ist bis zur 70. Auflage gekommen; Baumbachs Werke erleben Auflagen über Auflagen: „Zlatorog" in 16 Jahren 40, „Lieder eines fahrenden Gesellen" in 15 Jahren 30, „Frau Holde" in 12 Jahren 30, „Sommer-Märchen" in ebenso viel Zeit 22. Die übrigen zahlreichen Dichtungen Baumbachs brachten es je bis zu 12 Auflagen. Die Werke von Jul. Wolff zeigen uns folgendes Bild: „Eulenspiegel" 22, „Rattenfänger von Hameln" 55, „Der wilde Jäger" 69, „Tannhäuser" 32, „Singuf" 18, „Lurlei" 33, „Pappenheimer" 22 Auflagen. Von den zahlreichen Dichtern, deren Werke es auf eine bis zwölf Auflagen brachten, wollen wir schweigen." Ebenso „beschämend" findet der Verfasser auch sonst das Verhältnis der beiden Vertreter in der Litteratur. „Die wundervollen geistlichen Lieder von Louise Henschel haben noch nicht sieben Auflagen, während die von Spitta 70 zählen!" Ebenso sei es mit der Erzählungslitteratur, mit den Unterhaltungsblättern, mit wissenschaftlichen und Litteraturvereinen.

Und nun fragt der Verfasser: „Worin liegt denn nun eigentlich der Grund dieser Dinge? Gewiß nicht so sehr in der ge-

ringern Zahl der deutsch sprechenden Katholiken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz; denn es mag im ganzen in diesen Ländern gegen 26 Millionen deutsche Katholiken geben, denen etwa 35 Millionen Protestanten gegenüberstehen. Der im Kaufen sich kundgebende Anteil der Katholiken an der Litteratur müßte also nach diesem Verhältnis weit größer sein, als er thatsächlich ist. Mehr wirkt schon der notorisch niedrigere Vermögensstand der Katholiken mit, welcher es Hunderttausenden verbietet, ihrer Neigung zur Lektüre dichterischer Werke durch Anlegung einer kleinen Familien-Bibliothek Ausdruck zu geben. Aber auch darin findet das schreiende Mißverhältnis noch keine genügende Erklärung. Ein Hauptgrund liegt einerseits in der Gleichgültigkeit so vieler Katholiken gegen die schöne Litteratur überhaupt, anderseits in der Thatsache, daß Tausende von Katholiken lieber die Werke gegnerischer Dichter kaufen, als die der Gesinnungsgenossen. Der erste Übelstand ist der geringere, aber gegen ihn anzukämpfen, dürfte vergeblich sein. Man kann niemand einreden, es sei gut für ihn, dichterische Werke zu lesen oder gar zu kaufen, wenn es ihm völlig gleichgültig ist, ob wir ein „Dreizehnlinden“ besitzen oder nicht. Das schlimmste Hindernis für den Aufschwung unserer Litteratur ist aber die Neigung so sehr vieler gebildeter Katholiken, die Werke katholischer Autoren zu verschmähen und die anderer zu bevorzugen. Der riesenhafte Erfolg so mancher Dichter ist eben nur dadurch zu erklären, daß ihre Werke massenhaft auch in katholische Kreise eindringen, während die katholischer Schriftsteller bei den Buchhändlern liegen bleiben. Jeder Sortimenter, der katholische Kundschaft zu versorgen hat, kann diese Erfahrung bestätigen.“

Wie ist es möglich —, dürfen wir nun unserseits fragen —, daß der Verfasser, da er auf der Suche ist nach den Gründen der ihm unbequemen Thatsache, an dem wichtigsten Grunde vorbeisucht? Da er sich mit solchen Fragen beschäftigt, muß er doch schon einmal auf die Thatsache gestoßen sein, daß seit Einführung der Reformation die größten germanischen Dichter — Goethe, Schiller, Shakespeare, Byron — aus der protestantischen Weltanschauung hervorgewachsen sind, und daß die heutige Welt an dem gewaltigsten Dichter des Katholizismus, Dante, gerade seine ausgeprägte Befangenheit in katholischer Weltanschauung als stärkste Schranke für den Genuß seiner Kunst empfindet. Kann diese Thatsache nur Zufall sein? Sie ist es gewiß nicht, denn Freiheit ist der Lebensodem jeder Kunst, vor allem aber der Dichtung als der geistigsten aller Künste. Und von dieser Freiheit ist die Freiheit des Gewissens und Denkens ein unverbrüchlicher Bestandteil. Der Protestantismus hat uns diese Freiheit gebracht, und um dieser Frucht willen wird er im Gedächtnis der Welt fortleben, wenn er selbst in seinen Formen vielleicht längst gestorben ist. Die Frucht des heutigen Katholizismus aber ist die geistige Beschränktheit oder noch schlimmeres, die innere Unwahrheit, und um dieser seiner Frucht willen wird er schließlich untergehen müssen. Daraus allein auch erklärt sich das, was der Verfasser beklagt, und durch seine Klagen wird er nichts an den Thatsachen ändern. Hätten wir nicht gegenüber der politischen und organisatorischen Klugheit des Katholizismus, die so erstaunliches über die Welt vermag, diesen einen, aber unschätzbaren Trost: daß er wegen seiner geistigen Armut schließlich doch zum Untergange bestimmt ist, dann würden wir sagen: Fahre wohl, Zukunft, es ist Nacht und wird niemals wieder Tag werden!

Zu diesem Schlusse kommt der Verfasser jenes Aufsatzes natürlich nicht. Im Gegenteil, er wiederholt seine Mahnung an die Katholiken, litterarisch und belletristisch die anderen Deutschen möglichst von sich fern zu halten. Seine Schlußworte sind:

„Man glaube vor allem nicht, daß es eine gleichgültige Sache sei, ob wir eine reiche katholische Belletristik haben oder nicht. Ein gutes Gebetbuch ist ein unentbehrliches Ding; eine gute Lektüre ist es auch, denn gelesen wird in einem noch nicht dagewesenen Maße. Wir können den Drang zur Lektüre belletristischer Werke nicht zurückstauen; aber wir müssen ihn in die rechten Bahnen lenken. Ist es uns nicht möglich, dem katholischen Publikum interessante Lektüre unserer Richtung zu bieten, so wendet es sich den Angeboten der andern zu. Und darin liegt eine große Gefahr! Sie liegt nicht allein darin, daß den Lesehungrigen unsittliche Bücher in die Hände fallen, sondern besonders auch darin, daß sie sich an eine Lektüre gewöhnen, die von katholischen Einrichtungen und religiösen Dingen überhaupt mit hämischer Verachtung spricht. Und es giebt leider nur sehr wenige nicht katholische Romane, in denen das nicht der Fall ist. Andere wieder richten großen Schaden an, indem sie Glauben und Religion mit einer vornehmen Überlegenheit behandeln, als ob das abgemachte Dinge seien. Ich möchte diese Klasse als die gefährlichste bezeichnen, denn lächelnde Ironie macht auf die Jugend großen Eindruck, während Beschimpfungen sie vielleicht abstoßen.

Tausend Gründe also, die dringende Mahnung auszusprechen, die katholische Litteratur zu begünstigen. Unsere Ehre, unsere Sicherheit gebieten es. Wir müssen den Gegnern ebenbürtig zu werden suchen, und ihnen Waffen abnehmen, die zu den schneidigsten zählen. Wir müssen, wenn sie uns die Parität im Staate versagen, sie uns auf geistigem Gebiete zu erringen suchen." T. R.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Europa fordern immer auf's neue zu Vergleichen heraus. So vieles auch drüben faul und von der Korruption und dem Gifte des Großkapitalismus angefressen ist, die furchtbare Bedrückung durch den *Militarismus*, wie sie die europäischen Völker mit jedem Tage schmerzlicher empfinden, kennt man in den Vereinigten Staaten der nordamerikanischen Republik nicht. Das kleine, vermilitarisierte Europa verarmt und treibt dem Bankrott entgegen, bis es einst von dem großen, reichen Nordamerika in den Sack gesteckt wird. Zweifellos wird in fünfzig Jahren die Selbständigkeit Europas in die Brüche gegangen sein, dieses alten Europas, das sich trotz seiner vielgerühmten hohen Kultur heute, am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, wie eine Menagerie wilder Tiere geberdet, die man in eisernen Käfigen von einander abschließen muß, damit sie nicht übereinander herfallen und sich gegenseitig auffressen. Hier der Käfig der Eisbären, dort der Käfig der Affen und Tiger usw. — ein schönes Schauspiel. Unser Deutsches Reich in seiner heutigen Ausdehnung ginge ungefähr siebzehnmal in die Vereinigten Staaten von Nordamerika hinein, und das ganze großmächtige Königreich Preußen hätte mit aller Bequemlichkeit in dem einzigen Staate Montana Platz. Der kleine Staat Massachusetts ist beträchtlich größer als das Königreich Württemberg, und der winzige Staat Connecticut bleibt an Flächenraum nur wenig hinter dem Königreich Sachsen zurück. Neben Amerika ist Europa das reine Krähwinkel. XYZ.

Benno Rüttenauer hat in den „Bl. f. litt. Unterh." in ebenso entschiedener wie feiner Weise den Verfasser der „Entartung" abgeführt. In Bezug auf Nordaus freche Ausfälle gegen *Nietzsche* schreibt Rüttenauer:

„Nordau gegenüber Nietzsche, das heißt für mich der Gröbling gegenüber dem Feinen, allzu Feinen, oft genug über die Greifbarkeit hinaus Feinen, d. h. der Flächling gegenüber dem Tiefen, allzu oft genug in Urgründen und Urtiefen sich selbst Verlierenden, d. h. der Sachwalter des Pöbels (im sozialen und im geistigen Sinne) der Meisten, der Millionen, der großen Mehrheit, der Herde, gegenüber

dem Wortführer der Bevorzugten (in jedem Sinne) der Wenigen und Allerwenigsten, der Einsamen, der Einzigen.

„Ich sehe von dem Grundgedanken der Nietzscheschen Philosophie ab: jeder mag davon denken wie er will, auch Max Nordau .... Ob seine Grundanschauungen „wahr“ oder „falsch“, er wird im „guten“ oder „schlimmen“ Sinn eine dauernde geistige Macht sein, also eine Unsterblichkeit, eine Größe sein, einfach darum, weil der Mann, dessen Schriften Max Nordau „ein Gegacker wirr abspringender unnützer Redensarten“ nennt, eben ein Schriftsteller ersten Ranges ist; weil er seine Sprache schreibt, wie niemand vor ihm, mit einer Klarheit, mit einer Fülle, mit einem Reichtum, mit einem Wohllaut im Rhythmus und Klang; mit solcher glänzenden, glühenden Farbigkeit, solcher eindringlichen Wärme, mit solch bezaubernder sinnlicher Schönheit; — dann mit dieser Eigentümlichkeit und Persönlichkeit der Wendung, des Ausdrucks, mit dieser Fähigkeit, durch gemeine Wörter der Sprache Unsagbares ahnen zu lassen, aufzurühren, Begriffsschattierungen bemerklich zu machen, die niemand noch bemerkt hat;, mit dieser ganz neuen schriftstellerischen Art, die abstraktesten Gedanken doch niemals in ihrer kahlen Abstraktheit zu geben, sondern mit der ganzen, seelenwarmen persönlichen Stimmung ihres Erzeugers, gleichsam mit allem Erdreich und Klima, in dem sie gewachsen sind; mit dieser einzigen Verschmelzung von Dichter und Denker, die eine neue Gattung zeugte .... Wenn ich mir freilich Nordaus schluderigen Allerweltsstil ansehe, und wenn ich in Betracht ziehe, wie Nordau sich wichtig vorkommt, wenn er die Anschauungen einer ganzen Partei geistreich vertritt oder die bereits veralteten Gedanken anderer der Masse zugänglich macht: dann begreife ich Nordaus Verhalten gegenüber Nietzsche, dann glaube ich sogar, daß er ehrlich ist.“

Moderner Jesuitismus. Der bekannte Graf Paul von Hoensbroech hat dem vor einigen Monaten veröffentlichten und auch in unserer „Gesellschaft“ von Fritz Hammer gewürdigten Artikel über seinen Austritt aus dem Jesuitenorden einen zweiten Aufsatz folgen lassen; Moderner Jesuitismus — gleichfalls in den „Preußischen Jahrbüchern“ (Novemberheft). Es ist vor allem von Interesse zu erfahren, welches das bereits das vorige Mal von dem Verfasser angedeutete besondere Ereignis war, das ihn die Entscheidung zum Austritt aus dem Orden finden ließ; jetzt wird es ausgesprochen: Der Bruch mit der katholischen Kirche. Die Abhandlung betont stark das persönliche Moment und will gleichsam eine Darlegung sein, welcher Ansichten über kirchliche und religiöse wie politische Dinge man sich seitens des ehemaligen Jesuiten zu versehen hat, denn als Graf Hoensbroech den Jesuitenorden verließ, war es durchaus nicht seine Absicht, „bloß diesen Schritt zu thun und dann zu verschwinden“, sondern er wollte „zugleich auch eintreten in eine neue Zukunft. Wer aber das will, der muß Farbe bekennen, der muß seine Ansichten und Anschauungen über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens zu erkennen geben. An die Adresse der ultramontanen Zeitungen, die alsbald eine Flut der gröbsten Angriffe auf den „Abgefallenen“ gehäuft hatten, richtet sich die einleitende Bemerkung: „Aber — und ich weiß, was ich sage — mit Ausnahme der sozialdemokratischen Presse ist keine unduldsamer, keine mehr bereit, die Person des Gegners anzugreifen, zu verdächtigen, zu verunglimpfen, als im Großen und Ganzen — denn auch hier giebt es Ausnahmen — die ultramontane Presse. Das Wort „Liebe“ wird da im Munde geführt, und der Haß fließt aus der Feder. Jede Rücksicht auf die Person und den Charakter des Betreffenden wird beiseite gesetzt. Das allgemeine Losungswort heißt: Nieder mit ihm um jeden Preis.“ Uns dünkt, der Graf Paul von Hoensbroech sieht zu — rosig. Die publi-

zistische Gemeinheit feiert ihre Orgien auch in den Blättern der anderen Parteien. Gewisse Tintenkulis können ihre Natur nicht verleugnen, gleichviel ob sie für ultramontane, sozialdemokratische, nationalliberale, konservative, antisemitische oder parteilose Blätter „arbeiten". C.

Richard Dehmel: „Aber die Liebe." (München, Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.) — Dieses kühne, mit der ganzen jugendlichen Glut der Leidenschaft und der vorwärtsstürmenden Kraft der Rücksichtslosigkeit geschriebene Buch wurde heute Nachmittag auf die Denunziation eines Augsburger klerikalen Blattes hin in allen Buchhandlungen und beim Verleger selbst staatsanwaltschaftlich beschlagnahmt. Drei Gotteslästerungen und einige zehn bis zwölf Sittlichkeitsvergehen sind vorgemerkt. Unnötig hinzuzufügen, daß diese Vergehen und Lästerungen nur in den Köpfen von Theologen und Juristen bestehen. Des Künstlers Herz ist frei davon. P.

Aus dem Fragensack der Zeit.

Müssen wir nicht unser Lebtag zu viel Totes hinunterwürgen? Kranken wir nicht daran, sterben wir nicht daran?

Ist die staatliche Zwangsehe den Ärger und die Entwürdigung wert, die sie uns kostet? Ist die staatliche Zwangsschulung die moralischen Widersprüche und die innere Verzweiflung wert, in die sie uns stürzt? Ist der Staat selbst die Opfer wert, die er uns in steigendem Maße kostet, Opfer an Gut und Blut, an Freiheit und Würde, an Ehrlichkeit und Vergnügen?

Ist es nicht so, daß im Staate die Kleinen die Großen, die Armen die Reichen unterhalten, die große Mehrzahl sich schindet, damit die kleine Minderzahl herrlich und in Freuden lebt?

Worauf beruht der Staat? Auf der Verschlagenheit der Wenigen und der Einfalt der Vielen? Auf der Brutalität der Wenigen und der Feigheit der Vielen? Auf dem Hirn der Wenigen und der Hirnlosigkeit der Vielen? Auf dem Herz der Wenigen und der Herzlosigkeit der Vielen?

Kann etwas Gottes Ordnung sein, was gegen alle Menschenvernunft und Menschengerechtigkeit streitet?

München. M. G. Conrad.

☛ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten. Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Wilh. Em. Lachland.



Anarchismus.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Auf der letzten Seite des Januarheftes veröffentlichte ich fünf Fragen aus dem „Fragensack der Zeit“.

Sie treffen unsere persönlichen, häuslichen, geistigen, schulischen, volkswirtschaftlichen und staatlichen Ordnungen und Zustände mitten ins Herz, in ihr moralisches Centrum. Ich vermute, daß sie deshalb keinen Leser überrascht haben. Denn diese Fragen liegen heute in der Luft, wie die Bomben-Attentate. Sie sind aktuell, wie nur jemals eine Frage aktuell war, sie sind die Quintessenz des Anarchismus, der die Jahrhundert-Wende unserer Kulturwelt in Atem, in Schrecken und Hoffnung erhält.

Die Weltwirklichkeit von heute ist das Ergebnis der Weltwirklichkeit von gestern — und aus dem Gestern und Heute wird das Morgige geboren. Alles ist Frucht und alles ist Samen.

Diese Verkettung alles Seienden und Werdenden giebt dem Beobachter jene ruhige Furchtlosigkeit, mit der den Dingen ins Auge gesehen werden muß, wenn sie uns ihre Natur enthüllen sollen. Wer läuft und Zetermordio schreit, ist kein Beobachter.

Der moderne Mensch soll aber dies vor allem sein, ein Beobachter. Denn er kann es sein angesichts des kolossalen Erbes von Erkenntnissen und Einsichten, erarbeitet und überliefert von unsern Vätern. Der moderne Mensch, d. h. der Mensch, der auf der Höhe des kritischen Zeitbewußtseins steht und zugleich im innigsten Zusammenhang mit dem lebendigen Mutterboden aller Lebenswirklichkeit. Also nicht der Träumer, nicht der Gläubige, nicht der Schwärmer, nicht der Fanatiker, nicht der Halluzionist, nicht der Phantast, sondern der Erkennende, der Verständige, der Zeitreife.

Dieser wurzelhafte, gesunde moderne Mensch, der mit allen Sinnen, Empfindungen und Gedanken bewußt auf dem Boden der Entwicklung steht, wird diese Fragen mit dem Anarchisten bejahen, aber er wird sie gegen den Anarchisten nicht im Sinne des Umsturzes, sondern im Sinne der Entwicklung verarbeiten. Denn er ist nicht der tollgewordene Sklave, der die Kette bricht, nicht der Fratzen-Idealist, der alles Gewordene bespeit und verneint, sondern der Erwerber, der Umgestalter, der Eroberer und Mehrer. Der anarchistische Mensch befindet sich im Rauschzustand des Subjekts, das nur sich sieht und vergöttert, losgelöst in wahnwitziger Ungebundenheit von aller Vor- und Mitwelt, nur sich selbst genießend, sich selbst als Zweck und Ziel setzend, hoch über allem Volk, das in tausend- und abertausendjähriger Arbeit, den ehernen Gesetzen der Entwicklung gehorchend, die heutige Kultur hervorgebracht.

Der anarchistische Mensch ist der unmoderne Mensch; denn sein Fühlen und Beschließen, sein Wissen und Wollen hängt in der Luft, ohne organischen Zusammenhang mit der natürlichen Entwicklung, ohne den festen Grund des allgemeinen Kulturbodens.

Die Verführung ist groß. Es ist leichter, anarchistisch zu schwärmen, als modern zu denken und zu arbeiten. Es ist leichter, zu zerstören, als um- und weiterzubauen. Es ist leichter, sein Leben an ein Phantom wegzuwerfen, als es in den treuen Dienst volksgemeinschaftlicher Kultur-Erhöhung zu stellen.

Aber der Anarchismus ist nichts Zufälliges. Er ist ein notwendiges Element, wie er ein unentrinnbares Ergebnis im Kampfe der Geister ist. Er ist das Gespenst der Machttollen und Unterdrückungssüchtigen, er ist das Menetekel der verbündeten Reaktion, die zurück will in die Vergangenheit, zu den Fleischtöpfen der Vor- und Sonderrechte und sich sträubt gegen den Marsch in das Zukünftige mit seinen gleichen Verpflichtungen und Berechtigungen, die heute erst auf dem geduldigen Papier stehen. Aber trotz alledem: das Wort wird Fleisch werden!



Wirtschaftliche Folgen des Krieges und des Friedens.

Von A. Berger.

(Koburg.)

Eine Beobachtung, die schon sehr häufig zu durchaus irrigen Schlüssen verleitet hat, ist die, daß nach Beendigung der Kriege ein wirtschaftlicher Aufschwung im allgemeinen, besonders aber eine Vermehrung der Arbeitsgelegenheiten sich bemerkbar macht. Verteidiger des Krieges schließen nun aus dieser an sich richtigen Beobachtung, daß der Krieg auf die Produktion anregend wirke. Die Thatsache des wirtschaftlichen Aufschwungs nach beendetem Kriege, wie wir solche ja zuletzt im Jahre 1871 und den darauf folgenden Jahren in Deutschland beobachtet haben, findet seine Ursache zumeist in der Notwendigkeit, die zerstörten Werte zu ersetzen. Das Kriegsmaterial erfordert eine Ergänzung und teilweise Erneuerung, die zugrunde gegangene Bekleidung der Offiziere und Mannschaften muß ersetzt, neue Proviantvorräte müssen angeschafft werden. Der Staat, der den Sieg davongetragen, sieht sich gezwungen, um ihn auch später behaupten zu können, neue Festungen von bedeutendem Umfange und strategische Eisenbahnen zu bauen. Das Gleiche thut der unterlegene Gegner, um sich für die Zukunft zu schützen oder einen Revanche-Krieg erfolgreich führen zu können. Dies alles setzt natürlich zuerst hunderttausende von Händen in Bewegung, verhilft der Industrie, namentlich der Großindustrie, zu plötzlich und schnell steigenden Erträgen und flößt den Handeltreibenden, die während des Krieges eine größere Wirksamkeit mit Bedauern ausgeschlossen sahen, Mut und Optimismus ein. Dieser eigentlich unbegründete Optimismus sieht nun in jedem Erwerbszweige eine Goldquelle, deren dauernde Ergiebigkeit für ihn außer Zweifel steht, und so wird denn eine glänzende Zukunft diskontiert, indem der Wert großer Unternehmungen nach dem Maßstab ihres augenblicklichen Ertrágnisses bemessen wird. So entsteht eine „Gründerzeit". Die ursprünglichen Ursachen des Aufschwungs halten aber ihrer Natur nach nicht lange an, die weiter voraus sehenden Persönlichkeiten der wirtschaftlich potenten Kreise suchen die Werte, deren nicht verwirklichte Zukunftshoffnung schon voraus bezahlt war, abzustoßen, und bei dem nun kommenden Sinken sind es hauptsächlich die Kreise des kleineren Kapitalistentums, die den Schaden tragen. Verarmen nun schon aus dieser Klasse nicht wenige Individuen, so ist das noch mehr der Fall bei den Hunderttausenden von Industriearbeitern, die, durch die zeitweise glänzenden Löhne gelockt, von dem platten Lande in die Industriecentren eingewandert waren und

sich nun, angesichts der Produktionsverminderung, dem Hunger preisgegeben sehen. So entsteht ein „Krach“. Die Ursache der scheinbaren Gesundung des Erwerbslebens war erstens: die Zerstörung von Werten, und zweitens: die Vorbereitung auf eine erneuerte Zerstörung von Werten (Kriegsvorbereitung). Die scheinbare Gesundung war wirklich eine Erkrankung; dies wird sofort klar, wenn wir für „Krieg“ „Feuer“ setzen. Brennen in einer Stadt eine Anzahl Häuser ab, so werden ja dadurch zuerst die Bauleute zu thun bekommen, aber ohne Zweifel hat sich das Gesamtvermögen der Stadtbürger (von einer Versicherung hier abgesehen) vermindert. Treffen dieselben Stadtbürger aber Vorbereitungen, in der Nachbarstadt ein Feuer anzulegen, so sind sie damit wieder bestrebt, ihr eigenes Vermögen zu vermindern, denn bei der heutigen Ausdehnung des Welthandels bedeutet die wirtschaftliche Schwächung des Nachbarn auch die eigene wirtschaftliche Schwächung.

Erscheint nun die Behauptung von den wirtschaftlich befruchtenden Folgen des Krieges widerlegt, so muß im Gegensatze zu dieser Behauptung hervorgehoben werden, daß vom Standpunkte der Volkswirtschaft die Kriege und das mit ihnen verbundene para bellum-System nicht allein nicht nützlich, sondern sogar schädlich sind. Die im Kriege getöteten Männer befinden sich — von den höheren Berufsoffizieren abgesehen — durchgehends in dem Alter, in welches die höchste Erwerbsthätigkeit fällt. In den modernen Kriegen werden weder die Kinder getötet, die noch nicht für sich sorgen können, noch die Greise, die nicht mehr für sich sorgen können, noch die Frauen der Krieger, die von letzteren erhalten werden. Wenn man nun bedenkt, daß allein die Kinder bis zu fünfzehn Jahren in Deutschland 35,5 %, in Österreich 34 % der Gesamtbevölkerung bilden, wenn man ferner in Erwägung zieht, daß (nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung der deutschen Alters- und Invaliditätsversicherung) auf je 100 Erwerbsfähige der arbeitenden Klassen 11 nicht mehr voll Erwerbsfähige kommen, wird man erkennen, wie sehr bedenklich eine prozentuale Verminderung der Erwerbsfähigen und damit eine prozentuale Zunahme der von dem Rest der Erwerbsfähigen zu unterhaltenden wirtschaftlich unselbständigen Personen sein muß. Nicht in den Rahmen dieser Betrachtung fällt die Thatsache, daß durch die Tötung einer großen Zahl junger Männer das Geschlechtsverhältnis sich derart verschiebt, daß die Wahrscheinlichkeit einer Eheschließung für die ledigen Frauen noch geringer wird, als sie bedauerlicher Weise ohnehin schon ist.

Noch viel zu wenig ist ferner folgendes Faktum beachtet worden: In den Staaten mit entwickelterer Industrie, beispielsweise in Deutschland, rekrutiert sich die Armee hauptsächlich aus den ländlichen Bezirken, weil ein hoher

Prozentsatz der industriellen Arbeiter zum Militärdienst körperlich untauglich ist. Im industriereichen Kreise Waldenburg der preußischen Provinz Schlesien waren z. B. nur 20 % der Gestellungspflichtigen tauglich, während in der ganz landwirtschaftlichen Provinz Ostpreußen 60 % der Gestellungspflichtigen zur Leistung ihrer Militärpflicht geeignet waren. Nun fehlen in den landwirtschaftlichen Bezirken ohnehin schon die Arbeitskräfte, so daß in manchem Kreise nur 70 %, ja in einem Kreise sogar nur 50 % der notwendigen Arbeiter vorhanden waren. Diese Notlage der Landwirtschaft, die zum größten Teile in der Großstadtsucht der ländlichen Bevölkerung ihre Ursache findet, wird durch jeden Krieg noch verschlimmert, wie auch die Vorbereitung zum Kriege, die Vergrößerung des stehenden Heeres, der Landwirtschaft tausende von begehrten Arbeitskräften entzieht. Während nun auf der einen Seite nicht genug Brot erzeugt werden kann, um einen Gegenwert für die Industrieprodukte zu schaffen, können die — zum großen Teile für den Militärdienst untauglichen — städtischen Arbeiter in der Industrie keine Beschäftigung finden. Durch jeden selbständigen Landwirt oder ländlichen Tagelöhner, der zeitweilig (durch Dienstpflicht) oder dauernd (durch Tod) durch Kriegsbereitschaft und Krieg seiner Thätigkeit entrissen wird, wird die Störung des Gleichgewichts zwischen Agrikulturkraft und Manufakturkraft, welche die Umwandlung aller vorhandenen Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft verhindert, noch verschlimmert. Nicht eigentlich in den Kreis unserer Betrachtung gehört es, daß die modernen Kriege eine Auslese nach der falschen Richtung bewirken: die Kräftigsten und zur Fortpflanzung Geeignetsten werden getötet oder verstümmelt, die körperlich Elenden bleiben verschont und können ihre Art fortpflanzen.

Als unausbleibliche Folge eines dauernden Friedens und der damit verbundenen Abrüstung wird gewöhnlich die Zunahme der „Überproduktion“ bezeichnet. Wenn, so sagt man, 200 000 Mann des stehenden Heeres aus Konsumenten Produzenten werden, muß sich die wirtschaftliche Krisis verschlimmern. Eine „Überproduktion“ giebt es aber durchaus nicht, so lange es noch Tausende giebt, denen das Notwendigste an Lebensmitteln, Kleidung usw. fehlt. Der Kern des wirtschaftlichen Übels ist, daß diese Tausende trotz ihres Bedarfs nicht konsumieren können, weil sie keine Tauschwerte zu bieten imstande sind. Wir leiden also an Unterkonsumtion, die sich dadurch heben läßt, daß alle vorhandene Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft umgesetzt wird. Natürlich ist dieses Ziel aber durch einseitige Bevorzugung der Industrie nicht erreichbar; wohin solche führt, zeigt das Beispiel Englands mit einer Zahl von einer Million öffentlich unterstützter Armer und mit einem

jährlichen Armen-Etat von zweihundert Millionen Mark (Privat-Wohltätigkeit ungerechnet). Daß man nicht gerade ein Professor sein muß, um zu wissen, daß diese Riesensummen nur Tropfen auf einen heißen Stein sind und das Übel nicht einmal zu lindern, geschweige denn zu heilen vermögen, lehrt uns das Beispiel des — Generals Booth, Begründers der Heilsarmee, der mit klarem Blick für die Wirklichkeit das Rettungsmittel in der Kolonisation sieht.

Wenn wir das Geld, das man bekanntlich zum Kriegführen und zur Kriegsvorbereitung vor allen Dingen und in sehr großen Quantitäten gebraucht, wenigstens zum Teil für Kolonisation ausgeben würden, so ließe sich das Übel Unterkonsumtion heilen. Nehmen wir ein Beispiel: setzen wir voraus, daß die Staaten übereingekommen wären, den Friedensstand ihrer Heere gleichzeitig und nach und nach um die Hälfte zu vermindern. Das deutsche Reich erübrigte dadurch jährlich ungefähr zweihundert Millionen Mark. Diese Summe würde genügen, um in jedem Jahre 50000 Familien auf Rentengütern oder Heimstätten anzusiedeln. Die Provinzen oder Kreise könnten die notwendigen Bodenflächen in den Ostprovinzen aufkaufen, mit den nötigen Baulichkeiten und Inventarien versehen und geeigneten Familien (die ja immer vorhanden sind: entweder wandern sie jetzt nach Amerika aus oder helfen das großstädtische Proletariat vermehren) gegen eine feste Rente als erbliches und unverschuldbares Lehn überlassen. Nach zehn Jahren böte sich folgendes Bild: eine halbe Million Familien mit einer Kopfzahl von zwei Millionen bildeten einen kleinbäuerlichen Mittelstand, der Produzent des fehlenden Brotkornes und Konsument der — jetzt vielfach unabsetzbaren — Industrieprodukte sein würde. Würde dazu noch einer leichtsinnigen Einwanderung in die Industriecentren durch Gesetz ein Riegel vorgeschoben, so wäre gleichzeitig dem Anwachsen der Massen-Armut in den Großstädten gewehrt. Die Löhne der Industrie-Arbeiter würden steigen, alle Maßnahmen, die jetzt durch den Zustrom neuer Elemente vergeblich sein müssen, um ihnen bessere und gesündere Wohnungen, gute Nahrungsmittel und vor allem die Sicherheit stetigen Erwerbs zu bieten, würden nun erst Aussicht auf Erfolg haben. Nun erst auch ließe sich die Prostitution, die in den schlechten Erwerbsverhältnissen der Frauen in den Großstädten hauptsächlich wurzelt, wirksam bekämpfen.

Alle Arbeitskraft wäre in Tausch- und Kaufkraft umgewandelt, und es würde daher einen dauernden Notstand, außer aus lokalen Ursachen, nicht mehr geben.

Nichts hinderte in friedlichen Zeiten die Durchführung dieser Maßregeln, die den wirklichen Verhältnissen angepaßt sind. Undurchführbar

aber muß es erscheinen, die Gesellschaft vor Anarchie zu bewahren, wenn die Proletarisierung weiter anhält. Man male sich das Bild aus: Berlin und Wien als Zehn-Millionen-Städte, angefüllt mit einer körperlich degenerierten Bevölkerung, auf den Straßen und in den Schlupfwinkeln des Lasters eine Million Proletarier, arbeitslos, hungernd und frierend und auf den Umsturz lauernd . . .

Auch eine geregelte überseeische Kolonisation der Staaten mit hohem Geburten-Überschuß wird nur gehindert durch die internationale Feindseligkeit. Kein Staat gönnt dem anderen heute ein Land, dessen Bodenreichtum von seinen arbeitsfreudigen Bürgern in Tauschwerte umgewandelt werden könnte. —

Der Friede, den wir haben, ist keiner; thatsächlich leben wir im Zustande der Kriegsvorbereitung. So lange diese anhält, haben die Staaten weder die Mittel, eine wirksame wirtschaftliche Reform durchzuführen, noch die durchaus notwendige Gewißheit, ihre Friedensarbeit, deren Erfolg von langandauernder Thätigkeit abhängt, nicht plötzlich durch den Donner der Kanonen gestört oder gar vernichtet zu sehen.

Die ästhetische Weltbetrachtung.

Von Wilhelm Emanuel Backhaus.

(Bremen.)

I.

Wenn wir in stiller Nacht bei hellem Himmel die Myriaden Sonnen und Sonnensterne in den purpurnen Tiefen des unendlichen Weltraumes leuchten sehen und wir uns bewußt werden, daß das Sternenganze, sowie jeder einzelne Stern mit allem was er trägt, von einer einheitlichen Kraft durchdrungen und bewegt wird und, von einem einheitlichen Willen nach ewigen Gesetzen gelenkt, seine Bahnen vollendet — wenn dann der Gedanke in unser Haupt tritt, daß nicht nur dem unermeßlichen Weltganzen, sondern auch dem ermeßbar winzigsten Weltdinge eine einzige Idee zu Grunde liegt, diese einzige Idee aber doch zugleich in jedem Einzelganzen auf besondere Weise wirkt und folglich auch in ihm besondere, ihm einzig eigentümliche Gestaltungen ins Dasein ruft; — wenn wir dann erwägen, daß jedes, auch das allerkleinste, unseren Augen unsichtbare Einzelwesen der ihm inne-

wohnenden Idee genau entspricht, mithin jedes individuelle Weltding als die vollkommenste Verschmelzung von Idee und Form erscheint; — wenn wir uns endlich erinnern, daß alles im Weltraum, das Ganze wie das Einzelne, sich nach den ihnen eingebornen Gesetzen lebensvoll und eigenartig entwickelt, eine gewisse Höhe erreicht und dann aus der Welt der Erscheinungen entschwindet, um andere Daseins- und Erscheinungsformen anzunehmen, und also alles immer aufs neue kommt und aufs neue geht, und im unaufhörlichen Kreislauf der ewigen Dinge alles wieder kommt und wieder geht, und zwar innerhalb des einen und einzigen Weltganzen, der einen und einzigen Idee; oder, wenn wir uns Weltidee und Welterscheinung als eine Persönlichkeit vorstellen und diese Gott nennen wollen, innerhalb des einzig einen Gottes, des Gottes Monos, des ewig Unveränderlichen und doch zugleich des ewig sich Wandelnden: — welcher denkende und fühlende Mensch könnte sich dann wohl des Gedankens erwehren, daß all dieses kosmische Leben und Weben, all dieses Sichtrennen und Sichverbinden, all dieses Gesondertsein und Einssein, all dieses Hassen und Lieben all der lebens- und schönheitsvollen Erscheinungen einem ungeheuern, majestätischen und endlosen Schauspiele vergleichbar sei? Und wer vermöchte bei solchem Schauen und Erkennen das Schöne anders zu empfinden, als religiös, und das Religiöse anders, als ästhetisch? Wer würde nicht ergriffen von der glorreichen Gewißheit, daß es nur eine göttliche Offenbarung giebt, die Offenbarung der Weltdinge, und diese eine göttlich-natürliche Offenbarung sich dem Menschen nur auf dem einzigen und ewigen Urgrunde seiner Vernunfterkenntnis mittelst seiner Sprache und seiner Kunst erschließen kann?

Da es daher als ausgemacht zu betrachten ist, daß der Mensch Gott-Natur nur zu offenbaren und somit das Göttlich-Natürliche nur darzustellen vermag, sofern er sich der durch die Ausbildung seiner Vernunft errungenen sprachlichen und bildnerischen Mittel bedient, so kann er auch sich selbst, d. h. sein Erkennen und die von der Außenwelt in seinem Gemüte hervorgerufenen Eindrücke, nur offenbaren, sofern er sich in seinem Denken, Handeln und Schaffen als ein Vernunftwesen bezeugt. Und weil es nur ein Einziges giebt, das geoffenbart werden kann, ein Einziges also, dem unser höchstes Denken und unser heiligstes Empfinden geweiht sein muß, so kann auch nur dieses Eine und Einzige der Gegenstand unserer tiefsten Verehrung sein. Es giebt daher nur eine Heiligkeit und eine Majestät, die Heiligkeit und Majestät des Monos. Und gleichwie es nur eine Idee und nur eine Erscheinungswelt giebt, so kann es auch nur eine Religion und nur eine Ästhetik geben.

Und in der That: Die großen Denker und Dichter aller Völker und aller Zeiten haben Gott-Natur mit Ehrfurcht und Entzücken betrachtet und

verherrlicht. Wenn sie die Kräfte der Natur schilderten oder die Schönheit ihrer mannigfaltigen Erscheinungen priesen, so schilderten und priesen sie, bewußt oder unbewußt, Gott; und wollten sie das Wesen Gottes offenbaren und rühmen, so verherrlichten sie das Wesen der natürlichen Dinge. Die Natur war ihnen allen thatsächlich — welche Eigennamen man ihr auch auf den verschiedenen Kulturstufen menschheitlicher Entwickelung beigelegt haben mag — das heilige Wesen „voller Gnade und Wahrheit“. Sämtliche Mythologien sind auf der Grundlage der Naturgewalten und ihrer wechselvollen Erscheinungsformen aufgebaut. Ihre Gestalten waren Menschen, deren Kraft und Macht sich über das menschliche Maß erhoben: Idealmenschen Übermenschen, Gottmenschen. Überall und zu jeder Zeit sahen wir Denkmale menschlicher Erkenntnis errichtet, welche die Wahrheit kundthun, daß die Welt ein einheitliches Ganzes, und Gott dieses Ganze sei. Überall und zu jeder Zeit haben große Dichter die Erhabenheit und Herrlichkeit des Weltalls in seinen einzelnen Erscheinungen in ergreifender Weise und in der unerschütterlichen Überzeugung besungen, Gott besungen und verherrlicht zu haben. Der selbständig denkende Teil der Menschheit weiß es, daß alles, dessen der Mensch bedarf, alle Wohlthat und aller Segen aus den Händen der Natur uns zukommt; daß auf der Lösung ihrer Rätsel die Fortentwickelung aller Wissenschaft, aller Erkenntnis beruht; daß sie das einzige Vorbild aller Kunst, sowie der wahre und einzige Heiland ist für alle Mühseligen, Schwachen und Elenden. Und überall und immer: wie ist und bleibt sie doch so unaussprechlich, so unbegreiflich und so wundervoll schön, die schöne Natur! Der edle und tief empfindende Mensch wird nicht müde, sie zu betrachten. Je öfter er sie betrachtet, desto schöner und vollkommener wird sie ihm; und mit seiner wachsenden Erkenntnis wächst sein religiöses Empfinden, sein ästhetischer Genuß, sowie seine Fähigkeit, hell und tief zu schauen.

Die alten Germanen dachten keinen Schöpfer der Welt: sie war ihnen nicht erschaffen, sondern geworden, und mit ihrem Werden und Wachsen waren auch ihre Götter entstanden. Sie stammten bekanntlich von den Riesen ab, und diese Riesen waren die Naturgewalten, welche sich allmählich zu höheren Wesen vergeistigten. Sie glaubten, sich vom Weltall keine deutlichere Vorstellung machen zu können, als indem sie es sich unter dem Bilde eines ungeheuern Baumes, der Esche Yggdrasil, vorstellten. Yggdrasil ist aber zugleich einer der vielen Namen Odin-Wotans, der sich selbst als eine Frucht des Weltbaumes bezeichnet, und dessen Wipfel sein Thron ist. Der Bau des germanischen Götterstaates, sowie die ganze Weltanschauung der alten Germanen ist das Erzeugnis eines tiefen Naturerkennens. Da ihnen alles, was sie schauten, ein Gewordenes und unaufhörlich Werdendes war, und sie des unerschütterlichen Glaubens lebten, daß

auch nach der Götterdämmerung, dem Weltuntergange, eine neue, schönere, vollkommenere Welt sich aus dem „Urgebraus“ erheben werde „in ewigem Grün“ — „Allböses wird besser, Balder kehrt wieder und mit ihm wohnt Hader (Hödur) im Hause Wotans“ — so war sie ihnen gleichsam eine Dichtung voll dramatischen Lebens, die immer wird und niemals endet. Die Erforscher altgermanischer Götter- und Heldensagen haben nachgewiesen, daß den Germanen die Dichtung tiefste Weisheit war, weil sie allein auf alle Menschheitsfragen richtige Antwort geben könne. Und die Edda belehrt uns auch, daß die alten Sänger, sogar in ihren Götterliedern, stets bestrebt waren, die Wahrheit und Schönheit der von ihnen erkannten natürlichen Dinge als einzig göttlicher Dinge zu besingen, und das Geheimnis ihrer Götterlehre darin erkannten, daß das Irdische ein Überirdisches, das Erdenleben ein Götterleben sei, und Wotan daher als der Vater aller Wesen und die Verpersönlichung des Unendlichen im Endlichen gedacht werden müsse. Daraus erkennen wir, daß schon in ihrer Brust das religiöse und ästhetische Empfinden mit einander verschmolzen war; und dieses einheitliche Gefühl rang in den höchsten Momenten ihres Bewußtsein nach einem sprachlichen Ausdruck, in welchem eine rein ästhetische Betrachtung der Weltdinge glorwürdig sich offenbart. Wie tief, wie gewaltig zeigt sich dieser Ausdruck z. B. in folgenden Versen:

Surtur (ein Riese und Feind der Asen) fährt von Süden
Mit schwingender Lohe;
Vom Schwerte scheinet
Des Schlachtgotts Sonne.
Steinberge spalten,
Götter sinken.

Auch die Poesie des alten Ossian ist reine Naturpoesie voll tiefer, heiliger Sehnsucht. Alles Hohe und Schöne und Verehrungswürdige findet er in der Natur. Wie ertönt seine Harfe so urmelodisch, so tief das Herz ergreifend, wenn er die ihn umgebenden und die in weiter Ferne durch ihren Lichtglanz erkennbaren Naturdinge besingt! Alles ist auch ihm bewegt, belebt, wesenhaft, göttlich. Seine tiefsten Empfindungen leiht er den natürlichen Erscheinungen: sie klagen und freuen sich mit ihm, und ihr Leid und ihre Wonne verschmilzt mit seinem Leid und seiner Lust. Er ist eins mit dem „Stern der dämmernden Nacht“; eins mit dem „stürmenden Winde“ und des „Gießbachs Murmeln“; eins mit „Feld und Baum“ und dem „rauschenden Strome“; eins mit „Minona in ihrer Schönheit“; eins mit dem „Verlassenen auf dem stürmischen Hügel“; eins mit dem „meerumspülten Felsen“; eins mit den „Geistern seiner Kinder, die halbdämmernd zusammen wandeln in trauriger Eintracht“.

Und die altindischen Weisen und Dichter, — wie lieben und vergöttern sie die Natur, ihr einziges Heiligtum! Sie pflegen, schützen und lieben sogar eine Blume mehr, als christliche Völker einen Menschen. Immer finden wir in ihren Erzeugnissen Denken und Empfinden, Weisheit und Kunst, Wahrheit und Schönheit vereinigt. Der höchste Gott Indra ist der ewig Seiende — der ägyptisch-mosaische Jehovah ist ihm nachgebildet —; er ist eins mit Sonne und Mond, mit Erde und Luft und Wasser und Feuer, und daher ganz und gar Natur. Aus jeder Zeile des „Oupnekhat", sowie der Hymnen des „Upanischad" und der „Sanhita", bemerkt Schopenhauer, treten uns tiefe, ursprüngliche und erhabene Gedanken entgegen, und ein hoher und heiliger Geist schwebt über allen diesen Werken. Alles atmet irdische Lust und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. Eine Stelle aus der Sanhita mag hier Platz finden: „Der verkörperte Geist, welcher tausend Häupter, tausend Augen, tausend Füße hat, wurzelt in der Menschenbrust und durchdringt zugleich die Erde. Dieses Wesen ist die Welt und alles, was je war und sein wird. Es ist das, was durch die Nahrung wächst, und das, was Unsterblichkeit verleiht. Dies ist seine Größe, und darum ist er der allerherrlichste verkörperte Geist."

Besonders aber vom „Oupnekhat" preist der Philosoph, daß hier der Geist rein gewaschen werde von allem ihm früher eingeimpften Aberglauben und aller diesem fröhnenden Philosophie. Er bekennt, daß die Lektüre dieses Werkes die belehrendste und erhabenste sei, welche auf der Welt überhaupt ermöglicht werden könne; sie sei der Trost seines Lebens gewesen und sie werde der Trost seines Sterbens sein.

Und wie wird auch in der späteren Sanskritlitteratur tiefste Erkenntnis und höchste Schönheit innig miteinander vermählt, Gott in der Natur und als Natur, sowie Natur in Gott und als das Göttliche erkannt und gefeiert. In der „Sakuntala" z. B. ist die Natur der „Tempel der Gottheit", wie sie der „Tempel der Liebe" ist. Da heißt es: „Die Gottheit hindere, daß in dieser wonnetrunkenen Natur Priester herrschen." Als Sakuntala in eine säulengetragene Halle des königlichen Palastes geführt wird, die gedrängt voll von Hauspriestern, Opferdienern und höchstem Hofgesinde ist, bemerkt ein Einsiedler zum anderen: „In diesem Hause voll geschäftiger Sklaven erblick' ich nicht das Walten der heiligen Natur. Laß uns herniederschauen wie freie Männer auf Gebundene in dies Gewühl von Menschen, die das Glück auf Wegen suchen, wo es nie sich findet." Und als der König seine Täuschung, daß nämlich Sakuntala den ihr geschenkten Ring verloren, erkannt und sich fragt: „Darf der Zufall der ewigen Götter Weisheit spotten?" ruft er Indra mit den Worten an: „Weshalb, o Indra, ließest du es zu, daß ich die Wahrheit nicht erkennen konnte, ob

sie mir gleich vom roten Blumenblatte der keuschen, jungfräulichen Lippe kam?" Wie überaus heilig-schön schildert Kalidasa den heraufsteigenden Morgen:

„Gleich einem reich gestickten Teppich liegt
Die Erde vor dem Himmel ausgebreitet,
Und voller Wonne ruht sein Blick auf ihr.
Wohin das Auge reicht, nur Lust und Leben!
Wie buntes Papageigefieder glänzt
Und blitzt der taugetränkten Blumen Flor;
Aus tausend Kelchen strömt gewürz'ger Hauch;
Die Knospen springen und die Blätter rauschen;
Vom Felsen selbst, dem starren, dessen Wange
Der jungen Sonne Purpurkuß empfing,
Scheint sich Bewegung, Leben loszuringen.
So redet alles mit beredten Zungen
Der Neubelebung immer neues Wunder."

„Und das sind Brahmas Werke! Das ist Brahma selbst!" Goethes Distichon mag diese Andeutungen zusammenfassen:

„Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakuntala dich, und so ist alles gesagt."

Die Spruchweisheit der alten Inder ist ja weltbekannt und schier unerschöpflich, und auch sie ist von der Grundanschauung erfüllt, daß Gott und Welt, Natur und Geist unzertrennliche Dinge sind.

Die Denker des alten China identifizieren nicht minder Gott und Natur; sie verherrlichen das eine in dem andern. Um das Denken ihrer gepriesensten Geister deutlich zu veranschaulichen, habe ich versucht, einigen ihrer reifsten Gedanken die Spruchform zu leihen. So sagt z. B. Laotse, der Vorgänger des Konfutse:

Das Unendliche trägt des Endlichen Spur,
Ist Mutter des Alls: Wir nennen's Natur.

Wer von dem Lichtstrahl des ewigen Geistes
Sich fühlt durchdrungen,
Und von den Armen des höchsten Wesens
Sich weiß umschlungen:
Der ist geworden eins mit ihm,
Dem Unfaßlichen, der doch so nah;
Dem Unerforschlichen, der doch alles durchdringt;
Dem Unergründlichen, der doch das Kleinste beglückt;
Dem Unendlichen, der doch im Endlichen wohnt;
Dem Unveränderlichen, der doch so herrlich;
Dem Unbegreiflichen, der doch überall ist.

Einige Gedanken des Konfutse in jener Form lauten:

Höchste Erkenntnis
Ist Gotteserkenntnis:
Der Dinge innerstes Wesen
Erforschend im Geiste zu lesen.

Der Dinge Wesen zu erkennen,
Das soll man höchste Weisheit nennen.

Einen charakteristischen Spruch habe ich niedergeschrieben, von dem ich freilich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob ihm chinesische, indische, persische oder altägyptische Weisheit zu Grunde liegt. Mein Spruch aber lautet also:

Gott, Natur und Geist
Ist alles, was da kreist,
Sie sind in Ewigkeit
Heil'ge Dreifaltigkeit.

Und mit welchem Feuergeist durchdringt Gott-Natur die Poesie der Hebräer! Wenn der hebräische Dichter Gott am höchsten rühmen und preisen will, dann rühmt und preist er, und überdies oft in einer Sprache, die an plastischem Ausdruck von keinem Dichter übertroffen worden ist, die Schönheit und Herrlichkeit von All-Natur; und will er andererseits die Natur schildern und seine innerste Verwandtschaft mit ihr darthun, so schildert er seinen Gott. Die hebräische Poesie ist, wie A. v. Humboldt in seinem Kosmos bemerkt, reine Naturpoesie, und, da sie stets als Reflex des Monotheismus das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, so ist ihr Gott der rechte Naturgott. Die Natur erscheint dem Dichter nicht nur durch Schönheit verherrlicht; „diese Verherrlichung steht immer in Beziehung zu einer in den Dingen waltenden geistigen Macht". Sie ist ihm im Gegensatz zu den altgermanischen Sängern, ein Geschaffenes; der Naturgott ist Schöpfer und Ewigseiender zugleich, und jedes Ding in der Körperwelt ist ihm der lebensvolle Ausdruck dieses Geistes, und deshalb kann Gott nicht anders, als allgegenwärtig sein. Er schaut das Göttliche unmittelbar in den natürlichen Dingen, und darin liegt das Geheimnis seiner plastischen Ausdrucksweise. Der einzige 104. Psalm stellt z. B. ein anschauliches Bild des ganzen Universums dar. Unübertroffen ist die Zeichnung einiger Naturbilder im Buche Hiob. Um die hebräische Poesie recht zu würdigen, muß man nur eine, den ursprünglichen Ausdruck treffender wiedergebende Übersetzung, als die Luthers ist, zur Hand nehmen. Wie lebt und webt die Gottheit in all den Bildern! und wie natürlich, wie naturkräftig, ich möchte sagen, wie körperlich tritt der dichterische Ausdruck vor unser Auge! „Gott versetzet Berge, ehe sie es inne werden. Er beweget ein Land, daß seine Pfeiler zittern. Er spricht zur Sonne, so gehet sie auf; und er ist's, der

die Sterne versiegelt. Er breitet den Himmel aus und gehet auf den Wogen des Meeres. — Vom Odem Gottes kommt Frost, und große Wasser, wenn er im Tauwind dahinfährt. Die dicken Wolken scheiden sich, damit es hell werde, und durch den Nebel bricht das Licht. Er kehret die Wolken, wohin er will, und was er ihnen gebietet, das schaffen sie auf dem Erdboden. — In seiner Hand ist die Seele alles dessen, was lebt und der Geist des Fleisches alles Jeglichen. — Siehe, er gehet an mir vorüber, ehe ich es gewahr werde, und er verwandelt sich, ehe ich es merke." Wie schal, wie niedrig, wie geist- und gottlos ist dagegen die sogenannte christliche Dichtung in ihrer dumpfen Mystik, ihrer platten Unwahrhaftigkeit und ihren metaphysischen Unmöglichkeiten!

Auch die Hellenen beseelte ein lebendiges Naturgefühl. Ihre ganze Dichtung, ihre Kunst überhaupt wurzelte, wie bei allen Völkern indogermanischen Stammes, in ihren nationalen Götter- und Heldensagen. Stets ist ihren Dichtern und Denkern das religiöse Empfinden und das Naturgefühl eins und dasselbe. Ihre Götter sind reine Naturwesen, die in den Dingen wohnen und über die Dinge die Herrschaft führen. Homer, wiewohl er selten bei Schilderungen der Natur lange verweilt, umfaßt die Natur mit derselben inbrünstigen Liebe, mit welcher seine schöne Seele die Götter umfängt. Ihm ist in der Natur alles selig, denn hier sind ja überall seine „seligen, ewig währenden Götter". Alles in ihr hatte sogar, nach allgemeiner hellenischer Auffassung, seinen Genius. Homer fühlte sich in dem Grade als Naturwesen und als solches so innig mit allen anderen Naturwesen verwandt, daß er Tieren und Pflanzen, den dahinjagenden Wolkenbildern, wie den brausenden Meereswogen, den im Donner durch die Lüfte fahrenden Flammenblitzen, wie dem geheimnisvollen Rauschen der vom Winde bewegten Bäume in ihren geheiligten Hainen oder auf den Höhen ihrer geheiligten Berge menschliches Empfinden verlieh. — Empedokles, der zuerst in der Natur der Stoffe Suchen und Fliehen, ihre Anziehung und Abstoßung (Lieben und Hassen) erkannte, war auch der erste unter den griechischen Denkern, welcher ein philosophisches Naturgedicht schrieb. — Pindar besingt in einem Frühlingsdithyrambus die mit neuen Blüten bedeckte Erde und verherrlicht die Götter, welche er an allen Orten schaut. Ihm, wie den meisten feinfühligen Griechen, war besonders die Pflanzenwelt heilig Die Hellenen hatten, wie die Germanen, geheiligte Bäume, die in geheimnisvoller Beziehung zu den Göttern standen und der Gegenstand ihrer religiösen Verehrung waren. Berg und Thal, Wald und Wiese, Feld und Hain, Meer und Fluß waren von anmutigen Götterwesen, welche die Erdendinge beseelten, erfüllt. Auch bei den Tragikern macht sich, selbst inmitten wildester Leidenschaft, ein tiefes Naturgefühl geltend. Sie alle schauten

die seligen Götter gleich dem großen Epiker und dem großen Lyriker als höhere übermenschliche Naturwesen. Sophokles stellt zur Verherrlichung seines Geburtsortes die edle Gestalt des Ödipus, des schicksalverfolgten, umherirrenden Königs, an die „schlummerlosen Gewässer" des Kephissos, und als er sich dem Haine der Eumeniden nähert, preist der Chor den edlen Ruhesitz des glanzvollen Kolonos, wo die melodische Nachtigall gern einkehrt und in helltönenden Lauten den Göttern Klagelieder singt. Euripides läßt die dem Opfertode geweihte Iphigenie in die herzergreifende Klage ausbrechen:

„Kein Licht soll ich mehr schauen! Keine Sonne
Mehr scheinen sehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einst den Namen trug,
Erhab'ner Ido, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Brust entrissen, Priamus
Zu grausenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Kinder, diesen Paris, nimmermehr
Am klaren Wasser hingeworfen, wo
Durch grüne, blütenvolle Wiesen, reich
Beblümt mit Rosen, würdig, von Göttinnen
Gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
Der Nymphen Silberquelle rauscht — wohin
Mit Hermes, Zeus geflügeltem Gesandten,
Zu ihres Streits unseliger Entscheidung
Athene kam, auf ihre Lanze stolz,
Und, stolz auf ihre Reize, Cypria,
Die Schlaue, und Saturnia, die Hohe,
Auf Jovis königliches Bette stolz."

In den „Phönizierinnen" wird Helios folgendermaßen angerufen:

„O, der du wandelst zwischen den Gestirnen
Des Himmels und, auf goldnen Wogen thronend,
Mit flücht'gen Rossen, Flammen von dir strömst,
Erhab'ner Sonnengott!"

Blitz und Donner werden von Antigone um Beistand angefleht:

„O Nemesis und ihr hohlbrausende
Gewitter Jovis, und du loher Strahl
Des nachtumgebenen Blitzes, zähmet ihr
Den Trotz, der über Menschheit sich erhebt!"

Cicero vergleicht in seiner Schrift: „De Natura Deorum" die Rede des Aristoteles mit einem goldenen Strome und führt eine Stelle aus einem verloren gegangenen Werke des Philosophen an, die also lautet: „Wenn es Wesen gäbe, die in den Tiefen der Erde immerfort in Wohnungen lebten, welche mit Statuen und Gemälden und allem dem verziert wären, was

die für glücklich Gehaltenen in reicher Fülle besitzen; wenn dann diese Wesen Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter und durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Sitzen heraussträten an die Orte, die wir bewohnen; wenn sie urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkennten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und lichtausströmenden Wirkung; wenn sie endlich, sobald die einbrechende Nacht die Erde in Finsternis hüllt, den Sternenhimmel, den lichtwechselnden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: so würden sie wahrlich aussprechen, es gäbe Götter und so große Dinge seien ihr Werk!" Kann der menschliche Verstand die innigste Verwandtschaft, das Einssein des Göttlichen und Natürlichen überzeugender darthun, wie es der griechische Gedankenriese in diesem Gemälde gethan hat? Ist der Eindruck, den auch diese Offenbarung im menschlichen Gemüte hervorbringt, nicht ein vollkommen religiöser und ästhetischer zugleich? ja, ist er nicht um deswillen ein religiöser, **weil** er ein ästhetischer ist?

Und ist nicht auch das Eigenartigste in der Philosophie des **Platon**, die Ideen, jene unkörperlichen Einheiten, die der gesamten Erscheinungswelt zum Grunde liegen und mit dem Begriffe der Gottheit, als der Idee des unbedingt Guten und Schönen, zusammenfallen, eine Verschmelzung des Göttlichen mit der sinnlichen Erscheinung, des Religiösen mit dem Ästhetischen?

Die vorstehenden Hinweise auf grundlegende Erscheinungen in der Weltlitteratur mögen genügen zur Feststellung der Thatsache, 1) daß bei allen Kulturvölkern das Streben obwaltete, das außermenschliche Naturleben gleich dem Menschenleben zu betrachten und allen beseelten Naturerscheinungen menschliche Empfindungen zu leihen; 2) daß alle Kulturvölker des Altertums ihren Gott oder ihre Götter lediglich in der Natur, niemals außerhalb der natürlichen Dinge erkannt haben und sie mit ihr identifizierten; 3) daß sie alle Weltwahrheit und Weltschönheit in den Erscheinungen und Einrichtungen des Naturganzen fanden und es für undenkbar hielten, daß die Welturſache außerhalb des Kosmos gesucht werden könne, und 4) daß ihre Denker und Dichter den das Volksgemüt bei der Betrachtung der Natur beherrschenden Eindruck auf das instinktive Gefühl oder das bewußte Erkennen zurückführten, daß in jedem einzelnen Weltwesen ein Hauch vom ewigen Geiste des Ur-Einen lebe, wie immer dieses Eine von den verschiedenen Völkern, je nach der Stufe ihrer Entwickelung, im besonderen auch gedacht und benannt worden sein mag. Dieses ursprüngliche Naturgefühl und diese durch unmittelbare Wahrnehmung gewonnene Erkenntnis sind der Menschheit ein werter, teurer Schatz in all den Zeitaltern geblieben, die uns von der

antiken Welt trennen, so sehr menschliche Schwäche, menschliche Qual und menschliche Herrschgier ihn zu mißachten und finstere Gewalten ihn zu verfälschen und zu entwerten beflissen waren; denn zu keiner Zeit hat es an mutigen und einsichtsvollen Männern gefehlt, welche jenes köstliche Erkenntnis- und Herzensgut schützten, pflegten, offenbarten und als der Menschheit Palladium hoch und heilig hielten.

Drei Geistesfakultäten sind es vornehmlich, denen die Menschheit die Pflege ihrer alten und die Schaffung ihrer neuen Heiligtümer zu danken hat, die Philosophie, die Naturwissenschaften und die Kunst. Die großen Denker, Forscher und Künstler sind nach einem schönen Worte Heinrichs v. Kleist die nächtliche Lampe gewesen, welche den ganzen Erdball erleuchtete. Sie waren und sind es, welche auf der ewigen Grundlage der Vernunfterkenntnis Werke der Wahrheit und Schönheit geschaffen, die früheren Manifestationen des Geistes erweiterten und vertieften, und den Spuren nachgingen und immer noch nachgehen, die der All-Eine gegangen und in Ewigkeit gehen wird. In der profanen Weltlitteratur, d. h. in den nicht kirchlichen, aber gerade deswegen vom Geiste der Wahrheit geweihten und eingegebenen Schriften, hat sich allmählich der wahrhaft theologische, d. h. der gottvernünftige (von theós, Gott, und logikós, vernunftgemäß) Gedanke durchgerungen, daß Gott und Welt eins seien, und das Göttliche mithin nicht bloß als eine Art Zubehör in der Natur, sondern schlechterdings Natur, ganz Natur sei, und somit einzig das sei, was es überhaupt sein könne; gleichwie der wahrhaft philosophische Gedanke in der Meinungen Streit obgesiegt hat, daß auch die schöne Kunst, als freie Nachbildnerin der Natur, das Höchste in ihren Werken leiste, wenn sie — Natur (Idee und Erscheinung) geworden sei. Welch eine stolze Reihe erhabener Schöpfer- und Forschergeister, die, ein jeglicher in seiner Zunge, jene Gedanken gedacht und gelehrt und diesen Gedanken, ein jeglicher nach dem Gesetze seiner Natur, künstlerisch offenbart haben, stellt sich einzig in dem Zeitraume von Kopernikus, Paracelsus und Shakespeare bis auf Goethe, Schopenhauer und Darwin dem entzückten Geistesblicke dar! Die Rätsel des Weltalls zu lösen und die Natur als das Göttliche zu verherrlichen, war ihnen allen das denkbar heiligste Thun, die höchste Verehrung des Einen und Einzigen. Sie alle haben an den Grundlagen einer neuen Weltanschauung gearbeitet, die zu einer rein ästhetischen Weltanschauung führen muß und in einigen hellen Köpfen bereits geführt hat. A. v. Humboldt sagt im 7. Abschn. d. II. T. seines Kosmos zur Charakteristik des Kopernikus: Die kräftige, aus der innersten Überzeugung hervorbrechende freie Sprache des Kopernikus widerlegt hinlänglich die alte Behauptung, er habe das System, welches seinen unsterblichen Namen führt, als eine dem

rechnenden Astronomen bequeme Hypothese, als eine solche, die wohl auch unbegründet sein könne, vorgetragen. Dann führt er jene herrliche Stelle aus seinem, das frühere Wissen umstürzenden Buche de Revolutionibus an, in welcher höchste Erkenntnis, in einem wundervollen poetischen Bilde dargestellt, und das tiefste religiöse und feinste ästhetische Empfinden mit einander verschmolzen erscheint. Ich kann und darf es nicht unterlassen, sie wörtlich wiederzugeben. Sie hat folgenden Wortlaut: „Durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte (lucernam mundi), die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt." Dem großen Gründer unseres Weltsystems hat bei seinen Anordnungen sicherlich der nämliche Gedanke vorgeschwebt, welchem Spinoza, der „heilbringende Sendbote der mündigen Menschheit," über hundert Jahre später mit den einfachen Worten Ausdruck gab: „Alles, was ist, ist in Gott, und nichts kann ohne Gott sein, noch begriffen werden," und dann hinzufügte: „Gott handelt nur nach den Gesetzen seiner Natur." (Ethik, T. 1.) Und Goethe war der Ruhm vorbehalten, der Erste gewesen zu sein, der den philosophischen Ausdruck des Spinoza in einen ästhetischen, sowie die monistische Religionserkenntnis in eine ästhetische Weltanschauung umwandelte:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in Allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt."

II.

Bevor wir nun die Welt rein ästhetisch betrachten, müssen wir versuchen, den Begriff des Ästhetischen festzustellen. Die Ästhetik, so lehrt man, ist die Wissenschaft vom Schönen und der Kunst, und gewiß ist auch das künstlerisch Schöne in allen seinen Abstufungen ästhetisch. Ist aber das Ästhetische bloß ein Attribut der Kunst? Ist das Schöne ursprünglich oder auch nur vornehmlich in der Kunst zu finden? Erschöpft das künstlerisch Schöne den Begriff des Ästhetischen überhaupt?

Gehörte das Ästhetische nur zum Wesen der Kunst, so könnte die Natur nicht ästhetisch sein und kein Kunstwerk hervorbringen; der Mensch hätte wirklich die Kunst für sich allein. Aber, was wäre der größte Künstler, wenn nicht auch in ihm, als in einem Kunstwerke der Natur, die wunder-

baren Kräfte der Natur wirkten und sein Geist nicht die Fähigkeit besäße, das Ästhetische in der Natur vorbildlich zu erkennen? Seine Kunst besteht doch einzig darin, die Erscheinungen der Natur ihrem Sein und Wesen nach nachzubilden, indem er in dem unermeßlichen Reiche der Natur Absonderungen vornimmt, damit er das Schöne besser erkenne und der ästhetische Genuß ein reinerer und nachhaltigerer sei; denn in ihrer „unendlichen Mannigfaltigkeit ist die Natur nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist". Wäre die Natur nicht durch und durch ästhetisch, so könnte es überhaupt weder eine schöne Kunst, noch einen ästhetischen Genuß, noch eine Wissenschaft vom Schönen geben. Bei der Betrachtung der Welt als eines ästhetischen Ganzen wird es nunmehr darauf ankommen, ob es uns gelinge, den Schleier von ihren geheimnisvollen Erscheinungen soweit zu heben, daß die Idee, welche den Erscheinungen zu Grunde liegt, deutlicher als bei jeder anderen Weltbetrachtung durchschimmere, und die Erkenntnisform der Einzelerscheinung weniger als bisher unserem Schauen und Erkennen hinderlich sei.

Zur Begründung des Satzes, daß die Natur ihrem innersten Gesetze nach ästhetisch sei, und sie die einzige Quelle für das künstlerische Schaffen und den ästhetischen Genuß bilde, müssen wir zunächst die Frage beantworten, worin denn das ästhetische Wohlgefallen bestehe, welches doch den Anblick der schönen Natur in unserer Seele hervorruft. Ich frage demnach: Worauf beruht der ästhetische Genuß, und was ist in der Natur ästhetisch?

Die Welt hat eine Ursache. Diese Ursache und ihre wirkende Kraft in allem Dasein nennen wir Gott. Da Gott die Ursache seiner eigenen Existenz ist, so muß er auch die Ursache aller zum Weltganzen gehörenden Dinge und diese mit ihm identisch sein. Hieraus folgt, daß alle Dinge — Dinge seiner selbst, Einzelwesen seines Wesens sind; denn das Dasein und das Wirken Gottes kann nichts anderes sein, als sein Wesen ist. Und da Gott ferner notwendig ein denkendes Wesen sein muß, weil denkende Wesen aus seinem Wesen hervorgegangen sind, so liegt dem Wesen Gottes, also allen Weltdingen, gleichfalls aus innerer Notwendigkeit eine Idee zugrunde, die, ihrer ursprünglichen Natur nach, überall wesentlich die gleiche, wenn auch in dem Grade ihrer Beschaffenheit, ihrer Kraft und Wirkung unermeßlich verschieden ist. Die Idee muß sogar, weil sie jeder Einzelerscheinung inhärent ist, das eigentlich gestaltende Agens, das ästhetisch Schöpferische und folglich das Wesenhafte des Geistes sein; sie ist die Quintessenz der Kraft, die das Wesen der Materie ausmacht und ganz und gar wechsellose Realität ist, aber just deswegen ohne die Idee nicht fähig sein kann, schöne Formen zu erzeugen.

Die Idee, als die vornehmste Eigenschaft Gottes, ist es daher auch, welche sein Wesen und somit auch das Wesen des menschlichen Geistes

innerhalb ihrer Erscheinungsformen, am deutlichsten vorstellbar macht. Könnte der Mensch der Welt Ursache ergründen und Denkformen schaffen, vermöge welcher er imstande wäre, das Ergründete sprachlich auszudrücken, also die Ursache der Welt zu begreifen und zu beweisen, so müßten wir auch fähig sein, Welt und Gott nicht bloß nach ihrem Begriffe, sondern, umgekehrt, aus den realen Dingen, dem Gewordenen und immerfort Werdenden, die wirkende Kraft, die Ursache alles Seins und alles Werdens, vollkommen zu begreifen und zu erklären. Mögen wir nun die schaffende Ursache, die natura naturans des Spinoza, Ursein, Kraft, Idee, Substanz, das Ding an sich oder Wille nennen: diese Weltursache, weil sie in sich und durch sich allein schaffend wirkte, konnte nur solche Wirkungen erzeugen, welche genau ihrer Ursache, der sie hervorgerufenen wirkenden Kraft, entsprachen. Wollen wir das Ursein Kraft nennen, so mußte die Kraft die Fähigkeit haben, sich zu gestalten, d. h. sich als Idee zu objektivieren; denn die Idee kann nur anschaulich, d. h. als Erscheinung, sich manifestieren. Nennen wir das Ursein Idee, so mußte umgekehrt der Idee die Kraft innewohnen, sich materiell zu bezeugen, körperlich zu erscheinen und zu entwickeln — denn alles erscheinende Sein ist Wirkung — und in ihrer gestaltenden Wirkung Formen annehmen, die sinnlich wahrnehmbar sind.

Da also nur die Erscheinungsformen der Weltdinge Objektivierung der Idee sind, und nur diese ästhetisch sein und wirken können, so kann eine Erscheinung, die bloß Materie, bloß Kraft ist, in uns kein ästhetisches Wohlgefallen erregen, und sie wird es erst dann vermögen, nachdem sie eine bestimmte, lebensvolle, der ihr zugrunde liegenden Idee adäquate Gestaltung angenommen hat. Und nur dann, wenn die Erscheinungsform unseren Sinnen wohlgefällig ist, unser Gemüt angenehm erregt, unser Geist durch sie zum Nachdenken aufgefordert wird, ist sie lebensvoll und wirkt sie lebenerzeugend schöpferisch, denn nur als ästhetische Erscheinung ist sie der ihr zugrunde liegenden Idee adäquat. Diese Übereinstimmung von Idee und ihrer Gestaltung, von Wesen und Schein, von Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit der Dinge ist es demnach, welche das Gefühl des Schönen in uns hervorruft, und diese Wirkung ist ästhetisch. Und weil es schlechterdings vernunftwidrig und daher undenkbar ist, daß das Ganze der Welt wesentlich anders beschaffen sein sollte, als seine Teile, da ja eben die individuellen Dinge der Welt das Ganze der Welt ausmachen, so sind wir nicht nur befähigt, das Ganze ästhetisch zu schauen, sondern auch genötigt, die Welt ästhetisch zu betrachten und jede andere Betrachtung als eine täuschende und irrige zu bezeichnen. Ist demnach die verkörperte Idee das reine Objekt unserer Anschauung, versenken wir uns in dem Grade in dieses Schauen mit all unserem Sinnen und Denken, daß unser Ich mit seiner Eigenliebe

und seinen Begehrlichkeiten unsere Kontemplation nicht störend beeinflußt, wir uns selbst vielmehr in ihr vergessen: so schauen wir die Idee in ihrer adäquaten Erscheinungsform als reine Wahrheit und Schönheit; unsere Weltbetrachtung ist ästhetisch, und dieses selige Gefühl, welches sich unserer Seele bei solchem Genusse bemächtigt, ist ein rein ästhetisches Gefühl. Bei solcher Betrachtung bezeugt und offenbart sich uns die Hoheit und Herrlichkeit der Natur in jedem organischen Weltdinge, und die Natur ist es einzig und allein, die sich uns bezeugt und offenbart, sowohl in uns selber, als in allem, was außer uns da ist.

Jacob Böhme sagt im ersten Kapitel seines Buches: „De signatura rerum“: Es ist kein Ding in der Natur, es offenbart seine innere Gestalt auch äußerlich; denn das Innerliche arbeitet stets zur Offenbarung. Ein jedes Ding hat seinen Mund zur Offenbarung. Und das ist die Natursprache, darin jedes Ding aus seiner Eigenschaft redet und sich immer selber offenbart und darstellt.

Goethes Metamorphosen der Pflanzen und Tiere sind Ergebnisse einer solchen ästhetischen Weltbetrachtung. So sagt er in seiner „Metamorphose der Pflanzen“, nachdem er vor unseren Augen die Pflanze hat entstehen und sich entwickeln lassen:

„Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du aufs neue, sobald sich am Stengel die Blume
Über dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das fertige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell, die zartesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.“

Und in der „Metamorphose der Tiere“ dringt er noch tiefer ein in das ästhetische Schaffen der heiligen Natur, wenn er sagt:

„Zweck sein selbst ist jegliches Tier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.“

Und dann, nachdem er darauf hingewiesen, daß alle Gestaltung der im Innern wirkenden Kraft begrenzt sei und diese Grenzen kein Gott erweitere und die Natur selbst sie ehre, da nur also beschränkt je das Vollkommene möglich ward, verkündigt er die hohe Wahrheit:

„Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilge Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zuge belehrend,
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler, der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken.“ Usw.

Und man vergegenwärtige sich die tiefsinnigen und schönheitsvollen Gesänge: „Prometheus“, „Ganymed“, „Grenzen der Menschheit“, „Das Göttliche“, „Menschengefühl“, „Pilgers Morgenlied“, „Mahomets Gesang“, „Meine Göttin“, „Schwager Kronos“, „Wanderers Sturmlied“, „Gesang der Geister“, „Der Wanderer“, „Künstler-Lied“, „Das Lied des Erdgeistes“, „Das Parzenlied“, „Euphrosyne“, „Weltseele“, „Eins und Alles“, „Vermächtnis“ u. a. Und sind nicht Tasso, Iphigenie, Faust, ja, die ganze Goethesche Dichtung auf der Grundlage einer ästhetischen Weltbetrachtung aufgebaut? War dem hohen, herrlichen Manne das Göttliche nicht das Ästhetische? Übte er sie nicht aus, die heilige Religion des Schönen? Und war er nicht ihr wirklicher Priester?

„Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.“

Wie ästhetisch die Natur ist, lehrt uns jedes Fleckchen Erde, soweit Menschenwillkür nicht eingriff in ihr schönheitsvolles Bilden. Mit höchstem Verstande stellt sie ihre Gebilde dar, nährt sie, pflegt sie, ordnet sie, gruppiert sie, und gerade in der „Wildnis“, wie der zerstörende Mensch jene Zustände zu bezeichnen sich erlaubt, welche entstehen, wenn sie in voller Freiheit, ihrem ewigen Gesetze gemäß, schaffen kann, baut sie den Thron der Schönheit am herrlichsten auf.

Wer gedächte nicht zur Bestätigung dieser Wahrheit der Gemälde der Naturdichter, namentlich der Naturdichtungen eines St. Pierre, eines Chateaubriand und anderer, in welchen die urschöne wilde Tropennatur, nach dem Zeugnis A. v. Humboldts, mit bewunderungswürdiger Wahrheit und in wundervoller Anschaulichkeit geschildert worden ist? Wer gedächte nicht auch der tief ergreifenden Naturpoesie Byrons? „O Lust im Wald,

der pfadlos sich verschlungen und an entlegner Küste, welch Entzücken"! so ruft er in Ritter Harolds Pilgerfahrt aus. — Das Meer, welches ihn in seinem wildesten Rauschen wie Musik entzückt, apostrophiert er mit den Worten:

„Roll' an, tiefblauer Ozean, roll' an!
Es fegten spurlos dich zehntausend Flotten;
Der Mensch zerstört das Land, soweit er kann! . .
Sein Fuß betritt dich nicht; denn dein Gefilde
Kann er nicht rauben . . .
Rings schwanden alle Reiche, deines nicht . . .
Denn dich vermochte kein Tyrann zu morden!
Zeit konnte deiner Stirn nicht Furchen ziehen,
Noch wie am Schöpfungstag läßt du die Wogen rollen."

„Glorreicher Spiegel, wo das ew'ge Walten
Im Wetter sich verklärt! Zu allen Zeiten
Bewegt, ob still, im Hauch, im Sturm, am kalten
Beeisten Pol, wie in des Südens Weiten!
Nachtdunkles, heiliges Bild der Ewigkeiten!
Endlos! Des Unsichtbaren Widerschein!"

Und wie jubelt die Seele des Dichters beim Anblick der Alpen, die ihm gefeit sind gegen vernichtende Willkür:

„Paläste der Natur, auf euren Spitzen,
Den weißen Häuptern, wolkenhoch erhoben,
Sieht man die Ewigkeit erstarrend sitzen,
Um welche rings die eis'gen Hallen blitzen!"

so begrüßt er sie. Und als ihn Sturmgetön umbraust, finstere Nacht umfängt, so grausig, ernst und dicht und doch so prächtig schön,

„Dem schwarzen Mädchenauge gleich voll Licht,"

und der Donner redet und von Fels zu Fels sich fortwälzt, da schwelgt seine Seele in höchster Lust. Er redet zur Gewitternacht, als sei sie eine Gefährtin seines Lebens, er nennt sie die glorreichste der Nächte und bricht in die Worte aus:

„Bist du gesandt nur, daß wir schlafen sollen?
Teilnehmer laß mich sein der wilden Pracht!
Ein Teil von dir — ein Teil von Sturmes Grollen!"
— — — — — — — — — — — —
„Fels! Himmel! Sturm und Flut und wildes Leuchten!
Nacht! Wolken! Geist, der mich's genießen macht!
Sind das nicht Dinge, die den Schlaf verscheuchten?
Dann dieser Stimme Brausen! Wie es kracht!
Das ist der Ton, der schlaflos in mir wacht,
Und der im Schlafe selber nicht entweicht.
Ihr Stürme, sagt, wann endet eure Schlacht?
O sprecht, ob ihr dem Sturm der Seele gleicht!?

Könnt ich's verkörpern! Könnt ich ohne Schranken
Entdecken das, was mächtig in mir lebt,
Und rächen dann am Ausdruck den Gedanken —
Hin würf' ich Geist, Gefühl! Was in mir webt,
Wonach ich suche, was ich nur erstrebt,
Ertrug, gewußt — in einen Laut es fassen!
Ein Blitz dies Wort — ich spräch's, wie sehr ihr bebt!"

Das ist echte Naturpoesie! Die Seele des Dichters fließt mit der Seele der außer ihm liegenden Naturdinge zusammen, und sie sind eins.

Philosophie und Kunst haben ein und dasselbe Ziel: Erkenntnis und Darstellung der Idee in ihren Erscheinungen. Der Philosoph sucht sie auf dem Wege aufmerksamer Beobachtung und durch tiefes Nachdenken über die Ergebnisse seiner Beobachtung zu erfassen und begrifflich darzustellen; während der Künstler ohne Reflexion durch unmittelbares Schauen gestaltenschaffend sie sich vor die Sinne zaubert. „Die Kunst," sagt Schopenhauer, „wiederholt die durch reine Kontemplation aufgefaßten ewigen Ideen, das Wesentliche und Bleibende aller Erscheinungen der Welt, und je nachdem der Stoff ist, in welchem sie wiederholt, ist sie bildende Kunst, Poesie oder Musik. Ihr einziger Ursprung ist die Erkenntnis der Ideen; ihr einziges Ziel Mitteilung dieser Erkenntnis." So sind also die künstlerischen Offenbarungen des Wesentlichen und Bleibenden in den Welterscheinungen Offenbarungen der schönen Natur, und die Werke der Kunst vollgültige und echte Denkmale einer ästhetischen Weltbetrachtung.

Bei jeder Offenbarung des Schöpfergeistes kommt es immer darauf an, daß sie eine Stimme oder ein getreues Abbild der Natur aus ihrem unerschöpflichen Lebenskern, ihrem tiefsten Herzen sei. Wer als Künstler oder Denker mit ihrem großen Herzen nicht innig vertraut und nicht zu jeder Zeit inbrünstiglich bestrebt ist, den „Schleier der Maja" zu heben, der gehört ihr auch nicht mit seinem ganzen Herzen an: er lebt inmitten eines überschwenglichen Reichtums an geistigen und sinnlichen Genüssen ein armselig Leben; er ist, mag auch sein Wissen und Können noch so groß sein, ein poesieloses Geistesding und recht eigentlich jener Kerl auf dürrer Heide, der von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt wird, während rings umher schöne grüne Weide liegt. Und so gewiß es ist, daß all der unermeßlichen Fülle der Einzelerscheinungen ein wesenhaftes, durch sich selbst daseiendes und auf sich selbst beruhendes Ding zugrunde liegt, dem alle jene Erscheinungen, eine jegliche nach ihrer Art und auf ihrer jeweiligen Entwickelungsstufe, vollkommen entsprechen: ebenso gewiß ist es auch, daß alle echten vom Geiste der Kunst ins Dasein gerufenen Erscheinungen Abbilder der Erzeugnisse des Geistes der Natur sind, da sie ja, wenn sie dies nicht wären, keine wesenhaften Gegenbilder in der Natur haben und

deswegen wesenloser Schein, seelenlose Machwerke — tote Götzenbilder sein würden. Wer nicht Licht und Glanz und Freude unter den Menschen verbreiten kann, Licht der Wahrheit, Glanz der Schönheit, und Freude, herzbeseligende Freude, der lege die Werkzeuge seiner künstlerischen Thätigkeit nieder und verharre in demutsvollem Schweigen. Die Seele soll entzündet und geklärt, der Geist erhellt und gekräftigt und das Gemüt von der Angst und Qual des Daseins befreit werden: das ist's, worauf es ankommt! Es ist schon mancher Baustein, den thörichte Bauleute verwarfen, zum Eckstein geworden, und schon mancher „Künstler", den die Kleingeister handwerklichen Brimboriums für einen Eckstein hielten, in der großen Rumpelkammer der Geschichte verschwunden. Vermag ein Werk der Kunst das Wesentliche und Dauernde in den Erscheinungen der Welt nicht darzustellen und also auch nicht jene Wirkung hervorzurufen, so wüßte ich wahrlich nicht zu sagen, wozu es überhaupt da wäre. Nur der echte Künstler — auch wenn sein Geist kein Feuergeist wäre — ist der wahre Heilbringer und der wirkliche Seligmacher, gleichviel ob das Material, aus welchem er schafft, das lebendige Wort oder der tote Stein, der beseelte Ton oder die glänzende Farbe ist. Sein heller, die Erscheinung durchdringender Blick wird stets das Ganze eines Einzeldaseins und in jeder Einzelexistenz das Ganze des Weltdaseins umspannen oder zu umspannen bestrebt sein. Er wird Idee und Erscheinung, Unendliches und Endliches, die Einheit in der Mannigfaltigkeit, sowie die verschiedenen zum Teil einander entgegengesetzten Regungen in der Menschenseele gleichsam in einen Brennpunkt zusammenzufassen bemüht sein und somit immer ein Weltbild im Kunstbilde bringen — den „Tropfen am Eimer", in welchem sich Himmel und Erde spiegeln. Wer aber mit dem Weltstoff nach Laune und Willkür bloß tändelt und spielt; wer nur armseliges äußeres Stückwerk und seelenlosen Abklatsch bietet; wer durch mosaikartig zusammengefügte, fratzenhafte und naturwidrige Darstellungen nur Aufsehen erregen oder gar durch Machwerke, denen kein Vorbild in der Natur, überhaupt kein kosmisches Sein zum Grunde liegt, also verkörperte Lüge sind, vernunftwidrigen und selbstsüchtigen Zwecken dienen will: dessen ganzes Thun — und wenn man es heilig spräche — ist Schaum und Schein. Ein solcher „Künstler" wird seine Schmeichler befriedigen, dem Tagesgötzen wohlgefällige Opfer bringen, er steckt vielleicht, falls er ein „großer Künstler" dieser Art ist, viel Geld in seinen Beutel; aber der heilige Geist der Kunst hat ihn nicht geweihet, er hat unser Gemüt nicht erquickt und gehoben, er hat in unserem Geiste nichts aufgebaut, und folglich hat er auch nicht ästhetisch gewirkt.

Freilich kann die Kunst niemals ganz Natur werden; aber wenn der Künstler mit Verständnis und Eifer stets bestrebt ist, in seinen Werken die

Ästhetik der Natur wiederzuschaffen, also immer ästhetisch zu wirken, so kann die Kunst das denkbar höchste Ziel erreichen, und sie hat es erreicht, wenn die Poesie der Natur Poesie der Kunst geworden ist.

Jedes Naturding als adäquate Erscheinungsform der Idee ist schön, muß auf jeder seiner individualen Entwickelungsstufen schön sein; und da Kraft und Materie und folglich auch Idee und Erscheinung in unveränderlicher Energie verharren, so muß es auch auf allen seinen Stufen und Wandlungen endlose Dauer haben und ewige Jugend zeigen. Daraus folgt, daß das Ästhetische in der Natur unerschöpflich ist und für das Menschengeschlecht die göttliche Gnadenquelle des ästhetischen Genusses bleiben wird, so lange es die Erde bewohnt und aufschauen kann mit entzückter Seele zum ewigen Sternenhimmel. So ist es denn auch die ästhetische Natur, die uns in immer neuer Schöne in ihren unermeßlichen Gestaltungen erscheint, uns immer neue Genüsse verschafft, und doch immerfort die — alte ist. Die ästhetische Natur ist es, in welcher wir sind und leben und weben, obgleich menschliche Bedürftigkeit sie so vielfach verunstaltet; und doch ist sie der Mehrzahl der Menschen so gut wie unbekannt. Die ästhetische Natur ist es, welche uns die tiefsten Geheimnisse der Weltseele enthüllt, die herrlichsten Bilder uns vor Sinn und Seele zaubert, die höchsten und reinsten Freuden bereitet, uns edel und fromm macht und uns noch selig sein läßt, wenn wir schlafend in ihren Liebesarmen ausruhen.

Und welch ein immerwährendes, aber immer wechselndes Schauspiel bietet die Natur dem staunenden Geiste dar! Es scheint, als ob sie sich nur deswegen in lauter Einzelwesen aufgebaut habe, um ihre Ideen um so deutlicher und schöner offenbaren und ihre denkenden Kinder um so inniger an der Erkenntnis ihrer Herrlichkeit teilnehmen lassen zu können. Nichts ist bleibend in ihren Erscheinungen; aber immer ist sie beschäftigt, das Entschwundene in neuen Formen wiederzuschaffen. Alles verwandelt sich in jedem Augenblicke, behauptet die ihm zugemessene Höhe auch nur einen flüchtigen Augenblick und welkt dann dahin, bis es aus der Welt der Erscheinungen für immer entschwindet. Aber zugleich bleibt auch Alles, seinem Wesen nach; Alles, was ist und sein wird, ist ewig und in seinem Kern gänzlich unberührt von allen Metamorphosen. Alles ist erfüllt von stetem Leben und neuen Lebenskeimen und regt und bewegt sich nach unwandelbaren Gesetzen. Alles bildet und gestaltet sich in genauer Uebereinstimmung mit der ihm zugrunde liegenden Idee. Alles scheint Alles zu fliehen, Alles Allem zu widerstreben, und — Alles wirkt und schafft in unzerstörbarer Harmonie und in Allem pulsiert die unversehrbare Kraft und das unauslöschliche Leben des Ur-Einen, des Gottes Monos.

Und inmitten dieses ungeheuren, einzig einen Weltschauspiels steht

der Mensch „mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde“, er, der selbst eine ästhetische Erscheinung des Kosmos, ein Kunstwerk der Natur ist, das schönste und vollkommenste Kunstwerk, welches sie tellurisch hervorgebracht hat, und das somit als der vollendetste Ausdruck der irdisch-stofflich sich bethätigten Idee zu betrachten ist. Ist er doch nicht nur fähig, die Idee in ihren körperlichen Erscheinungen auf sich einwirken zu lassen, sie in ihnen zu schauen und zu erkennen, beide also in ihrem Einssein ästhetisch zu empfinden, sie in sich aufzunehmen und, dem Weltenmeister gleich, Künstler zu sein: sein ganzes Leben und Weben, sein Wandeln und Handeln ist wirklich auch einem großen, sehr lange währenden Schauspiele vergleichbar, einem Schauspiele voll Lust und Leid, voll Liebe und Haß, voll Freiheit und Notwendigkeit, voll Kampf und Frieden, voll Leben und Sterben. Die Mitspielenden wechseln zwar fortwährend: die Scenen verändern sich ununterbrochen; bald überwiegt im menschheitlichen Treiben das Spiel des Wehes und der Trauer, bald das Spiel des Wohlbehagens und der Lust; aber hoch über allem Aufgang und Niedergang erhebt sich, gleichwie im kosmischen Spiele — Monos, so im Schauspiele der Menschen, der dionysisch-apollinische Gott, dessen Name Humor ist. Lächelnd und mit einer Freudenthräne im ruhig blickenden Auge sitzt er auf seinem Throne und, die Gegensätze ausgleichend, die feindlichen Gewalten versöhnend, und also das Gleichgewicht der Kräfte behauptend und sichernd, streckt er seine segnende Hand über alle Geschlechter der Menschen aus.*)

„Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Welten
Vor jenen wandeln, —
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.“

Welch eine segenvolle Macht der dionysisch-appollinische Gott ausübt; wie sehr das wahrhaft religiöse Element mit dem ästhetischen eins ist; und das wahrhaft Schöne sogar das wahrhaft Häßliche und Geistschändende noch mit einem Schimmer seines Glanzes und seiner Gnade umgiebt, ja wie sogar das streng-absolutistisch „Kirchlich-Religiöse“ genötigt wird, sich der ästhetischen Herrlichkeit ganz zu unterwerfen, beweist die Kirche selbst und just dann, wenn sie ihre höchsten Feste feiert und ihren größten Pomp entfaltet. Die innere Wahrheit und Herrlichkeit der Kunst sind in ihrer

*) Siehe die in kurzem im Verlage von Wilhelm Friedrich erscheinende Schrift des Verfassers: „Über das Wesen des Humors.“

Wirkung eben unwiderstehlich und grenzenlos. Die platteste Kirchenkomödie verwandelt sie vor den Augen einer „andächtigen" Menge in ein göttliches Schauspiel; und sie zwingt selbst kirchenfeindliche, d. h. vernunftgläubige und wahrheitsmutige Zuschauer, auf kurze Zeit zu vergessen, daß sie Teilnehmer eines — Possenspiels sind. Wenn z. B. von hochgewürdigten Dienern der Kirche im amtlichen Festputze die angeblichen Knochen von angeblichen Heiligen, sagen wir, der sogenannten „heiligen drei Könige" — die sicherlich nie gelebt haben, nicht einmal als Helden einer verklungenen Sage — in einem von Gold und Edelsteinen blitzenden kostbaren Schreine unter einem prächtigen Thronhimmel, inmitten eines mit raffinierter Erkünstelung inscenierten prachtstrotzenden Aufzuges durch die schönheitsvollen Hallen eines unserer herrlichsten Kirchenpaläste getragen werden, während ein Chor von unsichtbaren Sängern kraftvoll und die Hallen durchdringend ein gloria in excelsis Deo singt, und nun die „unbefleckte" Himmelskönigin und der „wahrhaftige" Gottessohn und alle Halbgötter und Heiligen von den hohen Wänden des „Gotteshauses" siegesfroh auf die bunte Menge blicken und der alte „Gott" selbst in strahlender Majestät gleichsam aus dem Himmel der Himmel auf all die sinnberauschende Wunderpracht niederschaut: dann ist es selbst dem wahrhaft Religiösen, dem Priester der Wahrheit, als ob seine Urteilskraft gefesselt sei; Sinn und Gemüt überlassen sich ungezwungen dem gewaltigen Eindrucke, die Seelen sind trunken und schwelgen in Entzücken, und über dem sinn- und geistberauschenden Schauspiele wird das hinter ihm sich verbergende priesterliche Gaukelspiel entweder nicht erkannt oder vergessen. Denker und Pfahlbürger, Fromme und Duckmäuser, Geistes- und Weltkinder, Herrscher und Knechte, Männer und Weiber, Greise und Kinder: — sie alle stimmen — der Andacht heilige Schauer tief in der Brust — gottbegeistert ein in den ewigen Choral Palestrinas. Das ist aber keineswegs der Triumph der „allerheiligsten" Priesterreligion oder der „alleinseligmachenden" Kirche, wie die Baalspfaffen wähnen oder doch glauben machen wollen, o nein! Das ist einzig und allein der Triumph des allerheiligsten Schönen, der Triumph der alleinseligmachenden Kunst, deren Wirkungen eins sind mit den Wirkungen wahrer Religion! Das Ästhetische ist eins mit dem Religiösen: das ist die Enthüllung des Geheimnisses jenes wundersamen allseitigen Einklangs! Die Kunst allein ist die wunderbare Macht, welche es der Klerisei und ihren ungeistlichen Helfershelfern ermöglicht, solche Pyrrhussiege noch zu feiern. Der Beweis dieser Behauptung wäre sehr leicht und in handgreiflicher Weise zu erbringen. Man versuche es einmal, irgendwelche Überbleibsel von einem berühmten „Heiligen" in einem elenden Kasten durch eine häßliche Dorfkirche vom Totengräber und seinen Gesellen unter dem traurigen

Singsang einer biedern Bauerngemeinde tragen zu lassen, und man würde männiglich erfahren, daß ein solcher Aufzug, und wenn sämtliche Landesbischöfe zur Teilnahme an der „heiligen, für das Seelenheil hochwichtigen Feier“ aufgefordert hätten und sie selber in ihrem allerneuesten Amtskleide hinter dem Kasten in eindrucksvoller Pose zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau einherschritten, — ein unauslöschliches Gelächter erregen und bei allen Zuschauern das Gefühl des Ekels hervorrufen würde. Die Kunst hat der Kirche von jeher unbezahlbare, aber dennoch bezahlte Dienste geleistet, und weil sie zahlen kann, so wird sie ihr auch ferner zu Diensten stehen, wenn nicht mit dem Herzen, so doch mit dem Munde, wenn nicht mit dem Kopfe, so doch mit der Hand. Der geniale Künstler, indem er Natur, nichts als wirkliche, schöne Natur offenbart, breitet immer eine Welt von Schönheit, selbst über die Verirrungen der Priester aus und umgiebt mit einem Strahlenkranze noch das ewig Finstere.

Das Wort der Genesis: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, damit er ihm gleich sei,“ wird dem Dichter gemeinhin gedankenlos nachgesprochen und die „hochehrwürdigen“ Diener der Kirche haben seinen Sinn völlig versimpelt. Aber dieser Sinn ist kein kirchlich-religiöser, er ist vielmehr ein rein ästhetischer. Denn nur insofern der Mensch Einzelbildnisse oder Einzelgleichnisse ihm nachbildet und sich selbst als ein Bildnis und Gleichnis Gottes vorzustellen vermag, er sich folglich als Subjekt und Objekt zugleich erkennt, alles Immanente und Transscendente in seinem Bewußtsein eins geworden, und er mit dem universalen göttlichen Künstler in seinem Werke gleichsam verschmilzt: insofern schafft er „wie Gott“ und ist er ein wahrhaftiger Künstler. Denn er schaut dann im Weltganzen allezeit eine Vorstellung des Ewig-Einen; er „schaut Gott“, wohin er blickt; er fühlt sich einheitlich und unauflöslich verbunden mit All-Natur; jede Einzelerscheinung ist ihm ein Sinn- und Spiegelbild der Idee; und indem er in einer solchen intuitiv-monistischen Betrachtung der Naturdinge eine Welt voll Harmonie, Gesetz und Freiheit, Idee und Gestaltung in inniger und untrennbarer Vereinigung erkennt und sein heilig glühend Herz von der süßen Wahrheit ganz erfüllt ist, daß jene Welt die Welt, die eine Welt und diese eine Welt seine Welt ist, wird auch seine Kunst Wahrheit der ewigen Weltwahrheit, Abglanz der ewigen Weltherrlichkeit und somit wirkliche Nachbildung von Erscheinungen der Idee, von Einzelgestaltungen des Ur-Einen sein. So ist ihm Gott nicht ein Geist, sondern der Geist: die Welt in ihrem Einssein von Kraft und Materie; und er fühlt sich als schaffendes Mitglied der einen unendlichen Welt mit eingeschlossen in ihren unermeßlichen Ring; aber zugleich erkennt und empfindet er sich, auch in der vermessensten Stunde seines Künstlerstolzes, nur als ein winzig Pünktlein in der Un-

ermeßlichkeit der in jenem Ringe sich unaufhörlich auf und nieder bewegenden glanz- und wechselvollen ewigen Dinge.

Eine solche Betrachtung der Welt, ein solches Sicheinswissen und Sicheinsempfinden mit dem Naturganzen ist die höchste Erkenntnis und zugleich das höchste religiöse, weil rein ästhetische Bewußtsein, zu welchem eine Menschenseele sich emporringen kann. In solchem Aufschwung des Geistes entsinkt dem Menschen jeder moralische Maßstab, der ja nur ein unterscheidendes Merkzeichen des Verhaltens des Menschen in seinen Beziehungen zum Menschen bildet. Aus seinem Gemüte entflieht dann jedes Trugbild, mit dem falsche Mächte es gequält. Seine Seele weiß nichts mehr von dem Schrecken eines Weltgerichts jenseit des Todes; nichts mehr von einer körperlosen Vergeistigung; nichts mehr von einer Heiligung ohne den Geist der Wahrheit; nichts mehr von einer erlogenen Durchbrechung der Naturordnung: sie fühlt sich vielmehr erlöst von der Qual des Daseins, gereinigt von dem Gifthauch vernunftwidriger Satzungen, gekräftigt, erhöht, beseligt, indem sie sich selbst vergißt und sich versenkt in die unergründlichen Tiefen des Einzig-Einen.



Unser Dichteralbum.

Bellevue.*)

Ich ritt voran, ich trabte zu
Durch eine schwere Waldesruh,
Und hügelaufwärts ging mein Steg,
Und dick verhangen war mein Weg.
In Nadelschwarz und Zweigen
Hing dumpf und stumpf das Schweigen.

Die Stute fängt zu klettern an,
Sie niest und prustet, was sie kann,
Die Flanke fliegt von ihrem Fleiß,
Am Satteigurte steht der Schweiß.
Ich hätschle ihr die Mähne,
Die rotgeflochtnen Strähne.

Es weht ein frischer Wind woher,
Kommt nackter Fels, kommt offnes Meer,
Die Stute wirft die Stirn empor,
Die Nüster zieht, sie spitzt das Ohr.
Mein Tier, laß ab vom Laufen,
Nun sollst du dich verschnaufen.

Und rechts und links, Hazard, Husar,
Begleitet mich mein Pointerpaar,
Die Zunge tropft, die Zunge hängt,
Und ihre Fahnen sind gesenkt.
Auf Jagd und jeder Fährte
Gesellen, treu bewährte.

*) Aus Liliencrons unlängst erschienener Gedichtsammlung „Neue Gedichte“ (Leipzig. Wilhelm Friedrich).

Da öffnet plötzlich sich der Wald,
Und eine Brise, kräftig, kalt,
Empfängt uns wie Bewillkommsgruß,
Halt an, es stutzen Huf und Fuß;
Vor mir und meinem Pferde
Dehnt sich die weite Erde.

Die ganze Erde, klar und nah,
Lag unten ausgebreitet da,
Und dennoch fern, wie Weltenschluß,
Als säh ich sie vom Uranus.
Vor Grausen und Entzücken
Will Wahnsinn mich berücken.

Ich schlage schreckhaft Hand auf Hand,
An Hals und Widerrist gebannt,
Die Stute kaut auf Stang' und Zaum,
Und schleudert ungestüm den Schaum.
Die Pointer ruhn gleich Toten,
Kopf auf den Vorderpfoten.

Tief unten, tief, im Sonnenlicht,
Seh ich ein himmlisches Gedicht:
Von Pol zu Pol schläft jede Wehr,
Kein einziger schnitzt noch Pfeil und Speer,
Zu ewigem Völkerfrieden
Hat alles sich beschieden.

Es dunkelt; Qualm, zuerst ein Hauch,
Schon loht die Flamme aus dem Rauch,
Das Feuer springt von Land zu Land,
Die Wolken röten sich vom Brand,
Vier böse Rosse stampfen,
Und alle Länder dampfen.

Ich hör's herauf, die Balgerei
Und wüstes Parlamentsgeschrei;
Der ruft, ich hab' alleine Recht,
Ich bin der Herr, du bist mein Knecht,
Der andre brüllt dawider
Und stößt ihn wütend nieder.

Zuweilen aus dem Kampfgewühl
Ragt einer auf voll Mitgefühl,
Beschwichtigt hier und segnet dort
Und predigt gegen Mars und Mord.
Ihm wird dafür bescheinigt,
Er wird zum Dank gesteinigt.

Zuweilen schießt ein Stern herab,
In eines Menschen Brust hinab;
Ob durch Verstand, ob durch sein Schwert,
Zuerst verlacht, dann gottverehrt,
Führt das Genie die Menge,
Des Lebens Schlachtgedränge.

Zuweilen schießt ein Stern herab,
In eines Menschen Brust hinab:
Ein Dichter, der der Zukunft zollt,
Ein mächtiger Künstler gräbt sein Gold,
Zahllos sind ihm die Feinde,
Klein zählt ihm die Gemeinde.

Ich sah dem großen Trauerspiel
Versteinert zu, bis mir's zuviel,
Nach Liebe zuckt und zagt mein Herz,
Ist alles Neid und Haß und Schmerz?
Mir wird so weh zu Mute,
Ich wende meine Stute.

Und reit' auf einen Tempel hin,
Wo nur ein einzig Zellchen drin,
Und sitze ab, und sorge hier
Zuvörderst für mein treu Getier,
Laß dann den Schritt verschallen
Sacht in die leeren Hallen.

Und bleibe nun für mich allein,
Einsiedler will ich fürder sein,
Und nichts mehr sehn von dieser Welt,
Wo die Gerechtigkeit zerschellt.
Es brodelt in den Tiefen,
Und Gottes Engel schliefen.

Altona (Elbe). Detlev von Liliencron.

Eine Dirne.

Daß sie ein wundernettes Weib,
War man sich einig insgesamt.
Doch hat sie alle Welt verdammt;
Man sah an dem geputzten Leib,
Am schwanken Gang, der frechen Stirne
Ja gleich die öffentliche Dirne.

Sie schlief beinah den ganzen Tag,
Um nachts im Café National,
Gehüllt in einen Kaschmirshawl,
Mit Feuerblick und Liebesklag
Und rosazart geschminkten Wangen
Ein geiles Männchen einzufangen.

Vor achtzehn Jahr'n ward sie getauft
Als bitterarmer Leute Kind,
Und wie die Dinge einmal sind,
Als sie kaum vierzehn, schon verkauft.
Ein alter Staatsmann, hoch in Ehren,
Bezwang die Maid, trotz Schrein und Wehren.

Seitdem dünkt' Lieb ihr eitler Wahn.
Zwar, wenn sie lag an Mannesbrust,
So log und heuchelte sie Lust,
Weil es die Herren gerne sahn,
Daß Wollust zuckt' durch ihre Glieder.
In Wahrheit war's ihr tief zuwider.

Jedoch, bei Gott, was sollte sie?
Es brachte Geld. — Sie war gesund
Und drum zufrieden auch im Grund,
Und an die Zukunft dacht' sie nie
Und würd' verspotten jenen Narren,
Der sie zu retten hätt' den Sparren.

New-York. Gottlieb Steger.

Agag.

(I. Sam. XV, 32.)

Das ändert freilich die Sache sehr!
Mit einem König hatt' ich bisher,
Einem echten König zu schaffen;
Nun aber steht's bedenklich faul,
Nichts Gutes blüht mir, o König Saul,
Von einem alten Pfaffen.

Soll ich denn sterben, will ich doch
Zu guterletzt dem Bluthund noch
Den Henkersspaß verbittern:
Als König will ich entgegen ihm gehn,
Will ihm mit Lachen ins Auge sehn,
Und vor dem Tod nicht zittern.

Und wenn er mich in Stücke haut,
Er soll nicht einen Schmerzenslaut
Von meinen Lippen hören.
Ist nicht die Rache süß? Gewiß!
So muß man sich die Bitternis
Des Tods in Lust verkehren! —

M.Gladbach. Johannes Schürmann.

Gewitternacht.

Vom Himmel brütender Schrecken droht — —
Todschweigen .... Blätterflüstern ....
Schwüle Glut im Osten loht
Trunken, lüstern ....

Auf einmal gellt des Sturmes Schrei —
Brechende Äste knattern ....
Dumpfrauschender Regen ringt sich frei,
Die Schatten zerflattern ....

Auf falben Wolken fährt die Nacht
Leuchtend in Finsternissen — —
Es glänzt ihres Haars tiefschwarze Pracht
Im Sturm zerrissen .....

Zu ihren Füßen wandelt der Tod, —
Die Donner grollen und krachen ....
Um ihre Stirne blutigrot
Trunkne Blitze lachen ....

Wintertagssonne.

Auf Thal und Höh'
Nur weicher, weißer Schnee . . .
Die Wälder schläfern . . . . und alles still,
Wie wenn ein Kranker sterben will . . . .
Und drüber gießt aus dämmergrauer Fern'
Die Sonn' ihr müdes, weißes Licht,
Wie in ein totes, fluchverschneites Herz
Die Liebe bricht . . . .

Liebestaumel.

Es war in einer dunklen, toten Nacht . . . .
Die Wolken würgten sich am Himmel — und
Die Erde lag, ein weiter Sarkophag,
Vom schwarzen Schattenbahrtuch überfaltet — —
Und da und dort vermummte Leichenhüter . . . .
Und aus der Tiefe kam's wie leise Klage
Und wie ein Weinen um gestorb'nes Leben . . . .
Doch in mir keimte, glühte auf das Leben
Und rang und schrie nach Freiheit seiner Kraft . . . .
Und mitten in dem Schauer toter Einsamkeit,
Vom Schatten der Unendlichkeit durchahnt,
Schlug eine Liebe in mir auf — so heiß,
So rein, wie nur ein junges Herz sie fühlt . . .
Ich glaubt' an Liebe — — und dieser Glaube führte mich
Ins schönste Traumland, das er Leben nannte . . . .
Da kam das Weib zu mir . . . ganz wie es ist . . .
Ich sah's, — zum ersten Male sah ich's ganz
In seiner Schönheitsfülle, nackten Größe,
Die mich berauschte wie ein schwüler Trank . . .
Des engen Raumes bleiche Wände dehnten
Zum wunderbarsten Liebestempel sich,
In weißer Lichtflut Wunder eingetaucht . . . .
Und vor mir stand das Weib, von weicher Glut
Umhaucht, wie eine Göttin ew'ger Jugend —
Ich sah nichts mehr als sie, denn alles rang
Und raste hin zu ihr in mir mit wildem Drang . . .
Ich bog und schlang den üppig-weichen Leib
An mich und sog und schlürfte ein das Leben,
Das brodem-heiße Leben . . . mit allen Nerven
Sog ich es tief in mich, bis mich's durchspülte
Bis ins Mark . . . . Doch als durchtaumelt war
Die kurze Nacht, der Luft feuchtkalte Hand
Auf meine Stirn sich legt' und heiße Schläfen,
Wie fremdes Mitleid, fremde Herzensgüte;
Da hing's in mir wie ernste schwarze Trauer, —
Ich wußte nicht um was und nicht um wen . . . .
Nur fühlt' ich alles tot in mir . . . .
Kalt und tot! . . . .

Chmeleschen (Böhmen). Rudolf Zimmerhackl.

Ein Gefühlsmensch.

Sie hatten sich schlecht vertragen,
Er und sein krankes Weib,
Drauf hat er sie geschlagen
Blutrot am ganzen Leib.

Sie weinte ihr Leiden stille,
Daß niemand sie belausch',
Er ging in eine Destille
Und trank sich einen Rausch.

Und als er heimwärts wankte,
Ein Wagen kam daher,
Der hochbeladen schwankte
Mit Säcken, dick und schwer.

Und plötzlich riß der Zügel,
Das Pferd lag auf den Knien,
Es konnt' trotz Fluch und Prügel
Die Last nicht weiter ziehn.

Und voll Entrüstung schreit er:
„Ein Schutzmann schnell herbei!" —
Dann ging er schimpfend weiter
Ob dieser Quälerei.

Berlin. Hugo Kegel.

Preisgegeben!

Hochzeitskutschen, Orgelklänge;
heute giebt's 'ne große Feier!
Neugierhälse, Volksgedränge;
seht die Braut im weißen Schleier!

Lieblich bist du, auserlesen,
junges Ding von siebzehn Jahren,
schwebst dahin, ein duftig Wesen,
mit dem Myrtenkranz in Haaren.

Zag, in Mädchenscham erbebend,
senkst du Züchtige die Lider;
eine lichte Wolke, schwebend,
hüllt der Krepp die schlanken Glieder.

Wer, o sprecht, ist der Beglückte,
dem sie hat ihr Herz gegeben,
der sich solche Blüte pflückte,
dem sich eint ihr reines Leben?

Doch nicht jener hagre Alte,
Der dort wartet am Altare? —
Hohle Wangen, manche Falte,
Zitterhände, wenig Haare! —

Nicht in Arbeit, nicht in Ehre
ist der Mann dort kahl geworden;
öder noch in ihrer Leere
scheint die Brust mit soviel Orden.

Zeigt ihr keiner, daß in Ketten
sie zum Richtplatz wird gefahren?
Ist denn niemand, dich zu retten,
keine Mutter, dich zu wahren?

Ihre Mutter ist zur Stelle,
strahlend blickt sie, wie die Sonne,
fährt auf ihres Stolzes Welle,
schwimmt in einem Meer von Wonne.

Und der Priester fleht hernieder
Himmelsgaben. — Giebt dem Bunde
Gottes Segen; fromme Lieder
tönen aus der Hochzeitsrunde. —

Wie der Habicht schlägt die Taube,
raubt er sich ihr junges Leben;
greisen Lüsten ward's zum Raube,
ohn' Erbarmen, preisgegeben.

Obercunewalde (Sachsen). Wilhelm von Polenz.

Sphinx.

Näschen stumpf und Augen braun,
Flotte Grübchen in den Wangen,
Rabenschwarze Haare — traun,
Weckt solch Weib nicht dein Verlangen?!
Und der Busen, voll und weiß,
Wie er flutet, wie er ebbt!
Wird's dem Helden da nicht heiß,
Der in keiner Schlacht gebebt?!

Jeden Tag des Morgens früh,
Halb im Traume, halb im Wachen,
Seh' ich am Balkone sie
In die klaren Lüfte lachen;
Ein ehrbares Negligé
Hüllt den wunderschönen Leib —
Heiß wie Feuer, kalt wie Schnee
Ist das wonnesüße Weib.

Aufs Geländer stützt sie sich,
Läßt die Schelmenaugen schweifen
Rastlos ob der Welt und mich,
Daß im trunknen Sinn mir reifen
Pläne, nächtig wie ihr Haar —
Ob der Gasse, die erwacht,
Kreist ihr funkelnd Augenpaar,
Wie des Feldherrn in der Schlacht.

Heller wird's — im Rosenglühn
Küßt die Welt der junge Morgen,
Die Fabrikheloten ziehn
Aus zu neuem Schinden, Sorgen,
Mädchen laufen hin und her,
Frilschen, kaufen ein fürs Haus,
Und ein frommer Amateur
Tänzelt in den Park hinaus.

Wehrstand dann mit dumpfem Schritt
Wogt dahin zum Exerzieren,
Fratschelweiber trotteln mit,
Schlichte Käufer naszuführen;
Der Karossen stolze Hast
Und der Kohlenwagen Fracht
Rollt vorbei im Frühlingsglast —
Ha, die Großstadt ist erwacht!

Und der Lärm nimmt immer zu . . .
Auf die Welt des Zweifels, Spottes
Lächelt in erhabner Ruh
Mild die liebe Sonne Gottes,
Und umkränzt das Her und Hin
Mit des Lenzes Heil'genschein,
Daß die hübsche Nachbarin
Blickt wie Magdalena drein . . .

Ist ein Weib das? — Eine Sphinx?
Und ihr Leben ohne Ziele,
All, was ihre Blicke rings
Sagen, sind nur Kinderspiele,
Wenn du keine „Füchse" hast,
Denn ihr Sinn ist häuslich, praktisch, —
Gerne wird beim reichen Gast
Sie geschmeidig und didaktisch.

Tiger halb und Schlange halb,
Ein chimärisch Ungeheuer
Aus der Vorwelt, alt und falb,
Klasse: nächtige Wiederkäuer;
Handwerksseele! nimmer denkt
Sie des gestrigen Genossen,
Dem sie ihren Leib geschenkt
Und mit ihm der Lust genossen!

Wien. Ottokar Stauf von der March.

In schwerer Stunde.

Laß mir den Pfaffen aus dem Haus,
Dem hab' ich taube Ohren,
Sein altes Märchen hat für mich
Den Zauberduft verloren.

Was er von Höll' und Himmel träumt,
Von Christenliebe predigt,
Das hat sein wütig frommer Haß
Der Wahrheit längst entledigt.

Mein Gott liegt nicht in seinem Wort,
Der liegt in meinen Thaten,
Was ich gefehlt, vertret' ich selbst,
Brauch keinen Advokaten.

Laß mir den Pfaffen aus dem Haus,
Laß ohne ihn mich sterben;
Was ich gewollt im besten Drang
Will's nun der Welt vererben;

Das leg' ich nieder im Gedicht —
Gieb's geistesstarken Armen,
Der Wahrheit Schönheit soll zur That
Sie lebensstark erwarmen.

Heppenheim. Helmar Friedemund.

Sonnenfriede.

Stumm stehn die Eichen, — in den Wipfeln
legt die Sonne sich zur Ruh,
nickt einmal, zweimal, lächelt leise,
nickt wieder, macht die Augen zu.

Dort unten, tief im warmen Schatten,
sitzt stumm der Ahlbapp[1]), träumt und strickt . .
. . die Nadeln werden immer stiller . . .
und jetzt? . . . auch sie sind eingenickt.

Der Hund schläft, seine Herde schläft;
da hebt sich's von den Hügelketten,
die Nebel langsam niedersteigen,
in ihren Arm die Welt zu betten. — —

— — Im Traum nur mäkt ein Ziegenböcklein
über die Weide, die es sieht;
und leise durch die Wiese zieht
das Schlummerlied
vom Abendglöcklein.

Wiesbaden. H. Fischer.

1) Großvater.

An ein Album.

Mehr als den stolzen Geist
Lieb' ich das gütige Herz —
Wo der Gedanke versagt,
Wirkt dieses noch Wunder.
Wo der Witz zu Ende,
Wo der Verstand erlahmt,
Entdeckt der Genius der Güte
Neue Welten ohne Zahl,
Sternen-Welten,
Firmamente voll Glanz und Seligkeit,
Unendlichkeiten, tiefblau und tiefstill,
Draus Götterhände Grüße winken
Und ewigen Frieden
Den Sturmgepeitschten
Und Leidgequälten der Erde. —
Mehr als den stolzen Geist
Lieb' ich das gütige Herz,
Dein gütiges Herz,
Auserwählte meiner Seele
Und meines Geistes Gefährtin.

München. Michael Georg Conrad.



Im Lichthof.

Ein Wiener Momentbild von C. Bruch-Sinn.

(Wien.)

Drei Stockwerke hoch reckte er sich in die Höhe, der enge, dumpfe, rauchbeschmutzte Schlot, auf dessen Grunde das schwarze Asphaltpflaster von klebriger Feuchte erschien, wie genäßt von dem Dunste der übelriechenden Luft, die da stagnierte.

Sie drang heraus aus zahllosen Fenstern und Fensterchen, die da in die Hinterhäuser eingeschnitten sind und des Abends wie feurige Augen und Mäuler herausdräuen in die pechschwarze Nacht.

Und sie wehrt sich um ihren Standort zwischen den dicht aneinander gepreßten Zinskasernen mit verzweifeltem Heulen, Zischen und Pfeifen, wenn in stürmischen Nächten der Wind sich in der unheimlichen Enge verfängt und Einlaß begehrt bei den Küchenfenstern. Er scheint empor zu klettern an den langen, dunklen Schmutzstreifen, die Ruß und Regen auf die Tünche der endlosen Mauern gemalt.

Dieses Sausen und Pusten und Wimmern der kämpfenden Luftschichten, untermengt mit dem fern herüberklingenden Lärm der Straße, dem Wogenbrausen des Großstadtmeeres, dem Donneranprall seiner Wellen, die sich an den steilen Mauern brechen — diese Stimmen bilden die Romantik der Köchinnen und Wartefrauen, der „Zimmerherrn“ und „Bettgeher“, die sich bei Leuten, so arm und heimatlos wie sie selbst, eingemietet haben in Küchen und dumpfen, lichtlosen Kammern, vor deren Fenstern ewig der schmutzige Schlund gähnt mit seiner regenglänzenden Tiefe. Nur in die Fenster der allerletzten Stockwerke bringt zeitweilig eine nachlässig schräg geworfene Kußhand der mitleidigen Sonne.

Mitunter kommt Abwechslung in das Einerlei. Von allen Stockwerken fliegen Gegenstände und Abfälle aller Art in den Lichthof. Er scheint nicht bloß die allgemeine Kehrichtgrube, sondern auch die Rumpelkammer aller Parteien ringsum. Hier wirft des Professors Range sein Schaukelpferd hinab, daß es unten in Splitter zerschellt; vom dritten Stock, wo ein Dichter hausen soll, fliegen, wie zur Bekräftigung dieses Gerüchtes, Papierschnitzel in tollem Wirbeltanze in die Tiefe, daß es sich ansieht wie ein heftiger Schneefall; hin und wieder kommen auch Viktualien aus der Höhe: Kartoffel, Butterstollen, Fleischstücke — sehr zur Freude der Fauna des Lichthofes, der unzähligen Ratten, die unter dem kleinen Kanalgitter hausen und sich pfeifend und quiekend um die unverhoffte Mahlzeit balgen.

Und eines Abends in der Dämmerung kam wieder ein dunkles Etwas herabgesaust. Die Köchin des Rechnungsrates, welcher die Parterrewohnung inne hat, sah es.

Im Zwielichte des Herbstabends erschien es wie ein riesiger Raubvogel, dessen Schwingen matt herabhingen, während seine Fänge sich wie beutelüstern auszustrecken schienen.

Mit einem seltsamen, weichdumpfen Geräusch fiel es auf den Asphalt auf und blieb regungslos liegen.

Ein leises Wimmern drang an das Ohr des Mädchens, das mit verhaltenem Atem und schreckensstarrem Blick ihr Gesicht an das Küchenfenster gedrückt hielt. Sie taumelte auf, sie stürzte zu der nach dem Lichthofe führenden Thüre. Sie sprang die beiden Stufen hinab, und ein gellender Schrei entrang sich ihrer Brust.

Vor ihren Füßen lag, getaucht in eine Lache brennroten Blutes, ein zerschmetterter Menschenkörper.

Es war die blasse Näherin aus dem vierten Stocke, die tiefsinnig geworden war, seit ihr Geliebter sie verlassen. Einer jener Selbstmorde „aus unglücklicher Liebe", wie sie die Lokalchronik der Großstadt täglich ausweist. — Die Köchin wich entsetzt zurück. Da trat ihr Fuß in eine weiche, schlüpfrige Masse, daß sie ausglitt und mit gespreizten Fingern an der Wand hintastete. Es war ein Stück Gehirnmasse, die aus der zerschellten Schädeldecke gesprungen war und jetzt durch den Fuß des Mädchens zwischen die Gitterstäbe des Kanalverschlusses geschleudert wurde.

Ein schrilles Pfeifen, ein Flöten und Quieken von unzähligen feinen Stimmen. Wie freute sie sich, die ewig gefräßige Fauna des Lichthofes!



Laura.

Skizze aus dem Leben der Großstadt von Ant. Andrea.

(Charlottenburg.)

Sie seufzte: „Ach ja, man hat seine liebe Not mit den Mannsleuten!"

„Das ist wahr, Laura! Ich werde mich auch schön hüten, mein Herz an einen zu hängen," sagte die andere, ein großes, rotblondes Mädchen mit Sommersprossen und dreisten Blicken: „Na, Du bist dem Edde seine Braut — da ist nichts mehr zu thun."

Die beiden Mädchen gingen von dem Hallischen Thore nach der Lindenstraße, wo sie in einem Weißwarengeschäft angestellt waren: Laura als Kassiererin und Jette als Verkäuferin.

Über der Stadt, in der Morgenfrühe, brütete ein weißgrauer Wolkenhimmel; zu beiden Seiten der Straße, noch feucht vom Nachttau, wurden Schaufenster geputzt und Thüren geöffnet, während das Klingeln und Rasseln der Pferdebahn die träge Stille des Sommermorgens belebte. Laura ging einsilbig neben der schwatzenden Freundin; sie fühlte den Druck der Atmosphäre auf sich, und in ihrer Seele spiegelte die Welt sich wieder in dem eintönigen Grau der schwülen Luft.

Es war ein zierliches, braunköpfiges Mädchen, mit einem blaß angehauchten hübschen Gesicht und sehr sanften Augen. Ihre Kleidung, einfach, wie sie war, verriet einen gewissen vornehmen Geschmack, in Harmonie mit ihren guten Manieren, die teils einem natürlichen Empfinden entsprangen, teils wohl im Geschäft erlernt worden waren. Gerade die zeichneten sie aus, unter den jungen Mädchen ihres Standes, und entzückten in erster Reihe den jungen Malergehilfen, der ihr Bräutigam war. Er hatte eine „Schwäche" für das Vornehme und spielte gern den Großartigen unter seinen Freunden damit, daß er einen oder den andern gelegentlich mit Bier und Cigarren traktierte. Er kleidete sich nach Gigerlmode und duftete stark nach Haarkünstlerparfüm.

Eine Zeitlang hatte er mit der flotten Jette schön gethan; als er aber die artige Kassiererin kennen lernte, gewann diese die Oberhand in seinem Herzen. Jette faßte das in aller Gemütsruhe auf, wie es war, und amüsierte sich mit dem Verlobten der Freundin nicht schlechter als mit dem ehemaligen Liebhaber. Der junge „Schwerenöter" mochte sie nach wie vor gut leiden; denn seine Braut war ein stilles, ernsthaftes Mädchen: Jette brachte Leben in die kleine Gesellschaft, wenn sie des Sonntags spazieren gingen oder zusammen kleine Ausflüge machten.

Es war der zweite Sommer, den Eduard und Laura sich als Verlobte zeigten in ihrem Stückchen Welt. Der junge Mann mußte erst Meister werden, ehe er sich selbständig in Steglitz niederlassen und sein Mädchen heimführen konnte. Inzwischen machte er großartige Pläne, und Laura träumte von der schönen Zukunft mit ihm.

Doch weiß der Himmel, wie es zuging — Eduard wurde nicht Meister; aber er verbrauchte viel Geld, mehr als er und seine Braut verdienten. Er trieb das „Vornehmthun" in kostspieliger Weise und fand an jeder Straßenecke einen guten Bekannten, den er frei hielt, wenn er mit ihm bummelte.

Laura war ein sparsames, fleißiges Mädchen, sie hielt zusammen, was

sie hatte; aber ihrem Bräutigam gegenüber versagte ihr der eigene Wille sie that und gab, was er wollte.

Er vertröstete sie auf zukünftige Reichtümer und das Glück, recht bald seine Frau Meisterin zu werden. Ja, wenn er es darauf anlegte, war er von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit! Die Mädchen schwärmten für ihn und beneideten seine Braut. Er spielte Guitarre und sang dazu sentimentale Lieder, mit schmelzendem Tenor und schmachtendem Augenaufschlag.

Ach, mit dieser Stimme hatte er das Herz der armen Laura bezaubert, mit diesen Blicken machte er sie zu seiner Sklavin!

Die erste Zeit ihres Brautstandes war eine so glückliche, daß er an keinen Meister dachte — nicht mal an den, unter welchem er arbeitete — und Laura hatte keinen Sinn für ihre Ersparnisse, die ihr unter den Händen zerflossen wie Wasser. Später stellten sich schon kleine Mißlichkeiten zwischen ihnen ein, besonders wenn er kein Geld hatte und ihr Verdienst nicht so weit reichte, wie er in seinem Leichtsinn gerechnet hatte.

Einmal, als sie sorgenvoll von „Sparen" und „Einschränken" sprach, warf er ihr Geiz vor und sagte, sie sähe ewig „brummig" aus. „Da lob ich mir die Jette, das ist ein Mädchen, wie es einem Spaß macht!" fügte er hinzu, recht in der Absicht, sie zu kränken.

Ihr traten die Thränen in die sanften Rehaugen: „Wart nur, bis wir verheiratet sind und unser Auskommen haben, dann will ich schon lustig sein."

Jedesmal, wenn sie ihren Lohn ausgezahlt bekommen hatte, sang er ihr die zärtlichsten Lieder vor zur Guitarre; sie erfreuten aber das Mädchen längst nicht mehr, wie früher. Laura war nicht einfältig, sie erkannte Eduard als unzuverlässig und leichtsinnig; aber sie liebte ihn mit einer tiefen verzehrenden Leidenschaft und einer Anhänglichkeit, wie der Hund seinen Herrn. Wenn er nicht bei ihr war, erhob sich wohl die Vernunft über ihr thörichtes Herz, sie nahm sich vor, ihm ernst in das Gewissen zu reden; kam er dann und sah verstimmt aus, so zitterte sie und schwieg; war er hingegen heiter und liebkoste sie, so hätte sie ihren letzten Tropfen Blut freudig für ihn hingegeben — wie viel eher ihren letzten Pfennig!

Zum Herbst wollte Eduard nun „ganz gewiß" seinen Meister machen. Dazwischen brauchte er mehr Geld als je. Er hatte auf eigene Hand eine Arbeit übernommen, in Steglitz, die ihn wochenlang von Berlin fern hielt; er kam aber jeden Sonntag herein und holte seine Braut ab zu irgend einem Vergnügen. Für die waren das schwere Zeiten; sie gönnte sich kaum noch die täglichen Mahlzeiten, um nur seine Bedürfnisse bestreiten zu können. Um eines Sonntags einen Ball in der Hasenheide mitzumachen, versetzte sie ihre Halskette und ein kleines goldenes Armband: das war alles, was sie von Schmucksachen besaß. . . .

An diesem trüben Sommermorgen geriet Jette mit dem Geschäftsherrn in Uneinigkeit und gab Knall und Fall ihre Stelle auf. Glücklicherweise fand sie gleich eine andere, in Steglitz — in einem Konfektionsgeschäft, wie sie sagte.

Die nächste Woche hatte Eduard so viel zu thun, daß er seiner Braut schrieb, er müßte den Sonntag durcharbeiten. Nebenbei bat er um einen kleinen „Vorschuß", den er notwendig für sein Unternehmen brauchte. Laura, voll Sehnsucht und Unruhe, faßte einen kurzen Entschluß und fuhr denselben Abend gleich von dem Geschäft nach Steglitz, in der Voraussetzung, bei ihrer Freundin übernachten zu können.

Es war etwas über acht Uhr, als sie vor dem Hause stand, wo Jette in einer Vorderstube im letzten Stock wohnte.

Oben auf dem Flur hörte sie Singen und Lachen; als sie klingelte, verstummte das, und es dauerte eine Weile, ehe der Riegel zurückgeschoben und die Thür geöffnet wurde. Vor ihr tauchte Eduard auf, in dem matten Treppenlicht — wüst und rot im Gesicht, wie jemand, der beim Zechen gestört worden ist.

„Laura — Du?" rief er, als ob er seinen Augen nicht traute, und unwillkürlich zupfte er seine Halsbinde zurecht. „Wo kommst Du her bei Nacht und Nebel? — — Wir sind hier 'n paar Freunde bei Jette; ein Kollege von mir hat seinen Geburtstag, den wollt' er 'n bißchen feiern. — — Na, das ist man gut! Jette wird sich freuen."

Die sah indes nicht danach aus; sie riß nur verwundert die Augen auf und sagte: „Nanu!" Ein zweiter junger Mensch und ein Mädchen beeilten sich, der Braut des Malers guten Abend zu sagen, während Jette einen Kuchenteller und Bierflaschen, die zu viel auf dem Tische standen, forträumte.

„Ich — — störe doch wohl! Soll ich lieber gehen?" stammelte Laura, der das Weinen heiß in die Kehle hinauf stieg.

„I, warum denn?" rief Eduard mit erzwungener Munterkeit und umarmte sie flüchtig: „Du hast ja Zeit bis zu der letzten Pferdebahn; ein Glas Bier und 'n Pfannkuchen wird auch wohl noch für Dich übrig sein. Was, Jette?"

Die sagte jawohl, mit einer Grimasse, nichts weniger als einladend, und warf Eduard einen unruhigen, aber verständnisvollen Blick zu, der der bleichen Beobachterin an der Thür einen Stich ins Herz gab.

Sie danke für alles, sagte Laura. Sie hätte nur Eduard sprechen und gleich wieder zurückfahren wollen.

Das wirkte auf sämtliche Anwesende wie eine Erleichterung; Eduard suchte schleunig seinen Hut aus einer Ecke und erbot sich, sie nach der Halte-

stelle zu bringen. Mit zwei feurigen Küssen nahm er dort von ihr Abschied, als sie einsteigen mußte. Ihr Geld befand sich in seiner Tasche, sie hatte nicht mehr als für die Rückfahrt behalten, und als Eduard unten am Wagen ihr noch zuflüsterte: „Na, nun ist doch alles wieder gut!" da nickte sie mechanisch mit dem Kopf — aber den fürchterlichen Verdacht, welchen Jettes Betragen in ihr erregt, hatte er ihr nicht ausreden können . . .

Den folgenden Sonntag stellte Eduard sich ungewöhnlich früh ein bei seiner Braut; er sah blaß und verschwiemelt aus und sagte, er hätte viel gearbeitet — außerdem drückten ihn „schwere Sorgen". Zu gleicher Zeit packte ihn eine so starke Wehleidigkeit, daß er den Kopf an Lauras Schulter lehnte und weinte.

„Lieber Gott! Edde, was fehlt Dir?" rief das Mädchen erschüttert. Er geberdete sich wie ein Verzweifelter und stammelte verworrenes Zeug:

Er hätte „Pech" gehabt — eine Summe Geld verspielt, die ihm nicht gehörte — sein Arbeitgeber hätte sie ihm vorgeschossen für das Material zum Tapezieren und Streichen der Zimmer.

„Himmlischer Vater! was soll das werden?" ächzte Laura. „Wieviel ist es, Edde?"

„Fast zweihundert Mark" — — —

Ihre Augen flehten ihn an, heiß und vorwurfsvoll.

Er spielte also! Wie er ihr das nur anthun konnte! — —

Ach — — das wäre so gekommen, schluchzte er: eigentlich um ihretwillen. Er hätte sich geschämt, immer frisch von ihr zu borgen, und 'mal sein Glück auf diese Art versuchen wollen: dann würde er ihr alles zurückgezahlt haben auf Heller und Pfennig! Aber der Teufel wollte es nicht. Er verspielte — immer — alles. — Es war zum totschießen!

Er geriet derartig außer sich, daß ihm die Stimme im Halse stecken blieb und Laura ihn in zärtlicher Angst umschlang:

Er sollte sich doch nur beruhigen! Das Schlimmste wäre es am Ende nicht — — —

Nein, das meinte er auch. Jette hätte ihm sogar einen sicheren Ausweg gezeigt — wenn nur sie, Laura, die Hand dazu bieten wollte. Sie allein könnte die Summe herbeischaffen, damit er seine Arbeit fortsetzte und zu Ende brächte. Sein Verdienst beliefe sich auf gut dreihundert Mark — damit könnte er alles wieder ausgleichen. Kurz — Laura müßte die fehlenden zweihundert Mark aus der *Kasse ihres Prinzipals* entlehnen. Binnen vier Wochen legte sie es wieder hinein, und keinem Menschen wäre damit geschadet — — ihm aber geholfen aus einer Klemme, die ihm an Ehre, Freiheit und Leben ginge.

Laura hörte ihn an, die Hände im Schoß gefaltet, bleich, und eine

große Falte quer über der Stirn. Alles in ihr sträubte sich gegen das Verbrechen, bei dem bloßen Gedanken daran fühlte sie kalte Schauer. Als er aber vor ihr auf den Knien lag und die Hände rang, da verstummte ihr sittliches Bewußtsein, und nur die Liebe sprach in ihrem Herzen — heiß, beredsam, für den Elenden.

Sie warf sich an seine Brust; an allen Gliedern zitternd und glühend hielt sie ihn umschlungen und küßte ihn wieder und wieder — wie im Fieber.

Da wußte er, daß sie bereit war, für ihn zu sündigen.

Den nächsten Abend verließ sie das Geschäft zu der gewohnten Stunde — mit trotzigem Schritt, einem harten Zug um die blassen Lippen und einer glanzlosen Starrheit in den sonst so sanften Augen. Sie ging immer gerade aus und schaute vor sich nieder. Auf dem Belle-Allianceplatz blickte sie scheu empor: Eduard kam ihr entgegen. Auch seine Miene war verstört und scheu. Ein Blick in ihr Antlitz sagte ihm genug: Es war geschehen! Und er fühlte eine Last von sich gewälzt.

* * *

O die langen, schlaflosen Nächte des bösen Gewissens! Die endlosen Stunden der Furcht ohne Rast und Ruhe! Die entsetzliche Pein der Selbstanklage und der — Selbstverachtung!

In einer Woche erschien Laura um Jahre gealtert. Ihre Gestalt verfiel, ihre Wangen wurden hohl, und ihre Augen verloren allen Glanz. Wenn jemand sie anredete, so erschrak sie; wenn eines freundlich zu ihr sprach, senkte sie den Blick.

Ihre Kolleginnen, denen diese Veränderung nicht entging, sagten: „Sie wird sich mit ihrem Bräutigam erzürnt haben.“ Der Herr der Handlung fragte sie, ob sie krank wäre. Sie verneinte es; aber sie mußte sich Mühe geben, nicht laut aufzuschreien.

Eduard wollte sie diesen Abend besuchen. Sie schrieb ihm ab: er sollte nicht eher kommen, bis er das Geld mitbringen könnte. Merkwürdig — es hatte sich etwas wie Grausen festgesetzt in ihrer Seele, gegen ihn, dem zu Liebe sie ihre Rechtschaffenheit über Bord geworfen hatte!

Gegen Ende des Monats trug sich 'was Unerhörtes zu in dem soliden, bestbeleumundeten Geschäft in der Lindenstraße: Schutzleute, Polizisten und Kriminalbeamte gingen ein und aus. Der Laden blieb geschlossen. Das Personal, die Verkäuferinnen an der Spitze, wurde auf unbestimmte Zeit entlassen und mußten sich vorher gefallen lassen, daß man sie im Beisein des Prinzipals durchsuchte, ob sie nicht fremdes Eigentum an sich hätten. Es waren nämlich große Diebstähle an Waren verübt worden, die in erster Reihe den Verkäuferinnen zur Last gelegt wurden. Die Kassiererin allein

stand über jeden Verdacht erhaben. Ihr blieb die Haussuchung erspart, der sich die übrigen weiblichen Beamten sämtlich zu unterziehen hatten. Eine Verkäuferin, bei der man Berge von Leinenzeug versteckt gefunden, wurde auf der Stelle verhaftet. Sie legte sofort das Geständnis ihrer Schuld ab und gab eine Helfershelferin an: die entlassene Jette, deren Einfluß sie zum Opfer gefallen sein wollte.

Als Laura, die ungehindert aus dem Geschäft nach Hause gehen durfte, auf die Straße trat, fiel sie ohnmächtig hin.

„Von der Aufregung! Sie nimmt die Schaude ihrer Kolleginnen sich so nahe. Sie war ja immer viel anständiger und gewissenhafter als die andern." Das sagte der Hausdiener zu den Umstehenden, die dem armen Mädchen Beistand leisteten.

Laura schwankte nach Hause, todkrank in ihrer Seele. Sie fand ihren Bräutigam, der auf dem dunklen Flur auf sie gewartet hatte, fahl, wie ein Gespenst der Furcht. Sie ging an ihm vorbei, den Blick so starr und leer, als ob sie ihn nicht sähe. In der Stube sank er entnervt auf einen Stuhl: „Du — — ganz Berlin spricht schon von den Diebstählen in der Lindenstraße — — —"

Sie schaute ihm in die Augen mit einem wilden, drohenden Blick: „Bringst Du das Geld?"

„Nein — — aber — — —"

„Geh'! geh' fort!" — — und sie schüttelte sich wie von einem großen Ekel erfaßt.

„Laura! Ja, was fällt Dir ein?" rief er und versuchte beschwörend ihre Hände zu fassen: „Weißt Du, wir müssen fort, ehe das 'rauskommt — von der Kasse. Laß alles im Stich! Jette hat zu Geld gemacht, was sie gerade bei sich fand, es reicht für uns alle drei — — nach Amerika; aber Du darfst Dich keinen Augenblick besinnen."

„Was?" schrie das Mädchen auf, wie verwandelt. „So weit sind wir schon? Nach Amerika — — ich mit Dir — mit ihr? Nein, sag' ich, nein, nein! Macht Ihr bloß, daß Ihr mir aus den Augen kommt. Ihr klebt ja vor Schlechtigkeit. Geh' — — Du — — geh' — geh' — — oder ich rufe um Hilfe, Du Bandit!"

Er stand wie betäubt. War das sanfte, willenlose Mädchen verrückt geworden?

„Laura!" stammelte er, unschlüssig, ob er noch zögern oder das Weite suchen sollte. „Nimm doch Vernunft an! Ich will Dich ja retten. Komm' mit, schnell! — —"

„Mit Dir? Lieber ins Gefängnis — — aufs Schaffot! Du bist mir so zuwider, daß ich in einem fort vor Dir ausspucken möchte: pfui,

pfui, pfui! — — Jawohl, die ganze Welt soll's wissen, wer ich bin — und wer Du bist mit der andern, die so recht zu Dir paßt. Ich hab' gestohlen, morgen wird es in der Zeitung stehen; aber besser wie Ihr beide bin ich doch noch. Ich hab' bloß fremdes Geld genommen; aber Ihr — — Ihr habt mir meine Rechtschaffenheit gestohlen, mich um mein gutes Gewissen betrogen und meine Seele in den Schmutz getreten. — — Ich bleib' aber nicht drin liegen, ich komm' schon wieder 'raus, und unser Herrgott wird meine Seele wieder reinwaschen."

Ihm standen vor Entsetzen die Haare zu Berge; in seiner Feigheit wollte er sich aufs Bitten legen; als er sie aber anrührte, schlug sie ihm ins Gesicht. Da riß er die Thür auf und rannte, wie um sein Leben, die Treppe hinunter.

Kaum stand er auf der Straße, da klirrte oben ein Fenster; ein großer Gegenstand kam herabgeschossen und schlug klatschend auf das Straßenpflaster. Die Vorübergehenden liefen zusammen; Eduard wurde mit fortgerissen nach der Stelle, wo eine dunkle Masse lag, um die sich weibliche Kleider breiteten.

„Laura!" schrie er auf und floh in Todesangst vor dem grausigen Bilde.



Die Klein-Protzen.

Skizze von Hugo Gerlach.
(Berlin.)

Es war an einem Sommerabende dort draußen in einer der langen schmalen Straßen im Norden von Berlin, da saß Frau Mathilde Untermann in ihrer Wohnung am geöffneten Fenster und musterte mit zufriedener Miene noch einmal das behaglich ausgestattete Zimmer, das der Gäste harrte.

Es war noch tageshell, drüben in den Fenstern des Vorderhauses spiegelte sich die Abendsonne in glitzernden Reflexen, und unten vom Hofe herauf drang der Lärm und das Geschrei von spielenden Kindern.

Dort inmitten des Zimmers stand eine lange, weiß gedeckte Tafel mit Schüsseln, Brotkörbchen, Tellern und allerlei Speisegeräten — Stühle darum in schönster Ordnung. Im Hintergrunde ein rotes Plüschsofa mit zwei gleichfarbigen Sesseln davor — eine große braune Regulatoruhr darüber an der Wand hängend. An der Seite ein prächtiges Cylinderbureau mit

Photographieen darauf, gegenüber eine Nußbaumkommode mit gestickten Deckchen belegt und zierlichen Nippes besetzt. Ein großer Wandspiegel im geschnitzelten Rahmen hing darüber — ein schön geblümter Teppich bedeckte den Fußboden.

Die Hausfrau war etwa fünfzigjährig, ihr Gesicht voll und ausdruckslos, die Figur mittelgroß und rundlich. In ihrer mit grellem Putz überladenen Kleidung machte sie einen nichts weniger als sympathischen Eindruck.

Da verkündete die Uhr mit dumpfen Schlägen die siebente Abendstunde — bald konnten Gäste kommen — es läutete draußen — ah! Sie erhob sich und warf noch rasch einen Blick in den Spiegel. — Jetzt wurde die Thüre geöffnet. Eine alte Frau — etwa sechzigjährig — trat herein im einfachen schwarzen Seidenkleide, das schon oft getragen schien, das weiße Haar in der Mitte glatt gescheitelt. Schmucklos und einfach sah sie aus — recht wie eine Frau aus dem Volke, die ihr bestes Kleid aus dem Schranke geholt hat, um in eine Gesellschaft von ihresgleichen zu gehen.

„Ju'n Abend, Frau Untermann," sprach sie freundlich, dieser die Hand entgegenstreckend.

„Ju'n Abend, Frau Appert," erwiderte die Hausfrau ein wenig herablassend.

„Ach Jöttekin — nee!" rief die Greisin mit ungezwungener Natürlichkeit, „wie Sie aber aussehen — nee herrjeh! Wie eene Fürschtin — ellojant! Wahrhaft'gen Jott, Frau Untermann, Ihnen sieht man Ihre fufzig Jahre noch nich an, weeß Jott!"

„Aber setzen Se sich doch, Frau Apperten."

„Und wat hier alles uff de Tafel steht," fuhr die Alte fort, sich niederlassend. „De janzen Schüsseln voll von Wurscht und Schinken — det is jewiß alleene vor zwee Thaler Fleesch!"

„Na — Jott sei Dank, wir haben's ja dazu."

„Ja, Jott sei Dank — ick jönne's Ihnen. Ick bin ja nu schon 'n olles Muttakin, det nich mehr richtig weiter kann. Nee, nee — wenn ick mir det so recht bedenke, wo ick doch kaum zehn Jahre älter bin wie Sie, und Sie sind wie 'ne feine Frau, die beinahe noch mal heiraten könnte — ja wahrhaft'gen Jott!"

„Ach," machte die andere geschmeichelt.

„Ja ja! Und früher, wissen Se noch, wo wir Beede noch zusammen in de Fabrike jearbeetet haben als junge Mächens — — ach je, wie lange is det woll schon her — wat is in die Zeit nich schon allens passiert!"

„In die janze Zeit — wat?" sagte die andere, nun auch gesprächiger werdend, „wat hat mein Otto mir da nich schon alles for Freude jemacht! Ja — ja — uns jeht's janz jut!"

„Det sieht man ooch, Frau Untermann. Ihr Otto hat ja ville Jlück jehabt. Wer so 'nen Sohn hat — ja! Er is woll nu bald an de Dreißig, Ihr Otto?"

„Uff nächsten November wird er neunundzwanzig," erklärte die Mutter, „und er is jetzt schon Oberexpedient in de Fabrik. Von de Pieke an hat er jedient, und als Loofjunge is er eingetreten und nu hat er schon hundert Thaler Jehalt monatlich."

„Jott — hundert Thaler," rief die Alte, erstaunt die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

„Ja — na, wir leben ja ooch danach. Und wir wollen ooch andern Leuten zeigen, det wir wat sind und det wir wat haben. Man muß sich eben 'n bißken zeigen, sehn Se mal; man muß jut leben, Frau Apperten — — — wenn man's eben kann," fügte sie mit taktvoller Betonung hinzu.

„Ja — ja."

„Und wir jehn ooch in 'n Cirkus und uff 'n Ball — wo's det schwerste Jeld kosten thut, da jehn wir hin — det schehniert uns allens nich!"

„Ja."

„Man kommt doch da ooch mit feine Leute in Berührung," bemerkte sie würdevoll und mit Nachdruck.

„Ick bin in mein' janzes Leben in keenen Cirkus nich jewesen," erklärte die Alte.

„Ja — sehn Se. Und in de Jemälde-Ausstellung jehn wa ooch — man muß sich doch for de Kunst intrassieren."

„Ja," meinte die Greisin nachdenklich — — „wenn's Kleenjeld nich alle wird dabei."

„Ach — nu bei uns so leichte nicht," entgegnete jene. Sie warf mit sichtlicher Genugthuung einen Blick auf die vollbesetzte Tafel. „Se sehn ja, satt zu essen ham wa ja noch."

„Ja — ja," stimmte die alte Frau kleinlaut bei.

„Denn det soll keener von uns sagen können, det er sich bei Untermanns nich satt jejessen hat," fuhr sie eifrig fort. „Hier jiebt's Fleesch und Brot und ooch zu trinken, soviel wie jeder haben will!"

Die alte Frau saß jetzt ganz verschüchtert da, und auch die Dame des Hauses schwieg einen Augenblick still im Vollgefühle ihres Triumphes.

„Kommt denn Ihr Otto immer spät aus de Fabrike?" fragte die Alte dann, um überhaupt etwas zu sagen.

„Um achte kommt er immer," erläuterte die andere. „Aber wo wir heute unseren Empfangsabend haben, da wird er woll früher kommen. Dann fährt er eben mal mit der Droschke zahause — erster Klasse natürlich, er kann sich's ja leisten."

Wieder trat eine Pause ein.

„Ja — ja," machte die Alte gedehnt. „Na — aber — aber heiraten thut er woll nich?"

„Nee! Von's Heiraten will der nischt wissen. Wissen Se, wat der sacht? Heiraten verdirbt den Charakter und ruiniert die Moral — det sacht der — denken Se mal!"

„Herrjeh!"

„Nich wahr?"

Da ertönte abermals lautes Schellen.

Ein wohlbeleibter Fleischermeister in eleganter dunkler Kleidung trat mit seiner Gattin ein.

Beide sahen sehr wohlhabend aus.

„'n Abend — 'n Abend," scholl es hin und her.

„Ach — da is ja ooch Frau Apperten," fuhr das männliche Exemplar fort, ick hatte Ihnen ja jarnich erkannt, Frau Apperten, es is schon so duster hier — —"

Frau Untermann hatte inzwischen mit der Dame eine Unterhaltung über die beiderseitigen Toiletten gepflogen, und sie gewann die Überzeugung, daß sie noch mehr aufgedonnert sei, als die andere. Bei jenen letzten Worten jedoch fuhr sie wie der Blitz herum.

„Ja, 't is zu duster hier, Herr Becker," sagte sie geziert, und dann ging sie eilfertig zur Thür und rief dem Mädchen zu: „Minna, steck doch mal de Lampen an."

„Na — wie jeht's Ihnen denn, Mutter Apperten?" erkundigte sich inzwischen Frau Becker. „Is denn Ihr Oller immer noch krank?"

„Ach ja — ja," erwiderte die Greisin seufzend, „und det kost 'ne Masse Jeld, ville Jeld."

„Ja, Jeld kost' so 'ne Sache immer," stimmte die Fleischersfrau bei, „ick weeß — ick weeß. Wat hat det nich jekost', wie mein Karl krank war im vorichten Jahr!"

„Ja, ja!"

„Na — er is denn natürlich ooch nach Nizza jejangen als Rekonnvalzente!"

„Wie heeßt die Stadt, Frau Beckern?" fragte die Alte, die in ihrem Leben niemals etwas von Nizza gehört hatte.

„Nizza," erklärte sie selbstbewußt. „Du — det war doch ooch Nizza, wo Du's vorichte Jahr warst, Karle?" wendete sie sich mit auffallender Bewegung an ihren Gatten.

„Woll, Juste!"

„Ja," fuhr sie dann fort, „er hätte ja ooch wo anders hinjehen können, wo's billiger is. Aber mein Mann sacht: „Nee! Nizza is det Teuerste und

det Teuerste muß det Beste sind! Also jeh ick nach Nizza. Na ja — und wo wir det können — warum denn nicht?"

„Mein Otto is ooch vorichten Sommer in Häringsdorf jewesen," erklärte nun Frau Untermann.

„Nach Häringsdorf jehn wir alle Jahre," lautete der Gegentrumpf. „Und im Harz waren wa ooch schon."

„Wir haben sogar uff'n Brocken Leierkasten gespielt — wat, Karle?"

„Woll, Juste!"

Frau Untermann sann einen Augenblick nach.

„Dieses Mal ziehn wir bloß uff Sommerwohnung nach Friedenau." *)

„Wir lassen uns 'ne Villa in Lichterfelde *) bauen."

Frau Untermann schwieg — das konnte ihr Otto nicht!

Die Greisin saß inzwischen mit offenem Munde da — sie war zeitlebens niemals im Harz oder in Häringsdorf gewesen; in Lichterfelde hatte sie einmal Kaffee getrunken und Friedenau kannte sie nur vom Hörensagen.

„Wohin werden Sie denn uff Sommerwohnung ziehen, Frau Apperten?" fragte die Fleischersfrau jetzt taktvoll.

Jene sah sie nur mit gutmütigem Lächeln an und schüttelte den Kopf.

„Schadet nischt, Muttakin," erwiderte der Ehegatte, den der wehmütige Gesichtsausdruck der Alten gerührt hatte.

Das Hausmädchen brachte inzwischen Licht.

„Drei Lampen und 'ne Ampel," rief die Alte erstaunt, „ah nee — so viel Licht brauchen wa doch jarnich!"

„J — natürlich," erklärte die liebenswürdige Wirtin.

„Ja, denken Se doch mal, Frau Untermann," prahlte jetzt die Rivalin, „wir haben uns 'n Salong einrichten lassen, mit 'n Kronleuchter und elektrisches Licht."

Der dicke Ehegemahl hatte inzwischen ganz unbefangen zu soupieren begonnen. Er brauchte doch nicht zu warten — weshalb? Er durfte sich das doch erlauben. Auch die Gattin schickte sich an, seinem Beispiele zu folgen: „Bitte — bitte, Frau Beckern, langen Se doch zu," rief die Gastgeberin. „Es langt ja doch! Natürlich — wir können doch nachher noch eenmal essen, wenn die andern kommen."

Alle griffen jetzt zu. Frau Appert nahm bescheiden ein Stückchen Brot, bestrich es mit Butter und legte zwei dünne Scheibchen Wurst darauf.

„Aber, Frau Appert, ick bitte Ihnen," fuhr die Wirtin auf, das bemerkend. „Wie können Se mir denn so 'ne Schande machen? Nee! Legen Se mal hin die Stulle, legen Se mal hin, Frau Apperten."

---

*) Vororte von Berlin.

Und als die alte Frau ihr den Willen that, griff sie mit der silbernen Gabel in die große Schüssel und packte jener eine unheimlich große Portion Schinken auf das Brot.

„So wird bei uns jejessen, Frau Apperten," sagte sie dann mit einem triumphierenden Blick auf das mit vollen Backen kauende Fleischerpaar. Dann neigte sie sich ganz nahe zu der Alten hinüber und flüsterte ihr in das Ohr: „Die müssen ooch mächtig ausjehungert sind!"

Die Greisin nickte aus Gefälligkeit mit dem Kopfe. —

Da erschien Otto Untermann — eine ganz eigenartige Figur. Auf einem kurzen Nacken saß ein plumper, dicker Kopf; das Gesicht, von einem fuchsroten struppigen Bart umrahmt, sah überaus blöde aus, denn er schielte stark mit einem Auge. Die Beine waren in Form eines „O" nach innen gebogen, so daß beim Laufen der rundliche Oberkörper immer hin und herschwankte, wie ein Schiffchen, das der Wind bewegt.

Sein Auftreten war roh und ungeschlacht, aber aus seinem Worte sprach bisweilen eine natürliche Gutmütigkeit.

Er begrüßte die Anwesenden durch Handschlag und nahm dann ohne weiteres an der Tafel Platz.

Jetzt füllte er sein Glas und stieß mit den anderen an.

„Kommt denn der Herr Buchhalter heute zu uns?" erkundigte sich dann die Mutter.

„Nee — der hat Magenkatarrh, der kann nich essen, darum kommt er nich!" erklärte Otto, ein Paar Ölsardinen verschlingend.

„Na," — bemerkte die alte Frau bescheiden, „man kommt doch ooch nich bloß zum Essen, man will sich doch 'n bißken unterhalten und amüsieren."

„Quatsch," entgegnete der Fleischer mit Bestimmtheit, „Essen is de Hauptsache."

„Woll is 't det," stimmte Otto bei.

„Und Unterhalten und so, det is bloß wat for Leute, die nich satt zu essen haben."

„Ach nee," erwiderte die Ehehälfte, „Unterhaltung muß ooch sind, Karle. Man hat doch ooch 'n bißken Bildung wech — die muß man zeigen."

„Da ha'm Se recht, Frau Beckern," pflichtete die feinfühlige Hausfrau bei. „Dafor jeh ick manchmal ooch jerne ins Theater."

„Ick will Euch mal wat sagen," sprach Karl jetzt großspurig, noch krampfhaft an einem großen Bissen würgend. „Die Bildung und 's Theater und alles so 'ne Sachen, det is janz jut for Leute, die det nötig haben — aber for unsereener nich! Wer Jeld hat, der braucht keene Bildung. Jeld is Bildung! Det is de höchste Bildung von der Welt. Wer Jeld hat, is 'n heller Kopp, wer Jeld hat, is 'n jescheiter Kerl, wer Jeld hat, der is

mein Freund — aber, wer keens hat, der kann mir jestohlen bleiben und wenn er mehr Bildung hat, als wie in hundert Bücher steht!"

„Det stimmt, Karle," äußerte sich Otto.

„Und wat so immer jeredet wird von de jroßen Jeister und von de Helden von's Esprit, det is jeborener Mumpitz, seht Ihr woll. De janzen Jeister von de janze Welt und Schiller und Joethe und wie se alle heeßen — die sind mir keene Hammelkeule wert. Die Jeister mit det jroße Portemonnaie — ja, seht Ihr woll — die liebe ick! Da is doch wat Reelles dran. Aber die janze andere Faxenmacherei, — die is nich eenen Sechser wert."

„Na, det kannste nu nich sagen," erwiderte Otto, den es drängte, auch einmal zu widersprechen. „Sieh mal, Karle, — von's Theater will ick ja nich reden, da halt' ick ooch nischt von. Aber siehste, so im Cirkus, da is doch noch wat los!"

„Na," sagte Karl mit einer zweielfhaften Handbewegung.

„Ja, Karle," fuhr Otto eifrig fort, „det nenne ick 'ne Kunst, wenn Eene mit 'n Jaul durch 'n brennenden Reifen saust, det man denken muß, se verbrennt sich jleich de Hühneroogen. Oder 'n feines Ballet — —"

„Na ja," meinte Karl nun gleichfalls, „det kann man ja ooch noch als 'ne Kunst jelten lassen. Aber weeßte, Otto, ick bin eenmal in so'n richtiges Theater jewesen — eenmal und nich wieder! Da wurde so'n Stück jespielt — ick weeß viel, wie det heeßt — da jing det nun immerzu so: ‚Ick liebe Dir, Jule' und ‚Da singt de Lerche, wenn's nich de Nachtigall is' — und allens so'n Koks! Na — ick frage Dir, Otto: wat jeht's mir an, wenn er de Jule liebt und wenn de Lerchen singen? Ick hab se ruhig singen lassen und bin zahause jejangen zu meine Frau und hab 'n Eisbeen jejessen und 'ne jroße Weiße jetrunken."

— — — Die drei Frauen unterhielten sich inzwischen untereinander. — —

Allmählich erschienen auch noch mehrere Gäste und die Gesellschaft wuchs schließlich auf zwölf Personen an. Karl und Otto saßen noch immer unermüdlich speisend am Tische und tauschten ihre Betrachtungen über die Gäste aus.

„Otto," fragte der andere soeben, „wat is denn det for'n magerer Kerl, der da immerzu mit de olle Apperten spricht? Der Kerl sieht ja mächtig verhungert aus."

„Du!" erwiderte Otto wichtig, „det is 'n Doktor, 'n feiner Mann, der hat ville Jeld — meine Mutter hat ihn einjeladen."

„Det kann nich sind, det der Jeld hat," erklärte Karl mit Bestimmtheit, „sieh mal bloß, wat der Kerl for'n freundliches Jesichte macht, wenn er mit die Olle redet. Sieh mal — da reicht er ihr 'n Teller rüber, wie 'n Kavallier!"

„Det is eben 'n jebildeter Mann," entgegnete Otto stolz.

„Denn hat der 'ne falsche Bildung jenossen," fuhr jener unbeirrt fort. „'n Mann, der Jeld hat, der bemüht sich nich so sehre um so 'ne olle Frau, bei der keene Maus wat zu knappern findet, und thut nich so, als wenn se ne Fürschtin wäre."

„Na — er is eben höflich," entschuldigte Otto das unverantwortliche Betragen des Fremden.

„Na also, wenn er höflich is, denn is die Sache klar: denn hat der Kerl keen Jeld," entschied Karl mit verblüffender Sachkenntnis. — — —

„Diese Erscheinung ist sehr erklärlich," sprach der Doktor jetzt gerade zu seiner alten Tischgenossin, die ihm mit leuchtenden Augen zuhörte. „Leute, die nicht auch geistig aus ihrer Sphäre herauswachsen, bleiben trotz ihres Besitzes immer in ihr befangen. Ihre einzige Überlegenheit über ihresgleichen ist die des Geldbeutels, den sie jedem brutal in die Ohren klimpern lassen. Es ist dasselbe Spiel in allen Gesellschaftsschichten — nur machen diese kleinen Protzen natürlich noch einen viel lächerlicheren Eindruck, als die großen!"

„Du, Otto — soll ick den mal anulken?" erkundigte sich Karl.

Der Doktor hatte sich jedoch inzwischen schon erhoben und verabschiedete sich.

„Se woll'n schon jehn, Herr Doktor Rosenthal?" fragte Otto, als jener ihm die Hand reichte. „Sie haben doch bloß een Käsebrödchen jejessen!"

Der Doktor ging schon. An der Thüre begegnete ihm das Hausmädchen, dem er verstohlen ein Trinkgeld in die Hand drückte. Karl hatte jede seiner Bewegungen beobachtet.

„Du, Otto!" rief er plötzlich laut, so daß die ganze Gesellschaft es hörte, „sieh doch mal, wie heimlich der dem Mächen det Trinkjeld jiebt. Wahrscheinlich hat er bloß noch fünf Jroschen, det er sich schehniert. 'n anständiger Mann, der stellt sich doch nich „so" dabei an! Der jiebt's ihr frei und offen: hier, Minna, hast'n Thaler!"

„Sie, der hat Jeld," rief Frau Untermann zu ihm herüber.

„Denn is 't desto schlimmer," schrie der Klein-Protz entrüstet, „denn versteht er eben nich, det mit de richtige Manier auszujeben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —



Chinoiserie.

Aus dem Amerikanischen des Fred Wilson übertragen
von A. Renouf-Whelpley.

(Saló.)

Die grünen Jaspis-Augen Kwon-Guets, des Gottes der Macht, rollten, die hölzernen Augenlider blinzelten zweimal. Zwischen seinen Zähnen von Holz kam ein Seufzer heraus.

Der Han-Schan-Yan des Tempels schwang schläfrig das bronzene Weihrauchgefäß. Er sah scharf auf und musterte die Götter — nicht wie einer, der sich fürchtet, sondern wie einer, der aufpaßt. Er bemerkte nichts Ungewöhnliches und fuhr fort zu singen und zu schwingen. Er intonierte:

„Ich bin der Sklave des Gottes des Glücks;
Feinen Wein gebe ich, damit er trinke,
Tief und glücklich sei.
Dem Gott des Glücks neige ich mich.
Han. Han, Han!"

Aus dem Tempel der Sonne, welcher an der westlichen Mauer der Stadt Quang-Tung steht, kam eine Tochter des reichen Hauses Schum-Lea.

Lange hatte sie vor Kwon-Guet, dem großen Gott der Macht, gebetet.

Einsam kam sie sich vor, und sie hatte zu dem Gott gebetet, daß er ihr einen Mann schicke, der sie liebe.

„Liebeslieder werde ich ihm singen; glücklich werde ich ihn machen, und lieben werde ich ihn, o Kwon-Guet! Guter Kwon-Guet!"

So hatte sie gebetet und sich dabei tief auf den Gebetteppich geneigt.

Und die großen runden grünen Augen des Gottes sahen sie an.

Er sah, wie lilienweiß ihre kleinen Hände waren, die auf dem Teppich sich spreizten, wie wohl geformt ihr schlanker Hals. Und etwas rührte sich in ihm — etwas noch nie Gefühltes. Das war sein Herz.

Jahrhunderte lang hatte es sich nicht mehr bewegt, doch jetzt fing es zu schlagen an, und es dünkte ihm, daß Blut durch seine Holzadern riesele, und daß seine Wangen sich wärmten.

Er war verliebt.

Er liebte eine kleine Tuung-Nu, deren Kopf bis an sein Knie reichte, deren Hände zwei weiße Schmetterlinge schienen und deren Leib zart und biegsam war.

Er schaute auf sie nieder und sah, wie sie den Wein zu seinen Füßen ausgoß und wie sie das Feuerchen aus Sandelholzspänchen anzündete.

Der Weihrauchdunst stieg in einer geraden Linie empor. Der Geruch war ihm angenehm.

Und sie schlug ihre Hände zusammen nach Frauenart, denn es schien ihr, als sei ihr Gebet erhört.

Dem Tempeldiener gab sie ein Geldstück, und da sie durch die große Thür in der südlichen Mauer fortgegangen war, dünkte es dem Gott, sein Herz hätte wieder aufgehört zu schlagen und sein Blut sei wieder zu Holz geworden.

Dann seufzte er und seine Augen rollten.

Der Tempeldiener hörte zu intonieren auf und lauschte aufmerksam.

Der Tempel war geschlossen. Die Stadt schlief.

Die grünen Augen Kwon-Guets glotzten den steinernen Boden an, wo die Maid gekniet hatte. Sein Herz war still.

Sobald die Nacht halb vorbei ist, dürfen die Götter in dem Tempel miteinander reden, doch dürfen sie nur von denen sprechen, welche vor ihnen gebetet haben.

Diese Stunde nahte.

Als die heilige Glocke läutete, zitterte der Leib Kwon-Guets, als hätte ihm ein Holzmacher eine Axt hinein getrieben.

Moo-Schunt, den Zaubergott, sprach er an.

„Ich bin verliebt," sagte er — „ich liebe die kleine Maid, welche vor mir betete vor Sonnenuntergang. Sag, Moo-Schunt, hast Du keinen Zauber, um mich zum Menschen zu machen?"

„Mein Zauber ist mächtig, doch muß das Weib auch sein Teil dazu thun."

„Was muß es thun?" frug gierig Kwon-Guet und beugte sich ein wenig vor.

„Wenn sie vor Dir betet und durch Zufall oder Absicht ihre nackte Hand Deinen Fuß berührt, während sie ihren Wunsch ausspricht, dann wirst Du Mensch und wie die Männer. Doch steht geschrieben, daß kein Gott den Tempel länger verlassen darf, als von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, oder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang."

Kwon-Guet ward traurig. Er sagte: „Ach, vielleicht wird sie nie meinen Fuß berühren. Nie berührt jemand meinen Fuß" — er schob ihn ein wenig vor — „sieh' nur, der Staub von Jahrhunderten liegt darauf."

„Wenn aber die Gebetstöcke hinfielen, und wenn sie danach griffe, wäre es da nicht möglich, daß sie Deinen Fuß berühre?"

„Ja, ja, wenn die Gebetstöcke nur hinfielen —"

„Wenn sie morgen zum Gebet kommt, werde ich machen, daß sie fallen," sagte Moo-Schunt — „ich werde" —

Die heilige Glocke läutete: die Stunde des Lebens war vorüber, und die schwachen Lichter des Tempels warfen Schlagschatten zwischen die Götter, die nur aus Holz und Thon gebildet waren.

Am nächsten Tag, eine Stunde vor Sonnenuntergang, kam die Tochter Schum-Leas in den Tempel, zu beten um einen Geliebten. Sie legte ein Geldstück in die Hand des Han-Schan-Yan, dann breitete sie ihren Teppich aus vor Kwon-Guet. So tief beugte sie sich, daß ihre Stirn den Boden berührte, und als die Augen des Gottes auf sie niedersahen, kam wieder die Liebeswärme in die Holzwangen.

Lange betete sie, doch nie verirrte sich ihre Hand bis in die Nähe des Holzfußes auf dem niederen Säulengestell. So tief war sie im Gebet versunken, daß die Gebetstöcke unbeachtet neben ihr lagen. Endlich sah sie auf, und da der Tempel von Menschen verlassen war, wollte sie sich zum Gehen erheben, doch Moo-Schunt, der Zaubergott, hatte sie beeinflußt, und sie duckte sich wieder auf den Teppich.

Der Tempel war von Menschen verlassen; sogar der Diener war in sein Zimmerchen in der südwestlichen Ecke gegangen, um seinen Teller Jou zu verspeisen.

„Deine Magd bittet um einen Geliebten,“ sagte sie — „viele Männer sind in der Stadt, und keiner kommt, um sich von den Reizen der Tochter Schum-Leas entzücken zu lassen.“

Wie sie so sprach, hob sie zwei der Gebetstöcke auf und hielt sie der Aschenurne entgegen.

Die Brust Kwon-Guets bewegte sich wie der Körper eines Mannes, der schwer atmet.

Sie steckte die Holzenden der Stöcke in die Urne und zündete sie mit einem Wachslichtchen an.

Der Mund des Zaubergottes schloß sich; die Wangen wurden groß und rund, zwei Mondkuchen ähnlich; und er blies, zuerst sachte, wie ein Zephyr des Frühlings, dann fester und fester, bis ein Wind um die Maid fuhr und machte die rauchenden Gebetstöcke auflodern wie Augen im Kopfe einer erzürnten Bestie.

Aus der Urne flog die Asche hinauf wie eine Sturmwolke, und die Gebetstöcke, zuerst der eine, dann der andere, fielen nach vorne auf das Postament zwischen die verstaubten Füße des Gottes der Macht. Die Figur zitterte, und die Maid duckte sich tiefer auf den Teppich.

Der Wind hörte auf zu wehen, und sie sah ihre Stöcke an. —

„Es ist der Gott des Zornes, Channo,“ flüsterte sie, „ich habe ihn beleidigt.“

Dann kroch eine kleine weiße Hand nach vorne, wie etwas, das sich fürchtet, den Stöckchen entgegen. Sie nahm das eine und that es wieder in die Asche; sie langte nach dem zweiten und dabei wischte sie zitternd ein wenig Staub mit ihrer Hand von dem Fuß des Gottesbildes ab.

Es war, als hätte sie die Hand in kochendes Öl gesteckt.

Sie hörte einen großen Lärm, wie Donner, und sie neigte den Kopf und wälzte sich vor Angst auf dem Gebetteppich.

Das Bild des Gottes der Macht fing an, zusammen zu schrumpfen — hinunter — hinunter — bis es nicht größer war wie ein gewöhnlicher Mann. Es bewegte sich, und aus dem Holz war Fleisch und Bein geworden. Es trug kostbare Kleider; an seinem Hals und an seinen Händen funkelten Edelsteine. Es war ein wirklicher irdischer Mann.

Er trat vom Postament herunter und beugte sich über die Betende.

„Ho-Yung, Ho-Yung, endlich komme ich zu Dir.“

Er berührte ihren nackten weißen Hals, und das Zittern, das ihn durchfuhr, setzte sich in ihrem Leibe fort.

Sanft, wie eine Mutter ihr Kind aufhebt, schob er seine Hände unter ihre Achsel und hob sie auf, und sie stand neben ihm.

„Ich liebe Dich, Ho-Yung, — nie habe ich vor Dir eine andere geliebt —“

Wie es der Maid ziemt, blickte sie ihn schüchtern an, und sie erkannte, daß ihr Gebet erhört war.

Ihr Auge war blind geworden für das leere Postament, wo einst der Gott der Macht gestanden. Sie war zu glücklich in ihrer Liebe, um noch daran zu denken.

Aber es dünkte ihr seltsam, daß er sie vor den Zaubergott führte, und daß sein Gebet davor so lange wurde und so seltsam.

Wie zwei Kinder gingen sie dann in die Straße hinaus.

Sein kindliches Fragen wunderte sie. Es war ihr, als hätte er all diese Alltagsdinge nie gesehen.

Sie wanderten aus der Stadt auf die Felder, und da der Mond aufging, saßen sie an der Landstraße und sprachen von Liebe. Wirklich, die Maid war glücklich.

„Wer ist Dein bester Freund?“ fragte sie ihn.

„Moo-Schunt,“ antwortete er schnell.

„Aber das ist ja der Zaubergott, — ich meine, welcher Mann ist Dein bester Freund?“

„Ich weiß es nicht.“ —

Er sprach einfach, wie ein Kind, dem die Welt noch fremd ist, und sie wunderte sich.

Für Liebende fließen die Stunden schnell, und ehe sie es merkten, war die Nacht fast vorbei. Nicht einmal hatte sie an die Heimat, noch an die Eltern gedacht. Er war für sie der einzige Mensch auf der Welt gewesen.

Die Stunde des Scheidens war nahe, und traurig gingen sie zurück.

„Wann darf ich Dich wiedersehen?“ sprach sie, durch ihre Liebe kühn geworden.

„Wenn Du in den Tempel kommst zum Gebet, mußt Du vor Kwon-Guet knien, und wenn Du gebetet hast, mußt Du seinen Fuß berühren und sagen: ‚O, Kwon-Guet, ich liebe Dich‘ — dann werde ich kommen.“

Also schieden sie.

Als der Sonnenschein durch die Tempelfenster kroch, beleuchtete er die Holzfigur des Kwon-Guet, aber in den grünen Jaspisaugen war ein neuer Blick und von den Schultern und den Füßen war der Staub verschwunden. Aber zwischen den Edelsteinen um seinen Hals war eine Locke von Frauenhaar. Das war's, worauf die Augen des Moo-Schunt unbeweglich starrten.

Die Augen des Tempeldieners waren wie überreife Beeren. Sonst hätte er bemerken müssen, daß ein Gott fortgewesen sei; doch die ganze Nacht that er nichts, als nur seine Wasserpfeife rauchen und No-Nu-Tran trinken, bis er einschlief.

Der Tag verging. Menschen kamen, beteten und gingen wieder, und die Augen der Götter richteten sich stets nach der Thür, die Maid erwartend.

Die letzte Gebetstunde war vorüber und sie kam nicht. Die Schatten waren schwer geworden und die Ratten krochen vorsichtig aus ihren Löchern in den dunkelsten Ecken und fraßen die Opfer auf und spielten zwischen den Götzenbildern.

Die Stadt schlief.

Es war Mitternachtsstunde, wo die Götter reden dürfen.

„Die Maid versprach zu kommen,“ sagte traurig Kwon-Guet zu Moo-Schunt.

„Ist Deine Liebe so groß, daß Du um sie trauerst?“

„Meine Liebe ist so stark, daß ich ohne sie nicht leben kann.“ Und er vergaß, daß er immer nur einen halben Tag auf einmal leben dürfe. „Kannst Du mir nicht helfen?“

„Ich habe gethan für Dich, soviel ich konnte.“

Also sprachen sie. Kwon-Guet wie einer, auf dem schon ein Trauerschatten liegt — Moo-Schunt heiter und aufgeräumt.

Dem Gott war es angenehm gewesen, zu atmen wie die Menschen, mit einem lieblichen Weibe zu plaudern und zu fühlen, wie es einem Manne wird, wenn er liebt.

Es hatte ihm geschmeckt, wie ein freier Augenblick dem Sklaven.

Und als die Nacht wieder vergangen war, hatten die Augen Kwon-Guets ihren Glanz wieder verloren und schienen wie angelaufenes Glas.

Im Hause Schum-Leas war die Maid eine Gefangene, weil sie eine Nacht fortgeblieben war. Man hatte sie mit einem Bündel von Bambus-

schößlingen geprügelt, damit sie beichte, wo sie gewesen sei. Aber sie blieb stumm.

Nur als ihr Vater schrie: „Du hast mein Haus geschändet!" antwortete sie: „Das ist unwahr, eine reine Maid bin ich, mein Verbrechen war jenes große Verbrechen nicht."

Ihre Zeit verbrachte sie im Gebet, und immer wiederholte sie die Worte: „O, Kwon-Guet, ich liebe Dich, ich liebe Dich."

Doch wie sollte das bis in den Tempel der Sonne zu dem Gott aus Holz dringen?

Am Abend des vierten Tages bat sie demütig ihren Vater, daß er sie in den Tempel führe zum Gebet.

Da er hierin kein Unrecht erblickte, führte er sie hin. Doch ließ er nie ihre Hand aus der seinen los. „Meine Augen halte ich offen," sagte er zu sich, „vielleicht entdecke ich etwas, das mir sagt, wo sie ihre Nacht verbrachte."

Als sie in dem Tempel angekommen, zog die Maid zu dem Gott der Macht hin, warf sich nieder, und ihr Vater stand neben ihr.

Sie streckte ihre Hand vor und berührte den Fuß.

„O, Kwon-Guet, ich liebe Dich, ich liebe —"

Sie hörten einen großen Lärm wie Donner, und die Betenden alle, die in dem Tempel waren, neigten die Köpfe und wälzten sich vor Angst auf den Gebetteppichen.

Nur die Maid war still und starr.

Kwon-Guet, der Gott, war fort.

Über die Maid beugte sich ein Mann.

Sie hob sich ihm entgegen wie eine Blume der Sonne.

Der Mund des Zaubergottes schloß sich, die Wangen wurden wie Mondkuchen und er blies so stark, daß die Asche aus der Urne wie eine Sturmwolke emporflog und den Tempel erfüllte.

Schum-Lea fiel auf das Gesicht. Halb in Ohnmacht betete er, und als er sich erhoben hatte, war seine Tochter verschwunden und das Postament des Gottes der Macht war leer.

Schum-Lea hielt seine Hände vor das Gesicht, damit er sich vor dem Zorn der Götter schütze. Wie ein Wahnsinniger lief er in die Straße hinaus.

„Der Gott der Macht hat mein Kind genommen," schrie er.

Dann erzählte er mit vieler Ausführlichkeit, wie die Götter ihn niedergeschlagen und ihn fast getötet hätten.

Auf der Landstraße gingen ein Mann und eine Maid.

In ihren Augen leuchtete Liebe, und sie sahen niemand.

Lange gingen sie, bis die Maid sagte: „O, Kwon-Guet, ich bin müde."

Am Rande eines Baches ruhten sie, und sie schliefen ein. Des Mädchens Arme hingen um seinen Hals, und ihr Kopf lag an seiner Brust.

Als sie erwachten, bat sie ihn, noch weiter von der Stadt weg mit ihr zu wandern.

„Meine Zeit ist nun bald um," sagte er traurig. „Nur die Hälfte des Tages darf ich bei Dir weilen. Dann bin ich Kwon-Guet, Dein Geliebter. Die andere Hälfte des Tages muß ich in dem Tempel sein. Dann bin ich Kwon-Guet, der Gott der Macht."

Aber sie drückte seinen Hals mit ihren Armen: „Meine Sonne, meine Sonne, ich liebe Dich! Nie kannst Du ein Holzgott sein, so lange meine Liebe Dich belebt. Dein Leben und Dein Blut bin ich."

Er fühlte, wie die Starre in seine Glieder hinaufkroch. Er schüttelte sich, damit er sich davon befreie, damit er zum Tempel zurückkehre.

Er taumelte einen Schritt vorwärts, wie ein Mann taumelt, dessen Hirn mit Wein beschwert ist. Dann schritt er noch einmal vorwärts, und die Maid hing an seinem Hals.

Er war wieder Kwon-Guet, der Gott der Macht. Er stand aufgepflanzt neben der Landstraße. Er war zweimal so groß wie der größte Mann, und um den Hals der Holzfigur mit den grünen Jaspis-Augen schlangen sich die nackten weißen Arme einer schönen Maid, einer Tochter des reichen Hauses Schum-Leas, und an der hölzernen Brust hing ihr Leib. Die Sonne schien heiß auf die Maid und den Gott. Die Maid war tot.

Ein Bauer mit einem Gemüsewagen kam des Weges. Er sang das Lied der Ernte vor sich hin.

Er sah auf und erblickte die Maid und den Gott, und er lief in die Stadt und die Gemüse ließ er auf der Landstraße liegen. Als er in der Stadt angekommen, war er sprachlos, aber er deutete nach der Landstraße und stürzte auf sein Angesicht.



Wilhelm Emanuel Backhaus.

Von **Franziskus Hähnel.**

(Bremen.)

„Wandelnd auf der Menschheit stolzen Höhen,
Stritt ein Held er für das Auferstehen
Seines Volks aus Knechtschaft, Wahn und Not,
Führend es zum heitern Göttermahle,
Zeigt er ihm im schönen Geistesstrahle
Seiner Freiheit herrlich Morgenrot,
Doch kein Volk war da, daß es ihm danke . . .“

W. E. Backhaus, Zum Gedächtnis Schillers,
(Bremen 1860).

Nur selten ist es mir leider vergönnt, ein Stündchen mit dem trotz seines Alters jugendfrischen Sozialreformer **Wilhelm Emanuel Backhaus** zu verplaudern, aber diese wenigen Stunden sind für mich eine Quelle mannigfaltigster Anregungen und hohen geistigen Genusses. Der von der Bremer Presse wohlweislich totgeschwiegene Philosoph ist aber auch eine jener Erscheinungen, die in stetiger Entwicklung und tiefer, ununterbrochener Gedankenarbeit die geistige Höhe erklommen haben, von der herab man nur noch ein mitleidiges, wehmütiges Lächeln für die sich selbst verzehrenden und verheerenden Thalmenschen da unten hat. Um dahin zu gelangen, muß man freilich einen weltumfassenden, in die Tiefen menschlichen Seins und historischer Entwicklung dringenden Verstand und **eine große Seele** besitzen. Wenn Backhaus im Feuer der Rede — er spricht, wie er schreibt und schreibt, wie er spricht — mit hoher, edler Leidenschaft die Ergebnisse seiner Jahrzehnte umfassenden Denkarbeit zum Ausdrucke bringt, so vermag man, hingerissen von der Kraft der Überzeugung, oft selbst dann nichts zu erwidern, wenn man sich auch in seinen eigenen Grundsätzen durch heftige Zweifel erschüttert sieht. Man merkt es dieser hinreißenden Leidenschaft in seinem Redeflusse an, daß die Seele des Redners jenes **Leid** durchzuckt, jenes melancholische Gefühl, das keinen tiefforschenden Denker verläßt, wenn er die Höhe erklomm und sich nun doch noch so fern von der Erfüllung seines höchsten Sehnens sieht. Und doch gehört Backhaus nicht zu jenen deutschen Gelehrten, von denen Friedrich Nietzsche in seinem ersten in der „Akademischen Gesellschaft“ zu Basel gehaltenen Vortrage sagt, daß sie, in einem bestimmten Fache aufgehend, ähnlich sind „dem Fabrikarbeiter, der sein Lebtag nichts anderes macht, als eine bestimmte Schraube oder Handhabe zu einem bestimmten Werkzeug oder zu einer Maschine,

worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt". Und wenn der große Weise hinzufügt: „In Deutschland, wo man versteht, auch solchen schmerzlichen Thatsachen einen glorreichen Mantel des Gedankens überzuhängen, bewundert man wohl gar diese enge Fachmäßigkeit unserer Gelehrten und ihre immer weitere Abirrung von der rechten Bildung als ein sittliches Phänomen: „Die Treue im Kleinen", die „Kärrnertreue" wird zum Prunkthema, die Unbildung jenseits des Faches wird als Zeichen edler Genügsamkeit zur Schau getragen," — so sehe ich darin den Grund, daß auch ein Mann wie Backhaus in seinem Wohnorte, in welchem solche „deutsche" Anschauungen eben Gemeingut der „Gebildeten" sind, nicht die Anerkennung finden kann, die er zu beanspruchen hat. Ich will auch der Bremer Presse nicht den Vorwurf der Unduldsamkeit gegen Andersdenkende in ihrem Totschweigesystem machen, sondern als gewiß annehmen, daß sie sich eben vor jener Wahrheit fürchtet, der der geistvolle Rezensent im „Wiesbadener Tageblatt" (vom 18. Dezember 1893) in seinem Leitartikel über Backhaus' letzte Veröffentlichung „Allen die Erde" zum Schlusse seiner Ausführungen Ausdruck gab: „Wer dieses Buch von Backhaus, dem ältesten der lebenden deutschen Sozialreformer, dem bis zur Vollendung fortgeschrittenen Schüler von Rodbertus und Karl Marlo, aufmerksam liest, lernt einen selbständigen Denker ersten Ranges kennen. Er erkennt dann auch die Nichtigkeit und Phrasenhaftigkeit der unter uns bestehenden und ohne Sprengeffekt sich zersetzenden politischen Parteien. Diese Erkennntnis ist die Vorbedingung einer besseren Zukunft." Ja, Furcht und Feigheit sind es, die auch hier abhalten, an dem Tempel der Glückseligkeit mitzubauen, von dem Backhaus in seinem Epos „Baldur und Salama" singt:

„Vernunft der göttliche Baugrund heißt,
Baumeister ist der Liebe Geist,
Bausteine sind die Menschenherzen,
Schönheit und Wahrheit die heiligen Kerzen."

Es würde in mehr als einer Hinsicht eine ebenso dankenswerte, wie fruchtbringende Aufgabe sein, in der Reihenfolge ihrer Entstehung die sozialpolitischen, sozialreformatorischen, ästhetischen, philosophischen und dichterischen Werke*) des radikalen Denkers in ihrer Gedankenfolge zu zergliedern; doch

*) Es sind folgende: 1. Politik und Sozialreform: Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! (Bremen 1858, Verlag von A. D. Geißler, preisgekrönt). Der Liberalismus. Fürst Bismarck und die Parteien (Hamburg 1881, Verlag von F. A. Hungerland; 2. Aufl. Berlin 1884, Verlag von Friedrich Luckhardt). Die Geschichte der Troglodyten (Leipzig 1885, Renger'sche Buchhandlung). Schutt und Aufbau. Vier nationalökonomische Abhandlungen (Leipzig 1886, Renger'sche Buchhandlung). Allen



dazu gehört ein Backhaus verwandter Geist, und eine kurze Skizze würde nicht zu diesem Zwecke genügen. Die früheren Schriften auf sozialreformatorischen Gebieten: „Schutt und Aufbau" (vier nationalökonomische Abhandlungen), „Vom Baume der Erkenntnis", „Schutz der Arbeit", „Die Geschichte der Troglodyten" und zahlreiche andere Schriften und Aufsätze bilden die Stufen, auf denen Backhaus die Höhe erklomm, die er nun erreichte. Dem zuletzt veröffentlichten Werke „Allen die Erde"*) folgt in Kürze ein Werk „Über das Wesen des Humors" und darauf dasjenige, das der Forscher als sein letztes auf philosophisch-ästhetischem Gebiete bezeichnet, „Die ästhetische Weltbetrachtung". Sollte damit Backhaus sein Pathos ausgegeben haben, so bleibt ihm nur noch übrig, eine Weltsatire zu schreiben, jene tiefernste Mahnung an die Menschheit, der er in seiner köstlichen Satire „Die Geschichte der Troglodyten" zuerst anbahnenden Ausdruck gab.

Wilhelm Emanuel Backhaus ist einer jener wenigen radikalen Denker, die aus ihren Forschungsergebnissen unverhüllt die letzten Konsequenzen ziehen. Er erkennt im Weltganzen nur Gott Monos und in der Kunst den dionysisch-apollischen Gott Humor. Ihm sind dem Wesen nach beide gleich, und auch der Staat soll nach ihm in seinen Einrichtungen ein **Abbild** der Einrichtungen des Weltganzen sein. Individualismus und Sozialismus

---

die Erde! Kritisch geschichtliche Darlegungen zur sozialen Bewegung. (Leipzig 1893, Wilhelm Friedrich). — 2. Philosophie und Ästhetik: Zur Kritik der madernen Kunst. Eine Reihe von Vorträgen. (Bremen, C. Schünemanns Buchhandlung, 1856). Ein Dialog. Des Pastors und Dr. theol. Schwalb Vortrag und des Evangelischen Bundes Ketzergericht betreffend. (Bremen, J. Kühtmanns Buchhandlung, 1880). Vom Baume der Erkenntnis. Gedanken über Gesittung, Erziehung, Kunst und Wissenschaft, Staat und Gesellschaft, Gott und Natur, Kirche und Religion. 2 Teile. (Bremen, 1887 und 1888, C. Roccos Verlag; in neuer Ausgabe: Leipzig 1890, Verlag von Rauert & Rocca). Das Wesen des Humars. (Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich). In Kürze erscheint ferner separat aber mit einer Reihe auserlesener Essays: Die ästhetische Weltbetrachtung. — 3. Dichtungen: Zum Gedächtnis Schillers. Ein lyrisches und allegorisches Spiel. (Bremen, J. E. Dierksen, 1860). Ein dem Fürsten Bismarck gewidmeter Lob- und Preisgang. (Bremen 1881, A. Guthe). Hausaltäre. Eine Anthologie. (Bremen 1883, Dierksen & Wiechlein). Christliche Weisheit aus der vorchristlichen Zeit. Sprüche. (Bremen 1887, C. Roccos Verlagsbnchhandlung). Samenkörner für Geist und Herz. Sinn- und Kernsprüche. (Bremen und Leipzig 1888, Rauert & Roceo). Odinskinder. Zwei epische Dichtungen. I. Baldur und Salama. II. Der Wunderbeter. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag). (Zahlreiche lyrische Gedichte und ein Lustspiel „Die verhängnisvolle Botschaft" sind bisher in Buchfarm nicht erschienen.)

*) Siehe auch „Die Gesellschaft" 1893, Heft 10, S. 1361 und Dr. M. Schwann-Zürich in der „Hamburger freien Presse" vom 30. November 1893.

müssen in einander aufgehen, wenn sie eine wahrhaft erlösende Sozialreform wecken sollen. Wohl noch nie ist die Zusammengehörigkeit beider so treffend als „urdeutsch", als „urnatürlich" und für jede Staats- und Gesellschaftsordnung notwendig nachgewiesen, als in dem sechsten Kapitel des Buches „Allen die Erde". Dadurch, daß Backhaus in diesem Werke der innersten Natur des Menschentums nachspürt, muß er Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Grundrechte der Menschen verwerfen. Nach seiner Forschung giebt es nur zwei Menschenrechte, wahrhafte Ur- und Grundrechte unserer Natur: „1) das Recht auf volle Benutzung der Naturkraft, sowie aller natürlichen Güter und 2) das Recht auf die vollkommenste Entwickelung unserer Persönlichkeit, und somit den ungehinderten Gebrauch aller unserer Kräfte." („Allen die Erde", S. 42—54). Backhaus entwickelt somit die „Bodenbesitzreform", deren eifrigster Verfechter er ist, nicht etwa aus dem wirtschaftlichen Bedürfnisse, sondern aus dem Grundrechte des Menschen. Er tritt deshalb auch weit mehr als seine Vor- und Mitkämpfer, deren Wollen er im achten Abschnitte seines Werkes „Allen die Erde" vortrefflich beleuchtet, mit praktischen Vorschlägen hervor. Nach ihm muß, wie er in dem gediegenen kritischen Essay „Die Grundrentensteuer als einzige Steuer in der deutschen und amerikanischen Litteratur" (Zeitschrift für Litteratur und Geschichte der Staatswissenschaften, Jahrg. 1893) sagt, „jede Bodenbesitzreform unter allen Umständen dergestalt beschaffen sein, daß die künftigen Bebauer und Bewirtschafter des Grund und Bodens ein lebendiges Interesse an dem gesunden Gedeihen des Landes und der ergiebigen Weiterentwickelung der landwirtschaftlichen Arbeit bethätigen zu können in der Lage sind".

Backhaus bietet all diese Ergebnisse seines Denkens nicht etwa in wild von Leidenschaften überflutenden Reden dar, sondern in klaren, formgewandten, poesiedurchdufteten Werken. In langen Ketten reihen sich seine Beweisglieder aneinander, und wer ihn deshalb zu widerlegen versuchen wollte, müßte Glied um Glied auf seine Haltbarkeit prüfen. Backhaus versucht in seinen Werken anzuregen, zu überzeugen und zu begeistern; einen Sturmlauf auf die Meinung anderer zu unternehmen, liegt ihm fern. Erkennt er es doch selbst in seinem „Baume der Erkenntnis" als die beste Art des Volksdienstes an: „Wer dem Volke wahrhaft „dienen" will, der muß es nicht aufregen, sondern aufklären." Die Wahrheit des Rechts, die tiefinnerste Gerechtigkeitsliebe leiten Backhaus' Gedanken. „Mehr Licht!" ist auch der Kern seiner Forderungen, und ich finde es für Backhaus' Gerechtigkeitssinn bezeichnend, daß er bei der Herausgabe seines Werkes „Die Geschichte der Troglodyten" sich hinter dem Decknamen Baldur, dem Lieblingssohne Odin-Wotans, verbarg. Mannhaft, deutsch und

kraftbewußt steuert Wilhelm Emanuel Backhaus seinen hohen Zielen zu, eingedenk seines schönen Wortes, mit dem er seine nationalökonomischen Abhandlungen „Schutt und Aufbau“ schloß: „Nur mit einem Willen, den nichts beugt und abschreckt, auch der Tod nicht, taugt der Mensch etwas.“

Ehrenfest, von edlem Wollen durchglüht und heiliger Gerechtigkeitsliebe beseelt, sind die Deutschen der „roten Erde“, deren Sohn auch Backhaus ist. Ich betrachte es als einen glücklichen Umstand, daß ich dieses an dem Tage niederschreibe, an dem man sich im ganzen Reiche eines Westfalen erinnert, der in Schlichtheit und Treue ebenfalls versucht hat, seiner Zeit genug zu thun. Es sind gerade hundert Jahre seit dem Tode Justus Mösers vergangen. Und noch ein anderer Westfale von „echtem deutschen Schrot und Korn“ tauchte vor meinen Blicken auf, der ehrenhafte biedere Benedikt Franz Leo Waldeck, der einer der letzten demokratisch gesinnten Männer war, bei denen der Individualismus nicht ganz im Sozialismus unterging, der bei aller Festigkeit und Unentwegtheit seines politischen Wollens doch kein eigentlicher Fraktionspolitiker ward. Von beiden unterscheidet sich Backhaus durch das tiefere Eindringen in die Natur des Menschentums und des Staates. Er wurde am 26. März 1826 zu Petershagen bei Minden geboren, erhielt bis zu seinem fünfzehnten Jahre Privatunterricht und widmete sich dann der Handelswissenschaft. Nachdem er längere Zeit in binnenländischen und überseeischen Geschäften thätig gewesen war, gründete er 1854 in Bremen ein eigenes Haus. Zwölf Jahre hindurch gehörte er der gesetzgebenden Körperschaft als Mitglied an und war Mitbegründer und eine Zeitlang auch Redakteur der später eingegangenen Zeitung „Norddeutsche Hansa“. Seit einigen Jahren lebt er ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten und der Erziehung seiner jüngsten Kinder.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich bei einem Manne wie Backhaus, dem die Phrase verhaßt ist und dem die Klarheit und Wahrheit der Gedanken über alles geht, sich das Denken auch zur poetischen Schöpfung „verdichtet“. Backhaus' Poesie erbaut sich auf derselben Grundlage, auf der die Ergebnisse seines Denkens ruhen. Man wird dem Poeten Backhaus erst gerecht werden können, wenn man zuvor den Denker und Ästhetiker Backhaus verstanden hat. Das wird geschehen, wenn der Dichter sich entschließt, seiner Spruchsammlung „Samenkörner für Geist und Herz“ eine Sammlung seiner gedruckten und ungedruckten Gedichte folgen zu lassen. Wie sich Formensinn und glühende Phantasie bei ihm vereinen, bewies Backhaus mit seinen beiden unter dem Titel „Odinskinder“ veröffentlichten epischen Dichtungen „Baldur und Salama“ und „der Gottbeter“. Im letzteren Gedichte läßt der Dichter Luther die Worte sprechen:

„Prüfet, wo ihr zweifelt
Im Dienst der Wahrheit; doch verzweifelt nie!
Habt je in ernster Arbeit ihr erkannt
Ein Stücklein von der großen Gotteswahrheit,
Dann glaubet mit der ganzen Kraft und Macht
Des heil'gen Geists, und kämpft für diesen Glauben
Mit all dem Feuer eurer edlen Seele,
Und siegesmutig, wie ein starker Held!"

In diesem Sinne sei allen, die an den großen sozialen Fragen der Gegenwart mitzuwirken berufen sind, das Studium der Werke des Sozialreformers und Dichters Wilhelm Emanuel Backhaus ans Herz gelegt.

„Das Gewisseste von allem Gewissen ist das — Gewissen. Und das Gewissen ruft jedem mit Donnerstimme zu: Hilf deinen Brüdern, und kannst du selber nicht genügend helfen, so unterstütze die Anstrengung derer, welche Hilfe bringen wollen und Hilfe bringen können." (Aus „Schutt und Aufbau", S. 125.)



Schulpolitik.*)

Eine Studie von Dr. Ludwig Jacobowski.
(Berlin.)

F. J. Stahl verlangt, daß in einem christlichen Staate auch die Schule christlich sei. Die konservative Partei hat seine Forderung zu der ihrigen gemacht, indem sie in ihrem Programm vom Jahre 1876 die konfessionelle christliche Volksschule verlangte, eine Forderung, die sie auch in das Programm vom Jahre 1892 hinübernahm und durch die Klausel „christliche Lehrer für christliche Schüler" erweiterte. Wie diese protestantisch-konservative Partei tritt auch die Centrumspartei in Deutschland energisch für die christliche Schule ein. Ihre Wortführer im preußischen Parlament haben die christliche Schule wiederholt gefordert, und in ihrer polemischen Litteratur ist sie immer ein Hauptpunkt ihrer Wünsche gewesen. Der Jesuit von Hammerstein, um nur ein Beispiel anzuführen, verlangt, daß der Staat seine Schulidee und sein Schulmeisteramt aufgeben und die Schule für die Katholiken in die Hände der katholischen Kirche zurücklegen solle. Noch weiter geht der Jesuit Prof. Kathrein, der dem Staate höchstens das Recht

*) Auszug aus einem Kapitel eines größeren politischen Werkes „Der christliche Staat und seine Zukunft", das sich gegenwärtig im Druck befindet und im Verlag von Karl Duncker, Berlin, erscheint.

zugestehen will, über die Hygiene der Schulgebäude eine Kontrolle auszuüben, und die Forderung aufstellt, der Staat müsse wieder aus der Schule hinausgetrieben werden. So vereinigt sich die Orthodoxie beider christlichen Bekenntnisse in der kategorischen Forderung der christlichen Schule.

Was heißt nun christliche Schule? Damit kann nur die Verchristlichung des Unterrichts gemeint sein! Eine Darstellung der exakten Wissenschaften, wie Naturgeschichte, Physik, Chemie, Geographie, Astronomie, Mathematik, „auf christlichem Boden" in der Unterrichtsstunde zu geben, ist eine Unmöglichkeit, es sei denn, daß man sich darauf beschränkt, die Weisheit des schöpferischen Allvaters aus den harmonischen Gebilden der realen Natur ins hellste Licht zu rücken. Dennoch hat es, wie Prof. Spiller erzählt, ein Lehrbuch der katholischen Mathematik gegeben, und die jüngst erfolgte Einrichtung eines Lehrstuhls für Nationalökonomie an der theologisch-philosophischen Akademie in Münster ist ein Beweis, daß man an die Möglichkeit der Existenz einer christlichen Gesellschaftswissenschaft glaubt, die als Teil der Pastoraltheologie gedacht ist! Glücklicherweise sind diese Auswüchse am Baum der Wissenschaft nicht ernst zu nehmen. Selbst ein so freier Geist wie Schleiermacher meint, daß das Gymnastische, Mathematische und Technische nichts mit der kirchlichen Schule zu thun habe; also das große Gebiet der Naturgeschichte kann seiner Meinung nach vielleicht doch im kirchlichen Sinne der Jugend eröffnet werden!

Den sprachlichen Unterricht auf „christlichem Boden" zu erteilen, ist auch nur ein Witz. Es bleiben demnach nur Religion, Geschichte und Litteraturgeschichte übrig.

Daß die Religion in christlichem Sinne dargestellt und gelehrt wird, erscheint überall natürlich, wo die Mehrzahl der Schüler christlich ist. In einem Staat mit einer religiösen Majorität muß der Religionsunterricht deren Gepräge und deren Geist annehmen. Protestantischen Religionsunterricht erteilt ein Protestant, katholischen ein Katholik, wie es ja auch Artikel 24 der preußischen Verfassung ausspricht.

Für die protestantisch-konservative Partei ist die konfessionelle Erziehung der Jugend die ganze Erziehung, aber schon Schleiermacher hat es einsichtsvoller als seine kleinen Epigonen bemerkt, daß die religiöse Erziehung niemals die ganze sein kann; denn die gymnastische und höhere wissenschaftliche liege außerhalb ihres Bereiches. Pädagogen von vorgeschrittener Auffassung des Schulunterrichts wollen in der Religionsstunde den konfessionellen Charakter zu Gunsten des religiösen zurückdrängen. Der Schulinspektor Scherer zu Worms hat auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung 1893 über die „Simultanschule, die Schule der Zukunft" einen Vortrag gehalten und unter voller Zustimmung der Versammlung die For-

derung aufgestellt, daß der einheitliche Charakter der Schule gewahrt bleiben müsse, indem der Religionsunterricht pädagogisch und ethisch-religiös zu gestalten und unter Leitung und Aufsicht der Schulverwaltungsbeamten zu erteilen sei, während der konfessionelle Katechismusunterricht als Sache der Kirche unter kirchlicher Leitung stehen könnte. Professor Dr. Wilhelm Schuppe geht noch einen bedeutsamen Schritt weiter. Er sieht in dem Bestreben, die Religion möglichst tief den Kinder- und Jünglingsjahren einzuprägen, ein System der Absperrung, das eine möglichst frühe Abschließung innerhalb bestimmter Ideenkreise und eine Verknöcherung derselben zur Folge haben kann. Insgeheim deutet er ein Ideal an, welches das vorgeschrittene England bereits erfüllt hat. Hier sind Andachtsübungen und Religionsunterricht für die Schüler nicht obligatorisch und dürfen nicht eine Spur konfessioneller Tendenzen zeigen.

Wie aber steht es mit der Geschichte und Litteraturgeschichte, wenn diese christlich dargestellt werden sollen? Von der ersteren verlangt Stahl ausdrücklich, „daß sie der Jugend auf christlichem Boden mitgeteilt werde", und erst vor kurzem hat Prof. Dr. Adolf Wagner in einer Wahlrede erklärt, daß der Geschichtsunterricht nur von christlichen Lehrern erteilt werden dürfe. —

Die Wissenschaft soll Wahrheit geben, soweit der menschliche Geist Wahrheit fassen kann. Deshalb kennt die Wissenschaft keine christliche, keine jüdische, keine muhamedanische Wahrheit, wenn es sich um ein und dasselbe Problem handelt. Es giebt kein christliches, kein jüdisches, kein muhamedanisches Fallgesetz, sondern ein Newtonsches Fallgesetz von allgemeiner wissenschaftlicher Gültigkeit. In der Wissenschaft ist der menschliche Geist von der schmiegsamsten Universalität, wie Luft, die jeder einatmen kann. Nehmen nun Geschichte und Litteraturgeschichte Ausnahmestellungen ein? Sind die Phänomena, mit denen sie sich beschäftigen, anders geartet, als die den exakten Wissenschaften zugrunde liegenden Erscheinungen? Geschichte wie Litteraturgeschichte zerfallen in einen objektiven und subjektiven Teil. Der objektive Teil behandelt die äußeren Erscheinungen, z. B. den Plan eines Schlachtfeldes, die Genealogie eines Poeten, also exakte Dinge, über die man eine wissenschaftliche, aber keine „christliche" Meinung haben kann. Anders steht es mit dem subjektiven Teil der Geschichte und Litteraturgeschichte. Hier spielen psychische Faktoren mit. Hier wechselt das wissenschaftliche Bild. Hier differieren die „Ansichten", die „Meinungen", die „Urteile". Über Wallenstein, über Heine, über Luthers Ehe und Goethes „römische Elegien" giebt es eine „christliche", eine „katholische", eine „protestantische" Meinung, darüber könnte man vielleicht auch eine „jüdische" und „muhamedanische" ausfindig machen.

Diese verschiedenartigen Urteile sind das Resultat einer verschiedenartigen Psychologie! Das ist der Kernpunkt der Frage vom „christlichen Unterricht“. Ist aber die Darstellung der Geschichte und Litteraturgeschichte, vom Standpunkte des Christentums erteilt, ein Ideal, aufs innigste zu wünschen? Ist das eine wahre Wissenschaft, wenn sie durch eine noch so schöne Brille angesehen wird? Jedes Augenglas verwischt ein wenig die Konturen, oder verschärft sie unnötig. Das darf aber nicht mit einer Wissenschaft geschehen, die den Rang einer echten Wissenschaft einnehmen soll und will. Was ist aus Luther geworden in der Anschauung orthodoxer Protestanten, was aus Luther in der Anschauung katholischer Eiferer! Ein Halbgott und ein Satan, das ist Luther infolge der doppelten Psychologie! Wo bleibt da die Wahrheit? Was ist Luther wirklich? Ein Königreich für eine „unkatholische“, für eine „unprotestantische“ Psychologie!

Treiben wir ein wenig „konfessionelle“ Geschichte. Der katholische Kanonikus Rohling nennt in seinem „Antichrist und das Ende der Welt“ die Reformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin „Schurken“, indem er über den Protestantismus wie folgt urteilt: „... Redlichkeit liebende Protestanten werden sich mit Abscheu von ihren bisherigen sogenannten Kirchen abwenden, wenn sie in Erfahrung bringen, was für Schurken jene waren, die den Protestantismus ins Leben riefen.“ ... „Wohin der Protestantismus seinen Fuß setzt, verdorrt das Gras, geistige Leere, Verwilderung der Sitten, schauerliche Trostlosigkeit der Herzen sind seine Früchte; ein Protestant, der nach Luthers Rezepten lebt, ist ein Ungeheuer; Vandalismus und Protestantismus sind identische Begriffe.“

Der Protestant Stacke schreibt in seinem Lehrbuch „Erzählungen aus der neueren Geschichte dagegen: „Luther hörte in Rom unglaubliche Erzählungen von dem Leben des Papstes.“ In einem Artikel gegen dieses katholikenfeindliche Buch schreibt die katholische „Germania“: „Wir haben auch unglaubliche Erzählungen von dem Leben Luthers gehört, und doch wird sie Herr Stacke gewiß nicht gelten lassen ... Luther liebte es, hie und da in honorem sui ipsius ein wenig zu flunkern.“ Und der als Lehrbuch dienende „Kontroverschatechismus“ des Jesuitenpaters Scheffmacher sagt von Luther: „Den Fürsten gab er Kirchengut, den Mönchen Weiber, dem gemeinen Volke Freiheit und Fleischeslust, Habsucht, Unbändigkeit. — Damit reichte Luther aus, und solches erkärt das rasche Zunehmen des Luthertums.“ Er gilt ihm „als der Urheber der Revolution, der die Grundlage der christlichen Ordnung in der Welt zerstörte, den christlichen Gehorsam und damit alle Bande des Friedens und der Wohlfahrt der Völker auflöste.“

Ganz anders nimmt sich Luther schon bei dem Altkatholiken J. J. v. Döllinger aus. Er nennt ihn „den gewaltigsten Volksmann, den

populärsten Charakter, den Deutschland je besessen". Und wie begeistert klingt das Lob Luthers aus lutherischem Herzen und Munde! In Luther lebte, so sagt Wolfgang Menzel, das „altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer". Und Robert König urteilt: „Mit Luther begann wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Litteratur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit." Hören wir noch zur Vervollständigung den Juden Heinrich Heine über Luther urteilen. Er sagt: „Martin Luther verkannte die Gesinnung des Papstes und der katholischen Kirche," . . . erkennt aber seine persönliche Größe bewundernd an: „Seine Gedanken hatten nicht bloß Flügel, sondern auch Hände; er sprach und handelte. Er war nicht bloß die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit . . . Ewigen Ruhm dem teuren Manne, dem wir die Rettung unserer edelsten Güter verdanken, und von dessen Wohlthaten wir noch heute leben."

Wo liegt die Wahrheit in der Flucht dieser von einander abweichenden Urteile? Welche kommt ihr am nächsten, wenn man die Möglichkeit einer völlig objektiven Geschichtsforschung ableugnen will, — und welche entfernt sich am weitesten von ihr?

Wie aber, wenn der ganze Geschichtsunterricht, nicht nur die Analyse einer so schwierigen Persönlichkeit wie Luther ist, unter einen konfessionellen Gesichtswinkel gerückt wird. Wird da nicht das ganze Weltbild verschoben? Eduard Hanslick erzählt in seinen „Jugenderinnerungen", wie schlimm im vormärzlichen österreichischen Geschichtsunterricht Luther und Friedrich der Große weggekommen seien. Immer habe die katholische Partei recht gehabt, und die österreichische Armee stets gesiegt.

Daß eine konfessionelle Geschichtsauffassung zu einer konfessionellen Geschichtsdarstellung in der Schule oder auf der Universität führen muß, ist psychologisch unabweisbar. Wer im Banne einer konfessionellen Weltanschauung steht, betrachtet an und für sich das geschichtsphilosophische Element nach konfessionell bestimmten Denkformen. Ein Christ sieht beispielsweise in dem Schicksal Napoleons einen Beweis für die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes. Ein materialistischer Geschichtsforscher findet für Napoleons Sturz nicht im Methaphysischen die Ursache, sondern in irdischen Faktoren, z. B. in der geschwächten Volkskraft Frankreichs, in der Kriegsmüdigkeit seiner Einwohner, in der Unerprobtheit der jugendlichen Soldaten von 1815, in der numerischen Übermacht der Verbündeten, in ungünstigen Witterungsverhältnissen u. s. f. Hier bleibt er stehen, während der religiöse Historiker die Existenz dieser realen Faktoren dankbar einem höheren Wesen zuschreibt. Eine solche religiöse Geschichtsauffassung ist unvermeidlich. Jeder kann eben nur mit seinem Gehirn denken. Gefühlstheologen wie Schleiermacher werden nicht einem

konfessionellen, wohl aber einem religiösen Geschichtsunterricht das Wort reden wollen. Schleiermacher betrachtete die Geschichte als die reichste Quelle für die Religion und glaubte, daß alle wahre Geschichte überall zuerst einen religiösen Zweck gehabt habe und von religiösen Ideen ausgegangen sei. Auch diese ungleich reifere Anschauung von der Geschichte fälscht das Wahrheitsbild. Aber noch mehr verschiebt es sich, wenn statt des weiteren religiösen Rahmens der enge konfessionelle beim Unterricht zur Geltung kommt. Da gilt beispielsweise Luthers Verehelichung auf protestantischer Seite für eine mutige und kluge That, auf katholischer für einen Ausfluß seiner rohen Sinnlichkeit. Hier stehen der katholisch- wie der protestantisch-beeinflußte Geschichtslehrer vor ein und derselben Thatsache, in diesem Falle also vor Luthers Verehelichung. In dem Spüren nach den Motiven dieser That zeigen beide, daß ihr Causalitätsbedürfnis, diese Quelle aller Wissenschaft, konfessionell getrübt ist. Die Schule hat aber nicht die Aufgabe, konfessionell getrübte Wahrheiten dem weichen jugendlichen Verstande darzubieten, sondern möglichst ungetrübte und abgeklärte.

Der Staat freilich hat ein wichtiges Interesse daran, daß der gefärbte Geschichtsunterricht nicht ausstirbt. Bietet doch dieser im Unterricht auch seine eigene Geschichte der aufhorchenden Jugend dar! Was Wunder, wenn er bemüht ist, den Geschichtsunterricht derart zu gestalten, daß seine Vortrefflichkeit, die Vorzüglichkeit seines Herrscherhauses 2c. dem kindlichen Bewußtsein klar gemacht werden! Deswegen hat er sich nie dagegen gesträubt, wenn der Geschichtsunterricht konfessionelle Trübung und eine gewisse Tendenz zur Apologie seiner Interessensphäre zeigte. Ein konfessioneller Geschichtsunterricht lobt schon aus Existenzrücksichten den Staat, in dem der Konfessionalismus geduldet oder gar gepflegt wird. Das hat aber eine schiefe Anschauung der ganzen sozialen Verhältnisse zur Folge. Deshalb wird der konfessionelle Geschichtsunterricht gegen alle Bestrebungen eifern, die das Bestehen des Staates und damit seine eigene Existenz gefährden. Somit hat der konfessionell entstellte Geschichtsunterricht immer einen nach der sozialen Seite hin gefärbten zur Folge. Die Gegenwart ist der beste Beweis dafür.

Die Kabinettsordre Kaiser Wilhelms II. vom 1. Mai 1889 sagt: „Insbesondere vom Standpunkte der Nützlichkeit, durch Darlegung einschlagender praktischer Verhältnisse, wird schon der Jugend klar gemacht werden können, daß ein geordnetes Staatswesen mit einer sicheren monarchischen Leitung die unerläßliche Vorbedingung für den Schutz und das Gedeihen des Einzelnen in seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Existenz ist, daß dagegen die Lehren der Sozialdemokratie praktisch nicht ausführbar sind, und wenn sie es wären, die Freiheit des Einzelnen bis in seine Häus-

lichkeit hinein einem unerträglichen Zwange unterworfen würde. Die angeblichen Ideale der Sozialisten sind durch deren eigene Erklärung hinreichend gekennzeichnet, um den Gefühlen und dem praktischen Sinne auch der Jugend als abschreckend geschildert werden zu können." Wie eine solche Ordre den Geschichtsunterricht reformieren kann, beweist der Pädagoge Dr. Richard Martens. „Die soziale Frage," so hat er in einer Rede an die Schüler zum letzten Geburtstag des Kaisers ausgeführt, „ist so alt wie die Welt, aber der Hinweis, daß in dem Unterschied von Arm und Reich eine gottgewollte Ordnung zu bestehen scheine, hat von je am wenigsten verfangen. Ihr, nur ihr erlag die robuste Kraft des römischen Staatswesens, sie leuchtete auf in den Kreuzzügen, sie steckte an dem geheiligten Himmel der Reformation die hunnischen Flammen auf und umschwärmte mit sinnbethörendem Jubel die Blutgerüste der französischen Revolution, die sie errichtet."

Wie stellen sich die Pädagogen, die auf dem Boden der kaiserlichen Schulreform stehen, zu der Forderung Kaiser Wilhelms des Zweiten, „man solle in der Schule zeigen, wie die Monarchen Preußens es von jeher als ihre besondere Aufgabe betrachtet haben, der auf die Arbeit ihrer Hände angewiesenen Bevölkerung den landesväterlichen Schutz angedeihen zu lassen u. s. f.?" Gewiß, die Hohenzollern gehören zu den tüchtigsten Regentenfamilien, die es je gegeben hat. Aber keine Familie ist derart befähigt, daß nicht in der Flucht der Generationen Menschen gezeitigt werden von geistiger Erschöpfung, von intellektuellem Minderwert. Auf den großen Kurfürsten folgte der luxuriöse Friedrich I., auf Friedrich den Großen der dicke Friedrich Wilhelm II. Wer hat den Mut, nach jenen beiden genialen Männern die kraftlosen Nachfolger zu loben, wer hat die historische Kühnheit, jede Maßregel der Hohenzollern gutzuheißen? Byzantinischer Geschichtsunterricht ist ebenso gefährlich, wie konfessioneller. In allem Ernste hat man daran gedacht, — Professor Kropatschek hat es auf der Münchener Versammlung deutscher Historiker verraten — einen offiziellen Leitfaden für die neuere Geschichte obligatorisch an den höheren Lehranstalten einzuführen, der im Sinne der kaiserlichen Reform abgefaßt sein sollte. Glücklicherweise ist der deutsche Geschichtsunterricht vor dieser Vergewaltigung bewahrt worden. Aber schon die Absicht ist ein Zeichen der Zeit. Es ist gleich gefährlich, ob der Staat oder die Kirche den Geschichtsunterricht fälschen. Fälschung bleibt eben Fälschung!

Im Geschichtsunterricht reichen sich Kirche und Staat die Hände, um ihren Bestand auch bei der kommenden Generation zu sichern. Wer die Schule hat, der hat die Zukunft. Wer die Schüler hat, der hat die zukünftige Herrschaft! Während Kirche und Staat im Kampf um die Schule

gewissermaßen ein Miniaturbild ihres früheren großen Kampfes um die Hegemonie in Europa aufweisen, vertragen sie sich im Geschichtsunterricht ausgezeichnet. Der Konfessionalismus erklärt sich für allein berechtigt, und die bestehende Staatsform läßt gleichfalls außer sich kein Heil entstehen. Und doch wie komisch! In diesem Jahrhundert hat es nach dem englischen Politiker Maine schon 350 Konstitutionen gegeben; könnte nun nicht jede derselben von der Schule verlangen, in ihren Räumen als die „einzig wahre und gute" gepriesen zu werden? 350 „beste" Staatsformen! Ja sogar in Deutschland selbst ist die apologetische Behandlung einer Staatsform im Geschichtsunterricht unmöglich. Einzelne Bundesstaaten haben ein ganz anderes Wahlrecht als das Reich selbst. Ja, ein preußischer Schüler würde sowohl das preußische, wie das deutsche Wahlrecht als „einzig" gut ansehen müssen. Wer geistig so elastisch wäre!

Kirche wie Staat, beide wünschen, daß der Geschichtsunterricht nach ihrem Sinne erteilt, daß die Geschichte nach ihrer Auffassung modifiziert und vorgetragen werde. Beide werden das weglassen, was ihrer Existenz schaden und ihren Nimbus vernichten könnte. Die Kirche stempelt im Geschichtsunterricht den „Ketzer", der Staat den „Revolutionär" zum schwarzen Mann, der die Kinder schreckt.

Der Ketzer wie der Revolutionär, beide sind ja ungehorsam gegen die Obrigkeit. Und Gehorsam ist der Unterthanen Schmuck. Deshalb vertragen sich hier Staat und Kirche so gut, so gut! Der geistreichste König Preußens, der große Friedrich, hat das klar erkannt, als er mit einem Hohne, der seine ganze Verachtung vor der „Canaille" Mensch ausdrückte, schrieb: „Er ist ein Narr oder Anarchist, und wenn er dergleichen Sachen unter das gemeine Volk verbreitet, so lasse ich ihn einsperren; der Teufel würde in die Leute fahren, wenn sie nicht mehr in die Kirche gingen und die Gebote Gottes hielten. Wenn sie an einen Oberkaiser über Himmel und Erde nicht mehr glauben, ihm den Gehorsam aufkünden, vor der schwarzen Livree seiner Leibdiener, der Pfaffen, keinen Respekt mehr haben, werden sie mich dann noch für seinen Generallieutenant und Oberkommandanten, den er über Preußen gesetzt, ansehen, für mich schwitzen und sich totschießen lassen?" —

Das Gleiche, nur unendlich milder und ernsthaft, drückte Neander einmal aus: „Der Staat," so führte er aus, „würde den innersten und festesten Kern seines Bestandes fahren lassen, wenn er anfängt, die Schul- und Volkserziehung und damit seine Zukunft im Sinne nichtchristlicher oder widerchristlicher Religionserkenntnis normieren oder verwalten zu lassen, und er verlöre damit die werteste Bürgschaft seines Bestandes aus der Hand." Kirche und Staat werden direkte Fälschungen der

Geschichte verlangen oder Thatsachen übergehen, die ihnen nicht genehm sind. In ihrer Angst vor der siegreichen Gewalt der wirklichen Geschichte, wie überhaupt der Wissenschaft, zeigen sie sich nicht selten als ihre offenen oder versteckten Feinde. Ob der Pädagoge Evers behauptet, die „Beschäftigung mit den Realien führt zur Gemeinheit, Flachheit, Roheit, Animalität, Bestialität", ob das preußische Ministerium Kant im Jahre 1794 verbot, über Religion öffentliche Vorträge zu halten, beide Thatsachen sprechen nur die gewaltige Furcht der Dunkelmänner vor der aufklärenden Wissenschaft aus. Wenn ein konservativer Großgrundbesitzer entsetzt meint, seitdem die Kinder in der Schule soviel lernten, gäbe es keinen guten Ochsenknecht mehr, wenn Freiherr von der Recke sehr viel Schäden unserer Zeit dem Umstande zuschreibt, daß die Leute zu viel wissen und zu wenig können, wenn Herr von Puttkamer-Lebbin fragt, ob man zum Kartoffelsammeln noch bessere Schulbildung braucht, wenn die Südstaaten der nordamerikanischen Union ein Gesetz zustande brachten, das auf den Unterricht von Sklaven Zuchthaus festsetzte, . . . so zeigt sich in diesen Thatsachen eine ungeheure Angst vor der Geschichtswissenschaft, welche die niederen Klassen aufklären könnte über die Ursachen ihrer Not, über die Lage ihres Herrn, über ausgleichende Gerechtigkeit und andere gefährliche Dinge mehr. Wie sieht beispielsweise der Bauernkrieg aus in wirklicher objektiver Darstellung, wie in einer lutherisch gefärbten, die Luthers Verdammung der aufrührerischen Bauern beschönigt, wie in einer aristokratisch zugestutzten, welche den Bauern allein alles Unrecht aufbürdet? In einer Dorfschule werden sich Staat und Kirche, d. h. Dorfschullehrer und Pastor, friedlich vereinigen, um die Bauernaufstände als unberechtigte und schlimme Empörungen wider Gottes und der Obrigkeit Gebote hinzustellen.

Die Geschichte ist nun einmal die weiseste Lehrerin der Menschheit. Deshalb legen Staat und Kirche in gleicher Weise auf sie Beschlag. Deshalb muß der moderne Staat die Forderung des christlichen Staates, den Geschichtsunterricht in christlichem Sinne zu erteilen, energisch zurückweisen.

Ebenso aber auch den christlichen Litteraturunterricht, wenn auch dessen konfessionelle Färbung nicht so schlimme Folgen hat, wie der konfessionelle Geschichtsunterricht. Daß sich ersterer auch bedenklich von der Wahrheitslinie entfernt, wenn er seinen kritischen Maßstab aus der theologischen Rüstkammer holt, beweisen die katholischen und protestantischen litterargeschichtlichen Forschungen. Bei Ernest Renans Tod urteilte das katholische „Vaterland" über sein berühmtes Werk „Leben Jesu": „Er gab 1863 sein berüchtigtes Buch: „Vie de Jésus" heraus, ein über alle Maßen seichtes und oberflächliches, ja geradezu albernes Machwerk, das aber seine abstoßende Gottlosigkeit in das bestechende Gewand einer schillernden

und packenden Diktion hüllt." Ein ultramontaner „Taschenkalender für die studierende Jugend" schreibt über die deutschen Dichterheroen: „Goethe ist, die Wahrheit muß gesagt werden, ein großer Dichter und ein niedriger Mensch ... Es ist ein purer Schwindel, von einer innigen Freundschaft zwischen Goethe und Schiller zu reden; man darf es sogar ungescheut aussprechen: Goethe hat den frühen Tod Schillers geradezu auf dem Gewissen ... Übrigens trank Schiller beim Schreiben niemals Spirituosen, sondern nur Kaffee, Goethe aber trank gern und viel Wein und sogar Kirschwasser!" — Über Lessing lesen die Gymnasiasten unter der Überschrift: „Ein klassischer Dieb": „Lessing war ein schamloser litterarischer Dieb, der an Unverfrorenheit seinesgleichen in der Litteraturgeschichte aller Länder und Völker sucht und — nicht findet ... In „Emilia Galotti" und „Nathan dem Weisen" ist auch nicht ein einziger Satz dem Gehirn des „unsterblichen" Lessing entsprungen ... Lessing litt an einer gewissen Diebstahlswut." Der Protestant Stahl selbst beweist einmal die gleiche Einseitigkeit. Shakespeare besaß seiner Meinung nach „die wahre Sitte", aber bei Goethe fehlt sie! Wie sieht Heine in der konfessionellen Litteraturgeschichte aus? „Einen nichtswürdigen Menschen" nannte ihn der protestantische Hofprediger Stöcker in einer Reichstagssitzung, und die Protestanten Wolfgang Menzel, Heinrich von Treitschke u. a. schließen sich fast völlig diesem Urteil an; der Katholik Sebastian Brunner übertrumpft sie noch, und welche Hymnen singen ihm die Juden Hermann Grätz und Gustav Karpeles! Als judaisierenden Journalisten stellt Eugen Dühring Lessing hin, Sebastian Brunner, der Katholik, unterstützt ihn wacker, indeß bei Lessings Tode der Jude Mendelssohn stumm wurde vor Schmerz, und dem protestantischen Theologen Herder, wie einem Wanderer, „alle Sterne untergingen und nur der dunkle wolkigte Himmel blieb". ...

Das ist das schlimme an der konfessionellen Litteraturgeschichte, daß sie moralisch ist, wo sie psychologisch sein sollte, daß sie theologisch wird, wo sie analytisch verfahren sollte, daß sie den Menschen nimmt und nicht die Sache! Goethes römische Elegien kann sie nicht ästhetisch würdigen, sondern in ihrem Herzen regt sich der Moralist und zeigt mit dem Finger auf Goethes „rohe" Sinnlichkeit; Lessings Haß gegen den Konfessionalismus begreift sie nicht aus seiner Zeit und Erziehung heraus, sondern der Pastor Goeze regt sich in seiner Unsterblichkeit noch heute und denunziert den streitbarsten Fechter der deutschen Litteratur des schändlichsten Atheismus.

Die Verfälschung des Geschichtsunterrichts ist ein Attentat auf den Geist der historischen Wahrheit, die konfessionelle Übermalung der Litteraturgeschichte ist es auch, aber diese ist gleichzeitig auch ein Angriff auf den

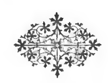
ästhetischen Geist des Menschen. Sie vernichtet die naive Freude an der Poesie und das Entzücken an der schönen Sinnlichkeit ihrer Kunstwerke, sie läßt die Schüler einen falschen Maßstab an Werke legen, die nur einen ästhetischen vertragen. Somit wird die harmlose Freude der Jugend an der reinen Poesie durch einen konfessionell gefärbten Unterricht schwer gefährdet.

Geschichte, zum Teil auch Litteraturgeschichte sind Lehrgegenstände, die von der einfachen Volksschule an bis zur Universität im Lehrplan aller Unterrichtsanstalten aufgenommen sind. Sie beide bilden die Hauptkanäle, durch welche die Kirche ihren Geist ausgießen will, um die Jugend für sich zu gewinnen, namentlich die Jugend, welche die Volksschule besucht. Beide Fächer sind auch neben der Religion am meisten imstande, das Gemütsleben stark zu affizieren. Auch aus diesem Grunde bemüht sich die Kirche, die sich überall festsetzt, wo das Gemütsleben des Menschen nach Explosion dürstet, beide Unterrichtsfächer in ihre Gewalt zu bekommen. Die Orthodoxie katholischer, protestantischer und jüdischer Observanz fand sich freundschaftlichst zusammen, als der Zedlitzsche Volksschulgesetzentwurf der Kirche eine Reihe neuer Rechte über die Volksschule zuweisen wollte. Die gesamte Orthodoxie aller in Deutschland lebenden Konfessionen lief gegen die Simultanschule Sturm und forderte ungestüm eine konfessionelle Schule, gewiß weil sie glaubte, daß sie den Unterricht besser zu erteilen imstande wäre. Gewiß aber auch, weil die Kirche, die so lange zurückgedrängte, nach einer neuen Bethätigung ihres Machtinstinktes dürstete.

Aber gerade in der Forderung einer konfessionellen Schule liegt eine schwere Gefahr. Katholiken wie Protestanten wollen von einer christlichen Schule nichts wissen, sie verlangen nicht paritätisch-christliche, sondern katholische und protestantische Schulen. Der Zwiespalt der Bekenntnisse, der Deutschland bereits seit fast vier Jahrhunderten in zwei Lager geteilt hat, soll auch in die Schule und in die Herzen der Kinder getragen werden. Daß diese Trennung der Kinder nach Konfessionen die allgemeine Absperrung noch verschlimmern muß, liegt auf der Hand. Aber das ist der Kirche gleichgültig, wenn sie nur ihren Willen zur Macht durchsetzen und die junge Generation unter ihre Fittiche nehmen kann. Aber auch die doppelgesichtige, wissenschaftliche Wahrheit, welche die beiden konfessionellen Schulen lehren müssen, ist eine unendliche Gefahr für die Wissenschaft überhaupt. Diese hat sich nie im Schutze der Konfession entwickelt, sondern stets im Kampfe gegen dieselbe. Konfession ist immer engherzig, während die Wissenschaft in ihrem Universalismus nicht einmal am letzten Fixstern halt macht. Bis zum 17. Jahrhundert waren alle Universitäten kirchliche Anstalten, und wie wissenschaftlich gering war ihre Thätigkeit innerhalb

der folgenden Jahrhunderte? Und wie lag der Volksunterricht zur Zeit des christlichen Mittelalters darnieder, wie tief war der Bildungsgrad des Volkes, wie vollgepfropft von heidnischen Beschränktheiten und abergläubischen Vorstellungen die mittelalterlichen Schulen! Und all das unter dem Schutze der Kirche, infolge des Schutzes der Kirche. Der Volksunterricht, das Schulwesen, das Deutschland so groß gemacht, sie erhoben ihr Haupt in lebhaftem Kampfe mit der Kirche. Angesichts der Phrase, daß die Schule als Tochter der Kirche die Pflicht der Unterordnung und des Gehorsams hatte, sagt der streng kirchliche Theologe Palmer, daß man in Verlegenheit komme, wenn man diesen Satz historisch beweisen wollte. Im Gegenteil, die Schule ist nicht von der Kirche gestiftet worden! Prof. Spiller spricht deshalb der Kirche jede geistige Befähigung und Berechtigung, ja jeden sittlichen Anspruch ab, die Schule in ihre Obhut zu nehmen.

Die Konfessionsschule ist somit ein Rückschritt, die Simultanschule ein Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte des Schulwesens. Einen noch größeren Fortschritt bildet die religionslose Schule, jene Schule, wie sie seit 1881 in Frankreich existiert, und die den Religionsunterricht aus dem Unterrichtsplan gewiesen hat. Die konfessionelle christliche Volksschule, welche der „christliche Staat" als eine seiner Institutionen fordert, steht in völligem Widerspruch mit dem Geist der Wissenschaft und des paritätischen Staates. Die Wissenschaft hat von der Erziehung der Jugend zu verlangen, daß sie in ihrem objektiven Sinne erteilt werde, der Staat, daß in der Jugend ein ethisches Bewußtsein erweckt werde. Was darüber und darunter ist, ist vom Übel. „Eine in ethischem Geiste geleitete Erziehung," sagt der dänische Philosoph Harald Höffding, „kann auf keinen Glauben oder Nichtglauben Gewicht legen. Ihr Zweck ist Tüchtigkeit und Selbständigkeit des Charakters, Innigkeit und Gesundheit der Gefühle, Kraft und Klarheit des Verstandes. Im Vergleich mit diesem Zwecke sind alle konfessionellen Gegensätze von verschwindender Bedeutung. Was aus der Erziehung herauskommen soll, das ist ein Mensch, nicht aber ein gläubiges oder nichtgläubiges Wesen."



Buddhismus und Christentum,

was sie gemein haben, und was sie unterscheidet.

(Zwei öffentliche Vorträge von Dr. L. von Schroeder.)

Kritische Bemerkungen von Th. Schultze.

(Potsdam.)

In dem ersten seiner beiden Vorträge sagt Dr. v. Schroeder einleitungsweise u. a. S. 4: „Außerhalb des Christentums aber, in der großen Menge derjenigen, welche mit Christentum und Wunderglauben für immer abgeschlossen haben, träumen gar viele von einer Zukunftsreligion, die ihre hervorragenden charakteristischen Züge gewöhnlich dem Buddhismus entliehen hat. Ja, eine Art moderner Buddhismus beginnt sich zu entwickeln, der bereits seine begeisterten Apostel hat, wie Th. Schultze und Karl Eugen Neumann, der mitten in der christlichen Welt buddhistische Gemeinden sich bilden läßt und in christlichen Kreisen schon vielfach ernstliche Sorgen und Befürchtungen rege gemacht hat." Dabei verweist er in einer Anmerkung auf die Einleitung zu meiner 1885 erschienenen Übersetzung des Dhammapada, sowie auf meine beiden 1891 und 1892 veröffentlichten Schriften „Das Christentum Christi und die Religion der Liebe" und „das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand". Hierin liegt bezüglich meiner persönlichen Ansichten ein Mißverständnis, worein Dr. v. Schroeder nicht hätte verfallen können, wenn er die Schlußworte meines „Christentums Christi 2c." und die Worte: „Es würde sehr voreilig sein 2c." auf S. 109 der zuletzt genannten Schrift beachtet hätte. Das Feuilleton der „Münchener allgemeinen Zeitung" vom 11. November 1890, Nr. 313, enthält eine von mir verfaßte Erwiderung auf einen mit der Überschrift: „Sollen wir Buddhisten werden?" versehenen und „J. Schiller" unterzeichneten Artikel in Nr. 285 desselben Blattes, die mit den Worten schließt: „Wenn wir mit der historischen Bedeutung des Namens Buddhismus ebenso willkürlich umspringen wollten, wie heutzutage mit der historischen Bedeutung des Namens Christentum von vielen soi-disants-Christen, Theologen wie Nichttheologen, umgesprungen wird, dann möchten wir immerhin unbedenklich Buddhisten werden. Ohnedem geht das freilich nicht an, aber aus ganz anderen Gründen, als den von Herrn J. Schiller geltend gemachten." Und in dem meinen beiden vorgedachten Schriften aus den Jahren 1891 und 1892 (die jetzt unter dem Titel „Vedanta und Buddhismus als Fermente für eine künftige Regeneration des religiösen Bewußtseins innerhalb des europäischen Kultur-

kreises" vereinigt sind) nachträglich hinzugefügten Vorwort habe ich bestimmt und ausdrücklich erklärt, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke ich versucht habe, auch solche, die gleich mir weder Sanskrit noch Pali verstehen, zum Studium der philosophisch-religiösen Systeme der alten Inder mit Hilfe der uns dazu von den Fachgelehrten dargebotenen Mittel anzuregen, worauf ich zur Vermeidung von Wiederholungen hier lediglich verweise.

Wenn es mir aber hiernach auch nicht in den Sinn gekommen ist, als ein buddhistischer Missionär wirken zu wollen, so bin ich doch allerdings der Meinung, daß, wenn man dem Buddhismus und dem Christentum mit gleicher Unbefangenheit gegenübersteht, wenn man beide als Thatsachen der menschlichen Kulturgeschichte betrachtet und nach dem Werte fragt, den die eine und die andere dieser Religionen für das Wohl der Menschheit gehabt haben, man den Buddhismus weit höher schätzen muß, als das Christentum; und ich hoffe, daß diese Ansicht sich in den christlichen Ländern bei deren nur noch nominell christlichen Bewohnern mehr und mehr Geltung verschaffen wird. Einen höheren praktischen Wert hat aber ferner meiner Meinung nach der Buddhismus nur deshalb gehabt, weil er einen höheren theoretischen Wert besitzt, weil in ihm die metaphysischen Fragen viel reiner und tiefer aufgefaßt sind als im Christentum, und er einer befriedigenden Lösung derselben weit näher kommt als dieses.

Herr Dr. v. Schroeder ist entgegengesetzter Ansicht und muß dies sein, denn er steht ja, wie er selbst erklärt, auf dem Boden des christlichen Offenbarungsglaubens. „Man kann" — sagt er S. 43 — „den Buddhismus bezeichnen als den großartigsten Versuch der Menschheit, durch eigne Kraft sich selbst zu erlösen; das Christentum aber ist die Religion der geoffenbarten Liebe Gottes, die uns in Gnaden Erlösung und ewiges seliges Leben schenkt." Er setzt auch in seinen beiden Vorträgen durchweg Zuhörer voraus, die auf demselben Boden stehen; denn die schweren Bedenken, die aus der Philosophie, der historischen Kritik und der Naturwissenschaft gegen das vulgäre Christentum nicht minder wie gegen die theologische Dogmatik sich erheben, läßt er ganz unberührt. Vielleicht mag er bei dem mündlichen Vortrag seinem Auditorium gegenüber hierzu berechtigt gewesen sein; anders aber steht die Sache, nachdem er zu einer Veröffentlichung seiner Vorträge durch den Druck geschritten ist. Damit hat er sich auch an anders Gesinnte gewendet und alle, die nicht auf dem Boden des christlichen Offenbarungsglaubens stehen, zur Kritik herausgefordert, ganz besonders aber diejenigen, die er namentlich als Apostel des Buddhismus bezeichnet hat. Freilich befinden wir uns ihm gegenüber insofern in einer schwierigen Lage, als sich mit Offenbarungsgläubigen nicht disputieren läßt, weil der menschliche Verstand da aufhört, wo die Offenbarung beginnt. Ebenso wie v. Schroeder

nur zu Offenbarungsgläubigen redet, und die Ungläubigen als Luft behandelt, müssen wir deshalb, wenn wir die Präsumtion: qui tacet, consentire videtur, ablehnen wollen, uns mit unserer Kritik nur an das religiös unbefangene Publikum wenden, bei dem wir eine Bekanntschaft mit den Widersprüchen zwischen dem christlichen Dogma und der modernen Wissenschaft, sowie das Zugeständnis der Unhaltbarkeit des ersteren im allgemeinen voraussetzen dürfen. Wir müssen annehmen, daß unsere Leser sich von keinem Lob des Christentums und keinem Tadel des Buddhismus, wie plausibel sie auch im ersten Augenblick klingen mögen, bestechen lassen, sobald sie erkennen, daß dafür spezifisch christliche Offenbarungslehren die unentbehrliche Grundlage bilden, wie namentlich: die Vorstellung eines anthropomorphen und anthropopathischen Gottes, der den Menschen wie ein König, Gesetzgeber, Richter, Freund oder Vater gegenübersteht, die Begriffe von menschlicher Willensfreiheit, Erbsünde, Unsterblichkeit, von stellvertretender Gerechtigkeit und stellvertretendem Leiden eines Gottmenschen, und die Übertragung von Verhältnissen, die dem geselligen Zusammenleben der Menschen angehören (Schuld, Strafe, Versöhnung, Gnade, Liebe 2c.), in das metaphysische Gebiet. Denn es würde zu weit führen, wenn wir uns hier auf eine Polemik gegen diese Dinge einlassen wollten.

Überall wo der Zauberkreis des a priori feststehenden christlichen Offenbarungsglaubens einem abfälligen Urteil v. Schroeders über den Buddhismus zu Grunde liegt, da sagt er eigentlich nur, dieser tauge nichts, weil er nicht das Christentum sei. Dahin gehört was er auf S. 42 hervorhebt, daß im Christentum alles von der Person Christi abhänge, im Buddhismus alles nur an der rechten Lehre liege. Wer nicht den Glauben an die Gottmenschlichkeit Jesu und an dessen stellvertretendes Leiden teilt, der wird gewiß von Schroeders Urteil umkehren, und finden, daß in diesem Punkte, der Buddhismus dem Christentum vorzuziehen sei. Ebendahin gehört es eigentlich auch, wenn v. Schroeder auf S. 41, 42 einen Mangel des Buddhismus darin findet, daß er keinen Gott habe, und deshalb keinen Gottesdienst und kein Gebetsleben kenne. Denn nach christlichem Glauben ist ja der (Juden- und) Christen-Gott der „allein wahre"; dafür, daß der Buddhismus den Kultus der altindischen „Götzen" aufgab, kann ein Christ ihn konsequenter Weise nicht tadeln, sondern nur dafür, daß er nicht den Jahve-Kultus in Palästina entdeckte und nach Indien einführte. Indessen drängt sich hier bei v. Schroeder die so allgemein beliebte Identifikation von Theismus (incl. des Polytheismus) und Religion in den Vordergrund; denn er sagt S. 41: „was ist Religion anders als der Glaube an höhere, außer und über der Sphäre des Menschen lebende, göttliche, geistige Wesen — seien sie nun in der Einzahl oder in der Mehrzahl gedacht — und das

Gefühl der Abhängigkeit von diesen Wesen?" Nun ist zwar der Buddhismus durchaus keine gottlose Religion, er hat sogar mehr Götter wie irgend eine andere, ganze 26 Himmel voll, und an deren Spitze steht Mahabrahma Sahampati, der von sich selber sagt: „Ich bin Brahma, der große Brahma, der Höchste, der Unbesiegte, der Allessehende, der Gebieter, der Herr, der Schöpfer, der Erschaffer, der Vollkommenste, der Lenker, der Richter, der Vater von allem, was da war und sein wird,*) — der also dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ganz füglich die Stange halten kann. Aber das nützt nichts, weil — wie v. Schroeder sehr richtig bemerkt — der Buddhist sich von diesen Göttern nicht abhängig fühlt, weil sie bloß ungetilgte, herübergenommene Reste einer älteren Weltanschauung sind. Der Buddhismus ist keine gottlose, wohl aber eine gottfreie Religion und vielleicht die einzige dieser Art auf Erden, aber eben deshalb sollte man seinem Alter und seiner Ausbreitung gegenüber doch Bedenken tragen, noch länger Theismus und Religion mit einander zu identifizieren. Der Theismus in seiner höheren, insbesondere auch seiner modern-christlichen Form besteht in der Übertragung des vom Menschen abstrahierten Begriffs der Persönlichkeit in das metaphysische Gebiet auf ein dort vorgestelltes universales Wesen. Unter Person aber verstehen wir den Menschen als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als Subjekt und Objekt von Rechten und Pflichten, von eignen Handlungen und Handlungen anderer. Der persönliche Gott ist deshalb der nach Analogie der menschlichen Person in diesem Sinne, insbesondere nach der Analogie eines Königs oder Vaters vorgestellte Gott. Und das Wort „Gott" schlechtweg sagt dasselbe wie „persönlicher Gott", das Prädikat ist nur hinzugefügt wegen des Mißbrauchs, der mit dem einfachen Wort in dem sog. Pantheismus getrieben ward.**) Es fehlt uns jedoch, sobald wir den Offenbarungsglauben fallen lassen, an jeder Berechtigung, den aus der menschlichen Gesellschaft abstrahierten Begriff der Persönlichkeit in das metaphysische Gebiet zu übertragen, die Überzeugung aber davon, daß es ein solches Gebiet gebe, daß die innerhalb unseres Bewußtseins liegende objektive Welt nicht die wahre Realität sei, bleibt dessen ungeachtet bestehen. Sie ist ganz unabhängig von jener Begriffsübertragung; und daß sie allein als Grundlage für eine Religion, und für eine starke, lebenskräftige Religion, genügt, das hat der Buddhismus unwiderleglich bewiesen. Darum steht er als gottfreie Religion nicht tiefer, sondern höher als das Christentum.

*) Neumann, buddhistische Anthologie, S. 97.

**) Jetzt wird freilich der Sinn des Prädikats schon ebenso stark verwässert und verwaschen, wie früher der des bloßen Hauptworts.

Auf S. 40 behandelt v. Schroeder einen Unterschied zwischen Buddhismus und Christentum, der nach seiner Ansicht einen Vorzug des Letzteren begründen und darin bestehen soll, daß man im Buddhismus zur Erlösung durch eine höhere Erkenntnis und eine tiefere Einsicht in das Wesen der Welt gelange, im Christentum dagegen durch kindlichen einfältigen Glauben, d. i. kindliches Vertrauen. Von solcher Kindesstimmung, die recht eigentlich zum Wesen des rechten Christen gehöre (sie setzt augenscheinlich den anthropomorphen Gott-Vater voraus), wisse der Buddhismus nichts. — Freilich nicht! Der Buddhismus ist eben eine Religion für ernste Männer, nicht für Kinder. Aber Kinder bleiben wir auch nicht zeitlebens, und daß sogar für die christliche Welt eine Kinderreligion nicht genügt hat, wird wohl durch die Existenz der theologischen Fakultät unserer Universitäten hinlänglich bewiesen. Übrigens ist es nicht richtig, daß man im Buddhismus durch Weisheit oder tiefes Denken unmittelbar zur Erlösung gelange. Diese ist vielmehr nach buddhistischer Lehre das unmittelbare Ergebnis der Vernichtung des Ich-selbst-Gedankens und der Lebenslust als Motive für den Willen, mithin nicht eine intellektuelle, sondern eine ethische Errungenschaft; Nachdenken, Erkenntnis, Weisheit sind nur die Mittel, um auf diesen ethischen Standpunkt zu gelangen.

Vollkommen richtig ist, was v. Schroeder auf S. 37—39 ausführt, daß der Buddhismus die Selbsterlösung des Menschen lehre, das Christentum dagegen deren Unmöglichkeit, daß im Buddhismus alles durch eigenes Verdienst gewonnen und bewahrt werde, im Christentum nur durch das Verdienst Christi. Aber hier liegt für jeden, der sich aus den Fesseln des Offenbarungsglaubens losgemacht hat, auch gerade der wundeste Punkt des Christentums. Die „Sünderstimmung" und das Vertrauen auf die „Gnade" eines himmlischen Despoten bringen uns wahrlich nicht weiter; das thut nur die ernste nachhaltige Anstrengung unserer eigenen Kräfte, und die ist ohne Selbstvertrauen nicht möglich. Darum sei Ehre dem Andenken des großen Lehrers, der nicht müde ward, seinen Schülern die Mahnung zuzurufen: „Sucht nicht nach einer Zuflucht bei irgend jemand außer euch selbst!"

In meiner Schrift „das rollende Rad des Lebens ꝛc." habe ich auf S. 35. und in der zweiten Anmerkung auf. S. 76 vor dem Haschen nach oberflächlichen Ähnlichkeiten zwischen dem Buddhismus und dem Christentum gewarnt, weil es nur dazu dienen kann, die wesentlichen Unterschiede beider zu übersehen oder gering zu schätzen. Eins der schlimmsten Beispiele dieses Haschens ist es, wenn man beide als „Erlösungsreligionen" bezeichnet, und damit eine Ähnlichkeitauf gezeigt zu haben glaubt (v. Schroeder, S. 8), Erlösung oder Befreiung ist ein rein negativer Begriff, der einen bestimmten Sinn erst erhält, wenn man die Frage beantwortet, wovon denn eine Er-

lösung oder Befreiung erstrebt wird. Sobald man das aber mit Bezug auf Buddhismus und Christentum thut, tritt statt der vermeinten Ähnlichkeit ein tiefer prinzipieller Unterschied hervor (v. Schroeder, S. 35, 37), worauf ich schon in der Erläuterung zu Vers 165 meiner Übersetzung des Dhammapada hingedeutet habe. Der Christ hofft nicht auf Erlösung von der Sünde, wie v. Schroeder sagt (jedenfalls wird die ihm nicht zu teil; denn er sündigt so gut wie andere Menschen), sondern von der Sündenstrafe, von dem ewigen Höllenfeuer, womit ihm ohne weiteres die ewige Himmelsseligkeit gesichert ist; denn diese beiden sind ja nach seinem Glauben im Jenseits ein aut — aut —. Der Buddhist dagegen hofft, wie v. Schroeder richtig bemerkt, auf Erlösung von der Wiedergeburt, d. i. vom Leben. Der Buddhist versteht aber unter Leben nur das, was wir allein erfahrungsmäßig kennen, den individuellen Lebensprozeß in der Welt unseres gegenwärtigen Bewußtseins; der Christ macht sich ein unklares Phantasiebild von einem ewigen Leben im Jenseits, welches nur in unendlichem Maße gesteigert die angenehmen, nicht auch die unangenehmen Seiten des zeitlichen Lebens im Diesseits haben soll, und läßt sich dessen Realität durch die göttliche Offenbarung verbürgen. Der Buddhist steht auf dem Standpunkte des subjektiven Idealismus, die objektive Welt steht und fällt ihm mit ihrer Voraussetzung, seinem Bewußtsein; er glaubt zwar an ein reales Jenseits (Nirwana), aber er hält sich nicht für berechtigt, in dasselbe irgend welche im Diesseits gewonnene Begriffe zu übertragen, auch nicht die des Lebens und des Todes; gleichwohl will er sich lieber diesem seiner näheren Beschaffenheit nach unbekannten „großen Ort der Ruhe" anvertrauen, als in das ihm wohlbekannte leidvolle Leben zurückkehren. Der Christ steht auf dem Standpunkte des (naiv-)objektiven Realismus, sein Jenseits war anfangs das bei der vermeintlich nahe bevorstehenden Wiederkunft Jesu zu erwartende Messiasreich auf Erden, dann ward daraus das ebenfalls nicht fern liegende Weltgericht, wobei zwar die jetzige Welt zerstört werden, die gerade bei seinem Eintritt lebenden Menschen und die auferstandenen Toten aber in den beiden großen Räumen des Himmels und der Hölle eine neue Unterkunft finden sollten; jetzt ist auch diese zweite Form des christlichen Jenseits verblaßt bis auf ein nebelhaftes Bild jener beiden großen Räume, in welche die Seelen der sterbenden Menschen gleich nach deren Tode einzeln übergehen sollen. Aber individuelles Bewußtsein, Raum und Zeit, Vielheit und Mannigfaltigkeit, Freude und Leid giebt es noch immer im christlichen Jenseits, welches sich somit nur als ein verschwommenes Spiegelbild von willkürlich zusammengestellten Bruchstücken des Diesseits oder der objektiven Welt des Bewußtseins darstellt, dessen Undenkbarkeit durch seinen nebelhaften Charakter möglichst verdeckt wird. Der Gedanke eines absoluten Jenseits oder einer

außerbewußten (transcendenten) Realität ist auf christlichem Standpunkte, wie überhaupt auf dem Standpunkt irgend eines objektiven Realismus unfaßbar; daher auch die andauernden Diskussionen europäischer Gelehrter über den im Grunde doch sehr einfachen und klaren Sinn des buddhistischen Nirwana. Natürlich ist auch in den buddhistischen Ländern die große Menge des Volks nicht imstande, diesen Gedanken zu erfassen, aber der Buddhismus erwartet das Streben nach Erlösung auch gar nicht von allen seinen Anhängern; es liegt darin vielmehr im allgemeinen das Unterscheidende des geistlichen von dem weltlichen Stande. Wer sich nicht davon überzeugen kann, daß das Leben seinem innersten Wesen nach ein Leidenszustand sei, der mag, auch wenn er der Lehre des Buddha folgt, statt nach Erlösung nach glücklicher Wiedergeburt streben; er sei nur überzeugt, daß nicht Opfer, Gebete und Ceremonien, auch nicht ein Glaube an Wunder und Mysterien zu dieser führen können, sondern einzig und allein Thaten, die aus Mitleid und Wohlwollen für alles, was lebt und Empfindung hat, entspringen. Dazu kommt, daß man auch unter den buddhistischen Mönchen so leicht keinen finden dürfte, der sich wirklich zu den nach buddhistischer Vorstellung äußerst wenigen Menschen (den sog. Pratyeka-Buddha) rechnete, die, während kein höchster vollendeter Buddha (Samma-Sambuddha) auf Erden weilt, zur Erlösung zu gelangen vermögen. Im allgemeinen hoffen auch sie zunächst nur auf eine glückliche Wiedergeburt, die sie dem erst hinter einer Reihe künftiger Lebensläufe liegenden Endziel der Erlösung um einen Schritt näher bringen soll. Diese Spärlichkeit der buddhistischen Erlösung scheint v. Schroeder nicht bemerkt zu haben, da er sie nicht zu Gunsten der christlichen in Rechnung stellt; sie zeigt aber, daß man die letztere — wenn man einmal Parallelen ziehen will — nicht mit der Erlösung, sondern mit der glücklichen Wiedergeburt des Buddhisten zusammenstellen muß, während es für die buddhistische Erlösung eine Parallele im christlichen Vorstellungskreise überhaupt nicht giebt, und der Natur der Sache nach (wegen des objektiv-realistischen Standpunkts) nicht geben kann.

Der geistliche Stand des Buddhismus ist ein Mönchsorden, und auch darin erblickt v. Schroeder eine Schattenseite desselben im Vergleich mit dem Christentum (S. 34). Im Christentum ist das Mönchswesen allerdings nicht aus ihm entstanden, aber das altindische Asketenleben ist auch nicht aus dem Buddhismus hervorgegangen, sondern dieser aus jenem. Jede Religion ist ein Kind ihrer Zeit und ihrer Heimat; die Umstände und Verhältnisse, unter denen sie sich bildet, geben ihr mehr oder minder ein dauerndes Gepräge. Der Buddha fand bei den Indern das Asketentum als eine schon inveterierte Volkssitte vor und sah seine erste Aufgabe darin, eine gründliche Reform desselben herbeizuführen, indem er an die Stelle der

selbstquälerischen leiblichen Askese eine intellektuelle und moralische Selbstzucht setze; die zweite aber darin, mit Hilfe seiner so begründeten Ordensbrüderschaft den Ritualismus auch bei den Weltleuten zu bekämpfen und der einfachen natürlichen Volksmoral zu alleinigem Ansehn zu verhelfen. Noch heute leistet der Orden in den buddhistischen Ländern der Bevölkerung im Wesentlichen dieselben Dienste, wie in den christlichen Ländern die Geistlichkeit und die Volksschullehrer, und da dem buddhistischen Mönche der Austritt aus dem Orden und die Rückkehr in das weltliche Leben jederzeit völlig unbehindert freisteht, so ist die Scheidewand zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Stande, oder den Angehörigen beider, in den buddhistischen Ländern in der That weniger stark und fest, als die zwischen Klerus und Laien in beiden katholischen Kirchen, also dem bei weitem größten Teile der Christenheit.

Großes Gewicht legt v. Schroeder (S. 31—33) auf die verschiedene Auffassung des Leides im Buddhismus und im Christentum. „Der Buddhist" — sagt er — „setzt alles daran, dem Leiden zu entfliehen, der Christ freut sich und rühmt sich des Leidens und sieht in ihm die Pforte zur ewigen Seligkeit, zum ewigen Leben." Freut der Christ sich wirklich seines eignen Leidens? Warum nimmt er es dann nicht mit hinüber in das Jenseits, oder sucht nicht, statt in den Himmel, vielmehr in die Hölle zu gelangen? Der Christ wünscht so gut wie der Buddhist, des Leides ledig zu werden und hofft, dies im Jenseits zu erreichen. Auch glaubt er keineswegs, daß ihm durch sein eigenes Leiden die ewige Seligkeit zu teil werde, sondern (wie v. Schroeder auf S. 32 selbst bemerkt) durch das stellvertretende Leiden des Gottmenschen Jesus Christus. In seinem eignen Leiden sieht er nur entweder eine Sündenstrafe oder ein Prüfungsmittel seines anthropomorphen Gottes. Macht man dem gegenüber darauf aufmerksam, daß in dem Maße von Leid und Sünde bei den einzelnen Menschen durchaus kein gerechtes Verhältnis zu erkennen sei, und fragt man, was denn der allwissende Gott durch seine Prüfungen noch neues erfahren wolle, so wird man an das General-Verlegenheits-Auskunfts-Bureau der christlichen Theologie, an „den unerforschlichen Ratschluß Gottes" verwiesen. Was den Buddhismus anbetrifft, so muß man zwischen den einzelnen dem Menschen im Leben zustoßenden Leiden und der wesentlichen Leidhaftigkeit des Lebens im allgemeinen unterscheiden. In den einzelnen Leiden sieht der Buddhist die Früchte früher begangener böser Thaten, und da diese Thaten ebensogut in früheren Lebensläufen liegen können, von denen wir keine Erinnerung mehr haben, wie im gegenwärtigen, so hat die Phantasie freien Spielraum, um das Gleichmaß der Gerechtigkeit herzustellen. Es handelt sich ferner bei dem buddhistischen Zusammenhang zwischen den bösen Thaten und ihren leidvollen Früchten

nicht um Bestrafung einer Gesetzesübertretung durch einen persönlichen Richter, sondern um einen quasi-naturgesetzlichen Vorgang, um eine Wirkung ‚der heiligen Macht des Karma', die mit ausnahmsloser Notwendigkeit eintritt; und hierdurch wird es weniger anstößig, daß der, welcher die bösen Früchte zu schmecken bekommt, von der That, woraus sie erwachsen sind, kein Bewußtsein hat. Was sich gleichwohl gegen diese Karma-Lehre einwenden läßt, liegt auf der Hand und braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Der Buddhismus ist dabei gewissermaßen in denselben Fehler verfallen, wie das Christentum; er will einer ethischen Forderung*) Genüge leisten, deren Berechtigung sich nicht nachweisen läßt. Daß es dem irdischen Leben regelmäßig nicht an Leid fehlt, weiß zwar auch der Christ, einen notwendigen Zusammenhang zwischen Leben und Leiden erkennt er dagegen nicht an, sonst könnte er nicht für sich als eben dieses Individuum auf ein ewiges seliges, also leidfreies, Leben hoffen. Auch der im Weltleben verbleibende Buddhist kann auf diesem optimistischen Standpunkte verharren, den geistlichen Stand wird aber nur der ergreifen, der Unbeständigkeit, Leidensfülle und Wesenlosigkeit als die drei charakteristischen Eigenschaften der objektiven Welt des Bewußtseins erkannt hat, wiewohl auch ein solcher im Weltleben verbleiben und in diesem nach Erlösung streben mag, wenn er sich dazu stark genug fühlt. Daß das Lebensleid, wovon der buddhistische Samana dereinst Erlösung zu finden hofft, wenn es ihm gelingen sollte, die Lebenslust und den Ich-selbst-Gedanken als Willensmotive im Innersten seines Gemüts zu überwinden, etwas anderes ist, als die einzelnen Leiden des Lebens, die der Christ als gottgeschickte Prüfungen betrachtet und mit Ergebenheit trägt, dafür scheint es v. Schroeder an Verständnis zu fehlen. Er jubelt in christlich optimistischer Lebenslust (S. 33/34), ohne den Begriff Leben, d. h. die allgemeine Natur alles dessen, was wir empirisch unter diesem Worte kennen und verstehen, zu untersuchen und sich zu fragen, ob es denn überhaupt denkbar ist, daß ein individueller Lebensprozeß durch lauter Himmelsfreuden in alle Ewigkeit hinein fortlaufe.

Auf S. 30/31 stimmt v. Schroeder den bekannten christlichen Liebeshymnus an, nachdem er auf S. 27—30 die herkömmlichen Redensarten von dem negativen, passiven, quietistischen Charakter des buddhistischen Moralprinzips wiederholt hat. Obwohl aus der Einleitung seines ersten Vortrags ersichtlich ist, daß ihm meine beiden Schriften: „das Christentum Christi und die Religion der Liebe" und „das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand" bekannt sind, hat er doch dem, was ich auf

*) Des Gleichgewichts von Tugend und Glück, von Sünde und Leid für jedes Individuum. Für das Christentum entsteht hier das unlösbare Problem der Theodicee.

S. 59—69 der ersten, sowie auf S. 51—53 und 77—82 der zweiten gesagt habe, keinerlei Berücksichtigung geschenkt. Ich begnüge mich deshalb hier damit, auf meine dortigen Ausführungen zu verweisen und ihnen nur noch zwei das buddhistische Wohlwollen (maitri oder metta) charakterisierende Citate hinzuzufügen.

In den „Fragen des Milinda“ IV, 2, 30 (Sacred books of the East, Vol. XXXV, p. 226) spricht Nagasena zum König Milinda wie folgt: „Der Tathagata (d. i. der Buddha), oh König, verlangt nicht nach Anhängern, sondern die Anhänger verlangen nach ihm. ‚Dieser bin ich‘ oder: ‚dieser gehört mir an‘, sind nur Meinungen des Alltagslebens, nicht aber transcendente Wahrheiten. Anhänglichkeit (oder Liebe) ist ein Gemütszustand, den der Tathagata abgelegt hat, er hat abgelegt das Haften (an etwas), er ist frei von der Täuschung, daß ‚dieser ihm angehöre‘, *er lebt nur, um andern hilfreich zu sein.* Gerade wie die Erde, oh König, für die Wesen in der Welt eine Stütze und eine Zuflucht ist, und diese sich auf sie verlassen, während doch die weite Erde kein Verlangen nach ihnen trägt in dem Gedanken, daß ‚diese ihr angehören‘, ebenso ist der Tathagata eine Stütze und eine Zuflucht für alle Wesen, trägt aber kein Verlangen nach ihnen in dem Gedanken: ‚diese gehören mir an‘. Und gerade wie eine mächtige Regenwolke, oh König, ihren Regen ausgießt als Nahrung für Gras und Bäume, für Vieh und Menschen und zur Erhaltung ihrer Geschlechter, und wie alle diese Geschöpfe sich wegen ihres Lebensunterhalts auf deren Regen verlassen, während die Wolke kein Gefühl eines Verlangens hat in dem Gedanken: ‚diese gehören mir an‘, ebenso giebt der Tathagata allen Wesen zu erkennen, was gute Eigenschaften sind, und erhält sie bei der G[illegible] und alle Wesen haben in ihm ihr Leben, aber der Tathagata *hat [illegible]efühle des Verlangens in dem Gedanken: ‚diese gehören m[illegible]‘.* Und warum verhält sich dies so? Weil er *alle Selbstberücksich[illegible]igung aufgegeben hat.*“

Hier ist deutlich ausgesprochen, wodurch sich die „kühle und nüchterne“ buddhistische maitri von der „heißen brennenden Liebe, die Christus fordert,“ (v. Schroeder, S. 27) unterscheidet, was in jener fehlt, während es in dieser vorhanden ist, nämlich eine heimlich der Lebenslust schmeichelnde Zurückwendung des Wohlwollens für andere auf das eigene Ich-selbst in Form eines dunklen Gefühls. Zugleich zeigt die angeführte Stelle, daß die Buddhisten selbst von einem negativen, passiven, quietistischen Charakter ihrer maitri nichts wissen, und ich denke doch, daß in diesem Punkte die eigne Auffassung der Buddhisten schwerer wiegen sollte, als die Folgerungen der christlichen Gelehrten Europas. Beides ergiebt sich ferner auch für den heutigen Buddhismus aus folgendem.

Mrs. Leonowens, eine nordamerikanische Dame, die sich von dem verstorbenen Könige Mongkut von Siam (dem Vater des gegenwärtigen Königs, der vor seiner Thronbesteigung 27 Jahre lang buddhistischer Mönch gewesen war) als Gouvernante für dessen Kinder hatte engagieren lassen, erzählt in ihrem Buche: the English Governess at the Siamese Court, p. 196—202, daß der König sie eines Tages gefragt habe, ob sie das Wort Liebe oder maitri verstehe, wie ihr Apostel Paulus es im dreizehnten Kapitel seines ersten Korintherbriefes erklärt habe; und was Paulus meine, auf welche Sitte er anspiele, wenn er sage: „selbst wenn ich meinen Leib dahin gebe zum Verbrennen und habe keine Liebe, so nützt es mir nichts"? Nach einigem Hin- und Herreden habe dann der König gesagt: „Daß jemand alle seine Güter zum Unterhalt der Armen hingiebt, ist in diesem Lande bei den Fürsten wie im Volke etwas Gewöhnliches; oft behält der Geber für sich nicht genug zurück, um eine Handvoll Reis zu kaufen. Doch braucht er deshalb nicht zu fürchten, daß er verhungern werde; denn der Hungertod ist unbekannt, wo der Buddhismus gelehrt und geübt wird. Ich kenne einen Mann aus königlichem Stamme, der früher unermeßlich reich war. In seiner Jugend fühlte er so viel Mitleid mit den Armen, den Alten, den Kranken und denen, die in Angst und Sorge waren, daß er melancholisch ward, und nachdem er einige Jahre mit beständiger Unterstützung der Dürftigen und Hilflosen hingebracht hatte, gab er in einem Augenblick alle seine Güter zur Verpflegung der Armen hin. Dieser Mann hat nie etwas von dem heiligen Paulus oder dessen Schriften gehört, aber er kennt das buddhistische Wort maitri und bemüht sich, es in seiner Fülle zu begreifen. Als er dreißig Jahr alt war, trat er in den geistlichen Stand ein. Fünf Jahre lang hatte er als Gärtner gearbeitet; er wählte diese Beschäftigung, weil er sich dabei viele nützliche Kenntnisse von den medizinischen Eigenschaften der Pflanzen erwerben, und folgeweise sich jederzeit als Arzt denen anbieten konnte, die ihre Kur nicht zu bezahlen vermochten. Aber er konnte sich bei einer so unvollkommenen Lebensweise nicht zufrieden geben, während ihm der Weg zu vollkommener Kenntnis der Vortrefflichkeit, Wahrheit und Menschenliebe noch offen blieb; deshalb ward er Geistlicher. Dies geschah vor 65 Jahren. Jetzt ist er 95 Jahre alt, und ich fürchte, er hat noch nicht die Wahrheit und Vortrefflichkeit gefunden, wonach er so lange gesucht hat. Aber ich kenne keinen größeren Menschen als ihn. Er ist groß im christlichen Sinne: liebevoll, mitleidig, langmütig, rein. Während er Gärtner war, wurden ihm einmal seine wenigen Werkzeuge von einem Menschen gestohlen, dem er viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte. Bald hernach begegnete ihm der König und fragte nach seinen Bedürfnissen. Er erwiderte, daß er Werkzeuge für seine Gärtnerei nötig habe. Darauf

wurden ihm solche Gerätschaften in großem Überfluß zugesandt, und er teilte sie sofort mit seinen Nachbarn, wobei er die meisten und besten dem Menschen zukommen ließ, der ihn bestohlen hatte. Von dem Wenigen, was ihm verblieben war, teilte er allen Bedürftigen freigebig mit. Nicht seine eigenen Bedürfnisse, sondern nur die anderer waren für ihn Grund zum Erbitten oder Gewähren. Jetzt ist er auch im buddhistischen Sinne groß, er liebt weder das Leben, noch fürchtet er den Tod, er verlangt nichts, was die Welt geben kann, sondern nur den Frieden eines beseligten Geistes. Dieser Mann, der jetzt an der Spitze der siamesischen Geistlichkeit steht, würde, ohne auch nur an Schaudern zu denken, seinen Leib lebend oder tot dem Feuer hingeben, wenn er dadurch nur einen Schimmer ewiger Wahrheit erlangen, oder eine Seele vor Tod oder Leid bewahren könnte."

Etwa anderthalb Jahre nach dieser Unterredung ward Mrs. Leonowens eines Abends schleunigst zum Könige berufen und fand ihn in einer Klosterzelle am Sterbelager des vorerwähnten Greises, umgeben von einer Anzahl Mönche, die von Zeit zu Zeit die Zufluchtsformel*) sangen. „Auf einer rohen Pritsche" (so erzählt Mrs. Leonowens), „ungefähr 6½ Fuß lang und höchstens 3 Fuß breit, mit einem bloßen Holzblock als Kopfkissen, lag ein sterbender Mönch. Ein einfaches Gewand von verblichener gelber Farbe bedeckte seinen Körper, seine Hände waren auf der Brust gefaltet, sein Haupt war kahl, und die wenigen weißen Haare, die noch übrig sein mochten, um die eingesunkenen Schläfen zu umsäumen, waren sorgfältig weggeschoren, auch die Augenbrauen waren völlig abrasiert, die Füße bloß und unbedeckt; seine Augen waren aufwärts gerichtet, nicht mit der leeren Starrheit des Todes, sondern mit dem Ausdruck ernster Betrachtung oder Forschung. Kein Anzeichen von Unruhe war vorhanden, keine äußere Kundgebung von Schmerz oder Kummer. Ich war zugleich erschrocken und verwirrt; lag er wirklich im Sterben oder gab er sich nur den Anschein davon? In der Haltung seines Körpers, in dem Ausdruck seines Gesichts nahm ich erhabene Ehrfurcht, Ruhe, Versenkung in sich wahr. Er schien mit einem anwesenden Geiste zu verkehren. Als der Gesang der Mönche an sein Ohr schlug, erhellte ein flüchtiges Lächeln das bleiche, fahle Antlitz des sterbenden Mannes mit sichtbarem milden Glanze, wie wenn das Wohlwollen und die Bescheidenheit seiner Natur bei ihrem Abzuge ihr liebliches Licht dort zurückließen. Das absorbierende Entzücken seines Blickes, der das Unsichtbare zu überholen schien, war fast zu heilig, um es beobachten zu können. Reichtum, Stand, Ehre, Familie, auf alle die hatte er vor mehr als einem halben

*) Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha, — zu seiner Lehre, — zu seiner Gemeinde.

Jahrhundert aus Mitleid für die Armen und Liebe zur Wahrheit verzichtet. Hier war nichts von dem Schwankenden, Unbestimmten oder Zusammenhangslosen eines mit Sinnesverwirrung und Phantasieren verbundenen Todes: er ging ein zu seiner klaren ewigen Ruhe. Mit einem Lächeln vollkommenen Friedens sprach er: ‚Ew. Majestät empfehle ich die Armen und, was von mir übrig bleibt, gebe ich hin zum Verbrennen.‘ Und diese seine letzte Gabe war in der That alles, was er hatte. Ich kann mir keinen Anblick denken, der die mitleidsvolle Aufregung und den bleibenden Eindruck von Ehrfurcht, die er hervorrief, mehr verdiente, als das ruhige Sterben jenes guten alten ‚Heiden‘. Allmählich ward sein Atem schwer, und plötzlich, indem er sich mit großer Anstrengung dem Könige zuwandte, sprach er: ‚jetzt werde ich davongehen‘. Alsbald vereinigten die Mönche ihre Stimmen zu dem lauten Gesang: P'hra Arahang sâng-Khâng sârâ nang gâch' châ mi! (Du Heiliger, ich nehme meine Zuflucht zu dir!). Noch wenige Minuten, und der Höchste der siamesischen Geistlichkeit hatte ruhig seinen letzten Atemzug gethan. Die Augen waren offen und starr, die Hände noch gefaltet, ein Ausdruck seliger Ruhe lag in den Zügen. Herz und Augen füllten sich mir mit Thränen, und doch fühlte ich mich getröstet. Durch welche Hoffnung? Das weiß ich nicht; denn ich wagte nicht, darnach zu fragen.“

Am folgenden Tage wohnte Mrs. Leonowens auf Veranlassung des Königs der Leichenbestattung bei. Das Fleisch ward von den Knochen getrennt und hungrigen Hunden vorgeworfen; die Gebeine, und was noch daran geblieben war, wurden verbrannt, und die in ein irdenes Gefäß gesammelte Asche ward in den kleinen Gärten armer Leute ausgestreut, die sich keinen Dünger kaufen konnten. Dann wandte sich der König an Mrs. Leonowens mit den Worten: „Das heißt seinen Leib dahingeben zum Verbrennen. Das ist es, was Ihr heiliger Paulus im Sinne hatte, — diese Sitte unserer buddhistischen Vorfahren, diese vollständige Selbstverleugnung im Leben und im Tode, — als er sagte: selbst wenn ich meinen Leib hingebe zum Verbrennen und habe keine maitri, so nützt es mir nichts.“ Augenscheinlich verstand der König unter maitri eine solche Gesinnung, wie sie der Verstorbene durch seine ganze Lebensführung bethätigt hatte, nicht aber ein bequemes Wohlmeinen, was sich damit begnügt, aller Welt das Beste zu wünschen und es ihr dann überläßt, sich möglichst viel davon selbst zu verschaffen.



Naturrecht.

Von A. Groner.

(Wien-Hietzing.)

Abend ist es. Nur mehr auf den höchsten Gipfeln des Karlik-Dagh ruhen noch einige Strahlen der scheidenden Sonne. Die Vögel schlummern, die Bäume flüstern, die Wellen des Baches ziehen leiser durch das schlafende Dorf. Nur der alte Hafys sitzt noch vor seiner Hütte. Er ist ein weiser Mann. Von fernher kommt man zu ihm um Rat und Hilfe. Seine Salbe macht Blinde sehend, seine Handauflegung stillt den Krampf, seine Worte, mild, tröstend, schalkhaft, wie kein anderer noch solche gesprochen, heilen die Wunden der Seele.

Sinnend blickt der Alte zu dem Teich hinüber, auf dessen stillem Spiegel schon das Mondbild schwimmt, an dessen Rand das Schilf träumend Zwiegespräche mit dem Nachtwind hält. Da kommt ein zagender Schritt heran. Hafys wendet das Haupt. Mirjam, des Dorfrichters Weib, steht vor ihm. Ihre Wangen sind blaß, ihre Augen rot, noch funkeln Thränen darin, und noch bebt die schöne Gestalt von eben bezwungenem Schluchzen.

„Allah sei mit Dir! Weib! Warum weinst Du?" fragt er sanft und zieht sie auf den Sitz neben sich nieder, und sie stammelt: „Hilf mir, auf daß ich nicht schlecht werde."

Er lächelt mild: „Sprich! Was versucht Dich?" Doch sie findet nicht sogleich Worte; denn das Leid drückt ihr noch die Kehle zu; da zeigt Hafys in die immer stiller werdende Nacht hinaus und sagt: „Weib, lerne von dieser Stunde die Ruhe."

Mirjam hebt die schweren Lider, auch sie blickt lange auf die stille Landschaft, dann seufzt sie: „Mich lehrt sie nur das Sehnen."

Hafys lächelt. Er weiß so vieles, er weiß jetzt auch schon, warum sie zu ihm gekommen ist. „Du denkst an Rustem, den Schmied, und Du bist eines anderen Eheweib," sagt er leise — und sie senkt den Kopf, und dann schweigen sie lange.

„Hilf mir!" schluchzt sie, plötzlich zu des Greises Füßen niedersinkend, und er forscht: „Wie gedenkst Du Deines Mannes?"

„Wie eines Bruders."

„Du hassest ihn nicht?"

„Er ist so gut!"

„Und was ist Rustem Dir?"

„Mein Licht, mein Atem!" — —

Hafys schaut gedankenvoll auf das blühende Weib nieder, die das nachtschwarze Haupt zitternd in seine Kleider preßt, und die ihren Ehemann wie einen — Bruder liebt, dann lauscht er dem tönenden Liebeswerben einer Nachtigall, schaut zum Feigenbaum empor, der ihm stolz-freudig die fruchtbeladenen Äste entgegenstreckt und blickt zum Teiche hinüber, dessen blinkende Flut liebevoll umfangen wird von den grünen Armen des Ufers — merkt allüberall das Streben nach Ergänzung, sieht überall das Befriedigtsein und fühlt mit tiefem Mitleid die Schauer, die den Leib Mirjams erzittern lassen. Da seufzt auch der weise Hafys, daran denkend, daß alles Erschaffene freier sei auf Erden, als der freie Mensch. Dieses Weib, das da zu seinen Füßen kauert, wie schwer gefesselt ist es durch einen — Begriff.

„Mirjam,“ sagt er, ihr Haar streichelnd, „Mirjam, Dein Mann wird warten.“

Sie taumelt empor. „Du kannst mir helfen? Du hast einen Spruch für mich?“ — — —

„Dein Mann wird Dich vermissen,“ wiederholt der Greis; da zieht ein schelmisches Lächeln über ihr Gesicht.

„Der vermißt mich nicht,“ sagt sie und atmet dabei froh auf.

„Geh dennoch heim,“ mahnt sanft der Alte, sie schaut ihn unruhig an. „Und Dein Spruch? Du kannst doch sonst das Üble bannen — — —“

„Geh! vielleicht hilft Dir Allah!“ — — — —

Am nächsten Morgen ging Hafys zur Schmiede. Ein Reiter hielt davor. Sein Pferd hatte eines der Hufeisen verloren. Rustem schmiedete eben ein neues.

Er schlug weit kräftiger zu, als vonnöten gewesen wäre, und er sah nicht so freundlich aus als sonst. Auf seinem schönen Gesicht lagen Wolken, und aus seinen Augen schaute Wetterschwüle.

„Allah sei mit Dir, weiser Hafys.“ Damit begrüßte er den Greis. Dieser antwortete: „Du bist unfroh, und doch scheint die Sonne so hell.“

Rustem that einen verwunderten Blick in die flimmernde Luft hinaus, dann lachte er herb: „Die Sonne, weiser Mann, muß innen sein.“

„In Dir ist es finster?“

„Du sagst es.“

„Rustem — weshalb? Du bist gesund und hast, was Dir nötig ist.“

„Hast Du die Jugend schon völlig vergessen oder weißt Du noch, daß sie Wünsche hat, die wie Flammen sind?“

„Auch ich war einmal jung,“ lächelte Hafys, und Rustem sagte leise: „Dann weißt Du, daß ich an ein Weib denke.“

„Mache es zu dem Deinen.“

„Es ist eines anderen Weib.“ Bei diesen Worten that der Schmied

den letzten formenden Schlag auf das Hufeisen — hell klang der Ton, den Eisen auf Eisen giebt, durch die Hütte — aber noch etwas konnte man hören, das Aufzischen einer Thräne, die aus des jungen Riesen Auge fiel. — Bald darnach zog der Mann mit dem beschlagenen Pferde weiter; da brach der Greis das Schweigen.

„Mirjam ist's, deren Du gedenkst."

„Wer hat das verraten?" fuhr Rustem auf.

„Dein Blick und ihr Erbeben, als ihr unlängst aneinander vorübergingt."

„Du kannst schweigen — Hafys!" —

„Ich kann schweigen — aber Du?" — —

„Ich kann nur gehen. Sieh' hin. Meine Habe ist gepackt. Das vorhin war das letzte Pferd, das ich hier beschlagen."

„Allah segnet den Redlichen! Aber bedenke, eine neue Heimat finden, ist schwer. Lasse von dem Weibe des Efendi und bleibe."

Rustem legte die Hand auf die Schulter des Greises und sah ihn mit wehevoll aufleuchtenden Augen an. „Weiser Hafys," sprach er mit zuckenden Lippen, „Du verstehst mich doch nicht mehr. Früher einmal hast Du's so gut gewußt, wie ich, daß man nicht still neben der Geliebten leben kann. Mit ihr, ja, das wäre Seligkeit oder fern von ihr, das ist wenigstens nicht ganze Verdammnis. Darum Hafys, darum gehe ich. Morgen hole ich mir Deinen Segen."

* * *

Bald darauf betrat Hafys das Haus des Efendi. Ibrahim war ein wackerer Mann, gut und gerecht, nicht mehr jung und träge und gleichmütig wie ein echter Moslim. Er bot dem geehrten Gaste seinen Gruß und seine Pfeife. Hafys ließ sich nieder, indessen er sagte: „Ich komme zu Dir, Efendi, um einen guten Rat.

„Sonst bittet man um Deinen Rat, weiser Hafys, erwiderte höflich der dicke Ibrahim, „doch rede, ich höre."

„Wie köstlich es durch Dein Haus duftet," sagte schnuppernd der Alte; da schnupperte Ibrahim auch und erklärte, daß die alte Fatme Backwerk bereite, wobei er sich nicht enthalten konnte, ihre außerordentliche Kochkunst zu loben. Hafys' Augen wanderten während der Hymne, die Ibrahim seiner Speisenbereiterin sang, recht auffällig über die Teppiche und das sonstige hübsche Gerät im Zimmer des Efendi, dem solche Bewunderung sehr behagte.

„Das aber ist Deines Weibes Werk?" fragte der Alte, auf die Teppiche zeigend.

Ibrahim lachte laut auf. „Ah, Mirjam ist meines Hauses Zier —

sonst nichts. — Zur Arbeit habe ich Mägde. Des Efendi Frau soll sich putzen und glücklich sein. Sieh', ich habe nur eine Frau und, Allah sei Dank, keine Kinder. Ich bin kein girrender Tauber mehr und ich meine, Mirjam ist dessen zufrieden. So haben wir beide, was wir zum Behagen brauchen. Jetzt aber, Hafys, zu Deiner Angelegenheit."

„Die ist bald zu erledigen. Ich möchte nur Eines wissen. Wer soll vernünftiger und gerechter Weise einen bestimmten Besitz haben, der, welcher ihn nicht nützen mag, oder der, dessen höchstes Glück er bilden würde?"

„Der letztere soll ihn haben billiger Weise, doch — gerechter Weise wird er ihn vielleicht nicht ansprechen dürfen."

„Du bist klug, Efendi, Du hast als Mensch und als Richter gesprochen; doch sage, welches Gesetz ist heiliger, das der Natur oder das der Menschen? Du lächelst. Auch eine Antwort! Wenn nun aber einer doch fragt: Gehören Tauber und Täubin, Schilf und Teich, Mensch und Atem zusammen? Was wirst Du ihm sagen?"

„Daß auch diese Frage eine müßige ist, da es allezeit so gewesen ist, und kein Sterblicher trennen soll, was die Schöpfung für einander bestimmte."

„Die Schöpfung bestimmte auch jedem Geschöpfe ein ihm eigentümliches Gebiet — so ward das Weib zur Liebe bestimmt."

„Wo hinaus willst Du?"

„Mirjam ist Dir, wenn ich Dich recht verstand, niemals anderes gewesen, als Deines Hauses Zier?"

„Ich liebe die Ruhe, was soll mir also das Weib?" brummte Ibrahim; da fragte der Alte: „War es dann gerecht, daß Du sie an Dich gebunden hast?"

„Sie also ist der Besitz, von welchem Du vorhin gesprochen?" Hafys nickte.

„Und wessen höchstes Glück wäre sie?" forschte der Efendi.

„Sage erst, ob Du sie hingeben willst, wenn sie dadurch ein seliges Weib wird?"

Ibrahim hatte sich erhoben. Er war nun doch warm geworden.

„Und was bliebe denn mir?" murmelte er; da lächelte Hafys: „Fatme, die für Deinen Gaumen, und Jussuf, der für Deine Ruhe sorgt. Wenn man unbezahlbares nimmer schätzen kann, dann genügen bezahlte Leute."

Ibrahim Efendi ließ sich in seine Polster nieder und saß lange, das Gesicht in den Händen verborgen. — „Wie Tauber und Täubin, wie Schilf und Teich, wie Mensch und Atem," mußte er denken und sich sagen, daß er und Mirjam niemals so zu einander gehört hatten. Und wieder stand er auf und fragte matt lächelnd: „Wem also gehört sie billigerweise? Ich will sie ihm geben, wenn es ihr Glück ist."

Da atmete Hafys froh auf und antwortete: „Für Rustem hat Gott sie geschaffen."

„Und beide wissen es schon?“

„Wie die Wolke es weiß, daß sie der Erde zustreben muß. Wie die Blume es weiß, daß sie der Sonne entgegenwachsen muß. Doch haben sie beide das Menschengesetz achten wollen; Du aber, Efendi, der Du binden und lösen kannst, was wirst Du höher stellen?“

Ibrahim reichte dem Alten die Hand. „Du sollst nicht umsonst für sie gesprochen haben. Mirjam ist frei.“

Weicher als sonst war des Efendi Stimme, als er so sprach, weicher als sonst sein Blick, als er langsam aus dem Gemache schritt.

* * *

Die Sonne sinkt. Der Abendwind geht durch den Wald. Irgendwo singt ein Vogel. Das Dorf liegt längst im Schatten, auf der Berghöhe aber ist es noch hell.

Wie ein goldig grüner Flor liegt der Forst zwischen der Welt und den zwei Menschen, die ihn durchschreiten, schweigend, Hand in Hand, mit einem wonnigen Lächeln in den Augen, auf den Lippen.

Ein Mann ist's und ein Weib — sie gehen der Seligkeit entgegen.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Das könnte nur Berliner Hochnäsigkeit leugnen, die innerhalb des märkischen Sandes alles beschlossen sieht, was in deutschen Landen jemals an Bahnbrechendem, Herrlichem und Erquickendem geleistet worden ist: die Münchener Hofbühnen haben mit der Pflege des Richard Wagnerschen Kunstwerks zu einer Zeit, wo man in Berlin nichts als schnodderig-unflätige Witze über den Bayreuther Meister, aber keine Nibelungen-Aufführung zu produzieren vermochte, mit der Pflege der Ibsenschen Dramatik zu einer Zeit, wo man in Berlin und noch viel weniger in Wien einen Hauch von der revolutionären Wandlung der germanischen Dichtkunst verspürte, die Münchener Hofbühnen (die Oper und das Residenztheater) haben sich unter dem großen Kunstkönig Ludwig II. an die Spitze der modernen künstlerischen Bewegung nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa gestellt.

Unter Ludwig II.

Denn es ist nicht richtig, wenn O. J. Bierbaum in seinem Perfall-Jubiläumsbuch dem Generalintendanten Freih. v. Perfall die Thatsache dieser ruhmreichen Stellung der Münchener Musik- und Schaubühne allein aufs Konto setzt. Die große Initiative kam vom König, nicht von seinem Intendanten.

Als der große König um Thron und Leben gekommen war, begann auch die Krisis an den Hoftheatern.

Freih. v. Perfall fühlte sich unfähig, ohne allerhöchste Initiative und allerhöchste Privatschatulle den hohen Rang der königlichen Theater aus eigenen künstlerischen Mitteln und den Erfolgen seiner eigenen Verwaltungs-Energie aufrecht zu erhalten. Perfall war in den Traditionen des Hofmannes, der mit fremder Willenskraft und fremdem Kredit wirtschaftet, alt geworden und vermochte jetzt nicht mehr weder künstlerisch noch verwaltungstechnisch sich auf eigene starke Beine zu stellen und kühnen Geistes erfolgreiche Unternehmungen zu planen und zu leiten. Er fürchtete sich vor der Wucht der persönlichen Verantwortlichkeit und verlor den scharfen Blick für die immer schwächer werdenden Stützen seiner Position.

Schon Jahre vor seinem Sturz war es mit seiner Selbstherrlichkeit eines Generalintendanten vorbei. Er war der veränderten Situation nicht mehr Meister. Die Zügel der Herrschaft waren seiner Hand entschlüpft. Er lächelte in huldvoller Weise noch, als er längst keine Gnaden mehr zu verteilen hatte, sondern selbst nur noch von der Gnade der Augenblicke lebte, den ein anderer, mit der Uhr in der Hand, ihm hinter den Kulissen zuzählte. Es war einfach tragisch. Ohne die Höhe neuer Gesichtspunkte, ohne Zuwachs neuer Energie sich auf der alten Höhe wähnen, auf der ihn ein Ludwig II. erhalten. . . . .

Und Perfall verriet und verleugnete, was ihn groß gemacht — er wollte kein Wagnerianer, kein Ibsenianer sein, er wollte frei sein von jeder starken künstlerischen Neigung und Richtung, er wollte nichts mit den Modernen zu thun haben usw. —

Gerade zur selben Zeit stürzte sich die Berliner Spekulation, d. h. jene Spekulation, die in ihrem heimatlichen Polen und Galizien in Schnaps, alten Hosen, Hasenfellen und Kitzbälgen macht, an den Ufern der Spree in der deutschen Reichshauptstadt aber in idealen Gründungen, in der Ausschlachtung alles gewinnverheißenden Neuen und Allerneuesten in Kunst und Dichtung arbeitet — vergleiche unsere seinerzeitigen Berliner] Theaterbriefe von Conrad Alberti! —, jene Berliner Spekulation stürzte sich auf das Theaterwesen und inscenierte einen gewaltigen Rummel modernsten Künstlertums auf den weltbedeutenden Brettern.

Und es ist gar nicht zu leugnen, daß dieser Berliner Spektakel der modernen Bewegung einen mächtigen Ruck nach vorwärts versetzte und den Kunstphilistern im Reich mächtig imponierte. Berlin das neue Mekka deutscher Kunst! Das Berlin Kaiser Wilhelms II., die erste Komödiantenstadt der Welt!

In der That waren in den letzten drei bis vier Jahren in Berlin auf allerlei freien und anderen Bühnen Stücke zu sehen und in einer Darstellungsart, wie man sie in anderen Städten vergeblich gesucht hätte. Gerhart Hauptmann, der vor sechs Jahren seine erste große Novelle in der „Gesellschaft" veröffentlichte („Bahnwärter Thiel"), trat in Berlin 1889 mit seinem ersten Drama „Vor Sonnenaufgang" auf die Bretter, Max Halbe, Hartleben, Holz und Schlaf u. a. brachten ihre dramatischen Erstlinge in die Öffentlichkeit und kamen in die erste Reihe der sieghaften Stürmer.

In München wurde zwar die „Gesellschaft für modernes Leben" begründet und ihren Bestrebungen, soweit sie auf Regeneration des Theaters abzielten, von allen Seiten, sogar auch von Freih. v. Perfall, die wärmsten Sympathien dargebracht. Leider aber durchaus platonisch. Jeder Versuch der Gesellschaft, ihre Ideale praktisch zu gestalten, wurde vereitelt. Die Münchener Presse spielte hierbei eine Rolle, die zwar für Kuhschnappel oder Krähwinkel passend gewesen wäre, aber für eine erste Kunststadt durchaus vergriffen war. In der brutalsten und perfidesten Weise wurden die

Vertreter der Moderne in München bekämpft, ihre Gesellschaft von der Stadtkommandantur in Verruf erklärt, ihre Eingaben an den Stadtmagistrat in den Papierkorb geworfen, ihr Gesuch um Überlassung des Gärtnertheaters für geschlossene Vereinsaufführungen kurzweg abgewiesen u. s. w. u. s. w.

Je tiefer München hinsichtlich seines Verhaltens zur modernen Dichtung und Bühnenkunst sank, desto glänzender erhob sich Berlin.

Es war nun thatsächlich so, daß München als Theaterstadt hinter Berlin rangierte. Bloß als Malerstadt hielt sich's auf der alten Höhe.

Inzwischen wurde Freih. v. Perfall gestürzt und Ernst Possart als Generaldirektor der königlichen Hofbühnen an seine Stelle gerückt. Wir haben bereits in früheren Berichten dargelegt, mit welcher Energie und welchem Erfolge der neue Leiter seine Funktionen als Hoftheater-Intendant auf dem Gebiete des Opernwesens erfaßte. Richard Wagners Werke wurden in großen Cyklen in neuer Pracht und Herrlichkeit aufgeführt, die hervorragendsten Gäste wurden gewonnen, um die glanzvollen Aufführungen auch musikalisch zu unvergleichlichen Musterleistungen zu gestalten. In der Oper hat der neue Kurs unbestreitbar einen verheißungsvollen Umschwung gebracht.

Dies zeigte auch wieder die neueste Erstaufführung des Märchenspiels „Hänsel und Gretel“ von Engelbert Humperdinck. Man kann sich musikalisch und bühnentechnisch keine vollkommenere Darbietung denken, als diese Münchener Première. Und es ist ein herrliches Vergnügen, dergleichen zu erleben, wie ein Wiedererstehen alter Glanzzeiten. Es war eine fröhliche, selige Feierstimmung im ganzen Hause. Der Komponist wurde sowohl nach dem ersten Aufzuge, wie am Schlusse stürmisch hervorgerufen. Das liebliche Werk wird überall, wo es bei genügend guter Besetzung und Ausstattung gegeben wird, eine verläßige Probe auf den gesunden Kunstsinn, auf die poetische Aufnahmefähigkeit des Opernpublikums bilden. Der Text, von der Schwester des Komponisten nach dem Grimmschen Märchen zugerichtet, ist zum Teil, namentlich im zweiten und dritten Bild, ergreifend schön im Ausdruck des Kindlichen, Träumerischen, Schelmisch-Lustigen. Der Zauber des Waldes bildet den Höhepunkt der Dichtung wie der Musik. Letztere ist im besten Sinne eine Blüte der Bayreuther Meisterschule. Der Volkston ist dabei köstlich getroffen. Die Lieder und Tänze sind entzückend. Die Münchener Aufführung war in allen Teilen hervorragend.

Also, was will man mehr? Vorwärts auf der neuen Bahn!

Anders steht's mit dem Schauspiel, das wunderlicherweise dem neuen Leiter bei weitem nicht so ans Herz gewachsen zu sein scheint, als die Oper, die freilich ganz andere Möglichkeiten pompöser Erfolge und wuchtiger Kassenergebnisse bietet, als das moderne Drama.

Während die Münchener Oper wieder selbstherrlich und siegesstolz dahinschreitet, scheint das Münchener Schauspiel noch nicht aus den Banden der Nachahmung Berliner Muster erlöst werden zu sollen. Wochen und Monate hinten nach tischt man uns Berliner Novitäten auf, die eben nur als Original-Premièren erträglich sind, aber als abgeleierte und abkritisierte Tagesmodenstücke schal und nichtig schmecken.

Hätte man z. B. Blumenthal-Kadelburgs „Mauerblümchen“ gleichzeitig mit Berlin in München gegeben, es hätte uns herzlich Spaß gemacht, uns diesem aufgefrischten Benedix in der Erstaufführung gegenüber zu sehen. Wochen und Monate nach der Berliner Première durfte man in einer Kunststadt, die sich respektiert, nicht mehr mit dieser Nichtigkeit kommen.

Auch Gerhart Hauptmanns „Hannele“ hätte in München mindestens ebenso früh Himmelfahrt träumen sollen, als in Berlin. Hauptmann ist ja den Münchener Theaterfreunden kein Fremder. Sein „Kollege Krampton“ wurde vor ein paar Jahren im

Gärtnertheater mit Mitterwurzer in der Titelrolle ganz ausgezeichnet gegeben, und seine „Einsamen Menschen" wurden sehr gut und eindrucksvoll vom akademisch-dramatischen Verein im Orpheum aufgeführt. Und „Hannele" ist wahrhaftig kein übermenschlich bedeutendes oder gefährliches Stück, dessen Bühnenverlauf man erst anderwärts abwarten mußte. Und giebt man „Hannele", dann braucht man auch vor dem „Biberpelz" nicht zurückzuschrecken. Und in München ist man in letzter Stunde doch davor zurückgeschreckt. Warum? Darum. Weil das Münchener Schauspiel immer noch im Banne der Berlinerei steht, weil man bei der Erfolgsberechnung immer noch nach Norden schielt.

„Der Biberpelz" ist eine ganz kostbare Komödie, während am „Hannele" nur der naturalistische Rahmen und was sich von diesem Rahmen in das Traumbild hineinrankt, dichterisch stark und wertvoll ist. Das fromme Himmelsballett mit seinen Märcheneinlagen verträgt nicht einmal psychologisch eine ernsthafte Kritik. Aber als rührselige Augenweide erfüllt's hinlänglich seinen Zweck. Gespielt wird das „Hannele" auch in München gewiß so vortrefflich, wenn nicht vortrefflicher als in Berlin. Und zwar durchweg, von der ersten bis zur letzten Rolle. Um die Titelrolle hervorragend auszugestalten, ist namentlich unsere jugendliche Ida Hofmann nach Gestalt, Stimme, Empfindung und schauspielerischer Begabung berufen wie keine zweite.

Eine Original-Novität haben uns die letzten Monate im Schauspiel gebracht: Richard Vossens römisches Judenstück „Daniel Danieli". Eine rabbinerhaft ausgetiftelte Problemdichtung aus der Zeit des neuesten Antisemitismus und der Ghetto-Niederlegung in Rom. Aber nichts ist echt in dieser Dichtung, nicht die Juden, nicht die Christen, nicht das Problem. Voß hat sich mit diesem Stück auf ein Gebiet begeben, wo seine ohnehin gern ausschweifenden Fähigkeiten in greller theatralischer Situations- und Tiraden-Macht sich selbst persiflieren mußten. Anderwärts, wie z. B. in Leipzig, war man weniger kritisch, und „Daniel Danieli" fand Teilnahme und Lob.

Immerhin war es eine rühmliche That der neuen Theaterleitung, München diese Erstaufführung gesichert zu haben. Der Ausgang hat die wertvolle Feststellung ermöglicht, daß die Kunstfreunde an der Isar für die rhetorische Problemdichterei à la „Daniel Danieli" so wenig mehr zu haben sind, als für den Pseudorealismus eines Wildenbruch à la „Meister Balzer" oder „Haubenlerche".

* * *

Die viel befehdeten Münchener Sezessionisten haben einen neuen großen Sieg zu verzeichnen, der nicht wenig zur moralischen Stärkung ihrer Position beitragen wird in allen Kreisen, die es mit der modernen Kunstbewegung ernst nehmen.

Der tiefste Grund der Sezession, d. h. der Loslösung von der alten mächtigen Künstlergenossenschaft, war bekanntlich die heiße Sehnsucht und das stürmische Verlangen der am weitesten links stehenden Künstler nach einer Reform des Ausstellungswesens. In der Münchener Künstlergenossenschaft hatten, abgesehen von dem überragenden Einfluß kleinerer geselliger Ringbildungen (z. B. der „Allotria") nach und nach Majoritäten das Heft an sich gerissen, die künstlerisch nur eine sehr zweifelhafte Berechtigung besaßen, sich als die Macher und Richter des Verwaltungs- und Ausstellungswesens der Münchener Künstlerschaft aufzuspielen.

Mit diesem ungesunden und auch persönlich unerträglich gewordenen Zustande wollten die Münchener Sezessionisten endlich einmal gründlich brechen, nachdem man ihre Gesundungsvorschläge systematisch vereitelte.

Die Sezessionisten ließen die Künstlergenossenschaft links liegen, stellten sich auf

eigene Füße und gingen ihre eigenen Wege. Mit welch glänzendem Erfolge dies geschah, hat — allerdings nach Überwindung riesiger Schwierigkeiten — die vorjährige erste Jahresausstellung der Sezession in der Prinzregentenstraße bewiesen.

Und was that die Künstlergenossenschaft angesichts dieser überraschenden Wendung der Dinge?

Das Vernünftigste, was sie in dieser ihr so drohend gewordenen Lage thun konnte: Reformen, die sie bislang bekämpft, schlug sie sich zu Faden, und in ihrer jüngsten Hauptversammlung brachte die Künstlergenossenschaft eine Majorität für Forderungen zustande, die den einst so höhnisch abgewiesenen Anträgen der Sezessionisten gleichen wie ein Haar dem andern.

Äußerlich bleibt vorerst das Verhältnis der Künstlergenossenschaft zu dem Verein bildender Künstler Münchens (Sezession) unverändert. Wenigstens für die nächsten vier Jahre bleibt, weil kontraktlich gebunden, die Sezession auf ihrem eigenen Boden und in ihrem eigenen Heim und macht ihre eigene Ausstellung.

Also die Entwicklung der Dinge hat den Jungen wieder einmal recht gegeben — und die Alten haben vor der Logik der Thatsachen feierlich kapituliert. Wir gratulieren.

Inzwischen beschicken Alte und Junge die Wochenausstellungen des Kunstvereins in wahrhaft glänzender Weise. Da hängen sie, zur großen Freude aller künstlerischen Feinschmecker und Lernbegierigen, friedsam beieinander an den Wänden: Fritz August Kaulbach, der Gewordene, und Otto Götze, der Werdende (mit einem hervorragend guten und charakteristischen Bildnis des Dichters Heinrich v. Reder), Ethofer und Helene Mühlthaler, Max Schlichting (mit wunderfeinen, in lachendsten Farben strahlenden Bildern aus Paris), H. Stockmann, Wilhelm Trübner, Riemenschmied und — Hans Thoma, der Überreiche, gleich mit einem neuen Dutzend entzückender Meisterwerke auf einmal.

Ja, dieser Thoma, dieser gottbegnadete Maler, wie schlägt er jetzt seine Verlästerer und Verschwätzer mit immer sieghafteren Offenbarungen seiner unerschöpflichen, poesiereichsten Farbenkunst nieder und mehrt die Schaar seiner Freunde und Bewunderer!

So wandeln sich die Zeiten — —

Stein gegen Nietzsche.

Von Joseph Steinmayer.
(München.)

Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren.

Von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor an der Universität Bern.

Wieder die alte Geschichte: Philosophieprofessor contra Philosoph! Zumal in unserem Jahrhundert ist die Frage nicht zur Ruhe gekommen; und der letzte wirkliche Pilosoph, der sich mit ihr befaßt hat, ist eben der, mit welchem sich der Herr Philosophieprofessor Dr. Ludwig Stein befaßt. Aber es kann nie scharf und schroff genug betont werden, daß alles, was unser Jahrhundert an wirklicher Philosophie her-

vorgebracht hat, ohne die Universitätsphilosophen, wo nicht im Kampfe gegen sie geleistet worden ist; und es läge für uns nicht der mindeste Anlaß vor, uns mit diesem sachlich wie stilistisch gleich mittelmäßigen Buche zu beschäftigen, bildete es nicht einen neuen Beweis für den obigen Satz.

Herrn Steins Argumentation ist kurz folgende: „Nietzsche ist weder ein originaler, noch ein exakter Denker, sondern nur ein philosophischer Dilettant; seine Lehre ist in theoria unwissenschaftlich, in praxi gefährlich (weil kulturfeindlich); die Gefahr ist desto größer, je weniger das Publikum durch eine gründliche philosophische Schulung gegen Nietzsches Verführungskünste gefeit ist."

Wir erlauben uns dagegen folgende fünf Fundamental-Einwände:

1. Herr Stein spricht Nietzsche die Originalität ab. Der Kunstgriff ist uralt, einfach aber durchsichtig: man macht aus dem Organismus (d. h. dem einheitlich in sich geschlossenen, lebendigen Ganzen der Gedankenwelt) einen Mechanismus (d. h. ein starres, totes Nebeneinander von Ideen und Formeln), man sieht nur auf die einzelnen Glieder und Gliederchen, statt auf den lebenden Gesamtkörper; von diesem „Gesichtspunkte" aus ist es dann leicht, „Analogien" aufzufinden, zumal wenn man kurzsichtig genug ist, hinter ähnlich klingenden Formeln ohne weiteres auch die gleichen Ideen und Hintergründe zu vermuten; verschließt man dabei die Augen für die Farben-Nuancen und die Ohren für Klang und Rhythmus der Ideen, so ist allerdings die Nicht-Originalität eines Denkers gar bald „bewiesen". Das ist das bequeme Rezept, nach dem Herr Stein in Kap. I gearbeitet hat.

2. Herr Stein beschuldigt Nietzsche des philosophischen Dilettantismus: Nietzsche sei kein Systematiker der Philosophie, sein Gedankenkern sei nicht die Welt, sondern der Mensch, seine Ausführungen seien aphoristisch, daher (!!) schwankend und widerspruchsvoll, x. Wieder ein uralter Kunstgriff, einfach aber durchsichtig: man verwechselt primäre und sekundäre Kriterien des Philosophischen, läßt nur sekundäre gelten und heißt jeden, der letzteren zufällig nicht genau entspricht, einfach einen „Dilettanten". Das primäre Kriterium des Philosophischen, das, was den Philosophen ausmacht, ist eine bestimmte Anlage des Intellektes — die Intensität, Schärfe und Tiefe der Denkkraft, verbunden mit dominierender Lust und Liebe zum Problematischen, zum X; sekundäre und dem Wechsel unterliegende Kriterien erst sind die jeweiligen Objekte eines derartig veranlagten Intellektes, wie Gott, Welt, Mensch rc. Da sich nun die Philosophie-Professoren ebenfalls mit derartigen Objekten beschäftigen, so hat sich vielfach der Anschein und der Aberglaube herausgebildet, als ob sie auch Philosophen seien: während doch meist nur das abgeleitete, sekundäre Kriterium zutrifft. Ob endlich ein Philosoph in Aphorismen schreibt oder nicht, hängt einzig von seinem artistischen Geschmack und Talent ab: Dinge, welche bei den verschiedenen Denkern in sehr verschiedenem Grade, bei Nietzsche speziell in sehr hohem Maße vorhanden sind. Die unwürdige Insinuation, der Aphorismus „verleite zur Oberflächlichkeit und Selbstüberhebung", beweist bloß, daß Herrn Stein auch das primitivste Verständnis für den Aphorismus gründlich abgeht.

3. Herr Stein wirft Nietzschen vor, daß er „spekulative Sociologie" und „sociologische Mythenbildung" treibe. Aber die von Herrn Stein selbst anerkannte „Binsenweisheit", daß es immer Herrschende und Beherrschte gegeben hat, ist weder Mythus, noch Roman, noch Spekulation, sondern ein empirisches soziales Faktum; und Nietzsche hat freilich nicht erst das Faktum „entdeckt", sondern nur die ebenso einfache als bedeutsame Schlußfolgerung, daß dieses Faktum auf einer uralten und tiefgehenden psychologischen Verschiedenheit beruhe, die bereits in den Anfängen der Moral zum Aus-

druck gelange; und die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung beweisen die selbst heute noch deutlich erkennbaren Reste und Spuren jenes moralischen Dualismus bei den verschiedensten Völkern. Es ist also einfach unbegreiflich, wie Herr Stein behaupten mag, daß der „historische Nachweis“ fehle; es sei denn, daß Herr Stein wiederum die Begriffe „Rasse“ (= Kaste) und „Nation“ (= Kaste + Kaste + Kaste rc., also ein ganz sekundäres und relativ spätes, vielfältiges, künstliches Resultat) verwechselt und etwa den historischen Nachweis für Herrennationen und Sklavennationen verlangt: wo er schlechterdings nicht zu führen ist, weil eben der Begriff „Nation“ die aus dem anfänglichen Dualismus (und Pluralismus) herausdestillierte Einheit bezeichnet, der Gegensatz „Herren“ und „Sklaven“ also bereits innerhalb der Nation liegt. Diese bedenkliche Verwechslung ist bereits die dritte, die sich Herr Stein in Fundamentalfragen erlaubt; die vierte folgt unmittelbar darauf, indem Herr Stein die „physiologische Entartung“ bestreitet, — nämlich mit somatologischen Argumenten, während Nietzsche zuvörderst von moralphysiologischer Entartung redet: ob jemand 1,80 m oder 1,50 m mißt, ob er 100 Jahre alt wird oder nur 50, — dergleichen äußerliche Dinge sind herzlich nebensächlich und sekundär gegenüber der von Nietzsche befürworteten „gesunden Leiblichkeit“ in der Moral (die sich, nebenbei, sehr wohl mit einem Maximum einer bestimmten Art „Geistigkeit“ verträgt, ja eigentlich erst mit letzterer verbunden zu ihrem vollen Sinne kommt!). Das „ganze Kartenhaus der Kultur- und Moraltheorie“ Nietzsches bleibt also ganz ruhig bestehen, — weil eben Herr Stein daneben geblasen hat. — Die fünfte Verwechslung: Es wird Nietzsches Ausspruch citiert, daß sich der Mensch nicht ändert, und daraus gefolgert, daß „also“ die Menschheit nicht radikal mit der Vergangenheit brechen könne. Welches „also“, welche Verdrehung! Der Mensch ändert sich nicht, d. h. seine Grundinstinkte sind immer dieselben; aber ihre Richtung, ihre Intensität, ihr Rang und ihre Rolle im Seelenhaushalt, ihr gegenseitiges Verhältnis: all das hat sich beständig geändert, bisher meist unbewußt, bewußt von dem Momente ab, da wir das begreifen und benützen — zur „Züchtung“. Der Fehler aller bisherigen „Moral“ bestand nun darin, daß sie die Züchtbarkeit des Menschen bloß dunkel ahnte, aber nicht klar begriff, daß sie am unrechten Orte und in unrechter Weise züchtete, daß sie sich vermaß, an die Grundinstinkte zu tasten, und durch deren Verneinung den Menschen zu „ändern“ gedachte: — und das eben war die große „Tollheit“, von der Nietzsche l. c. spricht. Man könnte uns einwenden, das alles sei „verwässerter Nietzsche“: aber ist es unsere Schuld, wenn man sich mit Herrn Stein nur so verständigen kann?! — Die sechste Verwechslung: Weil Nietzsche Evolutionist sei, dürfe er nicht von einem „plötzlichen Sklavenaufstand“ sprechen! Natura non facit saltus, — mag sein, aber sie geht durchaus nicht immer im gleichen Schritt und Tritt, sie kennt vielmehr alle Tempi vom molto lento bis zum allegro molto vivace con brio; und wenn man Naturprozesse der letzteren Gangart „plötzlich“ nennt: leugnet man damit die „Entwicklung“? bestreitet man damit etwa die Vorbereitungen des Prozesses? — Summa summarum: Die „logische Unzulänglichkeit und wissenschaftliche Unhaltbarkeit von Nietzsches historisch-kritischen Ausführungen“ hat Herr Stein auch nicht im allergeringsten Punkte „bewiesen“!

4. Auf Grund all seiner Verwechslungen, von denen wir leider nur einige wichtigere besprechen konnten, gelangt Herr Stein zuletzt zu dem Resultat, daß Nietzsches Lehre kulturfeindlich und daher, bei der großen Masse der Nichtdenker, gefährlich sei. Also wieder das alte Manöver: eine bestimmte Kulturform wird mit der Kultur überhaupt verwechselt und als etwas Definitives, Fixes, Fertiges hingestellt! Wie lächerlich einem geborenen Problematiker gegenüber, dessen Aufgabe es eben ist, an allen Dingen

das Fragezeichen zu sehen; der zugleich die Dinge an einem sehr positiven und realen Maßstab abmißt, so daß jede Negation eines bisherigen Kulturelements nur die notwendige Kehrseite der Affirmation eines höheren bedeutet! Welch niedrige Ansicht von der Aufgabe eines Denkers muß Herr Stein haben, wenn er ihm „Rücksicht auf die armen Köpfe der Durchschnittsgebildeten“ zumutet! Und was die „Verführung“ anbelangt, so schützt dagegen erfahrungsgemäß der Instinkt weit kräftiger und sicherer, als eine sog. „philosophische Schulung“, die übrigens das große Publikum nie und nirgends besessen hat. Nietzsche als „Modephilosoph“ ist überhaupt ein drolliges Mißverständnis: das Esoterische an Nietzsche ist der „Mode“ nicht zugänglich, und wenn sie das eine oder andere Schlagwort auffängt und nachplappert, so ist das noch lange kein zureichender Grund, die Sturmglocke zu läuten und den entrüsteten Nachtwächter zu spielen, um so weniger, als nicht bloß die Modeleute, sondern auch die Gelehrten und zumal die Philosophieprofessoren an Schlagwörtern und Formeln wahrlich keinen geringen Gefallen haben und gelegentlich wie ungelegentlich einen sehr ausgiebigen Gebrauch davon machen!

5. Herr Stein wirft der „Gesellschaft“ blinden Nietzsche-Kultus vor. Es beweist das nur, daß Herr Stein die allerfundamentalsten Prinzipien der „Gesellschaft“ nicht kennt, Prinzipien, die jedes kleine Kind aus jeder Nummer herauslesen kann: nämlich das unbedingte Recht der allergegenteiligsten Meinungsäußerungen, die sehr oft in ein und demselben Hefte zum Ausdruck kommen. Und was speziell das Verhältnis zu Nietzsche anbelangt, so ist einer Zeitschrift, in der Kurt Eisners Abhandlung erscheinen konnte, gewiß kein blinder Nietzsche-Kultus vorzuwerfen. Die Herren Professoren thäten überhaupt sehr gut daran, den ersten Band und die folgenden der „Gesellschaft“ sich gelegentlich etwas anzusehen, damit sie nicht, wie jüngst Herr Max Haushofer in seinem Vortrag „Die Alten und die Jungen“, hinsichtlich der Entwicklung der gegenwärtigen deutschen Litteraturbewegung eine geradezu unwürdige Unkenntnis zu verraten brauchen!

Endlich noch eines: wir sind jederzeit bereit, Herrn Stein auf jedes Detail seines Buches zu erwidern; jederzeit bereit, Herrn Stein auf Grund seiner Broschüre nachzuweisen, daß er in Ethik, Logik, Metaphysik, Sociologie und selbst in der Philosophiegeschichte, die doch sein Steckenpferd zu sein scheint, überall nur mittelmäßige, nirgends tiefgehende Kenntnisse besitzt und also durchaus nicht als vollgültiger, würdiger Vertreter der deutschen Wissenschaft mit einem Manne wie Friedrich Nietzsche in die Schranken treten kann. —



Kritik.

Romane und Novellen.

Wilhelm Raabe: Kloster Lugau. Berlin, Otto Janke.

Wenn man sich geduldig durch das Gestrüpp des ersten Drittels des Buches durchgearbeitet, fängt die Geschichte an, genießbar zu werden und dann immer fesselnder und herzerquickender. In der Charakterzeichnung bewährt sich Raabe auch in diesem Buche als echter deutscher Meister kräftiger Schilderkunst. XYZ.

Theodor Fontane: Meine Kinderjahre. Berlin, F. Fontane & Co.

Wahrheit und Dichtung, autobiographischer Roman. Der eigentliche Held: Das Elternpaar. Der Vater, ein stattlicher Gascogner voll Schwärmerei und Schwatzerei,

die Mutter, wie er, ein Kind des französischen Südens. Aber sie thaten nicht gut zusammen. In höheren Jahren trennten sie sich noch. Und aus dieser unhaltbaren Franzosenehe auf märkischem Sand ging dieser ewig frische deutsche Dichter Theodor Fontane hervor, dieser biedere preußische Fabulist und behagliche Plauderer! Was?

XYZ.

Max Kretzer: Irrlichter und Gespenster. Weimar, Schriftenvertriebs-Anstalt.

Ein dreibändiges Ungeheuer von fast 1400 Seiten. Ein Großstadtroman. Ein feinerer Kolportageroman. Mit Einzelheiten, die auch den litterarisch Anspruchsvolleren vollkommen befriedigen. XYZ.

Georg Ebers: Kleopatra. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Des allbeliebten Ägypters von der Pleiße letztes Weihnachtsbuch. Es ist womöglich noch schöner, als die vorausgegangenen Romane. Man höre und staune, wie der geniale Dichter seine Heldin beschreibt: „Welch ein Weib! Sie hatte zwar den Schleier nicht gelüftet und trug einfache dunkle Kleider, doch jede ihrer Bewegungen war von edelster Schönheit, der Arm und die Hand, womit sie bald hierhin, bald dorthin wies, schienen wie beseelt. Und das ganze Weib! Das waren Linien, das war echte vornehme Eigenart und warm pulsierendes Leben."

Welch ein Weib! Welch ein Georg Ebers! Welch ein Dichter und Künstler!

XYZ.

M. G. Conrad: Die Beichte des Narren. Roman. (Leipzig, W. Friedrich.)

Es traf sich zufällig, daß ich kurz zuvor Strindbergs „Beichte eines Thoren" gelesen hatte. Ein Vergleichen reizt da unwillkürlich. Aus Strindbergs Buch grinst das enttäuschte Männchen, bei Conrad tobt der enttäuschte Mann. Bei Strindberg frißt die Enttäuschung das Männchen, bei Conrad der Mann die Enttäuschung, so daß bei letzterem ein Sieg, bei ersterem eine Niederlage die Schlußstimmung abgiebt. Hatte ich bei Strindbergs Buch die Farbenerscheinung, als dringe stechendes Gelb durch milchige Nebel, so wirbelt bei Conrad Schwarz und Rot durcheinander zu purpurner Glut. Bei der Thorenbeichte fielen mir sofort Schumanns „Spanische Lieder" ein, denn bei beiden erlebe ich dieselben Geschmacks- und Gehörs-Erscheinungen; wie beim Zerbeißen von Holzkohle nämlich, was gleichsam einen belegten pelzigen Geschmack hervorruft und ein zerrendes, ziehendes, taubes Geräusch, so daß den Nerven ganz weh dabei zu Mute wird. Bei der Narrenbeichte rauschen Beethoven'sche Sonaten mit in wirrem Tongemenge; ein Biß in volles, lebenswarmes, lebensweiches Fleisch, daß alle Nerven ins Toben geraten und nicht wissen, entsteht Jauchzen daraus oder Weinen.

Die Thorenbeichte zu zergliedern, dürfte nicht allzuschwer sein, bei der Narrenbeichte scheint mir dies einfach unmöglich. Hier giebt's keine Ruhepausen, keine Einschnitte, sondern nur ein wildes Vorwärtsreißen. Hast Du einmal angefangen, so kommst Du nicht wieder zur Besinnung, als bis Du die wilde Hatz bis zu Ende mitgemacht hast. Dann ist's aber auch allerallerhöchste Zeit zum Verschnaufen. Sonst geht Dir die Puste aus, und vorbei ist's ein für alle Mal mit dem Kritisieren; denn ging's so noch 50 bis 100 Seiten weiter, dann wärst Du unbedingt reif für den Eichberg, wie man bei uns sagt, für Niedleben, wie's in Halle, für Dalldorf, wie's in Berlin heißt. In der Thorenbeichte bewundere ich den Dichter Strindberg, in der Narrenbeichte den Narren. Und darf ich noch ein anderes Buch zum Vergleich heranziehen, so wäre das Przybyszewskis „Totenmesse". Ja, das stimmt, was Dehmel gesagt hat: „Ein Jeremias der entarteten Instinkte." Unser Narr ist aber nicht nur das, sondern zugleich auch ein Apostel der zeugenden Liebe, um mich wieder an ein Maß Dehmels anzulehnen, was er mir in Gnaden verzeihen möge.

Man lese Seite 325 ff. in Conrads Buch als Beweis für die letztere Behauptung, — und wenn es auch hundert Seiten 367 und 68 gäbe. So halte ich denn Conrads neuen Isarroman grade heraus und kurz gesagt für ein Meisterwerk psychopathologischer Kunstschöpfung. Und das ist in meinen Augen das größte dabei, daß diese Prachtleistung intimster Seelenstimmung, die sich ihr Milieu so ungezwungen selbst schafft, in der Pathologie nicht untergeht. Vielmehr erhält das Werk durch das „Kind" in ganz meisterhafter Weise, ohne daß dem pathologischen Charakter des Helden irgendwie Gewalt angethan wird, eine „gesunde" „Tendenz". Es giebt eine mannesstarke Weltbejahung, aber keine dekadenceleriſche Weltverneinung, und dies letztere lag sehr nahe.

Und nun wünsche ich diesem Meisterwerk dasselbe Glück, das der Thorenbeichte ja schon zu teil geworden sein soll. Es möchte so in einem halben Jahre konfisziert werden. Vielleicht finden sich dann auch ein paar sog. „Schlammbeißer" und laufen es. Aber freilich, wenn ich es so wieder durchblättere, es ist wenig Aussicht vorhanden zu diesem Glück. So mögen denn die „Gesellschafts"leser, die hoffentlich alle keine „Schlammbeißer" sind, um so energischer dies Werk in Angriff nehmen — und großer künstlerischer Genuß ist ihnen gewiß! — und Dr. Conrad, wenn er diese kritiklose Kritik liest, sie lächelnd ad acta legen. H. Fischer.

Lyrik und Epos.

„Streiflichter." Gedicht von Hermann Friedrichs. Mit dem Bildnis des Dichters. Zürich. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Das neue Liederbuch Hermann Friedrichs' — das manche schon vor Jahren geschriebene Gedichte enthält, wie z. B. „Die Braut des Ertrunkenen", „Das Ça-ira der Muse" 2c., und also über die jüngste Entwicklungsphase des Dichters kaum ein Urteil gestattet — zeigt dieselben Vorzüge und Schwächen, wie des Verfassers frühere Veröffentlichungen. Zu ersteren gehört vor allem die glatte, wohlgebildete Form. Es ist durchweg saubere Arbeit. Die Verse fließen leicht und natürlich dahin, und der Apostroph, dieser ewige Notnagel schlechter Prosodiker, wird nur selten zu Hilfe genommen. Dagegen vermissen wir dem Dichter eigens zugehörende „Töne" oder schärfere Rhythmen. Selbst da, wo Friedrichs seine Muse in den Dienst der Zeitkämpfe zu stellen versucht, geht äußerlich alles sehr glatt und friedlich ab. Ob er sich gegen Philistertum, Pfaffen, Kirche oder einzelne Staatseinrichtungen wendet, ob er für Gedankenfreiheit und das Licht der Wissenschaft eintritt, niemals zeigt sich die Zornesader auf des Dichters Stirn, niemals hört man in seinen Liedern sein Herz lauter pochen. Durch seine Streitgedichte hallt nicht das helle Waffengeklirr der wirklichen Geisteskämpfer, sondern nur die Rhetorik der Aufklärer. Und auch in seinen Liebesliedern, so sehr er — in Worten — für die Rechte der freien Leidenschaft eintritt, fehlt die wirkliche, ursprüngliche Leidenschaft ganz und gar; alles ist eitel Reflexion. Darum fehlt seinen Gedichten, trotz der modernen Stoffe und trotz ihrer „freisinnigen" Tendenz, eben jener feinere Stimmungsreiz, jener Hauch des Selbstdurchlebten, Selbstempfundenen, jene höchste Subjektivität, die gerade unsere jüngsten lyrischen Meister auszeichnet, und ohne die Lyrik eben nicht Lyrik ist. Und weil ihm dieser innere Rhythmus fehlt, so laufen ihm manchmal geradezu haarsträubend triviale Verse unter — und gerade da, wo er hohe Begeisterung erwecken möchte. So sagt er von Goethe (S. 82):

Hier nahmst du jene Klarheit in dich auf,
Die deinem Wesen, deinem Dichten eigen,

oder in einem Gedichte an seine frühere Geliebte (S. 146):

Genauer weiß ich nicht, dich zu beschreiben.

Und solche Stellen allerböſester Prosa kommen öfter vor. Man kann dabei nicht sagen, daß Friedrichs' Lyrik eine „gemachte"

sel, daß er nicht so empfinde, wie er schreibt. Nein, ich glaube, daß es ihm ernst ist, mit dem was er sagen will, aber er zeigt sich in seinen Gedichten mehr als eine passive, ich möchte fast sagen, als eine weibliche Natur — er nimmt von außen kommendes auf und spiegelt es wieder; — eigene Geistesarbeit, eigene Gedankenkämpfe kennt er nicht. Friedrichs meint:

Ich habe nie vom Strom mich treiben lassen.
Stromgegen schwamm ich stets mit Leidenschaft.

Mit „Passion" hätte er beinahe sagen können. Ja, das ist es eben, er kommt sich interessant vor als Gegen-den-Strom-Schwimmer, in Wirklichkeit aber schwimmt er thatsächlich **mit** dem Strome und recht wacker; denn sein ewiger Refrain vom Licht der „Wissenschaft", das Pfaffen und Klerisei besiegen soll, ist ja eben der Strom unserer Zeit — schon seit vielen Jahren. Darum ist Friedrichs auch kein Dichter der Zukunft, weder in Form noch Inhalt, und wenn er in verzeihlicher Selbstbespiegelung meint:

„Doch wenn die Heineaffen (?) längst vermodert,
Wenn meiner Feinde Schar sich ausgelacht, —

(Mit seinen Gedichten hat sich Herr Friedrichs doch kaum „Feinde" gemacht, wenigstens nicht solche, die zählen; denn Wupperthaler Pietisten oder alte Betschwestern, die seine „freie" Muse etwa erschrecken könnte, sind doch nicht ernst zu nehmen)

— Dann weiß ich, daß noch manche Flamme lodert,
Von meiner Lieder Seelen angefacht.
Dann werden alle meine Saaten reifen
Im Feld der Menschheit, das ich **kühn gepflügt**..

(Ist es wirklich etwas so Kühnes, Dinge zu sagen, die schon hunderte vor einem gesagt haben, besonders, wenn man weiß, daß dafür keine Scheiterhaufen mehr geschichtet werden?)

Dann wird das Weben meiner Liebe greifen
Ans Herz der Zukunft noch — und das genügt!

— so glaube ich, daß die Zukunft diesen auf sie gezogenen Wechsel wohl nicht einlösen wird. Dabei lasse ich noch den schrecklichen Gallimathias der beiden letzten Verse — das Weben der Lieder, das der Zukunf ans Herz greift!! — und das ganz bös banale berlinerische „Das genügt!" am Schluß außer Betracht. — Summa: Friedrichs meint es gut mit seinen Gedichten, es ist ihm wohl auch ernst mit dem was er sagt, er schreibt einen **glatten** Vers, aber seine Poesie ist nicht **in den Kämpfen des Lebens** herangereift; wir erblicken also in den „Streiflichtern" das Werk eines gewandten Verskünstlers, aber kaum das eines Dichters. **H. Merian.**

Pierrot lunaire, d. i. der mondsüchtige Pierrot, von **Otto Erich Hartleben**. (Berlin, 1893, Selbstverlag. 2. Auflage. Die erste lithographierte Auflage vergriffen.) — Das ist einmal ein lustiges, originelles Buch, in dem nichts von dem schwarzgalligen, selbstmörderischen Zug der Zeit zu verspüren ist. — Schon seit längerer Zeit geht das Gerücht, die realistische Kunstperiode in der Litteratur sei gestürzt, und die Minister der ungeschminkten Wahrheit à la Zola, **Conrad** u. a. müßten ihre Ministersessel an die Herren der Romantik, aus dem Märchenland, an die Phantasten u. dergl. abgeben. Dieser Pierrot wäre in der That einer der Schnellläufer, der den litterarischen Sieg bei Marathon keuchend berichtet hätte. — Ein Lügenbeutel ersten Ranges, dieser Pierrot! Wir meinen nicht im Hinblick auf den angeblichen litterarischen Sieg, über den wir nichts wissen. Nein, an und für sich, in seinem ganzen Gebahren, in seinem Anzug, seiner Schminke, in seinen Grimassen will er uns etwas vortäuschen, was er nicht ist. Jedes Wort, das er in den Mund nimmt, ist fast eine Lüge. Und so ist er denn in der That geeignet, den Einpeitscher des neuen romantischen Ministeriums zu machen. Von der Wahrheit will er gar nichts wissen. Er scheint sie überhaupt nicht zu kennen. Der Sonne geht er aus dem Weg. Seine Thätigkeit beginnt abends um 7 Uhr vor geld-grünem Theaterlicht, oder noch lieber unter den odischen Strahlen des Vollmonds. Man höre:

„Der Mond, ein blankes Türkenschwert
auf einem schwarzen Seidenkissen,
gespenstig-groß dräut er hinab
durch schmerzensdunkle Nacht.

Pierrot irrt ohne Ziel umher,
er starrt empor in Todesängsten
zum Mond, dem blanken Türkenschwert
auf einem schwarzen Seidenkissen.

Es schlottern unter ihm die Knie,
ohnmächtig bricht er jäh zusammen;
er wähnt: es sause strafend schon
auf seinen Sünderhals hernieder
der Mond, das blanke Türkenschwert."

oder:

„In des Mondes weißem Kleide
lacht Pierrot sein blut'ges Lachen;
wirrer werden seine Mienen.
Glas auf Glas stürzt er hinab.

Droben in die kreid'ge Mauer
schlägt er bebend einen Nagel —
in des Mondes weißem Kleide
lacht Pierrot sein blut'ges Lachen.

Und er schürzt den Henkersknoten,
schmückt den Hals dann mit der Schlinge —
und mit ausgestreckter Zunge
hängt er, zappelnd wie ein Karpfen —
in des Mondes weißem Kleide."

Und noch eins:

„Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher,
nackte, silberweiße Arme
streckt sie nieder in die Flut.

Durch die Lichtung schleichen Winde
und bewegen leis den Strom . . .
Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher.

Und die sanfte Magd des Himmels,
von den Zweigen zart umschmeichelt,
breitet auf die dunklen Wiesen
ihre lichtgewobnen Linnen —
eine blasse Wäscherin."

Hartleben hat diese Verse so wunderschön aus dem Französischen übersetzt, daß wir nach dem Original (von Albert Giraud) nichts weniger wie lüstern sind. Wie wir hören, stehen noch einige weitere Publikationen bevor. Den Herren Verlegern aber raten wir, die Ohren ein bißchen zu spitzen und solche Verse in Zukunft nicht dem Lithographen zu überlassen. Ein originelles Buch, mag es nun realistisch oder romantisch sein. Panizza.

Gedichte. Anton Ohorn: Brevier und Fiedel. (Verlag von Baumert & Ronge in Leipzig, 1894.) — Julius Vatter: Leipaer Erinnerungen. (Leipa, Verlag von Joh. Künstner, 1893.) — Alois Dreyer: Aus mein Hoamatland. Gedichte in altbayrischer Mundart. (Passau, Waldbauers Buchhandlung, 1891.) — Ludwig Zapf: Das Fichtelgebirge im Lichte der Poesie. (Leipzig, Th. Knaur, 1892.) — Franz Herold: Wachsen und Werden. Spuren. (Verlag von Pierson, Dresden und Leipzig.) Friedrich Adler: Gedichte. (Berlin, F. Fontane, 1893.) — Prager Dichterbuch.

Was ich hier zusammenfasse, fällt zumeist unter den von mir in meinem „Litterarischen Jahrbuch" vertretenen Begriff der autochthonen Lyrik! Ich will in der Lyrik die Frische, die Jugend, die roten Wangen, die schelmischen und schwärmerischen Augen, die Natur, die deutsche Landschaft. Alten Mären und Sagen will ich lauschen, über den Ruinen träumen, ich will die frische, unverbrauchte Kraft der Liebe, ich will die echte Leidenschaft, nicht die Goldschnittlyrik, nicht die Salonlyrik, nicht Gedanken- und Problemlyrik, nicht die brünstige Hitze „moderner Liebe". Ach! ich bin allein, ich sehe es wohl — wer versteht noch diese Echtheit und Wahrheit im Schwall ausgeleierter Töne, in dem hohlen gespreizten Pathos, in dem Tasten und Suchen nach neuem Inhalt und neuer Form, in dieser feilen, mit allem Raffinement der Dekadence kokettierenden Absichts- und Effektsdichtung. Genug. Meinen Freunden, die mich auch in dieser Beziehung verstehen, empfehle ich besonders Zapfs Fichtelgebirge. Das ist eine frische, aus Tannen- und Wälderduft und deutscher Art wundersam zusammengebraute lyrische Anthologie, auf die jeder deutsche Gau stolz sein könnte. Da ist wenigstens noch echte Freude, echte Begeisterung; der Hauch der Großstadt dringt nicht in diese alten Wotanswälder, die auf Bayreuth hinunterschauen. Dreyers altbayrische Gedichte

haben auch einen guten Zug. Das ist derselbe, der im Juli vorigen Jahres mit den braven Waldkirchnern am Dreisesselberg im Böhmerwald sein Volksschauspiel „Die Dreisesseljungfrauen“ nach einer Böhmerwälder Sage aufgeführt hat. Vatter giebt in gemütlicher, ungemein anheimelnder Weise Studentenbilder aus der Gymnasialzeit, die uns all die unvergeßlichen Streiche der süßen Jugendeselei und arg bedrückter Flegeljahre im Jean Paul'schen Sinne wieder in lebhafte Erinnerung bringen. Anton Ohorn, längst bekannt als echter Dichter, besingt in seiner neuen Gedichtsammlung den Festkreis des Jahres und bietet in seinen Liedern und Geschichten manch ergreifendes Stück aus Zeit und Gegenwart. Bezüglich Herolds wunderbarer Dichtungen aber verweise ich auf mein ausführliches Referat in der „Gesellschaft“ (1893, Heft 7). Er ist gegenwärtig wohl der erste Neutöner in unserem deutschen Böhmen. Von ihm ist noch großes zu erwarten, wenn er sich ganz zur Ursprünglichkeit, zur inneren Freiheit durchgerungen hat und sich in einem großen Thema einmal ganz verkündet.

Weniger bedeutend sind Adlers Gedichte. Wohlpräparierte Versfeiette, durch die kein warmer Blutstropfen dringt. Oft nichtssagende Glätte der Form. Wie ist da bei Herold alles liedegesättigt warm, innerlicher, natürlicher, echter! Den echten Dichter macht heute die Rasse, die Natur, die Ursprünglichkeit, die Individualität, die Nationalität, kurz sein ganzes „Ich“. Adler, jedenfalls noch ein Anfänger, ist noch nichts in diesem Sinne, er kann innerlich Erlebtes noch nicht geben, daher auch so viel Gelegenheitsgedichte, Anempfundenes, Angepaßtes, Übersetztes in seinem ersten Bändchen Gedichte. Möge er, das ist unser frommer Wunsch, sein Haus- und Hofpoetentum beim Prager Casino aufgeben, überhaupt dieses äußere Gelegenheits-Anstrudeln von Genossenschaften, Vereinen, Dichterjubiläen usw. bleiben lassen und sich verinnerlichen, vertiefen.

In jüngster Zeit ist auch ein Prager Dichterbuch erschienen, wohl auch nur, um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, denn ein so übereilter Anlaß war kaum vorhanden, es müßte denn auf ein passendes Weihnachtsgeschenk abgesehen sein oder auf eine Gegenanthologie zu dem von mir geplanten nationalen Dichterbuch (siehe „XX. Jahrhundert“, 3. Jahrg., Heft 12). Eine litterarhistorische Bedeutung ist in der flüchtig zusammengestellten Prager Anthologie also nicht zu suchen.

Alois John.

E. Ernst Altena (Dr. E. Rysesacz): Der junge Goldschmied. Dichtung, IV. Auflage illustriert, 1890. — Im Samsara, Neue Lieder und Dichtungen 1893. Beides: Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter).

Neben Herold und Ohorn ist Altena sicher einer der bedeutensten Dichter und Sänger des deutschen Böhmens. Meisterhaft greift er in die Saiten, ehern und stark rauscht sein Lied, jung, fröhlich ist seine Seele und sein Sang, er meistert die Sprache in wundervollem Klangzauber, er ist des Gottes voll. Bei dem „jungen Goldschmied“, einem Sang vom Rhein (prächtig illustriert von König, Reynier, Krattner ꝛc.) ist jedenfalls Scheffel, Julius Wolff und Baumbach zu Gevatter gestanden. Aber die übliche sattsam bekannte Butzenscheibenlyrik ist es doch nicht, eine große innere Kraft springt manchmal auf über dem süßlich schmachtenden Stoff, dessen man eigentlich erst in der Liedersammlung „Im Samsara“ so recht teilhaftig wird. Nicht tief greifen diese Lieder, aber der Vers, der Rhythmus, die Sprache walten hier in so klassischer Schönheit, daß man sich bei einzelnen Stellen ganz gefangen giebt. Und nun gar diese „Lieder vom Richtsteige“! Jedes dieser Gauner- und Schlemperliedchen giebt in seiner frischen Realistik ein köstliches Bild des wahren Lebens. Man sollte nicht glauben, daß der öden Juristerei und der Praxis eines

Rechtsanwaltes so famose Sachen gelingen. Etwas Romantik steckt ja seit jeher im Fahrenden und auch der sog. „Lump“ hat noch lyrisches Leben im Leibe. Möge Altena nur wacker in seiner Art beharren, sie ist gesund, kräftig und wird noch gute Früchte zeitigen. Und damit genug für heute. Der Garten autochthoner Lyrik ist reich genug bestellt und zeitigt schöne und erfreuliche Blüten.

Alois John.

Fata morgana. Dichtungen von Frida Schwab, herausgeg. von Wilhelm Arent. (München, M. Poeßl, 1894.)

Arent warmen Dank, daß er durch Herausgabe dieses Buches die Aufmerksamkeit auf Frida Schwab gelenkt hat. Eine echte Dichterin ist damit der Litteratur wiedergegeben; lange hat ihre feine Stimme geschwiegen. Gleich heraus: eine bedeutende Individualität „mit der feinsten Künstlerhand“, deren Töne rein und zart, deren Bilder duftig und sinnig, Freude und Schmerz stets wahr, echt aus tiefster Seele kommen, tritt uns hier entgegen. Eine echte Dichterin, mit mächtig wogendem Gefühle, und die, ganz den Eingebungen dieses Gefühles folgend, Liedperle an Liedperle reiht. Ihr großes Thema ist der Schmerz, der tiefe Seelenschmerz in der Öde des verlorenen Glückes. Aber sie giebt sich nicht in thränenreicher Klage hin, „Glücklich ist der nur, der sich selbst erlöst,“ und so ist sie stark in der Erinnerung an das entschwundene Glück, stark in dem Bewußtsein: „alles ist nur ein Traum“. Soll ich Proben hier anführen? Nein! Ein solches Buch muß man ganz lesen, es ist eine Symphonie, und Satz reiht sich an Satz zu einem seelenvollen Ganzen. Freilich, und da fahre ein Donnerwetter drein, wie viele werden es lesen? Das Publikum, dieses dumme Ungeheuer, es frißt am liebsten die verzuckerten Schundklöße, die ihm allen Geschmack verderben müssen und an denen die ganze Litteratur krepieren müßte, gäbe es nicht Sammelplätze für die Auserwählten. Ich hoffe deshalb, die Dichterin wird sich bald wieder in der „Gesellschaft“ sehen lassen, wo sie vor Jahren schon einmal ihr prächtiges Gedicht „Selbstmord“ vorgetragen hat. Also auf Wiedersehen!

Helmar Fridemund.

Arthur von Wallpach: Im Sommersturm. Gedichte. München. Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.

Ja, Sturm geht durch die Gedichte, heiße, selbstbewußte Leidenschaft, die nicht ängstlich nach rechts und links sieht. Da giebt's keine Rücksicht, immer weiter, vorwärts, dem Ziele zu. Das sind Lieder frischer, moderner Jugend, die die Freiheit mit vollen Zügen jubelnd einsaugt, die jauchzt und klagt, begeistert liebt und haßt, die „nur eines rücksichtslos begehrt: Ganz auszuleben jede Eigenart“, die vor keinem Götzen mehr knieen will, auch vor dem Götzen „Menschheit“ nicht. Das ist nicht eine Poesie der kleinen Gefühlchen und Sensationen, keine ausgeklügelte, anempfundene Litteratenlyrik; aus dem Leben ist sie geboren, auf den lärmenden Markt des Lebens strebt sie hinaus. — Freilich hat der Sturm auch Spreu mit geführt. Manchmal leitartikelt das Pathos; hin und wieder holprige Verse und unmögliche Reime. Mögen die Splitterrichter mit Fingern darauf weisen. Meiner Meinung nach ist A. v. Wallpach ein vielversprechendes Talent, auf das man getrost eine Nummer setzen darf. Ballonmütze.

Albert Möser: Aus der Mansarde. Neue Gedichte. Fünfte Sammlung. Bremen, Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger. 1893. Preis: 3 Mark.

Gedichte einer beschaulichen Dichternatur, die zu spät allgemeinere Anerkennung gefunden hat. Kleine Leidenschaften werden in klassisch-schöne Form gezwängt. Starke, kräftige Töne fehlen. Die Abteilungen „Geschichte und Sage“ und „Märchen und Legenden“ bieten manches

hübsche. Der ansprechendste Teil des Buches sind die Trochäen (S. 33–56). Hier findet innige, herzliche Empfindung erwärmenden Ausdruck, aber auch hier wird die Wirkung geschwächt durch lehrhaften Vortrag, der den Inhalt wie mit einer Kruste überzieht. Schade, daß nicht rechtzeitige Anerkennung dem Dichter reichere Entwickelungsmöglichkeiten geboten hat. G. Morgenstern.

Werdet Männer! Von Waldemar Colell. Leipzig, C. G. Naumann. 60 S. Preis Mk. 1.—. Die 25 Gedichte des Heftchens sind an lauter Gezeichnete gerichtet, an den Brillenträger, Geißelbruder, Säufer, Skatspieler, Zeitungsschlucker, Kalauer-Reißer, Frauenfeind, Verleumder, Vereinsmeier, Kunstkritikaster, Nervösen, Selbstmordsüchtigen usw. Der Dichter ist eine originelle Mischung von Christian Fürchtegott Gellert, Wilhelm Busch und Abraham a Sancta Clara. Ein ernsthaft heiterer Bemoralisierer, der drolliger schimpfen kann als irgend ein Rohrspatz. C.

Gustav Falke: Der Kuß. Ein Capriccio. München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto. 60 Pf.

Ein in echt Byron'schem Geist geschriebenes keckes und launisches Stück. Sehr gewandt und pikant.

„Silentium also! Hier mein Held, vielmehr
Hier meine Heldin. Keine Jungfrau zwar
Von Orleans, doch immerhin noch sehr
Beachtenswert, wenn auch, das ist mir klar,
Vor Herrn von Schillers Muse sie wohl schwer
Bestanden hätte. Aber niemals war
In meiner Helden Wahl ich sehr genau:
Heut Königskind und morgen Hökersfrau."

Freilich das englische Versmaß des „Don Juan" wird im Deutschen niemals bis zu dem bestrickenden Reiz des englischen Originals sich emportreiben lassen. Dazu fließt die deutsche Sprache zu ölig und breit-behaglich hin. Und wir skandieren noch immer in der gähnend-verweilenden Weise der zweiten schlesischen Schule. Wogegen gerade der in „Oktaven" geschriebene Don Juan mit seinen für die reimarme englische Sprache entsetzlichen Schwierigkeiten, die Byron spielend überwindet, das Interesse an der inhaltlich bedeutungslosen Farce eminent steigert. Wirklich der höchste Zauber der Byron'schen Dichtung beruht in der Spannung, wie der Dichter die folgenden kaum schmiedbaren Reime trotzdem zuwege bringt, und dabei meist noch eine höchst witzige Pointe dreingiebt. — In dieser Manier, aus der Not eine Tugend zu machen, und die Reim-Verlegenheit mit einer kecken Wendung zu verschleiern, hat auch Falke in dem vorliegenden Werkchen artige Proben vorgelegt. Wenn es ihm auch nicht beifallen konnte, uns ernsthaft zu einem Vergleich mit dem englischen Meisterwerk, an das man fortwährend erinnert wird, aufzufordern. — Hoffen wir, daß die leichtfüßigen Oktaven des Verfassers von „Tanz und Andacht" die derzeit fast unüberwindliche Abneigung gegen Gereimtes und Skandiertes besiegen möge. Panizza.

Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Herausgegeben von Heinrich Johanson. Zürich, Verlag von „Sterns litter. Bulletin der Schweiz". 227 S. Preis Mk. 6,—.

Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Es ist uns keine umfassendere Sammlung der beachtenswertesten verstorbenen und lebenden Dichter der Ostseeprovinzen bekannt. Der Herausgeber verdient für sein mühevolles und litterarisch interessantes Werk den Dank aller Reichsdeutschen. Aus der großen Zahl von Lyrikern (36!) auch nur einige mit besonderer Auszeichnung hervorzuheben, wäre ungerecht; denn mit Ausnahme des genialen M. R. v. Stern, der auch hier hors de concours steht, sind sämtliche Autoren mit sehr guten Beiträgen vertreten. XYZ.

Der neueste Sammelband lyrischer Dichtungen von Alberta von Puttkamer wird unter dem Titel „Offenbarungen" gegen Ostern im J. G. Cotta'schen Verlag in Stuttgart erscheinen. C.

Dies irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg (München, Dr. Albert & Co.) sind jetzt, nachdem die Beschlagnahme wegen Gotteslästerung durch Gerichtsbeschluß aufgehoben, in zweiter Auflage erschienen. Dafür hat die Staatsanwaltschaft ihre konfiskationseifrige Hand auf das im gleichen Verlag herausgekommene Werk „Aber die Liebe!“ von Richard Dehmel gelegt. Wir wünschen, daß auch diese Beschlagnahme dem Werke zu reicher Förderung seines Absatzes gedeihe. „Aber die Liebe!“ ist bekanntlich eine Sammlung empfindungs- und gedankenreichster Dichtungen von beispielloser Formgewalt, die bedeutsamste Erscheinung auf dem Felde neuer deutscher Lyrik der letzten Jahre. C.

Gedichte von D. Saul. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 206 S.

Kein Wesenszuwachs moderner Dichtkunst. Gute schwäbische Schule. Viel Gefühl im Banalen, viel Inbrunst im Gemütlichen. Am ansprechendsten für modern gestimmte Leser ist die Abteilung „Stachelreime und Sprüche“. Da wird in einem Vergleich von Einst und Jetzt in ergötzlichster Weise seitenlang auf die Modernen geschimpft.

— — —
Ganz anders ist der Dichter der Moderne,
Er schauet nicht, er hustet auf die Sterne.
Er säuselt nicht, der heut'ge Musenjünger,
Statt in die Leyer greift er in den Dünger,
Wo er am dicksten liegt, denn tief im Dreck
Birgt sich des Daseins Inbegriff und Zweck.

Und so weiter mit Grazie und schwäbische Spätzle. C.

Lied und Leid. Gedichte von Gotthard Winter. Meißen, C. E. Klinkicht & Sohn. 86 S.

Kein ungewöhnliches Talent, aber echte Begabung, eindringlich entwickelt. Feiner musikalischer Geschmack in sorgfältig durchgebildeter Reimkunst. Im Gefühl das Sinnige und Minnige vorherrschend, abseits vom Dämonismus elementarer Leidenschaft. XYZ.

Zur Besprechung gelangen nächstens:

Engelbert Albrecht: Drachenhort. München, Dr. E. Albert & Co. 115 S.

Richard Nordhausen: Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowiek. Leipzig, Karl Jacobsen. 317 S.

Franz Held: Tanhusaere recidivus und andere Gestalten. Berlin, Fresko-Verlag. 186 S. Preis Mk. 1,75.

Franz Held: Trotz Alledem! Einiges aus meinem Schatzhaus. Berlin, Fresko-Verlag. 128 S. Preis Mk. 1,50.

Albert Geiger: Im Wandern und Stehenbleiben. Gedichte. Karlsruhe, A. Bielefelds Hofbuchhandlung. 225 S.

Bemerkungen:

Ich habe vor Monaten auf Ansuchen des Schriftstellers Ernst Kreowski in München diesem eine Reihe neuer belletristischer Novitäten (darunter wertvolle Werke von Freiherr v. Ompteda, Fritz Mauthner u. a.) zur Einsichtnahme und event. Besprechung überlassen, konnte aber von diesem Herrn bis jetzt weder irgend eine Besprechung noch die Bücher zurückerhalten. Ich ersuche die betroffenen Autoren um Geduld und Nachsicht.

Die mit XYZ gezeichneten kritischen Beiträge sind verschiedenen Ursprungs. Sie stammen von Mitarbeitern aus München, Berlin, Wien, Stuttgart, Würzburg — gehen aber sämtlich durch meine Hand und werden von mir ausnahmslos vertreten.

M. G. Conrad.

Vermischte Schriften.

Öffentliche Charaktere im Lichte graphiologischer Auslegung. Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen von O. Zix. Mit 135 Handschriften-Facsimiles. Berlin, E. Hofmann & Co. 285 S. Preis Mk. 6.—.

In dieser Gestalt scheint uns die Handschrift-Deutung eine ziemlich wertlose Spielerei zu sein. Die Anordnung ist so: erst die Biographie, dann die Schriftprobe, dann Wortmacherei über das, was alles

in dieser Schrift (oft nur der Name des oder der Betreffenden) an Charakter-Offenbarung stecken soll. In einem Zug oft das ungereimteste Zeug. Da kann doch nur die allergewöhnlichste Neugierde standhalten, so öde ist meist die Geschichte. Eine leere Strohdrescherei, wenn's hoch kommt. Die biographischen Notizen sind auch nicht zuverlässig. So wird z. B. ein Bild „Unsterblichkeit" verhimmelt und dem Fritz August Kaulbach zugeschrieben, während es von seinem viel weniger gefeierten Vetter Hermann Kaulbach herrührt. Bei Max Nordau heißt es „Sohn eines Deutschen Gelehrten". Das ist falsch. Nordaus Vater war ein in Ungarn eingewanderter polnischer Synagogen-Vorsänger und Schächter, namens Südfeld. Was natürlich weder seiner eigenen Bedeutung, noch dem Ansehen seines Sohnes Abbruch thut. Von der Lobhudelei in den Biographien berühmter Fürsten, Staatsmänner, Schauspieler und anderer Komödianten, lohnt sich's nicht überhaupt zu reden, weder kritisch noch anders. Geschmackloses Zeug. Ein Buch für die, so „nicht alle werden".

Fabian Sebastian.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Erster Band. Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen. 1776—1831. Aus dem Russischen übersetzt von L. von Marnitz. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. Preis Mk. 3,—.

Das bedeutsame Sammelwerk stellt sich die Aufgabe, „ein treues Bild des gesellschaftlichen und politischen Lebens unserer russischen Nachbarn zu geben". Dies soll erreicht werden durch die Übersetzung einer Auswahl von Memoiren, die russisches Leben nach verschiedenen Seiten hin beleuchten. Das Programm, das der Herausgeber im Vorwort für die erste Serie aufrollt, läßt an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig, und der vorliegende erste Band giebt zu den besten Hoffnungen Anlaß. Der Verfasser ist nicht bloß ein interessanter Charakter, für den der Leser unwillkürlich Teilnahme empfindet, er hat auch aus den letzten Tagen Katharina II. und namentlich aus der Zeit ihrer beiden Nachfolger, insbesondere Alexanders I., Dinge zu erzählen, die die Herrscher selbst und ihre Beamten scharf charakterisieren. Er bringt nicht bloß Anekdoten, sondern hat Erlebnisse zu berichten, in denen sich das ganze Wesen der Monarchen spiegelt. Die Übersetzung macht den Eindruck, daß sie den Ton des Originals gut wiedergiebt. Dabei ist sie in gutem Deutsch geschrieben. Aufgefallen ist mir das neue Wort Besitzlichkeiten und die merkwürdige Konstruktion: Wir umarmten uns noch einmal mit Magnitzki. (118). — Die Sammlung verdient die wärmste Empfehlung.

G. Morgenstern.

Maurice R. von Stern: Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben. Preis Mk. 4,—.

Zum Teil aphoristisch schlagworthaft, zum Teil weiter ausgesponnen in wissenschaftlich-dialektischer Verbreiterung, gewähren die einzelnen Themen nicht nur vielfältige geistige Anregung, sondern auch Einblick in den Veränderungsgang des Dichters. Manches ist nach unserem Geschmack über Gebühr wichtig genommen, anderes nur als Stimmungs-Moment des Verfassers überhaupt wertvoll. Für die zahlreichen Freunde von Sterns gelten natürlich weniger strenge Maßstäbe, als für den kalten Kritiker, der in solchen epigrammatisch-aphoristischen Sammelwerken die höchste Summe der Weisheit in Verbindung mit der höchsten Feinheit und Schärfe des Ausdruckes sucht. Seit Nietzsche sind wir da sehr verwöhnt. Als Lyriker steht uns v. Stern höher, denn als Epigrammatiker und Dialektiker, so sehr er auch auf diesem Felde als Mann von Geist und Kraft sich fesselnd zu geben versteht.

XYZ.

Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter, Prof. an der techn. Hochschule in Dresden. Jena, Gustav Fischer. 157 S.

Wer die ausgezeichneten Schriften des englischen Philosophen Herbert Spencer in deutscher Sprache gelesen hat, dem ist Vetter, der sie trefflich übersetzte, kein Fremder. In den engeren Kreisen der naturwissenschaftlichen Welt ist Vetter als Herausgeber des „Kosmos“ aufs beste bekannt. Der höchst anregende und fleißige Forscher und Lehrer, der ein Schüler von Haeckel war, ist leider im schönsten Lebensalter, noch nicht 45 Jahre zählend, verschieden. Kurz vor seinem Tode, der am 2. Januar 1893 erfolgte, hielt er sechs öffentliche Vorträge, die soeben mit einem Vorwort von Haeckel erschienen sind. Dieser wohlbekannte Forscher fand in den Vorträgen Vetters dieselben Gedanken ausgesprochen, die er vor kurzem in Altenburg als Glaubensbekenntnis eines Naturforschers äußerte und dann unter dem Titel „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“ so erfolgreich veröffentlichte. Haeckel rühmt an Vetters Vorträgen die Verknüpfung von lauterster Wahrheitsliebe und dichterischer Naturverklärung, von tiefstem, sittlichem Ernste und milder Herzenswärme, und jeder Leser wird ihm recht geben. Vetter, der Sohn eines orthodoxen Pfarrers in der Schweiz, hat sich erst nach langem, schwerem Kampfe mit liebgewordenen Glaubenssätzen einer streng kirchlichen Jugenderziehung zu den freien Höhen emporgeschwungen, wo die Anhänger des Darwinismus stehen, und war gerade deshalb befähigt, die neue Weltanschauung so zu verkündigen, daß sie auch den Forderungen des Herzens entsprechen kann. Aus allen jenen Ausführungen tritt uns ein ebenso weiser, wie liebenswerter Mensch entgegen, dem man gern Vertrauen schenkt, und es läßt sich daher bestimmt erwarten, daß seine Vorträge, die als sein Testament betrachtet werden können, die freundlichste Aufnahme finden. Obgleich in vornehmer Sprache gehalten, sind sie doch leicht verständlich und müssen sie allen, die nach Wahrheit streben, aufs Dringendste empfohlen werden. H. S.

Nachschrift. Um den Leser anzufeuern, dem Vetter'schen Buche seine Aufmerksamkeit zu widmen, geben wir noch eine kurze Inhaltsübersicht. Der 1. Vortrag behandelt einleitende Fragen (Aufgabe der modernen Wissenschaft, Geschichte des modernen Naturerkennens, die neuen Entdeckungen von Robert Mayer, Helmholtz, Lyell u. A. Darwins Bedeutung als Fortsetzer und Vollender bisheriger Forschung; seine Theorie). Der 2. Vortrag beschäftigt sich mit dem einheitlichen Weltbild der modernen Forschung (Kants Entwickelungslehre, Geschichte der Entwickelung des Sonnensystems — kein Eingreifen eines persönlichen Gottes, kein Jenseits — nach Zwecken in der Natur zu fragen, hat keinen Sinn — Entwickelungsgeschichte der Erde und die Anfänge des organischen Lebens). Der 3. Vortrag behandelt den Menschen (auch für ihn wird der Dualismus sich nicht halten können, Entwickelung seiner körperlichen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten). Der 4. Vortrag ist dem Sittengesetz auf natürlicher Grundlage, der 5. der Religion und Philosophie, der 6. der Entwickelungsgeschichte der Religion und ihrer Begründung und dem Ausblicke auf künftige Zustände des Menschengeschlechtes gewidmet.

M. G. C.

Französische Litteratur.

Dubut de Laforest, „La haute bande“ (Paris, Dentu). — Dubut de Laforest hat eine stattliche Zahl von Romanbänden geschrieben, unter denen sich indessen nur wenige befinden, die eine wirkliche Bereicherung der belletristischen Litte-

ratur bedeuten. Die vorgenannte jüngste Schöpfung des fleißigen Romanschriftstellers ist eine phantastische Ungeheuerlichkeit, die der verhängnisvollen Grenzscheide, wo die Schmökerbelletristik aufhört und die Hintertreppenlitteratur beginnt, schon verzweifelt nahe steht. Es war eine recht unglückselige Idee, als sich Laforest anschickte, den Stoff, den Zola seinem „Argent" zugrunde legte, noch einmal zu behandeln. Viel Gehirnschmalz hat sich der Autor die Sache im übrigen nicht kosten lassen, man gewinnt nicht einmal den Eindruck, daß Laforest das Zolasche Buch aufmerksam gelesen hat, es scheint vielmehr, daß der kundige Routinier sich mit dem oberflächlichen Studium irgend eines Finanzblattes begnügt hat, um in der Lage zu sein, durch Mitteilung von Kurs- und Börsentabellen dem unaufmerksamen Leser billigen Sand in die Augen streuen zu können; im großen und ganzen steht der Autor durchaus nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, er läßt ganz im Gegenteil seiner Einbildungskraft völlig die Zügel schießen und erzählt uns eine gar gruselige Geschichte von den Schand- und Mordthaten des bösen Collet-Migneau, eines Borgias der Börse, neben dem Zolas Saccard als ein wahres Musterexemplar von tadelloser Rechtschaffenheit und bürgerlicher Tugend erscheint. Es versteht sich von selbst, daß Laforests „Haute Bande" auf litterarischen Wert nicht den geringsten Anspruch machen kann, aber deshalb wird das Buch, das alle Reize eines spannenden Kriminalromanes in sich vereint, fleißig gelesen werden.

Kein spannender Sensationsroman, aber eine brave psychologische Studie ist das Buch, das Henry Kistemaeckers unter dem Titel „Par les femmes" als Folge und Fortsetzung seines letzt erschienenen „Mon amant" jüngst bei Flammarion in Paris veröffentlichte. In unserer verweibsten Civilisation ist es für den Mann noch immer am leichtesten in die Höhe zu kommen, wenn er sich der Hilfe des Weibes geschickt zu bedienen weiß, nur muß er stark und gewissenlos genug sein, das Weib nur als Werkzeug zu betrachten, das man in die Ecke wirft, wenn es seine Schuldigkeit gethan hat. Der Schauspieler Larmond, der sich diese Lebenserkenntnis bestens dienen läßt, versteht es prächtig, sich den Lebensweg durch die Frauen ebnen zu lassen, er steigt die soziale Stufenleiter ohne Anstrengung Sprosse um Sprosse empor und sieht, oben angelangt, mitleidig auf den armen Paul Rière, den verweibsten Helden des Kistemaeckersschen Romans, herab, der schwach und thöricht genug war, das Herz über den Verstand triumphieren zu lassen und darum durch die Frauen zugrunde gerichtet worden ist. Schade, daß Kistemaeckers den dankbaren Vorwurf so lau und vorsichtig behandelt hat, dadurch ist die innere Lebenswahrheit der Schilderung arg beeinträchtigt worden, und die Neigung zu psychologischen Haarspaltereien und seelenanalytischen Grübeleien, der der Autor nur schwer widerstehen kann, tragen zudem noch das ihrige dazu bei, seiner Darstellung den Charakter des Schwerfälligen und Langweiligen zu geben.

Von der scheuen Zurückhaltung Kistemaeckers ist bei Maurice Montégut, der in seinem „Bouchon de paille" (Paris, Dentu) ganz dasselbe Thema behandelt, keine Rede. Montégut faßt das brutale Thema durchaus nicht mit Glacéhandschuhen an, sondern behandelt es grade so rücksichtslos und so brutal, wie es allein behandelt werden durfte. Mit fester Hand greift er ins volle Menschenleben hinein und holt sich Menschen heraus, die er von der Straße weg in sein Buch verpflanzt. Es ist das erbärmlichste Menschenvolk, das uns in „Bouchon de paille" vorgeführt wird, aber dieses Lumpenpack ist mit solch urwüchsiger Kraft und solch erschreckender Lebenswahrheit gezeichnet, daß man dem Autor Dank dafür weiß, daß er einen in solch schlechte Gesellschaft gebracht hat. Das kühne Werk verdient die wärmste Empfehlung.

„Un vieux coq“, der bei Plon in Paris erschienene neue Roman von Georges Beaume, ist die zahme, konventionell gehaltene Schöpfung eines begabten Schriftstellers, der seine Zugehörigkeit zur idealistischen Erzählerschule nicht verleugnen kann, so naturalistisch er sich auch geberden mag. Ganz im Gegensatz zu diesem Pseudorealisten macht Jean de la Brète, der Autor des vielgelesenen „Mon oncle et mon Curé“, gar kein Hehl daraus, daß er nur zur Feder greift, um zerstreuungsbedürftigen Leuten eine anständige und unterhaltsame Lektüre zu schaffen. Diesen bescheidenen Endzweck erfüllt auch der Roman „Un vaincu“ aufs beste, der gleichfalls bei Plon letzthin zur Ausgabe gelangte.

Die von Colin & Cie. in Paris herausgegebene „Bibliothèque de romans historiques“ bringt als neuesten Band „Autour d'une tiare“, einen historischen Roman von Emile Gebhart, der die kirchlichen und politischen Kämpfe unter dem Pontifikat Gregor VII. in lebhaften Bildern schildert. Der Kampf des Papstes mit dem aufrührerischen Adel, der moralische Niedergang des kirchlichen Lebens, die Empörung des deutschen Kaisers, seine Demütigung in Kanossa, das sind die Hauptscenen des geschichtlichen Dramas, das sich hier vor unseren Augen entrollt.

Unter dem Titel „Soirées perdues“ hat Willy bei Tresse & Stock in Paris einen mit buntem Titelbild geschmückten Band erscheinen lassen, der eine Sammlung der launigen Kunstplaudereien enthält, die der geistvolle Kritiker über die bemerkenswerten Ereignisse des Pariser Theater- und Musiklebens in den Jahren 1891 und 1892 geschrieben hat. Willy hat ein scharfes Auge für die mannigfachen Leiden, an denen unser Kunstleben krankt, der böse Spötter schickt seine scharfen Pfeile nach allen Richtungen und verschont nicht einmal die großen Modegötzen, denen sich andere Sterbliche nur mit geziemender Ehrfurcht zu nahen wagen. Der frische, fröhliche Ton und die goldene Rücksichtslosigkeit giebt diesen Plaudereien einen eigenen Reiz.

Camille Flammarion, „La fin du monde“. Illustrations par Laurens, Rochegrosse, Bayard, Robida, Schwabe, Grasset, Myrbach etc. (Paris, Flammarion). — Dieses neue phantastisch-wissenschaftliche Werk des bekannten populärwissenschaftlichen Schriftstellers beschäftigt sich mit dem mutmaßlichen Schicksal und Ende unserer Erde. Flammarions Buch zerfällt in zwei Teile: der erste versetzt uns ins 25. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Wieder einmal erwartet die geängstigte Menschheit das Ende der Welt; denn nach der Berechnung der Astronomen muß die Erde mit einem Kometen, der ihre Bahnen kreuzt, zusammenrennen und dabei ihren Untergang finden. Die Sache läuft indessen noch einmal glimpflich ab, Flammarion läßt die Mutter Erde erst nach zehn Millionen Jahren an Altersschwäche zu Grunde gehen und widmet der ausführlichen Beschreibung dieses Weltendes den zweiten Teil seiner Arbeit. War der erste mehr der wissenschaftlichen Erläuterung der Naturgesetze gewidmet, so kommt in dem zweiten mehr der astronomische Träumer zum Wort, der über eine unerschöpfliche Einbildungskraft und glänzende Ausdrucksmittel verfügt. Die hübschen Bilder und die glänzende Ausstattung machen den Band zu einem vornehmen Geschenkbuch, das allen, die an Flammarions Art Gefallen finden, willkommen sein wird.

Jules le Fevre-Deumier, „Célébrités allemandes“ (Paris, Didot & Cie.). — Sonderbarerweise ist der erste und ausführlichste dieser „essais bibliographiques et littéraires“, die den Leser mit deutschen Berühmtheiten bekannt machen sollen, Oehlenschläger, dem „poète nationale du Danemark“ gewidmet; des weiteren enthält der Band noch Studien über Henry de Kleist, Müllner, Ernst Schulze und Paracelse. Die willkürliche Art der Zusammenstellung ist wohl

das Wesentlichste, was an dem Werke le Fevre-Deumiers auszusetzen ist, der Verfasser bewährt sich im übrigen als gewissenhafter, verständiger Forscher, der elegant und geschmackvoll zu schreiben versteht.

E. Flourens, Alexandre III., sa vie, son oeuvre. Ouvrage orné de huit portraits en héliogravure (Paris, Dentu). — Über das dickleibige Buch, das der ehemalige Minister dem Zaren als unterthänige Huldigung ehrfurchtsvoll zu Füßen legt, ist wenig zu sagen: es ist, wie nicht anders zu erwarten, eine maßlose Verhimmelung und hat als solche keinen Anspruch auf kritische Betrachtung. Vorzüglich gelungen sind die acht Bilder, die den künstlerischen Schmuck des Bandes bilden, die gediegene, elegante Ausstattung des Werkes macht dem guten Geschmack der rührigen Verlagshandlung alle Ehre.

Edouard Garnier, Dictionnaire de la céramique. Faiences-grès-poteries (Paris, Librairie de l'Art). — Mit diesem neuesten, im Rahmen der geschätzten „Bibliothèque internationale de l'Art" erschienenen Bande wird Sammlern und Liebhabern ein ausführliches und zuverlässiges Nachschlagewerk in die Hand gegeben, das auf jede einschlägige Frage prompte und erschöpfende Auskunft giebt. Ein kurzer Abriß der Geschichte und Technologie der Keramik dient dem eigentlichen Lexikon als Einleitung. Der sachkundige Herausgeber hat sich mit Erfolg bemüht, das überreiche Material, das ihm in seiner Eigenschaft als Konservator der Sammlungen der Manufaktur von Sèvres in seltener Vollständigkeit zur Verfügung stand, klar und übersichtlich zu ordnen und zu einem Werke zu verarbeiten, das sich als unentbehrlicher Führer und Ratgeber erweist. Die tadellos reproduzierten 20 ganzseitigen Aquarelltafeln, die 150 verschiedene Muster zur Anschauung bringen, und die 550 im Text abgedruckten Marken und Monogramme geben dem Bande den Wert eines kostbaren Prachtwerks. — Die letzterschienenen beiden Novitäten der von demselben Verlage edierten „Artistes célèbres" bringen zwei weitere historisch-kritische Monographien von A. Hustin und Alphonse Wauters. Ersterer unterzieht Leben und Wirken Troyons einer eingehenden Untersuchung, während letzterer seine Arbeit dem flämischen Meister Bernard van Orley widmet. Beide Bände sind wie die früher erschienenen reich und sorgfältig illustriert. — Die von der Librairie de l'Art herausgegebene Sammlung von Reproduktionen zeitgenössischer Künstler liegt nach dem Erscheinen der Animaliers und Sculpteurs contemporains nun abgeschlossen vor; sie enthält in acht Heften, von denen jedes 3 Frank kostet, über vierhundert Reproduktionen der besten Werke zeitgenössischer Landschafts-, Genre-, Tiermaler und Bildhauer.

F. Paulhan, Les Caractères (Paris, Alcan). — Das Werk, das im übrigen ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, knüpft an die allgemeinen Theorien an, die der Autor in seiner „Activité mentale et les éléments de l'esprit" früher veröffentlicht hat. Paulhan beweist dort, wie die psychologischen Gesetze, die in vorliegendem Werk eingehende Untersuchung finden, zur Erklärung und Klassifizierung der Charaktere dienen können. — Im gleichen Verlage veröffentlichte Ch. Adam eine Übersicht über die Entwickelung des philosophischen Gedankens in Frankreich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unter dem Titel „La philosophie en france". Die französische Revolution bedeutet auch in der Geschichte des wissenschaftlichen Lebens einen Wendepunkt, die kritische Betrachtung der neuen Ära, in die die Philosophie mit dem Jahre 1789 eintrat, bildet das Thema der vorliegenden Arbeit, die uns mit den Hauptvertretern der neueren französischen Philosophie, wie Chateaubriand, Saint-Simon, Lamennais, de Maistre, Ampère, Guizot, Fourier, Comte u. a. m. bekannt macht.

Unter den Büchern, die die diesjährigen Etrennes der Jugend gebracht haben, verdient das prächtige Album, das Job unter dem Titel „Le Grand Napoléon des petits enfants“ bei Plon in Paris erscheinen ließ, ganz besondere Hervorhebung. Das Büchlein enthält eine Reihe von Aquarellen, die die Hauptmomente der Laufbahn des gewaltigen Korsen in origineller Auffassung zur Darstellung bringen. An den hübschen Bildern werden nicht nur die Kleinen, sondern auch die Großen ihre helle Freude haben. — „Pour amuser les Petits“ veröffentlichte Tom Tit, der Autor der „Science amusante“, eine durch zahlreiche Bilder veranschaulichte Anleitung, aus allerlei Abfällen hübsche Spielsachen zu verfertigen.

Le Prince Kozakokoff betitelt sich eine bei Plon erschienene humoristische Russengeschichte von Benardaky, die Caran d'Ache mit lustigen Bildern geschmückt hat. Die Eigenart und der unverwüstliche Humor des geschätzten Karrikaturenzeichners kommen in diesen Illustrationen prächtig zur Geltung.

A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Was soll ich heute von spanischen Werken der schönen Litteratur berichten? Die Kämpfe vor Melilla, die Dynamit-Katastrophe von Santander und das gräßliche Verbrechen im Teatro del Liceo in Barcelona beschäftigen die Gemüter. Der Krieg in Afrika hat schon einen romancero ins Leben gerufen, wie den des Marqués de Molins im letzten afrikanischen Kriege. Und in Madrid ist eine außerordentliche Nummer des „Heraldo“ erschienen, in der die ersten Prosaiker und Dichter gleichmäßig zu Wort kommen. Sind doch alle davon durchdrungen, daß mehr als die schönen Antillen, mehr als die reichen Philippinischen Inseln für Spanien die dürren Felsen der marokkanischen Küste, die traurigen presidios und die kleinen Festungen bedeuten, die es sich wie durch ein Wunder erhalten. Aber wenig tröstlich klingt es, wenn Julio Burell, nachdem er das religiöse Gefühl des Riffeñers hervorgehoben, das einem Muselman in Tanger die Worte eingab: „Die Katastrophe in Santander ist die Strafe, die Allah Spanien schickt, weil es ein Fort auf einer geweihten Stätte errichten wollte,“ hieran die Frage knüpft: „Bewahrt die alte Welt Christi noch dieselbe geheimnisvolle Kraft, wie die alte mahomedanische Welt? Unsere Seelen sind nicht von Gott erfüllt, und das Kreuz, auf das der Almogávar seinen Glauben stellte, um zu kämpfen, ist nur das Stück Holz, in welchem das Heldentum nicht die Offenbarung einer triumphierenden Gottheit schaute. Unsere Soldaten kämpfen und sterben, aber wer weiß, ob sie nicht, unglücklicher als der wilde Riffeñer, in der Stunde des Todes fühlen, daß für sie die Hoffnung, ach, die göttlichen Flügel gebrochen hat!“

Doch erhebend ist das Beispiel des Generals Margallo, der auf den Vorwurf: er möge sich doch im Kampf nicht so aussetzen, antwortete: „Bin ich nicht ein Spanier so gut wie die andern?“ Und es ist rührend, wenn der spanische Soldat über den sterbenden Kameraden sich neigt, dem er keine materielle Hilfe mehr leisten kann, und ihm den Segen giebt.

Seine Stimme hat wieder erhoben der Sänger der „Gritos del combate“ (Kampfrufe) Gaspar Núñez de Arce, der mit José Zorrilla der berühmteste Sohn Altcastiliens ist. Es lautet sein Trostlied:

Der schnöden Schmeichelei hat meine Lippe
Noch nie gehuldigt. Lärmender Erfolg nicht,
Und nicht das Glück, das prahlerische, hörte
Ein knechtisch Lob von meiner armen Muse.
Das rauhe Land, drin ich geboren, gab mir
Die rohe Festigkeit, und die Geschichte,
Die übervoll, durch die wie schnellen Laufes
Ein angeschwellter Strom, der Menschenstolz sich
Verlieret in die Tiefe des Vergessens,
Sie hat mich, ach, gelehrt, daß auf der Welt nur
Zwei Majestäten sind, zu deren Höhe
Ich ohne Schmach kann meinen Sang erheben:
Die Wahrheit und der Schmerz. Und heut, o Spanien,
Wer mehr als du verdienet Trost im Unglück?

Es will nicht Gott, daß sonnig heitre Tage,
O Vaterland, dir mögen leuchten. Sitzend
Auf den Ruinen deines alten Ruhmes
Preßt dir ein blindes Mißgeschick zusammen
Mit seiner Eisenfaust des Busens Schläge,
Der Lüfte Hauch vergiftet's, die du atmest.
Gefräß'ger Geier, bohrte seine Krallen
In dich das Unheil, und seit drei Jahrhundert'
Sucht es in deinen Wunden, die entzündet,
Wahnsinn'gem Hunger die lebend'ge Nahrung.
Wär' nicht dein unverzagtes Herz gewesen
So hart wie der Granit von deinen Gipfeln,
So wärst du von den Schrecken überwunden,
Womit das Schicksal deine Stärke prüfet.
Dein Name nur, das Staunen der Geschichte,
Würd' in dem Geist der Welt noch weiterleben,
Wie der der Reiche, welche fortgerissen
Vom wilden Drang menschlicher Zwietracht wurden,
Die Zeit verzehrt' und das Vergessen schonte.

Doch mög' die Wut, mit der an deinem Herzen
Das ungerechte Schicksal immer pochet,
Erlöschen nicht den Mut dir und den Glauben.
Es läutert Schmerz und er giebt Kraft der Seele.
So kämpf' und dulde denn und bleibe standhaft,
Bis aus dem Schoß einst deines tiefen Unglücks
Ruhmvoller du erstehst, o Mutter Spanien!

Die Asociación de Escritores y Artistas in Madrid wollte das Jubiläum ihres Vorsitzenden Gaspar Núñez de Arce feiern, aber er nimmt die Huldigung seiner Freunde und Bewunderer nicht eher an, bis Spanien den Kampf der Civilisation und der Ehre vor Melilla ausgefochten.

Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

D. Guiomar Torrezão bringt in ihrem Almanach das Senhoras wieder eine Fülle des Anziehenden und Schönen. Unter den Illustrationen finden wir außer Künstlern, Diplomaten den interessanten Kopf Eduardo Schwalbachs, Verfasser des mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Schauspiels „O Intimo“, und Fialho d'Almeida, den gefürchteten Kritiker und bedeutenden Novellisten. G. Torrezão, die treffliche Schriftstellerin und Kennerin des menschlichen Herzens, widmet ihm prächtige Worte der Anerkennung seines eminenten kritischen Talentes. Die zahllosen Mitarbeiter dieses umfangreichen Kalendariums tragen das Ihre dazu bei, dasselbe der Damenwelt lieb, vielleicht gar unentbehrlich zu machen.

Der unermüdliche Forscher und Dichter Ramos Coelho weiht dem verstorbenen französischen Priester, Thomas Blanc, dem Dichter herrlicher Jesuslieder, ein Blatt der Erinnerung, das in der Knappheit und einfachen Treue der Darstellung bei allen jenen Teilnahme erwecken wird, welchen das Wirken des schlichten und so hochbegabten Mannes nicht fremd geblieben ist.

„A Amante de Jesus“ betitelt sich ein Roman von Alfredo Gallis. Die „Echos de Avenida“ behandeln diese Arbeit in einem eingehenden Leitartikel, aus dem wir entnehmen, daß wir es nicht mit einem atheistischen Werke zu thun haben, wie wir etwa nach dem Titel glauben mögen, sondern im Gegenteile mit einem Buche, das glaubensvollen Lesern nur empfohlen werden könne. Wunder, Legenden, Suggestionen werden nicht unterschätzt. Jedenfalls scheint der Verfasser tiefe und ernste Studien gemacht zu haben, bevor er an die Veröffentlichung dieses die Aufmerksamkeit erregenden Romans ging. Neu ist entschieden die Episode mit Marie Magdalena, die als Geliebte Jesu nichts von dem sie anbetenden Judas mehr wissen will ....

Der Herausgeber des in diesen Blättern wiederholt hervorgehobenen „Commercio do Porto“, eine der besten Zeitungen Portugals, Bento Carqueja, veröffentlicht soeben ein sehr wertvolles Buch, das für die Presse von weitgehender Bedeutung ist: „A Liberdade de Imprensa“. Im besonderen beschäftigt er sich mit den Angelegenheiten im „eigenen Hause“, aber er beleuchtet in sehr übersichtlicher, klarer und vollkommen unparteiischer Weise die Preßverhältnisse der übrigen europäischen Mächte. Das Buch liest sich sehr gut — es ist sachlich geschrieben, aber nicht in dem pedantischen Stil, der Fachschriften so oft kennzeichnet.

In den letzten Nummern des „Commercio“ haben wir auch wieder Gelegen-

heit gehabt, unsern verehrten Lobo de Bulhões zu bewundern. Er kämpft unentwegt und mit unerschütterlichem Mute gegen die Schäden und Schwächen seines Vaterlandes. Das ist sein Patriotismus! Da heißt es u. a.: „Trotz all' unserm Unglück haben wir einen schönen Gleichmut, der Durst nach Vergnügungen erfaßt den Vornehmsten wie den Geringsten. Das ist vielleicht eins der Symptome des Zusammensturzes. Dem Untergang jedes Volkes geht eine unersättliche Begierde nach Freuden und Lust vorher: Stiergefechte und Wahlen, das sind die Beschäftigungen unserer Welt. Wahlen! das sind so Redensarten ... man wählt für (selten gegen) denjenigen, der von der Regierung bezeichnet wird, und natürlich alles unter dem Regime des „Papiergeldes", unter dem wir seit dem Mai 1891 leiden" u. s. f.

Wohl dem Manne, der durch zwei Menschenalter seine Unabhängigkeit bewahrt hat, der von Freund und Feind geehrt wird und keinen Augenblick den stolzen Mut verloren hat. Das laut auszusprechen, was tausend andere nicht einmal zu flüstern wagen! ein solcher Mann ist E. M. Lobo de Bulhões. H. W.

Norwegische Litteratur.

Nach längerer Pause hat Gunnar Heiberg, der bekannte Verfasser der „Tante Ulrikke" und des „König Midas", eine Komödie in fünf Akten veröffentlicht: „Kunstnere" (Kopenhagen, J. H. Schubothe, 1893), ein sehr ernstes, zum Teil tiefgehendes Stück, das die Dichterehe behandelt. Der Dichter Per Sommerfelt hat sich vor kurzem verheiratet und liebt seine Frau. Und „die Liebe will das beste haben, das feinste — alles". Deshalb will er nicht mehr dichten; denn auch das dichterische Schaffen fordert alles für sich: „Wenn das, was man liebt und geliebt hat, geglaubt, geahnt und gedacht, wenn das sich sammelt und zu neuen Wesen werden will — zu neuen Organismen, wenn man sich als Kind des schaffenden Gottes fühlt, da wird auch das beste, das feinste — alles verlangt. Und da will man allein sein. Da stören die andern. Da sind sie im Wege — da hat man keine Zeit übrig; denn plötzlich fürchtet man, man könnte sterben oder wahnsinnig werden, wenn man in sich die Kraft zum höchsten fühlt. Darin will man einsam und allein sein. Und hat die Liebe nur eine Sekunde weichen müssen, dann kommt sie nicht wieder, oder sie kommt nicht wieder, wie sie war." Die Frau kann das nicht fassen. Eitel, drängt sie den Mann immer und immer wieder zum schreiben; sie kann nicht begreifen, wie er plötzlich sein Talent nicht mehr ausnutzen will. So entfernen sich die beiden Gatten von einander. Er schafft ein neues Werk, und dann bricht die Liebe wieder hervor — bis zum nächsten Male, bis der Gott wieder über ihn kommen wird. — Das Stück hat den großen Vorzug vor einer ganzen Reihe von Künstlerdramen, daß Per Sommerfelt sich wirklich als Dichter erweist, in seinem ganzen Wesen, besonders am Schlusse des zweiten Aktes, nicht bloß eine Person ist, die der Verfasser Dichter nennt; und Heiberg bietet hier ein Meisterstück seiner Psychologie. In technischer Hinsicht mag das Drama fehlerhaft sein. Der erste Akt ist viel zu breit angelegt und in den drei letzten Akten fehlt die dramatische Spannung. Aber es ist vielleicht besser, mit seinem Urteil darüber zurückzuhalten, bis das Stück wirklich gut aufgeführt worden ist. Jedenfalls ist es, rein dichterisch genommen, ein hochbedeutsames Werk, eine stark persönliche Schöpfung.

Hans Seland, Ei bergpreiko og andre smaastykko (Kristiania, Bertrand Jensens Forlag, 1893). — Das kleine in landsmaal geschriebene Buch enthält acht kleine Stücke, Erzählungen aus dem Volksleben, schlicht und einfach erzählt, kleine Seelenstudien, die einen soliden, echt volkstümlichen Verfasser erweisen. Alle sind etwas lehrhaft vorgetragen, besonders die „Bergpredigt", in der eine gesunde Natur ihr Credo ablegt in religiösen, litterarischen

und philosophischen Dingen, ohne Überschwang und ohne Scheu. Das ganze Buch ist gesundes Brot, das einen gesunden Magen verlangt; es bringt nicht bloß Litteratur für Litteraten, nichts pikantes oder dekadentes. Man kann von der Weiterentwickelung Selands jedenfalls das beste erhoffen.

Von Arne Garborgs „Jonas Lie“ (Kristiania, Aschehoug, 1893) geht mir die zweite Auflage zu, erwünschte Gelegenheit, um nochmals nachdrücklich auf die eminente Bedeutung des Buches hinzuweisen. Wie es den Menschen Lie in all seinem Wirken auf politischem wie litterarischem Gebiete gerecht wird, ist es zugleich eine Entwickelungsgeschichte des norwegischen Geistes der letzten Jahrzehnte. Umfassende Materialien sind durchgeistigt und musterhaft verarbeitet, so daß man nicht immer über den Stoff stolpert. Ich kenne kein Buch, das so sehr das Verständnis der neueren norwegischen Litteratur gefördert hat.

Jonas Lie steht mit seinem neuesten Romane „Niobe“ auf der Höhe seines Schaffens. Es ist die Geschichte einer Mutter, die Kind für Kind sich geistig fremd werden sieht, die Geschichte eines Märtyrerlebens, das in hoffnungsloser Verzweiflung endet; die Mutter sprengt schließlich sich selbst und ihre drei ältesten schiffbrüchigen Kinder in die Luft. Dieser Schluß, der leicht für Sensationsmache gehalten werden könnte, ist meisterhaft vorbereitet. Das Buch soll von Frau Mathilde Mann ins Deutsche übertragen werden; hoffentlich wird die Übersetzung dem intimen Stimmungsreize des Originals gerecht.

G. Morgenstern.

Czechische Litteratur.

(Würdigung deutscher Autoren.)

„Ein Originalwerk besitzt stets mehr Anziehungskraft, als eine Übersetzung, und keinem in der Litteratur Bewanderten ist es unbekannt, daß die czechischen Reiseschilderer so fesselnd schreiben, daß ihnen von den Deutschen nur selten einer nahekommt. Die deutschen Schriftsteller appellieren alleinzig an die Geduld ihrer Leser; die czechischen belehren spielend, daß es eine Freude ist,“ schrieb vor circa sieben Jahren ein weiser Thebaner im „Pozorovatel“ (Beobachter). Daß dieses fürnehme Naserümpfen über die deutschen Reisewerke im besonderen und das deutsche Schrifttum im allgemeinen noch heute fortdauert, leuchtet jedermann ein. Übrigens bürgt dafür die maßlose Parforcejagd auf alles Deutsche in den czechischen Eintagsfliegen, vulgo Tagesblätter geheißen. Einsichtsvolle, vernünftige Czechen sehen die unsterbliche Blamage, die damit erholt wird, ein und bedauern es lebhaft. So läßt sich in den „Literární listy“ ein Herr Alap (jedenfalls Pseudonym) gelegentlich eines Referates über die moderne deutsche Litteratur vernehmen: „Aber wer möchte eine solche Arbeit (Übertragung von Hanssons: „Das junge Skandinavien“) unternehmen, heute, wo wir, je weniger wir Ursache und Recht dazu haben, desto protziger von oben auf die zeitgenössische Produktion in Deutschland herabsehen, wo unsere Zeitschriften, welche Übersetzungen bringen, solchen aus dem Deutschen verschlossen sind, und überdies jeder, der kaum ein paar deutsche Phrasen kennt, verächtlich die Nase rümpft über derlei Arbeiten: das brächte ich auch zustande! — obgleich er sich noch nie bemüht hat, auch nur eine Periode halbwegs ordentlich zu übersetzen.“ (Lit. listy, 1893, Nr. 12, S. 216.) Über französische, englische und andere Autoren bringen die czechischen Litteraturblätter zusammenfassende Essays, über deutsche — niemals, ja nicht einmal gelegentliche Notizen, und wenn ja einmal, so geschieht das in einem Tone, der an Gehässigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Rühmliche Ausnahmen bilden die beiden mährischen kritischen Blätter: Hlídka literární und die obenerwähnten Literární listy. Erstere Monatsschrift bringt in jeder 3. oder 4. Nummer ein freilich sehr knappes Referat über die

deutsche Litteratur, wozu noch beigefügt werden muß, daß diese Referate dem Londoner Atheneum entnommen sind und vom krassesten Altweiberstandpunkt geschrieben zu sein scheinen — wenigstens kommt die moderne Richtung immer sehr schlecht weg (Referent des Atheneums ist ein Deutscher: Zimmermann). Andrerseits hält sich die „Hlídka literární" sehr ängstlich an die kritischen oracula des Jesuitenblattes „Stimmen aus Maria-Laach". Die alleinseligmachenden Seiltänzereien der wackeren PP. W. Kreiten und A. Baumgartner werden mit großer Inbrunst reproduziert, wohl nur zu dem Zwecke, daß die alte Regel in Kraft bleibt: Geteilte Blamage ist halbe Blamage. Die harmlosen Leser der „Hl. lit." erhalten demnach die erschütternde Nachricht, daß das „akatholische Blatt ‚Deutsches Dichterheim' sehr gerne Gedichte voll Schmutz, Frivolität und Gemeinheit aufnimmt, so daß ein Gedicht desto mehr Aussicht hat auf Preiskrönung, je mehr es unverschämt ist" („Hl. lit.", VI, Nr. 1).*) Man vergegenwärtige sich doch nur recht lebhaft: ‚Deutsches Dichterheim' und — Unverschämtheit! Klingt das nicht so, als ob man sagen würde: Jungfer Marlitt oder Friederike Kempner hat sich an Zola ein Muster genommen?! — Und weiter: „Eine ähnlich entsittlichende Richtung offenbart sich in den neu gegründeten liberalisierenden „Neuen poetischen Blättern", wo die ‚Koryphäen' des deutschen Volkes, die Dichter des extremen Naturalismus, des zügellosen Pessimismus' H. Friedrichs, H. Lorm u. a. in Stoffen schwelgen, die sie aus engen, alten, stinkenden Gäßchen geschöpft, in denen sich Kinder mit Schweinen und Hunden brüdertich wälzen, die Männer aber und Weiber ohne weiteres nackend herumgehen." Die Werke Dahns verfolgen heidnische Tendenzen, in sozialer Hinsicht huldigt er dem Naturalismus, überdies liebt er ‚Dämmerung und Mondscheinscenen'. Ganz besonders übel ergeht es dem ‚eisgrauen Pui-Pui' Henrik Ibsen, dem „echten Naturalisten des Dramas". Das Urteil des gelehrten Jesuiten ist zu merkwürdig, um verschwiegen zu werden. „Anfänglich hielt Ibsen am Romantismus der älteren Schule fest und schrieb in dieser Richtung einige allerdings wertlose Dramen." „In diesen schont er nicht der künstlerischen Mäßigung, ermüdet die Hörer durch entsetzliche Scenen voll Gewaltthätigkeit, liebt Konflikte, die uns erschüttern, und weilt gern im Dunkel und im Zwielicht. Oft versündigt er sich gegen die historische Wahrheit, substituiert statt historischen Geschehnissen und Personen Gedanken seiner verkehrten Phantasie. Vom blinden Vorurteil getrieben, schuf er in ‚Frau Inger' auf Östrot aus einer historischen Person eine gänzlich erdachte. Ein ähnliches Drama des Vorurteils und des beispiellosen Hasses gegen die Kirche ist das romantische Spiel: ‚Kronprätendenten'." „In den religiös philosophischen Dramen kämpft Ibsen sowohl gegen die in Norwegen herrschende Kirche — die protestantische — als auch gegen die katholische. Im dramatischen Gedicht ‚Brand' ist die Idee religiös-falsch. Was den Inhalt betrifft, so ist selbiger ein Pêle-Mêle christlicher und freimaurerischer (aha!!) Ansichten, des Rigorismus und Indifferentismus. ‚Peer Gynt' ist eine Aufhäufung von seltsamen Einfällen und phantastischen Gedanken. Cynisch verlacht er da den Glauben sowohl als den Unglauben, den Katholizismus, wie den Protestantismus, alles ist ihm Lüge und Heuchelei. Im ersten Teile von ‚Kaiser und Galiläer' hat er ziemlich (!!!) geschickt den allmählichen Abfall Julians von der Kirche angedeutet. (!!) Das Ganze ist aber auseinandergezerrt, die Gestalten der Christen — lauter Karrikaturen, diese Märtyrer — eine Rotte von Fanatikern, die Scenen unwürdig (!!) erdichtet, und die Auffassung von Julians Person unrichtig vom historischen wie religiösen Stand-

*) Stimmen aus Maria Laach, XXXIV, 1888. Ich füge das bei, da mich Herr Heinze am Ende gar wegen Ehrenbeleidigung klagen möchte.

punkt. In den sozialen Dramen lenkt er hauptsächlich auf den Bau der Handlung (!!) und Charakteristik sein Augenmerk. Die Stücke ab 1872 huldigen dem Naturalismus, dem Realismus der Alltäglichkeit, des Schmutzes" u. s. f. Mit einem Wort: urblödes Geschwafel eines Menschen, der von Ibsen ungefähr so viel Verständnis, wie eine Laus vom Bicyklefahren besitzt. Und das wird den werten Lesern als unumstößliches Urteil eines geistvollen Kritikers vorgesetzt!! Prost Mahlzeit!!!

Ganz anders verfahren die „Literární listy". Zunächst sind es Originalreferate, die sie bringen, ferner fleht der Referent nicht auf katholischem Standpunkt, endlich befleißigt er sich, gerecht zu urteilen. Nr. 6 brachte ein Essay über Leo Bergs ‚Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst'. Referent nennt es ein „wunderliches Buch, sowohl in Bezug auf die Form, als auf den Inhalt". „Ein buntes Chaos der komplizierten Gedanken über moderne Litteraturrichtungen, moderne Autoren, die soziale und Frauenfrage, und dazwischen kühne Aussprüche, von den banalsten Phrasen angefangen bis zu scharfen, treffenden Paradoxen, geistreiche Einfälle und leicht hingeworfene Inkorrektheiten. Fast jedes gewöhnliche Wort, Naturalismus, Realismus, Kriticismus u. s. f., hat seine besondere, öfter veränderliche und von der aktuellen Begriffsweise abweichende Bedeutung. Der Autor schneidet manchmal sehr tief ins Lebendige, reißt, demoliert alte, festgestellte Begriffe und Formen und kümmert sich wenig, wie ein Neubau aufzuführen wäre. Ja, manchmal kämpft er selber gegen seine Ansichten und schont niemanden, . . . der Autor ist der Typus einer modernen, bewegten, unbeständigen, von neuen tiefgrundigen Gedankenströmen hin- und hergeschleuderten Seele, welche die alten Kerkergitter der Vorurteile zertrümmert hat, aber zum selbständigen Fluge nicht genug Kräfte besitzt." Zur Probe übersetzt der Referent die letzten Kapitel des Abschnittes, ‚Realismus und Kritik'.

Über Tovote, Schlaf, Hansson, Hauptmann und Voß referiert der obenerwähnte Niap (1893 Nr. 1, 7, 12 und 14). „Tovote ist vor allem Stimmungsmaler. Du kannst welch ein Buch immer von ihm öffnen, eine kurze Novelle oder einen großen Roman, auf welcher Seite immer zu lesen anfangen, in welcher Stimmung immer, stets fesselt Dich, schon nach einigen Absätzen, eine ganz besondere, der Lektüre angemessene Stimmung . . . wenn ich Tovote mit jemand vergleichen sollte, thäte ich es am liebsten mit Jacobsen . . . Diese Eigenart Tovotes zeigt sich auch in seiner Psychologie: selbe geht nicht tief bis auf den Grund der menschlichen Seele . . . sie reproduziert die friedlichen und stillen Fluctuationen des Meeresspiegels im inneren Leben. . . Tovote ist immer moralisch, aber er predigt nicht wie Bourget in den Vorreden, auch legt er nicht in seine Werke langweilige und unnötige moralistische Deduktionen, wie es Alberti in seinem Roman ‚Die Alten und die Jungen' thut; Tovote läßt die ungezwungene, natürliche Moral aus dem Werke selber folgen." Referent bespricht darauf sehr lobend die Berliner Romane: ‚Im Liebesrausch' und ‚Der Erbe'. Letzteren nennt er eines der „kühnsten Bücher des jungen Deutschland". Über die Konfiszierung desselben sagt er: „Das Buch wurde, wie immer, wegen Unmoralität verboten: damit die großen Kinder und die, welche es angeht, sich nicht ärgern müßten, die kleinen Kinder aber nicht verdorben würden!" Großes Lob spendet der Referent Schlafs Novellenbuch ‚In Dingsda': „Landschaftliche Schilderungen und Stimmungsmalereien, zarte unbestimmte Gefühle, wie solche ländliche Einsamkeit erregt, das Wort und die Form decken sich vollständig mit dem Inhalt: leicht, vergeistigt, wechselnd und reizvoll. Manchmal blitzt ein geistreicher Vergleich auf, ein leichter satirischer Schmitz, ein origineller Einfall — urplötzlich, lustig, wie ein goldenes Insektchen im Sonnenstrahl." Nach einer nicht minder aus-

zeichnenden Besprechung von Hanssons 'In der Damenpension', 'Alltagsfrauen' und 'Das junge Skandinavien' fixiert der Referent die Stimmungen, welche die Lektüre von Hauptmanns Meisterstück: 'De Waber' erregt hat. „Es war, als sähe ich vor mir eine tragische Landschaft: unter dem schwarzen, tief und streng schwarzen Himmelsgewölbe, darüber schwere, bleierne, fast bis zur felsigen, öden, ausgedorrten Erde reichende Wolken zogen, schleppten sich ausgemergelte, vertrocknete Gestalten, mehr Schatten und Gespenster als Menschen, zerdrückt von der Last des verzweiflungsvollen Fatums, mit trunkenen Gesten ... und plötzlich zerrissen die rußigen Wolken, verzerrten sich wie der schreckliche, riesige Rachen Behemoths, und aus dem Riß goß sich hinab ein roter Glanz, schmutzig und ekelhaft rot, wie geronnenes, altes, erkaltetes, vertrocknetes Blut, die schwankenden Gestalten bildeten eine Gruppe, sich in einen Klumpen zusammenballend, mit überreizten Bewegungen, wie im Delirium, das unbewegliche Schweigen erbebte in dumpfem Gebrause, veränderte sich in Gewittergebrüll, wütend, entfesselt, zügellos, unbezähmbar ... Kein Buch hat einen so starken, schrecklich-großartigen, ja fast brutal-gewaltigen, in seiner letzten Konsequenz aber doch erhebenden, befreienden, reinigenden Eindruck auf mich gemacht, ... das steinerne Leben dieser Weber ist mit gleicher, unermüdlicher, störrischer Kraft bis in die kleinsten Details durchgeführt." Hier übersetzt der Referent eine Episode aus dem ersten Akte. „Ergreifend ist das Lied der aufständischen Weber-Sklaven, groß durch die Tiefe der Empfindung und Schlichtheit der Form, gewaltig durch den wilden Haß und die ausbrechende Verzweiflung, wahr in ihrem Inhalt .... Ein Schauspiel aus den vierziger Jahren nennt es der Autor: also ein historisches Drama; wenn man aber die damalige Lage der arbeitenden Klasse mit der heutigen vergleicht, so ist wahrhaftig nicht viel zu ändern, man braucht nichts vom Schatten wegzunehmen, eher noch schwärzer aufzutragen. Damit dies niemand thun könne, damit weiche, nicht abgestumpfte Seelen diese traurige Parallele ziehen und darüber nachdenken müßten — ward die Aufführung des Dramas verboten. Ein Buch ist nicht so gefährlich, das Drama verliert da natürlicherweise an Lebenskraft, es kann nicht auf weitere Kreise wirken, es besitzt bloß auf den Einzelnen Einfluß, und diejenigen, welche heutzutage Dramen lesen, lassen sich leider fast an den Fingern herzählen ... 'De Waber' ist eine Arbeit großen Stils, ein Monumentalbau, der mit den größten Produkten der modernen Weltlitteratur in gleicher Höhe emporragt; und dazu ist es in Deutschland gleichsam eine imposante, geniale Inkorporation all jener ethischen und sozialen Reformations-Bestrebungen der jungen Deutschen, welche vor allem ihren Werken, auch wenn selbe nicht immer ganz künstlerisch sind, großen Wert verleihen." So weit der czechische Referent. Vergleicht man nun damit die Urteile diverser deutscher Kritiker à la Dr. Kirchner, so hat man wiederum die schöne Gelegenheit, den alten Spruch: „Nemo propheta in patria" zu bewundern. Franzosen und Czechen (gewiß unparteiische Gewährsmänner) erschöpfen sich in Päanen und Hymnen, Deutsche kritteln und mäkeln, daß ein ehrlicher Kerl flugs Galle speien müßte! Vor den Franzosen liegen sie platt auf den gelahrten Bäuchen, wie der freiherrliche Odenquetscher Benze Benz von Benzenhofen vor „Allerhöchst denselben"*) und ihre großen Dichter werfen sie mit kritischen Pflastersteinen zu tot. Und wenn man derlei Haubenstöcken das Nationale abverlangt, so antworten sie stolz im Chorus: Wir gehören zum Volke der

*) „Die Augen meiner Ahnen sehn herab
Aus jenem Reiche auf mein irdisch Thun,'
So sprachen Allerhöchst dieselben jüngst."
Hymne an Kaiser Wilhelm I.
(Verlag von Moritz Münzel, Wiesbaden.)

Dichter und Denker!! Pfui Teufel!!! — Kürzer faßt sich Herr Alap über den ‚müden Mann‘ Richard Voß. „Der Konflikt zwischen den beiden Ansichten (des Pastors und seines Sohnes) ist natürlich-groß und gewaltig, in seiner Wesenheit tragisch, irgend ein Friede zwischen Beiden unmöglich; es gäbe ein ergreifendes Drama, wenn dieses Zerwürfnis vollkommen, und allein psychologisch in allen Details durchgeführt worden wäre mit unermüdeter, ausdauernder Festigkeit, schlicht und natürlich, menschlich — aber in der Voß'schen Form verlieret es: er besaß keinen Mut, keine Kraft, sich des bis zur zulässigen Outranz hinaufgeschraubten Pathos, der Rhetorik und Exaltation, der alltäglichen Theatereffekte, der romantisch-gruseligen Anhängsel (die gespensterhafte Gestalt des alten Jürgens) zu entschlagen. Man erbebt oftmals, ist erschüttert, aber in Bälde verfliegt die Erregung, ohne eine Spur zu hinterlassen, weil selbe bloß auf äußerlichem Eindruck beruht, auf Blendung und Betäubung, welche Mittel ein oberflächliches Ganze ohne inneren festen Grund bilden, der sich uns unauslöschlich in den Sinn graben würde.“

Stauf von der March.

Vermischtes.

Bekämpfung des Deutschtums! Aus einem bei Brockhaus (Leipzig) vor nicht langer Zeit erschienenen dreibändigen Werke von Gustav Ratzenhofer „Über Wesen und Zweck der Politik“, welches wir kritisch noch des Näheren beleuchten werden, erscheint uns ein von der „Köln. Ztg.“ herausgehobener Abschnitt, der von der gesellschaftspolitischen Bekämpfung des Deutschtums handelt, recht beachtenswert:

„Das politische Naturell des Engländers spricht sich dadurch aus, daß sich dessen moralische Triebe nur für Zwecke regen, welche der Nation früher oder später materiellen Nutzen bringen. Die besten Beispiele hierfür bietet das Gebiet ihrer volksbefreienden und freihändlerischen Begeisterung. Hingegen hat in keiner Nation der Gedanke der Weltbürgerschaft so große Macht über die moralischen Triebe, wie in der deutschen. Mag dies nun darin gründen, daß sich die deutschen Massen noch nicht vom persönlichen und stammlichen zum nationalen Eigennutz erhoben haben und so den politischen Begriff der Nation überhaupt unterschätzen und dem fiktiven von der Menschheit ein zu großes Recht über sich einräumen — thatsächlich hat der weltbürgerliche Sinn bei den Deutschen eine negative politische Bedeutung; er äußert sich durch einen idealistischen Zug in der politischen Aktion, wodurch der gebildete Deutsche zuerst human, liberal, demokratisch, kosmopolitisch, versöhnend und friedenssüchtig erscheint, bevor er deutsch ist, eine Eigenheit, welche ihn für die Politik im Allgemeinen wenig befähigt macht. Die moralischen Triebe spalten die politische Überzeugung des Deutschen und politischer Persönlichkeiten in Deutschland nach mehreren Richtungen, wobei in der Regel die moralischen Triebe nicht den Interessen der Nation, sondern irgend einem idealistischen Zweck, die egoistischen Triebe aber Partikular-Interessen zugewandt sind. Aus diesem Grunde wird das deutsche Volk noch längere Zeit nicht aus dem Antriebe der Massen eine hervorragende politische Stellung einnehmen, sondern diese der Vermittlung von Partikular-Interessen, wie in letzter Zeit denen des Königreichs Preußens, zu verdanken haben. Die Deutschen erfreuten sich nie der Zuneigung der übrigen Völker, da ihre Grundeigenschaften nur im Familienkreise und auf dem Boden der Wissenschaft und Kunst vorteilhaft hervortreten, während sie im öffentlichen Leben entweder durch wirtschaftlichen Eigennutz oder wegen ungeselliger Rauheit und unduldsamer Sittenstrenge unbeliebt sind. Diese Eigenschaften machten die Deutschen schon im Altertum und im Mittelalter um so verhaßter, als sie damals auch durch ihre Streitlust und Tapferkeit allerwärts

die Unterjocher oder das Mittel zur Unterjochung waren. Während Deutschlands politischer Erniedrigung traten diese Empfindungen in den Hintergrund, weil die Deutschen eher zum Mitleid als zum Hasse anregten, obgleich insbesondere die allseitigen freiwilligen und erzwungenen Kriegsdienste der Deutschen und die Habsucht ihrer Fürsten sogar Verachtung erregten. Seit aber Deutschland zu unerwarteter politischer Größe emporstieg, wird die thätige Abneigung gegen die Deutschen wieder lebendig. Die meisten europäischen und amerikanischen Nationalitäten bilden einen Gesellschaftsverband gegen Deutsche in allen Zonen und Reichen. Wenn derselbe auch keine ausgesprochene Organisation und Leitung hat, so zeigt er sich doch überall seines Zweckes in den Aktionen instinktiv bewußt, was auch der Deutsche dort, wo er sich nicht auf Deutschlands Macht zu stützen vermag, tief empfindet. Zweifellos hat dieser Gesellschaftsverband seinen Mittelpunkt jetzt in den Franzosen; auf diese Nation und ihre Macht gründen Slaven, Engländer, Dänen, Amerikaner, ja, sogar Spanier und Polen ihre Hoffnung auf die ersehnte oder gern gesehene Erniedrigung der deutschen Nation. Gegen das Deutschtum finden sich die Führer der meisten Nationen instinktiv geeinigt. Katkow, Fadejew, Skobelew, Gambetta, der politische Idealist Garibaldi und der humanistische Idealist Castelar, sowie der Frömmler Gladstone finden sich mit Parteimännern zweiten Ranges, wie Bonghi, Rieger, Gregr, den Polen Hausner, Cogalniceanu, Apponyi, Delescluze, Déroulède, Ristitsch u. dgl. m. zusammen, um eine Art intellektuelles Bündnis gegen das Deutschtum zu schließen, das ihnen gegenüber kosmopolitisch schwärmt, insofern nicht eine Regierung die deutsche Sache führt. Dazu kommt noch die Bekämpfung des deutschen Wesens durch die römisch-katholische Priesterschaft, selbst wo ihr dies durch die engere Staatsbürgerschaft unzulässig erscheinen sollte. Das Deutschtum darf sich nicht der Täuschung hingeben, daß eine Versöhnung möglich sei; die Unverwandtschaft einiger dieser Völker mit deutschem Wesen, besonders aber die Stellung Deutschlands als innere Macht Europas, die bei jeder nationalen Frage eine entscheidende Bedeutung hat, lassen den gesellschaftspolitischen Gegensatz nicht einschlummern, so daß der Deutsche in der Fremde allerorts Animositäten begegnet. Merkwürdig ist dabei, daß den Deutschen das Vorhandensein dieser gesellschaftspolitischen Feindschaft ziemlich unbekannt ist, daß daher der deutsche Gesellschaftsverband viel lockerer und aktionsunfähiger ist, als der Gegenverband, den er hervorrief. Es ist eine im Leben der Völker merkwürdige Erscheinung, daß der Deutsche auf die Abneigung der übrigen Völker nicht gesellschaftspolitisch reagiert, sondern zwischen politischen und humanitären Auffassungen spintisierend unterscheidet und damit seine Empfindungen bemeistert."

T. R.

Lenbachiade. Nach der bekannten, in der „Gesellschaft für rationelles Malverfahren" in München gehaltenen Rede F. von Lenbachs, die unsere gesamte moderne Kunst mit Acht und Bann belegt und uns unser künstlerisches Heil u. A. wieder in der altägyptischen Malerei erblicken läßt, werden die Kunstvereine Deutschlands jedenfalls zusammentreten, um ihr Bedauern über ihre bisherige Förderung der modernen Kunst öffentlich zu bekunden und sich dann im Gefühle der Reue über ihre Missethat schleunigst aufzulösen. An ihrer Stelle werden sich altägyptische Clubs gründen zur Förderung der Nachforschungen nach Gemälden in der Wüste Sahara. Für die bisherigen Kunstausstellungen, die Lenbach nach dem Dichterwort: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen", gleichfalls verdammt, werden nur noch in den pyra-

midalen Heimstätten der altägyptischen Kunst Sonderausstellungen Lenbach'scher Gemälde eingeführt werden, welch letztere sich selbstverständlich schon der ägyptischen Finsternis ihres Kolorites wegen wie altägyptische Originale ausnehmen werden. Die Kritiker, die Lenbach als ungebildete, unwissende Burschen brandmarkte, weil sie sich noch andere Bilder als die des ägyptischen Meisters für gut zu finden die Freiheit nahmen, und in der modernen Malerei und Bildhauerei eine höhere Stufe in der natürlichen Entwickelung der bildenden Künste erblickten, werden gleichfalls ihr „Pater peccavi" beten, hinfüro die Ausstellungen in den deutschen Kunststädten links liegen lassen und von jetzt an nur noch zu den Ausgrabungen nach Ägypten reisen. Das Interesse des deutschen Volkes für die echte, alte, ägyptische Kunst wird sich mit jedem Bilde steigern, das man da aus Grabesnacht ans helle Tageslicht fördert. Den deutschen Künstlern aber, die so verbotene Wege wandeln, wird nach echt orientalischem Brauch einfach die seidene Schnur ins Haus geschickt werden. Wonach zu achten?

XYZ.

Das letzte Ideal. Unter dieser Überschrift bringt Robert Reitzel in seinem Wochenblatt „Der arme Teufel" eine fesselnde politische Plauderei. Wir teilen daraus folgende Stichproben mit:

„Ich habe einmal einen Mann gekannt, dem wurde die von Kindheit auf geübte süße Gewohnheit des Kirchganges auf einmal lästig; er hatte nämlich ein paar lustige Brüder gefunden, welche am Sonntag Morgen ihre Frühmesse in der Kneipe abhielten, und es kam ihm viel ergötzlicher vor, einen halben Dollar dem Frühschoppen zu opfern, als einen Nickel dem Klingelbeutel. Anfänglich that es ihm noch im Stillen weh, wenn man sich bei den Gelagen über die „Kaffern" lustig machte, welche die schöne Zeit in der Kirche versitzen; aber nachdem er einige Bücher gelesen, welche ihm die lustigen Brüder geliehen hatten, fühlte er festen Grund unter den Füßen und sprach mit — wie ein Alter. Ingersoll lieferte ihm die Witze über die Bibel, Corvin die saftigen Pfaffengeschichten, und für wissenschaftliche Gespräche diente ihm als Spicker Büchners „Kraft und Stoff". Im übrigen aber lief er als derselbe bornierte Kerl ins Wirtshaus, als welcher er in die Kirche gelaufen war. Er machte sich mit seiner Freidenkerei in den neuen Umgangskreisen noch viel wichtiger als früher mit seiner Frömmigkeit unter den Frommen, lachte wie von jeher über die dümmsten Witze aus vollem Halse und belächelte den Humor, und sein Butterbrot war ihm viel wichtiger als die Not seines Nebenmenschen. — Das ist die Sorte, welche mir den Geschmack an dem Freidenkertum verdorben hat, wie einst das patriotische Sausen der Burschenschaft meinem Freund Heinrich Heine die schwarzrotgoldenen Farben zum Ekel gemacht haben. Das ist die Sorte, welcher es eine erwünschte Bequemlichkeit ist, kein Gewissen mehr haben zu müssen, weil sie dann mit größerer Gemütsruhe „Politik treiben", ihre Mitmenschen unterdrücken und ausbeuten können. Das ist die Sorte, welche den Pfaffen den berechtigten Stoff zur Satire liefert, weil sie, wenn es mit dem Frühschöppeln Matthäi am letzten ist, in der Todesangst an die Märchen der Kindheit sich anklammern und denselben Priester an ihr Sterbebett holen lassen, dem sie vorher die Fenster eingeworfen haben.

Einst traf ich einen jungen Mann, der zum ersten Mal in einer sozialistischen Versammlung das universale Recht der Arbeit hatte predigen hören. Der Vorhang vor der Zukunft war ihm mit einem Male gehoben, sein Mund überströmte von den guten Vorsätzen, die man um so leichter fassen kann, da es zu ihrer Ausführung der Mithilfe einiger Millionen anderer Menschen bedarf, und sein Antlitz glühte von dem schönen Enthusiasmus des ehrlichen Proselyten einer neuen

Religion. Er vertiefte sich auch mit religiösem Eifer in die Schriften von Lassalle und Marx und hörte mit unendlicher Geduld die Reden der sozialdemokratischen Agitatoren an, die mit den Pfaffen das gemeinsam haben, daß sie immer dasselbe sagen. Aber er war jung und mutig. Nach jeder Orgie der sozialdemokratischen Langewellerei summte es ihm durch den Kopf: Der Worte sind genug gewechselt!

Da ließ ihn der Anarchismus Thaten ahnen. Sturz der Tyrannei mit allen Mitteln! Aufopferung des Einzelnen zum Wohle Aller! Nicht alle können Winkelriede sein, welche der Freiheit eine Gasse brechen, aber jeder kann einen Feind mit sich ins Grab reißen — das macht den Boden wunderbar fett, aus welchem das emanzipierte Proletariat seine Früchte der Freiheit zieht. Aber er war weit vom Schauplatze der Thaten; die Freiheitsdeklamationen langweilten ihn, sie kamen ihm vor wie Kriegslieder, welche die Festungssoldaten singen, während ihre Kameraden im Felde sich herumschlagen. Aber die That kam, die Bombe fiel und verbreitete ungeheuren Schrecken unter Tyrannen und — Sklaven. Das Ideal, dem er zugejubelt, wurde am Galgen degradiert; noch hielt ihn der wütende Schmerz aufrecht und das Bewußtsein der Internationalität dieses Gefühles. Aber das Bewußtsein einer für den Augenblick — und auf wie lange hinaus? — verlorenen Sache zu dienen, nagte an ihm, die Unannehmlichkeiten, welchen man durch die Vertretung einer solchen Sache im gesellschaftlichen, im geschäftlichen und schließlich im ehelichen Leben ausgesetzt ist, wurden ihm drückend, das ewige Rebellieren wurde ihm unbequem.

Da warf ihm der Zufall (ein höherer Frühschoppenbruder) den Nietzsche und den Stirner in den Weg. Er las — sein Busen klopft höher, sein Auge wird helle.

Fort mit den Idealen! fort mit den Pflichten! Die Welt ist für mich da, und ich muß mir sie erobern. Ich baue mir auf festem Land ein Haus; was gehen mich Die an, die auf dem Wasser schwimmen oder im Sumpfe wohnen?! Keine Steuern, keine Zölle, auch keine der Freiheit und keine dem Begriff Menschheit, „die sich ja doch niemand vorstellen kann"! Kein Mitleid, kein Enthusiasmus. Das ist das Freieste! jauchzte der Jüngling, der aber unterdessen schon ins ehesame Bürgeralter hineingewachsen war, das ist das Freieste! — und das Billigste! flüstert in ihm das Tier.

Ein tiefer Frieden lagert über meinem also Befreiten, eine absolute Selbstzufriedenheit versöhnt ihn mit allen seinen Transaktionen, selbst wenn sie nicht ganz reinlicher Natur sein sollten. Wie ein Gott lächelt er über das Jammern der Leidenden — wenn ein Gott sich für die Menschheit aufopfert, so kann dabei höchstens der Schwindel der christlichen Religion herauskommen. Götter sind dazu da, die Sterblichen zu genießen. Götter sind wie Goethe, der sich in seiner Audienzstube im Vorderhaus als Dichter und Geheimrat anstaunen ließ, während er in den Negligee-Stunden seinen Christianen das Hinterpförtchen des Gartens öffnete.

Ewiger Frieden, ruhige, naturgemäße Entwickelung! Man erinnert sich, in der Naturgeschichte gelesen zu haben, daß es einer Vorbereitung von unzähligen Jahrtausenden bedurfte, ein organisches Wesen zu schaffen. Erdrevolutionen haben nicht beschleunigt, im Gegenteil sie haben die Entwickelung immer zurückgeworfen. Also man bleibe ihm mit Revolutionen in der menschlichen Gesellschaft vom Halse, dafern sich dieselben nicht vernunftgemäß auf ein gegebenes Programm, und so wie sie es ihm vorgeschrieben, vollziehen. Vor allen Dingen schone man das Blut, es ist der kostbarste Saft, nur Sklaven schlagen ihre Herren tot, vor dem „freien Manne" erzittere nicht!

Das ist eine Sonnenhöhe, auf der ich auch gern stehen möchte, wenn sich nur

nicht dort nach und nach auch das Gesindel eindrängt hätte, welches aus Feigheit und Gewinnsucht der Propaganda der That die ethische Berechtigung abspricht.

Eigentümlich, die Individualisten, welche sich Freundschaft, Liebe, revolutionären Sturm, Ehre und alles, was wir uns so früher vorgepredigt haben, so zergliedern und chemisch zerlegen, bis ihnen nichts mehr davon übrig bleibt, haben aber doch noch ein Ideal behalten — den Egoismus; und ich habe Menschen kennen gelernt, die in dem praktischen Hinstreben an dieses Ideal Bedeutendes leisten. Nichts interessiert sie, nichts regt sie an, nichts rührt sie, nichts begeistert sie, was sich nicht auf ihre Person bezieht; und nur über ihr eigenes Glück können sie sich freuen, und nur über ihre Leiden können sie weinen. Ich meine aber, daß ich unter ganz gewöhnlichen Daseinskaffern, welche nicht einmal das Wort Individualismus kennen, dieselbe Gesinnung in Blüte gefunden habe.

Jedes Ideal bedingt und schafft sich eine gewisse Moral, also auch der Egoismus. Es läßt sich ungefähr in dem Gebot ausdrücken: „Der Mensch soll sich den Umständen fügen.“ Ein Narr war der Verfasser von Onkel Benjamin, daß er am liebsten in den Zelten der Geschlagenen wohnte, „da er es ja doch besser haben konnte“. Setze dich an den Tisch des reichen Mannes und schlage deine Harfe so laut, daß auch der Lazarus vor der Thüre an ihren Klängen sich erfreuen kann. Narren waren unsere Gemordeten in Chicago, daß sie nicht bei dem Geldpöbel um Gnade betteiten und dadurch ihr ganzes Bestreben zum Verbrechen stempelten. Mir ist aber solche Narrheit lieber als Selbstschändung; als alter Student halte ich etwas auf Comment. Hier sehe ich das verächtliche Lächeln meiner individualistischen Beobachter über meine Rückständigkeit. Mich aber will es bedünken, als ob die Moral: „Der Gewalt gegenüber ist die Ehrlichkeit eine Sünde“, ein Geschlecht heranziehen würde, dem die Heuchelei zur Ehrensache werden müßte und das im Schatten der Tyrannei sich schließlich behaglich fühlen würde.

Ich hatte einmal ein Kapitel von Nietzsche gelesen, in welchem „Jenseits von Gut und Böse“ die Leidenschaft der Rache wie ein toller Hund totgeschlagen wird. Ich fand das sehr vernünftig, übermenschlich, meinetwegen göttlich. Da sah ich zwei Kinder des Lumpenproletariats in einem Abfallfaß nach nahrhaften Brocken wühlen, hier in unserer guten Stadt Detroit, wo das Vorhandensein der Armut noch ein Geheimnis, wenn auch ein öffentliches ist; meine Göttlichkeit war zum Teufel; und der tolle Hund wurde in mir lebendig.

Mit einem wehmütigen Bekenntnis meiner traurigen Lage will ich schließen. Wie mir die Christen am Christentum, die Sozialdemokraten am Sozialismus, die Anarchisten am Anarchismus die Freude verleidet haben, so geht's mir jetzt auch mit den Individualisten. Ich höre mit gläubigen Ohren die Versprechungen der theoretischen oder wissenschaftlichen oder vernünftigen Anarchisten, zu welchen ich meine Freunde Tucker, Mackay und Schumm zähle, ich nehme an, daß ihre Theorie der Entwertung der jetzigen Werte — vorab das dreimal gottverfluchte Geld — praktischer Ausführung entgegen sieht (ich habe mir zwar nicht die Mühe gegeben, dieses meinem innersten Wesen zuwidere Thema zu studieren, aber da viel Dümmere als ich damit Staat machen, wird wohl auch keine ewige Weltweisheit drinstecken), aber ich frage mit hunderttausend Elenden: Wann soll denn eigentlich der Anfang gemacht werden? Dann, wann die Herrschenden einsehen, daß sie doch nur Barrikaden gegen ihren eigenen Sonnenschein bauen, würde wohl die Antwort lauten. Das ist aber gerade so dumm, als wenn man in der Erziehung des Menschengeschlechtes die

Wollust ignorieren würde. Die Wollust des Herrschens und des Unterdrückens fragt nicht darnach, ob sie zum eignen Nutzen arbeitet; sie ist da, unerbittlich grausam für die Oberen wie für die Unteren, und sie wird immer da sein, nicht verstohlen, wie es sich für eine Schändlichkeit ziemt, sondern offen triumphierend; so lange man ihr nicht alle Köpfe abhackt und die Gift blutenden Wunden mit Feuer trocken legt.

Nieder mit den Idealen! Gut, nieder aber auch mit dem letzten Ideal, dem Egoismus! Ich für meine Person will mir den kindlichen Glauben bewahren, daß man draufschlagen muß, wo man Unrecht sieht, ohne Besinnen, ohne Überlegung, thöricht wie ein Kind und ein Held. Denn

> Setzen wir nicht das Leben ein,
> Nie wird uns das Leben gewonnen sein."

— — — Soweit unser pfälzisch-schwäbischer Robert Reitzel in seinem deutsch-amerikanischen „Armen Teufel". Gewisse Renommierhengste der modernen Bewegung mögen sich seine bitteren Wahrheiten hinter die Ohren reiben. XYZ.

Zur Frauenbewegung. Der erste Doktorhut, den die Pariser Fakultät der Mathematik und Naturwissenschaften einer Dame verliehen hat, ist am 14. Dezember 1893 einer Amerikanerin, Fräulein Klumpke, für eine Abhandlung über die Ringe des Saturn nach rühmlich bestandenem Rigorosum zu teil geworden. Der neue Doktor ist ein ziemlich hochgewachsenes, schlankes, blondes, etwas schüchternes Fräulein von angenehmem Äußern. Sie hatte sich in gewählter, aber einfacher und bescheidener Tracht den Professoren der Fakultät vorgestellt und sprach und antwortete mit großer Sicherheit und Selbstbeherrschung, sobald der erste Augenblick der Befangenheit über die ungewöhnliche Zuhörermenge überwunden war. Fräulein Klumpke, deren Vorfahren, dem Namen nach zu urteilen, Deutschland entstammen, gehört jedenfalls zu einer sehr begabten Familie. Eine ihrer Schwestern hat die medizinische Doktorwürde erlangt und ist mit Dr. Dejerin, einem jungen Dozenten der Pariser medizinischen Fakultät, vermählt. Eine dritte Schwester hat sich als Malerin hervorgethan, die vierte soll auf dem Gebiete der Musik Ausgezeichnetes leisten.

In Holland ist bereits seit Jahren das Apothekergewerbe den Frauen zugänglich gemacht. Die Frauen dürfen zwar nicht selbständig eine Apotheke errichten oder leiten, wohl aber können sie darin als Gehilfinnen beschäftigt werden. Hierfür müssen sie vor der Staatsbehörde eine Prüfung ablegen, welche ein zweijähriges theoretisches und praktisches Studium voraussetzt. Die Gehaltsverhältnisse richten sich darnach, ob die Mädchen mit in der Apotheke wohnen oder nicht; in letzterem Falle erhalten sie 500 bis 600 Fl. jährlich. Häufig sind auch Stellungen auf dem Lande bei Landärzten, die gleichzeitig neben ihrem ärztlichen Berufe eine Apotheke führen. Die Mädchen erhalten hier außer freier Station 100 bis 300 Fl. das Jahr. Nicht selten wird diese Stelle auch von der Ehefrau des Arztes ausgefüllt.

Der Gemeinderat der Stadt Bern hat die Bewilligung erteilt, daß Mädchen ins städtische Gymnasium unter denselben gesetzlichen Bedingungen wie Knaben aufgenommen werden. Ferner verlangt der Gemeinderat, daß der Unterricht für beide Geschlechter gemeinsam erteilt werde, ein besonderer Unterricht für Mädchen also ausgeschlossen sei. Zu den Klassen des Progymnasiums werden Mädchen nicht zugelassen. Die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium soll den Ausweis darüber liefern, ob die Mädchen die nötige Befähigung besitzen, um später die Reifeprüfung bestehen und mit Erfolg einen wissenschaftlichen Beruf erlernen zu können. Die Berner Hochschule ist dem weiblichen Geschlecht bereits geöffnet. Man hält das Zusammenarbeiten von Knaben und Mädchen im Gymnasium nach den guten Erfahrungen, die man mit den gemischten

Klassen in den oberen Jahrgängen der Primarschule gemacht hat, für sehr wohl durchführbar.

Über das Erwerbsleben der Frauen enthält die Berliner Monatsschrift „Die Frau" eine Fülle von Mitteilungen. An den amerikanischen Hochschulen haben sich die Mädchen bei den letzten Preisbewerbungen ganz besonders ausgezeichnet. An der Universität in Chicago wurde Cora Start zur „prima" in der Geschichte proklamiert und Alice Edwards Gratt zur „prima" im Englischen. An der Hochschule zu Michigan eroberte eine Dame, Miß Elisabeth Cooke, den Preis in der Philosophie. An der Universität Western Reserve erhielt Susanna Cutler den Preis in der Litteratur. Antonie Ely hat an der Hochschule zu Cincinnati den ersten Preis im Lateinischen erhalten, an der Universität zu Minnesota sind die Preise in den nationalökonomischen Wissenschaften gleichfalls zwei Mädchen zugesprochen worden. An der Universität Syracuse (im Staate New York) trug Cornelia Clapp den Preis in der Biologie davon. Die Hochschule von Wisconsin endlich hat dem Fräulein Mary Winslon den Doktorgrad in der Mathematik verliehen. Die Zahl der selbsterwerbenden Frauen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wächst täglich mehr an und hat nach dem letzten Census eine Viertelmillion bereits überschritten. Es giebt dort 110 weibliche Advokaten, 165 weibliche Geistliche, 320 Schriftstellerinnen, 580 Journalistinnen, 2061 Künstlerinnen, 2136 weibliche Architekten, 2106 Viehzüchterinnen, 5135 staatlich angestellte weibliche Clerks, 2428 Ärztinnen und weibliche Wundärzte, 13182 Musiklehrerinnen, 46800 weibliche Farmer und Pflanzer, 21071 weibliche Privatclerks und Buchhalter, 14463 Besitzerinnen selbständiger kaufmännischer Geschäfte und endlich 155000 Schullehrerinnen. Miß Bertha Lamme aus Springfield in Ohio ist die erste Amerikanerin, die den Rang eines Ingenieurs auf elektrotechnischem Gebiet erreicht hat; sie ist an der Universität zu Ohio graduiert worden und hat jetzt eine Anstellung von der Westinghouse Electric Company in Pittsburg erhalten. Eine junge Polin, Rosalie Pawlowska, die vor kurzem an der Pariser Universität ihre ärztliche Prüfung bestand, erhielt von dem französischen Hospital in Buenos-Ayres die Stelle des leitenden Arztes. — Als origineller Denker steht Russell Wallace, der bekannte Naturforscher und — Mystiker, an der Seite Darwins. Es dürfte daher interessant sein, zu hören, was der berühmte Naturforscher und Reisende über die Frauenfrage zu sagen hat. Die soziale Stelle der Frau ist, nach seiner Meinung, noch weit entfernt von dem, was sie sein sollte, und Wallace hofft, daß die Ausbreitung der Erziehung unter den Frauen die Wirkung haben werde, sie in sozialer Beziehung mit den Männern auf gleiche Stufe zu stellen. „Wenn Männer und Frauen die Freiheit haben, ihren besten Impulsen zu folgen, wenn beide die bestmöglichste Erziehung erhalten, wenn keine falschen Beschränkungen einem menschlichen Wesen wegen des Zufalls des Geschlechts auferlegt werden, und wenn die öffentliche Meinung von den Weisesten und Besten reguliert und der Jugend systematisch eingeschärft werden wird, dann werden wir finden, daß ein System der menschlichen Auswahl sich geltend machen wird, welche eine reformierte Menschheit zur Folge haben muß. So lange Frauen gezwungen sind, die Heirat als ein Mittel anzusehen, vermöge dessen sie der Armut entgehen und der Verlassenheit sich entziehen können, sind und bleiben sie im Vergleich mit den Männern im Nachteil. Der erste Schritt daher in der Emanzipation der Frauen ist die Hinwegräumung aller Beschränkungen, welche sie verhindern, mit den Männern auf allen Gebieten der Industrie und Beschäftigungen zu konkurrieren. Aber wir müssen weiter gehen und den Frauen die Ausübung ihrer politischen Rechte gestatten. Viele der Beschränkungen, unter denen die Frauen bis-

her gelitten, wären ihnen erspart worden, hätten sie eine direkte Vertretung im Parlament gehabt."

Ein neues Gemälde von Max Klinger beschreibt Georg Voß in der Berliner „Tägl. Rundschau". Der merkwürdige Künstler ist seinem Lieblingsgebiete, der Darstellung idealer Gefilde, belebt von Gestalten in griechischer Gewandung, treu geblieben. Das Märchenland, in welches er uns diesmal führt, ist eine Wiese am südlichen Meeresstrande. Da tummelt sich ein Jüngling mit drei Mädchen im Reigenspiel. Von dem Blumenflor ringsum haben die Mädchen einen hellschimmernden Blütenkranz gewunden, und der Jüngling sucht den Kranz der einen sich schelmisch im Tanze wiegenden Schönen über den Kopf zu werfen. Die beiden andern Mädchen sind lebhaft bemüht, ihn daran zu hindern, und dieses Spiel erfüllt so ganz ihr Herz, daß sie im übermütigen Taumel durcheinander jagen. Über den träumerischen Hauch, welcher die ganze heitere farbenfrohe Märchenwelt verklärt, vergessen wir, mit dem Maler darüber zu rechten, wie es um die anatomische Richtigkeit in dem Knochenbau der Schönen bestellt ist, und wir versenken uns in die Schönheit des Frühlingsabends, dessen milder Hauch gleichsam aus diesem Bilde zu uns herüber weht. Wenn wir den Eindruck des Gemäldes mit Werken anderer Maler vergleichen sollten, um dem Bilde seinen Platz im Vergleiche zu verwandten künstlerischen Bestrebungen anzuweisen, so denken wir bei den stark, ja überstark bewegten Stellungen der Mädchen wohl an ähnliche, zuweilen recht gewaltsame Bewegungen in den mythologischen Gestalten der englischen Präraphaeliten, oder bei dem herrlichen Goldschimmer der Brokatgewänder an die Farbenglut der Venezianer in jener großen Zeit, als Giorgione, Palma Vecchio und Tizian ihre Farben-Symphonien schufen. Doch das alles sind nur eben Anklänge, welche harmonisch in das Ganze hineintönen. Dieses Ganze aber, die Stimmungslandschaft erfüllt von den Gestalten eines goldenen Zeitalters, ist die eigenste Schöpfung des Künstlers, den wir hier wieder einmal als Landschaftsmaler in seiner poetischen Gestaltungskraft kennen lernen.

Frankreichs Haß gegen Deutschland. In dem Pariser Blatte „Autorité" veröffentlicht Herr Paul de Cassagnac einen Artikel, der zugiebt, daß die Russenfeste in Frankreich einen Taumel, ein „emballement", hervorgerufen haben. Die Ursache dieser Erscheinung sei der Haß gegen Deutschland. Herr de Cassagnac schreibt: „Welches sind denn die Ursachen dieses patriotischen Taumels, welcher, anstatt sich zu beruhigen, immer mehr zunimmt und eine einfache diplomatische Höflichkeit in eine extranationale Manifestation verwandelt? Es ist nur eine, eine einzige Ursache, aber eine genügende! Es ist der Haß, der glühende, unauslöschliche Haß gegen Deutschland. Ja wohl, der Haß gegen diese brutale und unverschämte Nation, welche 1870 mittels einer entstellten Depesche, einer seitdem durch den alten Räuber Bismarck eingestandenen Fälschung uns gezwungen hat, ihr den Krieg zu erklären; gegen diese Nation, welche uns unser Geld und unser heiligstes Stück Erde genommen hat, und die, nicht zufrieden, uns beraubt und zerstückelt zu haben, nur den einen Gedanken hat, den sie seit zwanzig Jahren nicht verhehlt, uns vollständig zu vernichten, uns von der Weltkarte zu streichen. Es ist überflüssig zu wiederholen, daß bei uns niemand den Krieg wünscht. Wir haben alle Furcht vor dem Blute, welches noch vergossen werden müßte, um die verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Vielleicht soll unsere Trauer ein ewige sein! Wer weiß es? Gott allein kann darauf antworten. Aber wenn unsere Befreiung zweifelhaft ist, wenn die große und äußerste Rache ungewiß bleibt, ein Recht verbleibt

uns, dessen wir uns zu dieser Stunde bei unserer patriotischen Aufwallung bedienen, das Recht zu hassen. Wir feiern Rußland, wie kein Volk in der Geschichte gefeiert worden ist, weil Rußland ebenfalls Deutschland haßt. Unsere Russenliebe ist einzig und allein aus diesem Hasse entstanden, und wir sagen uns, daß nur aus dieser Allianz mit Rußland früher oder später, so Gott will, die rote und glänzende Sonne sich erheben wird, welche die legitime Rache unserer gedemütigten, besiegten und beraubten Rasse erleuchten soll. . . . . . Wir fühlen, daß unsere lärmende Freude den drei Associés, die uns auflauern, äußerst unangenehm sein wird. Und deshalb wenden wir uns gen Osten und schreien so stark wir können „Hoch Rußland!“ Denn wozu es verhehlen? Hoch Rußland soll heißen: „Nieder etwas anderes (à bas autre chose).“ Das ist die wahre, die instinktive Ursache des Taumels, von dem in diesen Festtagen das nationale Gefühl ergriffen worden ist. Es würde eine Beleidigung sein, darin eine Wirkung des französischen Leichtsinns zu sehen; es würde falsch sein, darin einen Mangel an Takt oder Mäßigung zu suchen. Es ist der Ausbruch eines lange zurückgehaltenen Hasses. Die russische Allianz ist die Zukunft mit ihren Vergeltungen, welche unser Patriotismus diskontieren möchte. Nun denn! Wir zahlen uns einen kleinen Vorschuß auf diese rächende Zukunft.“ — Der Marquis Castellane schreibt im „Gaulois“: „Jede Herausforderung und Beschimpfung gleich dem Fall Schnäbele ist nunmehr unmöglich, da wir vollkommen gegen den Angriff gewappnet sind. Das bedeutet die russische Allianz, die, obwohl eine Friedensliga, notgedrungen eines Tages zu einer Kriegsliga werden wird.“ Vacquerie ruft im „Rappel“: „Auf Wiedersehen, Brüder, bei uns, bei Euch oder anderswo!“ — Ein Kommentar zu diesen Offenherzigkeiten ist überflüssig, meinen unsere deutschen Blätter konservativer Richtung und wollen damit ausdrücken, daß wir auf unserer Hut sein müßten und jedem Bemühen unserer Reichsregierung, unseren riesigen militärischen Apparat ins Ungeheuerliche zu erweitern, ohne Besinnen beizustimmen hätten. Diese Auffassung ist durchaus nicht die unserige. Wir sind der festen Überzeugung, daß, soweit es auf das rein Militärische ankommt, wir zu unserem Schutze das Notwendige weitaus schon längst geleistet haben. Oberste Kriegsherren und Befehlshaber, die uns heute nicht mit drei Millionen Soldaten zu schützen vermöchten, könnten dies auch nicht, wenn wir ihnen morgen fünf Millionen Soldaten zur Verfügung stellten. Alles in der Welt hat seine Grenze — sogar die Fähigkeit der Heerführer. Ein talentvoller Mann wird mit drei Millionen mehr leisten, als ein weniger talentvoller mit fünf Millionen. Also die mechanische Vermehrung der Kriegsmittel allein hat gar keinen vernünftigen Sinn. Abgesehen davon, daß es nichts Gefährlicheres für ein großes Reich gäbe, als alle Schutzsicherheit auf die eine Karte Militarismus zu setzen. Ein großes, bedeutendes Volk stark, stolz, kampfesfroh und unüberwindlich zu machen, dazu bedarf es noch anderer Machtmittel, die sich nicht in Kasernen und Festungen anhäufen lassen: nicht des Knechtsgehorsams vor dem Vorgesetzten und der Sklavenunterwürfigkeit vor der hohen Obrigkeit, sondern des freien, frohen, starkmutigen Bürgersinnes, des ungebrochenen, selbstbewußten Volksgeistes. Ein militärisch drangsaliertes, reaktionär bevormundetes, materiell heruntergebrachtes Volk ist in seiner Wehr- und Schutzkraft geschwächt und sehr viel weniger äußeren Feinden gewachsen, auch wenn es sein ganzes Land in ein einziges soldatisches Heerlager verwandelte und alle Städte zu Festungen und Kasernen umbaute. — Die von unseren konservativen Blättern aus den obenangeführten Pariser Preßstimmen gezogene Moral ist auch sonst anfechtbar. „Autorité“, „Gaulois“ und „Rappel“ sind in Frankreich politisch

sehr wenig bedeutende, sehr wenig geachtete Blätter. Die alten paradoxen Schreier Cassagnac, Vacquerie usw. sind romantische Klopffechter, die kein Mensch ernst nimmt. Bekanntlich haben sich alle wirklich einflußreichen französischen Journale während des Russentaumels darauf beschränkt, die ungetrübte Art der Feste, sowie die nunmehr gesicherte Festigkeit der Friedensallianz zu konstatieren. Aus Furcht vor Krieg hat sich das wohlhabende, wohllebende, üppige, in allen raffinierten Genüssen schweigende Frankreich den Russen in die Arme geworfen, und nicht aus Lust an Kriegsgefahr, nicht aus Passion, in einem großen Waffengang seine Haut zu Markt zu tragen. Die französische Russenvergötterung ist zunächst ein Produkt der Angst, der Nervosität, der moralischen Schwäche einer überfeinerten, verzärtelten Nation, die sich allein nicht mehr über den Weg traut. Und Rußland wird nicht ermangeln, diese krankhafte Disposition Frankreichs ganz barbarisch für sich auszubeuten. Die Moralisten, die sich bei jeder Gelegenheit aufs hohe Roß sittlicher Entrüstung schwingen, hatten diesmal scheinbar den besten Grund, ihren Groll über die Schweifwedelei und Wettkriecherei der französischen Republik vor dem asiatischen Despotentum lebhaften Ausdruck zu geben. In der That ist das Schauspiel, daß sich ein in Kultur und Gesittung hochstehendes Volk vor einem in jeder Beziehung tiefer stehenden, halbbarbarischen Volke huldigend in den Staub wirft, in der Kulturgeschichte ein Ausnahmefall. Immerhin darf man nicht außer Rechnung lassen, daß der Herdeninstinkt und das Talent und die Lust zu öffentlicher Schauspielerei in Frankreich entwickelter sind, als sonstwo in Europa. Alles in allem genommen sind diese tollen Vorgänge harmloser, als sie aussehen. Und die Franzosen werden die ersten sein, sich selbst bei der Nase zu fassen, sobald es an das Bezahlen der Zeche geht. Denn beim Geldbeutel hört schließlich auch in Frankreich die Gemütlichkeit auf. Und die Russenliebe ist ein furchtbar teurer Spaß. Mehr als die Kriegsentschädigung an Deutschland betrug, wurde den Franzosen bis heute schon von den verehrten Russen auf friedlichem Wege aus der Tasche gelockt. — M. G. C.

Fenner: „Die Vignette." I. Teil. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Preis: Fr. 1,80, Mk. 1,40.

Der durch seinen „Zeichenunterricht durch mich selbst und andere" bekannte Zeichner Fenner, ein Original an sich und in jeder Zeichnung, die er mit wenigen Strichen aufs Papier wirft — kleckst kann man nicht sagen, denn das Klecksen schließt Wirkung auf den Beschauer und Stimmung aus —, tritt mit einem Heft „Vignetten" und verzierten Buchstaben vor das Publikum, die eine ganz merkwürdige Leichtigkeit der Wiedergabe der Außenwelt bekundet. Es sind kleine Kritzeleien, wie wir sie unwillkürlich etwa am Rand des Buches anbringen, das wir lesen, ohne eigentlich zu wissen, was wir thun oder auf dem Blatt, das zufällig vor uns liegt, ja es kommen uns diese eigentümlichen Produktionen vor wie eine Fortsetzung der Knabenungezogenheit, mit der die Schüler, die Bücher, die Hefte und Bänke beschmieren, während der Unterricht sie entweder für einen Gegenstand interessiert, den sie mit unbeholfener Hand ausführen, oder sie langweilt, so daß sie im Geist in andern Gebieten verweilen und daraus etwas hinzeichnen. Aber die vielen, die meisten der kleinen, oft gemütlichen, sinnigen, oft tollen Zeichnungen beruhen auf künstlerischer Auffassung und es wohnt ihnen ein ganz eigentümlicher Reiz inne, der den wahren Künstler bekundet. Die originelle Sammlung mit der launigen Vorrede, deutsch und französisch, wird vielen große Freude bereiten und sie zur Nachahmung reizen. XYZ.

Als Verfasser der harmlosen Nietzsche-Parodie „Also sprach Confusius" wird der Wiener Feuilletonist Ferdinand

Groß genannt. Das Werk wird dadurch künstlerisch und litterarisch nicht bedeutungsvoller. Groß ist ja immer noch „a liaba Kerl", aber schriftstellerisch ist er nicht vorwärts gegangen. Daß er jetzt in gleichem Schritte mit Kurt v. Grottewitz parodiert, der sich mit einem „Also sprach Clara Thustra" an Nietzsche zu reiben versuchte, ist gerade kein stolzes Schauspiel.

F. S.

Shakespeares „Sturm". Ein Kulturbild von Paul Roden. Leipzig, W. Friedrich. 62 S. — Der „Sturm" gehört zu jenen Dichtungen, an denen die Ausleger, berufene und unberufene, mit besonderer Vorliebe herumrätseln, und die Nachdichterlinge, wie in diesem Falle z. B. Ernst Renan mit seinem „Caliban", ihre weiterbauende Phantasie versuchen. Paul Roden stellt eine Reihe von Ausleger-Meinungen zusammen, die sich bunt genug ausnimmt, um dann von der siebenten Seite seiner Schrift an seine eigene Auffassung des „Sturmes" an der Hand des Dramas selbst darzulegen und mit überzeugenden Beweisstücken auszustatten. Wie Ulrici empfindet auch er im „Sturm" das Drängen und Brausen einer neuen Zeit, aber einer ganz bestimmten Zeit. Rodens Ansicht ist, daß der Dichter den gewaltigen geistigen Sturm schildern wollte, der vom Ende des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die Gemüter in Europa erregte. „Das Stück sollte der Menschheit zeigen, aus welchem Boden die Blüte der dramatischen Poesie (in der soeben abgelaufenen Entwicklungsepoche) emporgewachsen. Deshalb vielleicht setzten die Männer, die noch in persönlichem Verkehr mit dem Dichter gestanden hatten und seine Ansichten wohl kannten, den ‚Sturm' an die Spitze seiner gesammelten Werke." Der Plan des Dichters war also nach Roden: 1. den geistigen und sittlichen Zustand zu schildern, in dem sich die Menschheit beim Beginne des humanistischen Zeitalters befand (mit dem Gegensatze der Barbarei und Civilisation); 2. die Mittel zu entwickeln, welche die menschliche Gesellschaft zur geistigen und moralischen Erkenntnis und Vervollkommnung geführt haben. An der Hand dieses Planes verfolgt Roden S. 8—42 die Entwicklung des Dramas von Scene zu Scene, von Akt zu Akt und faßt dann noch einmal die Gründe zusammen, die ihn in seiner Auffassung bestärkt haben. Damit ist die andere Auffassung, im „Sturm" nur ein mehr oder weniger frostig-abstraktes Allegorienspiel oder ein rein phantastisches Zaubermärchen zu sehen, abgethan. Die Rodensche Schrift ist sehr klar und angenehm stilisiert und setzt beim Leser keine philologischen Hexenkünste voraus, um dem Verfasser mit Verständnis und Genuß zu folgen.

C.

Der Führer im Geistigen oder Grundriß zu einem Katechismus der Selbsterkenntnis. Mit Hilfe eines Brahminen zusammengestellt von Satya Kama Shaivya, verdeutscht von Franz Hartmann. Leipzig, W. Friedrich. 60 S. — Jemehr die katholische Kirche in Jesuitenpolitik, die protestantische in Pastorenkleinkram verödet und die Wissenschaft in Spezialitätenhandel zerfällt, gewinnt die mystisch-theosophische Strömung an Breite, Tiefe und fortreißender Gewalt. Daher der Aufschwung dieser interessanten Litteratur in Deutschland.

C.

☛ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



M. von Egidy.

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1889.



Italiens Sturz.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Zu den gerühmtesten Thaten der Diplomatie der letzten Jahrzehnte gehört neben anderen fragwürdigen Dingen bekanntlich auch die Allianzpolitik des Dreibundes mit ihren enormen Militärlasten.

Statt des ehrlichen Eingeständnisses — aber wo hätte die Diplomatie ihren Zeitgenossen jemals ehrliche Eingeständnisse gemacht? — daß die Tripelallianz nicht ein Werk der Spekulation, des Weitblicks oder gar außerordentlichen Genies sei, sondern der blanken Notlage, in welche uns die staatsmännischen Pfuscherarbeiten der siebziger Jahre gebracht, wird man heute noch nicht müde, uns immer noch das Ammenmärchen von der Gewalt, Größe und Schönheit der dreibündigen Allianzpolitik vorzufabeln.

Als Franzosen und Russen sich anschickten, auch so tiefsinnig, weitblickend und genial zu thun, Allianzpolitik zu spielen und dem bereits etwas morsch gewordenen Dreibund einen naiv jugendlichen Zweibund entgegenzustellen, da schrie bei uns männiglich: Karikatur! Und des Spottes und Hohnes auf die französisch-russische Allianzpolitik war kein Ende.

Also dieselbe Sache, die bei Deutschen, Österreichern und Italienern als der Gipfel aller modernen Staatsweisheit angestaunt werden sollte, treugehorsamst und alleruntertthänigst, wie's dem beschränkten Unterthanenverstand geziemt, dieselbe Sache war bei Franzosen und Russen Zerrbild und Unsinn.

Der Dreibund eine Verehrungswürdigkeit, der Zweibund eine Lächerlichkeit. Logik eines ewigen Quartaners à la Karlchen Mießnick. Denn da stand das Sprüchlein im Schulbuch politischer Kinderweisheit: Wenn zwei dasselbe thun, was drei gethan, ist's nicht dasselbe.

Und keine Beobachtung war imstande, unsere Dreibunds-Schwärmer und Zweibunds-Verlacher stutzig zu machen und sie auf den Weg richtiger, nüchterner Thatsachen-Schätzung zu führen. Mit der Karikatur des Franzosen-Russen-Bundes hatte es seine Richtigkeit, mit der Karikatur des Deutschen-Österreicher-Italiener-Bundes durfte es seine Richtigkeit nicht haben, beileibe nicht, o um keinen Preis.

Die „Gesellschaft“ allein war so frei, schon vor Jahren zu schreiben: Karikatur hüben und drüben. Karikatur, weil es wider die Natur der Dinge ist und wider den Herzenszug der Völker, mit dem wahnsinnig wachsenden, alle gesunde Volkswirtschaft zerrüttenden Militarismus haltbare Friedensbündnisse stiften zu wollen; Karikatur, weil der Militärstaat vermeint, mit seinem brutalen Mechanismus auf die Dauer über die natürlichen Kulturdifferenzierungen national verschiedener Staatengebilde Herr werden zu können; Karikatur, weil drei, die sich allianzmäßig in ihren Finanzen und ihrer Kultur ruinieren, niemals stärker sein können, als einer, der in ehrlicher Friedfertigkeit und politischer Besonnenheit seine wirtschaftlichen Kräfte entwickelt und schont, seine Kultur vor den geistigen und moralischen Gefahren der Militärstaaterei hütet.

Daß die militärstaatlichen Friedensbündnisse an sich ein Widerspruch sind und die nationale Politik auf jenen Weg zur Hölle, der mit guten Vorsätzen gepflastert ist, führen müssen, gab man im Deutschen Reich auch dann noch nicht zu, als die Kraft des Dreibundes sich so schwach erwies, daß man nicht einmal in seinem eigenen Umkreis das von Tschechen, Magyaren, Slaven, Italianissimi innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie wütend und systematisch befehdete und zur Ausrottung bestimmte Deutschtum zu schützen vermochte. Der führende Staat im Dreibund ist unvermögend, auch nur einen Finger zu rühren, um der gewaltthätigen Entdeutschung an seinen Grenzen zu wehren und der hierdurch unaufhaltsam fortschreitenden Schwächung der eigenen Nationalität Einhalt zu thun.

Und so große Mühe sich der führende Dreibundstaat auch gab, den Zauber seiner Allianzpolitik auf die germanischen Vettern im Norden und Nordwesten wirken zu lassen, der Liebe Müh' war umsonst, auf Dänen, Schweden, Norweger, Holländer und Engländer wirkte der militärstaatliche Bundeszauber nicht. Insbesondere das Verhältnis des Deutschen Reiches zu Großbritannien ist nach wie vor, trotz aller Verwandtschaftsbande, trotz aller persönlichen Bemühungen des Kaisers, trotz aller Opfer, Schenkungen (afrikanischer Vertrag!) und Demütigungen, einfach kläglich. England, das kluge, weltgewandte, läßt sich nie und nimmer von den vorgespiegelten Segnungen einer Politik militärischer Allianzen aus seiner stolzen Selbständigkeit herauslocken. Die ausschlaggebende öffentliche Meinung in England ist heute

wie gestern der unerschütterlichen Überzeugung, daß ein Bündnis mit einem Militärstaat vom Zuschnitt des preußisch-deutschen Reiches für seine Sicherheit, seine Kultur, seine volkswirtschaftliche Entwicklung unnütz, ja schädlich sei.

Endlich muß es jetzt der Dreibund an seinem eigenen Leibe erleben, wohin diese Art von Staatsweisheit und Völkerfriedfertigung führt: zum inneren Krieg, zum wirtschaftlichen Zusammenbruch — siehe den Sturz Italiens!

Italien hat vergeblich versucht, loszukommen von dem verhängnisvollen Militärstaats-Dreibund, dessen Lasten von Tag zu Tag drückender, dessen Kosten von Tag zu Tag unerschwinglicher werden. Es hat etwas scheu und verdächtig Beziehungen zu Rußland gesucht, es hat sich an dem Strohhalm einer Mittelmeer-Allianz mit England angeklammert. Umsonst. Trugbild um Trugbild entschwand. Und die helle Situation, von allen Diplomatenschleiern entblößt, ist die: Italien ist als militärstaatliche Großmacht fertig. Seine Finanzen sind in grauenhafter Unordnung, seine gesetzgeberische Initiative gebrochen, die monarchische Ordnung kracht in allen Fugen. Können ihm in dieser Stunde höchster Gefahr seine Kollegen vom Dreibund, Preußen-Deutschland und Österreich zu Hilfe eilen? Können sie, selbst aufs äußerste überlastet, dem notleidenden Bundesgenossen eine dauernd wirksame Hilfe zuwenden?

Also nichts als Unheil klebt an dieser gerühmtesten That unserer Diplomatie: Bündnispolitik mit gegenseitig sich hetzender Militärüberlastung. Wohlstand, innerer Friede, soziale Entwicklung, humane Kultur, bürgerliche Freiheit, staatliche Selbständigkeit — alles geht in die Brüche.

Italiens Sturz ist ein furchtbares Menetekel für den modernen Militärstaat und seine Diplomaten.

Zur Lage der Landwirtschaft in Preussen.

Aus offiziellen Quellen von Max Herold.

(Berlin.)

Das Interesse des Staats an gesunden landwirtschaftlichen Verhältnissen ist ein doppeltes. Eine möglichst hohe landwirtschaftliche Produktion auf dem vaterländischen Boden fördert nicht nur den Nationalreichtum direkt, sondern gewährt auch der übrigen Gütererzeugung eine sichere Grundlage und macht in dem Maße, wie sie zur Ernährung der eigenen Bevöl-

kerung ausreicht, von der Versorgung aus dem Auslande unabhängig. Wichtiger aber noch, als die Höhe der landwirtschaftlichen Produktion an sich, ist auch für den Staat die Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Denn gerade der moderne Staat mit der Neigung zur Steigerung der städtischen und industriellen Entwicklung kann immer weniger, nicht nur im Interesse der Landesverteidigung, sondern auch zur Erhaltung der ganzen Volkskraft, der großen Quellen physischer und moralischer Kraft entbehren, welche die ländliche Bevölkerung darbietet, wenn sie in gedeihlichen Verhältnissen sich befindet..... Die jetzt nahezu hundertjährige Erfahrung hat gezeigt, daß als Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung unter der bestehenden Gesetzgebung eine immer weiter gehende Verschuldung eingetreten ist, welche bei sinkenden Erträgen den Charakter einer nationalen Kalamität anzunehmen droht. Nach den neuerlichen Erhebungen des statistischen Bureaus über die Hypothekenbewegung in Preußen ist anzunehmen, daß der gesamte ländliche Grundbesitz mit einem Grundsteuerreinertrage von rund 409 Millionen Mark mit etwa 10½ bis 11½ Milliarden Mark Hypotheken beschwert ist, und zwar hat die Verschuldung seit 1886 um 900 Millionen, seit 1882 um etwa 1½ Milliarden Mark, also um das 3½fache des gesamten Grundsteuerreinertrages zugenommen. Auf den bäuerlichen Besitz mit einem Grundsteuerreinertrage von rund 260 Millionen Mark werden von jener Schuldenlast etwa 6 Milliarden Mark entfallen. Die Belastung wird bei dem mittel- und kleinbäuerlichen Besitz auf das annähernd 22fache, bei dem allodialen größeren Grundbesitz auf das 32fache des Grundsteuerreinertrages geschätzt. Nimmt man an, daß im großen Durchschnitt etwa der 60fache Grundsteuerreinertrag dem Verkehrswerte entsprach, und daß eine Verschuldung zur Hälfte, also zum 30fachen Ertrage, schon bedenklich ist, so ergiebt sich aus vorstehendem, daß das erste und beste Wertsdrittel des bäuerlichen Grundbesitzes bereits verschuldet ist, der größere Grundbesitz aber die Verschuldungsgrenze überschritten hat, innerhalb deren der Grundbesitzer noch den Rückschlägen, wie sie das Schwanken der landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen mit sich bringt, gegenüber Stand zu halten vermag. Als Gründe der überhandnehmenden Verschuldung fallen die Kreditierung von Restkaufgeldern und die Eintragung von Erbanteilen entscheidend in das Gewicht, während auf Meliorationsgelder oder auf zu hohe Lebenshaltung der Besitzer nur ein geringerer Bruchteil der vorhandenen Verschuldung zu rechnen ist. Die Verkaufspreise und die Übernahmewerte im Erbfalle stellen sich deshalb so hoch, und namentlich in letzterem Falle meistens zu hoch, weil den Abmachungen der Verkehrswert und nicht ein auch unter ungünstigen Verhältnissen noch zutreffender Ertragswert zugrunde gelegt wird.

Der Verschuldung durch Erbgang leistet das zur Geltung gekommene römische Recht Vorschub, welches den Grundbesitz nicht anders behandelt, wie jede bewegliche Sache und den gleichberechtigten Miterben die Bewertung auch des Grundbesitzes durch Verkauf teilungshalber gestattet. In weiten Landesteilen hat sich zwar die in der Natur des ländlichen Grundbesitzes begründete Sitte bisher dieser Rechtsordnung gegenüber ablehnend verhalten, sie wird aber immer mehr dem Eigennutze weichen müssen, wenn nicht die Gesetzgebung wieder mit ihr in Übereinstimmung gebracht wird. Der Druck dieser Verschuldung wird um so härter empfunden, als dieselbe zu dem bei weitem größten Teile in der Form der kündbaren Hypothek auftritt, während der ländliche Grundbesitz seiner Natur nach nur Rentenquelle ist und deshalb nur mit unkündbaren Amortisationsrenten belastet werden sollte. Diesen schwerwiegenden Übelständen gegenüber kann die Staatsregierung nicht eine zuwartende Stellung einnehmen, sie hat vielmehr die Verpflichtung, Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung vorzubereiten und durchzuführen, welche auf die Verbesserung des Kreditwesens und die Beseitigung der Übelstände gerichtet sind, die auf der übermäßigen Verschuldung des Grundbesitzes und den ungeeigneten Formen derselben beruhen. Auch wird in Betracht zu ziehen sein, durch ein den ländlichen Verhältnissen anzupassendes Erbrecht eine der Hauptursachen der Verschuldung zu verhüten. Die großen Schwierigkeiten dieser Aufgaben können nur unter der Mitarbeit selbständiger, auf öffentlich-rechtlicher Grundlage ruhender Organe der Berufsgenossen überwunden werden. Denn auf die vorhandenen Organe allein gestützt, würde es der Staatsregierung schwer fallen, den bestehenden Zustand überall mit der erforderlichen Sicherheit festzustellen und solche Mittel zur Abhilfe zu finden, welche nicht nur theoretisch richtig, sondern auch nach Lage der Verhältnisse und der Ansichten in den Kreisen der Beteiligten selbst praktisch durchführbar sind. Die Herstellung einer allgemeinen korporativen Vertretung der Landwirte ist daher der erste notwendige Schritt zu dem bezeichneten Ziele.



Sein und Schein im Schulwesen.

Von Justus Heinrich.

(Cassel.)

Kaum werden wohl durch eine öffentliche Einrichtung die Interessen des Volkes und seine Natureigenheiten so vergewaltigt, als durch die Volksschule, indem hier die Kinder — also unsere Zukunft — gegen ihr eigenes und der Eltern, aber für der Herrschenden Wohl einexerziert werden. Preußen ist auch hier das hervorragendste Beispiel. — Ein Blick auf das heutige Schulwesen erfüllt mit zornigem Trauergefühl. Was hat sich im Laufe des Jahrhunderts zum Wohle wahrer Menschenbildung verändert, trotz der Anpreisung der modernen Methoden? Nichts, rein gar nichts; denn die Volksschule ist nach wie vor die Stätte, die Geister aufzuklären, daß man hienieden nur Knecht zu sein habe. Im Gegenteil, früher wurde der Geist nur übervorteilt, heute wird er geradezu totgeschlagen. Wo erblicken wir die wirklich menschlichen Ideen eines Pestalozzi, wo etwas von Herbarts „Interessen der Teilnahme", von Diesterwegs Vorschlägen und Grundsätzen? Nirgends! „Volksbildung ist Volksbefreiung im weitesten Sinne des Wortes", sagt letzterer und giebt damit gleichzeitig den Grund an, weshalb das Volk nicht gebildet werden soll.

In demselben Verhältnis, in welchem die Volksschule vor 100 Jahren zu dem Erwerbsleben stand, in ganz demselben steht sie zu dem heutigen Ausbeutungssystem, das eben geistig lebendigerer Arbeiter bedarf und daher größeres Wissen durch schnellere Methoden vermittelt. Die Schulen sind das Öl, die Maschine des Staates zu schmieren. Überall sieht man Gruben und Fanggarne, Streckbretter und Springgitter für den Geist, man hört das Schreien und Peitschenknallen der Dresseure und den Klagegesang der gemarterten Seelen. Stockmann sagt deshalb in Henrik Ibsens „Volksfeind" mit vollem Recht: „Keinen Fuß sollt ihr mehr in die Schule setzen! Niemals! Ich will euch selbst unterrichten — das heißt, nicht in all dem Schulkram, nein, zu freien, vornehmen Männern will ich euch heranbilden."

Das preußische Schulwesen hat nun einen ganz besonderen Anspruch auf den Ehrennamen Drillanstalt. Es sind zwar unter dem Titel Reformen viele Veränderungen in demselben vorgenommen, — Verbesserungen, dem Ziel einer allgemeinen, echten Volksbildung näher zu kommen, indessen kaum. In einigen Punkten, z. B. der Lehrerbildung, ist das Gegenteil zu konstatieren. Nicht nur die anderen deutschen Staaten, sondern vor allem die umliegenden Nachbarn, wie die Franzosen, Dänen, Schweden, Norweger haben viel

freiere und bessere Einrichtungen, wennschon auch da die Schule immer auch noch als Mittel zum Zweck der Macht angesehen wird. Es ist aber doch eine Entwicklung. In Preußen herrscht Stillstand.

Ein früherer französischer Kultusminister, Cousin, sprach — freilich in anderem Sinne — von Preußens zwei „Blüten“: „Preußen ist das klassische Land der Kasernen und der Schulen: der Schulen, das Volk zu erziehen, und der Kasernen, um es zu verteidigen.“ Eine Volksschule kennt man indessen in Preußen nur dem Namen nach; denn die Schulen sind ja nach dem Unterschied der Geldsäcke eingeteilt. Unter „Volk“ versteht man nur noch die Proletarier und die „bildungsunwürdigen“ Bauern, weshalb auch die Volksschule richtiger Armen- und Bauernschule heißen müßte. Für alle die unterschiedlichen Schulanstalten liegt ein wirkliches Bedürfnis durchaus nicht vor, und durchweg werden sie ja auch durch Vorurteilskrähwinkelei hervorgerufen und frequentiert. Die Schuld liegt hier nicht allein an der Regierung, vorzugsweise sogar an den „besseren“ Ständen. Selbst kleine Nester von 3000 Einwohnern wollen ihre Gymnasium-Vorschule haben! Daß diesem Drängen von oben nachgegeben wird, ist begreiflich, denkt man damit doch die alten Vorurteile und Werte noch länger zu erhalten. Die Volksschule soll eine Bildungsstätte für das Volk sein, und ein Volk hat im wesentlichen nur ein Bildungsbedürfnis und Ziel. Die Forderung einer allgemeinen Volksschule, von der sich im entscheidenden Alter die besonderen Berufsklassen ablösen, vielmehr auf ihr aufbauen, ist daher die berechtigtste Einrichtung.

Heute ist die Schule Kaserne des Geistes und ein Mittel in den Händen des Kapitals und der Staatsgewalt, das Volk nach ihren Pfeifen tanzen zu lassen. Das wirtschaftlich sichergestellte Pfaffentum ist dabei der treueste Diener und Büttel des Kapitals und drückt als Schulaufsichtsbeamtentum an allen Enden und Ecken, wie es ja auch die Religion nur in diesem Sinne auslegt. Religion gedeiht nur in der Freiheit, und wo der Staat und ein staatliches Kirchentum sie lenken will, da verkümmert sie. Luther sagt: „Denn über die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst.“ Religionen und Staatseinrichtungen unterliegen gleichfalls den Entwicklungsgesetzen, und wo Gewalt angewendet wird, sie stabil zu erhalten, befindet man sich auf veraltetem Standpunkt, über den nicht etwa die Menschen, sondern die sittliche Macht des Entwicklungs-Muffes hinwegstürmt. Das ist sicher! —

Es bleibt sich bei der heutigen Ordnung der Dinge gleich, ob die Schule vom Staat oder von der Gemeinde verwaltet wird; das Volk bezahlt auf jeden Fall die Kosten. Ferner sieht man die Volksschule auch gegenwärtig immer noch als ein von der übrigen gesellschaftlichen Einrichtung

und Moral völlig losgelöstes Institut an, von dem eben nur Staat und Kirche etwas zu fordern, für dasselbe aber nichts zu leisten haben. Die Eltern haben kein Recht an der Schule, wie sie keines an der Kaserne haben, obgleich man ihr eigen Fleisch und Blut darin einsperrt. Das hat die „Freisinnigen“ schon oft erbittert, die sich mit Recht sagen, daß die Volksschule ein Stück Volksleben sei, ein Teil der gesellschaftlichen Eigenverwaltung, und darum auch Eigentum der Gemeinden werden müßte. Der Kern der Schultendenz würde aber dadurch kaum berührt werden, da auch dann wieder Standes- und Sonderinteressen um die Herrschaft stritten.

Es ist nicht wegzuleugnen, daß unsere Schulen einen Einfluß auf die friedliche Lösung des sozialen Problems erlangen könnten, wenn sie sich nur den fühlbar machenden Volksbedürfnissen anpaßten. Frankreich hat das wohl erkannt, indem es die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die Konfessionslosigkeit und den Handfertigkeitsunterricht einführte. Statt dessen versucht man in den deutschen Schulen den Standesunterschied und konfessionellen Zwiespalt zu erhalten und — man lache nicht — die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Wie oft haben sich die Lehrer auf den Konferenzen mit diesem Thema herumschlagen müssen, und wie oft ist dabei dem rechtlich denkenden Gegner dieses Unsinns der „Atheist“ an den Kopf geschleudert worden! Nicht das Interesse von Kirchen- und Staatsgewalt, sondern das wahrer Volksbildung hat den Charakter der Schule zu bestimmen, und wahre Volksbildung erwächst nur auf dem Boden des Volkswohlstandes.

Doch betrachten wir uns die Schule der Armen in Preußen näher. Die Falkschen „Allgemeinen Bestimmungen“ werden wenig noch geachtet, man ist reaktionärer geworden, vernachlässigt, trotz der gepriesenen „Anschaulichkeit“ des Unterrichts, die „Realien“ und begünstigt die „Formalien“. Die Hauptzeit und beste Kraft wird dem dogmatischen Religionsunterricht gewidmet, und eine Schule ist gut, wenn der Katechismus „am Schnürchen“ geht. Dieser Unterricht hat eine so große Ausdehnung, einen so starr auf Allgemeingültigkeit Anspruch machenden Inhalt und eine so geisttötende Form angenommen, daß nicht nur die natürlichen Geistesanlagen geschädigt, sondern auch die Unterweisung in den anderen Fächern dadurch vergewaltigt wird. Um des lieben Dogmas willen darf man anerkannte Sätze der Naturwissenschaften gar nicht lehren. Glücklicherweise hat die Natur dem Menschen eine sich stets erneuernde Denkkraft gegeben, so daß nicht in jedem der letzte Funke erstickt werden kann, und ebenso glücklich ist es, daß mit dem 14. Jahre der Volksschulunterricht endet.

Was ist es nun mit diesem Religionsunterricht? Ein Auswendiglernen von cirka 100 biblischen Geschichten, einem holperigen Katechismus, von über 20 in altfränkischem Deutsch verfaßten und mit verschrobenen

Bildern überladenen Kirchenliedern, ebensoviel Psalmen und etwa 150 Bibelsprüchen! Die Quintessenz ist dabei immer: Die Armut und der Reichtum stammen von Gott; es ist Gottes Ordnung, daß der eine Lump und Sklave, der andere Herr und Gebieter ist; im Jenseits löst sich alles in eitel Wohlgefallen auf! Mord, Krieg, Hurerei, Diebstahl werden je nach Vorkommen und Bedarf entschuldigt oder verworfen; die eine Bibelstelle ist wörtlich, eine andere nur allegorisch zu verstehen. Paulus sagt aber nicht nur: „unser Wissen ist Stückwerk," sondern auch: „unser Weissagen ist Stückwerk". Von Anschaulichkeit ist dabei keine Rede; denn wie kann man einem Kinde etwas anschaulich machen, was einer ihm fremden Kulturepoche angehört, und zu dessen Verständnis es ähnliches noch nicht erlebt hat. Es wird ihm „Stoff" und Urteil eingeimpft, es wird vom sechsten Jahre ab im Namen einer Erziehungs-Wissenschaft gemartert. Wehe dem Lehrer, der den Kleinsten statt des Brudermordes etwa Dornröschen erzählen, oder es hinaus in den Wald zum Anschauen der Natur führen wollte! Der Zionswächter und Orts-Seel— — —sorger würde ihm schön heimleuchten. Religion wird also nicht gelehrt, man kann sie überdies auch gar nicht lehren, da sie Sache des Gemütes, Freiheit des Herzens ist. Es ist auch geradezu lächerlich von einer christlichen Volksschule in einem christlichen Staate zu reden, da es erstens kein Christentum mehr giebt, und zweitens Christentum keinen Zwang verträgt. Der Staat sieht ja überhaupt die Religion nur als ein Mittel zum Zweck der Eindämmung und Verbauung eigenen, freien Denkens an. Natürlich ist ihm Religion identisch mit Kirche. Das Christentum Christi ist denn doch was anderes als dieser Herren Geist; es ist Freiheit in allem, Selbstbestimmung, wie ja auch Luther in seinem Werke „Von der Freiheit eines Christenmenschen" nachweist. Für die Orthodoxie existiert das nicht.

Die Vernunftpädagogik drängt darum auch gegenüber der Reglements- und Bureaupädagogik auf Systemänderung. Die Kirche soll aus der Schule heraus, der Religionsunterricht privat werden. Was wäre aber mit dem neu aufzunehmenden Moralunterricht gewonnen, wenn er doch wieder im Interesse der herrschenden Klassen zugestutzt würde? Dem Denkenden sagt die Bibel immerhin noch an unzähligen Stellen die Wahrheit; sie ist, recht verstanden, ein Mittel gegen die Gewalt. Ferner auch: herrscht unter der Gesellschaft eine gesunde Moral, dann ist ein besonderer Moralunterricht nicht notwendig, da sich das Kind ja von allem Anfang in diese Moral einleben muß. Da aber gegenwärtig die praktische Moral von der theoretischen himmelweit verschieden, die kirchliche Dogmenmoral ein Bildungshemmnis ist, bin ich, als dem Fortschritt der Zeit einigermaßen entsprechend, für einen Moralunterricht, wie ihn das französische Volksschulprogramm vorschreibt. Da heißt es zum Beispiel: „Es genügt durchaus

nicht, dem Schüler richtige Begriffe zu geben und ihn mit reichen Grundsätzen auszustatten, sondern man muß dahin zu gelangen suchen, in ihm Gefühle aufkeimen zu machen, die wahr und stark genug seien, um ihm eines Tages im Kampfe des Lebens die Leidenschaften und Laster überwinden zu helfen. Es wird daher durchaus nicht verlangt, daß der Lehrer das Gedächtnis des Kindes ausschmücke, sondern daß er sein Herz rühre und dasselbe durch direkte Erfahrungen die Majestät des Sittengesetzes fühlend mache. Um aber dahin zu gelangen, steht ihm kein sichereres Mittel zu Gebote, als die häufige und höchst sorgsame Übung des so zarten Werkzeuges des Gewissens." — Wie verderblich eine konfessionelle Moral ist, hätte der Staat bei uns doch eigentlich aus dem Kulturkampf lernen können! Das Reinmenschliche kann allein der Grundcharakter einer gesunden Moral sein. Was ist darüber nicht schon alles in den Wind geredet worden, von den griechischen Philosophen bis über Kant. G. von Gizyki sagt in seiner „Moralphilosophie": „Die Sittengesetze bedürfen der göttlichen Sanktion nicht. Angenommen, es gäbe ein persönliches höheres Wesen, welches Befehle erläßt, so würde es nur dann recht sein, denselben Folge zu leisten, wenn sie gerecht wären; und wenn eine Handlung gerecht ist, so haben wir sie zu befolgen, ob auch kein Gott sie gebiete. . . Der Begriff der Gerechtigkeit und der sittlichen Vorstellungen überhaupt entspringt nicht aus der Religion, sondern aus dem gesellschaftlichen Leben der Menschen."

Eine soziale Moral brauchen wir! —

Da der dogmatische Religionsunterricht der Mittelpunkt in unseren Schulen ist, so mag leicht begriffen werden, daß alle anderen Schulfächer sich nach ihm richten müssen, sie mögen heißen wie sie wollen. Bibelsprüche als Vorschrift für den Schreibunterricht genommen, sind dem Schulinspektor am angenehmsten. In welchen Bahnen da namentlich Geschichte und Naturwissenschaften wandeln müssen, in welch verdrehten Phrasen sie sich bewegen und darbieten, braucht wohl kaum des Näheren geschildert zu werden. In den Thatsachen der Weltgeschichte liegt an und für sich durchaus kein bildendes Moment, falls sie nicht ethisch aufgefaßt, all das begangene Unrecht klar gelegt und zur Quelle des Rechtes erhoben, der Gerechtigkeitsbegriff daraus abgeleitet wird. Gegenwärtig ist sie nur Schönfärberei und Chauvinismus, ein Konglomerat von Namen, Zahlen und Schlachten. Und wo die Naturwissenschaften wirklich umfangreicher gelehrt werden, zeigen sie immer nur, wie man die Natur zu seinen Zwecken ausbeuten, zu Macht und Reichtum gelangen kann. Die ästhetisch-ethische Seite wird ganz und gar vernachlässigt, und damit der Mensch auch in seinen künstlerischen Anschauungen von einem Dogma abhängig gemacht. Ein Zu-

sammenhang von Zeichenunterricht und Naturanschauung existiert nicht. Es liegt bei diesem Nützlichkeitspredigen auf der Hand, daß der Geist arm an Ideen wird und die Seele verödet. Weil aber die Natur in eindringlicher Weise das Wort selbst zu ergreifen vermag, wird in der Volksschule dieser Unterricht in unerhörtem Maße vernachlässigt. — Das aber ist sicher, daß die Zukunft die Natur in den Mittelpunkt des Jugendunterrichts stellen muß.

„Berücksichtige die Individualität deiner Schüler!" ist ein Hauptgrundsatz der theoretischen Pädagogik. Wie ist das in unseren überfüllten Klassen, wo Mädchen und Knaben dasselbe lernen und hersagen müssen, möglich; wo ist das möglich, wenn das Auswendiglernen und Abhören fast die ganze Unterrichtszeit in Anspruch nimmt; wenn verlangt wird, daß bis zu einem gewissen Zeitpunkt bei allen alles „sitzen" muß? Im Grunde genommen sollen ja auch alle nur wie in der Kaserne über ein und denselben Kamm geschoren werden, einen Kamm, der auf die häuslichen Verhältnisse und Beanlagung des Kindes gar keine Rücksicht nimmt und bei dem Aufsichtssystem keine Rücksicht nehmen darf. Ein Lehrer, welcher die Individualität berücksichtigte, könnte sein Ziel nicht erreichen und würde als schlechter Lehrer dastehen. Nicht naturgemäße Weckung und Entwicklung der Denkkraft, sondern tödliche Gedächtniskrämerei ist das Ideal.

Trotz diesem soldatischen Drill in der Schule macht man ihr den Vorwurf, sie verschulde die „Entsittlichung" der Massen. Das mag gerade wegen des sanktionierten Systems richtig sein, aber man verkennt damit auch schnurstracks die entmenschlichende Macht der kapitalistischen Ausbeutungsjagd, welche den Kindern die Eltern raubt und sie auf die Straße wirft, welche sie dem Hunger ausliefert, der Körper und Geist zersetzt. —

Es ist nun klar, daß man zu solcher Schularbeit auch die sonderlich dazu geeigneten Lehrer abrichtet. Selbst ein hervorragender Schulmann sagt: „Es gehört viel Mut dazu, Lehrer zu werden, noch mehr Mut aber, es zu bleiben!" Und wenn je eine Anstalt den Namen Folterkammer verdient, so ist es das heutige Seminar: einseitig, engherzig, philiströs ist das Leben, aller Erfahrung abgewandt, rücksichtslos und brutal die Methode. Kriecherei und Frömmelei wird belohnt, ernstes Streben und offenes Wort getadelt. In vielen solcher Anstalten ist ja noch die „Gartenlaube" verboten! Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wird „gelernt", das meiste eben auswendig —: ganze Evangelien, Briefe, Regentenreihen, Tugendsprüche von Claudius u. s. w. u. s. w. Von moderner Litteratur und Kunst hört der Seminarist, weiß der Seminarlehrer **nichts**, und daher auch das schwache Interesse der deutschen Lehrerschaft an den modernen Kunstbestrebungen. Ja, von alter Kunst vernimmt er kaum etwas, und doch hängt „Bildung" mit „bilden" zusammen, und doch ist der Künstler der einzige,

welcher bildet. — Unter Umständen erreicht die wöchentliche Stundenzahl die hübsche Summe von 44, wozu dann noch die Arbeitsstunden kommen. Von aller Welt abgeschlossen — ein Lachen oder gar Tanzen mit Mädels ist Sünde — bei oft mehr als proletarischem Essen müssen Körper und Geist verkümmern, und es ist zu verwundern, daß es nicht bei allen geschieht. Die Menschennatur ist eben zähe und nicht immer schematisierbar! Tritt nun ein so gequälter Geist in das Leben, dann ist es nicht zu verwundern, wenn er Fehltritte thut, die ihm aber immer nichts schaden, sofern er sich mit seinem geistlichen Herrn „gut steht". Wer dem Seminarleben noch glücklich mit einer Dosis Mut und Selbstvertrauen entronnen ist, kann nun leider doch noch dem Spionier- und Polizeisystem der Schulaufsicht zum Opfer fallen, besonders da er wirtschaftlich höchst unsicher steht. So entsteht dann die Gesinnungslumperei und das kollegialische Denunziantentum unter den Lehrern. Für eine Zuwendung, eine Unterstützung aus dem „Kirchenkasten" verrät man, welche Zeitungen der Kollege liest, wen er in den Reichstag wählt, was er von dieser oder jener Verordnung hält. Man darf ja nicht glauben, der Lehrer dürfe lesen, was und wählen, wen er wolle; nein, durchaus nicht; er ist abhängig in allen Stücken. Auch zu ihren freien Konferenzen muß die preußische Lehrerschaft den Schulinspektor einladen, der, falls er nicht kommt, immer doch durch einen Katzbuckler auf dem Laufenden erhalten wird. Es giebt hierzu Beispiele, die unglaublich graß sind. Es ist daher auch höchst interessant für den Soziologen, sich in Lehrerkreisen umzusehen! Fest steht ein für allemal, daß zwischen einem echten und rechten Lehrer und einem Priester nie Eintracht herrschen kann. Den Grund dafür giebt unser wackerer Conrad sehr treffend in den Worten an:

„Der Lehrer vertritt als Erzieher die Natur, das Gemüt und seine ewigen Rechte, der Priester das Dogma und die Politik der Kirche.

Es heißt alle Natur und Vernunft auf den Kopf stellen, wenn man den Priester zum Herrn des Lehrers macht; nicht einmal sein Mitarbeiter ist er, er ist sein Gegenarbeiter, sein natürliches Widerspiel in allen Fragen und Sorgen des Geistes und Gemüts, wie der Lebensführung."

Weil nun ferner der Lehrer gezwungen ist, mitten unter dem Volke zu stehen, sein Leiden und sein Hoffen kennen zu lernen, und so leicht ganz auf Seite des Volkes treten könnte; sich am Ende gar daran machte, den Quellen dieses Volkselendes nachzuspüren; sein Wissen am Leben zu prüfen; zu erfahren, daß dieser und jener Schriftsteller und Dichter etwas ganz anderes meinten, als im Seminar vorreferiert wurde; irgend ein Ideal fände: so strebt man danach, ihn stets abhängig von oben und wirtschaftlich schwach zu erhalten. Wie eine Lehrerschaft eine Staatsschule anstreben kann, ist mir unbegreiflich, zudem ich von der Gehaltsfrage für sie nichts

erwarte. Verlangte man kürzlich doch, „ihr Patriotismus müsse in solch bedrohlichen Zeiten auf eine Gehaltserhöhung verzichten". So sprach Graf Arnim zu Gunsten der Militärvorlage!

Ich habe aber Zeichen genug, daß die Lehrerschaft des ewigen Gängelbandes bald müde sein wird und, ein regerer Geist und eine gesundere Weltanschauung in ihr die Oberhand gewinnt, die geeignet ist, zu ihrer Zeit sich zum Wohle der Menschheit durchzusetzen. Sie soll nur stets an das Wort Diesterwegs denken: „Nicht Demut, sondern Mut ist uns not!"



Anarchismus und Christentum.

Eine Beleuchtung der Egidyschen Bestrebungen.

Von H. Häfker.

(Berlin.)

Was mir von dem gelegentlichen Besuch anarchistischer Versammlungen in Berlin besonders im Gedächtnis geblieben ist, und wovon mir eine Weile der Kopf geklungen hat, war die Bemerkung eines Redners anläßlich einer Feier der im Mai, wenn ich nicht irre, in Chicago hingerichteten Anarchisten: der Tod dieser Männer und so mancher ihrer Genossen, die freudig für ihre gute Sache gestorben seien, wie einst die christlichen Märtyrer, würde hoffentlich manche zu der Erkenntnis zwingen, daß eine Sache, um die man so heldenmütig den Tod erdulde, doch wohl am Ende die sei, aus der einst der Menschheit die Erlösung erstehen müsse. Über ein solches Wort kann man nicht hinweggleiten, man muß sich damit abfinden; die Analogie mit gewissen Erscheinungen aus dem Anfange des Christentums ist zu auffällig.

Ebenso auffällig ist aber auch der Gegensatz, in dem die Bewegung, an die man gewöhnlich bei dem Worte „Anarchismus" denkt, zu demselben Christentum steht: der gemarterte Jesus betete am Kreuze für seine Feinde, und die verbissenen Menschheitsbeglücker begehen feige, blutige und grausenerregende Attentate auf unschuldige Mitmenschen. Was das Christentum groß werden ließ, war seine Ausdauer im Dulden und in der Menschenliebe; hier stehen Christentum und Anarchismus in schärfstem Gegensatze ....

Aber doch nur in einer Nebensache. Denn, so unwahrscheinlich es klingt, Mord und Blut hat mit der Theorie des Anarchismus, mit seinen

Zielen, seinem lebendigen Kern nichts zu thun. So lange der eine mit Dolch und Bomben vorgeht, um vom andern etwas zu erringen, oder sich an ihm zu rächen — so lange ist von einem Aufhören des Herrschbegriffes im Zusammenleben keine Rede. Das ist zu offenkundig, als daß nicht die intelligenteren unter den Anarchisten es selbst wohl fühlten, und daher jene Ausschreitungen auch nur mit der Not des Übergangsstadiums begründen.

Daß sie das thun zu können glauben, beweist nur einen Mangel an Bildung, oder an Geschichtserfahrung, oder an Menschenkenntnis, oder wie man's ausdrücken will. Diese Begleiterscheinungen sind wie Gift im menschlichen Körper: so lange es nur unter der Haut und oberflächlich sitzt, schmerzt es wohl oder verdirbt das Aussehen; sobald es aber ins Blut eindringt, kann keine Macht der Welt wieder Blut und Gift scheiden, und der Organismus muß die Verfälschung seines Lebensträgers büßen.

Wenn aber auch der Anarchismus an seiner eigenen Vergiftung zugrunde gehen sollte, — seine einmal in die Welt gesäten Prinzipien, Ideale und Hoffnungen würden wir doch nicht los, und wenn statt seiner hundert neue Systeme und Sekten erstehen müßten. Wenn uns das noch nicht unser Geschichtsmaterial und die Bereicherung unsrer psychologischen Erfahrungen gelehrt haben, so wüßte ich nicht, wozu sie gut wären. —

Recht genommen ist ja das Christentum nach dem Sinne seines Gründers und seiner ersten, wahrsten, seiner radikalen Anhänger, derer, die den Märtyrertod dafür starben, niemals verwirklicht worden: das Reich Gottes senkte sich weder am dritten Tage, noch im tausendsten Jahre in dem wörtlichen Sinne seines Begründers zur Erde herab, und nie noch haben Wolf und Schaf friedlich beieinander gelegen. Jerusalem ist nicht wieder aufgebaut worden. Was aber übrig geblieben ist vom Christentum, ist dasselbe, was auch vom Anarchismus übrig bleiben wird, das Unsterbliche in jeder Reformationsidee: das Prinzip.

Für mich ist der Anarchismus überhaupt nur ein Prinzip, und alles andre unwesentliches Drum und Dran. Und da wir uns vor Prinzipien nicht zu fürchten brauchen, wenn wir selbst welche haben, so können wir eingestehen, daß das Prinzip des Anarchismus imgrunde genommen schon das des Christentums, und überhaupt aller fördernden Perioden und Erscheinungen der Kulturgeschichte war. Daß aber dies Prinzip wie ein Stein, der eine Zeitlang fast unmerklich nur sank und rutschte, immer mehr ins Rollen gekommen und in unserer Zeit daran ist, mit bedeutend gewachsener Schnelligkeit sich Bahn zu brechen. Warum fanden all die Neuerungsversuche der Moderne in Kunst und Politik, Religion und Wissenschaft einen so ganz außergewöhnlichen Widerstand, obgleich nur Wenige der Widersacher des guten Glaubens sind, Reformation thäte heut nicht not? Weil sie Gesetze für

Gesetze, Einrichtungen für Einrichtungen, Systeme für Systeme, Peitschen für Knuten eintauschen wollen? Gewiß nicht, sondern weil die empfindliche Nase der Gemeinsamkeit bald genug witterte, daß in all diesen Dingen ein Streben aus Gesetzen, Einrichtungen, Systemen und Zuchtanstalten heraus in die möglichste Aufsichtslosigkeit hinein liegt. An Stelle aller Bevormundung erstrebt man die Erziehung zum selbstfertigen und selbständigen Menschen.

Die Gesetze, die staatlichen Einrichtungen, kurz alle die Vorkehrungen zur Ermöglichung eines kulturwürdigen Zusammenlebens sollen in Zukunft nicht mehr die Tendenz haben, alle, die körperlichen wie die geistigen Regungen Aller, damit sie dem Zusammenleben nicht störend oder gefährlich werden, von Rechts- und Staatswegen zu zähmen, einzudämmen, zu bevormunden; sondern sie sollen die Tendenz haben, all diese Regungen von ihrem anstößigen Zusammenhang mit der Machthandhabung, mit der Staatslenkung und Beeinflussung derart zu befreien, daß die solidarischen Pflichten des Zusammenlebens es unter keinen Umständen mehr nötig machen, sich in irgend einer dieser für die Kultur so wichtigen Regungen Zwang anzuthun. Mit einem Wort: wie der vom Staate ausgeübte Zwang in seinem Machtbereich durch die Jahrhunderte immer mehr zusammengeschrumpft ist, wie er erst die Körper der Unterthanen in einem gewissen Grade, dann beinahe vollständig ihre Seelen, in religiöser Beziehung wenigstens, aus dem Spiele lassen mußte, so soll er immer und immer mehr sich auf das allernotwendigste zurückziehen und sich einen Zustand als Ziel nehmen, wo er fast nur noch nominell fortvegetieren würde. Das ist kein irgendwo aufgestelltes Programm, sondern das anarchistische Prinzip, das ich in den modernen Entwicklungsbestrebungen erblicke.

Daß das Verfolgen dieses Prinzips auf dem richtigen Wege weder ungesetzlich noch unsittlich ist, ist klar. Denn warum übte früher der Staat, d. i. die Gesamtheit, eine Bevormundung über die intimsten Angelegenheiten des einzelnen (und die einzelnen bekannten sich alle zur Gesamtheit) aus? Weil das christliche Prinzip, in dessen Reinheit die führenden Geister die Garantie für das beste Zusammenleben erkannten, noch nicht jedem einzelnen so ganz in Fleisch und Blut übergegangen war, daß es ihn zum „Freisein" befähigte. Man kann die ganze Kulturgeschichte von Christi Geburt bis heute als die allmähliche sicher werdende Verwirklichung des Christentums, sein Durchdringen und Durchtränken aller Glieder, oder, was dasselbe ist, als das allmähliche Absterben des heidnischen Prinzips verstehen. Der allerorts sich jetzt erhebende Widerspruch gegen die Kirche und alles, was damit zusammenhängt, ist nur das Zeichen, daß der Guß fertig ist und die Form zertrümmert werden kann. All das, was durch die Jahr-

hunderte den Wesenskern des Christentums verhüllte und verdunkelte, Dogmen, Geisteszwang und abergläubischer Unfug, ist nun zusammengeschrumpft und welk geworden, und während die Blätter abfallen, bricht die glänzende Blüte auf: das Christentum in seiner Reinheit, seiner Unsterblichkeit — das anarchistische Prinzip im Christentum. Das anarchistische Prinzip aber ist das Prinzip der Selbstzucht und der Erziehung zum Individuum.

Daß dies Prinzip in dem Gebot der Nächstenliebe liegt, sieht man leicht. Je mehr die Menschen im Verkehr miteinander die Pflicht freiwilligen Zuvorkommens, gegenseitiger Hilfe anerkennen, je weniger sie also von dem plumpen und leicht zu Zwisten und Zweifeln führenden Hinblick auf den gröbern Vorteil geleitet werden — desto mehr entziehen sie sich der Notwendigkeit eines Eingreifens von dritter Seite im Namen der Gesamtheit, d. h. der Beherrschung, der staatlichen Bevormundung. Was denn auch Christus sehr wohl wußte, indem er prophezeite, daß, wenn alle recht den Geboten ihres Vaters im Himmel (nicht mehr des Schreckensfürsten des alten Testaments) gehorchten, wenn sie seiner Lehre getreu wären, sie wie Brüder und Schwestern sein würden. Auch setzt er, zum ersten Mal in der Weltgeschichte, dem Königtum der Wirklichkeit ein geistiges Königreich entgegen und nennt sich König: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Das staatliche Leben verliert an Bedeutung für die Seinen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist," sagt er gleichgültig; und daraus, daß überhaupt die Pharisäer die Frage stellen, geht hervor, daß er diese Dinge nie für wichtig einer Besprechung gehalten hat. In diesem Sinne entzog man sich später dem „weltlichen Leben" und oft gar sehr der weltlichen Macht — man war nur noch Gott unterthänig, und die bewiesene Tugend, die Heiligkeit befreite den Betreffenden von allem staatlichen Zwang.

Wir wollen heutzutage so ungern mehr vom Christentum reden, weil wir es begriffen haben, weil wir seine Lebensauffassung beinah mit der Muttermilch eingesogen haben, weil es uns selbstverständlich vorkommt. Es erscheint uns viel wichtiger, an seinen praktischen Ausbau zu gehen: an die soziale Arbeit.

Die Befreiung der „Religion" vom Zwang der Kirche und der Dogmen; des geschlechtlichen Liebeslebens vom Zwang der Ehe, d. h. von Geldrücksichten und Vorurteilen; der Sittlichkeit und der freien Meinungsäußerung vom Zwang staatlicher Censur; des Arbeitsmarktes, der Produktion und der Konsumtion vom Zwang persönlicher Lüste und Begierden, von der Fessel des ganzen Zwischenhändlerwesens; der Kunst von kritischen Vorurteilen; der ganzen Geistesarbeit von der Sorge ums tägliche Brot; des Bildungsbestrebens von Geldbeutel und Protektion — das alles und vieles

mehr ist die praktische Arbeit der Moderne, der tausende von fleißigen, emsigen, kenntnisreichen, praktisch erfahrenen Arbeitern ihr Leben, ihre beste Kraft widmen.

Aber es fehlt dem allen sozusagen die Centralleitung, das Bewußtsein, daß man sich in einem Punkt, einer Richtung einig ist. Und welcher Punkt das sein müßte, deuten Egidys Worte an:

„Heute zu sagen: so muß es werden, oder: so darf es nur werden — ist gar nicht die Hauptsache, wiewohl es sehr gut ist, wenn recht viele darüber nachdenken, wie es werden muß. Die Hauptsache ist, daß keiner mehr darnach strebt, daß es so werde, wie es seinen irgendwie gearteten Sonder-Interessen dient, daß vielmehr jeder sagt: ich will, daß es so wird, daß Alle zufrieden sind. — — — —

Diese Auffassung von Christentum und Christenpflicht — — ist recht eigentlich der zunächstige Zweck der ganzen „Bewegung". — — — —

Baupläne werden in dem Augenblicke, da wir, von dem rechten und einigen Bewußtsein durchdrungen, zum Thun schreiten, genug und vortreffliche da sein, . . . zum Thun aber zu schreiten, bevor alle, wenigstens die zum Wirken Berufenen, dies gleiche Bewußtsein durchdringt, ist ein Fehler — — das ist das Wichtigste, was ich aus der Geschichte gelernt habe und was auch die Gegenwart überzeugend predigt." *)

So lange der eine Arbeitende „Sozialdemokrat", der andere „Antisemit", der dritte „Atheist", der vierte „Christlich-sozial" ist — so lange kann vielleicht im einzelnen manches gefördert werden, aber wenn's zum Klappen kommt, wird da eine babylonische Verwirrung sein.

So lange wir nicht in der Gesinnung einig sind, so lange fehlt unserer Arbeit die Weihe. Und diese Weihe will Egidy bringen.

* * *

Nur wenige Bedenken, ob denn gerade das Christentum die Gesinnung ist, die da not thut. Ob wir nicht etwas neues, andres, besseres bedürfen.

Christentum ist nicht der große Apparat von Dogmen und Glaubensforderungen, den die Kirche dafür ausgiebt, Christentum erfordert auch nicht, daß wir die Ansichten und Meinungen des Nazareners teilen, sondern seine Gesinnung.

Wenn man Christentum und gleichzeitiges Heidentum mit einander vergleicht, so wird ein Gegensatz auffallen: das Heidentum fordert von

*) Einiges Christentum, Volksschrift II, 28/29.

jedem einzelnen Menschen die sittliche Vollendung in sich, gleichsam nur das Ausleben seiner natürlichen Anlagen, seiner physischen Vorbedingungen; das Christentum aber stellt uns ein Ideal außer uns hin: werdet dem gleich. Diesem Ideal gleich werden, bezeichnet Christus als „vollkommen". — „Werdet vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Was die Kirche hieraus gemacht hat, wissen wir. Christus heißt das Ideal, und aus dem Instinkt heraus, daß kein Mensch, ihm, dem Fremden, gleich zu werden, aus seiner Natur heraus kann, macht es ihn selbst zum Gott. Nun ist die Schwierigkeit benommen: ihm gleich zu werden, sollen wir streben, — erreichen können wir es auf Erden nicht: und so ward Himmel und Hölle mit allem Zubehör eingerichtet.

Unsere Zeit zeigt wieder in dieser Beziehung ein Streben nach dem heidnischen Prinzip: nicht aus unserer Natur heraus wollen; jeder Mensch trägt das Ziel und Ideal seiner Vollkommenheit in sich, den Wegweiser zu seinem Glück; dem gehe er unbeirrt nach, so ist er gut. Jeder kann in diesem Leben seine Vollkommenheit erlangen. Und ich möchte, die Meinung erratend, hinzufügen: nach der modernen Anschauung ist überhaupt alles was geschehen, alles was wir vollbracht, ein Stück unserer Vollkommenheit, insofern wir es nun ganz fatalistisch betrachten. So ist, was an einem gebildeten Menschen ein abstoßender Fehler sein würde, an einem anderen, wo gewisse Voraussetzungen mangeln, ein Zeichen gesunder Lebenslust. So giebt es nicht mehr irgend eine Handlung oder irgend einen Gedanken, der an sich Sünde oder gottwohlgefällig wäre, es giebt nicht mehr eine Norm, ein Beispiel, nach dem wir das mehr oder minder tugendhaft und christlich mäßen — wir betrachten jeden einzelnen an sich als Individuum.

Haben wir hier einen Grund, dem Christentum zu widersprechen? Müssen wir ihm nicht vorwerfen, daß es Unmögliches von uns fordert, indem es will, daß wir einem Ideal außer uns gleich werden, aus unsrer Haut heraus eine Vollkommenheit anstreben, an deren Ende wir als Schreckbilder Askese, Heiligkeit und Fanatismus drohen sehen?

Sehr leicht sieht man ein, daß dieser Einwand sich zu der Prinzipienfrage erweitert: Ist nicht nur der einzelne, sondern ist auch analog diesem ein Volk, ja die „Menschheit" fähig, sich von einer Kulturstufe zur höhern in steter Folge zu entwickeln, oder befindet sie sich in steten Schwankungen zwischen groß und klein, fein und roh, Kultur und Tierheit?

Und das ist dann, auf unsere Zeit angewandt, die Frage: Ist die moderne soziale Bewegung nur etwas materielles, lokales, praktisches, eine Frage der augenblicklichen Verteilung von Macht und Not — oder, eine ideelle, eine Menschheitsfrage, ein Symptom, eine Episode in dem großen geistigen Werdewerk des irdischen Geschlechts?

Nur derselbe Glaube, der Millionen im langsamen Laufe zweier Jahrtausende vermocht hat, dem Prinzip der Nächstenliebe über ursprünglichere, tierischere Instinkte den Sieg zu verschaffen, wird sie vermögen, auch den heutigen Kampf um die soziale Sache zu Ende zu führen, — man spricht vom „Glauben an die Menschheit". —

Weshalb es also das Christentum und nur das Christentum ist, was als einigender Geist der Arbeit der Moderne not thut, sahen wir im vorigen: erstens um der „Nächstenliebe" willen, die uns aus kleinlichem Sinne für unsern augenblicklichsten Vorteil in großherziger und nachhaltig beglückender Hingebung an die Gesamtheit begeistert, und um des urchristlichen Prinzips willen, des „Gottesgesetzes Entwicklung" (wie Egidy sich ausdrückt), das uns den Mut giebt, ein großes, überwältigendes Ziel, ja das Vollkommene selbst als Ziel und Richtschnur uns zu nehmen.

Nun nur noch wenige Worte darüber, wie sich in Egidyschem Sinne unsere Pflichten gestalten, wenn wir uns nun entschlossen haben zum neuen, reinen, „Einigen Christentum". —

Die Hauptsache deutet der Titel eines Vortrages an, den Egidy in letzter Zeit vor Tausenden von Zuhörern hielt, und der in Gegensatz stellte: Gesetze — oder Erziehung?

Es war das letztere, zu dem Egidy sich entschied. Erziehung unsrer selbst, unsrer Kinder und Pflegebefohlenen und all unsrer Mitmenschen zu Individuen, daß sie wahr, mutig, feinfühlend und gesund werden. Daß sie es verlernen, jede That und Handlung ihrer Mitmenschen mit Haß, als aus kleinlichen Gründen entsprossen, zu betrachten, daß sie aber auch selbst großherzig, edel, ritterlich — christlich handeln und denken. Egidy will nicht ein Zusammenschließen in Vereine und Sekten und Betkreise, sondern es ist immer wieder der einzelne, an den er sich wendet: „Was du denkst und willst und thust, thue es nur in der rechten, anständigen Gesinnung." Alles was gut, vornehm und menschheitsfördernd ist, alles was geeignet ist, „eine geweihte, eine menschentsprechende Lebensführung für jedermann im Volke" herbeizuführen, es dafür zu erziehen, fällt bei Egidy unter den Begriff „christlich".

An Stelle des starren Wortgehorsams der „Gesetze" soll die lebendige „Selbstzucht", das „Gewissen" treten.

Wenn unsere Reformideen alle von dem einen leitenden Gedanken durchdrungen sind: laßt Staat, Gesetze und Kirche einem jeden freigeben, was sein eigenes Gewissen, seine eigene Einsicht ihn thun, denken und glauben heißt — und das ist doch wohl das Grundprinzip der sozialen Bewegung — so ist gewiß niemand so not und so willkommen, als wer jedem einzelnen das Gewissen schärft und die Einsicht erweitert, damit er wirklich fähig ist, seine Seele selbst zu verwalten.

Wenn also das soziale Denken den Oberstlieutenant v. Egidy mit wirklich bewundernswerter Reinheit durchdringt — „wir dürfen hoffen, daß niemand mehr sich an die Oberfläche unseres öffentlichen Lebens wagt, der nicht sozial denkt" —, so ist es eben die Vornehmheit des Charakters, die recht verstandene, alle umfassende Christenliebe, die ihn durchaus verhindert, sich etwa der „Sozialdemokratie" anzuschließen, oder sich damit zu begnügen, ihr seine Ermahnungen zu predigen. Es ist das laute und wüste Geschrei, die Schmutzigkeit vieler Kampfesmittel, das giftige Mißtrauen, das in gewissen ihrer Dogmen, Maßregeln und Forderungen liegt, der Mangel an Lust zur Bildung, der in gewissen Seiten ihres Verhaltens gegen Religion und Geistesleben liegt, vor allem natürlich die Thatsache, daß die Sozialdemokratie so gut wie alle andern eine Partei ist mit Programm und Parteigrundsätzen — was Egidy in einer gewissen Entfernung davon hält.

Was der ehemalige Kavallerieoffizier durch alle Wandlungen und Erkenntnisse, die den ehrlich Ringenden überrascht haben mögen, bewahrt hat, das Juwel, dessen Wert ihm im Kampfe der Zeit eher noch glänzender bewußt geworden sein mag, ist die Tradition seines Standes, seiner gesellschaftlichen Stellung, die Vornehmheit der Gesinnung, die Ritterlichkeit der Kampfesart, die Feinfühligkeit der Lebensführung. Und was auch in diesem Punkte seinem Fühlen wieder den hohen Wert giebt, ist, daß er sich der Erkenntnis nicht verschließt, daß alle diese Vorzüge, die wir mit dem Gesamtnamen „Vornehmheit" zu bezeichnen pflegen, nach ihrer eigentlichen Bedeutung und nach dem Willen und der Meinung des wahren Christentums, nicht das Vorrecht eines emporgehobenen und müßigen Standes sein sollten, sondern recht eigentlich die selbständige Norm für die Lebensführung Aller. Mit dieser Auffassung erkennen wir alsbald in sehr vielem, was uns als bloße „Form" bisher vielleicht gleichgültig oder lächerlich, oder verhaßt schien, den wahren und ursprünglichen Inhalt wieder, und verstehen es, weshalb Egidy mit vollem Rechte in das Programm seiner Erziehung die Worte: „Vornehmheit und Feinfühligkeit" aufnimmt.

In Folgerung daraus ist er denn auch überzeugt, daß die Monarchie, das Königtum — nicht als Recht von Gottes Gnaden, sondern als erstes Amt der Gemeinsamkeit — und zwar die erbliche Monarchie für uns Deutsche zunächst die richtigste und würdigste Regierungsform sei. Gewiß, wenn alle in Egidyschem Sinne lebten und die Dinge ansähen, so verlöre manches sein Odium, und sein alter Glanz würde erfrischt. Ich brauche hier nicht weiter auf diesen Punkt einzugehen, zumal er zu den Dingen gehört, in denen Egidy durchaus nicht — von vornherein wenigstens — Zustimmung seitens seiner Anhänger fordert. Meinungen können sich ändern und können verschieden verstanden werden. Für Parteien arbeitet

Egidy nicht: „Ich bitte auch freundlich, zu beachten, daß ich für alle schreibe: für den Erzbischof und für den sogenannten Freidenker, für den Fürsten und für den arbeitslosen Notleider, für den, der eine untergegangene Zeit wieder heraufholen möchte, und für den, der da meint, die neue Zeit gewaltsam herbeiführen zu können; für den, der von einer andern Wirklichkeit als der heutigen noch gar nichts weiß, und für den, der gar nicht begriff, wie man noch auf dem Boden einer heutigen Wirklichkeit verweilen kann."

Den Ausbau alles dessen, was ich nur knapp hier besprechen konnte, muß man eben bei dem Manne selbst suchen, dessen Persönlichkeit erst seinem Wirken den vollen Wert giebt. Von seiner Persönlichkeit aber findet man vollauf in seinen wenigen und von frommem, weihevollem Geist getragenen Schriften („Ernste Gedanken", „Weiteres" und „Ausbau der Ernsten Gedanken 1—8", „Bericht über die Pfingstversammlung", „Ernstes Wollen" und die Vierteljahrsschrift: „Einiges Christentum"; von Neujahr 1894 an erscheint statt dessen die Wochenschrift „Versöhnung, Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit")*) und in seinen Reden, die man hoffentlich bald wieder Gelegenheit haben wird, zu hören. Wenn der reine und lautere Eifer eines wahrheitsmutigen, charakterfesten Edelmannes einer makellosen, einer Sache, deren Ziel so vielen geradezu selbstverständlich vorkommt, zum Siege verhelfen kann, so brauchen wir uns beim Anblick der regen Zukunftsarbeit unserer Zeit keine Sorgen zu machen: nicht Brot nur und Häuser werden uns beschert sein von der Zeit, die wir hoffen, auch der Tempel des Geistes wird nicht fehlen.

Das Streben unserer Zeit zur Freiheit läßt sich nicht mehr aufhalten. Die Sonne scheint und die Frucht wird reif und reifer: wir müssen nur bereit sein, sie zu ernten. Erreichten wir, wonach wir streben, so wie wir sind, unvorbereitet, so würden wir wie wilde Tiere sein und wenig Freude vom Errungenen haben. Hier ist es, wo Egidys Werk beginnt.

„Es muß als ernsteste Pflicht unserer gemeinsamen, wie einzelnen Bestrebungen angesehen werden, den ursprünglich in jedem Kinde lebenden Gedanken der Brüderlichkeit aller Menschen zu entwickeln und zu immer klarerem Bewußtsein christlichen Erfordernisses zu bringen. So erzogene Kinder werden dann auch, wenn selbst die äußeren Lebenswege sich noch so verschiedenartig gestalten, Herz und Verständnis für „die anderen" sich erhalten; so erzogenen Menschen kann auch von staatswegen die von vielen so begehrte, von anderen so gefürchtete „Freiheit" zu der Brüderlichkeit gegeben werden."

*) Verlag der Aktiengesellschaft „Pionier", Berlin SW.



Unser Dichteralbum.

Sulla.

Was bebt der Hügel dort, wie wenn Giganten
Steinfüßig drüber tanzten? Mithridat,
Sind's deine Sichelwagen, Panzerreiter?
Den Adler werf ich mitten in den Feind,
He, könnt ihr fliegen? Fangt den Vogel doch!
Fragt man, wo euren Feldherrn ihr verließet,
So sagt, Soldaten, bei Orchomenos. —
— — — — — — — — — — — —
So recht, Triarier! Quetscht ihre Haufen
Zusammen, daß ihr Blut gen Himmel spritzt!
— — — — — — — — — — — —
In diesem Helme, der mein Haupt geschirmt,
Trankopfer spende ich, Fortuna, dir.
Ja Heil sei dir, geheimnisvolle Macht,
Die mich gesetzt über der Menschen Scheitel!
In diesem Kriegskelch, lüstern triefend noch
Von warmem Lebensnaß, zutrink' ich dir,
Umstülpend diese Opferschale, weihend
Die ersten Tropfen: Sei mir fürder günstig!
Was sagt ihr mir? Der Gott an Delphis Schrein,
Den ihr entlastet habt auf mein Geheiß
Irdischer Schätze, die er nicht benötigt,
Er lasse warnend seine Lyra klimpern?
Ei freilich! Dieser brave Gott, den ich
Zu meinen ganz besondern Gönnern zähle,
Giebt freundlich zu verstehn, er stimme bei.
Die Priester plärren? Ich bin auch ein Priester.
Ihr bringt mir da gefangen Haremsdirnen?
Schickt augenblicks dem Mithridat sie nach!
Lucull, Zerstreuung? Bin kein Kostverächter,
Doch wißt, am selbstgefugten Ureswagen
Ist jeder Nagel an der Speiche nur,
Der Troßknecht, der den Rost der Rüstung putzt,
Nicht mehr dem Heergebote unterthan,
Als Ich, Cornelius Sulla, und sein Glück.
Im Lager keine Weiber! gab ich euch
Als Zuchtgesetz und drum, Lucull, auch mir!
Wenn ich den heißen Marius gefällt,
Den Wüstenlöwen, wie ein Gladiator
Mit kaltem Erz, — dann schwelgen wir in Rosen.

Sprecht nicht von Gnade! Sie ist lang vorüber,
Die Zeit der Gnade. Strenge thut uns not.
Wenn überreif die sieche Welt zum Fall,
Wird ausgerüstet von der Parze Spindel
Ein Arzt, der unerbittlich bis aufs Blut
Schneidet ins Mark, ausbrennt die Eiterwunden.
Ich bin kein Tiger, der in Blut sich wälzt,
Ich bin ein Arzt. Gehilfen, schwingt die Messer!

Catilina.

Ihr droben! Hei, wie eure Ampeln streuen
Den Strahlenteppich auf den Marmorestrich!
Doch unten alles dunkel! Seht dorthin,
Der einsam matten Fackeln Glimmen seht,
Rot flackernd durch die sternenlose Nacht!
Hört ihr das Hämmern? Seht der Esse Glut!
Dort brütet der Titanenstamm, gestürzt
Zur Tiefe durch die himmlischen Despoten,
Und schmiedet seine Waffen wider sie,
Aufschauend unter düstrer Brauen Grimm
Zum blitzestolzen sonnigen Olymp.
Olymp!
Zwergengeschlecht der angemaßten Götter,
Wie diese Ampel ich herniederreiße
Und in den Grund umstoße ihre Flamme,
So wird gefesselter Cyklopen Faust
Herniederkommen über eure Giebel.
Auch ich bin ja ein Gott, bin euresgleichen!
In eurer Himmel gleißnerischem Licht
Geboren, und verstoßen selbstverbannt!
Gleich wie der Wind, der durch die Wüste fährt,
Nur Wüste duldet, so versengt mein Hirn
Der einzige Qualgedanke der Vergeltung.
Hört ihr, wie dumpf Gebrüll vulkanisch dröhnt,
Das der Entladung Flammenschrecknis kündet?
Ketten, zerreißt! Lastende Berge, berstet!
Des Göttersaales stolze Decke bricht,
Begrabend mit sich allen Sonnenflitter.

Cäsar.

So stand ein andrer einst am Rubikon
Und strauchelte. Ich aber sprach für mich,
Weissagend im verborgenen Gemüt:
Siegt er, wird er vollenden? Er wird nicht.
Nicht Zwei ja schufen die Unsterblichen
Zum gleichen Werk. Drum, Catilina, falle!

Du unsichtbares Fatum über mir,
Du weißt es ja, daß du mich ausgesandt,
Um zu vollenden. Aller Zukunft Sterne
Sie spiegeln sich in meiner dunkeln Seele.
Ja, ich bin's, keiner sonst.
Sie zwingen mich,
Wegschreitend über Pläne, die mir teuer.
Stürz' ich die Welt in einem einzigen Brand
In Asche? Oder reiß' ich ewigen Ruhm
Mir von den Sternen? Wer mag's wissen! — Ich.

Seht ihr die Monarchie in meinem Blick?
Hebt auf den Schild ihn, den Rebellenkönig?
König — ein leeres Wort. Was soll's! Ich bin's,
Den eignen Namen mir zum Titel adelnd.
Umfließt mein Haupt der Sonne Strahlenreif?
Ein günstig Omen! Doch bedarf es dessen,
Daß sich ein Diadem schlingt um die Schläfe,
Die schon der Lorbeer ziert? Horch, meine Tuben,
Sie schmettern wie an manchem großen Tag,
Wo Ariovist ich übern Rhein gejagt,
Und wo der schmucke Vercingetorix
Vor meinem Liktorbeil das Knie gebeugt.
Die Adler der Kohorten winken mir,
Sie laden dich zum Siege, Imperator.

Die Weltgeschichte steckt in diesen Tuben.
Arena ist bereit, Theater voll,
Die Wetten sind gebucht. Was wettest du?
Ich — wette auf mich selber — eine Welt.
Ich hebe meine Hand, der Würfel fällt.
Vorwärts, der Rubikon ist überschritten.

Nero.

Ich bin allein, ich bin der Herr der Welt.
Allein? Nahn dort die Schatten nicht der Toten?
Auf meinem Lager sitzen sie und bohren
Langsam den Dolch, der einst das ihre traf,
Zurück mir in mein kaiserliches Herz.
Hei, schleift mich hin an Rädern der Gedanken,
Peitscht mit der Reue Geißel mein Gewissen!
Fieber, heran! Mir ist so kalt. Einst war
Ich Stahl, heut bin ich Eis. Bin abgestorben,
Verschneit ist jede Blume. Steigt herauf,
Ihr alten Schatten! Doch ihr wollt nicht kommen.
Ich bin ja so vernünftig, hahaha!
Horch, droben donnert Zeus vom Ida her.
Ach, das sind Märchen. Daß wir Motten sind,
Die an des Daseins Lampe zirpend brennen,
Daß die Geschicke jenen Felsen gleichen
Der Fabel, den berühmten Symplegaden,
Und jedes Einzelschiff zermalmen müssen,
Das zwischendurch will — ja, das glaube ich,
Doch an die Götter glaub ich nimmer, nie.
Hinfürder keine Götter neben mir!
Hinjagen will ich wie ein Königstiger
Durchs ächzende Reich und kommende Geschlechter
Erdrücken noch mit meiner Tatze Wucht.

Hätt' doch das Weltall einen Hals, ich schlüg ihn ab!
So gierte einst mein Ahn Caligula.
Doch ich zersehne mir mein göttlich Herz:
Hätt' doch das All der Lernaschlange Haupt,
Das ewig neu aufkeimende, daß ewig
Den Todesstreich ich führen könnt! Ich will euch!
Die Sterne glitzern hoch am Firmament,
Zum Schlafe ladend mit geheimem Zauber.
Ich schlafe nicht, der trüben Menschlichkeit
Erfordernisse fielen ab von mir.
Schlaf, unnütz Ding! Ein König kann nur wachen.
Die Augen offen und das Schwert zur Hand!
Ein Feind! hier! dort! und überall und nirgends!
Kalt, kalt, der Purpur wärmt nicht. Mein Gebein
Hüllt fröstelnd sich in meinen Kaisermantel,
Die Seele schauernd in Erinnerung.
Was grollt dies Meer? Du dunkler Sarkophag
Zerschellter Welten! Dein gewaltiger Schoß,
Dem einst der Liebesgöttin Reiz entstieg,
Gebar die Schönheit. Ob die Freiheit auch,
Die wir erwürgt, aus dir einst aufersteht?
Was kümmert's mich, was nach mir einst geschieht!
Die Sterne lachen mein. Ich hasse euch,
Ihr stählernen Augen, stummberedte Zeugen!
Bei den Töchtern der Nacht, beim Furienhaar!
Weissagt ihr höhnend den Untergang?
Was stiert ihr mich an? Du Funkler dort,
Du grünlich tückischer Katzenblick,
Ich kenne dich wohl. Du schienst herab,
Als Kaiser Claudius Pilze aß —
Pilze —, er aß sich dran zum — Gott!
Du schienst herab auf Bajäs Bucht,
Als Agrippinas Auge brach!
Schafft mir die toten Augen weg!
Weh mir! Lockst du zum Lethe hin
Den Cäsar in das Schattenreich?
In den Abgrund stürz ich hinab, und du,
O Nacht, empfange den sinkenden Sohn!
Schafft mir die toten Augen weg!

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Chopins Notturnen.

O Zauberklänge süß und hold —
Die Nacht ist, ach! so sehnsuchtsschwer,
Und Philomeles Liedergold
Tönt lockend in das Sternenmeer.

Und eine Flöte hör' ich weit,
Wie sie mit schwermutsvollem Ton
Seufzt in die lichte Seligkeit:
So jung und sterben muß ich schon!

Und leis im Widerhallen klingt
Die Weise, schluchzend, sehnsuchtsschwer,
Und von der Erde säuselnd schwingt
Ein Engel sich ins Sternenmeer . . .

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Der Deserteur.

Sie waren beide so leicht, so froh,
Und dachten, es gäbe kein Leid —
Er war der flotteste Studio
Und sie die lieblichste Maid.

Sie hatten beide so heißes Blut,
So freien, so stolzen Sinn,
Und beide so wilden, verwegenen Mut
Und dachten: Was her und was hin?

Sie scherten sich nicht um's Philisterpack,
Um Adel und Klerisei,
Und ob sie Gold oder Nickel im Sack
War ihnen einerlei.

Und dann, dann trug er des Königs Rock
„Zwölf kurze Monde nur" —,
Verschwunden war das blonde Gelock,
Keck glänzte die schwarz-weiße Schnur.

Wie schritt er dahin, ein ganzer Soldat,
So schneidig in Reih und Glied,
Und wenn er den Dienst mit der Waffe that,
Sang seine Seele ein Lied!

Ein Lied von ihr, von der lieblichen Maid
Mit dem fragenden Augenpaar,
So unbekümmert um Groll und Neid,
Wie wild und flatternd ihr Haar.

Und das heiße Blut und der stolze Sinn
Und das Lied in der stürmenden Brust,
Sie meisterten ihn und sie rissen ihn hin
Zu Thaten, — unbewußt.

Und der stolze Sinn, er trieb ihn zuletzt
Als Flüchter aus dem Heer,
Und er floh, durch Länder und Meere gehetzt,
Ein armer Deserteur.

Und während er irrt ohne Vaterland,
In der Fremde, gepeitscht vom Wind,
Vergeht in Sehnsucht, verschmäht, verkannt
In Thränen ein liebliches Kind. — —

— — — — — — — — — — — — —

Sie waren beide so leicht, so froh,
Und dachten, es gäbe kein Leid,
Er war der flotteste Studio
Und sie die lieblichste Maid.

Berlin. Hugo Kegel.

Daseinsüppigkeit.

Daher führt Staub und Roßgewieh're
Die Dam' und die zwei Kavaliere.
Das schwatzt von Pferden, Hof und Jagd
Und von Ballet: das kichert, lacht.
Hoch auf in ihren Sätteln federn
Die edlen Leiber, schlank wie Cedern. — —
Am Reitweg sitzt auf einer Bank
Ein Mann, zerlumpt, hohläugig, krank;
Sein Stab bohrt in den Schuh noch weiter
Ein Loch; — nicht achtet er der Reiter. —
Roß schnaubt vorbei und Roß — im Paß;
Sie zittern, bäumen, — — wittern was.
„Taugt wohl solch Volk zu andern Sachen,
Als uns die Pferde scheu zu machen?"
Das Vollblut — mit der Gerte schweppt's:
Symbolisch schlägt er nach dem Plebs.
Fort stürmen sie, — — da sitzt der gelbe
Lump Unglück wieder, ganz derselbe,
Sieht, Hand am Kinn, zur Erde stier,
Merkt nichts von Dam' und Kavalier.
Die Rosse bäumen, schäumen, zittern:
Unheimlich ist es, was sie wittern.

„Hat Satan — Lump, Dich wieder hier?"
So schnarrt der andre Kavalier;
Er läßt die Gerte nach ihm pfeifen;
Die ruckt, — um ja nicht Den zu streifen. — —
Und weiter geht's; — — ha, hockt da nicht —
Bei Gott! zum dritten Mal der Wicht,
Gesicht und Arme auf der Lehne!?
Er schläft, — merkt nicht die Herr'n, die Schöne.
Die Rosse bäumen alle drei:
Sie wollen diesmal nicht vorbei.
Der Dam' entschrillt's wie Glockenspringen:
„Dich will ich, Lump, — Dich fort schon bringen!"
Dreht um die Gert', und mit dem Knopf
Schlägt sie nach ihm und — — trifft den Kopf:
Hohl dröhnt es, wie's von Erbsen rasselt,
Auf Blech geworfen: also prasselt's;
Auf springt er: wie ein Gliedermann
Gezogen, klappernd hört fich's an;
Ab fallen von ihm Lump' und Lappen,
Vor Schimmel stellt er sich und Rappen.
Der Tod vor ihnen steht gereckt,
Fünfzinkig aus die Hand gestreckt.
Die Pferdereih steht bolzengrade, — — —
Schlägt rücklings — samt der Kavalkade.
Still liegen Die mit stierem Blick:
All Dreie brachen das Genick. — — —
Dies Ende machte Gottes Rute
Steinherz'gem Daseinsübermute.

Magdeburg. Peter Merwin.

Das Strafhaus.

Umfriedet ragt mit Zinnen hoch, verwittert schon und grau,
Wie eine Burg aus alter Zeit mit Turm und Wall ein Bau.
Und rings umher im Sonnenschein das Feld so grün, die Wiesen bunt,
In Zwilch gekleidet eine Schar besät den brachen Grund;
An aller Arme liegt geschmiegt aus Eisen schwer ein Band,
Und rasselnd schlingt die Kette sich um manche starke Hand;
Doch alle sind der Arbeit nur! — Erlösung will der Fleiß! —
Nur dann und wann ein Spaten klirrt im atemlosen Kreis,
Kein frohes Lied, kein trauriges in weiter Runde klingt, —
Es hemmt die Arbeit jeden Klang, die nach Erlösung ringt.
So mancher, den nach fremdem Gut die Habsucht gierig zog,
So mancher, der ein Herz im Durst der Sinne schnöd betrog,
So mancher, den die Leidenschaft trieb in des Lasters Schoß,
Sühnt hier die Schuld in müh- und peinerfülltem Sklavenlos.
Wie mag's dann einem Herzen sein, das seiner Sünden Last
So hart gebüßt, wenn es der Sturm der Freiheit neuerfaßt?
Gebrochen, siech und krank eilt es hinaus, der Heimat zu,
Doch irrt es stets und findet erst im Grabe seine Ruh'.

Wien. W. A. Hammer.

Tagebuchblatt.

Ballsaalgeflirr —: Parkett — Polonaise —
Neben mir pulsen
Zwei nackte Schultern . . .
„Weißt du noch, Cilly,
Als Kinder — damals —
Wie wir im Waldschnee
Wildfährten suchten? . . . .
Freiluft und Freilicht
Um die struwweligen Köpfchen?
Und unterm Mäntlein
Pfiffig versteckt

Den kleinen Katechismus,
Mit dem wir ins Kirchlein
Gesollt zum Herrn Pfarrer? —
Weißt du noch, Cilly? —"
Ballsaalgeflirr —: Parkett — Polonaise —
Neben mir blinzelt
Müde ein Ehring . . . .
Doch bis unter ihn hin
Glüht Äderchen neben Äderchen
Von verbotenem Feuer . . . . . .
„Ja — Heinz — ich weiß noch —"
Stammelnd kommt es,
„Freiluft — Freilicht —
Wildfährten suchen,
Anstatt ins Kirchlein."

Köln a. Rh. Karl Maria.

Frühlingsabend.

(Frei nach Paul Bourget: „Soir de Printemps.")

Vom Abendhauche beben, leis erschauernd,
Des Epheus zartgewundne Ringelsprossen;
Im weißen Marmorleib, sehnsüchtig trauernd,
In sanften Kreisen von Gebüsch umschlossen
Stehn stumm uralte Götterbilder; kauernd
Im Hintergrund mit blassen frischen Schossen
Schlichtdüstres Nadelholz, vom Wind durchzittert,
Und Eschen, rot vom Abendglanz umflittert.

Von des geschornen Rasens grünem Dunkel
Hebt sich Maßliebchen ab in weißem Schimmer,
Dicht angeschmiegt an goldene Ranunkel
Und blauen Ehrenpreis. Seltsamer Flimmer
Schleicht scheu durchs Gras. Ein wundersam Gefunkel
Tanzt über jene moosbewachsnen Trümmer
Des alten Doms, mit heißen Purpurtönen
Der halbverfallnen Kuppel Rund zu krönen.

Lang war in diesem Dome ich gesessen
An jenem Maitag vor verloschnen Fresken,
Traumlos hinträumend, weltfremd, zeitvergessen;
Die Bäume woben Schattenarabesken
Um ein Madonnabild von unermessen,
Unsagbar süßem Mund, und von dantesken
Verinnerlicht gesenkten tiefen Lidern,
Nicht mehr gewohnt, Gebete zu erwidern.

Da draußen jubelten aus hundert Kehlen
Die Vögel ihren Gruß den Lenzeslüften,
Berauscht von dem bacchantischen Vermählen
Von Stern- und Erdenwelt, von Glanz und Düften . . .
Ich ließ von jenem Bilde mir erzählen,
Von Werden und Vergehn, Geburt und Grüften,
Vom Meister auch, der wohl in Frühlingstagen
Dies Bild einst schuf . . . Wozu das Nichts befragen? . . .

Nacht war's geworden; neue leichte Schwingen
Umflatterten das junge Laub der Bäume,
Und reichre Düfte schienen tief zu dringen
Aus offnern Kelchen; balsamtrunkne Träume
Durchgaukelten die Wipfel; und ein Singen
Erhob sich, hell und heller, durch die Räume;
Und regres Leben quoll aus Näh' und Ferne,
Bestrahlt vom leisen Liebeslicht der Sterne.

Da senkte sich vom frühlingssel'gen Abend
Ein tiefer, tiefer Friede auf mich nieder, —
Er kam so weichen Schritts, so leis, so labend —:
Der du den neuen Lenzen neue Lieder
Stets huldreich leihst, mit grünem Laub begabend
Die kahlen Äste, der du ewig wieder
Aus Nacht und Tod läßt schwellend Leben sprießen,
Willst Einem nur erbarmenlos verschließen

Der Wiederkunft schmerzvoll ersehnte Pforte,
Urborn des Seins? . . . Nichts ist ja unser Wissen,
Schein unser Leben, Schatten uns're Worte.
Aus tiefgeheimnisreichen Finsternissen
Geht unser Pfad gen andre nächt'ge Orte.
Doch ist des Werdens Kette dann zerrissen
Für ewig uns? Nach grausenvoller Wüste
Kein blaues Meer? Und keine, keine Küste? . . .

Da rauschest schon einher in wilder Schöne,
Krystallne See, und seidne Wellen flüstern;
Meergreise locken seltsam dumpfe Töne
Aus Muschelhörnern; abenteuerlüstern
Tritonen nah'n, Poseidons wilde Söhne,
Schaumrosse wiehern schnaubend durch die Nüstern.
Mutwill'ge Winde brummen, fegen, sausen,
Aus allen Winkeln weht verjüngend Brausen.

Die Schönheit stirbt nicht! Nur sich jung zu baden
Steigt in das Meer sie, dem sie hold enttauche;
Die Woge rauscht's den Inseln, den Gestaden,
Geschwellt von Aphroditens Schöpferhauche.
Und sonnengoldig, blütenschwerbeladen
Naht jeder Lenz in morgenkühlem Rauche:
Feucht dampft die Scholle, aus der tiefsten Erden
Quillt würz'ger Duft, strömt kräfteschwang'res Werden! —

München. J. M. Hofmiller.

Lied der Liebe.

Οὐ δεινόν . . . ἄλλοις μέν τισι θεῶν ὕμνους καὶ παιῶνας εἶναι ὑπὸ τῶν ποιητῶν πεποιημένους, τῷ δὲ Ἔρωτι, τηλικούτῳ ὄντι καὶ τοσούτῳ θεῷ, μηδὲ ἕνα πώποτε τοσούτων γεγονότων ποιητῶν πεποιηκέναι μηδὲν ἐγκώμιον, . . . ἀλλ' οὕτως ἠμέληται τοσοῦτος θεός;

ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ
cap. V.

Entronnen der rastlosen Stadt,
In der Stille der Einsamkeit,
An deiner Brust, Mutter Natur,
Laß preisen mich,
Was deine Kinder,
Die sich im Daseinsmühkampf
Ach! fast entfremden dir,
Dir wieder vereint,
Die mich durchdringt,
Allgegenwärtige,
Ewige Liebe!

Was ist Liebe?
Deine Seele, Mutter Natur,
Allseele in mir,
Meinen Brüdern und Schwestern,
Und die uns ähneln,
Den niederen Tieren;
Doch auch in dem wurzelnden
Blättergeschlecht
Und der Erde, welche uns alle trägt,
Jedem Atom.

Was hält unendliche Welten
In ewigem Kreislauf?
Es ist dieselbe Kraft,
Die auch in Liebe
Uns verbindet.
Nur fühlen
Können sie nicht, wie wir,
Die leuchtenden Sterne!
Die armen Sterne!

Knabe, dem ahnungsvoll
Schon der Busen schwillt,
Laß hier durchbeben dich
Von künft'ger Seligkeiten
Wonneschauern!

Jüngling, der du sie kennst,
Deine Geliebte,
Glühe mit mir!
Und wer schon im Ehebett
Liebend ein Weib in die Arme schließt,
Stimm' ein in mein Lied!

Was ist die Liebe dem
Menschengeschöpfe?
Was sie der Welt ist, ein Wonnegefühl!
Was die Sonne der Erde,
Licht und Wärme,
Allerschaffend,
Erhaltend zugleich!
Sie giebt ihm das Leben,
Und wachsend,
Spürt er in sich die Allschöpferin.

Ach! das ist ja
Alles Glückes Grund und Gipfel,
Daß der Mensch
Allein sich nicht genug;
Daß der Mann ein Weib verlangt,
Sich anzusaugen,
Und das Weib am Manne
Hangen will,
Daß zu zweien
Mutter Natur uns schuf!

Selbst gereift,
In seligsüßen Träumen gaukelnd,
Wie ein Schmetterling in Lüften,
Schaut er sie,
Wie eine Blume schön,
Und mit Lust erfaßt's ihn
Und mit Schmerzen,
Daß er sehnend
Sich ihr neigen muß.

Tändelnden Windes
Kosendes Fächeln
Auf stillem See —
So ist den einen
Die Liebe beschieden;
Aber andere
Packt sie mit
Sturmesgewalt,
Erwühlend ein Meer!

Doch meist,
Wenn ausgetobt das Meer,
Fährt's Menschenschifflein
Auf der glatten Fläche,
Wie neu erstanden,
Hin:
Zwar ein Schifflein nur im Ozean,
Schaukelnd auf des Lebens
Schwanken Wellen,
Aber aller Welten Seele
In sich spürend,
Göttergleich.

Denn Gott ist Seele der Natur,
Ist innig eines mit der Liebe.
Zauberkräftig Licht sich zeugend
In dem finster gähr'nden Stoff,
Hat, aus niedern
Immer höhre
Lebewesen liebend bildend,
Endlich auch in uns er sich gefunden,
Doch nur wie das Licht in Dämm'rung;
Aber einstens
Wird es Tag!

Ein Aar
Vom Fels am Meer
Mit mächtigem Flügelschlag
Hebt auf in den Äther sich,
Und unermüdlich weitre Kreise ziehend,
Trinkt er sich Wonne
Im Sonnenlicht;
Da, wie er schwebt in Himmelshöhen,

Dringt Weibchens Ruf,
Vernehmlich lockend,
Durch die Lüfte,
Und wie von Bleigewicht beschwert,
Sieht man ihn sinken — —

Und erwacht aus der Verzückung,
Find' ich mich
An deinem Busen
Wieder,
Liebes, loses Mädchen du!

So stetig wechselnd
Schwellt jetzt zu Göttern
Die Menschen auf
Der Liebe Überfülle,
Daß sie nicht mehr zu haften wähnen
Am staubigen Boden;
Jetzt, allzuschwer,
Die süße Last
Zwingt nieder sie
Zur Erde wieder.

Sinnebefreiende
Herrscherin Liebe!
Dem Manne bist du
Die ewig treibende,
Stärkende Kraft
Unendlicher Thaten!
Aber das Weib
Ist das schöne Gefäß,
In das die Allerseele sich ergossen
Zu ewig eigener Verjüngung,
Menschgewordene
Mutter Natur!

Wie aus der Urschöpferin
Eigener Hand,
Hervorgegangen
Aus des Künstlers
Urbild der Weiblichkeit,
Venus von Medici!
Und du,
Apoll von Belvedere,
Mannesideal!

Was ist dem Künstler
Die Liebe?
Auf höhere Weise
Das, was sie allen ist,
Ihm eingebärend
Eigene Schöpferkraft
Und wundersam
Zum Werk berauschend,
Köstlichster
Göttertrank und Speise!

Doch was loht entflammt
Ob meinem Scheitel?
Von West zu Ost,
Feuerfarbig,
Wallen die Wolken
In Abendglut.
Durch der schweigenden Pinie Wipfel
Und der Espe zitterndes Laub
Schimmert es wieder
In meinem begeisterten Auge.

Und mir zu Füßen
Der schwimmende See,
Wie meine Seele
Schönheitstrunken,
Spiegelt herauf
Die Unendlichkeit.
Ach! das ist des Glückes zuviel
Für das kleine Herz!
Ist fast zu viel!

Denn was muß ich sehn?
Die Gluten verglüh'n,
Und schleichend die Nacht.
Soll so nach Weltenbrande
Einst all des Lebens Herrlichkeit
In Nacht versinken
Ewig?

Ewig nimmermehr!
Nein, wie Morgen
Folgt dem Heute,
Wird der eine,
Alte Gott,
Wird die Liebe
Neues Licht
Zeugen in dem finstern Chaos
Und sich in Geschöpfen finden,
Die uns ähneln!
Die uns gleichen!

Und dies Herz?
In dem Überschwall der Begeisterung,
Auf flammendem Wagen
Herniederfahrend,
Hol' einst es der Donnergott,
Wie er die Psalmensänger entführt!
Dann, fürwahr, muß sterben,
Vereint der ew'gen Liebe werden,
Sein der seligste Augenblick!

Berlin, An der Rousseau-Insel.
29. 7. 1889.

A. Matthes.

Leitsprüche.

Suchst zur Natur die rechte Spur?
Sei selbst Natur!

*

Ohne Geist und Geisteswunder
Ist aller Naturalismus Plunder.

*

Was ist Natur? Natur ist Kraft,
Elementare Leidenschaft.

*

Gesundes Blut, frisch-fröhlichen Mund
Und strahlendes Aug' wahr' alle Stund'.

*

Was schafft dem Manne Lust und Ehr?
Der stolze Geist, die kühne Wehr.

München.

M. G. Conrad.



Ein Bekenntnis.

Skizze von F. v. Reventlow.

(München.)

Die junge Frau hat es mir selbst erzählt an einem Abend, als wir zusammen vor dem Kamin saßen, und das Märchenlicht der rotumschirmten Lampe in ihre träumerischen grauen Augen hineinsank.

Wir hatten vorher von der Nordsee gesprochen.

„Es war damals, als wir eben verheiratet waren. Der Arzt schickte mich ins Seebad, während Adolf eine sechswöchentliche Übung zu machen hatte. — Man fürchtete damals für meine Lunge. —

Es war so schwer, sich trennen zu müssen, wo das Glück eben angefangen hatte.

Wir waren bis zu einer kleinen Heidestation zusammen gereist, dann fuhr mein Mann landeinwärts, und ich der Marschgegend zu.

In dem kleinen Badeort kam ich um Mittag bei strömendem Regen an und hatte bald eine Wohnung gefunden. Von dem Balkon aus konnte ich auf das Meer sehen. So hatte ich es mir gewünscht.

Die ersten Wochen lebte ich ganz einsam, nur meinen Gedanken und meiner Gesundheit. Ich lag am Strande oder machte weite Spaziergänge am Deich entlang und zuweilen mehr landeinwärts in die blühende Heide hinein, und wenn ich heimkam, ließ ich mir das Ruhebett auf meinem Balkon herrichten und brachte lange Stunden damit zu, auf die Nordsee hinauszusehen. Da kam dann die Vergangenheit mit Heimatsklängen vom Meer herauf, traurige, mit tiefem Weh ins Herz einschneidende Töne. Und mir fehlte die warme greifbare Gegenwart meines Glückes, um die Schatten zu vertreiben.

Mit quälender Unruhe konnte es mich oft erfassen, und als ich etwas kräftiger geworden war, fuhr ich oft allein im Boot in das Meer hinaus, zuweilen, wenn der Abendhimmel seine goldroten Reflexe auf die lichtgraue, wunderbar ruhige Meerfläche warf und dann dunkler und dunkler wurde, bis ich die das Fahrwasser bezeichnenden „Baken“ kaum mehr unterscheiden konnte. Oder an anderen Tagen, wenn die See stürmische Wellen gegen die Steindämme warf und meine kleine weißgetünchte Nußschale wie eine Möwe mit den Wellen auf und nieder tanzte. Wenn ich dann heimkam, schüttelten die Schiffer den Kopf und bei den Badegästen galt ich bald für tollkühn oder lebensmüde.

Aber mir war es am liebsten, wenn das Meer so ungestüm war. Es kam mir dann auf einmal ein so wilder Lebensmut, ein so intensives Lebensgefühl in die Adern, daß mir das Herz laut klopfte, und ich es nicht lassen konnte, laut in das Wellentoben hinauszujauchzen und hinauszusingen.

Die mitgebrachte Arbeit blieb gänzlich liegen. In dieser Zeit war die Ruhe viel zu schön, um zu arbeiten. —

Mein einziger Verkehr war ein alter Herr, den ich einmal beim Mittagstisch kennen gelernt hatte, und der meistens durch ein schweres inneres Leiden an sein niedriges Zimmer bei einem Fischer gefesselt war. Er schalt oft über meine Unvorsichtigkeit und weissagte mir die Schwindsucht, wenn ich hustete. Zuweilen erzählte er mir von seinem Leben, und dann schalt er auf die verdammten Weiber. Er schalt überhaupt immer auf irgend etwas, aber ich kam doch gerne zu ihm und war sehr traurig, als er eines Morgens ohne Abschied fortgereist war. Er wird wohl nie wieder an die See gekommen sein. Der Tod sagte sich schon damals deutlich in seiner fahlen Gesichtsfarbe und in den immer starrer werdenden Augen an.

Die letzten Wochen gingen ganz anders hin. Das Meer hatte mir die Gesundheit wiedergebracht, und die Trennungszeit ging zu Ende. Ich fühlte mich in nie gekannter Wonne am Leben wieder jung und gesund werden. Die krankhaften Gedanken gingen von mir, ich sah zum ersten Mal das Leben lachen. —

Dann lernte ich verschiedene Menschen kennen und war schließlich in eine lustige Gesellschaft hineingekommen, die sich aus allen Gegenden Deutschlands zusammengefunden hatte und dem Lebensgenuß in allen Formen, die das kleine Seebad darbot, fröhnte. Es waren drei Rheinländer darunter, die es verstanden, Leben in die Gesellschaft hineinzubringen. Mit einem von ihnen, der bei der Gesellschaft den Spitznamen „Aujust“ führte, war ich besonders gut Freund.

Eine tolle, frohe Jugendlust war unter diesen Menschen über mich gekommen. Aujust war der fleischgewordene Sonnenschein — Siegfried — mit einem Sprung mitten auf die Bühne. Und seine Lebensfreude teilte sich allen mit.

Alle hatten ihn gern. Hundertmal konnte er in seiner naiven Naturwüchsigkeit im Gespräch oder in den Umgangsformen den vorgeschriebenen guten Ton verletzen, niemand brachte es fertig, ihm böse zu sein. Daß er seinen Ehering in der Westentasche trug und daheim Weib und Kind hatte, wußte man allgemein, und er selbst machte kein Hehl daraus, daß er dem Ewigweiblichen, wo er nur konnte, seine Huldigungen darbrachte.

In dieser Zeit war alles schön. Und wenn es so geblieben wäre, so wäre alles gut gewesen. Aber es brauchte nur ein geringes Etwas, um

zwei Naturen, wie die unsrigen, in einem gefährlichen Punkt zusammentreffen zu lassen.

Das kam an einem milden Morgen.

Wir waren nach einem kleinen Deichwirtshaus weit draußen an der Landspitze gegangen, die drei Freunde, Fräulein Mahr, eine Ostpreußin, und ich. In der kleinen Weinlaube des Wirtsgartens saßen wir und tranken Grog. Der Doktor S. bändelte mit dem Schenkmädchen an, sie mußte sich zu uns setzen und mittrinken. Der alte Stadtrat und Fräulein Mahr gingen früher zurück.

Die Lustigkeit fing an wild zu werden. Die Liese hatte sich an des Doktors Seite gesetzt, er umschlang sie und wurde immer dringender. Sie wehrte sich, es wurde ein förmliches Ringen unter Toben und Lachen. Wir beiden sahen zu, uns stieg das Blut heiß zu Kopf.

Aujust lehnte sich an mich: „So sieh doch, wie die es machen, komm, Kind, komm."

Ich lachte ihn gezwungen aus. Ich fühlte, wie er unter dem heißen Begehren litt, und wie jung wir beide waren, und wie sich von dem Augenblick an ein sinnliches Moment in unsern Verkehr drängte.

Dann stand ich auf und zog ihn mit hinaus ins Freie. „Nach Hause, Aujust, wir müssen gehen."

Der Doktor und Liese waren auch aufgestanden. Er hielt sie wild und fest im Arm. Ich gab ihr die Hand, sie machte einen Arm von ihrem Bedränger los und hielt mir eine rote Nelke hin. „Zum Abschied." —

Aujust hatte meinen Arm genommen und tobte seine Glut in Worten aus, während wir auf dem Deich warteten, bis der Doktor uns heiß und atemlos nachkam. Mit brennenden Köpfen und wie zerschlagen kamen wir alle drei um Mittag heim. Wie ein glühender Wüstenwind hatte der Sinnentaumel uns alle gestreift.

Am nächsten Tage wollte ich abreisen. Abends feierten wir Abschied. Da kam die Stimmung vom Morgen wieder in unser Zusammensein. —

Gegen Mitternacht hatte sich der größte Teil der Gesellschaft zurückgezogen. Wir hatten erst im großen Gasthaussaal gesessen. Es war Klavier gespielt und getanzt worden. Der Doktor stellte dem hübschen Schenkmädel nach. Dann, ich weiß nicht mehr wie es gekommen war, saßen Aujust und ich mit unsern Gläsern draußen auf der Bank vor dem Hotel, und wie es dann kam, daß wir über allerhand intime Sachen redeten. Von der Ehe sprachen wir, und es faßte mich unendlich traurig an, auch aus diesem lachendem Mund das alte Lied von der Ehe zu hören, leidenschaftliche Liebe, Glut, Sinnenrausch, Ernüchterung — und dann das ganze Leben miteinander fortleben zu müssen.

Ich war weich gestimmt und zugleich sinnlich erregt, er legte seinen Arm auf die Rückwand der Bank, und ich lehnte mich daran.

„Und morgen gehst Du nun auch fort, dann habe ich meine tolle Ella nicht mehr. Dann ist auch das wieder vorbei. — Warum willst Du fort?"

„Aujust, ich gehe ja zu meinem Mann."

„Hast Du ihn lieb?"

„Und ob ich ihn lieb habe! Und das dauert auch. Ganz gewiß, Aujust."

„Hast Du mich denn nicht auch ein bißchen lieb, Ella? — So sei doch ein wenig toll heute Abend. Du bist ja so still."

„Mir wird das Fortgehen von Euch allen schwer. Unser Zusammenleben hier war doch so schön und fidel."

Wir schwiegen beide eine Zeitlang, dann fing er wieder an:

„Kind, willst Du mir nicht zum Abschied einen Kuß geben, nur einen?"

„Ach, warum denn, Aujust, geht es nicht ohne das? Siehst Du, ich thu' es nicht gerne."

„So mach' doch, Kind, Du bist ja ganz thöricht heute Abend."

„Ich fand mich selbst thöricht in dem Augenblick; was war es denn?"

Und er zog mich warm an sich und murmelte: „Du gute Maid, Du tolles, liebes Kind, habe Dank." — War das Sünde? Mein Gewissen regte sich nicht. Es war so anders, so ganz anders — wie früher bei anderen. Es war so traurig und so sinnlich zugleich.

Fräulein Mahr kam zu uns hinaus, die anderen waren heimgegangen.

Dann kam Käthe, die Kellnerin, um nach dem Doktor zu fragen. Der war schon zu Bett gegangen, der alte Stadtrat auch. Die drei Freunde wohnten zusammen, es war nicht weit weg, und Aujust machte den Vorschlag, sie wieder zu holen.

Jeder von uns nahm sein Glas mit, und wir gingen die kleine Gasse hinab, klopften ans Fenster, stießen mit den mitgebrachten Gläsern dagegen, bis wir die beiden glücklich aus ihrem Schlaf aufgerüttelt hatten, und sie in flüchtig übergeworfener Bekleidung zum Fenster hinaussprangen.

Dann ging es ins Gastzimmer zurück, wo das Gelage von neuem begann, toll, jugendlich, ausgelassen bis zur vollsten Orgie.

Fräulein Mahr und der Stadtrat präsidierten mit einem Rest von Vernunft.

Ein Berliner Opernsänger, Harry genannt, seinen wirklichen Namen weiß ich nicht mehr, raste am Klavier eine wilde Tanzmusik daher, Aujust und ich tanzten um den Tisch herum. Der Doktor hatte sich eine große Schürze vorgebunden und hantierte mit Käthe am Schenktisch. Umgestürzte Gläser, wildes Lachen und das erste Tageslicht schon in den Fenstern.

Gegen vier Uhr waren alle müde geworden.

Der Doktor und Käthe waren stillschweigend verschwunden und kamen nicht wieder.

Aujust wollte mich nach Hause bringen. Er war wahnsinnig erhitzt und aufgeregt. Wir gingen durch die mondhellen Straßen des kleinen Strandortes.

Wie vorhin bat er, aber jetzt glühend und brünstig: „Kind, Kind, so küß mich, küß mich doch."

In mir tobte und brandete die Lust immer wilder. Als wir an meiner Hausthür standen, küßte er mich mit brennendem Mund wieder und wieder. Dann warf ich mich wild in seine Arme.

„Mein tolles, tolles Kind!" —

Dann gingen wir an den Deich hinaus bis zur ersten grünen Bretterbude. —

Ich kam erst in der vollen Morgensonne wieder nach Hause, warf mich aufs Bett und lag bis gegen Mittag in schwerem Schlaf.

Dann ging ich nach dem Gasthaus hinüber, um von allen Abschied zu nehmen. Aujust war nicht da. Man sagte mir, er schliefe zu Mittag. Ich ging nach seinem Quartier. Das Fenster stand offen. Als ich anklopfte, fuhr er verschlafen vom Sofa in die Höh', lehnte sich dann mit verschränkten Armen auf das Fensterbrett.

„Ich wollt' Dir Adieu sagen."

„Kind, bist Du mir böse?"

„Nein, Aujust, das kann ich nicht."

„Aber Kind, Du, das war ein verflucht dummer Spaziergang gestern, verzeih' mir, das kam eben so."

„Ich bin Dir nicht böse."

Am Bahnhof sagten wir uns das letzte Lebewohl. Als der Zug sich in Bewegung setzte, rief Aujust mir noch mit seinem alten sonnigen Lachen nach: „Leb wohl, Du tolles Kind."

— Als ich meinen Mann wiedersah, hatte ich alles andere vergessen. Es lag wie ein schwerer, wüster Traum hinter mir, von dem nur zuweilen die Erinnerung mit dumpfer Reue in mir aufzuckte. Dann habe ich lange nicht mehr daran gedacht, bis an einem Abend, wo wir zusammen in besonders lustiger Gesellschaft gewesen waren. Da kam die Erinnerung plötzlich und gewaltsam über mich und ich sagte ihm alles.

Und er begrub meine Schuld in seine Liebe. — —

„Haben Sie nie wieder von jenem Aujust gehört, gnädige Frau?"

„Doch ja, noch ein Mal, etwa drei Tage nach unserm Abschied," — die junge Frau stand mit ihrer müden Bewegung auf und ging an den

Schreibtisch. Dann reichte sie mir eine Postkarte, die mit Versen in einer kleinen festen Handschrift beschrieben war.

„Fahr wohl, mein Lieb, der Abend graut,
Fahr wohl, wir müssen uns trennen.
Das Scheiden ist ein bittres Kraut,
Von heißen Thränen ist's bethaut
Und seine Blätter brennen. —
Schau mich noch einmal lächelnd an,
Das will ich zum letzten bitten. —
Du hast mir viel zu Lieb gethan
Und treulich wollt ich zu Dir stahn,
Die Welt hat's nicht gelitten.
Dort drüben am Meer eine Weide steht,
Die Äste neigen sich nieder,
Ein Blatt sich wirbelnd zur Erde dreht,
Wer weiß, wohin es der Wind verweht,
Zurück kehrt's nimmer wieder.
Drum fahr' wohl, Ella, fahre wohl.
Mög' Dich das Glück geleiten,
Seit unserm Abschied glaubst Du wohl,
Ist Aujust toller noch als toll,
Er kann das Scheiden nicht leiden. —

Dies als traurigen Abschiedsgruß von Deinem traurigen Aujust."

— Ich gab ihr die Karte zurück, und sie legte sie schweigend und müde wieder in das Fach zurück. —



Die verkaufte Seele.

Von Gottlieb Steger.

(New-York.)

I.

Der Schlachter Klaus Ihm, genannt Thätig, war der größte Trunkenbold in der Gemeinde Hadstedt. Alle Hadstedter Schlachter waren solche Trunkenbolde gewesen. Niemand der Einwohner erinnerte sich, daß je einer der Schlachter eine Ausnahme von dieser Regel gemacht hätte. Ihr Geschäft brachte es so mit sich, es konnte nicht vermieden werden. Für jedes Schwein, welches der Schlachter tötete, erhielt er außer der üblichen Bezahlung eine Flasche Branntwein. Klaus verstand sich auf sein Gewerbe, an manchen Tagen brachte er es auf fünf Schweine, also auch auf die

gleiche Anzahl Flaschen. Von jeher hatte es nun unter den Schlachtern als Ehrensache gegolten, daß auch immer die zu dem betreffenden Schwein gehörende Flasche geleert wurde, während man dasselbe schlachtete. Hin und wieder zwar spendete man wohl einem der Knechte des Hofes oder einem der zahlreichen Zuschauer einen Schluck, das meiste jedoch trank man selber. Wie sollte man da nicht betrunken werden.

Wie gesagt, Klaus Ihm war der größte Trunkenbold in Hadstedt. Jedoch galt dies nur für eine gewisse Zeit, für die von Anfang November bis Ende Februar. Während der anderen Monate wurde nur selten ein Schwein geschlachtet, und Klaus war somit nur selten während derselben berauscht, da er ein zu guter Familienvater war, als daß er das von ihm verdiente Geld seinem Weibe und Kinde entzogen und für Branntwein aufgewandt hätte.

Der Spitzname Thätig war ihm beigelegt worden infolge der Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit und Hantierung die Worte: „Immer thätig, thätig" vor sich hinzusprechen. Er hatte sie einst vor vielen Jahren aus dem Munde Peter Brarens gehört, eines Sohnes des Hofbesitzers Johann Braren von Sönkebüll. Peter war Student der Medizin. Sein blonder Kopf zeigte als Beleg dafür, mit welchem Eifer er sich seinen Studien hingab, eine Reihe von kreuz- und querlaufenden Schmissen. Der Student bildete sich nicht wenig auf diese ein. Statt einer Uhrkette trug er ein dreifarbenes Band, mit goldenen Spangen geziert, auf die allerlei Worte und Zeichen eingeschnitten waren. Um das Band aller Welt zu zeigen, steckte er die linke Hand in die Hosentasche und hielt so den Rock zurück. — Jetzt war Peter schon lange tot. Nachdem er zehn Jahre in Deutschland drinnen gewesen, hatte ihn der Vater nicht mehr vom Hofe gelassen. Peter war dann an der Schwindsucht gestorben. —

Klaus hatte ihn einst auf dem Husumer Michaelismarkt im Tingeltangel bei Nane Frerks auf der Neustadt getroffen und mit der größten Bewunderung zugesehen, wie der Student eine ungezählte Menge von Seideln Bier in sich hineingegossen. Eigentlich bei jedem Seidel nur ein Schluck. Und dabei hatte er laut gerufen: „Immer thätig, thätig!"

Diese Worte gefielen Klaus ausnehmend. Schließlich war der Student sehr betrunken geworden. Als das Tingelmädchen, welches rings bei den Gästen mit einem Teller sammelte, an ihn herantrat, ließ er ihr einen Thaler in den nackten Busen gleiten. Das war doch ein Stück, welches etwas bedeuten wollte. Keiner der Anwesenden sonst hätte so etwas gewagt. „Immer thätig, thätig", hatte der Student dabei gesagt und dem Mädchen den Arm um den Leib geschlungen. Die Tingeltangelöse ergriff ihn am Kinn und kicherte: „Du Kleiner, Du!"

Es war ein dralles Kind mit sonnenverbrannten Armen und groben Händen. Bis vor kurzem war sie noch Dienstmädchen gewesen.

Der Student zog ihren Kopf an seinen Mund und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Was das nur sein konnte, war nicht zu schwer zu erraten. Auf den Gesichtern der anwesenden Bauern zeigte sich ein halb lüsternes, halb verlegenes Lächeln, während sie mit gespannter Erwartung auf das Mädchen starrten. Dasselbe nickte gewährend. Nun blickten alle voll Hochachtung auf den Studenten. Das mußte man ihm lassen, ein verteufelter Kerl war dieser Peter Braren. Wie er bald darauf das Lokal verließ, lüftete er leichthin den Hut, als ob er gewissermaßen alle auf einmal grüßen wollte, vor sich hinmurmelnd: „Immer thätig, thätig!"

Seit jener Zeit wandte auch Klaus diese Worte an, in jeder Lage und bei jeder Gelegenheit, ob sie nun paßten oder nicht, und schließlich war Thätig sein Spitzname geworden. Die jüngeren Leute kannten ihn nur unter diesem Namen. —

Klaus' Frau Trina machte ihrem Manne nie Vorwürfe, mochte er noch so berauscht vom schlachten nach Hause kommen. — Die Schweine wurden von Klaus immer auf den Höfen der Besitzer selber geschlachtet. — Auch sie war der Ansicht, das Trinken gehörte zum Geschäft; überdies kam es ja auch nur in einer beschränkten Zeit vor, daß Klaus sich jeden Tag einen Rausch holte, und sonst war er der beste Kerl von der Welt. Er schlug seine Frau niemals, selbst nicht in der Trunkenheit, — im Gegensatz zu so vielen anderen Männern im Dorfe pflegte er dann nur um so zärtlicher zu werden, — gab ihr hinreichend Geld zur Haushaltung, war ihrem Töchterchen der liebevollste Vater, verschwendete seinen Verdienst nicht, — was wollte sie mehr. Sie konnte sich glücklich schätzen. So gut wie sie hatten es nur wenige Frauen ihres Standes in der Gemeinde. Eine Närrin hätte man sie heißen müssen, wäre sie nicht mit ihrem Lose zufrieden gewesen. —

Trina war eine kleine, derbe Frau mit vollen Gliedern und rundem Kopfe. Hübsch war sie nicht; ihre blonden Haare waren nußfarben getönt, — ganze Strähnen derselben hatten einen grünlichen Schimmer, und ihr sonnenverbranntes Gesicht glänzte wie poliert. Übrigens zeigten alle blonden Schönen des Dorfes dieselbe häßliche Haarfärbung und denselben Glanz der Gesichtshaut. Es war dies eine Folge der ständigen Anwendung aller möglichen ranzigen Öle als Pomaden und des täglichen Gebrauches von grüner Schmierseife zum waschen von Gesicht und Hals. Von diesen duftenden Haarölen rührte auch zum großen Teil jener fatale Geruch her, der diese holden Blumen des Landes umschwebte. Es soll hiermit jedoch keineswegs gesagt werden, daß die männliche Bevölkerung an alle dem irgend einen Anstoß

nahm. Im Gegenteil! Ein glänzendes Gesicht, zumal eine polierte Stirn, galten für eine besondere Schönheit. So halfen denn auch hier, wie überall in der Welt, die klugen Töchter Evas der Natur durch Kunst nach und rieben sich Antlitz und Stirn mit Öl ein. Wo man letzteres als zu kostspielig nicht erschwingen konnte, nahm man einfach eine Speckschwarte. Und was das Parfüm betrifft, welches die Damen um sich verbreiteten, — die Männer und Burschen dufteten auch nicht gerade nach den Wohlgerüchen beider Arabien. — —

Trina war nicht hübsch, aber aus ihren unregelmäßigen Zügen und den hellblauen Augen sprach die reinste Seelengüte und die heiterste Laune. Wenn sie im Hause oder Garten umherwirtschaftete, erklangen von ihren Lippen die lustigsten Lieder, für jeden Besucher oder Vorübergehenden hatte sie einige Scherzworte. Alles um sie war so blink und blank in Stube und Stall. Ihre Tochter Martha war immer aufs sauberste angezogen, Kleidung und Wäsche ihres Mannes gut gebürstet, geflickt und gewaschen. Die Kuh und die würdige Ziege, ein, manchmal auch zwei runde Schweinchen zeugten von der sorgfältigsten Pflege. Die Hühner legten fleißig Eier, die Gänse und Enten wurden fett, niemand wußte wie, alles gedieh unter Trinas Hand, das Vieh im Stall, das Gemüse im Garten, die Menschen in der Stube. Sie war eine ausgezeichnete Köchin, — kurz, daß Trina ein allerliebstes, molliges, tüchtiges Frauchen wäre, wegen derer Klaus sich glücklich preisen konnte, darüber herrschte nur eine Meinung im Dorfe.

Klaus schätzte das alles auch in gebührender Weise. Wie schon erwähnt, schlug er sein Weib nie, dann gab er ihr nie den geringsten Anlaß zur Eifersucht, — Gelegenheit genug hätte der hübsche Krauskopf sonst zu galanten Abenteuern gehabt, — war ein solider Mann, — die Räusche, welche er sich im Dienste seines Gewerbes holte, konnte man doch nicht rechnen, — und ließ seiner Frau in allen häuslichen Angelegenheiten völlig freien Willen. Trina wußte ihm Dank dafür, nahm die tägliche Trunkenheit während der Monate des Schlachtens als etwas ganz Unvermeidliches hin und verhätschelte Klaus in jeder Hinsicht.

So lebte denn das Paar in voller Zufriedenheit. Da widerfuhr dem Schlachter im Rausche ein Unfall.

Er hatte auf dem Hofe Klaus Iwersens von Landsbüll Schweine zu schlachten. Der Branntwein, den ihm der Hausherr dabei zum besten gab, war nicht gewöhnlicher, blauer Zwirn gewesen, wie Klaus ihn sonst vorgesetzt erhielt. Man spendete ihm echten alten Lützenborger. Das Zeug mundete dem Schlachter vortrefflich.

„Echtes Gottswort!" sagte er nach jedem Schluck zu den Umstehenden und ließ diese Tantalusqualen leiden. So etwas bekam man nicht alle

Tage. Ja, Klaus Iwersen, das war einer von den Feinen, der wußte aus eigener Erfahrung, was ein guter Tropfen bedeutete. Jedenfalls wäre es nicht dumm, sich bei einer solchen Gelegenheit einmal ordentlich daran zu halten. Allerdings verdammt stark schien das Getränk zu sein.

Klaus hatte die zweite Flasche im Leibe. Er bereitete sich vor, das dritte Schwein den Weg alles Fleisches gehen zu lassen. Plötzlich jedoch sah er zwei Todeskandidaten vor sich, er ließ die Hand mit dem Dolchmesser sinken.

Donnerwetter, was war das? Er war wohl betrunken! Ich, nach zwei Flaschen! —

Während dieses inneren Monologs machte er den Versuch, die beiden Bilder zu einem zu vereinigen, indem er das Schwein scharf fixierte. Für einen Augenblick gelang es, dann lief das Tier wieder in zwei auseinander.

Klaus sah ein, heute ging es nicht mehr. Bleiern schwer wurden ihm die Glieder. Irgend etwas drückte ihm die Augenlider herab. Er taumelte auf eine Bank und schlief ein. Keine Bemühung konnte ihn wieder zum Erwachen bringen. Man mußte ihn seinen Rausch ausschlafen lassen. —

„Seht das Schwein," sagte ein junger Knecht, „will Schweine schlachten und ist selber eins!"

Ein Tagelöhner fuhr den Spötter an: „Halt's Maul! Hättest den Schnaps am liebsten selber ausgesoffen. Dich kennt man!"

„Wer kennt mich?"

„Alle kennen Dich!"

„Ja, alle kennen Dich!" schrieen nun auch die anderen.

Mit wütender Miene ging der Knecht zur Seite.

„Was soll draus werden?" meinte ein Weib.

„Er muß nach Hause!"

„Morgen ist auch ein Tag!"

„Trina muß Bescheid haben!"

So sprach man noch eine Weile durcheinander. Der Oberknecht des Hofes kam heran und wurde zu Rate gezogen.

„Laßt nur!" sagte er. „Ich nehme ihn mit. Ich fahre nachher mit Korn auf die Mühle nach Hadstedt!" —

Die Angelegenheit war somit erledigt. Man legte den Trunkenen auf einige Strohbündel und ging auseinander. —

Der Leiterwagen stand zur Abfahrt bereit, Klaus schnarchte oben auf den Kornsäcken, der Oberknecht wollte sich auf das Sitzbrett schwingen, als er von seinem Herrn abgerufen wurde. Der Hofbesitzer, der zu gleicher Zeit das Amt eines Deichgrafen bekleidete, bedurfte seiner zu einer Fahrt nach den Dünendeichen. An Stelle des Oberknechtes nahm ein junger

Bursche die Zügel. Die feurigen Pferde zogen an, der Wagen rasselte vom Hofe.

Anfangs ging alles gut. In scharfem Trabe jagte der Wagen die Chaussee entlang. Da begegnete ihm ein Reiter, welcher einen Metalleimer über den Arm gehängt trug. Vor dem Klirren des Geschirrs scheuten die Pferde des Leiterwagens und gingen durch. Vergebens mühte sich der Bursche ab, die Tiere zu bändigen, er hatte alle Gewalt über sie verloren. Ein Chausseebock lag im Wege —, ein Krach, der Wagen warf um, und Klaus flog in weitem Bogen von den Säcken hinab mit dem Kopfe gegen einen Meilenstein. Die Pferde waren zum Stehen gekommen. Zitternd, mit schäumendem Munde drängten sie sich aneinander. Von den Feldern zu beiden Seiten der Chaussee stürzten Leute herbei. Klaus wurde für tot aufgehoben und wieder auf den Wagen gelegt. Der Bursche war mit dem Schrecken davon gekommen. Er war bei dem Sturze in einen weichen Graben geschleudert worden. Er ergriff die Leine wieder, ein Arbeiter faßte die Pferde am Zügel, und langsam ging es dem Dorfe zu, wohin die Kunde von dem Unfall schon vorausgeeilt war. Jammernd kam Trina mit einigen anderen Weibern dem Wagen entgegengelaufen. Man hatte Mühe, sie soweit zur Vernunft zu bringen, daß sie den Verunglückten nicht vom Wagen zerrten.

In der Wohnung des Schlachters angekommen, legte man Klaus auf ein Bett und holte den Doktor, der feststellte, daß Klaus noch lebte. Was weiter daraus würde, sagte der Arzt, wüßte er nicht, man müßte es abwarten. Ein Schädelbruch wäre nicht vorhanden, jedenfalls aber wäre die Erschütterung eine so schwere, daß man auf alles gefaßt sein könnte.

Vier Wochen lang lag Klaus, dann erholte er sich wieder. Jedoch dauerte es noch lange Zeit, bis er soweit in der Besserung vorgeschritten war, daß er allein aus dem Hause gehen konnte.

Der erste Gang, den Klaus machte, war zu seinem Vetter, dem Schuster Villers, genannt Schnellschuster. Alles, Schuhe und Stiefel, neue Arbeit und Flickwerk war bei ihm im Handumdrehen fertig; es war aber auch danach.

Villers empfing Klaus mit großem Halloh. Er warf einen Stiefel, an welchem er gerade nähte, in die Ecke, führte den Vetter zu einem bequemen Ledersessel und drückte ihn hinein.

„Mensch, den Teufel, nun geht es wohl wieder!"

Klaus nickte und sagte: „Mit der Zeit, immer thätig, thätig!"

„Mensch den Teufel, Claus!" — Ja, was ich noch sagen wollte!" — Villers, rannte plötzlich hinaus auf die Tenne.

„Grete, Grete!"

Grete, des Schusters Weib, kam heran.

„Was willst Du?“

„Klaus ist da!“

„Wer?“

„Mensch, den Teufel, Klaus! Hier hast Du fünf Groschen! Schnell zu Sachsen und Kümmel geholt!“

Grete kehrte ihre Schürze um und eilte, ohne Klaus vorher zu begrüßen, schnellen Schrittes zum Kaufmann, während Villers sich wieder zu seinem Gaste in die Stube begab.

Nach einigen Minuten kam Grete zurück. Sie gab Klaus die Hand und beglückwünschte ihn zu seiner Genesung. Dann holte sie drei Schnapsgläser von dem Brett über dem Wandbett und schenkte ein.

„Klaus, Dein Wohl!“

„Deins!“

„Danke, Eures!“

Man stieß an und leerte die Gläser. Sie wurden wieder gefüllt und geleert.

Plötzlich fühlte Klaus einen wütenden Schmerz im Kopfe. Immer unerträglicher ward das Bohren und Stechen, bis es ihm fast die Besinnung raubte. Er war totenbleich geworden. Erschrocken fragte ihn Villers:

„Mensch, den Teufel, was tritt Dich an?“

„Nichts, nichts! Nach Hause!“ stammelte Klaus.

Der Vetter nahm ihn unter den Arm und brachte ihn in seine Wohnung.

Wieder lag Klaus eine Zeitlang krank darnieder. Als er dann in der Besserung von neuem Schnaps trank, wiederholte sich der Anfall. Nur der Branntwein konnte schuld sein. Klaus versuchte es noch einige Male, und immer trat der bohrende Kopfschmerz ein. Seitdem scheute der Schlachter den Schnaps, wie ein gebranntes Kind das Feuer. Kein Mensch konnte ihn dazu bewegen, auch nur seine Lippen mit Branntwein zu netzen. Den Schnaps, den er beim Schweineschlachten erhielt, verschenkte er fortan an die Zuschauer. — —

II.

Jahre verstrichen. Klaus Tochter, Martha, war eingesegnet worden. Es war ein rundes, niedliches Mädchen mit blitzenden, blauen Augen, immer heiter und guter Dinge, wie die Mutter. Das kleine Haus des Schlachters war voll Sonnenschein und Frohsinn; Klaus lebte glücklich und zufrieden.

Eines Abends im November erhielt er die Aufforderung, am nächsten Tage auf den Hof Volquast Matzens zu kommen, um dort zwei Schweine zu schlachten. Es war das erste Mal, daß er dies Geschäft bei Volquast besorgen sollte. Bisher hatte der Hofbesitzer seine Schweine stets selber geschlachtet. Seit einem halben Jahr aber waren seine Beine durch einen Schlaganfall gelähmt.

Klaus machte sich am anderen Morgen rechtzeitig auf den Weg. Es herrschte naßkaltes, regnerisches Wetter. Durchfröstelt kam er auf dem Hofe an.

Der Besitz Volquast's lag einsam für sich in einem Kooge auf hoher Werft. Kein Baum, kein Strauch erhob sich rings. Es war ein öder, trostloser Anblick; über einen gelbgrünen Wiesengrund, der auf allen Seiten scharf durch Deiche abgegrenzt wurde, schien eine Kuppel aus grauem Glase gestülpt zu sein. In der Mitte des Grundes befand sich das Gebäude. Dasselbe machte den Eindruck der größten Verwahrlosung. Die Strohdächer des Wohnhauses und der Stallungen waren durchlöchert. Auf dem Hofe lag halbverfaultes Stroh, Torf, Stücke von Wagenrädern und Dünger in wüstem Durcheinander. Die Thore zu den Tennen standen sperrweit offen. Im Stall war kein Vieh. Man mußte annehmen, schon seit langem würde der Hof nicht mehr bewohnt.

Wie Klaus denselben betrat, bemächtigte sich seiner ein peinliches Gefühl.

„So ein Drecknest!“ dachte er.

Den Hofbesitzer selber hatte der Schlachter erst einmal in seinem Leben gesehen, und das war schon lange her; Klaus war noch ein Knabe gewesen. Seit vielen Jahren verließ Volquast seinen Hof nicht mehr, ohne ihn jedoch selber zu bewirtschaften, seine Ländereien hatte er verpachtet.

In der Umgegend stand Matzen im übelsten Rufe. Kein Knecht, kein Mädchen, die nur etwas auf sich hielten, gingen zu ihm in Dienst. Seine Leute, deren er zwar nur weniger bedurfte, waren hergelaufenes Gesindel. Die Mädchen freilich waren immer dralle, hübsche Weiber gewesen. Sie kamen meistens aus dem Polnischen oder aus Westpreußen. Ein Hamburger Agent besorgte sie ihm. Sie blieben jedoch stets nur sechs bis sieben Monate auf dem Hofe, dann schickte Matzen sie fort, wie die Leute sagten, — schwanger — nach Amerika.

Man erzählte sich haarsträubende Geschichten von den Orgien und Gelagen auf dem Hofe. Es hatte sich ein förmlicher Sagenkreis um Volquast gebildet, zumal seitdem er sich vier bissige Wolfshunde angeschafft hatte, die jeden vom Hause hielten.

Um diese Zeit war es auch gewesen, daß ein Mann zum letzten Mal auf dem Hofe gedient hatte. In der Umgegend war er nicht bekannt gewesen, er war aus Jütland gekommen. Eines Abends hatten die Leute gesehen, wie er mit verbundenem Kopfe durch Hadstedt gegangen war in der Richtung nach Husum. Man erfuhr jedoch nie, was auf dem Hofe vorgefallen sein mochte.

Seit Volquast gelähmt worden war, hatte auch die Zusendung von Mädchen ein Ende genommen. Er hauste jetzt allein auf dem Hofe mit einem alten, triefäugigen Weibe, einer Lippedetmolderin, genannt Hucksche,

dem Überbleibsel einer lippischen Ziegeleikolonie. Der Besitzer hatte Bankrott gemacht, die Arbeiter waren teils gestorben, teils weggezogen, die alte Hucksche war übrig geblieben.

Man hielt sie allgemein für eine Hexe und scheute ihren bösen Blick für Menschen und Vieh. So paßte sie denn recht zu Volquast. Sie war es auch, die Klaus beim Betreten des Hofes empfing. Dem Schlachter fuhr unwillkürlich das Sprichwort durch den Sinn, daß es Unglück bedeute, wenn man des Morgens zuerst einem alten Weibe begegne. Eine sehr unbehagliche Stimmung überlief ihn.

„Na, komm' nur!" sagte die Alte grinsend.

Klaus zögerte.

„Du brauchst keine Bange zu haben. Die Hunde hab' ich an die Kette gelegt. Komm' zum Frühstücken! Dann kannst Du schlachten!" —

Klaus folgte dem voranhumpelnden Weibe. Unbeschreibliche Unordnung, starrender Schmutz herrschte in dem Zimmer, in welches sie ihn führte. Die Luft war widerlich dumpf. Die Tapeten hingen in Fetzen von der Wand, von der Decke war der Gyps gefallen, im Fußboden fehlten hin und wieder ganze Bretter, so daß man jeden Augenblick Gefahr lief, den Fuß zu brechen. Der Ofen zeigte klaffende Risse, durch die der Rauch von feuchtem Holze herausschlug. Der Dunst von scharfem Tabak mischte sich mit diesem und verdichtete die Luft fast zu Nebel.

Klaus bemerkte eine Gestalt am Fenster in einem Lehnstuhl sitzen. Es war Volquast. Das Leder des Sessels war aufgesprungen, und Roßhaar quoll heraus. —

„Guten Morgen!" sagte Klaus.

„Hol' Dich der Teufel!" erwiderte der Hofbesitzer, „komm' her! Wir wollen frühstücken."

Der Tisch war seltsamer Weise ziemlich reinlich gedeckt. Eine Menge von Fleischwaren stand darauf, dann Käse und Butter und Brot, ferner Tassen, Flaschen und Kannen. Nebenan auf einem Stuhl lag ein ganzer Zuckerhut in grauem Papier und daneben ein kurzes Beil.

Volquast war gerade im Begriff, mit diesem ein Stück Zucker abzuschlagen.

Neugierig und zugleich mit heimlichem Gruseln betrachtete Klaus den Hofbesitzer. Er mußte, wenn er stand, ein Hüne sein. So lebte er auch noch in der Erinnerung des Schlachters. Der riesige, aufgequollene Oberleib füllte den ganzen breiten Lehnstuhl aus. Die Kleidung war unsauber und zerrissen. Wo die Knöpfe abgesprungen waren, hatte Volquast Stricke eingezogen.

Auf dem kurzen, dicken Stiernacken saß ein großer, ungekämmter Kopf

mit aufgedunsenem, blaurotem Gesicht. Ein struppiger grauer Bart umgab es. Unter den borstigen Augenbrauen lagen verschwommene, finster blickende blaue Augen. Den Mund, aus welchem beim Sprechen wenige schwarze Zahnstumpen blickten, verzerrte ständig ein höhnisches Lächeln.

Der erste Gedanke, der dem Schlachter nach diesen Beobachtungen kam, war: „Der wiegt über dreihundert Pfund, immer thätig, thätig!"

Volquast fuhr ihn an: „No, was glotzt Du denn! Setz' Dich!"

Klaus gehorchte.

Der Hofbesitzer blies ihm eine mächtige Wolke beizenden Tabaks ins Gesicht, sodaß Klaus heftig zu husten anfing.

— Matzen legte die Pfeife nie beiseite, selbst nicht beim Essen. Nach jedem Bissen saugte er einen Zug daraus. —

Sonderlich appetitreizend fand der Schlachter das alles nun gerade nicht, jedoch der lange Weg hatte ihn hungrig gemacht. Er schenkte sich eine Tasse Thee ein, nahm Fleisch und Brot und begann zu essen.

„Halloh, so geht das nicht!" schnauzte ihn Volquast an. „Erst kommt ein Gläschen!"

„Danke, trinke keinen Schnaps!"

„Ist auch keiner, Schafskopf!"

„Was denn?"

„Liqueur! Feinster Vanille aus Hamburg!"

„So, so, hm! Immer thätig, thätig, das ist denn wohl etwas anderes!" sagte Klaus und hob das Gläschen, welches ihm Volquast reichte, an die Nase.

Donnerwetter, dachte der Schlachter, das riecht fein. Er hatte noch nie in seinem Leben Liqueur getrunken, gehört hatte er allerdings schon davon. Sein Vetter Villers, der Schnellschuster, erzählte mit Vorliebe, wie er einst in Hamburg, wo er als Geselle bei einem großen Meister gearbeitet und viel Geld verdient, eine ganze Flasche auf einmal geleert hätte, rein zum Pläsier und weil es so lieblich zu trinken gewesen. Keine Spur von Trunkenheit hätte er nachher bemerkt, nein, keine Idee. Es wäre eben Liqueur gewesen, das thäte einem nichts, das wäre nicht wie Schnaps. — Freilich, der Rademacher Peter Hein erklärte dagegen, alles das wäre Blech, er hätte sich auch in der Welt umgesehen und auch Liqueur getrunken. Berauscht wäre er geworden, daß er seinen Herrgott nicht mehr gekannt hätte. Es wäre gar kein Unterschied zwischen Liqueur und Schnaps, höchstens, daß Liqueur noch schlimmer wäre. Besser schmecken thäte es zwar auch! — Betreffs dieser Frage waren Villers und Hein schon oft hart aneinander gekommen, als aber Hein gar eines Abends im Wirtshaus dem Schuster gegenüber erklärte, dieser hätte wohl Syrup statt Liqueur zum

schlucken gekriegt, war der Wortstreit in eine regelrechte Prügelei ausgeartet, aus der Villers als Sieger hervorgegangen war, ein Umstand, der allgemein als eine Art Gottesgericht aufgefaßt wurde. Dann galt der Rademacher außerdem noch im ganzen Dorfe als Windbeutel. So konnte man auf seine Aussagen nicht allzuviel geben. — —

Diese Gedanken gingen Klaus durch den Kopf, während er an dem Glase roch.

Villers würde wohl recht haben, dachte er schließlich. Wie Schnaps roch, mochte er heißen wie er wollte, Soltebeeren, Kirschen, Kümmel, blauer Zwirn, Gottswort, — das wußte der Schlachter ganz genau. So roch das Zeug da im Glase sicher nicht. Doch Probieren geht über Studieren. Die Sache konnte ja schnell entschieden werden, er brauchte nur ein Schlückchen zu nehmen.

Klaus nippte und nickte mit dem Kopfe, während er die genommenen Tropfen mit der Zunge zerdrückte.

„Nicht schlecht, nee — immer thätig, thätig. — Nein, Schnaps ist das sicher nicht!“ sprach er zu sich selber.

Er nippte von neuem, nickte wieder mit dem Kopfe, schnalzte mit der Zunge — und war zu einem Resultat gekommen. Schnaps war das gewiß nicht. Doch um ganz sicher zu gehen, versuchte er noch einmal, und das Gläschen war leer.

Volquast, der ihn mit spöttischem Lächeln beobachtet hatte, sagte: „Na!“ —

„Fein, fein! Immer thätig, thätig!“ erwiderte Klaus.

Der Hofbesitzer fragte: „Noch eins?“

Er wartete Klaus' Antwort nicht ab, sondern füllte dessen Glas.

Der Schlachter leerte es mit Wohlbehagen, darauf noch ein drittes und viertes. Dazwischen ließ er sich Brot, Wurst und Käse trefflich munden.

Als ihm Volquast das fünfte Glas vollschenken wollte, ergriffen ihn Gewissensbisse. An einem ihm nur zu bekannten Gefühl, das durch seine Nerven rieselte, bemerkte Klaus, eine gewisse Verwandtschaft mit Schnaps mußte Liqueur doch wohl haben. Wenn er jetzt die verdammten Kopfschmerzen wieder bekommen würde!

Er wehrte dem Hofbesitzer ab und saß einige Minuten, stumm vor sich hinstarrend, darauf wartend, jeden Augenblick den Schmerz durch sein Hirn schießen zu fühlen. Es trat aber nichts derartiges ein.

Klaus atmete auf. Er griff nach dem Glase, welches Volquast trotz seiner Weigerung gefüllt hatte, und leerte es in einem Zuge. Dann nickte er wieder einige Male mit dem Kopfe, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Fein, fein, immer thätig, thätig! — Wo sind die Schweine?“

„Die Huckſche wird Dich zurecht weisen! — He, Alte!“ rief der Hofbesitzer.

Die Huckſche erſchien und führte Klaus zum Schweinekoben. —

Das erſte Schwein war geſchlachtet und ausgenommen und hing nun ſauber gewaſchen an einer ſchräggeſtellten Leiter.

Volquaſt hatte das Fenſter, an welchem er ſaß, geöffnet und der Arbeit des Schlachters zugeſchaut, mit mürriſchem Geſicht und ohne ein Wort dreinzureden. Er fluchte innerlich darüber, daß ihn ſeine Lähmung verhinderte, das Geſchäft ſelber zu beſorgen. Das wäre doch einmal eine Abwechſelung in dem öden Leben geweſen.

Das zweite Schwein ſpielte dem Schlachter einen Poſſen. Es entſchlüpfte ſeiner Hand und begann quiekend auf dem Hofe einherzurennen. Volquaſt wollte ſich ausſchütten vor Lachen. Er ſchrie: „He, faß ihn! Laß die Hunde los!“ —

Endlich griff Klaus den Flüchtling wieder und ſchleppte ihn zum Troge. Einige Hiebe mit der ſtumpfen Seite des Beils auf den Kopf betäubten das Tier. Röchelnd lag es am Boden.

Der Schlachter bohrte ihm das Meſſer in den Hals. Das Schwein ſchrie noch einmal auf, konvulſiviſch ſchüttelte ſich ſein Körper, dann war es tot.

Klaus hing es an die Leiter und begann es auszuweiden.

Volquaſt war diesmal dem ganzen Vorgang mit der größten Aufmerkſamkeit gefolgt. Er war immer mehr in Feuer gekommen und hatte dazwiſchen gerufen: „Hau ihn, ſtech ihn! Das Aas! Krepieren ſoll es! — Nicht ſo! Faß anders an! — Na, meinetwegen! Auch gut ſo! Hab's freilich anders gemacht!“ —

„Nun wären wir fertig!“ ſagte Klaus. „Immer thätig, thätig! Morgen kann die Huckſche Würſte machen!“ —

„Du mußt helfen! Allein kann ſie das nicht!“ meinte der Hofbeſitzer.

„Gut!“

„Na, dann nimm mal einen!“

Volquaſt reichte Klaus einen Vanille durchs Fenſter. Dieſer trank und rieb ſich den Magen, dann ſagte Matzen: „Nun wollen wir Mittag eſſen!“

„Immer thätig, thätig!“ entgegnete Klaus.

Darauf wuſch er ſich die blutigen Hände, nahm die Schürze ab, ſtreifte die Hemdsärmel hinab und ging ins Haus.

Die Suppenſchüſſel ſtand ſchon auf dem Tiſch, Volquaſt füllte ſich ſeinen Teller und reichte dann dem Schlachter den Löffel.

„Das iſt ja Weinſuppe!“ ſagte Klaus.

„Jawohl, mein Sohn!“ —

Die Huckſche kam mit Weißbrod und Butter ins Zimmer und ſtellte beides auf den Tiſch. Die Männer ſchnitten ſich mächtige Scheiben ab und

beschmierten sie. Der Hofbesitzer aß hastig und schmatzend, während Klaus die Suppe bedächtig in sich hineinlöffelte. Nach jedem Mund voll machte er eine Pause und stieß einen Seufzer aus. Weinsuppe gab es sonst nur an ganz großen Hochzeiten. So etwas durfte man nicht in sich hineinfressen, wie ein unvernünftiges Vieh, das mußte mit Sinn und Verstand gegessen werden.

Nachdem sie zwei Teller verzehrt hatten, wurde wieder ein Gläschen genommen, diesmal aber nicht Vanille, sondern Pomeranzen.

„Auch fein, immer thätig, thätig!" meinte Klaus.

„Schafskopf, glaubst Du, ich würd' 'was schlechtes trinken!"

„Was sollte ich wohl!" beruhigte der Schlachter den Hofbesitzer, der gerade im Begriff war, eine fette Ente zu zerlegen. Klaus lief das Wasser im Munde zusammen, wie ihm der Duft des gebratenen Fleisches in die Nase stieg.

„Das muß man Volquast lassen," dachte er, „zu leben versteht er." —

Matzen schenkte die Gläser wieder voll.

„Auf Euer Wohl, Volquast!"

„Sauf's in Deinen Bauch, Klaus!" —

Das Mahl schien beendet, die Huckfche kam, um abzuräumen. Klaus lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Es war ihm außerordentlich behaglich zu Mute. Das reichliche Essen und der genossene Liqueur versetzten ihn in einen halbschläfrigen Dusel. Er wollte seine Pfeife anzünden, als ihn Volquast daran hinderte mit den Worten: „Es giebt noch was!"

„Den Deuker, immer thätig, thätig!" —

Die Huckfche erschien mit einem Teller dampfender Pfannkuchen.

„Denn man los!" sagte Klaus.

Pfannkuchen waren sein Leibgericht. In seinem Magen war allerdings kein Platz mehr, aber so etwas konnte man sich doch nicht entgehen lassen. Er öffnete die Weste und löste den ersten Knopf der Hose.

Volquast lachte und sagte: „Mach' Dir's nur bequem!" —

Auf die Pfannkuchen wurden noch drei Pomeranzen gesetzt, Klaus begann betrunken zu werden. Er reichte Volquast die Hand über den Tisch.

„Du bist doch ein feiner Kerl, immer thätig, thätig!"

„Ja, so leben wir immer!"

„Na, denn adieus!

Klaus wollte sich aufmachen.

„Halloh, hol' Dich der Teufel! Da wird nichts daraus. Erst wird Kaffee getrunken. Schlaf' einen Augenblick. Kein Mensch soll sagen, daß Volquast Matzen seinen Leuten schlechte Kost giebt!"

Klaus ließ sich bereden. Er blieb bis zum Kaffee, — er blieb bis zum Abendbrot, und, wie er sich schließlich um acht Uhr auf den Heimweg machte, war er schwer betrunken.

III.

„Mensch, wie siehst Du aus!“

Mit diesen Worten empfing Trina ihren Mann, als er ins Zimmer stolperte. Er mußte unterwegs gefallen sein, Rock und Gesicht waren mit Straßenschmutz besudelt, den Hut schien er verloren zu haben.

„J — a, immer thätig, thätig!“ erwiderte Klaus und wollte Trina in die Backe kneifen.

Trina trat einen Schritt zurück.

„Bleib' mir vom Leibe! Du bist ja betrunken!“

Klaus stieß auf und sagte: „J — a, das soll wohl sein! Immer thätig, thätig!“

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und stierte mit blödem Ausdruck vor sich hin.

Trina wandte sich an Martha, welche mit halb erstaunter, halb erschreckter Miene bald auf den betrunkenen Vater, bald auf die Mutter blickte, und befahl ihr, das Zimmer zu verlassen. Das Mädchen folgte der Weisung.

Nach einer Pause fragte Klaus: „Warum schickteſt Du das Mädchen weg?“

Das Weib antwortete: „Es sollte nicht mit ansehen, daß sein Vater besoffen ist wie ein Schwein!“

„Höre, Du wirst frech!“

„Sooo — o!“ —

Trina kniff die Mundwinkel zusammen.

Der Schlachter begann wieder: „Ach was! Das ist ja alles Unsinn! J — a, immer thätig, thätig!“

Klaus gähnte einige Male, rülpste und stand taumelnd auf. Er erhob die Hand und fuhr mit dem ausgestreckten Zeigefinger in der Luft hin und her. Er schien sich auf irgend etwas besinnen zu wollen. Dann lachte er albern, schwankte auf das Bett zu und warf sich angekleidet darauf, um nach einigen Sekunden fest einzuschlafen. Es war ein widerlicher Anblick, wie er so dalag, mit offenem Munde schnarchend, beschmutzt, die Haare ins rote, fleckige Gesicht gestrichen.

Trina betrachtete ihn eine Weile mit zusammengezogenen Brauen, dann wandte sie sich mit einer Geberde des Abscheus ab und ging hinaus in die Küche zu ihrer Tochter. Dort hockte sie neben Martha am Herde nieder, und beide Frauen begannen bitter zu weinen. —

Als Klaus am nächsten Morgen erwachte, war er, wie er mit geschlossenen Augen umhertastete, sehr erstaunt, den Platz neben sich im Bette leer zu finden. Trina war nicht da. Er rieb sich die Lider und richtete sich empor.

Nanu, dachte er, was war denn das. Er war ja noch angezogen, und schön sah er aus.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er sich gestern bei Matzen betrunken hatte. Er sprach leise vor sich hin: „Das muß ein netter Kanonenrausch gewesen sein!"

Dann lachte er hell auf. Der Gedanke war ihm durch den Kopf geflogen, Peter Hein hatte doch recht gehabt mit seiner Behauptung, Liqueur wäre noch schlimmer als Schnaps. Diese Entdeckung schien Claus außerordentlich komisch. Er mußte wieder lachen. Überhaupt war er in der besten Laune. Keine Spur von Übelbefinden oder Kopfweh plagte ihn, nur großen Durst empfand er.

Er sprang aus dem Bett und rief: „Trina!"

Niemand kam.

Klaus philosophierte: „Sie wird wohl im Stall sein und die Kuh melken!"

Dann rief er: „He, Martha!"

Auch dieser Ruf hatte keinen Erfolg, und der Schlachter sprach halblaut vor sich hin: „Den Deuker, immer thätig, thätig! Die ist wohl zum Bäcker gegangen. Na, warten wir!"

Er setzte sich auf den Tisch und begann mit heiserer Stimme zu gröhlen:

„Komm' sie rein, komm' sie rein, komm' sie rein,
Komm sie rein in der besten Stube!" —

Die Thüre ward jählings aufgerissen, und Trina trat mit eisiger Miene ins Zimmer.

„Was schreist Du so!" fuhr sie ihren Mann an, „schämen sollst Du Dich was!"

Klaus erwiderte gleichmütig: „Na, was ist denn los? Bring' den Kaffee und einen anderen Anzug!"

„Geh' erst und wasch Dich! Du siehst aus wie ein Ferkel!"

„Ach was, immer thätig, thätig! Das ist das Geschäft!"

Trina sah ihn eine Weile mit zusammengepreßten Lippen und kleinen Augen an, darauf sagte sie in spitzem Tone: „So — o, das Geschäft! Soo, mit einem Male! War das denn kein Geschäft bei Peter Brahe oder bei Jens Hansen oder — — —!"

Klaus unterbrach sie: „Ach was, davon verstehst Du nichts!"

„So — o, und seinem Kinde solch ein Beispiel geben!" —

Trina war längst von der Ansicht abgekommen, daß sich betrinken zum Geschäft gehörte.

„Sei nicht bös, Trina, immer thätig, thätig!" begann Klaus von neuem in gutmütigem Tone und streckte ihr die Hand entgegen. „Weißt Du, es war Liqueur!"

Trina nahm die Hand ihres Mannes nicht an. „Das ist mir ganz egal, was es war!“ sagte sie.

Der Schlachter machte noch einen Versuch, sein Weib versöhnlicher zu stimmen. Er fing an, in launiger Weise seine Erlebnisse auf dem Hofe Volquast Matzens zu erzählen. Trina aber ließ ihn nicht ausreden, sondern fuhr ihn in heftiger Weise an: „Ich wollte, Du wärest gar nicht hingegangen zu dem alten Sünder! Hab' ich Dir nicht gestern gleich gesagt, Du solltest nicht gehen. Solch ein Schweinkram!“

Das hatte Trina allerdings nicht gesagt.

„Nun werd' auch ich falsch!“ schrie Klaus und schlug mit geballter Faust auf den Tisch. „Bring' den Kaffee oder — —!“

„Oder was?“

„Ich gehe zu Villers und trinke dort Kaffee!“

„Dann geh' nur. Das ist auch so'n Saufaus!“

Trina ging wieder aus der Stube. Klaus blickte eine Zeitlang finster vor sich hin, dann machte er mit der Hand eine Geste, als wollte er etwas von sich scheuchen, und sagte: „Ach was, immer thätig, thätig! Das giebt sich alles wieder!“ — — —

Darauf wusch und kämmte er sich, wechselte den Anzug und verließ in der heitersten Laune, ein Lied pfeifend, das Haus.

Villers und seine Frau waren gerade beim Kaffee.

„Mensch, den Teufel!“ rief der Schuster dem Schlachter zu, „das ist aber nett! Setz' Dich! Grete, schnell Tasse und Messer!“ —

Grete stellte eine Tasse vor Klaus hin und wollte sie mit Kaffee füllen, nachdem sie einen Löffel Sahne hineingeschüttet hatte.

Klaus wehrte ihr.

„Nein, danke!“ sagte er. „Ich komme eben vom Kaffee. Ich bin ganz satt, ich kann wirklich nicht mehr!“

„Eine Tasse noch! Das darfst Du uns nicht anthun, eine Tasse mußt Du trinken und ein Stück Brot essen. Sieh' her, wir haben frisch gebacken!“

„Nein, nein, ich kann nicht!“

„Ach was! Nimmst Du weißen oder Kandiszucker?“

Der Schlachter ließ sich noch eine Zeitlang nötigen, um schließlich mit großem Appetit zu essen anzufangen.

Nachdem er drei mächtige Tassen Kaffee und fünf Schnitte Schwarzbrot mit Speck zu sich genommen hatte, drehte er die Tasse um und legte den Theelöffel darüber, zum Zeichen, daß es ihm jetzt wirklich Ernst mit einer weiteren Weigerung wäre.

Villers schenkte sich einen Schnaps ein und stürzte ihn hinunter. Sein

Gesicht verzog sich dabei in der schaurigsten Weise. Bei Unkundigen würde dies leicht die Meinung erweckt haben, der Schnaps wäre besonders scharf und stark gewesen. Das war aber durchaus nicht der Fall, das Gesichterschneiden war nur eine Modesache.

„Schade," sagte er dann zu Klaus, „daß Du keinen nimmst!"

Dieser erwiderte in zögerndem Tone: „Na, ich weiß nicht!"

— Eigentlich empfand er das Verlangen nach einem Schnaps. Hatte ihm der Liqueur nichts geschadet, meinte er, so würde Branntwein ihm auch wohl nichts thun. Er setzte hinzu: „Ja, weißt Du, auf den Speck!"

„Mensch, den Teufel, hier!"

„Prosit!"

Klaus trank.

„Ah, das thut gut!" sagte er und schnitt ebenfalls die vorschriftsmäßige Grimasse. „Übrigens, Villers," fuhr er fort, „was Du da über Liqueur gesagt hast, da hat Peter Hein recht!"

Er erzählte dem Schnellschuster, wie es ihm auf dem Hofe Volquast Matzens ergangen.

Villers meinte: „Dann muß es doch wohl kein Liqueur gewesen sein!"

„Was Du damals in Hamburg getrunken!"

„Nein, was Dir Volquast vorgesetzt!"

„Das war Liqueur. Es stand auf der Flasche!"

„Ja, Mensch, den Teufel!"

Der Schnellschuster ward ganz nachdenklich. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, füllte er die Gläser wieder. Die Männer leerten sie und zündeten sich darauf ihre Pfeifen an. Villers setzte sich auf seinen Bock und begann zu arbeiten, Grete schaffte am Tisch, während Klaus dem Vetter schweigend zusah. Nach einer Weile erhob er sich und machte sich nach kurzem Abschiedsgruß auf den Weg zum Hofe Volquasts.

Dieser erwartete ihn schon mit Ungeduld. So gut wie gestern hatte Matzen sich schon seit Monaten nicht mehr unterhalten. Klaus gefiel ihm. Es war aber auch zu langweilig, so einsam im Lehnstuhl hocken zu müssen. Mit der Huckische konnte man ja doch nichts reden, die war ja halb blödsinnig. —

„Na, Klaus, endlich da? Wie geht's denn?" Volquast reichte dem Schlachter die Hand.

„Immer thätig, thätig!" erwiderte Klaus. „Es geht so, wie es soll!" —

„Dann Prosit!"

„Gesundheit, Volquast!" — —

Nach dem Frühstück ging Klaus an die Arbeit. Die Huckische half, und Matzen schaute vom Fenster aus zu. Der Schlachter trieb tausenderlei

Narreteien mit dem alten Weibe, machte ihr gesalzene Liebesanträge und erzählte Schnurren, so daß Volquast gar nicht aus dem Lachen kam. Er gewann den lustigen Gesellen immer lieber. Dabei wurde fleißig einer genommen, Klaus war wieder ganz seiner früheren Geschäftspraxis verfallen, zu der eben ein Rausch gehörte. So war er denn heute schon nach dem Mittagessen leicht angesäuselt.

Als er die Arbeit trotzdem fortsetzen wollte, hinderte ihn Volquast daran. „Laß nur! Morgen hat auch seine Sorgen! Jetzt wollen wir Sechsundsechzig spielen!“ — —

Um neun Uhr schwankte Klaus nach Hause. Er war wieder schwer betrunken. — —

Trina bemerkte sofort bei seinem Eintritt, in welchem Zustande er sich befand. Sie schickte Martha in die Küche und setzte sich dann auf den Stuhl hinter dem Ofen, ohne ihren Mann eines Grußes zu würdigen. Das ärgerte Klaus.

„He! Immer thätig, thätig! Was hockst Du da herum wie eine tote Katze. Erzähl' mir was!“

Trina schwieg.

Klaus stellte sich vor sie hin, indem er den linken Arm auf den niedrigen Kachelofen stützte.

„Bist wohl — i — a staubdumm, stummtaub — na — den Deuker, immer thätig, thätig, — was ich noch sagen wollte, ia — taubstumm geworden!“

Er legte ihr die Rechte auf die Schulter. Unwillig schüttelte Trina die Hand ab.

„Den Deuker, antworte! — Hier hast Du Geld! Hol' mir Kümmel!“ —

Klaus verspürte nicht das geringste Verlangen nach Schnaps, er wollte Trina nur reizen. Diese aber verharrte in ihrem gleichgültigen Schweigen, was Klaus immer mehr aufbrachte. Zuletzt schrie er: „Willst Du reden, oder — —“

Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Ich will doch sehen, wer hier Herr im Hause ist, verfluchtes Weibsbild!“ brüllte der Schlachter.

Er erhob seine Faust zum Schlage. Trina wich zurück. Des Mannes Hand streifte nur ihr Kinn und die Brust. Das Weib war totenblaß geworden. Einen Augenblick starrte sie Klaus mit irren Augen an, dann schlug sie die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Krampfhafte Stöße hoben und senkten ihren Busen, lautes Schlucken unterbrach die Weinanfälle. Dem Schlachter ward es unheimlich zu Mute. Das hatte er nicht gewollt. Mein Gott, sind die Weiber empfindlich. Er empfand Reue,

Scham, und zu gleicher Zeit Ärger über das Gebahren seines Weibes. Er machte allerlei Versuche, sie zu beruhigen; als jedoch jeder Trost, jede Bitte um Verzeihung wirkungslos blieb, gewann der Ärger die Oberhand.

Mit den Worten: „Du bist ja mal!“ machte er sich taumelnd ans Ausziehen, indem er Kleider und Stiefel unordentlich auf die Diele warf. Dann stieg er ins Bett und fing bald darauf laut an zu schnarchen.

Trina hatte zu weinen aufgehört. Sie wischte sich mit der Schürze die Thränen aus dem Gesicht, stand auf und begann die umherliegenden Sachen ihres Mannes aufzuheben und an die Wand zu hängen. Nachdem sie damit fertig geworden war, warf sie noch einen scheuen Blick auf Klaus. Wieder stieg es ihr wie Schlucken in die Kehle. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und ging dann in die Küche zu ihrer Tochter, welche sie mit dem Kopfe auf dem Tische schlafend fand. Die Mutter weckte das Mädchen. Schlaftrunken blickte es auf. Trina schlang ihre Arme um Marthas Nacken und sagte mit zitternder Stimme: „Mein Gott, mein Gott, was für ein Unglück!“

„Ach Mutter, Mutter!“ — —

IV.

Am nächsten Tage machte sich Trina gegen Sonnenuntergang auf den Weg zum Hofe Matzens, wohin Klaus schon frühmorgens aufgebrochen war, ohne vorher mit seiner Familie Kaffee getrunken zu haben.

Trina wollte ihren Mann holen und zugleich dem Hofbesitzer, der den Schlachter zum Saufen verführte, einmal ordentlich den Kopf waschen. Unterwegs redete sie sich in immer heftigeren Zorn hinein. So ein Lump, der Volquast, nicht genug, daß er sich selber in die Hölle hineintrank, auch noch andere Leute unglücklich zu machen. Aber sie hatte das Herz auf dem rechten Fleck und die Zunge auf der rechten Stelle, sie wollte es nicht dulden, daß man ihren Mann verdarb, — o sie wollte schon — —.

Doch je näher sie dem Hofe kam, desto kleinmütiger ward sie. Sie hörte das rauhe Bellen der Wolfshunde und blieb seufzend stehen.

Ach du lieber Himmel, dachte sie, da werd' ich ja gar nicht hinein können.

Sie überlegte eine Weile und fing endlich an, laut zu rufen: „He, Klaus, Hucksche!“ —

Doch niemand antwortete. Der Wind wehte dem Schall ihrer Stimme entgegen und nahm ihr die Kraft.

Mittlerweile war es Abend geworden. Scharf hob sich der in Dunkel gehüllte Wiesengrund des Kooges vom grauen Himmel ab. Vom Hofe aus leuchtete ein Licht mit mattem Schimmer. Trina konnte kaum noch den Weg zu ihren Füßen von den links und rechts sich dehnenden Wiesen

unterscheiden. Hin und wieder heulten die Hunde auf, sonst herrschte tiefe, unheimliche Stille.

Das Weib begann sich zu ängstigen, dennoch wandte sie sich nicht zur Heimkehr. Die Liebe zu ihrem Manne ließ sie ausharren.

Sie kauerte sich fröstelnd nieder und hüllte den Leib fester in das dicke Umschlagetuch. Ein feiner Regen begann herabzurieseln, vom feuchten Erdboden stieg eisige Luft empor und durchkältete Trinas Glieder, immer schärfer wehte der Wind über das Feld vom Meere her. Sie fühlte, wie ihr der Kopf immer heißer ward, während ihre Zähne vor Frost klapperten. Ihre Schläfen klopften schmerzhaft, dumpfe Betäubung bemächtigte sich ihrer.

Schwere Schritte weckten sie wieder aus ihrer Lethargie. Eine Gestalt wankte vorüber. Mühsam richtete sich Trina auf und fragte: „Bist Du es, Klaus?“ —

Die Gestalt blieb stehen, und Trina wiederholte ihre Frage: „Bist Du es, Klaus?“

„Wer ist da?“

„Ich bin's, Trina!“ —

„Immer thätig, thätig! Den Deuker, wo kommst Du denn her?“ lallte der Schlachter.

Trina trat auf ihn zu und schob den Arm unter den ihres Mannes. „Komm!“

„Du bist wohl des Deibels?“

Klaus stolperte, von ihr geführt, weiter. Während des Gehens wechselten sie kein Wort miteinander. Trotz seines Rausches empfand der Schlachter etwas wie Gewissensbisse, und sie war zu ermattet. Zu Hause angelangt, empfand Trina einen heftigen Stich in der rechten Lunge. Große Mattigkeit kam über sie, kalter Frost machte ihre Glieder erschauern. Nur mit Aufgebot aller Energie gelang es ihr, zum Bett hinzukriechen und sich draufzulegen. Klaus war schon in einem Lehnstuhl eingeschlafen.

Martha, die in ihrer Angst über das lange Ausbleiben der Mutter zu einer Nachbarin gelaufen war, kam zurück, als sie Licht im Hause der Eltern erblickte. Sie fand die Mutter in Fieberphantasien.

Der am nächsten Morgen geholte Arzt sprach den Verdacht aus, es würde sich wohl eine Lungenentzündung einstellen.

Klaus empfand tiefe Reue beim Anblick seines kranken Weibes. Eigentlich war doch nur er die Ursache all dieses Elends. Er wich die nächsten Tage nicht von Trinas Bett und half seiner Tochter bei der Pflege, so viel er vermochte.

Am vierten Tage kam die Hucksche mit einer Anfrage Volquasts, warum denn Klaus nicht mehr auf den Hof käme, sie wären ja noch gar

nicht fertig mit der Schlachterei. Klaus ließ sagen, er könnte nicht, seine Frau wäre krank, überhaupt würde er wohl nicht mehr kommen.

Matzen gab sich jedoch nicht so leicht zufrieden. Er entbehrte die Gesellschaft des Schlachters schmerzlich; jeden Tag schickte der Hofbesitzer das alte Weib mit einer Botschaft zu Klaus.

Dieser aber widerstand fürs erste allen Lockungen. Allmählich jedoch bemächtigte sich seiner eine große Unruhe, die ihm sein Haus verleidete. Gewissensbisse quälten ihn, der Anblick seines fiebernden Weibes, der stille Vorwurf in Marthas Augen wurden ihm unerträglich. Er hatte während aller dieser Tage keinen Tropfen Branntwein zu sich genommen, seine Nerven gehrten nach dem Reizmittel. Ein unwiderstehliches Verlangen nach Schnaps erfaßte ihn. Er schlich sich heimlich aus dem Hause und holte vom Kaufmann ein Fläschchen Kirschen, welches er auf einen Zug leerte. Nach dem Genuß desselben fühlte er sich wie neugeboren. Zum ersten Male seit Trinas Erkrankung war es ihm wieder leicht ums Herz. Der ganze Vorfall erschien ihm plötzlich in einem anderen Licht. Er war doch ein Narr gewesen, daß er sich solche Vorwürfe gemacht. Was konnte er dafür, daß sein Weib so thöricht war, nachts auf freiem Feld auf ihn zu warten. Eigentlich war er doch frei von aller Schuld. Das Trinken gehörte einmal zum Geschäft. Das hatten alle Schlachter bisher so gehalten, er ja auch, und wenn er es für eine Zeitlang aufgegeben, so war das doch kein Grund, es nun gänzlich zu lassen. Aber Weibsleuten ist ja überhaupt keine Vernunft beizubringen.

So redete er sich schließlich von aller Schuld los und ledig, zuletzt kam er sich sogar als der geschädigte Teil vor. Wäre Trina nicht so albern gewesen, so hätte er jetzt nicht all die Sorgen und Plackereien. Doktor und Apotheker würden ein schönes Stück Geld kosten, und er war doch schließlich derjenige, welcher alles zu bezahlen hatte. Er war wirklich ein geplagter Mann. — —

Mürrisch sagte er, nachdem er wieder ins Haus zurückgekehrt war, zu Martha, welche neben der schlafenden Mutter Bett saß und auf die schnellen Atemzüge der Kranken lauschte: „Willst Du noch keinen Kaffee machen? Die Uhr ist schon vier!“ — —

Martha blickte erstaunt über den Ton, in dem Klaus sprach, auf. Seitdem Trina zu Bett lag, hatten sie nie mehr nachmittags Kaffee getrunken, sich überhaupt in jeder Beziehung eingeschränkt, um alle Zeit und Kraft auf Trinas Pflege verwenden zu können. —

„Na, wird's bald, Martha!“

„Aber die Mutter!“

„Ach was, immer thätig, thätig! Die wird schon nicht davon sterben, wenn sie mal allein liegen muß! Ich paß schon auf!“

Er näherte sich dem Bette. Sein Atem streifte das Gesicht der Tochter.

„Vater, Du hast wieder getrunken!“

„Was geht's Dich an?“

„Ich leid' es aber nicht. Hat der verfluchte Schnaps nicht schon Elend genug angestiftet!“

„Willst mir wohl Vorschriften machen!“

„Nein, ich leid's nicht!“

„Immer thätig, thätig! Seh einer die freche Gans!“

„Vater!“

„So eine Unverschämtheit!“

„Vater!“

Thränen waren in Marthas Augen getreten. Sie lehnte den Kopf auf das Kissen. Ein leises Schluchzen drang zu Klaus' Ohren. Für einen Augenblick wollte es ihm weich ums Herz werden. Jedoch gewaltsam unterdrückte er diese zarten Regungen.

„Ach was, so'n Weibergeträsch! Das kann kein Deibel aushalten!“ —

Mit diesen Worten setzte er seine Mütze auf und ging aus dem Hause. Draußen blieb er einige Sekunden unschlüssig stehen, dann warf er den Kopf trotzig in den Nacken und schritt des Weges in der Richtung auf den Hof Matzens zu. — — —

Volquast machte ein verdrießliches Gesicht, als Klaus bei ihm eintrat.

„He, was willst Du denn?“ fuhr ihn der Hofbesitzer an.

„Na, dann kann ich ja nur gleich wieder fort!“ sagte der Schlachter. Er wandte sich zum Gehen.

„Bleib!“ —

Klaus drehte sich um.

„Ja, immer thätig, thätig! Wenn Ihr mich nicht mehr braucht!“

„Du bist ein Schafskopf! Setz' Dich!“

Der Schlachter zögerte.

„Na, nur los! — He, Hucksche!“

Die Alte trat nach einer Weile ins Zimmer.

„Was wollt Ihr, Herr?“

„Bring Vanille!“

Die Hucksche verschwand. Wie sie zurückkehrte, saß Klaus am Tisch, dem Hofbesitzer gegenüber. Sie hatten sich wieder versöhnt. —

Seitdem verbrachte der Schlachter nur noch die Nächte in seiner Wohnung. Tagsüber war er auf dem Hofe Volquasts. Klaus' Gier nach den feinen Liqueuren Matzens, Gewissensbisse, die stummen Anklagen in den Blicken seines Weibes und Kindes trieben ihn immer wieder fort.

Trina stand nicht mehr auf von ihrem Bette. Die Lungenentzündung hatte sie zwar überwunden, doch dann hatte sich Schwindsucht entwickelt. Schon als junges Mädchen hatte Trina einen Blutsturz gehabt. Jetzt, nach zwanzig Jahren begann die tückische Krankheit wieder ihr unaufhaltsames Zerstörungswerk.

Martha pflegte ihre Mutter mit der aufopferndsten Liebe. Da aber ihr Vater keinen Pfennig Verdienst mehr ins Haus brachte, ward es ihr immer schwerer, das zur Pflege Notwendigste herbeizuschaffen. Dann kamen die hohen Rechnungen von Doktor und Apotheker. Das bare Geld war ausgegangen. Da verkaufte Martha die Ziege, dann die Schweine und zum Schluß die Kuh, ohne Klaus etwas davon zu sagen. Vater und Tochter sahen sich überhaupt seit Wochen nicht mehr. Er schlief jetzt in einer Kammer für sich am anderen Ende des Hauses.

Es war, als ob er gestorben wäre. Zwischen den beiden Frauen ward nie mehr ein Wort über ihn gewechselt; jede scheute sich davor, um nicht den Kummer der anderen noch zu vermehren.

Warum Klaus überhaupt noch nachts nach Hause kam, — er wußte es selber nicht. Oder doch! Wenn er des Abends dem Hofbesitzer betrunken gegenüber saß, und dieser ihn dann mit seinen verschwommenen Augen anglotzte, ergriff ihn plötzlich ein unendlicher Widerwillen vor alledem, vor Matzen, der Hucksche, vor seiner eigenen Trunksucht, vor dem Schmutz und der Unordnung ringsumher. O wie anders war das alles doch bei ihm zu Hause gewesen! Wie rein und frisch!

Eine tiefe Sehnsucht überfiel den Verlorenen, wieder einmal in die unschuldsvollen Augen seiner Tochter zu blicken, seinem armen, kranken Weibe die heiße Hand zu drücken und sie um Verzeihung zu bitten für all das Leid, welches er ihr zugefügt. Die Erinnerung vergangener, glücklicher Tage trat nagend an ihn heran. Was war er doch für ein Lump und Narr gewesen! Pfui! Er spie aus und begann zu weinen.

Dem Hofbesitzer bereitete dieser Zustand des Schlachters die größte Kurzweil, er steigerte ihn noch durch höhnische Reden, bis Klaus ganz vernichtet in seinem Lehnstuhl kauerte. So war das Ende jeder Tagesorgie heulendes Elend.

Wenn dieses seinen Höhepunkt erreicht hatte, wenn die Reue im Hirn des Schlachters bis zu Gedanken des Selbstmordes wühlte — dann pflegte er fortzustürzen ohne einen Abschiedsgruß. Nur die eine Empfindung beherrschte ihn noch, — nach Hause, hinzuknieen vor seinem Weibe und sie um Vergebung zu flehen.

Wenn er aber dann vor der Thüre seiner Wohnung stand in der stillen Nacht, sank ihm der Mut wieder.

„Morgen, morgen!“ flüsterte er und warf sich angekleidet aufs Bett. Doch am nächsten Morgen wagte er es noch weniger. —

Auch sein Äußeres hatte sich gänzlich verändert. Seine Kleidung war zerlumpt, sein Haar ungekämmt, sein Bart struppig. Das Gesicht wurde rot und aufgedunsen und bedeckte sich mit Finnen. In den Augen flackerte das unstäte Feuer des Säufers. Die Hände zitterten, die Kniee waren eingeknickt. Wenn er durch die Straßen des Dorfes ging, zeigten die Kinder mit Fingern auf ihn und liefen johlend hinterdrein. Er hätte sich auf sie stürzen mögen, um sie zu ermorden. Doch wie sollte er sie einholen mit seinen schwanken Schritten. Nein, da war es besser, ihnen aus dem Wege zu gehen. So floh er zu Matzen.

Und noch etwas anderes ließ ihn nicht zu Hause aushalten. Er hatte Angst davor, daß der Pastor zu ihm kommen würde, um ihm ins Gewissen zu reden. Klaus war stets ein frommer Mann gewesen, das heißt, er hatte den Teufel mehr gefürchtet als Gott geliebt. Er wußte, daß er ein Sünder war, daß ihn eines Tages der Satan holen würde, ging er doch nie mehr in die Kirche und hatte schon seit langem nicht mehr das Abendmahl genommen, dies Schutz- und Trutzmittel der Bauern gegen des Bösen List und Macht. Aber Klaus wollte nicht daran erinnert werden, daß seine Seele verloren war. Er dürstete nach Vergessen, und Vergessen gab ihm nur das Trinken, Trinken bis zur Bewußtlosigkeit. — —

Um diese Zeit war es, daß er eine Aufforderung bekam, nach Husum aufs Amtsgericht zu kommen. Klaus wurde nicht recht klug aus dem erhaltenen Zettel. Erst wollte er nicht gehen, doch die Furcht, die das Landvolk vor allem hegt, was Gericht und Polizei heißt, trieb ihn dazu. Er machte sich des Morgens nüchtern auf den Weg nach dem Amtsgericht. Es handelte sich um eine Bürgschaft, die Klaus vor Jahren für einen Freund übernommen. Der letztere konnte nicht zahlen, so sollte Klaus denn für ihn eintreten.

Der Amtsrichter fragte ihn, ob er bares Geld genug besäße, die Summe zu berichtigen, und bis wann er es beschaffen könnte.

Der Schlachter erklärte, er hätte nichts.

„Nun, Sie haben ja noch Ihr Haus!“ fuhr der Beamte fort.

„Das Haus! — Wie?“

„Ja, dann müssen Sie Ihr Haus verkaufen oder eine Hypothek aufnehmen. Die Sache muß bis zum fünfzehnten erledigt sein. Sehen Sie zu! Sonst kommt es zur Versteigerung!“ —

Klaus wankte aus dem Amtsgericht. Also in einigen Wochen waren die Seinen obdachlos. So weit war es glücklich gekommen mit ihm! Ein furchtbarer Ingrimm füllte seine Seele.

Er hatte den Tag über noch nichts getrunken. Zum ersten Male wieder seit langer Zeit sah sein Verstand klarer. O, es war schrecklich! Ein wütender Haß gegen den Mann, der alles das verschuldet hatte, ergriff ihn. Er hätte Matzen erwürgen können.

Doch während des Gehens ward Klaus wieder ruhiger. Die scharfe Seeluft, die Bewegung seines Leibes ließen seine Gedanken geregelter werden. Gewiß, Volquast hatte eine große Schuld an seinem Elend, die größte aber hatte er selber. Wer zwang ihn denn, jeden Tag auf den Hof Matzens zu eilen. Doch das sollte jetzt ein Ende nehmen. Noch war er stark genug, noch konnte sich alles ändern. Er wollte wieder zu arbeiten anfangen und nie mehr ein Glas Branntwein berühren. Das war aus, ein für alle Mal.

„Das ist aus, das ist aus!" murmelte er ständig vor sich hin wie eine Zauberformel.

Er wurde wieder etwas zufriedener. Den Sünder überkam das beseligende Gefühl einer Reue, die nicht nur zu Worten, sondern auch noch zu Thaten Kraft genug in sich fühlt.

„Das ist aus, das ist aus!" — —

Er hörte das Rollen eines Wagens und wandte sich um. Als das Fuhrwerk bis zu ihm gelangt war, hielt der Mann, der in demselben saß, die Pferde an. Es war ein Hadstedter Bauer, Peter Clausen.

„Na, Klaus, willst Du mit?" fragte er.

„Danke!"

Klaus kletterte auf den Leiterwagen. Er war froh über die bequeme Gelegenheit, nach Hause zu kommen. Er war müde, hungrig und durstig, zerschlagen von den Anstrengungen des Leibes und der Seele.

Clausen reichte ihm seinen Tabaksbeutel, der Schlachter stopfte sich eine Pfeife und zündete sie an.

Es war unterdessen Nachmittag geworden. Die Sonne durchbrach die dicke Wolkenschicht, hinter der sie den ganzen Tag über verborgen geblieben war. Ihre Strahlen erwärmten den Rücken Klaus'. Ein wohliges Gefühl kam über ihn.

Peter Clausen fuhr in den Fuchsberg ein, ein Wirtshaus zwischen Husum und Hadstedt. Alle Bauern stiegen für eine kurze Spanne ab, um einen Theepunsch zu trinken und die Pferde füttern und tränken zu lassen.

Bisher hatten Klaus und Peter kein Wort mit einander gewechselt außer der ersten Begrüßung. Die friesischen Bauern sind keine Schwätzer.

Als sie in die Einfahrt einbogen, fiel Klaus ein Umstand schwer aufs Herz. Der herrschenden Sitte nach hatte er jetzt für Peter einen Theepunsch zu bezahlen, er hatte jedoch keinen Pfennig bei sich. Und ferner, er hatte

sich ja vorhin fest vorgenommen, nicht mehr zu trinken. — So blieb er denn auf dem Wagen sitzen, nachdem Peter abgestiegen war.

„Na, willst Du nicht!" fragte der Bauer.

Klaus errötete.

„Ja, Peter! Weißt Du, ich habe meinen Geldbeutel bei Iwers in Husum liegen gelassen!" log er zum Schluß.

Peter durchschaute sofort seine Lüge. Jedermann in Hadstedt wußte ja, daß Klaus nichts mehr verdiente. Der Bauer lachte und sagte:

„Das macht nichts, steig nur runter! Ich zahl einen Punsch!" Dann setzte er höflich hinzu: „Könnt's ja ein andermal gut machen!"

Klaus zögerte noch immer. Zwar der erste Punkt, wegen dessen er das Wirtshaus nicht betreten wollte, war erledigt, aber der zweite. Jedoch, was würde Peter denken, wenn er ihm erklärte, er hätte sich vorgenommen, nicht mehr zu trinken. Der andere müßte ihn für verrückt halten, und das wäre noch der bessere Fall gewesen. Höchstwahrscheinlich würde er aber tödlich beleidigt sein durch die Weigerung. An Klaus Entschluß würde er einfach nicht glauben. Da war nichts zu machen, beleidigen durfte er doch den Bauern nicht, nachdem dieser ihm die Gefälligkeit erwiesen hatte, ihn mitzunehmen und nun gar traktieren wollte. Klaus mußte sich schon den Umständen fügen. Seufzend und sich zuschwörend, dies Mal sollte aber auch das allerletzte sein, stieg er schwerfällig hinunter und trat mit Peter in die Gaststube. In derselben befand sich niemand anders. Der Schlachter atmete erleichtert auf. Er hatte gefürchtet, da es Markttag war, das Zimmer voller Leute zu finden. Er schämte sich seiner Trunksucht und seiner Lumpen, seit er den festen Entschluß gefaßt hatte, daß es jetzt anders werden sollte.

Peter bestellte zwei Theepünsche bei der Wirtin. Das Weib brachte zwei Tassen, halb mit Thee gefüllt, aus der Küche und holte dann aus einem Wandschrank eine Zuckerdose und eine Flasche voll Rum. Sie stellte beides auf den Tisch und ging nach einem mißtrauischen Blick auf Klaus wieder hinaus. Der letztere hatte den Gedanken der Frau sofort erraten. Nichts hätte ihm das Verächtliche seiner Lage so vor Augen führen können, wie dies Mißtrauen. Nur Lumpen und Handwerksburschen gegenüber benahm man sich so, wie das Weib sicher mit ihm verfahren wäre, hätte ihn Peter Clausen nicht zufällig mit sich gebracht. Wäre Klaus allein gewesen, so hätte die Wirtin selber Rum und Zucker zu dem Thee gethan, nur ehrlichen Leuten vertraute man die volle Flasche und Dose an. Also für einen Lumpen hielt man ihn schon, der dazu fähig gewesen wäre, mehr Rum und Zucker zu nehmen, als er nachher bezahlte. — Doch das sollte jetzt anders werden, — das war aus, ganz aus.

Die Erregung hatte seinen Durst nur gesteigert. In gierigen Zügen leerte er die Tasse.

Nach einer Weile kam das Weib wieder ins Zimmer. Peter bestellte noch zwei Pünsche und dann noch zwei und noch zwei. Er war eben auch ein Trunkenbold, nur daß er sich nicht alle Tage, sondern bloß an den Markttagen, zweimal in der Woche, und am Sonntag betrank.

Peter ließ einen kleinen Imbiß kommen, über den sich der Schlachter heißhungrig her machte, und darauf noch zwei Pünsche und wieder zwei. Die Männer wurden allmählich betrunken. Doch je mehr Klaus trank, desto fester stand es ihm, daß jetzt alles anders werden sollte, daß es jetzt ganz aus war. Die schwachen Zweifel, die er noch in seine Kraft zu einem neuen Leben gesetzt hatte, waren gänzlich verschwunden. Er wollte es den Leuten schon zeigen, — ja er war durchaus kein solcher Lump, dem man zutrauen durfte, er wäre imstande, Rum und Zucker zu stehlen. Zu gleicher Zeit stieg wieder ein wütender Haß gegen Matzen in seiner Seele auf. Der Schuft war an allem Schuld. Er wollte es ihm aber sagen, — gerade ins Gesicht! Albern und feige erschien ihm plötzlich der Gedanke, den Hof Volquasts nie mehr zu betreten. Heute Abend wollte er noch hin und mit dem Verführer Abrechnung halten. Ja, er wollte, — ja, ganz sollte es aus sein, — ganz und gar.

So schritt er denn, nachdem sie in Hadstedt angekommen waren, auf den Hof Matzens zu, die Seele voll Haß und Grimm. —

Volquast fuhr ihn in herrischer Weise an, wie einen Hund, der ungehorsam gewesen.

„Na, Du Lump, wo hast Du denn den ganzen Tag gesteckt!"

„Ho ho, ich bin kein Lump!" schrie Klaus. „Nee, das sind ganz andere Leute! Das wissen die anderen schon! Das sieht jedermann, was da für ein Unterschied besteht — ja — —!"

Klaus wurde verwirrt.

„He, was fällt Dir denn ein, Klaus?"

„Das ist aus, ganz aus!"

„Was?"

„Das!"

Der Schlachter blickte zur Seite, er fürchtete sich vor den Augen Volquasts.

„Hucksche, bring Liqueur!" rief der Hofbesitzer.

„Ich trinke keinen mehr!"

„Du bist wohl verrückt!"

„Ich!"

Klaus wollte zu schimpfen anfangen, brachte aber nur die Worte heraus: „Es ist ganz aus! Ich komm nicht wieder!"

In dem Ton, in welchem der Schlachter sprach, lag etwas, das Volquast stutzen machte. Er fragte: „Ist das Ernst!"

„Ganz Ernst!"

Matzen wurde nachdenklich!

Den Teufel, dachte er, wenn das wahr wäre. Er hatte sich so an Klaus' Gesellschaft gewöhnt, daß ihm das Leben ohne ihn, ohne ein vernünftiges menschliches Wesen, allein mit der Hucksche, unerträglich schien. Mit bittender Stimme sagte er daher: „Ja aber, Klaus, was fällt Dir nur ein! Was habe ich Dir denn gethan?"

„Ha, was! Das weiß der Deibel!"

„Ja, mein Gott, habe ich Dir denn nicht alles zu gut gethan!"

Das war wahr, dagegen konnte Klaus nichts sagen — und doch! — „Meine Frau ist krank und — jetzt — jetzt wollen Sie mir noch mein Haus verkaufen! —"

„Was?"

Bei der Erinnerung an sein Elend ward auch die Wut des Schlachters wieder wach. Er schrie, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug: „Ja, — und daran seid nur Ihr schuld!"

Volquast wollte auffahren. So eine Undankbarkeit! Jetzt sollte er noch gar schuld daran sein, daß Klaus' Frau krank war, daß dessen Haus verkauft werden sollte. Was wußte er denn überhaupt von alledem! — Doch beherrschte sich der Hofbesitzer. Um keinen Preis wollte er die Gesellschaft des Schlachters verlieren. In sanftem Tone fragte er: „Ja, wie kommt denn das? Erzähle doch!"

Volquasts freundliche Art besänftigte Klaus. Er begann sein Leid zu erzählen.

„Wie groß ist denn die Summe, Klaus?"

„Dreihundert Mark!"

„Ich will sie Dir leihen!"

Klaus wußte nicht, wie ihm geschah. Matzen jedoch ließ ihm keine Zeit zur Besinnung. Ein großer Gedanke fuhr plötzlich durch des Hofbesitzers Hirn. Wenn er Klaus kaufte! — Ja, so ging es, dann wäre dieser für immer an ihn gebunden.

Volquast griff mit der Hand unter seinen Lehnstuhl und zog einen schweren Sack hervor, aus dem er fünfzehn Zwanzigmarkstücke vor Klaus auf den Tisch zählte.

„Hier, nimm!"

Der Schlachter rührte sich nicht, er begriff den Sachverhalt noch nicht.

„Klaus," fuhr Matzen fort, „Dein Verdienst soll nicht leiden. Hier hast Du zehn Mark. Nimm Dir morgen einen Wagen und fahre nach

Husum zum Notar Stämann. Er soll herauskommen. Ich will ein Testament machen. Wenn ich sterbe, sollst Du zweitausend Species erben, aber nur unter der Bedingung, daß Du jeden Tag zu mir kommst. Hast Du verstanden? Zweitausend Species!"

Allmählich begann Klaus zu verstehen. Zweitausend Species! Das war ja ein Vermögen! Und das sollte er haben! Volquast war doch ein guter Kerl.

Klaus griff mechanisch nach dem gefüllten Glase vor ihm und trank es aus.

Zweitausend Species! Nun sollte ihn einer noch für einen Lumpen halten! Nun sollte noch einer sagen, er wäre ein schlechter Gatte und Vater! Gewiß, Trina würde wieder gesund werden, und Martha, sein Kind! Zweitausend Species! Einen Viertelhufner zum mindesten würde sie zum Mann bekommen, nein, sicher einen Halbhufner. Zweitausend Species, das war ein Stück Geld! Was konnte man nicht alles dafür kaufen! — Und doch! — Das konnte ja alles nur Unsinn sein!

Sein ländlicher Instinkt sträubte sich gegen die Annahme, jemand könnte zweitausend Species für eine Sache ausgeben, die ihm ganz wertlos erschien. Nein, es war unmöglich! Volquast wollte ihn betrügen. Anders konnte es gar nicht sein.

„Du lügst!" fuhr es aus Klaus heraus.

„Ich lüge nicht! Ich schwöre es Dir bei Gott!"

Der Schlachter wollte immer noch nicht recht an den Goldregen glauben, der sich über ihn ergießen sollte. — Aber, lag denn nicht da vor ihm schon der Anfang, die dreihundert Mark, und dann noch die zehn für den Wagen. Vielleicht war es doch wahr. Man mußte es abwarten. Jedenfalls durfte er jetzt Volquasts Laune nicht verderben, er mußte sich ihm gefällig zeigen. Morgen würde sich das alles ja erweisen.

So that er denn, als ob er den Worten Matzens Glauben schenkte. Doch blieb er den Abend nicht so lange, wie gewöhnlich. Er war zu aufgeregt, es trieb ihn zu seinem Weibe und Kinde, ihnen die große Nachricht mitzuteilen. Jetzt war ja alles wieder gut. Jetzt würde alles vergessen und vergeben sein. Jetzt kam er nicht heim als Bettler, nein, mit vollen Händen.

Klaus war sehr glücklich. Der Schmach des Handels ward er sich nicht bewußt, der Glanz des Geldes hatte jedes Urteil in ihm geblendet.

Als er zu Hause ankam, war alles schon still. Kein Licht brannte mehr.

„Was sollst Du sie erst wecken!" dachte Klaus. „Ich sag' es morgen!"

Am anderen Tage jedoch ergriffen ihn wieder Zweifel. Nein, es könnte ja gar nicht möglich sein. Warum sollte er den Seinen unnütze Hoffnungen machen.

Er ging, ohne Weib und Kind gesehen zu haben, zu einem Bauern, der sein Fuhrwerk zu vermieten pflegte, und dingte dessen Wagen für eine Fahrt nach Husum.

Der Bauer lachte ihn aus. „Du bist wohl besoffen, Klaus?"

„Hier hast Du Deine sechs Mark!"

Der Bauer warf dem Schlachter einen eigentümlichen Blick zu, knurrte etwas und ließ dann die Pferde anschirren. Vor der Abfahrt nahm er den Knecht beiseite und schärfte ihm ein, ja auf Wagen und Pferde zu achten. Daß Klaus sechs Mark besaß, erschien ihm sehr verdächtig. — —

Die Angelegenheit war erledigt, der Notar, Volquast und die zwei Zeugen, ein Tagelöhner und ein Fischer, die in der Nähe des Hofes am Meeresstrande wohnten, hatten das Testament unterschrieben, — Klaus konnte keine Zweifel mehr hegen, nach Volquasts Tode würde er zweitausend Species erben.

Der Hofbesitzer bezahlte, was er dem Notar für seine Mühe schuldete. Dieser nahm darauf Hut und Stock und wollte gehen.

Matzen hielt ihn zurück mit den Worten: „Sie nehmen doch einen Imbiß?"

Der Notar dankte. Er war der größte Gourmand Husums, sein Haus galt als das Muster feinster Ausstattung. Der Schmutz, die Unordnung des Hofes widerten den verwöhnten Mann an.

Der Tagelöhner und der Fischer blieben selbstverständlich. Nach dem Essen, das den beiden armen Schelmen ein königliches Mahl dünkte, begann eine regelrechte Orgie. Um neun Uhr war keiner aus der Gesellschaft mehr fähig, auch nur noch ein Glas zu sich zu nehmen. Matzen war in seinem Lehnstuhl eingeschlafen, die Hucksche löschte die Lampe aus und ließ die Hunde los. Der Tagelöhner, der Fischer und Klaus wankten vom Hofe. —

Der Schlachter sah das Fenster des Zimmers, in dem sein Weib lag, erleuchtet.

„Ah, sie schlafen noch nicht! Das trifft sich ja fein, immer thätig, thätig. Da brauch' ich sie ja nicht erst zu wecken!" dachte Klaus.

Ja, die würden Augen machen, die Trina und die Martha! Zweitausend Species, das war etwas!

Er stolperte über die Schwelle und trat in die Stube. Totenstille herrschte in derselben. Hinter dem Ofen auf einer Bank stand ein trübbrennendes Talglicht. Trinas Bett lag in Schatten gehüllt. Die Kerze flackerte unstät auf von dem Luftzug beim Eintritt des Schlachters. Rote Lichter huschten gespenstig über Gläser und Medizinflaschen, die sich auf dem Tisch befanden, und glitzerten auf den Fensterscheiben und dem kleinen Spiegel, der dem Ofen gegenüber an der Wand hing. Eine magere,

schwarze Katze sprang von einem Stuhl hinab und rieb sich, kläglich miauend, an Klaus' Bein.

Er schwankte auf das Bett zu: „He, Trina!“

Sie rührte sich nicht.

„He, wach auf! Immer thätig, thätig!“

Keine Antwort!

Klaus wandte sich nach der Küche.

„Martha!“

Das Mädchen antwortete nicht.

„He, Trina! Uff, immer thätig, thätig. Hörst Du nicht? Zweitausend Species!“

Trina verharrte noch immer regungslos. Klaus begann ärgerlich zu werden. „Diese Weiber,“ dachte er, „wollen nichts von Dir wissen, und Du kommst mit zweitausend Species.“

Er fragte von neuem: „He, Trina?“

Kein Laut regte sich.

Eine jäh aufsteigende Erregung kam über ihn. „Du Aas, willst mir weismachen, daß Du schläfst! He, wach auf!“

Keine Antwort.

Klaus zitterte. Eine sinnlose Wut bemächtigte sich seines trunkenen Gehirns. Das war also der Dank für alles, was er für seine Familie gethan hatte. Aber er ließ sich nicht zum Narren halten.

Er erhob die Faust.

„Antwort'!“

Trina lag starr da, ohne etwas zu erwidern. In mattem Tone hoben sich Antlitz und Haare vom Kissen ab.

„Antwort'!“

Klaus schlug ihr mit der Faust ins Gesicht. Es war eisigkalt.

Der Schlachter taumelte zurück. In demselben Augenblick trat Martha mit einigen Nachbarn ins Zimmer.

Das Mädchen eilte auf den Vater zu:

„Vater, Mutter ist — tot!“

Martha hatte sich nach Trinas Tode vor der Leiche gefürchtet und war zu Nachbarsleuten geeilt. Dort war alles schon zu Bett gewesen. So hatte sich des Mädchens Rückkehr verzögert.

Klaus sank in einen Lehnstuhl und starrte wie blödsinnig vor sich hin. Dann schlief er ein, das Haupt im Nacken, mit offenem Munde. Martha kauerte am Fußende des Bettes nieder, nahm den Kopf zwischen die Hände und weinte bitter. Die Nachbarn begannen die Leiche zu ordnen. — — —

V.

Als Klaus am nächsten Morgen mit wüstem Hirn aufwachte und die Leiche seines Weibes erblickte, floh er, von Entsetzen gepackt, zu Matzen.

Trina wurde beerdigt, ihr Mann kam nicht zum Leichenbegängnis. Er verließ den Hof Volquasts nicht mehr und suchte Nacht und Tag im Schnaps Vergessenheit.

Ein Onkel nahm sich Marthas an. Das kleine Haus wurde verkauft. Nachdem alle Schulden des Schlachters bezahlt worden waren, blieb noch ein kleiner Rest an Geld übrig. Er wurde auf die Sparkasse gelegt. Martha nahm darauf einen Dienst in Husum an als Dienstmädchen bei dem Uhrmacher Johnsen in der Süderstraße.

Johnsen war ein junger Mann mit hübschem Kopf, stattlicher Gestalt und blonden krausen Haaren. Den langen, hellen Schnurrbart pflegte er in zwei nadelspitze Enden zu drehen. Es war das eine Gewohnheit aus seiner Soldatenzeit. Er hatte in Schleswig bei den Husaren gestanden. Er war nicht verheiratet, seine Mutter führte ihm die Wirtschaft. — —

Anderthalb Jahre waren seit Trinas Tode vergangen. Während dieser ganzen Zeit hatte Klaus den Hof Volquasts für keinen Augenblick verlassen.

Die beiden Männer sprachen kaum ein Wort mit einander, doch war die Gesellschaft des einen dem anderen unentbehrlich geworden. Sie spielten sechsundsechzig zusammen und tranken.

Matzen hatte seit den letzten Monaten Bauchwassersucht bekommen, er konnte des Nachts nicht schlafen vor Schmerzen. So tranken und spielten sie auch des Nachts. Klaus war ganz der Sklave des Hofbesitzers geworden, jede freie Willensregung war in ihm erloschen. Matzens Augen bannten ihn mit magischer Gewalt, Klaus war sich in dessen Gegenwart kaum seiner selbst bewußt, alles, was er that, trinken, essen, spielen geschah mechanisch. Nur des Nachmittags, wenn Volquast in seinem Lehnstuhl eingenickt war, blitzte es im Hirn des Schlachters wie ein vernünftiges Licht auf. Dann kam ihm die Erinnerung zurück an Weib und Kind, an Trinas Tod und Marthas Verlassenheit. Was mochte aus ihr geworden sein! Lebte sie noch? Gewiß, sie mußte leben! — An diesen Gedanken klammerte er sich. — Sie hatte ihm vielleicht geflucht, aber eines Tages, wenn sie die zweitausend Species erhalten würde, dann — ja dann würde sie schon einsehen, was für ein guter Vater er gewesen, wie er für sie gesorgt hätte. — Sie mußte leben. Wenn sie tot war, dann hatte das alles ja gar keinen Sinn. — Nein, nein, — sicher, sie lebte.

Unwillkürlich verbanden sich hiermit andere, unheimliche Gedanken. Er griff dann wohl nach seinem Schlachtermesser, das er aus alter Gewohnheit immer noch im Gurt trug, zog es heraus und betrachtete es.

Warum lebte auch dieser Schuft von Volquast so lange! Der Kerl war siebzig Jahre alt. Es war Zeit, daß er ging. Wenn man so alt war, hatte man kein Recht mehr zu leben. — Es wäre im Augenblick geschehen. — Ein Stoß — —

Klaus blickte Matzen an. Der Alte röchelte im Schlaf, die Lippen zuckten. Er zog die Augenbrauen zusammen und zwinkerte mit den Lidern.

Gewiß, im nächsten Augenblick würde er erwachen und Klaus anstarren mit seinen bösen Augen.

Der Schlachter schauerte zusammen vor Furcht und steckte das Messer rasch wieder in die Scheide.

Eines Vormittags im November kam der Kuhlengräber Jens Krüz, der gleicher Zeit der Bote des Gemeindevorstehers war, auf den Hof und wollte Klaus sprechen.

Dieser trat aus dem Hause. Er war noch nicht völlig betrunken.

„Was soll ich?" fragte er.

„Zu Hans Hansen, dem Gemeindevorsteher, kommen!"

„Was soll ich da?"

„Es ist man wegen Marthas!"

„Ist sie tot?"

„Das wird wohl schon so sein!" erwiderte der Kuhlengräber.

„Wie?"

„Sie hat sich im Hafen ertränkt!"

Klaus' Kniee wankten, er setzte sich auf eine verfallene Schubkarre, welche neben ihm stand.

„Komm denn," mahnte Krüz.

„Ich will nicht!"

„Dann nicht! Es war nur der Ordnung wegen! Dann Adjes!"

„Bleib!"

Krüz kehrte zurück.

„Was willst Du noch?" fragte er.

„Weshalb, Jens?"

„Sie sollte ein Kind bekommen!"

„Von wem?"

„Weiß nicht!"

Klaus saß eine Weile in sich versunken. Er schien etwas zu suchen. Dann begann er wieder: „Wo war sie?"

„In Husum! Beim Uhrmacher Johnsen!"

Der Schlachter kannte Johnsen. Ja, ja, das war der schmucke Kerl mit dem langen Schnurrbart, — der immer auf den Märkten hinter den Mädchen hergewesen.

„Ist es von ihm, Krüz?“

„Sie hat's gesagt, er hat's aber abgeschworen!“ Dann setzte der Kuhlengräber hinzu: „Er ist verlobt mit Stina Mumm von der Maas!“

„So, — darum!“

Klaus blickte den Boten an. Die beiden verstanden sich, ihrer Meinung nach hatte Johnsen einen Meineid geschworen, um die reiche Stina heiraten zu können. Krüz fuhr fort: „Und da hat er sie verklagt bei Gericht!“

„So!“

„Ja, das ist schon alles so!“

Der Schlachter starrte noch eine Zeit vor sich hin, darauf stand er auf und sagte: „Ja, denn adjes!“

„Adjes, Klaus!“

Der Kuhlengräber ging. — —

Klaus trat wieder ins Haus und setzte sich zum Essen, ohne Volquast ein Wort von dem, was er soeben erfahren hatte, zu sagen. Die Nachricht von Marthas Selbstmord, die Erkenntnis, daß jetzt alles umsonst gewesen, war zu plötzlich über ihn gekommen.

Des Abends war er betrunken wie gewöhnlich. Auch für die Folge änderte sich nichts in seiner Lebensweise. Nur nahmen die Gedanken, denen er sich nachmittags, während Matzen schlief, hingab, ein immer schärferes Gepräge an. — Und doch! — Wozu sollte er Volquast jetzt noch morden? — Martha war ja tot. Das hatte jetzt keinen Sinn mehr. — Oder doch! — Klaus kicherte. Es mußte doch ganz lustig sein, dem Alten das Messer in den feisten Bauch zu rennen. Wie der quietschen würde, so'n Schweinkerl. — —

Anstatt der Geldgier begann jetzt die reine Lust am Mord in Klaus aufzukeimen.

Über diesen Gedanken grübelte er all die langen, grauen Winternachmittage. Draußen heulte der Sturm, der Himmel war immer von Wolken bedeckt und hing so tief, daß er die Menschen schier zu erdrücken drohte mit seiner bleifarbenen Last.

Jede Lust am Leben tötete dies ewige Grau in Grau, düstere Gedanken stiegen empor. Der Wahnsinn hob grinsend sein Haupt und lockte und lockte, — Klaus' branntweinumnebeltes Gehirn begann wahnsinnig zu werden. —

Sollte er Volquast morden! — Nein, schlachten! — Ja schlachten, das war's, wie man ein Schwein schlachtet. Ja, ja, so mußte er es machen! — —

In den Augen des Schlachters funkelte es wie in denen eines Raubtieres.

Und doch that er es nicht. — Ja, wenn er gewußt hätte, daß Volquast nicht aufwachen würde in dem Augenblick, wo er zustieße. — Aber sicher würde Volquast aufwachen und ihn anstieren mit seinen schrecklichen Blicken. Klaus fürchtete sich. Er wußte, daß er verloren war, wenn Volquast vor=

her erwachte. Volquast besaß Riesenstärke in seinen Armen. Klaus war sich dessen gewiß, daß er sich dann nicht vom Flecke würde rühren können. Volquast würde ihn erfassen und erwürgen. — Nein, so ging es nicht, er mußte warten, warten.

Weihnachtsabend war herangekommen. Volquast hatte seit den letzten Tagen weniger Schmerzen gelitten. Er war in guter Laune. Nach dem Abendessen stopfte er sich seine Pfeife, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und glotzte Klaus an. Dieser wand sich unter seinen Blicken. Gewiß, er weiß alles, schoß es durch des Schlachters Gehirn. — Volquast sagte: „Du bist doch ein rechter Lump, Klaus!"

Klaus zuckte zusammen.

„Es ist klar, er weiß alles!" dachte er.

Eine sinnlose Angst prägte sich aus auf seinem Gesicht. Volquast bemerkte es.

„He, vor was fürchtest Du Dich?"

„Ich — ich!" stammelte Klaus.

„Ja — Du!"

Ein Gedanke fuhr durch Volquasts Kopf.

„He, Klaus! Du hast wohl Angst vor dem Teufel! — — Ha, — er steht hinter Dir. Er will Dir das Genick umdrehen!"

Entsetzt wandte sich Klaus um. Er war totenblaß.

„Nein, nein!"

„Ja — ja, ich hab's gesehen!"

Klaus' altes Grauen vor dem Teufel packte ihn mit Geierkrallen. Er erhob seine Hand, als wollte er eine unsichtbare Gestalt abwehren.

„Nein, nein! — —"

Volquast sann nach, dann sagte er: „Das ist auch ganz in der Ordnung. Heute ist Weihnachtsabend. Heute ist Christus für uns alle geboren, für uns alle, hörst Du, — nur nicht für Dich. Du hast Deine Seele verkauft!"

Matzen hatte mit leiser, heiserer Stimme begonnen, um dann immer lauter zu sprechen. Das letzte hatte er beinahe gebrüllt.

Klaus war in sich zusammengesunken. Entsetzen verzerrte seine Züge, die Augen traten fast aus ihren Höhlen.

Sein Anblick ergötzte Volquast aufs höchste. „Ja, ja," quälte er weiter, „heute Nacht holt Dich der Teufel. So ein Schuft, seine Seele zu verkaufen!"

Klaus' Angst steigerte sich mehr und mehr. Der Sturm heulte in gräulichen Tönen um den Hof. Die Fenster klirrten, die Balken ächzten, die Hölle war losgelassen wider ihn.

„Der Satan holt Dich! Hörst Du! Ha — Ha — Ha!"

Kalte Schauer überliefen des Schlachters Leib.

„Ich gebe Dich dem Satan!" brüllte Volquast. „Ich habe Dir Deine Seele abgekauft! Ich verkaufe sie wieder dem Satan. Das ist ein reiner Handel! He — Halloh!" —

Klaus' wahnwitzige Furcht hatte ihren Höhepunkt erreicht und schlug plötzlich in einen ebenso wahnwitzigen Grimm um. Das Blut strömte ihm wieder in die eisige Haut, ins betäubte Gehirn. Vor seinen Augen schwamm es rot. Er schnaubte wie ein wütender Stier. Er griff mit der Rechten nach dem Messer.

Sollte er es jetzt thun, aber die Augen, — die verfluchten Augen. Noch hatte ihn Volquast in seinem Banne.

Klaus zitterte, wie eine Katze zittert, ehe sie sich auf ihre Beute wirft.

Ein jäher Windstoß fuhr wider das Haus und riß einen Fensterflügel auf. Regenschwerer Luftzug schlug ins Zimmer und löschte die Lampe. Nur das im Ofen flackernde Feuer drang durch die breite Spalte der Eisenthüre und sandte seinen roten, züngelnden Schein über die beiden Männer und den Tisch zwischen ihnen.

Klaus war aufgesprungen, in der Hand das Dolchmesser. Volquast taumelte zurück. In seinen Augen erlosch das harte Licht, durch welches er Klaus gebändigt hatte. Furcht, hilfloses, blödes Flehen um Erbarmen sprach aus den Blicken des Hofbesitzers.

Der Schlachter stieß einen unartikulierten Schrei aus und schlitzte dem Alten den Bauch auf. Ein warmer Strahl von Blut und Wasser schoß dem Mörder ins Gesicht und machte ihn vollends rasend.

Wieder und wieder stieß er Volquast das Messer in den Leib. Dann biß er ihm ins Gesicht und in die Schultern, wühlte mit den Händen in den heraustretenden Eingeweiden und besudelte sich Antlitz und Kleider. Wie ein Tier machte er sich her über seinen Raub.

Endlich ergriff er die Lampe und schleuderte sie gegen den Ofen. Eine Flamme zuckte heraus, im Augenblick stand das Zimmer in Feuer. — —

Der Hof brannte lichterloh. Menschen eilten von den benachbarten Koogen herbei, um zu retten, doch war nicht mehr daran zu denken. Das brennende Strohdach war herabgeschossen und umgab das Haus wie eine lohende Mauer. Nur die Balken standen noch gleich einem glühenden Gerippe. Zwischen denselben erblickte man plötzlich eine Gestalt, die ein Messer in der Hand schwang und mit ihrem Geschrei das Heulen des schwächer gewordenen Sturmes überbrüllte.

Man erkannte den Schlachter.

Ein letzter gellender Schrei, dann ein ohrenbetäubendes Krachen. Das Gerüst stürzte zusammen und begrub unter seinen Trümmern den wahnsinnigen Mann.



Ordnung.

Von M. von Egidy.
(Berlin.)

Zum 18. Januar war für Berlin eine Versammlung Arbeitsloser angesagt worden. Wie die Zeitungen berichten, war die Einberufung von sogenannt anarchistischer Seite erfolgt.

Ich glaube nicht, daß viele der Zeitungsleser eine abgeklärte Vorstellung von dem Worte Anarchist haben. Die Zeitungen haben dafür gesorgt, daß der Durchschnittsleser unter Anarchist einen zu Gewaltthätigkeiten angelegten, oder geneigten, oder bereiten Menschen versteht. Weil derartige Gewaltmenschen sich allerdings häufig Anarchisten nennen oder zu den Arnarchisten gezählt werden, hat man sich daran gewöhnt, nicht nur jeden derartigen Frevler als Anarchisten zu bezeichnen, sondern umgekehrt auch: bei dem Worte Anarchist ohne weiteres an Dynamit zu denken.

Die Zeitungen sollten vor allem klar sprechen. Wollen sie von Menschen sprechen, die Petroleum und Dynamit zu handhaben gesonnen sind oder sich nach Aufruhr und Barrikaden sehnen, dann sollen sie klar und deutlich von Übelthätern, von Gewaltmenschen, von Verbrechern, sollen von gemeingefährlichen Menschen reden. Nicht aber dürfen die öffentlichen Organe durch ein stillschweigendes und heimtückisches Vermengen der Begriffe beflissen sein, ehrliche Menschen, nur weil sie an dem Namen Anarchist festhalten, mit einem Makel der Fürchterlichkeit zu behaften. Die sogenannten Anarchisten wiederum und ihre Richtungsverwandten aller Art sollten nicht jeden Mitmenschen, der an seinem religiösen Bewußtsein und am Christenwesen festhält, der Minderfähigkeit zeihen, etwas zu leisten; sollten auch nicht diejenigen, nach deren Begriffen sich Unabhängigkeit und Selbständigkeit recht wohl mit dem monarchistischen Gedanken vereinbaren läßt, für beschränkt erklären.

Dieselben Menschen, die es für unabweisbare Notwendigkeit halten, daß unser Volk in Parteien gespalten ist, und die es für undenkbar halten, daß die vaterländische Volksvertretung ihre Pflicht ohne Parteigruppierung, Parteileben, Parteihaß erledigt, dieselben Menschen sind erstaunt und erzürnt, daß neben den schon bestehenden Parteien sich eine neue Gruppe von Volksgenossen zusammenfindet, die sich eine andere, allerdings eine wesentlich andere, Vorstellung von Pflicht macht. Dieselben Menschen, die sich als Ordnungsmänner brüsten, weil sie für Andauer der Zustände eintreten, die heute unser Dasein trüben und das Vaterland in einen Kriegsschauplatz verwandeln, dieselben Menschen wenden sich mit Abscheu von ihren Mit-

bürgern, weil diese eine Neuordnung, eine — ihrer Vorstellung nach — Richtigordnung der Dinge anstreben. Sind die einen Ordnungsmänner, so sind es die anderen auch. Erst muß doch festgestellt sein, was Ordnung ist. Ist Ordnung gleichbedeutend mit „Bestehendem", dann sind unsere Vorfahren und sind auch wir sämtlich Nicht-Ordnungsmänner; denn gerüttelt worden ist unausgesetzt am Bestehenden, und auch heute rütteln die gefeiertsten Ordnungsmänner am Bestehenden. Ist Ordnung aber gleichbedeutend mit Weltordnung und Gottesordnung, ist Ordnung gleichbedeutend mit der Ehrfurcht vor dem ewigen Gesetz, das der Schöpfer aller Welten als Entwicklungsgesetz gab und das auch bestimmend für die Entwicklung der Menschheit ist, dann sind die die Ordnungsmänner, die im tiefernsten Begreifen dieses Entwicklungsgesetzes nach Vervollkommnung, Veredlung, Heiligung nicht nur des einzelnen streben, sondern auch diese Vervollkommnung für unsere Einrichtungen und Zustände anstreben. Denn: sie werden, sie müssen von der Erkenntnis getragen sein, daß ohne diesen Wandel der Zustände die Innenheiligung für Millionen eine Unmöglichkeit bleibt und für andere Millionen unsäglich erschwert wird. Ob nun gerade die Menschen, die sich Anarchisten nennen, eine richtige, ob sie die einzig richtige, ob sie die unserer heutigen Entwicklung entsprechende Gestaltung der Dinge anstreben? ob sie namentlich die richtige Art haben, ihre Ideale vorzutragen und zu verteidigen? ob sie die richtigen Wege einschlagen und die richtigen Mittel anwenden, ihre Mitmenschen von der Richtigkeit und Durchführbarkeit ihrer Ordnungsideen zu überzeugen? ob sie es verstehen, denen, die sie von ihrem Standpunkte aus als Nicht-Ordnungsmänner bezeichnen müssen, klar zu machen, daß der Gott-geordnete Gang der Entwicklung uns gerade auf die Bahnen verweist, die sie mit ihren Gedanken aufsuchen — das ist eine andere Frage.

Hier handelte es sich jedenfalls um eine Arbeitslosen-, nicht um eine Anarchistenversammlung. Wer sich gewöhnt hat, derartige Vorgänge ihrem Wesen, nicht den Nebenumständen nach zu betrachten, der hatte es also zunächst nur mit Arbeitslosen, und zwar, wie hier die Sache lag, mit einer ganz und gar verwaisten Gruppe unserer Volksgenossen zu thun; es sind die Verlassenen und Verstoßenen in des Wortes grausigster Bedeutung. Es ist niemand, der sich ihrer erbarmt, niemand, der zu ihnen will; sie haben gar keine geordnete Vertretung, weder vor dem Gewissen der Gemeinsamkeit, noch in der Volksvertretung; sie werden, wenn sie sich zu gewissen Anschauungen bekennen, sogar von denen bekämpft und geschmäht, die zwar die äußere Not mit ihnen teilen, aber im übrigen in wohlgeordneten Parteiverhältnissen leben und somit auch den Parteischutz genießen. Gerade die Verlassenheit zog mich zu diesen Arbeitslosen.

Ich ahnte, daß kein Vertreter der für die Leitung unseres Volkslebens angestellten Männer, kein Minister oder von ihm Abgesandter da sein würde, um mit eigenen Augen den Jammer zu sehen und das Elend zu hören. Ich ahnte, daß, da die Einberufung nicht von parteilicher Seite erfolgt war, nicht einmal ein Volksvertreter zur Stelle sein würde, um sich wenigstens einen Eindruck von den herrschenden Zuständen und Empfindungen zu verschaffen. Ich habe aber nicht etwa anderen Tags gelesen, daß die Volksvertreter sämtlich verhindert, weil sämtlich „auf ihrem Posten" gewesen sind. Ich ahnte auch, daß von all denen, die an diesem Morgen ein ebenso behagliches Dasein fortsetzen würden, wie sie es am Abend vorher gehabt hatten, keiner kommen würde, um sich eine Anregung zum Nachdenken darüber zu holen, ob es wohl in der „Ordnung" ist, ob es wohl nach dem Willen der Allmacht sei, daß ein Zustand, wie er sich ihm dort mit überwältigender Deutlichkeit aufdrängen würde, andauert. Daß er besteht, ist gewiß nach dem Willen der Allmacht; es fällt wirklich kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen, das heißt: ohne daß das Gesetz erfüllt ist, nach welchem der Sperling herabfallen muß. Die Frage ist nur die: ob wir Menschen unthätig zusehen dürfen, wenn wir erkannt haben, daß durch vernünftige Einrichtungen das Herabgleiten des Sperlings verhindert werden kann? Die Frage ist die: was predigen uns die von der Allmacht heute noch zugelassenen Zustände? Predigen sie herzloses, Nächsten-feindliches Aufrechterhalten derselben? oder predigen sie einen Liebe-erfüllten Entschluß, zuzugreifen, auf daß es anders werde?

Die Zeitungen berichteten: „auch besseres Publikum war da". Besseres Publikum? Publikum? komisches Wort! Arbeitslose waren da und, so viel ich beurteilen kann, außer den wenigen Berichterstattern nur sehr wenige Männer der Erwerb-gesicherten Kreise; auf die Gesichter etwaiger unter Maske dahinwandelnder Aufsichtsmenschen verstehe ich mich nicht. Jedenfalls waren auch die Nicht-Arbeitslosen nur im Gewande sogenannter Schlachtenbummler dort. Daß, wenn sie hingingen, sie „im Dienste" dort seien: im Dienste der von den berufenen Organen im Stiche gelassenen Gemeinsamkeit, im Dienste des — derweilen schlafenden — öffentlichen Gewissens, das hatten sie sich nicht klar gemacht; ich habe niemanden gesehen, dem man auch äußerlich ansah, daß ihn hohe Pflicht hinführe; niemanden, der unter den Arbeitslosen derselbe Mensch sein wollte, den er unter seinen Freunden oder in der Volksvertretung oder im Schlosse seines Königs darstellt.

Besseres Publikum? Ja, sind denn die Arbeitslosen schlechtes Publikum? Wer sind denn vor dem Angesichte Gottes, wer sind denn vor einem haarscharf geschärften Gewissen, wer sind denn vor einem gesunden Denken die Guten? Etwa diejenigen, in deren Macht — ja wohl: in deren

Macht — es läge, zu sorgen, daß es keine Arbeitslosen mehr giebt? etwa diejenigen, die überhaupt keiner Arbeit bedürfen, um satt und froh zu sein, sich also, wiewohl ohne Arbeit, nicht zu den Arbeitslosen zählen? Allerdings, wenn heute eine Versammlung derjenigen Arbeitslosen berufen würde, die es „nicht nötig haben", das Außengepräge der Versammlung würde ein anderes sein; ob diese Versammelten besser sind, wollen wir doch der Entscheidung dessen überlassen, der die Herzen und Nieren prüft. Ich meine: unter dem allerlei Volk, das versammelt war, gab es Gute und Minderwertige. Wir haben aber die Guten sowohl bei den Arbeitslosen, wie bei den Schlachtenbummlern, wie bei den Maskierten, wie bei den Berichterstattern zu suchen; ich fürchte freilich, daß wir bei allen diesen Gattungen auch Minderwertige finden würden.

Weiter bezeichneten die Zeitungen die Arbeitslosen als „Mob". Die Bedeutung dieses widerlichen Wortes wird sich wissenschaftlich nicht feststellen lassen; in jedem Falle liegt für einen ehrlichen und von berechtigtem Selbstbewußtsein getragenen Menschen eine Herabwürdigung darin. Arbeitslos also gleich Mob? Die Leute nennen sich Arbeitslose, um die Ursache ihrer Not anzudeuten. Wenn sie nun, wozu sie gerade so berechtigt wären, den Namen von der Wirkung her entlehnten, den die Arbeitslosigkeit für sie hat; wenn sie sich also Erwerbslose, Brotlose, im Wohlstande Herabgeminderte nennen würden? Sind die Ackerbauer, größeren und kleineren Stiles, welche heute im Erwerb wesentliche Einbuße haben, auch Mob? Sind die vielen Tausende, deren Einkommen sich sonstwie in den letzten Jahren oft bis hart an die Grenze der Daseinsmöglichkeit vermindert hat, Mob? Bei welchem Grade von Arbeits- oder Erwerbslosigkeit gehört der ehrliche Mensch nach den Zeitungsbegriffen zum Mob? Oder entscheidet etwa der Anzug, entscheidet etwa das Herkommen, entscheidet die Volksschicht, der der Hungernde entstammt, darüber, ob er Mob genannt werden darf? Hat wohl einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß dann unter dem „viel Volks, das Jesus nachfolgte", recht viel Mob gewesen sein wird? Hat wohl einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß Jesus selbst „nicht hatte, wo Er sein Haupt hinlegte"? Eine Art andachtsvoller Scheu sollte in unserem innersten Innern erzittern, wenn wir von Arbeitslosen hören. Den Zeitungslesern und auch den Zeitungsschreibern zur Ehre sei es gesagt: wenn sie selbst unter dieser Menge geweilt hätten, sie würden vor Ingrimm erbeben bei dem Worte „Mob".

Über den Verlauf der Versammlung und über die Vorkommnisse nach Aufheben derselben zu berichten, ist nicht meine Absicht. Das haben die Zeitungen gethan; zwar ausführlich, keine aber, so viel ich deren auch in die Hand nahm, hat auch nur den Versuch gemacht, den Empfindungen

Ausdruck zu geben, die den religiösen und den gesitteten Menschen in jenen zwei Stunden durchwühlen mußten.

Für einen Berichterstatter, der nur den Auftrag hat, Thatsachen zu melden, ist das auch schwer; und der eigentliche Zeitungsschreiber ist ja nicht dabei gewesen; er malt darauf los und malt, wie es auch war und was auch war, mit seiner — der Parteifarbe. Sollte indes jeder Vorgang in unserem Leben entweder nur persönliche Angelegenheit oder ganz und gar Volkssache sein, so gehören in allererster Linie die Arbeitslosen uns, dem Volke, dem ganzen Volke, an, weil wir, das Volk, das ganze Volk ihre Arbeitslosigkeit verschulden. Wer eine Arbeitslosenversammlung mit Parteiaugen ansieht, ist ein vaterlandsloser Nichtchrist. Vom einigen Vaterlande zu sprechen, ohne die darin wohnenden Menschen als eine Einheit anzusehen, ist eitel Redensart; sich Christ nennen, ohne den Arbeitslosen als den nächststehenden Vaterlandsgenossen zu betrachten, ist eitel Heuchelei.

Unheimliche Stille empfing den Eintretenden. Kein lautes Wort; nicht das übliche Gesumme, nicht die lebhaft arbeitenden Gesichtsausdrücke, die man sonst in Versammlungen beobachtet. Entkräftung und Furcht kennzeichnete die hierher gekommenen Menschen. So sehr ich auch nach einem freundlicheren Bilde suche, wenn ich dem Leser verständlich werden will, kann ich nur sagen: man meinte in einen Saal zu treten, in welchem Gefangenen als besondere Vergünstigung verstattet sei, den Sonntag Nachmittag zu verbringen. Die Überwachungs-Maßregeln, das ganze sonstige Äußere, alles, alles konnte nur diesen einen Eindruck aufkommen lassen: Entkräftung und Furcht. Soll ich die ganzen Entsetzlichkeiten, die sich an diese zwei Worte knüpfen, ausmalen? Die Wärmehallen, das Asyl für Obdachlose, die Auswanderungsbilder auf den Bahnhöfen, die früheren Arbeitslosen-Versammlungen, nichts hat auf mich einen so schmerzlichen Eindruck gemacht, wie diese Versammlung. Selbst die Vorgänge, die in die harrenden Männer unter allen Umständen einige Bewegung hätte bringen müssen, waren von peinlicher Ruhe begleitet. Nicht aber etwa, daß diese Ruhe ein dahinter lauerndes Etwas vermuten ließ. Daß die Ruhe keine freiwillige, keine von innerem Gleichgewicht oder gar von innerer Beseligung getragene war, das empfand man nur zu deutlich; aber ebenso deutlich las man den Gesichtern ab, daß eine sichere Selbstbeherrschung bei dem einen und eine trostlose Verzagtheit bei dem anderen jeden Gedanken an ein handelndes Auftreten niedergekämpft hatte. Auch die Aufhebung der Versammlung änderte diesen Eindruck in nichts. Ich habe noch nie eine Beerdigungs-Versammlung den Kirchhof so ruhig verlassen sehen, wie hier die Menge sich erhob, um auseinander zu gehen und auseinanderging.

Der einzelne sieht zwar nur gerade das, was sich in seinem Gesichts-

kreis abspielt, ohne zu wissen, was etwa geschah, ohne daß er es sah; zu einer Betrachtung aber ist jeder Dabeigewesene berechtigt. Das irgend etwas „geplant“ war, halte ich nach allem, was sich mir an Wahrnehmungen aufdrängte, für ausgeschlossen. Um das Vorgehen der Polizei trotzdem überhaupt nur wenigstens verstehen zu können, müssen wir uns aber vergegenwärtigen, daß die Sicherheitsorgane nach allgemeiner Lage berechtigt waren, es für denkbar, oder sogar für möglich oder selbst für wahrscheinlich zu halten, daß Ausschreitungen irgend welcher Art beabsichtigt seien und vorkommen würden. Dementsprechende Vorkehrungen zu treffen, liegt durchaus im Rahmen des Kriegszustandes, in dem sich das preußische und das deutsche Volk befindet; wir müssen, um gerecht zu bleiben, alles aus den heutigen Zuständen heraus beurteilen. Ganz naturgemäß erzeugten die äußeren Vorbereitungen in jedem an diesen Vorbereitungen Beteiligten auch eine innere Vorbereitung: eine Erwartung, eine Spannung, je nach der Individualität vielleicht sogar eine Hoffnung. Wer überhaupt noch an einen Schlachtenkrieg glaubt, der sagt — in seiner Vorstellung ganz mit Recht — „wenn im Osten, sei es auch nur aus Mißverständnis, der erste Schuß gefallen sein wird, gehen die Gewehre im Westen von selber los“. Wer einen Gegner erwartet, der handelt, je höher die Spannung steigt, ganz unvermerkt so, als sei er bereits angegriffen. Das sind die Formeln, aus denen heraus wir uns die Vorgänge erklären müssen.

Die einzelnen Vorkommnisse so wenig, wie das ganze Bild lassen sich richtig wiedergeben. Zur Ehre der einzelnen Schutzleute nehme ich an, daß, wenn sie je als Soldaten derartig von einem Unteroffizier behandelt worden wären, wie hier nicht unter den Kriegsartikeln lebende preußische Männer behandelt wurden, sie sich beschwert haben würden. Daß aber weiß ich, da brauche ich nicht erst anzunehmen: Jedermann im Vaterlande, welcher für sich die Bezeichnung „christlich“ oder „religiös“ oder „gesittet“ oder „vernünftig“ oder „gut“ oder „anständig“ oder „feinfühlend“ in Anspruch nimmt, würde, wenn er jene 15 bis 20 Minuten mit erlebt hätte, von einem unsäglichen Schmerz erfüllt sein. Nicht etwa eine ernste Schlachten- oder Gefechtsscene war es — nein: das sind willkommene Momente gegenüber dem Eindruck, der sich hier des empfindsamen Menschen bemächtigte. Etwa: wie wenn eine kleine Truppe Deutscher im letzten Kriege in ein französisches Fabrikdorf gerückt war, dort eine Anzahl zwar nicht liebevoll uns ergebener, aber ungefährlicher Franzosen auf den Straßen verkehrte, und plötzlich aus hinterlistigem Versteck ein von einem Einwohner herrührender Schuß gefallen wäre, infolgedessen die bis dahin ganz unfeindliche Stimmung der Deutschen in eine gewisse Wut umschlug und man nun nicht nur des Übelthäters habhaft zu werden suchte, sondern eigentlich in jedem Franzosen

den Übelthäter erblickte, und namentlich jeder Franzose, von einer fürchterlichen Angst getrieben, sich in Sicherheit zu bringen suchte, weil er wußte, man greift ihn sonst als den Übelthäter auf. So ungefähr, nur daß ich glaube, daß selten die feindselige Erregung der deutschen Soldaten einen so hohen Grad erreichte, wie er sich bei den einschreitenden Schutzleuten teilweise offenbarte. Was aber das noch viel Traurigere ist, das ist die fürchterliche Angst, die sich der Unbewaffneten bemächtigte. Furcht aus Entkräftung und Furcht aus dem Bewußtsein heraus, selbst mit schuldlosem Gewissen vor peinlich entwürdigender Behandlung nicht sicher zu sein.

Man verlangt Untersuchung. Was ist da überhaupt zu untersuchen? was kann in einem solchen Falle eine Untersuchung ergeben? im besten Falle einen ebenso verständlichen wie verzeihlichen Fehler oder sogar nur ein Versehen irgend eines Angestellten. Man verlangt sogar Bestrafung. Ist denn aber damit auch nur das Allergeringste erreicht, daß irgend ein ehrenwerter, in diesem Moment nur gerade mal fehlschießender Beamter büßt? Ist damit die Kluft ausgefüllt, die sich vor den Augen jedes fühlenden Menschen von neuem aufthut? Diese schreckliche Kluft, diese Zerklüftung, diese Zerrissenheit in unserem Volke? Es hat ja etwas unfäglich Betrübendes, aber es ist aus der ganzen Lage heraus zu verstehen, daß Männer, die, wie diese Schutzleute, ganz denselben Kreisen und Schichten entstammen, denen die Arbeitslosen entstammen, daß diese Männer allmählich zu einer wirklichen inneren Feindseligkeit gegen ihre Mitbürger gelangt sind, und umgekehrt; dafür darf man aber diese unglücklichen Beamten nicht verantwortlich machen. Der einzelne Beamte, vom Geringstbezahlten bis hinauf zum Bestbezahlten, hat im Rahmen der ihm verordneten Anschauung — von einem etwaigen Übereifer und von einer durch die kriegerische Spannung überreizten Stimmung abgesehen — korrekt gehandelt. Was sich dort abspielte, war nur eine sehr getreue Abspiegelung des Zustandes, in dem wir heute leben: Krieg im Lande; feindliche Heerlager unter demselben Volke. Was dort in die Erscheinung trat, waren nur die Blasen der sündhaften Feindseligkeit, die heute weite Kreise beherrscht. Dem kommt man nicht mit Beamtenbestrafung bei; das hieße nur den vielen Grausigkeiten ein neues Unrecht hinzufügen. Nicht um Bestrafung handelt es sich, sondern um Sühne. Ein einziges, rückhaltloses, schönes, warmes Wort der Betrübnis über die Vorkommnisse, aus berufenem Munde, an geeigneter Stelle, dazu ein sicheres Wort ernsten Entschlusses, zu wirken, daß solchen Vorkommnissen jede Veranlassung endgültig entzogen werden solle — das ist Sühne; das ist Heilung, das belebt den Mut, an das Sieghafte des Guten zu glauben, und das belebt den Entschluß aller, im Glauben an diesen Sieg zu thun — jeder an seiner Stelle.

Was statt dessen — allerdings an nicht geeigneter Stelle: das preußische Herrenhaus, das preußische Abgeordnetenhaus, nicht der Reichstag, sind die geeignete Stelle — gesagt wurde, war weder Sühne, noch Heilung, noch thatbelebend. Verurteilen wollen wir auch hier nicht. Der da sprach, ist dabei gewesen — sonst hätte er anders gesprochen. Freilich: Staatsanwälte bekümmern sich auch um Vorkommnisse, die nur durch Hörensagen an ihr Ohr klingen; hat aber gar eine Zeitung von irgend einem Vorfall gesprochen, dann ist wenigstens eine Erörterung gesichert. Einen Anwalt der Arbeitslosen kennt unser Volk noch nicht, weil es noch keinen Anwalt des öffentlichen Gewissens hat. Die Männer und die Körperschaften, die dazu berufen sind — versagen.

Daß die in den Zeitungen veröffentlichten Schilderungen jener Vorgänge für die oberste Leitung unseres Volkslebens keine Veranlassung sind, Erörterungen anzustellen, ist die schwerste Kränkung, welche unserem Zeitungstum widerfahren konnte. Das Zeitungstum wird dadurch von dem ihm zukommenden, wenigstens von dem von ihm zu erstrebenden Ansehen einer Macht, es wird von der Berufung, die öffentliche Meinung darzustellen, vor den Augen des Vaterlandes zu wertlosem Druckerzeugnis herabgestempelt. Ob mit Recht oder Unrecht, ob verdient oder unverdient, darüber werden die Leser verschieden urteilen; sie werden auch nicht allen Zeitungen den gleichen Grad etwaigen Selbstverschuldens zumessen dürfen. Auch über die sonstigen bei jener Gelegenheit abgegebenen Erklärungen können die Auffassungen bezüglich ihrer Thatsächlichkeit verschieden sein. Darüber aber kann nur eine Auffassung herrschen: Wenn der höchste Vertreter unseres Vaterlandes, der König, soeben den seinen Thron umstehenden preußischen Volksvertretern als Parole der Zeit das Wort „Versöhnung" verkündete, so ist es mit den gewöhnlichen Begriffen von „Ordnung" nicht vereinbar, wenn ein dem Throne nicht nur in jenem Augenblicke ganz nahe gestandener, sondern auch zur Verwirklichung Königlicher Worte überhaupt und besonders berufener Mann solche Worte spricht, wie sie seitdem eisig durch die Gemüter — nicht des „besseren Publikums", aber der besseren Menschen ziehen. Das ist nicht die vom Könige gemeinte und von Millionen angestrebte Aussöhnung der Gegensätze; das ist eine unheilvolle Immerweiter-Entfremdung unter denen, die nach der Gott-gewollten „Ordnung" zusammengehören.



Das Unanständige in der Kunst.

Von Martha Asmus.
(Berlin.)

Bei einem Streite über die Zulässigkeit des Unanständigen in der Kunst bietet das größte Hindernis einer Einigung die Unklarheit des Begriffes der Unanständigkeit. Und doch ist er zu klären und aus den Schlacken der Vorurteile und Mißverständnisse herauszuheben. Auf der Höhe der Zeitanschauungen werden ihm seine Grenzen gesetzt, und das Wort: „Das ist Geschmacksache," das farblose, fahnenflüchtige, ist hier endlich brachgelegt. Die Entwickelung der Begriffe gehört der Zeit, und der einzelne Mensch hat die Pflicht, sein Empfinden mit ihr reifen zu lassen.

Aber wie es Menschen giebt, die, vom Entstehn bis zum Vergehn, nie das Schamgefühl kennen lernen, so hat unsere Gesellschaft auch solche aufzuweisen, denen keine Kunst die Scham in freiem Genusse zu verklären weiß, die sie in keinem Augenblicke durch erhöhten Lebenspulsschlag in Schönheit und Wissen überwinden.

Weder durch Niedrigerorganisierte noch durch Zurückbleibende läßt sich der Begriff bestimmen. Wir sind berechtigt, über das Unanständige zu reden, ohne Zugeständnisse zu machen für das, was es diesem und jenem ist oder nicht ist. Es handelt sich nur darum, unter denen, die die Augen aufmachen, sich zu verständigen.

Vor allem gilt es, einer Anschauung entgegenzutreten, die sich noch sehr breit macht, und die auch einer unserer Neueren, Wilhelm von Polenz, hin und wieder vertritt. Es ist die Anschauung, die Nacktheit an sich als Unanständigkeit anzusehen, und zu meinen, wir schämten uns ihrer, besonders weil, wie Herr von Polenz sagt,*) wir dadurch an unsere Tierähnlichkeit erinnert würden. Auch klimatische Bedingungen und biblische Erzählungen und Dogmen werden als Grund für unsere Scham über die Nacktheit hingestellt.

Gewiß hat die Gewohnheit, uns warm zu halten, den Anblick des Körpers zu etwas so seltenem gemacht, daß er verschiedene Erregungen hervorruft, die oft, und besonders bei dem nackten Menschen selbst, mit Scham darüber verbunden sind. Das Dogma der Enthaltsamkeit hat sich mit dieser Scham zugleich entwickelt, beide haben sich beeinflußt und gestärkt. Das Enthüllen ist jetzt ein Preisgeben geworden, ein Verschenken, das der Stolz verbietet. Es bleibt an die Gewohnheit gebunden und wird strenger

*) Magazin für Litteratur No. 24.

und nachgiebiger mit ihr. Bei Adams und Evas Verhüllung nehmen wir den guten Willen für die That. Aber selbst die Bekleidung unserer weiblichen Ahnen aus dem Anfange dieses Jahrhunderts erscheint uns Heutigen kaum ihrer unbezweifelten Tugend zu entsprechen. Wir folgen der Mode, die unser Schamgefühl bildet. Die Gewohnheit, mit der wir aufgewachsen sind, ist uns Sitte, über die wir nicht erröten. Das aber macht den Grund hinfällig, der als der ursprüngliche für die Scham über die Nacktheit angesehn wird: die Erinnerung an die Tierähnlichkeit.

Wir wundern uns jetzt, beim Betrachten unserer Ahnenbilder, nicht darüber, daß die weiblichen Originale ihre unschönen Tierformen nicht schlauer zu verstecken wußten, sondern daß sie ihre Schönheiten zu freigiebig sehn ließen. Und die Frau, die sich noch heutigen Tages in vollster, das heißt sparsamster Toilette zeigt, hat ebensowenig das Gefühl, traurige Thatsachen zu enthüllen. Und doch wurden und werden in diesen Fällen Formen dem Auge preisgegeben, die an die Tierähnlichkeit mahnen, Maler führen uns mit Vorliebe die Menschenmutter vor, wie sie ihr Kind säugt, trotz der auffallenden Ähnlichkeit, die sie gerade dabei mit ihren Tierkolleginnen hat. Ich überschätze wohl unsern Zeitstandpunkt nicht, wenn ich behaupte, daß wir Menschen von heute es nicht mehr als eine Demütigung empfinden, in das Tierreich zu gehören. Der Nackte wird nicht von seiner Tierähnlichkeit erschreckt, und nicht, um sie zu verleugnen und als Mensch zu erscheinen, hängt er Zeug um seine Formen.

Der genannte Vertreter der Ansicht, die ich eben widerlegen möchte, behauptet, daß der hochentwickelte Mensch, weil er sich am weitesten über das Tier erhoben hat, sich am meisten, nicht nur seiner Körperform, sondern auch seiner tierischen Triebe schämt.

Auch dem möchte ich widersprechen. Denn was Mensch und Tier gemeinsam haben, gehört ebensosehr zum Menschen wie zum Tiere. Wie kann ein Wesen sich seiner eigenen Natur schämen? Nur der Unnatur sollte es sich schämen. Auch ist es eine Ungerechtigkeit, das Tier aus dem Grunde tiefer zu stellen als den Menschen, weil es nicht ist, wie er. Wir können das Tier nicht nach unseren eigenen Hirnbedingungen mit uns messen, sie sind nur für uns absoluter Maßstab. In seinen Abweichungen vom Menschen ist uns das Tier unverständlich. Und soweit wir Mensch und Tier begreifen, sehn wir bei letzterem entsprechende Verwendung seiner Fähigkeiten, beim Menschen aber ungenügenden Gebrauch und lasterhaften Mißbrauch seiner Kräfte.

So scheint mir die Klage des Herrn von Polenz über den „Kontrast zwischen unserm Menschseinwollen und Tierseinmüssen", den uns das Ekelhafte deutlich zum Bewußtsein bringen soll, nicht berechtigt.

Ich kann mir nicht vorstellen, was das für ein Mensch ist, der das Tier ausschließt. Etwa ein Kopf und Arme mit einem leeren flatternden Kleide. Und kaum soviel! Ein Spuk, ein unmögliches Wesen, ein Nichts! Welcher echte Mensch wollte etwas ändern an seiner Tiernatur? Und geradezu ekelhaft brauchen wir doch nicht zu sein, auch als Tier nicht. Man kann sich sehr reinlich halten, und unsere Zeit giebt uns recht viele Hilfsmittel an die Hand, die Bedürfnisse nicht als störend zu empfinden. Wir müssen sie nur nicht künstlich vergrößern. Darin aber übertrifft die Gattung Mensch die übrigen Säugetiere bei weitem.

Die Thatsache, der wir ins Auge sehn, daß uns ein verwandtschaftliches Band eint mit allem, was da lebt und webt, fleucht und kreucht, ist also weit entfernt, unsere Freude an schönen Menschenformen zu stören. Und wenn wir von der Darstellung des Unanständigen durch die Kunst reden, so kann, nach dem Vorhergehenden, das Nackte nicht als hierhergehörig bezeichnet werden. Die Darstellung des Nackten ist die des Schönen.

Manche wollen irrtümlich darin, daß die dramatische Kunst die Darstellung des Nackten ausschließe, während dieses das bevorzugte Reich der Malerei und Plastik bildete, ein Verdammungsurteil des Nackten durch das Anstandsgefühl sehn. In diesem Gedanken liegt eine Ungenauigkeit.

Die dramatische Kunst schafft den Menschen auf der Bühne überhaupt nicht. Die Bildung des Körpers ist nicht ihr Werk, wie es das der bildenden Künste ist. Fleisch und Blut lassen sich nicht mit Kunstprodukten vergleichen, darum können wir für diese Darstellungen keine Parallelen ziehn. Was aber nackte Formen betrifft, so zeigen uns die lebendigen Tänzer und Tänzerinnen auf der Bühne kaum weniger davon, wie die gemeißelten und gepinselten Kunstwerke. Die Opposition des Anstandsgefühls gegen das Nackte steht also gerade auf der Bühne auf ziemlich schwachen Füßen.

Die Verkennung der Empfindungen beim Anblicke des Nackten schließt eine moralische Gefahr in sich. Wer sein Entzücken für gemein hält, den Triumph der Schönheit für den der Unanständigkeit, der erniedrigt sich, indem er ihm nachgiebt. Sich mit dem Bewußtsein einer gemeinen Organisation abzufinden, bedeutet allmählichen Verfall. Wir sollten endlich darauf aufmerksam werden, was das Liebäugeln mit „holden Sünden", „schönen Lastern" auf sich hat. Anstatt daß man es guten Ton sein läßt, sein Gewissen zu belasten, sollte man untersuchen, ob nicht etwas unschuldig Natürliches mit verdammendem Namen belegt, dadurch die Erkenntnis von Gut und Böse verdunkelt und das Böse von vornherein in den Ruf des Reizvollen gebracht wird. Soll denn das Leben ewig so weiterrollen, unter Sittengesetzen, die unserer Natur nach gebrochen werden müssen und darum auf irrtümlichen Annahmen beruhen?

Auf keinem Gebiete aber ist die Verwirrung der Begriffe von Schönheit und Unanständigkeit so groß, wie auf dem der natürlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib. Man beeifert sich, diese Beziehungen mit Schmähungen zu überhäufen. Der Geschlechtstrieb, meint Herr von Polenz, der, im Gegensatze zu den anderen Trieben, bei dem Menschen derselbe wie beim Tiere geblieben wäre, stände in engster Beziehung zum Ekelhaften und Nackten. Daher schämte sich der Mensch seiner am meisten.

Man vergißt dabei, daß es eine persönliche Liebe giebt, auf die die Menschennatur rechnete bei der Bildung dieser Beziehungen, und daß es eine verkennende Sitte war, die die Unanständigkeit einführte. Es ist daher eine Verleumdung des Tieres, die Unanständigkeiten, die in geschlechtlichen Beziehungen begangen werden, als ihm zugehörig zu bezeichnen. Das Tier verleugnet, soviel wir erkennen können, seine Natur nicht. Wann z. B. vergewaltthätigte es seine Triebe, um einen wärmeren Stall und leckeres Futter zu erlangen?

Der Mensch aber hat in dieser Beziehung die Unanständigkeit systematisch groß gezogen, ja sogar mit den Namen der Unschuld und Sittlichkeit belegt. Und was seine Verwendung in der Kunst betrifft, so gab sich die frühere Litteratur, die unserer heutigen gegenüber so oft als rein und keusch bezeichnet wird, recht gern mit der Beschreibung solcher Unanständigkeiten ab, beging aber dabei den Mißgriff, den Schmutz nicht, in berechtigter Weise, als Schmutz, sondern ihn als Reinheit darzustellen. Das duldende Weib, das sich aus Gehorsam für die Wünsche eines verkommenen Vaters, ihrem Geliebten entzog, um sich in einer vorteilhaften Heirat zu prostituieren, war eine beliebte und bewunderte Romanheldin.

Die Schilderung der Liebe in der Kunst aber, auch die ihrer launigsten und geheimsten Triebe und Umtriebe, gehört, trotz des Kopfschüttelns manches gewiegten Moralisten, auch nicht in die Frage nach der Zulässigkeit des Unanständigen. Sie ist gleichfalls eine Darstellung des Schönen, die in beredtem Schweigen gipfelt. Die Kunst zieht hier die Sinne des Empfängers zur Mitarbeiterschaft heran, und wer dem Leben dies Wissen nicht abgewonnen hat, der ist auch beim Genusse des Kunstwerkes vom Paradiese ausgeschlossen.

Alles, was dem Gebiete des Unanständigen angehört: das Ekelhafte, die Prostitution, Zoten und sonstige Gemeinheiten, hat, wie im Leben, so auch seinen Platz in der Kunst, den der Künstler zu finden weiß. Im Leben giebt es Fälle, wo der Ekel bei einem widerwärtigen Anblicke nicht aufkommt, aus Rücksichten, die stärker sind als das Wohlanständige, wie z. B. in Krankheitsfällen und bei wissenschaftlichen Forschungen. So steht auch der Empfänger des Kunstwerkes dem Unanständigen geschützt gegenüber. Er sieht es ohne Beziehung auf seine Persönlichkeit.

Die Kunst ist nicht unanständig, wenn sie uns das Unanständige giebt. Sie ist der großmütige Pleinairist, der uns keine Seite unseres Selbsts vorenthalten will. Wo es zur vollen Lokalschilderung gehört, sei es im Drama (ich erinnere nur an Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang"), in der Novelle, dem Gedicht, der Malerei oder der Plastik, da wäre sein Fehlen ein Mangel. Ein ehrlicher, ernster Künstler läßt sich durch keine unsachlichen Rücksichten in der Ausführung seiner Idee hemmen. Der voll ausgedrückte Kunstgedanke wirkt harmonisch, und selbst, wenn der Empfänger opponiert, so verletzt ihn das Unanständige nicht. Eine Kunstgattung eignet sich mehr als die andere zur Vorführung des Unanständigen. Die Litteratur wird es weniger als die anderen Künste entbehren können, da sie die umfangreichsten Bilder bietet und die Stimmungen in demselben Werke wechseln. Für hohe Effekte setzt die Technik stärkere Farben auf als für mäßig temperierte Vorgänge.

Gegen das Dasein eines Kunstwerkes kann der Empfänger sich nicht wehren. Er hat es hinzunehmen. Er kann sich ihm entgegensetzen, es kritisieren, er muß es aber anerkennen. Wie der Gegenstand auch beschaffen sein mag, ob anständig oder unanständig, wenn der Künstler durch ihn empfangen und geboren hat, so ist nichts zu ändern. Post factum ist über seine Zulässigkeit nicht zu streiten.

Wir sind endlich fertig mit den abgenutzten Schlagwörtern der Konvention! Wir sind müde, die Arme zu strecken nach dem Ideale, das ewig unerreichbar über dem Leben schwebt. Wir wollen keine Kunst, die uns einen verklärenden Nebel über die Erde zieht. So wie sie ist, ist sie unser!

Alles Unwahre wirkt verderblich. Die falschen Darstellungen der Lebensbilder schwebten wie Irrwische vor den unerfahrenen Augen unserer Jugend. In dem Lichte idealer Kunst sahen sich die Jünglinge als werdende junge Helden, Beherrscher ihrer Umgebung, mit ungebändigten Passionen, wohl auch, wenn sie zu tragischer Auffassung neigten, als edle Verbrecher. Die Mädchen erschienen sich schön, ohne sich etwas daraus zu machen, bezaubernd, ohne es zu wissen, und vor allem weiblich kühl und rührend unschuldig. Niemand kam der Gedanke, sich selbst zu erkennen und in seine eigene Persönlichkeit hineinzuwachsen, anstatt in eine Schablone. Die kraftvollen Anlagen wurden nicht geachtet; denn die Kunst, der Spiegel des Lebens, wußte nichts davon. Die hatte ihre Ideale, sie brauchte keine Menschen. So verkrüppelte das junge Wachstum in dem beständigen Bemühen, sich in innormale Formen zu fügen, an dem Mißverhältnisse von Ideal und Natur.

Freilich giebt es auch heute noch kluge Köpfe, Köpfe, die an den besten Plätzen in der Weltrangordnung zu finden sind, denen die neuen Kunstwerke wie Leistungen unverständiger Schulbuben erscheinen. Sie haben nur

ein zurückweisendes Lächeln dafür. Oder man hört Worte wie: „Die Wirklichkeit? Die brauche ich mir nicht malen zu lassen! Ich packe meinen Schlafrock an — da habe ich sie in der Hand!" Oder auch: „Was sollen mir solche Theaterstücke? Das sieht und hört man ja alle Tage im Leben selbst!"

Wer sieht? Wer hört? Was ihr seht und hört, versteht ihr nicht. Ihr findet nicht des Rätsels Wort. Der Künstler muß es euch sagen. Es ist seine Mission, euch die Augen aufzuthun. Und wenn er das Leben photographisch wiedergiebt, so dankt es ihm, anstatt, wie ihr es thut, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Er arbeitet nicht mit der Maschine, sondern er fängt die Bilder mit seiner Seele auf und reicht sie euch hin.

Was sind diese Bilder dem offenen Auge! Wer einen geliebten Menschen darauf wiederfindet, betrachtet ihn mit Entzücken und versteht um so besser all seine Schönheiten. Und wem eine Persönlichkeit darauf entgegentritt, die ihn im Leben abstößt und deren Wesenheit ihn quält und drückt wie ein Alp, weil er allein sie zu kennen glaubt, dem wirkt das Bild wie eine Befreiung, wie ein Geisterbann. Sie ist erkannt! Wir tragen nicht allein an dem Wissen! Wir finden uns selbst und unsere Welt mit allem Guten und Bösen in diesen Bildern. Wir wissen, wie wir zu unsern Sünden kamen, und der Trost der Reinigung liegt näher. Als wir den Schmutz verheimlichten, gaben wir die Welt als unverbesserlich auf und suchten das Heil außer ihr. Nun flieht kein fremdes Ideal verdammend vor uns her. Die Selbsterkenntnis hilft uns.

Und wir, die wir uns von dem Ideal außer uns befreit haben, sind die aufrichtigeren Idealisten.

So sei uns das Unanständige willkommen in der Kunst! Ihr gehört die Erde mit ihrem Licht und Dunkel, der Mensch mit seinem Ja und Nein!

Drei neue süddeutsche Romane.

Von M. Schwann.
(Zürich.)

Nützt es wohl noch, Bücher zu schreiben und sie zu besprechen? — So dachte ich mir, als mir die Post das folgende Trio mit einem Male auf den Tisch legte. Liebes deutsches Vaterland mit deiner großen Militärliebe, hinter der alles zurückstehen muß! Wie bald wirst du auf edlere Freuden und unter diesen auf die edelste von allen — Bücher zu kaufen und zu lesen — vollends verzichten müssen!

Robert von Seydlitz hat uns mit einem Münchener Bierroman beschenkt: „Der Kastl vom Hollerbräu" (München Dr. E. Albert & Co.). Kein großartiges Kunstwerk, aber ein flottgeschriebenes Buch, durchweht von Hopfenduft und Malzesfüße. Einfache und gesunde Sprache. Getrunken wird da zwar mit Ausnahme der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Gelegenheiten gar nicht so sehr viel, aber gebraut um so mehr. Und durch diese erhebende Thätigkeit windet sich eine Bierbrauerliebe voll moderner Romantik. Daß der Dichter stark mit Zufälligkeiten und unverhofften Umständen arbeitet, um seinen Kastulus zum Siege zu führen, kann man ihm gar nicht verdenken, wenn man sieht, wie großen Einfluß dieselben in der Bierbrauerei und in sonstigen Lebenskünsten, z. B. in der Politik wirklich haben. Und das erstere sieht man in diesem Romane nur zu sehr. Ein Buch also, zu empfehlen jedem echten Münchener im allgemeinen, der seine Vaterstadt liebt, jedem Bierbrauer im besonderen, damit er sich die Tugenden des Kastl aneigne und in seiner Kunst zum Höchsten strebe, und außerdem jedem Nichtmünchener, dem das „echte" Münchener ans Herz gewachsen. Wer gehört in Deutschland nicht zu diesen Kategorien? — Die Abstinenzler und Temperenzler!

„Der Alkohol degeneriert, verwüstet das Gehirn." — Sehr richtig! Aber das Gehirn hat ja heute, wie so manches Schöne, das Natur uns gab, leider den Beruf, verwüstet zu werden. Thut's der Alkohol nicht, dann etwas anderes, z. B. der Geist, der heilige oder der unheilige. Es ist das eine ebenso traurige, wie wahrhaftige Thatsache, die uns wieder einmal so recht kraß dargethan wird in der „Beichte des Narren" von M. G. Conrad (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Du armer Narr, du armer Freiherr Alexander von .... Zwerg! So nennt ihn Conrad. Wie er dasaß am Tische der Ungespundeten im königlich bayerischen Hofbräuhaus, wie er sich seinen Preßkopf servierte mit der unnachahmlichen Grazie des geborenen Freiherrn! Wie er mit dieser gleichen Grazie unsern Cigarettentabak, das Papier dazu und was seine adeligen Hände nur erreichen konnten, in die verkehrten Taschen schob, nämlich in die seinen, die uns doch gar nichts angingen! Wie er dann wieder gleich zuvorkommend bereit war, uns auszuhelfen, wenn er zu bemerken geruhte, daß uns zum Papiere der Tabak oder zum Tabak das Papier fehlte! Und dabei dann diese halbstündigen und noch längeren Erörterungen über ministerielle und sonstige „Hohlräume", über die tiefsten Probleme des Menschendaseins im allgemeinen und des Freiherrlichen im besonderen. O, unsere Köpfe preßte dieser buckelige Weise, als sollten sie lauter Preßköpfe werden und ihm einen mächtigen Vorrat zu weiteren freiherrlichen Soupers verschaffen! Der Alkohol verwüstet das Gehirn. Allein das Gehirn dieses armen Schluckers war schon verwüstet, als

er zur Welt kam, und dann wurde es noch mehr verwüstet durch alle die Leiden, die eine auf Nächstenliebe dressierte Menschheit diesem stolzen Herzen auflud, bis — na, bis eben Hirn und Herz zusammenbrechen unter der Last. Schaudernd liest man die Erzählung seiner Kindheit, seiner Erziehung. Mutterlos — und doch lebte ihm die Mutter! Conrad bringt uns die Konfessionen des leidgetretenen Freiherrn, er bringt sie so pietätlos wie der Anatom, der seinen Schädel zersägte, pietätlos die Gehirnkonstruktion durchforschte, um die „erbliche Belastung" darzuthun; er bringt sie mit einer so kalten, realistischen Wucht, daß es einen überläuft. Nicht zusammenphantasiert ist diese Beichte von dem Dichter, sondern sie ist Wirklichkeit, Natur, Unnatur, zertretene und zermalmte Menschennatur, die nur mehr zu schreien, zu fluchen, zu stöhnen und klagen vermochte. Ein soziales Nachtbild, ein Stück „Kulturleben" ist diese Narrenbeichte, gewachsen auf dem Stadtleben Münchens, ein tiefes, unverfälschtes Lebenskehrbild zu jenem Romane von Seidlitz. Schamlos! So fand der Dichter die Wirklichkeit, und er fand kein Feigenblatt, was groß genug gewesen wäre, er wollte keins finden. Wir danken ihm dafür. Ob aber andere auch? — —

„Erbliche Belastung!" Die schauerlichste Erfindung der Neuzeit! Das Wort sagt alles und nichts, ist Anklage und Freisprechung zugleich. Und die Moral? „Wenn die Narrheit epidemisch wird, so wird sie Vernunft," sagte der freiherrliche Narr. Moral ist die Blüte des Lebens. Ist dieses gesund, so duftet die Moral, ist das Leben verhunzt, verschroben, faul, so wird die Blüte nicht anders sein, kann nicht anders sein. Wer uns dieses kranke Leben darzustellen wagt, um seine Verkehrtheiten zu offenbaren, ist wohl der am meisten Moralische. An der Krankheit demonstriert jeder echte, pflichtbewußte Hygieniker die Gesundheit, und er lehrt die Kunst, diese zu erhalten, nicht dadurch, daß er die Natur der Krankheit verheimlicht, sondern indem er sie aufdeckt und ihre verheerenden Folgen und Wirkungen zeigt. Und so faßt auch Conrad sein Amt als Sittenschilderer auf, er weist die Gesundheitsredner zurück und demonstriert uns die Wirkungen der sozialen Krankheit an einem Menschenkinde. Freilich werden nun die alten Kunst- und Gesundheitsschwärmer wieder kommen und Lärm schlagen gegen diesen neuen Roman Conrads, allein wer hat ihm denselben in die Feder diktiert? — Doch die heutige Zeit, das heutige Leben, die Wirklichkeit! Und diese Wirklichkeit von heute ist das Kind der Wirklichkeit von gestern. Erbliche Belastung! Aber wie weit greift sie zurück? Erst im Jahre 1832 ist in Weimar ein gewisser Goethe gestorben, der heute als Heros der Dichtung für alle Zeiten gepriesen und verehrt wird. Wo Verehrung ist, wird Gesinnung sein, wird man meinen. Das, was er einst dem deutschen Volke und der Menschheit aus seinem Reichtume schenkte,

müßte doch heute eigentlich in ihrem Geiste als Wirklichkeit leben, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre. Denn „die dankbare Liebe und Ergebenheit gegen die Wohlthäter der Menschheit offenbart sich weniger in der Schaustellung toter Dinge, als in dem Studium und Genuß ihrer Geistesschätze, in dem Verständnis und der Befolgung ihrer weisen Lehren, sowie in der Nacheiferung und Aneignung ihrer Gesinnung und ihrer guten Thaten", meint Backhaus. Heute ist das aber gerade umgekehrt. Die Schaustellung toter Dinge wird von den Goethepfaffen mit einer Maßlosigkeit sondergleichen betrieben, und so sind wir denn vom inneren Goethe zum äußeren und damit auf den Hund gekommen. Die ästhetischen Wohlredner sind es, welche diesen Wandel zur Oberflächlichkeit herbeiführten, und gegen sie bäumte sich die junge Litteratur auf, indem sie ihnen das Leben vormalt, welches ihren „Thaten" entstammt. Die Wirklichkeit von heute ist das Kind der Wirklichkeit von gestern, meine Herren, und gestern regiertet ihr ohne Hindernis und Einschränkung, für das Heute seid darum ihr verantwortlich und kein anderer. Euere Ästhetik, euer Goetheverständnis und euere solide Entrüstung passen genau zu euerer unterthanenhaften „Gesinnungstüchtigkeit". Der närrische Freiherr hat in einer lichten Stunde erkannt, was euer „Heldenmut" in Wahrheit ist: eine Zwangsjacke und eine Narrheit!

Und abermals auf süddeutschem Boden ist der dritte Roman gewachsen: „Fermont" von Walther Siegfried. (Dr. E. Albert & Co., München.) Führt uns der tolle Freiherr in München herum bei Tag und bei Nacht, so Fermont in den Tiroler Bergen. Dort die Stadt, hier das Land. Auch er ein Freiherr, eine Ichnatur, ein „Narr"! Aber in der Einsamkeit da draußen findet er die Genesung zur Menschenliebe, während sein Bruder in der Stadt im Wahnsinn verkam. Nur einmal, als der buckelige Narr in seinem Bette ein Kind fand, da riß es ihn hinaus aus seinem Taumel zum Schaffenwollen — für das Kind, für den hilflosen, werdenden Menschen. Da sprach die Stimme der Natur zu ihm und erweckte sein soziales Bewußtsein. Doch mit dem Wandel seines eigenen Denkens war ja der Wandel seiner Umgebung keineswegs erfolgt, und so erstarrte an dem Allegoismus des Großstadtlebens sein kranker Wille. Fermont hingegen fand den Weg aus seinem Ichbanne. Das Leben auf dem Lande mit seiner kindlichen, unverdorbenen Einfalt wies ihm denselben. Diese Lösungen, des einen im Wahnsinn, des andern in der Menschenliebe, entstammen dem Milieu, in welchem die beiden „Helden" atmen. Ob aber Walther Siegfried in seiner Schilderung des Milieu so wahr ist, wie Conrad, ist uns eine Frage. Im einzelnen gewiß! Es finden sich diese Menschen draußen, jenseits der Stadtgrenze, wie sie da zur „Rettung" des einen nach einander

auftreten, aber so dicht gesät, wie der Dichter uns glauben machen möchte, sind sie doch auch da nicht mehr. In der Zeichnung der einzelnen Gestalten, in seinen geradezu erhabenen Naturbildern, in der Bezugsetzung dieser zu den geschilderten Personen und ihrem Innenleben ist Fermont unbedingt eine Meisterarbeit, aber die Entwicklung des Romanhelden ist keine notwendige. Conrad ist da der seinigen weit konsequenter gefolgt. Der Ichmensch, welcher aus der Kulturwelt in die Natur hinausflüchtet, muß hier keineswegs erlöst werden. Man denke nur einmal an König Ludwig II. von Bayern! Wohl auch eine Fermontnatur! In der Komposition liegt also eine Schwäche. Sie liegt zunächst darin, daß es des Aufmarsches solcher Edelnaturen bedarf, wie die Veronika, Eva, Beppo, wie ihnen gegenüber der nur dem Ichgesetze der Wildheit gehorchenden Kraftbestie Mathies, an dem Fermont den Schlüssel zu seinem eigenen Innern erhält. Und dabei ist es ferner nicht das Leben dieser, sondern die Lebensverneinung, nicht die positive Entfaltung, sondern der negative Verzicht auf ein Selbstleben, an welchem endlich Fermonts Natur zusammenbricht. Veronika stirbt, Fermont sieht die Märtyrin sterben und vernimmt ihre letzten Worte; Eva entsagt ihrer Liebe zu Fermont aus Liebe, und dieser hat in einem Augenblicke, da seine Natur zur wilden Freiheit der Bestie hinabsank, das Mittel verscherzt, sie zu heilen; Beppo wird seinetwegen ermordet und stirbt in den Armen des Freundes: „für ihn!“ So wandelt der Tod seiner Lieben die schöpferische und zum Schaffen drängende Natur Fermonts zu einer Natur der Entsagung. Das psychologische Rätsel ist damit aber nicht gelöst, sondern zerrissen. Die Frage, warum das heutige gesellschaftliche Leben eine derartige positive Natur nicht oder nur zu kümmerlicher Entfaltung gelangen läßt, warum es sie zwingt zur Entsagung, zur Veralterung, bleibt offen. Und mit diesem Fehler der Komposition stimmt die mit einem nebelhaften Mystizismus durchwobene Antwort überein, welche stets dort gegeben wird, wo die soziale, die Gesellschafts- und Menschheitsfrage hervorklingt.

„Das letzte Studium des Menschen ist der Mensch,“ sagt Pope, und von dieser Seite gesehen, bieten uns die beiden Romane an wirklichem Menschenstudium eine reiche Ausbeute. Fermont in den Einzelfiguren mehr, als in ihrem epischpsychologischen Zusammenhang, während der närrische Freiherr weit mehr mit seiner ganzen Umgebung verwachsen ist und unter ihrem Zwange steht. So schwingt sich Fermont in die Lichtsphäre empor, die Komposition folgt dem Triebe der Schönheit, selbst zu Ungunsten der Forderungen der Wahrheit, während der Freiherr in der Nachtsphäre versinkt, und Conrad lieber auf die Schönheit verzichtet, um der Wahrheit gerecht werden zu können. Wer Menschen studieren will, lese die beiden Werke, deren jedes in seiner Art von ausgeprägtestem Kunstwerte ist. Frei-

lich, Fermont wird viele Freunde gewinnen, während Conrad — eine Rute gebunden hat. Für wen? — Nun, daß muß man abwarten. Vielleicht spielt der „Zufall" ihm einen ganz unverhofften Streich. Die Wirklichkeit von heute ist nämlich das Kind der Wirklichkeit von gestern. „Erbliche Belastung" — die moralischen und unmoralischen Hypertrophien — ob es dagegen kein Mittel giebt?

„Es giebt schon ein Mittel, — wenn man's nur wüßt'!" — meinte der Narr.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Aus der „Sezession" sind mehrere talentvolle Vertreter extremster Richtung, für welche Uhde, Albert Keller, Piglhein u. s. w. auch schon wieder „alter Schnee" sind, und auch einer der reifsten und gehaltvollsten (Wilhelm Trübner — die anderen sind: Behrens, Eckmann, Schlittgen, Heine, Corinth) ausgetreten, um Obdach im Glaspalast der „Künstlergenossenschaft" zu suchen. Und im Handumdrehen fanden sie, was sie suchten: Nebst Obdach Juryfreiheit und Überlassung besonderer Räume für ihre Kollektivausstellungen. Dem Glaspalast wird dieser Zuwachs an Sehenswürdigkeit willkommen sein, und die „Sezession" in der Prinzregentenstraße wird auch ohne die Extremsten sehenswert bleiben. Immerhin ist diese Abschwenkung bedauerlich.

Die „Sezession" (ihr offizieller Titel lautet: Verein bildender Künstler Münchens) hat ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht. Den Ausführungen des Geschäftsführers k. Rat Paulus ist zu entnehmen, daß die Einnahmen des Vereins 71480 Mk. 39 Pf. betrugen, die Ausgaben, inklusive Bau des Ausstellungs-Gebäudes und dessen Einrichtung mit 151295 Mk. 43 Pf., beliefen sich auf 189484 Mk. 4 Pf., so daß die noch vom Vereine in den nächsten vier Jahren zu deckende Restschuld 118003 Mk. 65 Pf. ausmacht. Die Bücher wurden per 31. Dezember 1893 abgeschlossen. In der ersten internationalen Kunst-Ausstellung des Vereins in München 1893 hatten im Ganzen 341 Künstler 878 Werke, wovon 267 auf Nichtmitglieder treffen und 724 verkäuflich waren, ausgestellt. Verkauft wurde ein Fünftel aller verkäuflichen Werke. Es wurde beschlossen, im Ausstellungspalaste eine Frühjahrs-Ausstellung vom 15. März bis Ende April 1894 abzuhalten, zu welcher die Kunstwerke zwischen dem 20. Februar und 1. März einzuliefern sind. An derselben können sich auch Nichtmitglieder der Sezession mit Werken beteiligen, welche noch auf keiner Münchner Kunstausstellung figuriert haben. Die Eröffnung der zweiten internationalen Ausstellung 1894 soll schon am 1. Juni stattfinden.

Der Münchener „Kunstverein", heute das größte und leistungsfähigste aller ähnlichen Institute in Deutschland, hat am 16. Februar den siebzigsten Jahrestag seines Bestehens gefeiert: am 16. Februar 1824 war's, daß der Verein seine erste

öffentliche Ausstellung in der Privatwohnung des Lithographen Raphael Winter, nach Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten, zustande brachte. Zur Gründung des Vereins hatten sich am 26. November 1823 vier angesehene Münchener Künstler zusammengefunden: der Architekt Friedrich Gärtner und die Maler Peter Heß, Dominik Quaglio, Joseph Stieler, nebst einer kleinen Anzahl von Gesinnungsgenossen. Die Genehmigung der Gründung wurde — nachdem alles im Sinne strengster „politischer Erwägungen" von der Regierung durchgeprüft und unverdächtig befunden war — am 31. Dezember 1823 huldreichst erteilt. Das unter den Nachwirkungen der schlimmen Napoleonszeit erst ganz schüchtern sich wieder hervorwagende Kunstinteresse war ja, wie jedes neue geistige Streben, für die bureaukratischen Reaktionsnasen, die bereits überall Demagogen erschnüffelten, etwas Verdächtiges. Also darf's nicht wundernehmen, daß die Kunstvereins-Gründung scharf beobachtet wurde, ob sie sich nicht schließlich als Deckmantel „politischer Umtriebe" entpuppe!

Ende Juni 1824 zählte der junge Verein bereits 189 Mitglieder — heute über 6000, worunter an 1000 auswärtige; zur Verlosung wurden 1824 erworben 12 Kunstgegenstände mit einem Aufwand von 713 Mark, 1894 betrug die Kaufsumme der verlosten 167 Werke 91 450 Mark! Und vom nächsten Jahre an hofft der Verein mit seinen Ankäufen auf 100 000 Mark steigen zu können.

Dabei erhält er keinerlei außerordentliche pekuniäre Zuwendung, weder vom Staat noch von der Stadt, alles fließt aus den regelmäßigen Beiträgen der Mitglieder (21 Mk. Jahresbeitrag). Auch die Kosten für die Erweiterung und Verschönerung des Kunstvereinsgebäudes im Jahre 1891 mit 130 000 Mk. wurden aus den regelmäßigen Beiträgen gedeckt.

Wirtschaftlich wie künstlerisch leistet der Kunstverein den vaterländischen Künstlern hervorragende Dienste. Während die großen Jahresausstellungen einen internationalen Charakter haben, steht der Kunstverein fest auf heimischem Boden.

Im Streite der Parteien- und Richtungen bemüht er sich mit klugem Takt, eine wohlwollende Neutralität zu wahren und jedem ehrlichen Talent gerecht zu werden. Dadurch ist es auch den Stürmern und Drängern unter den Jüngsten möglich, mit ihren Werken vor die breite Öffentlichkeit zu kommen und Spruch und Gunst der Kunststadt für sich zu gewinnen, während die älteren, längst berühmten Meister ihre Ehre darein setzen, ab und zu ihre interessanteren neuen Werke im Kunstvereine zu zeigen. Der Dilettantismus, der sich früher oft breit machte, wurde mehr und mehr zurückgedrängt, und das Niveau der Ausstellungen, die von Woche zu Woche wechseln, hält sich auf achtunggebietender Höhe. Zumal unter der Geschäftsführung des k. Rates Wülfert, eines Mannes von feinstem Geschmack und großer Gewandtheit, machen die Verhältnisse des Vereins in jeder Beziehung den allerbesten Eindruck.

Wie gesagt, der Münchener Kunstverein, Muster und Vorbild für alle ähnlichen Anstalten, ist ein wichtiger Faktor im Aufschwung des Münchener Kunstlebens und hat sich eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der vaterländischen Kunst gesichert. Möge er fort und fort wachsen, blühen und gedeihen!

* * *

In der großen Oper hatten wir Wiederholungen des Nibelungenrings in der neuen prächtigen Ausstattung, an deren Première im letzten Sommer sich die goldene Internationale zu Bayreuther Festspielpreisen ergötzen konnte. Die Wiederholungen fanden zu den üblichen Preisen vor den Abonnenten statt und erfreuten sich des denkbar

größten Erfolges. Die Leitung hatte auch für einen sehr interessanten Gast gesorgt: Frau Moran-Olden, oldenburgische Kammersängerin und schon seit Jahrzehnten eine Gesangsgröße ersten Ranges, fand jetzt zum erstenmale Gelegenheit, sich in der Münchener Oper hören zu lassen. Warum früher nicht? Das wissen die Kulissengötter und die Spatzen auf dem Dach. Also sie kam, sang, siegte. Gesanglich war ihre Brünnhilde eine unvergleichlich großartige Leistung. Schauspielerisch blieb leider viel zu wünschen übrig. Soweit Erscheinung und körperliche Haltung der Künstlerin dabei in Betracht kommt, ist es unnütz, Wünsche zu äußern. Aber vielleicht — — nun, wir wollen's abwarten. Herr Generaldirektor Possart hat sich beeilt, Frau Moran-Olden für die hiesige Oper anzuwerben.

Smetanas komische Oper „Die verkaufte Braut" erlebte auch bei ihrer hiesigen Erstaufführung, wie bei der Sorgfalt der Einübung und Ausstattung vorauszusehen war, einen durchschlagenden Erfolg. So oft auch das Interesse des Publikums an den langgedehnten, überaus undramatischen Liebes- und Familienscenen mit der humorlosen Orchesterbegleitung erlahmen wollte, immer stellte sich im rechten Augenblick ein flotter Tanz, ein frischer Chor, ein komisches Einschiebsel mit einer lärmvollen Volksscene ein, um Ohr und Auge wieder angenehm zu reizen. Für den Schauplatz: ein großes böhmisches Dorf, waren die Kostüme des zahlreichen Chor- und Ballettpersonals übermäßig prunkvoll. Ein Hauptteil des Erfolges darf sich der erst vor kurzer Zeit aus Nürnberg an die königliche Hofoper gekommene Herr Lange zuschreiben, der den stotternden, ewig verliebten Trottel Wenzel mit hinreißender natürlicher Komik spielte und sang. Auch die übrigen Mitwirkenden hielten sich gesanglich vortrefflich, wenn auch nicht immer in der Nüance der leichten komischen Oper. Es scheint eine unausrottbare Neigung bei uns zu bestehen, pathetisch und feierlich sich zu geben, wo das Schlichteste und Naivste das einzig Richtige und Überzeugende wäre.

Francesco d'Andrade hat uns in einem kurzen Gastspiel wieder seine besten Musterrollen, diesmal auch seinen „Tell" vorgeführt und wie früher volle Häuser und tolle Köpfe gemacht.

Das Außerordentlichste brachte aber erst das Gastspiel der italienischen Truppe des Cavaliere Andò mit Frau Duse. Es kamen zur Aufführung: Kameliendame, Fedora, Cavalleria rusticana, Locandiera und Heimat. Das Beste gaben die Leute in ihren beiden vaterländischen Stücken, in der modernen Dorftragödien-Skizze von dem Naturalisten Verga und der behaglichen Lustspiel-Plauderei des alten Goldoni. Frau Duse bot an diesem Abend eine Überschau über das Reich ihrer Kunst mit den erschütternden Abgründen ihrer Tragik und den sonnengoldenen Gipfeln ihrer herzbezwingenden Laune und Heiterkeit.

Frau Duse ist ein schauspielerisches Genie, wie sich's nur in voller Freiheit, niemals bei der Stallfütterung und Disziplin eines Engagements an einem Stadt- oder gar einem Hoftheater entfalten kann. Vollendete Wildwüchsigkeit, das heißt in diesem Falle vollkommene Natürlichkeit, radikale Überwindung alles Konventionellen. Das ist es, was uns bei Frau Duse und auch bei Herrn Andò so außerordentlich anspricht. Wir Deutsche von heute, ein so unglaublich militärisch und büreaukratisch verdrilltes, durch die Zwangsschulung schabloniertes Volk, mit hundertfach eingewickelten Instinkten, die wir gar keinen Mut mehr zur Ungebundenheit und Freiheit rücksichtsloser persönlicher Eigenart haben — Beweis: unser ewiges Geschwätz von Individualität — wir staunen selbstverständlich die Natürlichkeit dieser ungebändigten Südländer wie neue Offenbarung an und schauen in ihr Spiel wie in ein verlorenes Paradies.

Es ist ein wahrer Segen, daß diese Leute zu uns kommen und uns einen Spiegel

vorhalten. Aber man soll bei der Beurteilung die Kirche beim Dorf lassen und nicht gleich auf den Bauch fallen vor sinnloser Bewunderung.

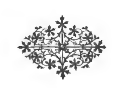
Ich fürchte sehr, wenn diese geniale Frau Duse bei uns aufgewachsen wäre und im festen Theaterdienst um ihr tägliches Brot gemimt hätte, wir wären mit ihrer Eigenart auch längst fertig geworden. Denn das ist unsere Kunst: Wir werden mit Allem fertig, wir kriegen Alles unter, wir haben Scheren, alles zusammenzustutzen, und Bügeleisen, Alles niederzubügeln. —

Der Erstaufführung des Molière-Schauspiels „Der Misanthrop“ in der Fuldaschen Nachdichtung war es nicht beschieden, in dem vollbesetzten Residenztheater mehr als einen kühlen Achtungserfolg zu erringen. An dieser geringen Gunst war die Darstellung nicht ganz unschuldig. Namentlich die männlichen Rolleninhaber standen (mit Ausnahme des Oronte des Herrn Häusser) nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Am wenigsten wirkte die Titelrolle (Herr Drach), während auf der weiblichen Seite manches hervorragend gut gegeben wurde. Auch das Tempo war vergriffen, so daß sich die fünf Akte, denen sich am gleichen Abend noch „Der eingebildete Kranke“ anschloß, ungebührlich träge hinzogen. „Der eingebildete Kranke“ gehört bekanntlich zu den Glanzleistungen des königl. Residenztheaters (Titelrolle Herr Wohlmuth, Toinette Frau Conrad-Ramlo).

* * *

In der musikalischen Welt hat uns dieser Winter fortgesetzt Erfreuliches gebracht. Vorzüglich entwickelte Kammer-Musik zweier Quartett-Verbände in den Museumskonzerten mit geradezu idealem Programm hat ihr festes Stammpublikum. Dazu die herrlichen Akademie-Konzerte im Odeon, die natürlich den Reichtum an edler Musik nicht zu erschöpfen vermögen, obwohl sie den Kreis der vorgeführten Komponisten nicht mehr so eng ziehen wie früher, und darum in den volkstümlicheren Konzerten des Philharmonischen Orchesters eine wertvolle, vom Publikum mehr und mehr geschätzte Ergänzung finden.

Mit großer Auszeichnung müssen noch Herr Sigismund Blumner und Frau Amalie Joachim genannt werden. Beide haben diesen Winter den Versuch gemacht, im Odeon zu populären Preisen die Schätze klassischer Klaviermusik und klassischen Liedgesangs den breiteren Schichten unserer musikliebenden Bevölkerung zu erschließen. Herr Blumner und Frau Joachim, in ihrer Art vollendete Künstler, haben sich damit ein unschätzbares Verdienst um die Erweiterung und Vertiefung der musikalischen Erziehung unseres Volkes erworben und zugleich dem feineren Kenner Gelegenheit zu den erlesensten Genüssen geboten — die feineren Kenner pflegen nicht immer die Leute mit den größten Portemonnaies zu sein. —



Berliner Theater.

Von Paul A. Kirstein.

(Berlin.)

Berlin ist eine der merkwürdigsten Städte der Welt! In seinem bekannten Protzentum zählt es momentan — ausschließlich der Oper, Operette und Feerie — neun Bühnen, die sich mehr oder weniger mit der Pflege des deutschen Wortes, der deutschen Eigenart und deutschen Wesens überhaupt beschäftigen sollten; aber wenn man die Augen aufthut, so merkt man, daß es von diesen neun bisher nur eine, eine ganz junge, gethan, und daß auch diese schon, gewitzigt durch die Unterstützung, die sie bei der Berliner Presse fand, es aufgiebt, zu kämpfen, und vorerst wieder schnell ein italienisches Stück einstudiert. Denn dauernd vor leeren Bänken zu spielen — — — das kann man selbst Herrn Direktor Lautenburg nicht zumuten; ein fremdländisches Stück aber auszuhöhnen, das widerstrebt der geheiligten Gastfreundschaft der Deutschen!

Da ist also, der Königl. preußischen Rangordnung gemäß (nur deshalb!), zuerst das Königl. Schauspielhaus. Nun, von ihm will ich gar nicht reden. Es ist leider auch gar kein Grund dazu! Das bringt nach wie vor seine alten „Benedixschen, Birch-pfeifferschen und Wildenbruchschen Sachen — na, und wenn die einmal deutsch waren, dann muß es schon schon sehr lange her sein; denn es glaubt niemand mehr daran — — und die alten vielliebenKlassiker in oft nicht allzu klassischen Aufführungen. Fern sei es mir, dem die Berechtigung abzusprechen, aber das ist, wie wenn man tagtäglich nur Austern zu schlürfen bekommt! Schließlich erbricht man sich davor! Auch wegen der Jahreszeit schon, in denen . . . Austern nicht gedeihen! Aber das Schauspielhaus hat nun einmal Rücksichten zu nehmen, und da muß man ihm verzeihen. Mehr wie es bei seinem ersten Versuch, aus sich herauszugehen, dem Hauptmannschen Hannele, erlitten hat, hat wohl selten ein Theater erlitten. Was Wunder, daß es sich nun ganz und gar verkriecht!

In zweiter Linie kommt das „Deutsche Theater". Einst weit und breit ob seiner Regsamkeit berühmt, beschäftigt es sich jetzt damit, der Welt soviel wie nur irgend möglich zu verschweigen. Herr L'Arronge hat den Tag, wo er den Direktionssitz verlassen wird, nicht mehr erwarten können, er sitzt jetzt schon und schläft sich aus! Nun, er hat den Schlaf verdient, nach Jahrzehnte langer Arbeit — möge er ihm daher wohl bekommen! In letzter Zeit brachte er noch fein säuberlich, aus der Drechselbank der Herren Schönthan und Kadelburg, einen dreiaktigen Schwank „Der Herr Senator" hervor. Sehr unschuldig und harmlos, aber auch sehr lustig! Ein Spaß zum lachen von Spaßmachern für gern lachende Leute geschrieben!

Dann kommt das Lessing-Theater! Herr Dir. Blumenthal soll den Ausspruch gethan haben, vorläufig keine ernsteren Dramen mehr zu geben. Wie weit das zutrifft, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls hetzt er momentan des alten V. Sardou vieraktiges Lustspiel „Madame Sans-Gêne" zu Tode. Dem Publikum gefällt es sehr, mir imponierte es nicht. Es ist eine Posse, die man geschickter Weise mit den Namen und den Kostümen historischer Menschen und Zeiten aufgeputzt hat. Aber auch weiter nichts. Das einfache Mädchen, das sich in seidenen Kleidern im Salon nicht bewegen kann, ist schon so oft dagewesen, ist schon so oft mit mehr oder weniger großem Recht belacht und belächelt worden, daß man wahrhaftig nicht vor Freude darüber aus der Haut zu fahren braucht.

Doch auch Napoleon I. ist in dem Stück. Im Schlafrock und mit Schnupftabaksdose, ein etwas heftiger und unverständlicher Charakter; jedenfalls nichts von dem geschichtlichen Napoleon. Der vortreffliche Reicher spielte ihn mit verschränkten Armen, finster zusammengekniffenen Augenbrauen und kurzer abgehackter Sprache. So rettete er wenigstens die Historie!

Daneben hat sich Herr Dir. Blumenthal das Wallner-Theater gepachtet. Er spielt in diesem mit dem Rest seines Personals den „Ungläubigen Thomas“, „Heimat“, „Großstadtluft“ &c. &c., und da das Parkett nur zwei Mark kostet, pilgert das Publikum wacker dorthin.

Über das „Berliner Theater“ kann ich getrost hinweggehen. Das Tararabumdiay des Barnayschen Orchesters interessiert keinen vernünftigen Menschen mehr in Berlin. Ob der Paukenschlag mal etwas höher oder größer ist oder nicht — das ist ja so egal . . . . . . Kein Mensch fragt danach. Wicherts „Aus eigenem Recht“ ist hoffähig geworden, und darnach rennt das große Publikum wie nach einer leeren Hofequipage! Schwamm drüber!

Und nun zu Herrn Direktor Lautenburg, der einzige, bei dem es sich etwas länger zu verweilen verlohnt. Er ist momentan der Mann, der einzig und allein wieder versucht, der urwüchsigen Eigentümlichkeit in der deutschen Litteratur auf die Beine zu helfen. Zwar ist ihm bisher der Erfolg noch nicht günstig gewesen, aber das ist nicht so sehr seine eigene Schuld, wie die Schuld der Berliner Schriftsteller überhaupt. Herr Direktor Lautenburg hat zu Ende vorigen Jahres, größtenteils auf Zureden der Berliner Presse, selbst das „Neue Theater“ gegen eine unverhältnismäßig hohe Pachtsumme gepachtet, um auf ihm durchschnittlich nur „Deutsche Stücke“ aufzuführen. Was soll man nun dazu sagen, wenn diese selbe Presse bei jeder Neuaufführung einer deutschen Arbeit dem Publikum gewissermaßen das Zeichen giebt, verfehmend, laut und vernehmbar in das Horn der Niederlage zu stoßen! Wenn sie selbst sich dazu hinreißen lassen, bei Premièren, wo doch sieben Achtel der Besucher aus Freibilletiern der Schreiberzunft bestehen, einen solchen Heidenkrawall zu erregen, daß die Stücke kaum zu Ende gespielt werden können! Stücke, die — mögen sie noch so untheatralisch sein! — doch immerhin einen gewissen litterarischen Wert, und vor allem den Wert einer Arbeit an und für sich, einer lang andauernden, schwierigen und aufreibenden Arbeit haben!! — Aber das ist noch lange nicht alles! In den Kaffeehäusern, den Restaurants und in den sonstigen Sammelpunkten der Kollegen bilden sich schon wochenlang vorher Cliquen, die förmlich nach einem System darauf ausgehen, die Arbeit eines anderen tot zu machen. Und das ist ein sehr betrübendes Zeichen! Wir leben doch nun einmal im Zeitalter der Konkurrenz! Sollte es da nicht unter den Vertretern der schönen Künste einen edleren, offeneren Wettstreit geben?!! —

Darunter hatte Herr Direktor Lautenburg bisher am meisten zu leiden. Nicht unter der Teilnahmslosigkeit des Publikums! Wenn er das nicht fühlte, hätte er wohl längst die Flinte wieder ins Korn geworfen, so hofft er noch auf Vernunft! Hoffentlich reicht seine Hoffnung recht lange! —

Die beiden Stücke, denen ein solch schmähliches Ende bereitet wurde, waren: Stempels bürgerliches Schauspiel „Licht“ und Halbes Scherzspiel „Der Amerikafahrer“. Beiden meiner unmaßgeblichen Ansicht nach mit Unrecht! Womit ich durchaus nicht etwa sagen will, daß sie einen großen Erfolg hätten haben müssen! O nein. Aber Achtung verdienten sie, volle Achtung — und volle Beachtung!

Stempels „Licht“ will den Übergang des alten philiströsen Berlins in das neue groß- und weltstädtische schildern! Eine Idee, die sich schon von Hause aus nicht für

das Drama eignet, aber eine Idee, die doch nicht so ohne ist, die z. B. für einen Roman verwendet, viel von sich reden machen könnte. Daß er sich zur Verkörperung dieser Idee, dieses gleichsam aus dem dunklen in das helle übergehenden Berlins, einen Blinden nahm, der das Augenlicht wieder erhält, war ein Mißgriff; denn es ist banal! Daß er diesen Blinden auch erst noch an seiner Heilung zweifeln und ihn dann plötzlich gerettet erscheinen läßt, war ein doppelter Mißgriff, und der rächte sich furchtbar! Da begann das Gejohle — und das Schicksal des „Licht“ war besiegelt. Immerhin enthält das Stück so viele Schönheiten, so viele trefflich und richtig beobachtete Einzelheiten, so viele gute Scenen (z. B. im zweiten Akt, der Hausverkauf! Ein alter Weißbierphilister läßt sich seinen ererbten „Steinhausen“ von seinem Freunde und Kommerzienrat abkaufen, aus ärgster Not — um eines neuen Hotels willen, des Symbols der Großstadt! Eine wundervolle Scene!), daß die Kritik nicht nur darauf los tadeln sollte, sondern auch die Berechtigung des Stückes anerkennen müßte. Wenn nur nicht so ganz jeder dramatische Nerv gefehlt hätte! Die Bühne verlangt ihn nun einmal, und die naturgetreuste Beobachtung bleibt ohne Wirkung, wenn sie nicht auch, getreu dem blendenden Bühnenlichte, mit stärkeren Farben gezeigt wird. Deshalb braucht dieser „Nerv“ doch nicht nur in theatralischer Effekthascherei zu liegen, sondern kann und wird auch sehr gut in etwas stärkerer Färbung der Sprache und in etwas deutlicherem Ausmalen der Stimmung bestehen.

Bei Halbes „Amerikafahrer“ z. B. bestand er nur und einzig und allein in der Sprache. Daß diese von den Schauspielern nicht herausgebracht wurde, war nicht seine Schuld. Doch auch nicht Schuld der Schauspieler! Sie sind eben nicht darauf geschult, in deutschen Knittelreimen zu reden. Das hätte sich Halbe sagen müssen, als er seine Arbeit vom Schauspielhaus zum „neuen Theater“ brachte. Der Stoff, der an und für sich schon spröde ist, konnte eben nur durch den Wortwitz gehalten werden. Ein Krüppel, von unbekannter Sehnsucht nach Amerika geplagt, erhält von einem Liebhaber der Frau ein Billet nach dort. Er macht sich auf den Weg, wird aber als Krüppel zurückgewiesen und kehrt zu seiner Frau zurück, die inzwischen zwei ihrer Liebhaber gegenseitig gefoppt hat, und die ihn nun, da er den Erlös des Billets mitbringt, wieder gern aufnimmt. Also ein richtiger Hans Sachs-Schwank, der also auch nur in diesem Sinne gespielt, einen gewissen Erfolg haben konnte. Wer kann nun dafür, daß das Publikum bei diesen Schauspielern (vom Residenztheater her) hinter jeder Harmlosigkeit eine Zote vermutete, und immer wieder getäuscht, endlich die Laune verlor? Keiner! Ebenso wie man niemand dafür verantwortlich machen kann, daß er bei Halbe, dem Dichter der „Jugend“, etwas tieferes, ernsteres erwartete! Aber darauf kommt es ja nicht an; das Werk sollte ja geprüft werden, und dabei hätte sich der bewußte Teil der Anwesenden anständiger betragen können.

Ein ungleich minderwertiges Stück „Gisela“ von E. v. Schabelski hatte an gleicher Stelle gewissermaßen Erfolg! Es soll das „Louistum“ in den höheren Kreisen veranschaulichen. Eine Baumeisterfrau wird, aus Rache, daß man sie als unverheiratetes verarmtes Mädchen nicht mehr beachtete, als verheiratete Frau die Maitresse eines Fürsten, und verhilft ihrem Manne zu Rang und Ansehen. Dadurch müssen sich auch die früheren Freunde und Abtrünnigen vor ihr beugen; das befriedigt ihren Stolz. Als ihr ihr Mann endlich die Liebschaft mit dem Fürsten vorwirft, antwortet sie einfach: Was willst Du? Du bist doch mein Associé! Und er giebt sich zufrieden, freut sich weiter seiner schönen Frau, seiner Hofbaumeisterschaft und seines Adels! C'est tout. D. h. das schildert die Verfasserin nicht, das erzählt sie immer wieder in langen Feuilletons, die, nach französischem Muster angeordnet, nach aller Theaterregel für und zum Publikum vorgetragen werden, immer Applaus haben müssen — und auch hatten. Richtig ausgeführt ist kein

Charakter. Mitten im dritten Akt erfahren wir zum ersten Mal, welch eine schaurige Atmosphäre in des Baumeisters Haus herrscht, bis dahin erscheint uns alles recht liebenswürdig und anständig. Jedenfalls mag sich die Verfasserin bei der Darstellung (Fräulein Renier, vor allem bei den Herren Jarno und Rittner) bedanken. Hoffentlich hat sie auch ihre großen Fehler selbst gesehen und braucht sich weder für, noch durch die „Zukunft“ beirren zu lassen. —

Im Residenztheater ist immer noch Valabregues „Mustergatte“ auf dem Repertoire. Der Herr schrieb neulich in „L'Illustration“ vom „Hannele“: Es wäre „L'éloge de la mort“; sein Stück ist „L'éloge de toutes les pièces françaises“! Dazu giebt es einen Einakter. Erst war es eine Geschmacklosigkeit von H. v. Reinfels, „Im Negligee“ betitelt, und eine kleine vom Direktor — nämlich das Zeug aufzuführen, jetzt ist es die alte, noch genau so schmeckende „Lolotte“ von Meilhac u. Halevy! Sonst ist weiter kein Unfall zu melden.

Halt, doch einer! Das „Schillertheater“ konstituiert sich!



Wiener Theater.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

Vom Wiener Kunsthorizont und dem Raimundtheater.

Man ist hierzulande noch immer mehr theater- als litteraturfreundlich, die Dekoration fesselt unser Interesse noch immer in weit höherem Maße als die Kunst, Coulissenereignisse, und zwar zumal solche, die schon ganz und gar nicht vor das Forum der Öffentlichkeit gehören, sind für uns noch immer noch ein wahres „Fressen“. Die Person des Schauspielers hat hier noch immer mehr Ansehen als der Schauspieler, wir spannen noch in aller Seelenruhe der bewunderten Tragödin die Pferde aus und freuen uns des Cigarrenstumpfes, den der erste Held auf der Straße fallen ließ. Wenn ein anmaßender, durch den übermäßigen Kultus, den man seiner berühmten Nase oder seinem beliebten Bauche geweiht, in Cäsarenwahnsinn verfallener „Liebling der Wiener“ die plötzliche Entlassung, der Schoßhund der ersten Diva plötzlich Bauchweh, oder des Tragöden Tochter plötzlich die Dichtwut bekommen hat, so sind wir durch unsere allzeit „actuelle“ Presse auf Wochen hinaus mit hochinteressantem Lesestoffe versorgt. Und dann, eines schönen Tages, erwachen wir und schauen uns verwundert um, daß die Litteratur bei uns ins Stocken geraten ist, daß wir uns in einem stagnierenden Zustande befinden, der uns vor dem Auslande tiefbeschämt. Wir staunen seltsam und — züchten forsch weiter den Größenwahn unserer Mimen, zahlen ihnen die närrischesten Gagen und lassen die Dichter verhungern. Nein, das letzte war aufgeschnitten. Es ist nicht wahr, daß wir unsere Dichter so schmachvoll behandeln. Geflissentlich sei das constatiert, — sonst schicken etwa Krenn und Lindau, gegenwärtig die aufgeführtesten und erfolgreichsten Vertreter österreichischen Schrifttums, die tantièmenbegabten Dichter des „Heißen Blut“ und der „Armen Mädl“, mit Musik mit Leopold Kuhn, eine Berichtigung ein. Die hungern doch gewiß nicht, und sonst giebt es in unserem geliebten Vaterlande nicht allzuviel Dichter.

Was neben den vielen geschlechtlosen Unbedeutendheiten beiderlei Geschlechtes und den wenigen „Namen“, solchen mit und solchen ohne Verdienst, im lichten Dichterwalde Oesterreichs wimmelt, ist meist zu talentvoll und nicht gestorben genug, um gelesen und geschätzt zu sein. Ich meine da die anderthalb „Jungen“, die in Wien sind.

Dagegen sei anerkannt, daß wir ein sehr gut besuchtes Litteraturkaffeehaus besitzen, einen litterarischen Verein „Iduna“, nur für Schriftsteller mit langen Haaren und kurzem Talent, und eine sehr gewissenhafte, fleißige Censur.

Das Wiener Theaterleben, wie es sich in den letzten Wochen gestaltet hat, war äußerlich wohl ein Leben, eine Jagd der Novitäten, wie sie vielleicht noch nie hitziger war — oft vier, ja fünf Premièren an einem Abend, und die Kritiker der Tagespresse hatten ein gar anstrengendes Handwerk. Leider nur erwuchsen aus diesem Trubel recht wenig erfreuliche Resultate. Der Premièrenser kam dabei besser heraus, als die Litteratur.

Daß auch das neugegründete, von dem gewesenen Kritiker Adam Müller-Guttenbrunn geleitete Raimundtheater eine Befriedigung rein künstlerischer Bedürfnisse nicht bedeuten würde, war trotz der ernsten Direktion schon nach dem Milieu, der ganzen Bestimmung des Theaters nicht anders zu erwarten. Die Optimisten, die von „echter und rechter Volksbühne“ oder „voller und ganzer“ Kunst und dergl. faselten, haben sich eben getäuscht. Schon der erste Monat hat gelehrt, daß diese jüngste, dem Centrum weit entlegene Bühne ausschließlich dem Kunstgeschmacke der Mariahilfer Vororte wird Rechnung tragen müssen. Nicht nur für das Stadtpublikum, aber für Mariahilf, Neubau, Rudolfsheim, Gumpendorf, Fünf- und auch Sechshaus wird das Raimundtheater eine willkommene, weil billige Genußstätte sein. Ob nur die Genußfreudigkeit dieser Bezirke ausreichen wird, täglich über zweitausend Personen zur Füllung des Theaters zu entbieten, ist eine andere Frage, die bereits in den ersten Wochen, da noch Neugierde ein gut Teil des Vorstadt- und auch des städtischen Publikums trieb, ihre ziemlich unbefriedigende Lösung erfahren hat. Bei der Eröffnungsfeierlichkeit sprach der Herr Statthalter sehr salbungsvoll über die Bestimmung der jungen Bühne, das Volk zu erziehen, die besseren Instinkte desselben zu wecken, die schlechten einzudämmen. Ich glaube, das „Volk“ wird blutwenig von der Neugründung haben, das „Volk“ in des Wortes ureigenster Bedeutung kann jetzt in den Sonntagnachmittagsvorstellungen des Burgtheaters gewiß sehr „erziehliche“ Klassiker in ziemlich mustergültiger Aufführung fast billiger sehen, dem „Volk“ werden die gegenüber denjenigen der anderen Schauspielhäuser zweifelsohne niedrigen Eintrittspreise des Raimundtheaters zu hoch sein.

Das sogenannte „Deutsche Volkstheater“, an dessen Namen sich die gleichen erbaulichen Hoffnungen knüpften, hat sich glücklich und gesund zum Bourgeoistheater entwickelt, zum Theater für die Leute, die noch nachher zu soupieren haben, also keine Aufregungen vertragen, für die Leute, die nach des wuchtigen Italieners „Sündiger Liebe“, „Taub muß er sein“ und nach dem Souper eine gute Verdauung, Ibsen aber überhaupt nicht verlangen.

Und das Reimundtheater hat ganz das Zeug dazu, sich zum richtigen Handwerkertheater glücklich und gesund zu entwickeln. Das heißt, es ist schon so weit. Es ist das Theater des bescheidenen Mittelstandes, wenn's hoch geht, des Bourgeois des Mittelstandes. Im Parterre sitzt dort die versammelte Ehrbarkeit vom „Grund“. Das solide, anständig situierte Gewerbe empfängt dort Erholung und geistige Förderung. Nur wird man ihm dieselbe durch physische Hemmung nicht fürder beeinträchtigen lassen, nur wird man die Sitzplätze, wie ja bereits auch zugesichert, schleunigst entsprechend erweitern müssen. Der Baumeister hat, im Gedanken an eine „Volksbühne“ versunken, die Plätze verhungerten Proletariern adoptiert, ohne zu wissen, daß die Zukunft den Fleischselchern gehöre. Deutsches Volkstheater und Raimundtheater also, beide dienen einer spieß-

bürgerlichen Kunst. Hier wird dem naiveren, gesünderen Spießer der Vorstadt vollauf beruhigter Genuß; denn nach gethaner Arbeit ist gut sich vergnügen. Dort muß der übersättigte Philister „angeregt" werden; denn nach gethanem Vergnügen ist gut essen. —

Das bisher abgespielte Programm der Raimundbühne, so unlitterarisch es ist, paßt sich der Bestimmung des Vorstadttheaters im Ganzen recht gut an. Stücke, wie „Arbeit hoch!" und „Das Bild des Signorelli", schlagen die bezeichnete Richtung in zweckdienlicher Weise ein. Jenes, so rot sein Titel scheint, ist kein sozialdemokratisches Tendenzstück, vielmehr eine populäre Verherrlichung des ehrsamen Handwerks, deren solider Wirkung leider nur durch eingelegte in ein Orpheum zu verbannende lascive Späße Eintrag geschieht, nach seinen erhebenden, wie verwerflichen Qualitäten mithin eine bessere Art von „Brettl"unterhaltung. „Das Bild des Signorelli", ein überaus effektvolles Theaterstück, das z. B. den „Hüttenbesitzer" an Wirksamkeit, dabei aber auch, weil es frei ist von pikanten Liebesgeschichten und Heiratssachen, an Tugend weit übertrifft, läßt seinerseits auf recht primitive Weise die Ehre hoch leben, allgemein verständlich wie ein praktischer Leitfaden zur Austragung weltmännischer Ehrenaffairen. Wilbrandts altes fünfaktiges und fünffüßiges Jamben- und Rüstungsrasselritterstück „Der Graf von Hammerstein" paßt gleichfalls in diesen Rahmen, weniger die staubige Moseriade „Barfüßige Fräuleins". Die Ausgrabung der „Gefesselten Phantasie", eines gänzlich verblaßten Zauberspieles des Dichters, dessen Namen das Theater sonderbarerweise führt, war ein gänzlich mißlungenes Experiment. Ferdinand Raimund wird der jungen Bühne wenig nützen mit seinen kaum mehr genießbaren Werken, weniger durch die anstrengende Thätigkeit des „Obi-schauens", die ihm bei der Eröffnung feierlich überwiesen ward. Vor der Annahme eines neuen Stückes dürfte sich der Direktor ja doch nicht fragen: „Was wird der alte Raimund dazu sagen?", wie Herr Baron Berger durch seine Prologsprecherin, Frl. Barsescu, in Aussicht gestellt hat. Wir haben also ein Raimundtheater und seit neuester Zeit überdies einen Raimundpreis, aber die Raimundstücke uns vorzuführen, daran denkt die Direktion allem Anscheine nach nicht. Und das ist ganz gut. Denn die anderen Zauberspiele sind auf den anderen Bühnen zur Genüge abgeleiert, und die „Gefesselte Phantasie" konnte nur den Feinschmecker des Kostumes durch die liebliche Naivetät des Altwienertums in einzelnen wenigen Scenen fesseln.

Dagegen wäre die Vorführung der besten und relativ frischesten Werke Nestroys angezeigt, des prächtigen Komöden, der im Volkstheater, wenn er schon „der Anständigkeit halber" nach Schönthan einmal im Jahre gegeben wird, doch immer auf Verschandelungen von der Decke „obischauen" muß. Von Anzengruber sahen wir bisher in fast musterhafter Inscenierung und Darstellung „Der ledige Hof" und „Der Pfarrer von Kirchfeld". Über das erstere Werk, dessen Aufwärmung zum mindesten als unnötig bezeichnet werden muß, seien hier noch ein paar besondere Worte nachgetragen. Das schwächste unter den bekannteren Schauspielen des Volksdichters, rangiert es an innerem Wert und Wirkung noch hinter dem fatalen „Meineidbauer". Es ist im Grunde ein seichtes französisches Sexualdrama in Loden, dieses langweilige Salonbauernstück mit leichtem Problemanflug. Abgesehen davon, daß wir es hier auch mit einer inhaltlichen Umkehrung der beliebten dramatischen Hindernisrennen über den Ehebruch vor der Ehe zu thun haben, daß hier das Weib als Sittenpredigerin fungiert, hat der Kostumeschneider den Unterschied gemacht, daß hier eben eine Bäuerin „über etwas nicht hinwegkommen" kann, daß ein Großknecht den „geliebten Mann mit dem Fehltritt" repräsentiert, daß ein Bauernkind „dazwischen liegt" und den Faktor ausmacht, durch den die Ehe dividiert einen gemeinen Ehebruch in Dialekt zum Quotienten giebt.

Der erste Akt ist noch guter Anzengruber. Die Scene der Liebeswerbung de

r

Ledigenhofbäuerin Agnes um den Leonhardt ist fein geführt, die ganze Exposition technisch fast vollendet, aber nur fast, und das ist unverfälschter Anzengruber: Wo er groß wird, muß ihm Unnatur das Stichwort geben, irgend eine Unwahrscheinlichkeit, ohne die es sonst nicht ginge, die Zunge lösen; siehe hier das plötzliche Dazwischentreten des Dichters, dessen Figuren sonst hilflos wären, in der Gestalt des leidigen Pfarrers, „der alles verrät". Und so ist es im Ganzen: Aus der unwahrscheinlichsten Voraussetzung zieht er Behauptungen gewaltiger Tragik, aus dem wohlgeborgenen Kapitale krassester Unmöglichkeit schlägt er fette Zinsen heraus, Scenen von kräftigster Spannung, die dann nur leider im entscheidenden Momente zerflattert. Das Schauspiel basiert auf einem durchaus unwahren Sujet und weiß sich nach beträchtlichen scenischen Unbeholfenheiten (s. die u. a. auch im „Meineidbauer" beliebte Parallelerzählung irgend eines Vorfalles, die das Geständnis eines ähnlichen hervorlocken soll, ein brutaler Kniff der Technik, wenn die Psychologie ausgeht) zu peinlicher Ödigkeit durchzusetzen. Die kraft- und schönheitstrotzende Agnes Bernhoferin „mit den strengen Prinzipien" ist ein unmögliches, uninteressantes und dramatisch unbrauchbares Bauernweib. Bis an ihr seliges Ende möchte sie am liebsten keusch bleiben. Einmal nun in Liebe entbrannt, entbrennt sie auch sogleich in Zorn, weil sie, wie überall, so auch hier, Pech hat; der geliebte Großknecht Leonhardt bekleidete nämlich, wie sie durch einen fixigen Theaterpfarrer erfährt, diese Stellung — nicht die des Großknechts, aber die des Liebhabers — bereits einmal (?) bei einer andern Maid. Sie stößt, in der Erwägung, daß er, der bereits eine (?) einmal (?) verlassen, auch späterhin so mit ihr verfahren könnte, den „Falschen" von sich. In solchen Sachen versteht sie eben absolut keinen Spaß, und das alte Citat „Auf der Alm is die Liab koa Sünd" scheint diese Bäuerin überhaupt nicht zu kennen. Nach langatmiger Monologüberlegung, ob sie ihn, den verräterischen und doch geliebten Leonhardt, nicht doch zurückrufen solle, resigniert sie und bescheidet sich, von dem schon im Hintergrund darauf lauernden salbungsvollen Lehrer innerlich geläutert, mit einem andern gesunden Jungen, dem unehelichen Kinde des Leonhardt und der „Andern", das sie in Ermangelung eines eigenen erziehen will. Auch nicht zu verschmähen! Eine begabte Komödiantin, ein Genie des Abgangs, spielt sie Björnsons Leonarda jetzt schon mit ziemlicher Routine; nur hochdeutsch wird sie noch lernen müssen, um ganz glaubhaft zu sein. Heute versagen wir ihr unsere Sympathien. Ihre Großmut bewundern wir, aber ihr Schicksal rührt uns nicht; denn sie ist selbst schuld daran. Wir überlassen sie ihrer trostlosen Zukunft, nimmer mit dem verführerischen Großknecht einen Dialog halten zu dürfen; sie muß auch fürder — Gott wollte diesmal offenbar, daß der Mensch allein auf der Scene sei — Monologe, endlose Monologe halten, und die andern Talmibauern um sie herum, die in ihrer evidenten Unechtheit gleich unserer enthaltsamen Agnes neben echten Bauern „nicht einmal gelegen" sind, und die Theaterpfarrer und Theaterlehrer mit dem sonstigen Bauernstückhausrat werden weiter in ihren grammatikalisch richtigen, dialektisch ein wenig umgelauteten Tiraden einherstolzieren — „allsort aufrecht!", wie das schöne Schlußwort in Aussicht stellt. —

Das war der Anzengruber, der die Bauern nicht gesehen und nicht sprechen gehört hat, der Anzengruber mit den eingelegten und aufdringlich vorgetragenen Tendenzen, aber kaum der Dichter Anzengruber. Hätte Ganghofer das geschrieben, der hätte uns wenigstens ein paar angenehme Schuhplattler dazu versetzt. So aber war leider nicht einmal der andern Bauernkomödien sichere gymnastische Erfolg zu verzeichnen, und kühle Achtung blieb auf dem Schauplatze zurück. —

Nicht, um an dem Dichter des „vierten Gebot" und der „Kreuzelschreiber", sondern an dem Lokalpatriotismus seiner lästigen Fanatiker Kritik zu üben, hat das gesagt werden

sollen, und die pietätlose Auffrischung des ihn so wenig dokumentierenden Werkes willkommene Gelegenheit hierzu geboten. —

In Rauchenegger's „Jägerblut“ finden wir die ersehnten Tanzeln und Gstanzeln und bei aller falschen Lodensentimentalität des Unterhaltlichen genug, um dem schablonenhaften Machwerk einen Platz in dem Repertoire der Vorstadtbühne einzuräumen. Wer schließlich Conrad Drehers ergötzliche Steifheit in der Rolle, — sagen wir — in den Worten des Dorfbaders Zangerl bewundert hat, muß die Zugkraft des Stückes begreifen und vollends die Zugkraft dieses ersten Münchener Schauspielers. Seine eigenartig-trockene Komik, die nie selbst lacht, diese Komik ohne Echauffement steht in direktem Gegensatze zu den hierzulande obligaten gewaltsamen Humoren. Im „Ungläubigen Thomas“, der die Faxkereien eines Tewele geradezu herausfordert, wirkt Dreher gleichwohl durch schlichteste Natürlichkeit. Über den Schwank selbst ist nur zu sagen, daß er von Laufs ist, was bedeuten will, daß er eine an sich famose Idee mißbraucht. Der Mainzer Kaufmann, gleichwohl hoch über den anspruchsvollen Berliner Fabrikanten Schönthan und Kadelburg stehend, hat immer einen tollen Einfall, der sich von selbst zu den wirksamsten Situationen aufbaut — ohne Hinzuthun des Herrn Verfassers, der nur stört. Der Herr Verfasser thut aber leider eben hinzu, anstatt die Idee sich von selbst dichten zu lassen. Er hat keine Ahnung von gestaltender Technik und versteht es dazu noch ganz vortrefflich, die ergötzlichsten Scenen um ihre Wirkung zu bringen. Überdies genügt ihm diesmal der eine brillante Einfall nicht; er zieht, da ihm in seiner Ungeschicklichkeit der Faden ausgeht und erst acht Uhr ist, den weiteren Bedarf an Humor aus einem plötzlich in die Handlung eingeschobenen „verwechselten Überzieher“, der zwar sehr lose an dem Grundstocke des Stückes hängt, aber mehreren, aktfüllenden Personen auf die Scene verhilft. Herrn Laufs auf seine Grammatik hin zu prüfen, dazu hatte ich „Standpunkt“, „Maßstab“ und alle andern Werkzeuge der Kritik, kurz mein ganzes kritisches Gewissen wohlweislich zu Hause gelassen. Und läge die ganze Orthographie des Textes vor mir ausgebreitet, ich würde nichts verraten. Nur der Vollständigkeit halber muß ich noch erwähnen, daß ein Herr Jakoby den erfolgreichen Schwank mit abgefaßt hat. Von ihm dürfte wohl der Überzieher sein. — — —

Die schauspielerischen Darbietungen des Raimundtheaters verdienen zum Teil die höchste Anerkennung, und zwar wird dieser Teil von den Leistungen in den Dialektstücken bezeichnet. Zwei vorzügliche Regisseure, Langkammer und Krägel, leiten hier ein Ensemble echter Naturschauspieler, unter welchen ich allen andern voran die große Künstlerin Amalie Schönchen, Fr. Laska, sowie Robert Balajky und Selus nenne. Conrad Dreher ist leider nur Gast bei uns. Das Salonstück gelingt ungleich matter, wiewohl auch hier neben einzelnen trefflichen eine Anzahl verwendbarer Darsteller zur Verfügung stehen. Aber Herr Wachtel führt die Regie. Die Kapazität dieses Herrn, auch seine schauspielerische, ward zur Genüge durch die Vorstellung des „Bild des Signorelli“ erwiesen; er leitete die Aufführung und spielte die Hauptrolle, die einem Sonnenthal auf die Thränensäcke geschrieben ist. —

Sudermanns „Heimat“, die schon auf allen Schmieren um Wien gespielt wird, bekommen wir hier demnächst als „Premiere“ zu sehen. Zwei gerechte Gefühle beherrschen mich der Thatsache einer Raimundtheateraufführung gegenüber, Furcht und Zweifel: Furcht vor der Darstellung und Zweifel, ob das Stück überhaupt auf diesem Boden gedeihen kann. Viel passender, denke ich, würde in jenem appetitreizenden Schauspielhause am Weghuberpark die leicht verdauliche, pikante Sauce des Scheinrealisten serviert; sie verträgt sich sehr schlecht mit dem soliden Motto, welches die dramatische Speisekarte der Mariahilfer Bühne ziert: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“

Kritik.

Romane und Novellen.

August Strindberg: Die Beichte eines Thoren. (Berlin, Bibliographisches Bureau.)

Dieses Buch dünkt uns, mit Verlaub, echte Fin de siècle-Arbeit. Der schwedische Dichter schildert eine Ehe, wie man sagt und wie man der Einleitung und den Schlußworten des Buches zwanglos entnehmen kann, seine eigene Ehe. Zweifellos, Strindberg ist ein großer Dichter voll machtvoller Ursprünglichkeit und reckenhafter Kühnheit. Auch in dieser Ehebeichte rauschen ab und zu über den schmutzigsten Thorheiten und stinkigsten Sümpfen die lichten Schwingen des Genius. Wir sind weit davon entfernt, mit den bornierten Moralisten anzunehmen, daß der Dichter diesen Thoren-Roman aus Freude an Ekelhaftigkeiten und Schweinereien geschrieben habe, oder, wie die geheiligte Phrase der Antimodernen lautet, aus Vergnügen am Wühlen im Schmutz. Wir sind aber auch nicht gewillt, uns eine Arbeit als Kunstwerk ausreden zu lassen, die nicht im lauteren Quell aller Dichtung, sondern etwa im Rachedurst eines liebeskranken Jämmerlings von Ehemann ihren Ursprung hätte. Übrigens ist die Arbeit so geraten: zu drei Vierteln ist sie litterarisch minderwertig und furchtbar langweilig. Zolas „Nana" ist ein amüsantes strahlendes Meisterstück daneben. XYZ.

August Strindberg: Die Vergangenheit eines Thoren. Erster Teil. (Berlin, Bibliographisches Bureau.)

Es ist die Entwicklungsgeschichte einer Seele, der Strindbergschen Seele. Der Dichter hat in Klammern die Jahreszahlen beigefügt, 1849—1867. Dieser erste Teil umfaßt zehn Kapitel mit folgenden Überschriften: Furchtsam und hungrig. — Die Dressur beginnt. — Fern von Haus. — Berührung mit den unteren Klassen. — Mit den oberen Klassen. — Die Schule des Kreuzes. — Die erste Liebe. — Eisgang. — Im Dienste fremder Leute. — Charakter und Schicksal. Die Schilderung des historischen und sozialen Milieus ist frisch und farbig und, wie man bei dem Verfasser der schlimmen „Beichte eines Thoren" getrost annehmen kann, peinlich genau. Der dämonische Bekennergeist, der Strindberg beherrscht und von dem Bekennergeist z. B. eines Rousseau verschieden ist, wie germanische Charakterart von romanischer, bietet dem psychologisch geschulten Leser eine gute Ernte an menschlichen Dokumenten. Auch der naive Leser wird das Buch mit wachsender Teilnahme genießen und sich oft veranlaßt fühlen, von Strindberg weg und auf sich selbst zu blicken. Dieser Anreiz zur Forschung im eigenen Leben und Lebensgeist wird nicht der geringste Nutzen dieses wertvollen Werkes sein. Rein als Kindheits-Dichtung genommen, wird man manche Stellen nicht ohne warme Bewunderung der intimen Vortragskunst des schwedischen Dichters treu im Gedächtnis behalten, als Perlen echter Poesie. Wir sehen dem zweiten Teil mit großer Spannung entgegen. C.

Franz Wolff: Novellen. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Drei Novellen, deren jeder der Verfasser das Entstehungsjahr beigeschrieben hat: Ein Modell 1885. — Ein Frauenherz 1888. — Ein Talent 1893. Man versteht den Sinn dieser Beischrift. Es wird dem Verfasser nicht angenehm sein, zu hören, daß wir die Jahreszahlen nicht als künstlerische Wachstumsziffern zu erkennen vermochten. Die letzte Novelle ist nicht besser als die erste — und diese ist nicht im Zeichen des neuen Kunstgeistes geboren, obwohl sie für den künftigen Litteraturforscher mit der Fußnote ausgestattet ist: Joseph Lewinsky, k. k. Hofschauspieler und Regisseur, hat sie am 17. Dezember 1885

im „Verein der Litteraturfreunde" in Wien mit großem Beifall zur Vorlesung gebracht. Wir erinnern uns, vom Verfasser schon Bedeutenderes gelesen zu haben, als diese Novellen. XYZ.

O. Mysing (Otto Mora): Im Kampf der Gesellschaft. Moderner Roman. (Berlin, Otto Janke.)

B. Burenin-Hendel: Das Totenbein. Ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall. (München, Dr. E. Albert & Co.)

Auf hundert Seiten eine Menge drolliger und witziger Einfälle zur Verspottung des Gerichtswesens in — Rußland, gottlob. Eine so fidele Geschichte, daß wir überzeugt sind, daß Herr Voickmar nicht versäumt hat, dieses etwas nackte Totenbein auf seinen Sortiments-Index zu setzen. XYZ.

Wilhelm Jensen: Auf der Feuerstätte. (Leipzig, Karl Reißner.)

Jensen, als fleißigster Romanschreiber der Ewignämliche. Breite Schilderungen, meist etwas konfus, oft stimmungsvoll; interessante, realistisch angehauchte Nebenfiguren; konstruierte Hauptfiguren; wenig fesseinde Handlung. Echter, ergreifender Dichter ist Jensen in seinen Romanen nur in wenigen Einzelheiten, nicht in der Vollschöpfung. XYZ.

Konrad Telmann: Unterm Strohdach. Drei Bände. (Leipzig, Karl Reißner.)

Telmann ist mir nicht unsympathisch. Seine biderbe Deutschheit berührt anheimelnd. Dafür ist ihm alles Aufrüttelnde und Prickelnde versagt. In seinem Fabulieren ist keine Spur moderner Kunst. Sein Vortrag ist stilistisch so reizlos als möglich. Seit zehn Jahren kommt er dichterisch nicht mehr über die nämliche Linie hinaus. Er schreibt zu viel — unterm Strohdach. Da fürchtet er sich vor dem Feuer. Da wird er temperamentslos. Da erstickt sein Künstlertum. Da kommt statt frischer, voller Dichtung nur dürres, leeres Stroh heraus. Schade! XYZ.

Richard Beer-Hofmann: Novellen. 2. Auflage. (Berlin, Freund u. Jeckel.)

Eine große Geschichte: Das Kind. Eine kleinere: Camelias. Vorsichtshalber las ich erst die kleinere. Alle Wetter! Ein Talent psychologischer Kleinkunst, tief eindringend, ausschöpfend, ein Talent modernster Charakterisierungs-Feinarbeit, ohne Mätzchen ohne Kniffe. Einfach tüchtig. Wieder Einer, der für sich etwas kann, ohne nach links und rechts zu schielen. Ein ganzer Künstler aus sich heraus. Wien darf sich gratulieren, die neue deutsche Litteratur gleichfalls. XYZ.

Minna Geith: Leopold Jacoby. Ein Lebensmärchen. Aus Mitteilungen, Briefen und Schöpfungen. (München, M. Poeßi.)

Unter den modernen Freiheitsdichtern sozialistischer Richtung ist Leopold Jacoby, gebürtig aus Lauenburg, einer der begabtesten. Seine „Lieder aus Italien" namentlich sind sehr bedeutend, sowohl nach der formal künstlerischen, wie nach der geistigen und agitatorischen Seite. Diesem Dichter und Vorwärtsmann wird von der liebenden Parteigenossin Minna Geith in Nürnberg ein Altar zu schwärmerischer Anbetung errichtet. XYZ.

Dramen.

Gerhart Hauptmann: Hannele. Illustriert von Julius Exter. Prachtausgabe. 6 Mark. (Berlin, S. Fischer.)

Ein Volksstück, wie kaum ein zweites, in so kostspieliger Ausgabe, mit total verunglückten Bildern, die keine 50 Pfennig wert! Was der Dichter in so hohem Grade besitzt, das geht hier seinem Illustrator fast vollständig ab: poetische Kraft und künstlerische Eigenart. Die Bilder sind nicht aus der Tiefe der Dichtung geboren, sondern aus allerlei Reminiscenzen oberflächlich nachempfunden und zusammengestückelt. Sogar der Holländer-Malaye Jan von Toorop hat ein Motiv (die Volksstimme) herleihen müssen. Mußte

aus buchhändlerischer Spekulation, „Hannele“, das unglückselige Lumpenprinzeßchen, des Dichters würdig illustriert werden, so konnten hierfür nur zwei Künstler in Betracht kommen: Max Klinger und Fritz v. Uhde. — Die Dichtung selbst wirkt im Buche ernster, tiefer, künstlerisch reiner, als auf der Bühne. Die so wundervolle Verse deklamierenden drei Engel z. B. werden als Traumgedanken-Verkörperung eines in Fieberdelirien liegenden 15jährigen Landkindes immer ein arger Verstoß gegen Hauptmanns „konsequenten Realismus“ bleiben. Es ist lauterste Poesie, was diese drei Engel sprechen, aber ihre Quelle ist kein träumendes Mädchenhirn, sondern die reifste Kraft eines der stärksten modernen Dichter. C.

Der Heiland aus den Bergen. Ein psychologisches Schauspiel von Heinrich Welcker. Dresden, E. Pierson. 122 S. Preis M. 1,50.

In magnis et voluisse sat est. Der Dichter hat seinen Stoff dem Buche Lombrosos „Genie und Wahnsinn“ entnommen (Kapitel „David Lazaretti“) und versucht in einem großen, an Personen und Situationen reichen Schauspiel uns das Werden und Scheitern eines „modernen Christus“ im Konflikt mit der Familie, mit der Geliebten, mit den schwarzen und roten Machtparteien vor Augen zu führen. Aber dem Schauspiel ist die Kraft und Eigenart des Dichters offenbar am wenigsten gewachsen. Das Stück zeigt vielmehr lyrische, epische, novellistische, denn wahrhaft dramatische Züge. Auch hinsichtlich der Diktion ruft dieser wohl erste dramatische Versuch des Dichters die schwersten künstlerischen Bedenken wach. Viel zu wenig wahre Natur, viel zu viel papierne Phrase. Und das eigentlich Psychologische, dem der Verfasser nachstrebte (siehe „psychologisches Schauspiel“ auf dem Titel!) ist in lauter Rhetorik ertrunken. C.

Der heilige Staatsanwalt. Eine moralische Komödie in fünf Scenen (nach einer gegebenen Idee) von Oskar Panizza. Leipzig, W. Friedrich, 1894. 30 S.

Eine Sprache, fest und glanzvoll, wie in Erz gegossen. Eine Idee, uralt und ewig modern. Eine Gesinnung voll schneidender Entschiedenheit, Kühnheit und Ritterlichkeit. Eine satirische Begabung ersten Rangs. Man sieht, hier ist mehr als Aristophanes. Und man empfindet momentan die stärkste künstlerische und moralische Wirkung. Dann fährt man sich über die Stirn: Der heilige Staatsanwalt! Aber der Mann verdient ja diesen blutigen Hohn gar nicht, denn er ist bloße Werkzeugsnatur, Vollzugsorgan, nicht Urheber des gegeißelten Zustandes. Die Wollust! Aber das Weib, das uns der Dichter in die Mitte der Handlung, der Anklage und der Apotheose stellt, ist ja gar nicht die Wollust der Natur, sondern die Prostitution der Gasse, die gewerbsmäßige Unzucht. Und so weiter. Überall Inkonkruenzen, Risse und Sprünge. Und dennoch? Dennoch! Das mache einer dem tollen, unberechenbaren Oskar Panizza nach. C.

Tiberius Gracchus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Barth. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Karl Reißner. 1893. 119 S.

Dritter Aufzug, vierter Auftritt: Gracchus: „Mitbürger, wir beraten heut wieder das Gesetz, welches die Grenzen unserer Fluren, wo sie verwischt sind, erneuern soll. Wir wollen zur Göttin Ceres beten, der Schützerin der Fluren!“ (Folgen einige Dutzende gut gebauter, von tüchtiger Gesinnung belebter Verse.)

Anderthalb Seiten weiter beschwört Eudamus die Echtheit seiner Testamentsrollen: „Beim ewigen Zeus, der Menschen Schöpfer und der Menschen Richter, der aus der Dinge Chaos die Welt gebildet hat und aus der Laute Chaos die menschliche Sprache, daß sie ...“ (Folgen weitere 18 Zeilen Anrufung und Schwur.)

Es wird sich statistisch kaum feststellen lassen, der wievielste „Tiberius Gracchus“ in deutscher Litteratur dieser Paul Barthsche

ist, denn die Zahl unserer Römerdramen ist Legion und wird noch wachsen, solange unsere Gymnasiarchen und Altphilologen die Fuchtel über unsere nationale Jugend schwingen, und unsere Erziehung am Historizismus krankt. Das Barthsche Stück ist ganz gut gemacht. Aber was soll uns das? Wollen wir ewig die alten römischen Geschichten wiederkäuen? Ewig uns für das Längstvergangene erwärmen und nachschwätzen, was uns die klassisch abgerichteten Papageien in ihren Schulkäfigen vorschwätzen? Wollen die Lebendigen ewig unter dem Bann der Toten dichten, denken und trachten, damit ja die eiserne, dick verrostete Autoritätskette niemals abreiße?

XYZ.

Volkswirtschaftl. Schriften.

Agrarpolitische Leistungen des Herrn Prof. Dr. Lujo Brentano oder die alte und die neue Schule, kritisch beleuchtet von Dr. sc. pol. G. Ruhland, Privatdozent der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich. München, J. Schweitzer. 51 S. Preis 1 Mk.

Eine der prächtigsten Streitschriften aus dem modernen gelehrten Bauernkrieg, wie er tägtich heftiger in Universitätskreisen entbrennt. Man muß schon bis auf die Sturmzeiten der Lassalleschen Flugschriften zurückgehen, um in der polemischen Litteratur etwas gleich kraftvolles, geist- und witzfunkelndes zu finden, wie diese Ruhlandsche Broschüre. Dabei erfährt der Herr Professor nicht nur eine bitterböse blutige Abfuhr, was ja immer ein fesselndes Schauspiel ist, sondern der unparteiische Leser erhält in heiterster Form eine Fülle ernster Belehrung über die wichtigsten agrarpolitischen Grundfragen der Gegenwart. C.

Heinrich Ernst Ziegler: Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Zugleich ein Beitrag zur wissenschaftlichen Kritik der Theorien der derzeitigen Sozialdemokratie. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1894, 252 S.

Der Professor der Zoologie an der Universität Freiburg i. B. Dr. Ziegler legt seinen Untersuchungen Bebels Buch von der Frau und — Darwins Schriften zu Grund, zieht auch sonst noch reiches litterarisches Material bei. Bebel — Darwin! Die feurigsten Bebelgläubigen können sich nicht beklagen. Das Evangelium vom Zukunftsstaat wird doch wohl von Sankt August am reinsten und lautersten verkündigt, und gegen die Unverdächtigkeit der naturwissenschaftlichen Forschung, wie sie uns in Darwins Schriften entgegentritt, werden die autoritativsten Heißsporne der souveränen Kritik in der sozialdemokratischen Heilskirche nichts einzuwenden haben. Bleibt also nur die Frage übrig, ob der Verfasser Befähigung und Gesinnung, Eigenschaften des Geistes und Gemütes in der wünschenswerten Fülle und Gesundheit besitzt, das Schiedsrichteramt zwischen den Ansprüchen der Sozialdemokratie und der Naturwissenschaft zu üben? Wer Prof. Zieglers Methode, sowie seine schriftstellerische Ausdrucksart bis ins Einzelne prüft, wird ihm die notwendigen Eigenschaften, die Güte der Sache streng gewahrt zu sehen, rückhaltslos zusprechen müssen. Alle erforderlichen Garantien sind gegeben, daß der Spruch ein gerechter sei. Wohlgemerkt, nicht die Sozialdemokratie in Bausch und Bogen und nicht die Sozialdemokratie z. B. als nationalökonomische oder sozialethische Theorie zieht hier der Zoologe durch die Hechel des Darwinismus, sondern nur jene Sätze der dogmatischen Sozialdemokratie, welche die Naturwissenschaft speziell angehen, weil die sozialdemokratischen Dogmatiker sich bei diesen ihren Lehrsätzen speziell auf die darwinistischen Forschungsergebnisse berufen, also namentlich die wichtigen Lehren von der Volksvermehrung, vom Kampfe ums Dasein, von der Gleichheit usw. Und welches ist der aktenmäßige Befund? Daß diese Lehrteile des

sozialdemokratischen Evangeliums im Darwinismus, streng wissenschaftlich genommen, keine Stütze finden, daß namentlich hinsichtlich der Herleitung des Staates, hinsichtlich der internationalen Tendenz und der kommunistischen Idee u. s. w. die sozialdemokratischen Anschauungen von den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft abweichen oder ihnen entgegengesetzt sind. Nicht gegen die sozialdemokratische Partei als solche, sondern gegen die sozialdemokratische Weltanschauung und theoretische Weltgestaltung wirkt das Zieglersche Buch vernichtend — d. h. es scheint vernichtend zu wirken. Denn diejenigen, die von sozialdemokratischen Ideen und Illusionen erfüllt sind, hängen daran mit allen Fasern ihres Glaubens, Empfindens und Hoffens wie an einer neuen Religion. Gefühl und Sehnsucht ist alles. Wie sollte da von einem ganz anderen Gebiet herüber, von der nüchternen Wissenschaft und logischen Schulmeisterei ein vernichtender Schlag geführt werden können? Aus sich heraus werden sich in der sozialdemokratischen Gesellschafts- und Weltlehre die notwendigen Umwandlungen und Anpassungen vollziehen unter stiller Mitwirkung, aber nicht auf Kommando der Wissenschaft. M. G. C.

Geschichte.

Geschichte des deutschen Nationalgefühls. Eine historisch-psychologische Darstellung von Franz Guntram Schultheiß. Erster Band: Von der Urzeit bis zum Interregnum. (München und Leipzig, G. Franzscher Verlag. 290 S.)

Das Buch wendet sich nicht an die kleine Gilde der Geschichtsforscher, sondern an die wachsende Gemeinde der Geschichtsfreunde, namentlich an die noch nicht verbummelte und verlotterte Jugend der gebildeten Kreise. Von der erfolgreichen Aufnahme macht der Verfasser mit Recht das Erscheinen der geplanten und im Rohbau nahezu fertigen weiteren zwei Bände abhängig. Er will nicht pour le roi de prusse gearbeitet haben. Das Werk erfordert eine riesige Beherrschung aller Einzelheiten, um daraus in knapper, anschaulicher Darstellung das Entwicklungsbild des Nationalgefühls in großen Zügen zu schaffen. Es gehört die große Kunst des echten Geschichtsschreibers dazu, dieses originelle Thema ebenso korrekt wie fesselnd und belehrend durch all die krausen Gänge unseres Volkstums in seinen Uranfängen festzuhalten. Einmal in der neueren Zeit angelangt, wird die Ausgestaltung des Werkes natürlich an Leichtigkeit gewinnen. Schultheiß ist seiner schweren Aufgabe in diesem ersten Bande in bewunderswerter Weise gerecht geworden. Besonders zu rühmen ist die vornehme Ruhe, mit welcher er gewisse Lieblingsirrtümer unserer historischen Schulweisheit, wie sie heute noch auf den Staatsschulbänken blüht, korrigiert. Zum Beispiel die nationale Schätzung des h. Bonifazius als des „Apostels der Deutschen“ oder Karls des Großen! Bonifazius war einer der heftigsten Romanisierer unseres Volkes, ein eifriger ultramontaner Päpstling, und Karl der Große hatte für den deutschen Teil seines gewaltigen Reiches nichts weniger als Vorliebe. Von einem eigentlichen deutschen Nationalgefühl in den herrschenden Kreisen und bei den Trägern der weltlichen Gewalt kann vor der sächsischen Kaiserzeit gar nicht ernsthaft die Rede sein. Erst mit der Heftigkeit des Ansturms römischer und slavischer Gegner wächst das Selbstbewußtsein der deutschen Seele, wächst das irrflackernde Feuerchen des deutschen Nationalgefühls zur starken, steigenden Flamme. — Man nehme gerade in heutiger Zeit dieses schöne, erkenntnisgesättigte Geschichtswerk fleißig vor und lasse sich von dem kundigen und kühnen Verfasser den Geist unserer nationalen Entwicklung deuten! XYZ.

Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Geschildert von Ludwig Salomon. Stuttgart, Levy u. Müller. 326 S.)

Salomon ist, was man im guten Sinne einen Familienschriftsteller nennen kann. Seine „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts“ erfreut sich großer Beliebtheit. Das Ausgeglichene, Harmonische, Dissonanzen- und Mißtonfreie, das Ungefährliche, das Korrekte und Passende, das ist's, was den Ansichten und Darstellungen Salomons den freudigen Empfang im deutschen Bürger- und Familienhause gesichert hat. Nirgends Kanten und Ecken, an denen sich der nationalgesinnte Mann stoßen könnte, auch im Zwiespältigen und Fragwürdigen — siehe z. B. Bismarcks Entlassung! — eine ölige Justmilieu-Deutung. Und es ist Salomons Natur, nicht Salomons Diplomatie! Das versöhnt mit seinem vorsichtig geschmeidigen Wesen auch die energischeren, robusteren Leute. Seine nationalliberale Gesinnung ist echt, nicht angemalt. Sie spielt ihm sogar gleich in den ersten Zeilen des Vorwortes den Streich, das heutige Deutsche Reich, entgegen der Verfassung und den Verträgen, als einen „neuen Einheitsstaat“ zu feiern. In den Charakterzeichnungen kommt manche politische Persönlichkeit empfindlich zu kurz, z. B. Ludwig I. von Bayern. Ein wenig aus dem Ton fällt der Verfasser am Schluß. Pikant genug hört das Buch mit der Kennzeichnung des Fin de siècle und der Nietzscheschen Philosophie auf — „die Schaffung einer ausgeprägteren Individualität und ihr Kampf gegen die Masse wird die Aufgabe des neuen Jahrhunderts sein,“ formelt, ein wenig sibyllenhaft, Salomon seine Schlußmeinung. Wie gesagt, es ist in seiner Art ein grundehrliches und, wenn es in die rechten Hände gelangt, unzweifelhaft nützliches Buch. Zu tadeln bleibt, daß der Verfasser auf die geistigen und künstlerischen Strömungen zur Ausrichtung der nationalen Volksseele und ihres Reichsideals einen nicht breiteren, kraftvolleren Nachdruck legte. C.

Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Richard Muther. (München, G. Hirths Kunstverlag. Neunte Lieferung.)

Diese Lieferung umfaßt folgende Kapitel XLIV. Amerika (George Hitchcock, John Sargent, Winslow Homer, George Ines, Dewing, Chase u. a.). XLV. Deutschland (Liebermann, Skarbina, Lepsius, Albert Keller, v. Habermann, Gottfr. Kuehl, Höcker, Zügel). XLVI. Wesen des Neuidealismus. XLVII. England (Blake, Dante Rossetti, Burne-Jones, Crane, Watts u. a.). XLVIII. Whistler und die Schotten. Text und Illustrationen halten sich auf der imposanten Höhe, zum Ärger aller Kunstphilister und Neidlinge. C.

Zoroaster. Ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes von Dr. Adolf Brodbeck, Mitglied des ersten Religionsparlamentes zu Chicago. (Leipzig, W. Friedrich, 1893. 346 S.)

Die „Münchener Neuest. Nachrichten“, die im allgemeinen die Litteratur sehr stiefmütterlich behandeln, haben in ihrem Hauptblatte über dem Striche dem „Zoroaster“ Brodbecks einen spaltenlangen Artikel gewidmet. Überschrift: „Ein philosophischer Vielschreiber.“ Die Tendenz läßt sich erraten. Eine Verreißungskritik erster Güte. Nun läßt sich nicht leugnen, einige sprachliche, logische und geschichtsphilosophe Eigentümlichkeiten dieses „Zoroaster“ wurden von den „M. N. N.“ nicht mit Unrecht beanstandet. Daraus ergiebt sich aber noch nicht das Recht, das ganze Buch zu verwerfen. Es könnte klarer disponiert, sorgfältiger geschrieben und gewissenhafter gefeilt sein — das würde seinen Wert nicht unbedeutend erhöhen, aber so wie es ist, enthält es des Verständlichen, Beachtenswerten, Neuen und Überraschenden genug, um einer anerkennenden Kritik und der journalistischen Unterstützung seiner Verbreitung wert zu sein. Es besteht für den Beobachter der religiösen Entwickelung keinerlei Zwang, zu allen Ansichten Brod-

decks Ja und Amen zu sagen. Aber selbst der Naive und Unbelehrte, der auf Brodbeck kritiklos schwören wollte, hätte davon sicher geringeren Schaden, als wenn er blindgläubig die Behauptungen der von ihrem Dogmenverkündigen lebenden Priesterzünfte und Kirchengesellschaften nachbetete. Der freie Philosoph ist immer noch unverdächtiger und ungefährlicher für das volkstümliche Geistesleben, als der abgerichtete, abgestempelte und lebenslänglich bezahlte Dogmenmann. Eins sollte Brodbeck in seinem Buche vermeiden, denn es ist eines Philosophen unwürdig: Selbstgefälligkeit und Selbstlob zur Zeit und Unzeit. Diese — Tugend soll er getrost den unfehlbaren Kirchenleuten überlassen. Ob man allen Folgerungen und Nutzanwendungen, die Brodbeck aus seiner Zoroastergeschichte für das heutige religiöse Leben zieht, zustimmen mag oder nicht, ändert nichts daran, daß das Buch selbst in seinem Kerne echt und gut und nach den verschiedensten Seiten reich an Anregungen ist. XYZ.

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeben von L. Pastor, Freiburg 1893. — Von dem berüchtigten Tendenzwerk ist nun der 7. Band erschienen. Er behandelt die „Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges“: Schulen, Universitäten, Büchercensur, Buchhandel, Bildung und Wissenschaft. — Über die Art der Janssenschen Geschichtsschreibung ist man sich in Deutschland wohl seit geraumer Zeit klar geworden. Und nachdem sich deutsche Theologen mit dem verbissenen Päpstler vergeblich herumgestritten, hat jüngst die kühle und ruhige Feder Mathieu Schwanns („Johannes Janssen und die Geschichte der deutschen Reformation“, München 1893) dem unehrlichen Prälaten die Lügen-Wahrheits-Methode, indem sie ihr Zug für Zug nachfuhr, gründlich aufgedeckt: Ein Postulat steht vor Beginn aller historischen Forschung für den vatikanischen Geschichtsschreiber des deutschen Volkes ein für allemal fest: Vor der Reformation im Mittelalter war in Deutschland alles in schönster Ordnung; nach der Reformation wurde alles schlimmer und schrecklicher. Nun werden Beweise in der gewünschten Richtung gesammelt. Alles Entgegenstehende wird unterdrückt. Der päpstliche Historiker beruft sich dann auf seine ‚Beweise‘ und spricht von Wahrheitsmethode. Der ehrliche Deutsche aber nennt so etwas jesuitische Geschichtsschreiberei und Lügenmethode. Aber den Päpstler genieren diese Anklagen nicht im mindesten. „Ich lasse mich“ — schreibt der inzwischen verstorbene Janssen in der Vorrede zum vorliegenden Band — „im übrigen in meiner Gemütsruhe nicht stören.“ — Das ist das Tragische bei uns Deutschen, daß, wenn wir erst einmal einer fremden, ausländischen Macht servil unterliegen, alle Ehre und alle Scham auch zum Teufel geht. Der Romane behält in einem solchen Fall noch seine Schlauheit, seinen Witz im hintersten Herzensgrund zurück. Aber der Deutsche, hat er erst einmal den fremden Speichel geschmeckt, fällt auf die vier Füße und wird zum gläubigen, schweifwedelnden, kompletten, treuen Hund. Was ficht Janssen an, ob man ihn Jesuit, Fälscher nennt, was Pastor, ob man ihn von der Liste der ehrlichen Leute streicht? Haben sie, die ehemaligen Deutschen, doch den Papst für sich. Und da dieser die „Inkarnation Gottes“, „der Vertraute der Dreifaltigkeit“ ist, was kümmert sie die Verachtung der Deutschen, die nur „Gott fürchten“ gelernt haben.

Gleich die ersten Überschriften des neuen Bandes zeigen uns die von Rom aus diktierten Thesen: „Großartiger Aufschwung des Schulwesens in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.“ — „Verwirrung und Verfall seit Verbreitung der neuen Lehre.“ — Und nun wird drauflos bewiesen, kastriert, unterdrückt, Beweise und Citate gefälscht und halbiert; und am Schluß heißt's: quod erat demonstrandum. Diese Leute betrachten die deutsche Geschichtsschreibung wie eine scholastische These in einem Jesuiten-Kollegium, wo der erste

Alumne die Wahrheit eines Satzes, der zweite, als Exerzitium, das Gegenteil beweisen muß. Mit Recht sagt Matthieu Schwann in dem oben citierten Werk pag. 249 bei ähnlicher Gelegenheit: „Man kann mir beweisen, wie es neuerdings versucht wird, daß Luther ein Selbstmörder war, und man nimmt mir damit noch keinen Zoll von dem Mann weg, der eine Schrift ‚an den christlichen Adel' verfaßt hat. Jene erste Thatsache würde mir nur den Beweis liefern, daß hier eine Lebenskraft auf eine Zeitstimmung stieß, welche umzuwandeln und zu bewältigen sie nicht groß genug war; darum wurde sie selbst überwältigt. Aber einen Beweis für die Unrichtigkeit in dem Wollen Luthers gäbe jene Thatsache nicht. Die ganze Polemik, welche das Janssensche Werk erweckt, thut jedem Sehenden unwiderlegtich dar, daß mit einem sogenannten Beweisstück mehr oder weniger gar nichts gemacht ist." —

Pastor schließt die Vorrede zu dem neuen Band, dem er bald weitere folgen zu lassen verspricht, im Hinblick auf seine jesuitische Methode mit der unverschämten Wendung: „Ich gehe um so freudiger an diese Arbeit, weil ich mit derselben dem ausdrücklichen Wunsche Sr. Heiligkeit Papst Leos XIII. entspreche." Die deutsche Reformationsgeschichte unter Beschimpfung Luthers als geistiger Niedergang auf Befehl des Papstes von einem deutschen Gelehrten und einem deutschen Verleger dem deutschen Volke vorgeschrieben und vorgelegt! Lassen sich 50 Millionen Deutsche, die an stummem Rom-Gehorsam allerdings das Menschenmögliche in der Geschichte geleistet, eine solche Herausforderung noch im 19. Jahrhundert gefallen? Gehörten einem solchen Verleger nicht die Fensterscheiben, einem solchen Gelehrten nicht der Hirnkasten eingeworfen? Giebt es denn keine „Wittenberger Studenten" in Freiburg, die einer solchen Verlagsbuchhandlung eines Nachts unter Klopfen an ihrem Laden mitteilen, daß Freiburg im Breisgau, nicht im Kirchenstaat, liegt? Panizza.

Erziehungsschriften.

Deutsche Erziehung von Dr. Fritz Schultze, o. Prof. d. Philos. u. Pädagogik a. d. technischen Hochschule in Dresden. (Leipzig, Ernst Günther. 1893. 332 S.)

Drei Dinge fordert der Verfasser für die echte deutsche Erziehung: reiche Allgemeinbildung, festen sittlichen Charakter, stark und urwüchsig ausgeprägte Individualität. Es ist kein Geheimnis, daß unser Volk gerade in diesen drei Hauptstücken seit der Gründung des Großpreußenreichs mit seinem Großmilitarismus und Großmammonismus zurückgegangen ist. Geld, Geld, Geld — um jeden Preis! Geld ist nicht bloß Macht, Geld ist auch Ehre. Der Millionensack wird geadelt, der Millionensack wird Grande. Nun antwortet dem Mammonismus von Oben der Anarchismus von Unten, und auch die Machttollheit sieht ihr Gespenst im Sozialismus, Kommunismus und Nihilismus. An allen Ecken und Enden ist der Teufel los, die Welt geht aus den Fugen. Wer soll sie einrenken? Die Schule, die Kirche! Das heißt: die heilige Allianz der reaktionären Mächte, im Namen Gottes, im Namen der Religion! Diesem schwarzen Humbug gegenüber antwortet die Wissenschaft: Thorheit — eins nur kann heilen, Gerechtigkeit in der Neugestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Bunde mit der reformierten Erziehung.

Darum steht heute die Erziehungsfrage neben der Volkswirtschaft im Vordergrunde des national-politischen Interesses. Erziehungs- und Schulreform! hört man schallen aus dem Munde der Wissenden und der Unwissenden. Jeder glaubt da mitreden zu können. Der Eifer ist gut, aber die Hauptsache bleibt doch, daß man zunächst eine gründliche Kenntnis von der Sache selbst habe. Eine solche gründliche Kenntnis auf wissenschaftlicher moderner Grundlage in gemeinverständlicher Form zu vermitteln, ist Schultzes „Deutsche

Erziehung" vorzüglich geeignet. Der nächste Zweck des Buches ist, diejenigen pädagogischen Grundsätze zu lichtvoller Darstellung zu bringen, welche ausnahmslos alle an der Erziehung Beteiligten angehen. Mehr als für die Lehrer in der Schule ist dieses Buch für die Erzieher im Hause geschrieben. Von hervorragender Bedeutung sind daher namentlich die Kapitel 2, 10 und 11: Pflege der Individualität, Bildung des Charakters und Gemüts, der erziehende Unterricht. Sehr beachtenswert ist auch das Kapitel, das von der Überbürdung, Bewegung und Beschäftigung handelt. Durch diese Hervorhebung soll nicht der Wert des übrigen Inhalts herabgedrückt werden. Schultzes „Deutsche Erziehung" ist durchweg ein gesundes vortreffliches, höchst empfehlenswertes Buch. Wir kommen in nachfolgendem darauf zurück. XYZ.

Ein praktischer Schulmann schreibt uns: Als tüchtiger Philosoph durch das Werk „Philosophie der Naturwissenschaft" u. a. schon lange bekannt, ist jetzt Fritz Schultze durch seine vortrefflichen Gedanken über Erziehung auch als Pädagoge in ehrenvollster Weise an die Öffentlichkeit getreten. Sein Buch „Deutsche Erziehung" verdient nicht bloß von den Lehrern, sondern auch von den Eltern aufs eifrigste gelesen zu werden. Schultze steht auf den Schultern Herbarts, kommt aber auf Grund neuer Forschungen zu selbständigen und höchst wertvollen Ergebnissen. Die Freunde der Schulreform werden mit Interesse vernehmen, was Schultze über eine einheitliche Mittelschule sagt. Er will, daß hier bloß neue Sprachen gelehrt werden, und zwar in erster Reihe die englische Sprache. Das Studium der alten Sprachen, das für Mediziner und Naturforscher entbehrlich sei, möge erst mit dem 17. Lebensjahre beginnen und lasse sich in drei Kursen zu Ende führen. Solche Ansichten werden natürlich von unseren „klassischen" Philologen als Ketzereien bezeichnet werden. Ich glaube jedoch, daß man in Zukunft die Ausführungen Schultzes beachten wird. Sein Buch hat überhaupt den großen Vorzug, daß es bedeutende Anregungen giebt, und darf deshalb allen Erziehern aufs beste empfohlen werden.

H. S.

Vermischte Schriften.

Hundert Jahre nach Lessings „Nathan". Den Judenhassern zur Beschämung, ernsten Juden zur Selbstprüfung. Von Karl Scholl. (Handelsdruckerei in Bamberg. Preis 2 Mk. 40 Pf.)

Der Verfasser ist ein wohlbekannter und verdienstvoller Schriftsteller, dessen Ausführungen die höchste Beachtung verdienen. Er behandelt die brennende Frage des Antisemitismus so vornehm und unparteiisch, daß man ihm gern Gehör schenkt und am Schlusse den herzlichen Wunsch hegt, es möge jeder, für den Freiheit und Menschentum noch Bedeutung haben, die Broschüre zur Hand nehmen und aufmerksam lesen. Scholl, der freie Denker, sagt sowohl den Antisemiten, als auch den Israeliten, was not thut. Sein Ziel ist, beizutragen „zur immer innigeren Annäherung, Vereinigung und endlichen Versöhnung aller durch den Glauben bisher Getrennten". Möge dieses hohe Ziel von allen Seiten angestrebt werden! —r.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von Karl Faulmann. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien, A. Hartleben.)

Das Werk des Professors Faulmann erscheint in 30 Lieferungen, jede zu 50 Pf., damit auch der weniger vermögende Freund der Aufklärung in den Besitz dieser Fundgrube edelsten Wissens gelange. Und damit auch der weniger Vorgebildete Nutzen daraus ziehe, ordnet und behandelt Professor Faulmann seinen überreichen Stoff so klar und verständlich wie möglich. Und so vorurteilsfrei als möglich. Keine Spur von Jesuiterei, um den Leser recht heimlich

und schlau für irgend eine Partei oder irgend einen Glauben einzufangen. Als ehrlicher Gelehrter und echter, freier Volksmann breitet Professor Faulmann die Entwicklungs-Thatsachen der Geschichte, der Astronomie, der Sprachkunde, der Theologie u. s. w. vor dem Leser aus. Nie ist der Kampf der gelehrten Meinungen unparteiischer geschildert worden. Ein solches Werk ist eine geistige Wohlthat für das Volk und wiegt tausend Predigtbücher auf. M. G. C.

Das Bedürfnis nach Reformen an der Hof- und Staatsbibliothek in München. Beobachtungen eines Besuchers. München, Theodor Ackermann, 1894.

Der ungenannte Verfasser ist jedenfalls ein erfahrener Gelehrter, dessen Vorschläge die größte Beachtung verdienen. Die Münchener Hof- und Staatsbibliothek, die mit 900000 Bänden und 40000 Handschriften an der Spitze der deutschen Bibliotheken steht, ist nicht zugänglich genug und kann deshalb nicht leisten, was andere große Bibliotheken vermögen. Es fehlt besonders an Katalogen, an zweckmäßiger Einrichtung des Lesezimmers, des Ausleihedienstes u. dergl. m. Was der Verfasser nach seiner Kenntnis der in- und ausländischen Bibliotheken verlangt, muß aufs dringendste unterstützt werden und mag wohl auch an anderen Orten zu Reformen führen. Der Schluß sagt mit Recht: „Forderungen für Bildungszwecke werden in Deutschland seit einiger Zeit mit viel zu großer Zaghaftigkeit vertreten. Hier ist nur ein Schmerzensschrei. Hoffentlich findet er ein Echo!" H. S.

Der große Meyer ist in der fünften Auflage bis zum dritten Bande gediehen. (Leipzig, Bibliogr. Institut.) Man schelte über diese riesigen Eselsbrücken soviel man will, sie entsprechen einem Bedürfnisse der Zeit und dem modern-alexandrinischen Wesen unserer Bildung, die auf allen Suppen und Brühen herumschwimmt und an allen Knochen herumnagt. Der vorliegende mit Karten, Farbentafeln und Zeichnungen glänzend ausgestattete Band enthält, wie schon zum Teil sein Vorgänger (Babylon, Bahr, Berlin!) die großen B, die bis auf den heutigen Tag in der Geschichte rumoren und noch lange rumoren werden: Bonaparte, Bismarck, Bleibtreu! Zu allen Herrlichkeiten kommt auch noch eine umfangreiche Belehrung über die Börse, während die berühmtesten Börsenspitzbuben mit ihren werten Lebensbeschreibungen ad usum Delphini erst in späteren Bänden aufmarschieren werden. Bleichröder gehört nicht zu ihnen. Drum stellt er sich schon in diesem Bande vor und begnügt sich mit 25 Zeilen Biographie, was gewiß sehr bescheiden ist, wenn man bedenkt, daß Böcklin das Dreifache nimmt, der doch gar kein Finanzmann, sondern nur einfacher Maler ist, und, wie sein Beschreiber ausdrücklich mit Bedauern bemerkt, „oft durch die Staffage seine schönsten poetischen Erfindungen verdirbt". Ein Muster räumlicher Bescheidenheit ist auch unser Litterarhistoriker, Kritiker und Theaterpächter Dr. Otto Brahm, während der Musiker Johannes Brahms gleich eine ganze Seite braucht, um sich biographisch zu entfalten. Der Band schließt praktisch mit Chemie und Chemikalien. C.

Zeitschriften.

„Aus fremden Zungen." Halbmonatschrift von Joseph Kürschner. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

„Romanwelt." Monatschrift von Neumann-Hofer. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.)

Die Konkurrenz wird scharf werden. Das Kürschnersche Blatt hat einen Vorsprung von vier Jahren und einen festen Leserkreis. Neumann-Hofers Konkurrenzblatt tritt mit Berliner Pfiffigkeit auf, stützt sich auf lärmvolle Erfolgsnamen: Sudermann, Fulda — als täuschendes Surrogat für die „Moderne" — und auf alte „bewährte" Meister — Spielhagen u. Komp. —, um von allen Achseln sich tragen zu lassen.

Das Kürschnersche Blatt ist thatsächlich der Sammelpunkt der hervorragendsten schönwissenschaftlichen Schriftsteller aller Nationen — natürlich mit Ausschluß der deutschen! Das Neumann-Hofersche Blatt will dasselbe sein – natürlich mit Einschluß der deutschen. Aber diese Deutschen, die in dieser Romanwelt zugelassen sein wollen, müssen wahrscheinlich ihren Passierschein vom „Magazin" und von Mosses „Berliner Tageblatt" abgestempelt haben. Deutsch und modern ist wohl nur, was den Leuten um Mosse gefällt? So läßt sich wenigstens die Geschichte jetzt an. Wir werden nicht versäumen, der Entwickelung des Konkurrenzkampfes zwischen Kürschner und Neumann-Hofer, als einem nicht zu unterschätzenden Symptom moderner Spekulations-Litteratur auf Aktien — und der Gutmütigkeit und ästhetischen Wurstigkeit des deutschen Volkes unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

„Neue Revue." (Wiener Litteratur-Zeitung.) Herausgeber: Heinrich Osten, Dr. Edmund Wengraf.

Die von Dr. A. Bauer begründete Wiener Litteratur-Zeitung hat von ihrem fünften Jahrgang an eine Titel- und Formatänderung beliebt. Hinsichtlich des Inhalts scheint sich nichts ereignet zu haben. Wir würden bedauern, wenn die Bemühungen der Deutsch-Österreicher, eine moderne Zeitschrift ernsthafter Gattung zu festem Gedeihen zu bringen, sich auch in diesem Falle wieder als fruchtlos erwiesen. Wir empfehlen die „Neue Revue" der thatkräftigen Unterstützung aller vorwärts strebenden Geister.

„Alldeutsche Blätter." Mitteilungen des allgemeinen deutschen Verbandes. Verantwortlicher Leiter: Johannes Fründt, Berlin. Jährlich 52 Nummern. Preis 4 Mk.

Die Deutschen in Nordamerika haben dem Ehrenmitgliede des Verbandes, Reichskommissär Dr. Karl Peters, bei dessen jüngster Anwesenheit in Nordamerika den Wunsch ausgesprochen, eine allgemeinere, breitere Grundlage für ihre Mitarbeit in den Satzungen des Verbandes zu gewinnen. Diesem Wunsche Rechnung tragend, hat der Vorstand am 10. Dezember 1893 beschlossen, folgendes als allgemeinen Grundsatz des Verbandes anzuerkennen:

„Der allgemeine deutsche Verband erstrebt Belebung der deutschnationalen Gesinnung auf der ganzen Erde, Erhaltung deutscher Art und Sitte in Europa und über See und Zusammenfassung des gesamten Deutschtums.

„Die Gruppen des allg. deutsch. Verbandes in den einzelnen Ländern entscheiden für sich, mit welchen Mitteln, ihren besonderen Verhältnissen entsprechend, diese Ziele anzustreben sind."

Es wäre in der That an der Zeit, der schlaffen, offiziellen Wirtschaft durch positive, zielbewußte Arbeit im Sinne charaktervollen Deutschbewußtseins ein Ende zu machen, statt durch reichschauvinistische Renommisterei und unterthänigste Schweifwedelei, durch leere Biedermeierei und lieblose, reaktionäre Antisemiterei und andere Armseligkeiten kulturwidriger Observanz die großen nationalen Ideale verhunzen und verschrumpfen zu lassen. XYZ.

Alles was recht ist. Unserm langjährigen Mitarbeiter O. J. Bierbaum scheint seine neue Redaktions-Herrlichkeit an der „Freien Bühne" etwas zu Kopf gestiegen zu sein. Gleich im ersten Hefte seines Blattes bricht er die Gelegenheit vom Zaune, mit dem Herausgeber der „Gesellschaft" streitbar anzubandeln. Er wirft dem fröhlichsten aller Kritiker vor, daß er „Gallenergüsse" verübt und (im Dezemberheft der „Gesellschaft") „seinem Ärger über die jüngste Entwickelung der Lyrik" Luft mache. Und der Beweis? Weil Conrad über die Prosagedichte der talentvollen Anna Croissant-Rust einige unverbindliche Bemerkungen veröffentlicht und gelegentlich von „Lyrikknaben" gesprochen hat, die ihm mit ihren

„anderthalb neuen Tönen zuweilen alt, schlaff und widerwärtig" vorkommen. Für Bierbaum sind also die so gezeichneten Lyrikerchen und das sehr fragwürdige Opus „Gedichte in Prosa" der Frau Croissant gleichbedeutend mit der „jüngsten Entwickelung der Lyrik"? Das Greisenhafte, Schlaffe, Widerwärtige, das sich in manchen allerjüngsten Versprodukten breit macht, ist für den guten O. J. Bierbaum genau so heilig und unverletzlich wie die „Gedichte in Prosa" der Frau Croissant? Und wer davor nicht niederfällt und anbetet, der ist ein galliger Ärgerling? Alles ist sakrosankt, was die jüngste Entwickelung der Lyrik druckerschwärzlich ans Licht gebracht hat — und wer anderer Meinung ist oder sich eine kritische Auslese erlaubt, der dringt sich bei der „jungen Generation" um Dank und Ruhm? Mit der jungen Generation hat die lyrische Unfehlbarkeit den Thron bestiegen und es begeht ein Majestätsverbrechen, wer kritisch daran rührt? Wir müssen alles glauben und anbeten, was das lyrische Papsttum der „jungen Generation" uns zu glauben und anzubeten vorstellt? — Alles was recht ist, aber das ist der purste Schwindel. Damit sollte man doch die Leser der „Freien Bühne" verschonen. Man kann ja auch auf weniger abnorme Weise humoristische Wirkungen erzielen und vom hohen Olymp des Redaktionsstuhls herab die Völker amüsieren, vom Aufgang bis zum Niedergang. Wenn man's doch einmal auf das Zwerchfell und nicht auf die Galle abgesehen hat, wie O. J. Bierbaum auf seinen neuen kritischen Streifzügen ebenso eindringlich wie glaubwürdig versichert. Also lacht, Freunde! Von Herzen laßt uns lachen! Ein heiliges Gelächter erschalle! Und ein für allemal zum Schlusse dieser Sache: So wenig wir der „Freien Bühne" oder sonst einem öffentlichen Organ das Recht der Kritik beeinträchtigt sehen möchten, so wenig lassen wir uns eine Beschränkung unserer Freiheit des Urteils gefallen. Was den speziellen Fall der Frau Croissant betrifft, so möge sich O. J. Bierbaum daran erinnern lassen, daß die „Gesellschaft" diese Schriftstellerin in die Litteratur einführte und jahrelang ihren Produkten Gastfreundschaft gewährte zu einer Zeit, wo sich für diese Dame weder ein Blatt, noch ein Verleger, noch ein kritischer Ritter à la Bierbaum im weiten Umkreis des deutschen Schrifttums fand. Damit ist für uns die Bierbaumsche Anzapfung erledigt.

XYZ.

Malerei.

Hermine von Preuschen in Rom. In dem Kasino auf dem Pincio hat Hermine von Preuschen (Frau Konrad-Telman) eine Ausstellung von einigen siebzig Skizzen und Gemälden veranstaltet, die täglich zahlreiche Besucher anzieht. Die Virtuosität der Künstlerin als Blumenmalerin ist allbekannt; auf diesem Felde dürfte sie kaum übertroffen werden, an Glanz und Pracht der Farbe werden sie nur wenige erreichen, ebenso wie sie in der Anmut und Eigenartigkeit der Anordnung ihrer Stillleben unübertroffen dasteht. Dazu hat sie diese Ausstellung ihrer Bilder zwischen Palmen und Blumen, im Gartenhaus auf sonniger Höhe, so geschmackvoll, so leicht und anmutig geordnet, daß man sich wie in einen kleinen Zaubergarten gebannt fühlt, aus dem man nicht wieder los kann. Namentlich konnte ich mein Auge nicht losreißen von dem Farbenzauber des Bildes, das sie das Lager der Kleopatra benennt; es ist ein üppiges Lager auf goldglänzendem Bronzegestell, bedeckt mit weichen Fellen und prächtigen Decken, überschüttet mit köstlichen Blumen, und daneben steht ein Pfau, die Pracht seines buntschillernden Rades stolz entfaltend, strahlend, schimmernd im Wechsel von Goldgrün und tiefem, sattem Blau — es scheint kaum möglich, daß die Kunst solche Farben der Natur ablauschen kann. In leuchtender Farbenpracht strahlen ihr Amaryllis, ihre wundervollen Korndlumen und Nelken, und aus einem üppigen Kranz

von rotem Mohn und lila und weißen Chrysanthemen blickt der Traumgott, ein grünlicher Bronzekopf, hervor. Sehen wir darauf aber, wie viel die Künstlerin mit wenig Farben zu erreichen vermag: da hängt ein weißer Hahn mit losem, lustigem Gefieder und daneben steht eine Schale mit Eiern, das eine ist aufgeschlagen, das Dotter schwimmt und zittert förmlich im Weißen, und daneben das Küchenstillleben, ein paar Zinn- und Kupfergefäße, einige grüne Ranken an der Wand, auf dem Tisch davor eine Masse gelber Glaskirschen, und das alles so leicht, so natürlich, zum Greifen lebendig und plastisch, reizend in seiner Einfachheit. Gleich am Eingang hängt ein Brett mit drei Schlüsseln daran: kunstvolle alte Schlüssel mit verschlungenen Griffen und verschmitzten Bärten von funkelndem Stahl — ein Künstlerscherz!

Das Hauptstück der Ausstellung aber ist die Lebenssphinx, in ihrer Phantastik an Böcklin erinnernd. Auf einer stillen, tiefen, grünlich schimmernden Bucht schwimmt ein kleiner Kahn heran zu den Klippen im Vordergrunde, auf denen die Sphinx ruht mit dem Löwenleib, den Oberkörper des Weibes vorgebeugt, das Gesicht mit den ausgestreckten Armen bedeckt, hinter ihr träumerisches Waldesdunkel, in dessen dichtem Grün sich das Auge verliert, unten an den Klippen schwebende und rastende Möwen. Das Landschaftliche des Bildes, Bäume und Wasser, Vögel und Blumen, ist wunderschön, im höchsten Grade stimmungsvoll, aber die Sphinx selbst? — Wir fragen uns, ob die Künstlerin dabei nicht über ihr Können hinausgegangen ist, und mehr gewollt, als erreicht hat.

Von dem Gedichte, das dem Bilde beigegeben ist und das dessen Schöpfung angeregt hat, geben wir hier die erste Strophe:

„So tall und wild Du auch ins Weite stürmst,
Im leichten Kahn mit windgestrafftem Segel,
Bei jeder neuen Welle weißem Kopf
Ein Jauchzen Dir van Jugendlippen bricht,
So toll und wild Du nach den Sternen haschst
Bei jedem Funken, der vam Himmel sprüht,
Gewähr für Deine kühnsten Thaten hoffst,
Das Dreigestirn von Glück und Ruhm und Liebe;
„Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit, — Dein Kahn
Er findet endlich doch die stille Bucht,
Darin, umsäumt von mächtigen Cypressen,
Auf starren Klippen ruht die Lebenssphinx."

Eine Reihe von Skizzen, die größtenteils in diesem Sommer entstanden sind, bekundet, daß die Künstlerin sich in letzter Zeit dem Studium der Landschaft mit Erfolg zugewendet hat und auf diesem Gebiet dem modernen Verismus huldigt. Manche dieser goldig durchsonnten Baumpartien haben einen ganz eigenen Reiz.

Th. H. (R.)

Über ein neues Werk Max Klingers, das die Kunst der reinen Empfindung, die Musik in Gestalten zu bringen sucht, berichtet Dr. O. Bie in der „Deutschen Musikztg". Max Klinger hat soeben ein neues Kupferwerk vollendet, in welchem, wie vielleicht noch niemals, die malerische Kunstseele sich mit der musikalischen zu einer tiefen Einheit verbunden hat. Es sind die „Brahms-Fantasien". Karl Söhle macht darauf aufmerksam, daß Klinger schon früher phantastische Titelblätter zu verschiedenen Brahmsschen Liedern lieferte und auch in den Intermezzi, „den Manen Robert Schumanns gewidmet" seine musikalische Natur offenbarte. Klinger ist bei aller persönlichen musikalischen Bescheidenheit ein genauer Kenner der Tonkunst, welche seinem Wirken ja in der Seele verwandt ist. Seine Brahms-Fantasien umfassen 37 Blätter und umgeben in größeren und kleineren Kompositionen, in gemäldebreiten Vignetten und eigenartigen Randleisten die Lieder „Es kehrt die dunkle Schwalbe" — „Sehnsucht" — „Am Sonntag Morgen" — „Feldeinsamkeit" und das „Schicksalslied". Besonders die Radierungen zu letzterem stehen an lyrischer Fantasie in der ersten Reihe aller deutschen Kunst, zumal sich Klinger nicht eng an die Hölderlinschen Gedanken hielt, sondern z. B. auch Prometheus- und Gi-

ganten-Episoden einflocht. Man kennt die Art Klingers. Äußerster Realismus innerhalb des weitesten fantastischen Rahmens — Riesenharfen, dämonische Sirenen, klavierspielende Menschen, Wetterwolken und Meeresstürme, träumende Jünglinge, zarte Landschaftsstimmungen, blendende Lichtwirkungen, Fabelwesen mit Menschenseelen: so geht es ineinander, aber organisch und von springender Lebenswahrheit. Kann ein Poet so den musikalischen Gehalt eines Brahmsliedes übersetzen, wie es Klinger mit seinen Zeichnungen kann, in einem einzigen Augenblicke?" **

Berliner Elite-Ausstellung. Der jugendfrische Aufschwung der Münchener Kunst hat in den letzten Jahren in der öffentlichen Meinung das Ansehen der Kunst der Reichshauptstadt vielfach so bedenklich in Frage gestellt, daß die Führer der Berliner Künstlerschaft sich zu einer ganz außergewöhnlichen Veranstaltung entschlossen haben. Sie wollen durch die Ausstellung einer besonders ausgewählten Anzahl von Kunstwerken das erschütterte Vertrauen wiedergewinnen. Die „Elite-Ausstellung der Akademie der Künste, welche zu diesem Zweck ins Werk gesetzt ist, ist für das Berliner Kunstleben ungemein charakteristisch.

Dem ganzen Unternehmen ist natürlich, wie dies in Berlin fast selbstverständlich, ein amtlicher Charakter aufgeprägt. Wo die innere Bedeutung nicht ausreicht, muß der äußere Rang und die äußere Würde nachhelfen. Nur diejenigen Künstler, welche den Titel „Mitglied der Akademie der Künste" führen, sind zu dieser Ausstellung aufgefordert. Nur sie bilden die „Elite". Gewiß hat jede akademische Körperschaft das Recht dazu, ein derartiges Unternehmen auf ihre Mitglieder zu beschränken, aber wenn mit einer solchen Mitgliedschaft so wichtige Vergünstigungen verbunden sind, wie in diesem Falle, dann hat die Welt auch das Recht, danach zu fragen, ob in der That den besten unter den Berliner Künstlern die Mitgliedschaft der Akademie zu teil geworden ist? Ja noch weit mehr. Die Berliner Akademie erwählt in jedem Jahre, wie ähnliche Institute, unter den Künstlern der übrigen Städte Deutschlands und des Auslands ihre auswärtigen Mitglieder. Auch diese sind zu der jetzt veranstalteten Elite-Ausstellung aufgefordert. Natürlich wird man daher auch unter diesen auswärtigen Mitgliedern eine Vereinigung der besten künstlerischen Kräfte der Gegenwart suchen. Aber wie wenig entspricht die Zusammensetzung der Berliner Akademie diesen Ansprüchen! Wie viele unter den führenden Kräften der Kunst des Auslandes fehlen in der Zahl der korrespondierenden Mitglieder, während mancher recht wenig bedeutende Künstler aufgenommen ist. Noch mehr in die Augen fällt diese Willkür bei der langen Liste der Berliner Mitglieder. Wie manches unserer besten und auf einer langen Reihe von internationalen Ausstellungen glänzend bewährten Talente fehlt da! Das einzige System, welches sich bei diesen Wahlen geltend macht, scheint der Wunsch zu sein, daß die alten Herren, welche in der Berliner Kunst das entscheidende Wort führen, möglichst unter sich bleiben und die ihnen unsympathische Neuerungen der jungen Künstlerwelt möglichst von sich fern halten wollen. Ähnlich wie in manchen anderen Epochen der Kunstgeschichte sehen wir zwei völlig verschieden geartete Kunstanschauungen einander bekämpfen. Man möchte die beiden einander gegenüberstehenden Anschauungen den alten und den neuen Farbenglauben nennen, wenn hinter den Farben nicht zugleich auch so völlig von einander verschiedene Weltanschauungen versteckt lägen. Wer das Schlachtfeld in diesem Kampfe der Jungen gegen die Alten behauptet, ist keineswegs immer ausgemacht. Als Rembrandt in seinen Bildern und Radierungen das Evangelium einer neuen Poesie des Lichtes und der Farbe verkündete, behaupteten den Kampfplatz die Akademiker der alten Schule. Die öffentlichen

Aufträge und die öffentliche Anerkennung sind fast ihnen allein zu teil geworden. Ähnlich ist es auch in dem Kampfe bestellt, welchen die Künstler jetzt bei uns in Berlin ausfechten. Auch der Ausfall dieser Eliteausstellung wird daran nichts ändern. Die jungen Künstler und ihre Freunde mögen noch so sehr über den greisenhaften Zug spötteln, welcher in dieser Ausstellung zum Ausdruck kommt — die alten Herren und ihr Anhang weisen lächelnd auf die ein bis zwei Dutzend Bilder von Bedeutung in den Sälen der Akademie und sagen triumphierend: das ist unsere Kunst, und ist die nicht vortrefflich?

Der Verfasser dieser Zeilen ist weit davon entfernt, ein Kunstwerk nur deshalb zu rühmen, weil dasselbe einer der neuen Schulen angehört, oder umgekehrt ein Werk deshalb herabzusetzen, weil dasselbe in dem künstlerischen Charakter früherer Jahrzehnte ausgeführt ist. Wer durch Studium und Beruf den künstlerischen Entwicklungsgang der hauptsächlichen Kulturvölker von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart vor Augen hat, weiß, welche Umwälzungen der Begriff des Schönen in der Geschichte der Menschheit erfahren hat. Welcher Generation in diesem unablässigen Ringen die Palme gebührt, wird ernstlich niemand zu entscheiden wagen. Denn wer von uns vermag heute z. B. das Ende der jetzt mit so glänzenden Hoffnungen auftretenden neuen Kunstrichtungen vorher zu sagen! Bei der Frage, ob ein Kunstwerk tüchtig oder untüchtig ist, kommt es weniger auf die Schule an, welcher der Künstler angehört; weit mehr ins Gewicht fällt die Frage, ob aus jedem Bilde oder jeder Statue ein eigener künstlerischer Geist des schaffenden Meisters zu uns redet. —

T. R.

Musik.

Anton Bruckner, der greise Wiener Tonmeister (er ist am 4. September 1824 geboren) beginnt nun auch am Berliner Musikhimmel als neuer Stern aufzugehen. Seine beiden großen Werke, die E-Dur-Symphonie (in den Münchener Akademie-Konzerten seit Jahren mit wachsendem Erfolg gespielt) und das Tedeum, erregten bei ihrer ersten Berliner Aufführung im Januar 1894 einen wahren Sturm der Begeisterung. Heinrich Welti kennzeichnete bei diesem Anlasse den alten Meister wie folgt:

„Eine überreiche, lebenstrotzende musikalische Naturkraft tritt mit Anton Bruckner in den Kreis unseres Musiklebens. Möge sie durch die Ursprünglichkeit und Tiefe ihrer Empfindung, durch die reine Naivetät und blühende sinnliche Schönheit ihrer Erscheinung belebend auf das Schaffen und Nachschaffen unserer Tonkunst wirken! Die beiden mit so großem Erfolge aufgeführten Werke entstammen der nämlichen Zeit. Die Symphonie wurde in den Jahren 1883—84, das Tedeum im Jahre 1884 niedergeschrieben, sie sind also Schöpfungen eines sechzigjährigen Mannes, was ihrer Kraft und Frische wohl kein Hörer angemerkt hat. Nachdem Hofkapellmeister Levi in München zuerst den neuen unbekannten Symphoniker auf den Schild gehoben, versuchte Klindworth, ihm auch in Berlin die gebührende Achtung zu verschaffen. Leider blieb sein redliches Bemühen ohne Erfolg, und erst seit der ebenfalls durch Siegfried Ochs ermöglichten Aufführung des Tedeums, bei der Tonkünstler-Versammlung des Jahres 1891, ist die Brucknerfrage für Berlin eine brennende geworden. Die Aufführungen vom 6. und 8. Januar 1894 haben sie der Lösung entgegengeführt: Bruckners Name ist jetzt mit unverlöschlichen Zügen in die Geschichte des Berlinischen Musikwesens eingezeichnet. Das bedeutendste der beiden Werke ist sicherlich die E-Dur-Symphonie. Sie ist die siebente und vorletzte, die Bruckner geschaffen und darf als sein „Meisterwerk" im eigentlichsten Sinne gelten. Häufigere Aufführungen des umfangreichen und schwierigen Werkes werden dies erweisen und namentlich auch das Verständnis für die in freierem Stile ge-

stalteten und deshalb schwerer zu erfassenden beiden Außensätze erschließen. Ein Tongedicht von so überirdischer Schönheit und Weihe wie das große (20 Minuten dauernde!) Adagio, ein symphonischer Satz von so fester Gedrungenheit wie das Scherzo, mußten natürlich schon beim ersten Male „einschlagen". Die Aufführung der Symphonie durch die königl. Kapelle war eine mustergültige, und wir können nur wünschen, daß Herr Dr. Muck, der damit sein Meisterstück als Konzertdirigent geliefert hat, sie bald wiederholen möge."

Bei dieser Gelegenheit bespricht Heinrich Welti noch zwei andere „Moderne", die gleichzeitig mit Bruckner auf dem Programm standen: Hugo Wolf (echtes Österreicher-Blut) und den rasch berühmt gewordenen Eugen d'Albert. Von Hugo Wolf hat unsere „Gesellschaft" bereits vor fünf Jahren in Ausdrücken höchster Bewunderung zu berichten gewußt, für die Berliner Presse scheint er eine neueste Entdeckung zu sein. Welti schreibt:

„Unter den vorgeführten Kompositionen Hugo Wolfs (geboren am 13. März 1860), eines feinsinnigen und geistreichen Liederkomponisten, erregte namentlich die Ballade „Der Feuerreiter" auf Mörikes herrliches Gedicht die lebhafteste Teilnahme. Es ist ein überaus kühn entworfenes, glänzend ausgeführtes Tongemälde. Am besten zeichnet die Art des jungen Tondichters das zur Wiederholung verlangte „Elfenlied" für Sopransolo, Frauenchor und kleines Orchester. Es ist dasselbe Gedicht, das Mendelssohn für den „Sommernachtstraum" komponiert hat. Wolfs reizvolle Tondichtung verhält sich zu dem berühmten älteren Stücke etwa wie eine impressionistische Farben-Symphonie von Whistler zu einem hübschen Bildchen von — Bode. Auch Wolf wurde von der Hörerschaft mit großem Beifall ausgezeichnet. Wir kommen gelegentlich auf den jungen Liedermeister ausführlicher zu sprechen. Ganz anderer Art als diese Schöpfungen der „Moderne" ist die neueste Arbeit Eugen d'Alberts: „Der Mensch und das Leben" für sechsstimmigen Chor und Orchester. d'Albert folgt seinem Vorbilde Brahms in ebenso gemessener Entfernung, wie sein Dichter, Otto Ludwig, in diesem Stücke antikisierender Gedankenlyrik dem größeren Hölderlin gefolgt ist. Seine Komposition, die jedenfalls bald Repertoirstück größerer Chorvereine wird, erfreut durch die Gediegenheit der Arbeit und wirkt durch den Ernst der Auffassung und den Reiz des Gegensatzes, allein es fehlt ihr etwas, der lebendige Fluß und die Klangschönheit." T. R.

Vermischtes.

Kaiser Wilhelm II. und die vaterländische Kunst. Der „Reichsanz." veröffentlichte folgenden königlichen Erlaß an den Kultusminister an des Kaisers 35. Geburtstage: „Zur Förderung des Studiums der klassischen Kunst unter den Künstlern Deutschlands will ich aus Meiner Schatulle einen Preis von 1000 Mark jährlich stiften. Diesen Preis werde Ich an Meinem jedesmaligen Geburtstage demjenigen Künstler verleihen, welcher aus einer von Mir ausgeschriebenen Konkurrenz als Sieger hervorgehen wird. Sowohl die Stellung der Aufgabe als auch die Verleihung des Preises behalte Ich Mir Selbst vor. Als erste Aufgabe stelle Ich: Die Restauration des in Meinen hiesigen Museen aufgestellten pergamenischen Frauenkopfes. Über Ausschreibung und Einrichtung der Konkurrenz erwarte Ich baldigst Ihre näheren Vorschläge. Berlin, den 27. Januar 1894. Wilhelm R."

Hierzu bemerkt Friedrich Lange in der „Täglichen Rundschau":

„Wir dürfen keinen Zweifel darüber lassen, daß uns dieser Entschluß in anbetracht seines Zweckes überrascht, und daß er uns irre macht in dem bisher festgehaltenen Vertrauen, die beginnende und sich auf allen Gebieten schon mächtig regende Deutschbewegung werde an dem Willen des Kaisers ihre feste Stütze finden. Be-

gründet wurde dieses Vertrauen durch die Worte, welche der Kaiser vor der sogenannten Dezemberkonferenz sprach: „Wir wollen junge Deutsche erziehen, nicht junge Griechen und Römer.“ Nun wohl, seitdem hat das höhere Schulwesen thatsächlich den Gang auf das Deutschtum begonnen. Auch im Gebiete der Kunst und Dichtung regt sich, für den Tieferblickenden schon deutlich erkennbar, deutsches Wesen von Tag zu Tage sicherer und selbstbewußter. Wenn auch das klassische Altertum heute noch überall an staatlichen Tischen die fettesten Stellen hat, die Richtung der Zeit dringt dennoch immer deutlicher zunächst in die Anerkennung der Kunstbegeisterten und Deutschempfindenden vor, das klassische Altertum dagegen sinkt schon fühlbar aus dem allgegenwärtigen Bewußtsein der Zeitgenossen in größere Ferne. Alles weist auf eine neue Kunst, welche ihren Rückhalt in nationalem und modernem Empfinden sucht. Gegen diese Veränderung, die uns gesund und wünschenswert erscheint, die der Kaiser selbst durch seine Worte mächtig gefördert hat, scheint nun jene Stiftung Gegendampf geben zu wollen. Wir bedauern das, nicht, weil wir glaubten, daß die naturnotwendige Kulturbewegung unsrer Zeit dadurch in Wirklichkeit einen anderen Kurs bekommen würde, denn diese Bewegungen sind mächtiger, als irgend eine Menschenkraft, sondern weil wir wünschen, daß die Bedürfnisse des Deutschtums und der modernen Zeit an unserm Kaiser auch fernerhin einen aufmerksamen und führenden Schirmherrn behalten möchten. Eine Stiftung zum Studium nationaler Kunst hätten wir mit Jubel begrüßt.“

Wir stehen nicht so wählerisch dem Geschmack der kunstfördern-wollenden preußischen Könige gegenüber wie Friedrich Lange. Schon die ausgeworfene Prämie — man vergleiche doch damit die Preise, die für Mustерochsen, Rassehunde und anderes Zuchtvieh von hohen und allerhöchsten Stellen ausgesetzt zu werden pflegen! — erfüllt uns mit vergnüglichen Gefühlen. Wir wollen einmal abwarten, wie viele wirkliche Künstler sich in diesen kaiserlich inscenierten Wettkampf stürzen werden, um den ausgegrabenen klassischen Köpfen und Töpfen und ähnlichen Herrlichkeiten die fehlenden Nasen, Ohren, Henkel und andere edle Körperteile anzupappen. Wir vermuten, daß diese olympischen Spiele à 1000 Mark Reichswährung nicht sehr aufregend ausfallen werden.

Fabian Sebastian.

. Zum Kapitel „Das lächerliche Berlin.“ In der „Köln. Ztg.“ lesen wir: „Die persönliche Dienststellung der Lehrer an unseren preußischen Hochschulen, ihre Einkommen- und Rangverhältnisse, ihre Rechte und Pflichten innerhalb der Fakultäten sind mit einer großen Zahl von veralteten Zöpfen ausgestattet, deren endliche Beseitigung ein dringendes Bedürfnis ist. So hören wir neuerdings, daß der Professor Heubner, der in Leipzig ordentlicher Professor war und als Nachfolger Henochs auf den Berliner Lehrstuhl für Kinderheilkunde berufen wurde, diesem Rufe nahezu nicht gefolgt wäre, weil die medizinische Fakultät der Berliner Hochschule dem Lehrer der Kinderheilkunde nicht Sitz und Stimme in der Fakultät einräumen will. Sie hat bereits vor mehreren Jahren dem Geheimrat Henoch, trotz seiner großen wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung, das Ordinariat abgelehnt, sie kann und will es auch nicht seinem Nachfolger einräumen; er muß sich wie sein Vorgänger mit einer außerordentlichen Professur begnügen. Wie wir ferner hören, gilt dieser Gebrauch auch noch für eine Anzahl weiterer Lehrstühle von ärztlichen Spezialfächern. So können — nicht bloß in Berlin, sondern an allen preußischen Universitäten — bisher die Lehrer der Ohren-, Nasen-, Haut- und Kehlkopfkrankheiten nicht ordentliche, sondern nur außerordentliche Professoren werden, obwohl zu einer solchen Scheidung

nicht der geringste berechtigte Grund vorliegt."

Ferner: Die „Tägliche Rundschau" giebt in ihrer Unterhaltungsbeilage zu Nr. 4 des Jahrg. einer Warnung vor dem Ergreifen des höheren Lehrfaches Raum mit dem Hinweise, daß es sich hierbei um thatsächlich vorhandene Übelstände handle. Der Vollständigkeit wegen gestatte ich mir, darauf hinzuweisen, daß trotz der anerkannt großen Notlage unserer Kandidaten, von denen einige bereits 10 Jahre auf ihre Anstellung warten, die preußische Unterrichtsverwaltung aus Sparsamkeitsrücksichten damit umgeht, die Stundenzahl der Oberlehrer zu vermehren, um die bisher verwandten Hilfskräfte entbehrlich zu machen oder die Zahl der Oberlehrerstellen zu vermindern. Es wird also ein Teil der zur Zeit durch kärgliche Besoldung vor der schlimmsten Not geschützten Kandidaten entlassen und dem Elend völlig preisgegeben werden. Man kann darüber streiten, ob eine Mehrbelastung der Lehrer im Interesse der Schule ist. Aber für diese Maßregel einen Zeitpunkt zu wählen, in welchem über 1700 Kandidaten der Anstellung als einer Erlösung aus drückender Not entgegenharren, ist eine Grausamkeit, die eines Kulturstaates unwürdig ist. Sie ist aber auch ebenso unklug. Wollte der preußische Staat für die unzufriedenen Massen Führer züchten, er brauchte nicht anders zu handeln. —

Aus dem barbarischen Bayerlande wird in dieser Angelegenheit an die „Tägliche Rundschau" geschrieben:

„Im Anschluß an Ihre Mitteilungen über die schlechten Aussichten der Kandidaten des höheren Schulamts in Preußen ist es für die Betroffenen vielleicht von Wert, zu erfahren, daß in Bayern ein Mangel an Aspiranten für die höhere Mathematik und Physik, sowie für deutsche Geschichte und Geographie (an Realschulen) sich fühlbar macht. Notwendig ist allerdings die Ablegung des leichteren bayerischen Examens. Da es im Oktober jeden Jahres stattfindet, so wäre den preußischen Kandidaten zu raten, das sechste Semester an der Münchener Universität zu verbringen. Die Anstellung als Assistent (mit etwa 1500 Mk.) ist sofort nach bestandener Prüfung zu erwarten; sie wird unmittelbar vom Ministerium erledigt. Die Wartezeit bis zur Ernennung zum Gymnasial- oder Reallehrer (Anfangsbezug 2460 Mark, nach fünf Jahren 3180 Mark) richtet sich nach den Erledigungen; zur Zeit besteht die Anwartschaft, nach 3 bis 5 Jahren diese pragmatische Stellung zu erlangen mit Anspruch auf sieben Zehntel des Gehalts als Pension während der ersten 10 Jahre, bis zum 20. acht Zehntel, später neun Zehntel."

Na also!

Ein anderes Stückchen: In der Elite-Ausstellung der Berliner Akademiker ist auch eines von Arnold Böcklins Meisterwerken zu sehen; jene herrliche Darstellung eines auf dem Einhorn durch die Waldeinsamkeiten reitenden holden Weibes, die unter dem Namen „Das Schweigen im Walde" bekannt ist. Der Berliner Berichterstatter der „Düsseldorfer Zeitung" schreibt darüber seinem Blatte: „Damit es auch auf dieser Ausstellung nicht an Abgeschmacktheiten fehlt, hat sich der jetzt in Florenz lebende Arnold Böcklin eingestellt; er, der meist nur schillernde See-Ungeheuer malt, hat sich diesmal mit seiner Kunst aufs Trockene begeben und eine „Waldeinsamkeit" geschaffen. Unter den Symbolikern würden wir Böcklin vielleicht den ersten Preis zuerkennen; hier unter ernsten Künstlern wirken die phantastischen Figuren und Farben und die ganze Komposition abstoßend." (!) Ein Kommentar dieser echt Berliner „Kritik" ist wohl überflüssig.

Weiter! Das „Atelier" schreibt zur Lage in Berlin: „Nachdem kurz vor Jahresschluß die Ausstellungskommission für die Berliner 1894er Kunstausstellung gewählt

worden ist, ergiebt sich schon jetzt die überraschende Thatsache, daß die Mehrheit in dieser Kommission gegen die Teilnahme der Sezessionisten an unserer nächsten Ausstellung ist. Wir wollen augenblicklich nicht entscheiden, ob mehr Mangel an Einsicht, Brotneid oder persönliche Interessen aus dieser Absicht sprechen, sie ist aber ein Symptom mehr für die Kurzsichtigkeit, welche sich fast bei jeder Gelegenheit in der Berliner Künstlerschaft zeigt. Daß eine reichshauptstädtische Künstlervereinigung sich auf den Standpunkt rein persönlicher Interessen einfach nicht stellen darf, daran scheinen hier leider wenige Künstler zu denken; auch scheint es schon vergessen zu sein, daß die vorjährige Ausstellung nur durch die Teilnahme der Sezession bedeutungsreich geworden ist. Es könnte doch einmal ein Sommer kommen, wo der Ausstellungspark nicht als besucherlockendes Zugmittel mitwirkt, und dann wird man vielleicht an seinem Geldbeutel fühlen, daß solche Ausstellungskommission ein schlimmer Feind der Berliner Künstlerschaft ist. Wir brauchen die Münchener Sezession, die uns neue Kunst und die Namen großer Künstler bringt, in Berlin notwendig. Darum sei bei Zeiten auf die vielleicht für selbstgewisse „Künstler" nicht existierende, vom kunstverständigen Publikum aber sehr wohl zu begreifende Gefahr aufmerksam gemacht." — Soweit das Berliner Kunstblatt. Von unserem Münchener Standpunkte können wir es nur begrüßen, wenn die Sezessionisten gerade in diesem Jahre ihre ganze famose Kraft in München konzentrieren. Die Herren Berliner, Wiener und Antwerpener sollen nur nach München kommen, wenn sie von Münchener Kunst einen rechten Begriff bekommen wollen!

Auch der Wolf im Schafskleid oder das Schaf im Wolfskleid, so im „Zeitgeist" des Berliner Tageblattes als Litteraturkritiker sein Wesen treibt, gebärdet sich wie dazu geschaffen, die Komik des reichsstädtischen Kulturbildes für das nichtberlinische Deutschland zu erhöhen. Das ernsthafte, bewundernswerte Berlin wird noch seine liebe Not haben, mit diesem lächerlichen und verächtlichen Auch-Berlin fertig zu werden. Vielleicht thut der bekannte alte Herrgott noch mal ein Wunder und läßt dem Augiasstall an der Spree einen Herkules erstehen — mit oder ohne Reichspatent. XYZ.

Aus dem Lebensbericht eines pensionierten deutschen Offiziers, ein Beitrag zur Herrlichkeit des großpreußischen Reiches und seines Militarismus:

„Nach 24jähriger Dienstzeit, während welcher ich an den Kriegen 1866 und 1870 teilnahm, mit dem Eisernen Kreuz dekoriert (wie es in dem Zusendungsschreiben lautet, „wegen Bravour und Ausdauer in der Schlacht von Gravelotte"), mußte ich, infolge der Strapazen felddienstunfähig geworden, als Kriegsinvalide um meinen Abschied bitten, welcher mir mit allen Ehren und „mit Aussicht auf Anstellung im Civildienst" (dies soll als besondere Vergünstigung gelten!) erteilt wurde. Jene „Aussicht auf Anstellung im Civildienst", über welche natürlich jeder Verabschiedete anfänglich hoch erfreut ist, ist eine leere Phrase. Sie führt zu nichts, als zu endlosen Täuschungen! Jeder wünscht und glaubt, sich noch dem Vaterlande nützlich machen zu können; man bewirbt sich bei allen erdenklichen Behörden, setzt sich oft tiefen Demütigungen aus und erhält im günstigsten Falle den Bescheid, die Bewerbung werde notiert werden, allerdings hinter so und so viel Hunderten, während die Zahl der zu besetzenden Stellen eine verschwindend kleine sei. Ich glaube sicher, daß von je hundert verabschiedeten Offizieren es wohl kaum Einem glückt, eine solche Anstellung zu erhalten. Bei vielen Behörden erhält man sogar den Bescheid: „Wir ziehen ausgediente Unteroffiziere vor," oder „wir nehmen nur Studierte," oder selbst „wir engagieren nur Nichtmilitärs". Unzählige Bewerbungsschreiben, kostspielige Reisen behufs

persönlicher Vorstellung, Probedienstleistungen ohne Entgelt führen zu nichts, als zur Enttäuschung und schließlich zur Verzweiflung. So erging es auch mir. Beim Abschied war mir fest ein Bezirkskommando versprochen — ich erhielt es nicht; darauf bereitete ich mich unter Belobigung dreiviertel Jahre im Verwaltungsdienste vor — da kamen Bestimmungen, welche den Nichtstudierten jede Aussicht auf die von mir ins Auge gefaßte Anstellung benahmen. Darnach wurde ich zu dem vakanten Posten eines höheren Verwaltungsbeamten warm empfohlen, derselbe ward mir vom Minister selbst fest zugesichert — die Regierung übertrug ihn jedoch einem von sieben studierten Bewerbern. Um viele andere Stellen bewarb ich mich, bis ich von einem Privatinstitut angenommen wurde. Daß ich hinreichende Befähigung besaß, geht wohl daraus hervor, daß ich vom Tage meines Eintritts ab, und zwar ein recht ansehnliches, festes Gehalt erhielt, auch vielen, sehr vielen Personen Anstellung und Verdienst verschaffte. In dieser von seiten des Instituts unkündbaren Stellung verblieb ich eine Reihe von Jahren — da traf dasselbe Bestimmungen, welche mich mit meinen Gesinnungen als Offizier in Konflikt brachten, und ich hielt es für meine Ehrenpflicht, freiwillig auszuscheiden.

Seitdem habe ich andauernd und vergeblich mich bemüht, einen Nebenverdienst zu erlangen. Und doch wäre ich im Hinblick auf die Meinigen gern bereit, selbst Abschreiberdienste zu leisten, vorausgesetzt, daß ich sie im Hause und ohne Wissen anderer Leute ausführen könnte. Bei früheren, jetzt in den höchsten Stellen befindlichen Vorgesetzten begegnete ich nur Achselzucken, trotz aufrichtiger, herzlicher Teilnahme. Der Posten eines Kommunalbeamten, zu welchem ich von der vorgesetzten Behörde selbst empfohlen war, wurde mir aus gewissen Rücksichten nicht übertragen. Und als ich einen anderen höchstgestellten Beamten bat, mich in irgend einer gut scheinenden Weise zu beschäftigen, insbesondere in einem gerade vakanten Posten, mit welchem ein recht bedeutendes Gehalt verbunden war, wurde mir der Bescheid, meine Stellung als Offizier sei ein Hindernis; solche Stellen seien nur für ausgediente Unteroffiziere bestimmt. Und wie gern hätten, ebenso wie ich, hunderte von pensionierten Offizieren solchen Posten mit Kußhand genommen! Wäre es nicht bei einigem guten Willen wenigstens einer von den erwähnten einflußreichen Persönlichkeiten möglich gewesen, hier wirkliche Hilfe zu bringen? Ja, wenn nicht das leidige „laisser aller“ wäre! Der pensionierte Offizier gehört eben zu den Toten.

Meine Invalidenpension ausschließlich Kriegszulage beträgt 3000 Mk., Vermögen habe ich nicht, es ist mir auch durch meine Gattin keins zugefallen. Während meiner ganzen Dienstzeit habe ich mich ohne einen Pfennig Zulage durchschlagen müssen und es dabei doch verstanden, in anständiger Weise allen Anforderungen meines Standes nach außen hin gerecht zu werden. Die Zeiten sind aber andere geworden, und wie ich nun mit Frau und vier Kindern verschiedenen Alters bei den Ausgaben für den Schulbesuch und den Unterricht von drei derselben, bei einem Steuerbetrag von 120 Mk., und (da meine Frau und Kinder auf die Wohltaten des Reliktengesetzes keinen Anspruch haben, weil ich erst nach erfolgter Pensionierung heiratete), bei einer Lebensversicherungsprämie von 300 Mark jährlich in Not und Sorgen lebe, ist leicht zu ersehen. Und dabei das drückende Gefühl mit sich herumzutragen, daß meine Lebensgefährtin und meine Kinder bei meinem voraussichtlich nahen Tode vollständig vis-à-vis du rien stehen werden! Zum Glück beziehe ich, was anderen Invaliden nicht zur Seite steht, noch eine kleine Nebeneinnahme von 1200 Mk., sonst wüßte ich ja überhaupt nicht, wie ich existieren sollte. Bald 60 Jahre alt, fortwährend von den Folgen meiner Dienstbeschädigung während des Krieges heimgesucht, kann ich gar nicht daran denken, mir durch eine

rationelle Kur Heilung zu suchen oder meinen Zustand durch Pflege einigermaßen zu erleichtern; meine Mittel erlauben es mir nicht einmal, bei Erkrankung der Meinigen, einen Arzt zu Hilfe zu ziehen. Daß nach so vielem vergeblichen Mühen, während ein Jahr nach dem anderen nutzlos verrinnt, schließlich auch der eifrigste Drang zur Thätigkeit erlahmt, und es endlich auch an den nötigen Kräften fehlt, ist gewiß nicht zu verwundern. Und zuguterletzt wird man mich, und nicht mit Unrecht, fragen: Ja, was sollen wir denn noch mit Dir altem Manne anfangen?

Während meine Frau und Tochter es sich nicht nehmen lassen, am Herd und Waschfaß zu arbeiten, muß ich meiner Stellung Opfer bringen, welche sich kein anderer Stand aufzuerlegen braucht, obgleich ich hoffte, durch Umzug in einen kleinen Ort dies verhindern zu können. Wohl wöchentlich werde ich durch Sammlungen zu Kirchen-, Wohlthätigkeitszwecken, Bitten um Unterstützung und dergleichen mehr heimgesucht und muß meinem Stand zuliebe, recht schweren Herzens, beisteuern. Handle ich bei Einkäufen oder verlange ich billigere Waare, so zeigt man mir erstaunte, wenn nicht gar höhnische Gesichter. Wundere ich mich darüber, daß mir das Doppelte wie anderen Leuten abgefordert wird, so antwortet man mir: „Dafür sind Sie auch Offizier, Sie haben ja eine schöne Pension, ohne etwas zu thun zu brauchen, für Sie als Offizier paßt es sich doch nicht, abzuhandeln," und ähnliches.

Wie groß muß nun das Elend derjenigen Kameraden sein, welche ganz allein auf ihre Invalidenpension, und zwar auf eine noch geringere angewiesen sind?" —

XYZ.

Friedrich Lange, der Apostel des reinen Deutschtums und der nationalen Weltanschauung, schreibt in seiner „Tägl. Rundschau":

Die Hoffnung auf eine Wiederbelebung deutschen Wesens — wenn wir uns von aller erkünstelten Schwärmerei fern halten — steht allein auf der Frage, ob im unmittelbaren Empfinden unseres Volkes noch genügende Keime angestammter Rasseart vorhanden sind, welche unter der Herrschaft der manchestertichen Weltanschauung nicht zur Entfaltung kommen konnten, aber sofort sich ausdehnen werden, sobald Luft und Licht freies Wachstum gestatten. Wir persönlich sind überzeugt, daß im Unbewußten unserer Volksseele eine Fülle solcher Kraft noch lebt, und nur darum, weil wir diese Kraft als noch vorhanden erkennen, sind wir überzeugt, daß unser Kampf für das Deutschtum mit einem Siege enden muß. Als einen wertvollen Mitkämpfer in unserem Streben kennen und verehren wir seit langem den Vertreter deutscher Rechtsanschauung Prof. O. Gierke. Welchen Einklang mit unserm unmittelbaren Rechtsempfinden dieser Mann würde schaffen helfen, wenn es ihm gelänge, seine Anschauungen z. B. bei der Gestaltung des bürgerlichen Gesetzbuches durchzusetzen, mögen die Leser aus folgender Darlegung erkennen, die er verfaßte, um eine Eingabe rheinischer Besitzer von Mineralquellen an den Landtag zu unterstützen. Es handelt sich hier um die Abwehr römischer Rechtsanschauung, wonach es auf dem Grundsatze des dinglichen Besitzes jedem Eigentümer eines Nachbargrundstückes erlaubt sein sollte, durch Anbohrung der Mineralquellen auf seinem Grund und Boden dieselben zu sich herüberzuziehen. Es war also bei diesem Anlasse, daß Prof. Gierke folgende allgemeine Gedanken entwickelte:

„Aller Widerstand gegen die gemachten Vorschläge stützt sich zuletzt auf den römischrechtlichen Eigentumsbegriff, aus dem die Vorstellung, daß das Grundeigentum eine bis in den Mittelpunkt der Erde hinabreichende absolute und ausschließliche Herrschaft über ein Stück unseres Planeten von wesentlich gleichartiger Beschaffenheit, wie das Eigentum an einem Geldstück sei, zwar nicht in das Rechtsbewußtsein unse-

res Volkes, wohl aber in die Köpfe vieler Juristen übergegangen ist. In Wahrheit ist aber der deutschrechtliche Eigentumsbegriff bei uns, obwohl zurückgedrängt, niemals erloschen und hat im modernen Recht schrittweise sich neue Gebiete erobert. Der deutschrechtliche Eigentumsbegriff ist kein rein individualistischer, sondern ein sozialer! Wohl gewährt er dem Individuum eine Sphäre persönlicher Freiheit und Herrschgewalt, aber er gewährt sie ihm nur innerhalb der durch die sozialen Anforderungen der Gemeinschaft gebotenen Schranken und in der durch die Gegenseitigkeit aller menschlichen Beziehungen geforderten Gebundenheit. Am wenigsten kann das Grundeigentum nach der Schablone des Mobiliareigentums behandelt werden. Vielmehr macht sich beim Grundeigentum wie hinsichtlich seines Erwerbes und Verlustes, seiner Zerteilung und Vererbung, so auch hinsichtlich seines Inhalts die soziale Gebundenheit in erhöhtem Maße geltend. Es giebt ein Recht des Gebrauches, aber kein Recht des Mißbrauches. Es muß sich in seiner Ausschließlichkeit die mannigfachsten Eingriffe der öffentlichen Gewalt und der Nachbarn gefallen lassen.

Nun ist ja auch für jedermann ersichtlich, daß unsere Rechtsordnung keinen Anstand nimmt, das Grundeigentum einzuschränken, wo das öffentliche Wohl dies fordert. Man braucht nur an die Ausdehnung der Zwangsenteignung, die baupolizeilichen Beschränkungen, den Forstschutz u. s. w., an die gesamte Agrargesetzgebung, Wasserrechtsgesetzgebung u. s. w. zu denken. Die Gegner Ihrer Vorlage geben auch meist zu, daß ein Schutz der Mineralquellen gegen den Mißbrauch von nachbarlichem Grundeigentum angezeigt sei, so weit wegen ihrer Heilkraft oder aus anderen Gründen ein „gemeinnütziges" Interesse sonst gefährdet würde. Vermutlich reicht schon dieser Gesichtspunkt aus, um die Petitionen zu rechtfertigen. Allein keineswegs ist der Nachweis, daß ein unmittelbares Interesse der Gesamtheit auf dem Spiele steht, erforderlich, um das Verlangen nach besserem Schutz der Mineralquellen und Mofetten zu begründen. Denn Schranken des Grundeigentums bestehen auch und müssen bestehen im Interesse der menschlichen Gemeinschaft: zu Gunsten der Nachbarn und der sonstigen Mitbürger, der übrigen Rechtsgenossen. Das Grundeigentum muß solche Einschränkungen dulden, durch die ein geordnetes Zusammenleben der benachbarten Grundeigentümer und der Grundbesitzlosen bedingt wird. Dieses Nachbarrecht gewährt zum Teil die Befugnis zu weitgehenden Eingriffen in die fremde Herrschaftssphäre, — man denke nur an das Recht des Notweges — und verbietet zum anderen Teil die den Nachbarn schädliche Ausnützung der eigenen Herrschaft, — man denke nur an die Beschränkung lästiger Anlagen. Am dringendsten hat sich stets überall da, wo es sich um das kraft seiner natürlichen Beschaffenheit die Grundstücke verbindende fließende Wasser handelt, das Bedürfnis geltend gemacht, das individualistische Eigentum durch das Prinzip einer Gemeinschaft der Beteiligten einzuschränken. . . .

Der Staat als Gesetzgeber dagegen hat einen Ausgleich aller Interessen anzustreben. Denn als Gesetzgeber soll er alle seiner Herrschaft unterworfenen Verhältnisse unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit ordnen. Es ist daher eine geradezu staatswidrige Argumentation, wenn man meint, der Staat habe zu einer gesetzgeberischen Maßregel zum Schutze der Mineralquellen gegen unlauteren Eigennutz von Nachbarn deshalb keinen Anlaß, weil es ihm gleichgültig sein könne, ob der eine oder der andere Private das Wasser fördere und verwerte. Diese Argumentation ist um nichts besser, als wenn man behaupten wollte, der Staat habe keinen Beruf zum Verbote des Diebstahls anderer als öffentlicher Sachen, weil es für ihn gleichgültig sei, ob der eine oder der andere Private eine Sache besitze. Und zuletzt handelt es sich ja auch hierbei um das öffentliche Wohl, um das eigenste In-

teresse des Staates selbst. Justitia fundamentum regnorum. Der Staat selbst leidet Schaden, wenn in der Bevölkerung unlauterer Wettbewerb über redliche Arbeit, und unsittliche Anmaßung über wohlerworbenen Besitz triumphiert.

. . . . Nach meiner Ansicht wird und muß unser deutsches Recht über kurz oder lang ein allgemeines Verbot des unlauteren Wettbewerbes aufnehmen. . . . Innerhalb dieses Rahmens muß nach deutscher Auffassung die soziale Seite des Grundeigentums sich darin äußern, daß die Benutzung des Grundeigentums durch die gegenseitige Achtung der fremden Rechtsverhältnisse beschränkt wird."

Wir haben, wie gesagt, schließt Friedrich Lange, aus der Darlegung des Prof. Gierke nur die Sätze von allgemeiner Bedeutung herausgehoben. Sie genügen aber, um einen Begriff davon zu geben, wie sehr der bisher herrschende römische Rechtsbegriff eine mächtige Förderung für jene Auffassung wirtschaftlicher Verhältnisse gewesen ist, durch welche uns namentlich das Judentum übervorteilt und zu Enterbten (?!) im eigenen Lande gemacht hat. (!) Sie kann ferner dem nachdenklichen Leser zeigen, wie eng die Rückeroberung des deutschen Rechtsbegriffes mit der allgemeinen Wiedergeburt des Deutschtums zusammenhängt, und endlich kann jeder Unbefangene nach diesen Sätzen eine Vorstellung davon gewinnen, daß alle gesunde Sozialreform, welche wir von jeher als einen unentbehrlichen Bestandteil jeder ernsthaften Deutschreform vertreten haben, mit dem deutschen Rechtsbegriffe nicht im Widerspruche liegt, sondern im Gegenteil von ihm gefordert und gefördert wird. XYZ.

„Das Recht und die Gesellschaftsordnung." Über dieses Thema sprach im Wissenschaftlichen Klub in Wien Direktor Dr. Brezina. Der Vortragende erörterte die soziale Frage vom Standpunkte des Naturforschers. Er besprach die gegenwärtige Gesellschaftsordnung, den Krieg zwischen den einzelnen Klassen und Ständen, den wirtschaftlichen Kampf, die Forderungen der Arbeiter und die Möglichkeit der Lösung des sozialen Problems. Derjenige Staat, welcher die größte Widerstandsfähigkeit besitzt, ist am ehesten imstande, den Kampf mit den anderen Staaten siegreich zu bestehen, und jener Staat ist am stärksten, der imstande ist, alle Gesellschaftsklassen und Stände auf die Dauer zu befriedigen, und das Einzel-Individuum wird desto zufriedener sein, je weniger die Gesellschafts- und Staatsform seinen eigenen freien Willen beschränkt. Und daraus ergiebt sich naturgemäß der einfachste Rechtsgrundsatz: Die persönliche Freiheit ist nicht in einem größeren Maße zu beschränken, als notwendig und hinreichend ist, um den übrigen Menschen eine gleiche persönliche Freiheit zu sichern. Und da muß es wieder eine mit Vorrechten ausgestattete Obrigkeit geben, welche die Rechtssphären des Einzelnen beschützt. In einem Staate kann also nicht volle Rechtsgleichheit sein, nur dann wäre eine solche Gesellschaftsordnung möglich, wenn jeder aus freiem Willen nach den Vorschriften Jesu das Recht des anderen respektieren würde. — Der Schwache muß geschützt werden, aber nicht nach dem sozialdemokratischen Rezept, sondern derart, daß die Rechtssphären des Stärkeren nicht zu sehr beeinträchtigt werden. Die Freiheit des wirtschaftlich Starken darf nur insoweit geschädigt werden, als zur Erreichung des Zieles, des Schutzes der Schwachen unumgänglich notwendig ist. Und das Mittel, um diese Kluft zu überbrücken, ist die fortschreitende Verstaatlichung alles dessen, was für den Konsum des einzelnen überhaupt notwendig ist.

Hiezu wäre zu bemerken: Verstaatlichung so viel man will, aber man schaffe uns erst den schlichten, vernünftigen Staat, der zu einer gesegneten Verstaatlichung die Grütze hat. Der Polizeistaat mit seiner bureaukratischen Vielregiererei, der Militärstaat mit seinem erdrückenden Kriegsapparat im Frieden, der kapitalistische Ausbeutungsstaat der Geldsäcke, Junker

und Pfaffen — sie alle sind ungeeignet, eine wahrhaft nützliche Verstaatlichung durchzuführen. C.

Hunde herbei! Wenn der völkermordende Hexensabbath demnächst in Europa losgeht, müssen auch die Hunde mobil machen. Man schreibt uns:

„Deutscher Verein für Sanitätshunde. Der von Tiermaler Jean Bungartz in Lechenich (Rheinl.) kürzlich gegründete Verein für Sanitätshunde hat sich einer lebhaften Beteiligung zu erfreuen und gewinnt zusehends an Ausdehnung, die ihm des humanen und patriotischen Zweckes wegen nur zu wünschen ist. Der Verein stellt sich die lobenswerte Aufgabe, das Sanitätswesen im Kriege zu unterstützen, und zwar das Aufsuchen versteckt liegender und schwer aufzufindender Verwundeter durch gut dressierte Hunde zu erleichtern. Die Dressurmethode, wie sie Tiermaler Bungartz ausübt, fand den ungeteilten Beifall des königl. preußischen und anderer Kriegsministerien, wie auch verschiedener hohen fürstlichen Persönlichkeiten und wurde durch Seine Majestät den deutschen Kaiser durch Verleihung des Königl. Preuß. Kronenordens ausgezeichnet. Wer die Leiden eines Krieges aus Erfahrung kennt, wird wissen, daß manch versteckt liegender Verwundeter übergangen wird und elend zu Grunde geht; diesem Übelstand wird durch gut dressierte Hunde abgeholfen werden. Der Jahresbeitrag beträgt pro Jahr im Minimum nur 3 Mark, und werden auch Krieger- und Samariter-Vereine als Mitglied aufgenommen. Die Broschüre „Zweck und Ziele des deutschen Vereins für Sanitätshunde" ist gegen Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken franko zu beziehen vom Vorsitzenden des Vereins, Tiermaler Jean Bungartz in Lechenich (Rheinl.). Wir richten die dringende Bitte an alle Vaterlandsfreunde und human denkende Menschen, den Verein durch Beitritt zu unterstützen, damit er seiner edlen Aufgabe gerecht werden kann."

Wir möchten dafür an alle Vaterlandsfreunde und human denkende Menschen die Bitte richten, alle jene überlieferten Thorheiten, moralischen, religiösen und politischen Bestialitäts- und Totschlags-Dogmen in unermüdlichem Aufklärungsdienst ausrotten zu helfen, welche den letzten Rest idealer Menschenwürde auf den Hund bringen und das „christliche Europa" in eine tollhäuslerische Menschenschlächterei verwandeln. XYZ.

Die Arbeiter und die Revolution. Die Wiener Wochenschrift „Neue Revue" bringt bemerkenswerte Äußerungen des Professors Menger über das allgemeine Wahlrecht. „Man könnte einwenden," heißt es in dem Artikel unter anderm, „daß durch das allgemeine Wahlrecht doch unzweifelhaft revolutionäre Elemente ins Parlament gelangen dürften. Aber die Arbeiterklasse ist im allgemeinen infolge ihrer wirtschaftlichen Situation keineswegs zu Revolution geneigt. Denn derjenige Stand, welcher bei großen Bewegungen am meisten leidet und zuerst auf die Straße geworfen wird, ist eben der Arbeiterstand. Daß diese Ansichten richtig sind, zeigt ein Blick auf die Geschichte. Fast alle Revolutionen wurden von jenen Ständen gemacht, welche bei einer Bewegung nur einen Teil ihrer wirtschaftlichen Existenz aufs Spiel setzen, also vom Adels-, Bürger- und Bauernstand. Bis vor hundert Jahren gingen die meisten Umwälzungen vom Adel aus, an dessen Stelle seither das städtische Bürgertum getreten ist. Selbst die zwei größeren Revolutionen des Arbeiterstandes, welche in dem letzten Jahrhundert stattgefunden haben: die Junischlacht des Jahres 1848 und der Commune-Aufstand im Jahre 1871 waren bloß Folgeerscheinungen von Umwälzungen, die der Mittelstand herbeigeführt hatte. Ich weiß nun wohl, daß ein namhafter Teil der arbeitenden Klassen gegenwärtig thatsächlich revolutionär gesinnt ist, doch kann eine einsichtige Staatskunst ohne große Schwierigkeiten revolutionäre Ausbrüche verhüten. Wenn die Arbeiter heute unzufrieden sind,

so darf man eben nicht vergessen, daß unsere gegenwärtige Staatsordnung ohne ihr Votum zustande gekommen ist; und daß, um sie zu beruhigen, sehr viele und ernste Reformen unerläßlich sind. Wenn die bestehenden Einrichtungen stetig und ohne Unterbrechung zu Gunsten der unteren Volksklassen reformiert würden, so dürfte diese Umgestaltung gewiß nicht durch revolutionäre Ausbrüche gestört werden. . . Der verhältnismäßig ruhige Verlauf der sozialen Bewegung in dem letzten Jahrzehnt ist hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen, daß in Deutschland und Frankreich immer mehr politische Talente, an welchen es dem Arbeiterstande nicht mangelt, in die Gesetzgebung und Verwaltung eintreten."

Verbot. — Unter dem Titel „Anton v. Werner und die Berliner Hofmalerei" erschien im Herbst des vorigen Jahres im Verlagsmagazin (J. Schabelitz) in Zürich eine Broschüre, die von dem Freiherrn Friedrich v. Khaynach aus München verfaßt war. (In der „Gesellschaft" besprochen von Panizza und Conrad.) Die Druckschrift sollte Beleidigungen des Kaisers enthalten, weshalb die Staatsanwaltschaft einschritt. Bei drei Berliner Buchhändlern wurden Exemplare gefunden und beschlagnahmt: da die Buchhändler aber glaubhaft versicherten, daß sie den Inhalt der Broschüre nicht gekannt hätten, so wurde von ihrer strafrechtlichen Verfolgung Abstand genommen. Den Verfasser konnte die Anklagebehörde nicht erlangen, weil er ins Ausland gegangen ist. So wurde nur die gerichtliche Beschlagnahme der Broschüre, sowie der zu ihrer Herstellung gebrauchten Formen und Platten verfügt. Dies geschah am 9 d. M. durch Erkenntnis der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin, nachdem der Gerichtshof ebenfalls geurteilt hatte, daß die Broschüre Beleidigungen des Kaisers enthält.

Dr. Max Nordau, der in seinem berüchtigten Buche „Entartung" unter übertriebener, verkehrter und bis ins Fratzenhafte verzerrter Anwendung der Lehrsätze der modernen Psychiatrie und Kriminalanthropologie fast alle Künstler, Denker und Dichter unserer Tage — mit alleiniger Ausnahme der langweiligsten „Nichtstöner" — für verrückt, entartet 2c. erklärt hat, krümmt und windet sich, sobald ihm einer etwas schärfer zuleibe geht. Beweis seine „Erklärung" im „Berliner Tageblatt": „Da Herr Bleibtreu sich durch einige Bemerkungen meines Buches „Entartung" über seine schriftstellerische Thätigkeit gekränkt fühlt und vor dem Schiedsgerichte des Deutschen Schriftsteller-Verbandes deshalb Klage erhoben hat, erkläre ich bereitwillig, daß nichts mir ferner liegen konnte, als die Absicht, Herrn Bleibtreu persönlich zu beleidigen. Selbst meine rein litterarische Kritik, mit der ich der Privatehre des Herrn Bleibtreu nirgendwo nahegetreten bin, gilt sehr viel weniger dem individuellen Dichter und Schriftsteller, dessen stetig aufsteigende Entwicklung nach einer Phase jugendlicher Unreife und Maßlosigkeit ich gern anerkenne, als dem Haupturheber einer Richtung und Gründer einer Schule, deren schwere Verirrungen wahrscheinlich weit über seine ursprünglichen Ziele und Wünsche hinausgehen." — Nun sind es also wieder die „Nachfolger", die „Schule", von denen alles Unheil stammt. Nun ist mir aber bis jetzt von einer speziellen Bleibtreu-Schule noch nichts bekannt geworden. Wenn Herr Nordau aber mit dieser zerfließenden Bezeichnung den deutschen Realismus meint — nun so können sich die Vertreter dieser Kunstrichtung trösten; denn nach dem, was Herr Nordau über Richard Wagner, Ibsen, Nietzsche, kurz über die größten Menschen unseres Jahrhunderts sagt, ist es geradezu eine Ehre, von ihm für verrückt gehalten zu werden. M.

☞ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Richard Dehmel.



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Schriftleitung: Hans Merian.

Jahrgang 1894. Zweites Quartal.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.





Caligula.

Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn von L. Quidde.

(München.)

Gajus Cäsar, bekannt unter seinem Beinamen Caligula (d. h. Stiefelchen), war noch sehr jung, noch nicht zum Manne gereift, als er unerwartet zur Herrschaft berufen wurde. Dunkel und unheimlich waren die Vorgänge bei seiner Erhebung, wunderbar die früheren Schicksale seines Hauses. Fern von der Heimat war der Vater noch in der Blüte seiner Jahre einem tückischen Geschick erlegen, und im Volke sprach man viel von geheimnisvollen Umständen dieses Todes; man schreckte vor den schlimmsten Beschuldigungen nicht zurück, und bis in die Nähe des alten Kaisers wagte sich der Verdacht[1]). Dem Volke war sein Liebling mit ihm genommen; einer Popularität wie kein anderes Mitglied des Kaiserhauses hatte er sich erfreut[2]). Dem Soldaten war er vertraut aus vielen Feldzügen, in denen er mit dem gemeinen Mann die Beschwerden des Krieges geteilt hatte, die deutschen Lande, — die Gegenden am Rhein waren voll seines Namens. Doch nicht nur als Kriegsheld war er dem Volke erschienen; er war im besten Sinne populär gewesen. Sein Familienleben, die Schar seiner Kinder[3]), die schlichte bürgerliche Art[4]), der freundliche Gleichmut in allen Lagen, das gewinnende Scherzwort in

---

[1]) Vergl. Dio Cassius 57, 18 (Zonaras XI, 5). Tacitus, Ann. II, 72 und III, 16. Sueton, Caligula 1 und 2. Plinius, Nat. hist. XI, 71.

[2]) Tacitus, Ann. I, 7; 33. II, 13. Sueton, Caligula 3 und 4. Dio Cassius 57, 18.

[3]) Es waren im ganzen neun Kinder gewesen; zwei starben ganz klein, ein drittes, ein besonders viel versprechender reizender Knabe, wurde auch noch in zartem Alter den Eltern entrissen, sechs Kinder dagegen überlebten den Vater (s. Sueton 7).

[4]) Sueton 3, auch Tacitus l. c,

seinem Munde[5]) hatten ihm wie die Soldaten auch die Bürger verbunden. Solange der alte Kaiser lebte, war er freilich, so hohe Ämter ihm auch übertragen wurden, für die wichtigsten Fragen der inneren Politik bei aller Schaffenskraft und Schaffenslust zur Unthätigkeit verdammt; wäre er aber zur Regierung gekommen, so hätte man freiere, glücklichere Tage von ihm erwarten dürfen, die Beseitigung des dumpfen Druckes, der auf dem ganzen Reiche lastete. So war die Hoffnung einer ganzen Generation mit Germanicus ins Grab gesunken.

Von diesem Liebling des Volkes strahlte ein Schimmer von Popularität auch auf den Sohn hinüber[6]), der freilich sonst ganz unähnlich seinem Vater heranwuchs, vielleicht der stolzen und leidenschaftlichen Mutter[7]) ähnlicher, die die an sich nicht leichte Stellung ihres Gatten gewiß oft noch erschwert hatte, und zugleich bevorzugt von dem alten Kaiser, der des Germanicus Gattin und Kinder mit Haß und Argwohn verfolgte, für Gajus aber eine gewisse Zuneigung gehegt zu haben scheint, vielleicht nur, weil er das gerade Widerspiel des ihm so unsympathischen Vaters in ihm sah.

Zur Regierung gelangt, war der junge Kaiser für alle zunächst eine unbekannte, noch rätselhafte Erscheinung. Wohl hatte man gewiß in den letzten Jahren allerhand Mutmaßungen über ihn verbreitet, günstiges und ungünstiges; man rühmte, so dürfen wir annehmen, aus wie hartem Holze dieser Jüngling geschnitzt sein müsse, der sich unter so schwierigen Verhältnissen zu behaupten gewußt hatte, man fürchtete vielleicht seinen Eigenwillen, die Neigung zum Mißbrauch einer so großen Gewalt, die Einwirkung unreifer persönlicher Ideen, man wußte auch allerhand von einer früh hervorgetretenen Brutalität zu erzählen; vor allem aber überwog gewiß die Auffassung, daß seine jungen Jahre fremden Einflüssen leicht zugänglich sein würden; man durfte darauf rechnen, daß zunächst die Regierungsgewalt des allmächtigen Garde-Präfekten noch gesteigert werden würde; war doch der junge Kaiser, wie alle Welt behauptete, diesem ganz besonders verpflichtet![8])

Von vielen dieser Dinge, die man erwarten und fürchten mußte, geschah nun so ziemlich das Gegenteil. Der leitende Staatsmann scheint sehr bald in Ungnade gefallen zu sein, sein Einfluß trat ganz zurück, der Kaiser nahm selbst die Zügel der Regierung in die Hand und begann sogleich sein eigenstes Regiment. Das Volk jubelte ihm zu[9]); denn wie eine Erlösung ging es bei

[5]) Patientiam, comitatem, per seria per jocos eundem animum. Tacitus, Ann. II, 13.

[6]) Sueton 9, 13. Josephus, Antiquitates XVIII, 6, 8.

[7]) Tacitus, Ann. II, 72. IV, 52; 53.

[8]) Philo, Legatio ad Gaium 6. Sueton 12. Dio Cassius 58, 28; 59, 10. Tacitus, Ann. 6, 56.

[9]) Sueton, Tib. 75. Cal. 13. Philo, Legatio ad Gaium 2; 6.

dem Regierungswechsel durch alle Kreise, eine Ära der Reformen schien zu beginnen und für liberale Gedanken eine freie Bahn sich zu eröffnen[10].

So vielversprechend waren die Anfänge des Caligula, der als Sohn des zu früh dahingeopferten Germanicus und der Agrippina im Jahre 37 n. Chr. seinem Großoheim, dem Tiberius, nachfolgte und nun durch sein Auftreten die Welt in Erstaunen setzte.

Daß der unter Tiberius zuletzt allmächtige Minister und Prätorianer-General Macro, an dessen Hand Caligula doch zum Throne emporgestiegen war, anscheinend alsbald beiseite geschoben wurde, ist schon erwähnt. Diese Emanzipierung des jungen Kaisers schien zugleich eine Änderung der Regierungsgrundsätze zu bedeuten[11]. Alte Forderungen der liberalen Elemente wurden erfüllt. Vor allem wurde dem politischen Leben wieder mehr Freiheit gelassen. Caligula schien Ernst machen zu wollen mit Beobachtung gewisser Verfassungsformen, die unter Tiberius in Verfall geraten waren; bei Feststellung des Budgets und des Militäretats schien er der öffentlichen Meinung mehr Einfluß zu gönnen[12]; das freie Wahlrecht der Volks-Comitien schien wieder aufzuleben[13]; gegen das Delatoren-Unwesen, das etwa politischem Lockspitzeltum unserer Tage vergleichbar ist, wurde eingeschritten[14] und damit das öffentliche wie das private Leben von einem seiner schlimmsten Schäden befreit, die Schriften des Labienus, des Cremutius Cordus und des Cassius Severus, die als staatsgefährlich verboten waren, wurden wieder freigegeben[15], politische Gefangene mit einer Amnestie bedacht, Prozesse wegen Majestätsbeleidigung niedergeschlagen und die Gesetze, die dieses Vergehen mit schweren Strafen bedrohten, außer Anwendung gesetzt[16]. Auch drückende Steuern, die gerade den kleinen Verkehr der breiten Massen drückten, wurden erlassen und Erleichterungen zu gunsten der ärmsten Klassen bei der Getreideversorgung eingeführt, — von den Spielen, die Caligula nach dem alten Rezept „panem et circenses“ in Aufschwung brachte, zu schweigen. So schien mit der größeren Freiheit auch eine Ära der sozialen Reformen oder doch einer volkstümlichen Behandlung wirtschaftlicher Fragen heraufzuziehen.

---

[10]) Dio Cassius 59, 3: δημοκρατικώτατός τε γὰρ εἶναι τὰ πρῶτα δόξας.

[11]) Auch Ranke meint in seiner Weltgesch. 3, S. 91, daß die Beseitigung des Präfekten Macro, die so gewaltiges Aufsehen in der Welt machte, eine Änderung des Systems zu bedeuten schien.

[12]) Sueton 16. Dio Cassius 59, 9.

[13]) Ebendort.

[14]) Sueton 15.

[15]) Sueton 16.

[16]) Dio Cassius 59, 6. Sueton 15.

Aber schon in diesen ersten Anfängen des Caligula, während der Jubel eines leicht zum Beifall begeisterten Volkes ihn umgab, werden vorsichtige Beobachter sich sorgende Gedanken gemacht haben.

* * *

Es war das berauschende Gefühl der Macht, das Bewußtsein, nun plötzlich an erster Stelle zu stehen, der Wunsch, etwas Großes zu wirken und vor allem der Trieb, in der Weltgeschichte zu glänzen, was den Caligula zeitweilig über sich selbst hinaufhob. Ihn packte in dieser so außerordentlichen Veränderung seines Lebens der Ehrgeiz, sich nun durch etwas hervorzuthun, was ihm im Grunde fremd war, durch Freisinn und Pflege des Gemeinwohls. Zugleich aber zeigten sich gar bald bedenkliche Eigenschaften. Es fehlte das feste Fundament einer in inneren Kämpfen gewonnenen ausgeglichenen Lebensanschauung; die Haupttriebfeder seiner Handlungen war nicht der Wunsch, Gutes zu schaffen, sondern der Ehrgeiz, als Förderer populärer Bestrebungen bewundert zu werden und als großer Mann auf die Nachwelt zu kommen[17]; der durchgehende Charakterzug seiner Maßregeln war eine nervöse Hast, die unaufhörlich von einer Aufgabe zur andern eilte[18], sprunghaft und oft widerspruchsvoll, und dazu eine höchst gefährliche Sucht, alles selbst auszuführen.

Die Kaltstellung des Macro, von der wir schon sprachen, ist wesentlich unter diesem Gesichtspunkte zu beurteilen. Zwar scheint es, daß die Beziehungen zwischen den beiden Männern nicht ganz oder doch nicht für immer abgebrochen wurden; denn Macro kam in die Lage, dem jungen Kaiser Rat zu erteilen, ihm Mäßigung und Besonnenheit anzuempfehlen[19]. Doch bekam ihm seine Warnerrolle schlecht; er erregte nur den höchsten Zorn des Kaisers, der sich dann in blutigem Wüten gegen ihn und seine Familie wandte[20]. Die dankvergessene Behandlung des Macro wird unter den Umständen, die die Popularität des Caligula erschüttert haben, besonders namhaft gemacht.

Die Zurückdrängung des Mannes, der zunächst zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen gewesen wäre, erwies sich bald als ein Vorgang, der nicht etwa in einem Gegensatz der beiden Persönlichkeiten, sondern in der ganzen Art Caligulas seinen Grund hatte. Von hochgestellten Männern,

---

[17]) Vergl. die charakteristische Äußerung bei Sueton 16: quando maxime sua interesset ut facta quaeque posteris tradantur.

[18]) Dio Cassius 59, 4: ὀξύτατά τε πρὸς πράξεις τινὰς ἐφέρετο καὶ νωθέστατα ἔστιν ἃς αὐτῶν μετεχειρίζετο.

[19]) Philo, Legatio ad Gaium 7.

[20]) Philo 8. Sueton 26. Dio Cassius 59, 10.

die unter ihm wirklich einflußreich gewesen waren, hören wir gar nichts. Der Kaiser konnte keine selbständige Kraft neben sich ertragen; — er wollte sein eigener Minister sein, und nicht nur das: — auf jedem Gebiete auch selbständig eingreifen. Dazu aber fehlte es seiner im Grunde beschränkten Natur, auch ehe dieselbe zu schlimmerem ausartete, an Kenntnissen und an Talent, an Ruhe und Selbstzucht.

Bald trat sehr viel Ärgeres hervor.

Sein rücksichtsloser Eigenwille[21], die überraschenden Reformideen, die plötzlichen und grausamen Maßregelungen hochgestiegener Männer mögen als Äußerungen einer kräftigen Herrschernatur noch den Beifall großer Massen entfesselt haben, als Einsichtigere dahinter schon ein schreckliches Gespenst lauern sahen: den Wahnsinn.

* * *

Man hat sich gewöhnt, von Cäsarenwahnsinn als einer besonderen Form geistiger Erkrankung zu sprechen, und dem Leser wird die packende Scene aus Gustav Freytags „Verlorener Handschrift" in Erinnerung sein, wo der weltfremde Professor ahnungslos dem geisteskranken Fürsten aus Tacitus das Bild seines Leidens entwickelt. Die Züge der Krankheit: Größenwahn, gesteigert bis zur Selbstvergötterung, Mißachtung jeder gesetzlichen Schranke und aller Rechte fremder Individualitäten, ziel- und sinnlose brutale Grausamkeit, sie finden sich auch bei anderen Geisteskranken; das Unterscheidende liegt nur darin, daß die Herrscherstellung den Keimen solcher Anlagen einen besonders fruchtbaren Boden bereitet und sie zu einer sonst kaum möglichen ungehinderten Entwicklung kommen läßt, die sich zugleich in einem Umfange, der sonst ganz ausgeschlossen ist, in grausige Thaten umsetzen kann.

Der spezifische Cäsarenwahnsinn ist das Produkt von Zuständen, die nur gedeihen können bei der moralischen Degeneration monarchisch gesinnter Völker oder doch der höher stehenden Klassen, aus denen sich die nähere Umgebung der Herrscher zusammensetzt. Der Eindruck einer scheinbar unbegrenzten Macht läßt den Monarchen alle Schranken der Rechtsordnung vergessen; die theoretische Begründung dieser Macht als eines göttlichen Rechtes verrückt die Ideen des Armen, der wirklich daran glaubt, in unheilvoller Weise; die Formen der höfischen Etikette — und noch mehr die darüber hinausgehende unterwürfige Verehrung aller derer, die sich an den Herrscher herandrängen — bringen ihm vollends die Vorstellung bei, ein über alle Menschen durch die Natur selbst erhobenes Wesen zu sein; aus

[21]) Der ἀδιατρεψία rühmte sich Caligula laut Sueton 29.

Beobachtungen, die er bei seiner Umgebung machen kann, erwächst ihm zugleich die Ansicht, daß es ein verächtlicher gemeiner Haufen ist, der ihn umgiebt. Kommt dann noch hinzu, daß nicht nur die höfische Umgebung, sondern auch die Masse des Volkes korrumpiert ist, daß der Herrscher, er mag beginnen, was er will, keinen mannhaften offenen Widerstand findet, daß die Opposition, wenn sie sich einmal hervorwagt, zum mindesten ängstlich den Schein aufrecht erhält, die Person des Herrschers und dessen Anschauungen nicht bekämpfen zu wollen, ist gar dieser korrumpierte Geist, der das Vergehen der Majestätsbeleidigung erfunden hat und in der Versagung der Ehrfurcht eine strafbare Beleidigung des Herrschers erblickt, in die Gesetzgebung und in die Rechtsprechung eingezogen: so ist es ja wirklich zu verwundern, wenn ein so absoluter Monarch bei gesunden Sinnen bleibt.

So waren in dem schon so verrotteten römischen Staatsleben Vorbedingungen für die Entwicklung des Cäsarenwahnsinns reichlich gegeben. Dabei war Caligula beiderseits erblich belastet (man denke an Julia, deren Sohn Gajus und an seines Großoheims Tiberius' letzte Jahre), und auch der Umstand, daß er so jung zur Herrschaft gelangte, mußte alle vorhandenen Keime üppig emporschießen lassen, da das schroffe Mißverhältnis zwischen äußerer Stellung und innerer Berechtigung auf seinen jugendlichen, von jeher zu Exzessen jeder Art geneigten Geist wie Gift einwirkte.

In wirklichen Wahnsinn ist Caligula trotzdem erst nach einer schweren Krankheit verfallen, von der er zu seinem und des Volkes Unglück genas; aber man wird sagen dürfen, daß diese Krankheit aller Wahrscheinlichkeit nach die Entwicklung nur beschleunigt hat, denn die deutlichen Ansätze dazu waren schon vorher vorhanden, und die ungünstig wirkenden äußeren Faktoren, die dieselben fördern mußten, waren von seiner kaiserlichen Stellung im damaligen Rom nicht zu trennen.

* * *

Das Bild des Cäsarenwahnsinns, das uns Caligula darbietet, ist geradezu typisch. Fast alle Erscheinungen, die wir sonst bei verschiedenen Herrschern antreffen, sind in ihm vereinigt, und wenn wir die scheinbar gesunden Anfänge mit der schauerlich raschen Steigerung zu den äußersten Exzessen zusammenhalten, so gewinnen wir auch ein Bild von der Entwicklung der Krankheit.

Eine Erscheinung, die an sich noch nicht krankhaft zu sein braucht, in der sich aber, wenn man sie mit den übrigen Symptomen zusammenhält, der Größenwahn schon früh bei Caligula ankündigt, ist die ungemessene Prunk- und Verschwendungssucht, ein Charakterzug fast aller Fürsten, die das gesunde Urteil über die Grenzen ihrer eigenen Stellung verlieren,

von orientalischen Despoten bis auf gewisse Träger der Tiara, bis auf die beiden französischen Ludwige und ihre deutschen Nachahmer, eine Reihe, die in dem unglücklichen Bayernkönig vorläufig ihren letzten berühmten Vertreter gefunden hat. Nach kurzer Zeit war nicht nur der sehr bedeutende Schatz, den der sparsame alte Kaiser hinterlassen hatte, verbraucht[22]), sondern man mußte auch zu sehr bedenklichen Mitteln greifen, um die Einnahmen zu steigern und die Schulden zu decken.[23]) Die eben abgeschafften Steuern wurden wieder eingeführt, neue, zum Teil sehr drückenden oder schimpflichen Charakters, kamen hinzu, die Justiz wurde mißbraucht, um dem Schatz Strafen und konfiszierte Vermögen zuzuführen, und schließlich ward der Grundsatz proklamiert, daß das Vermögen der Unterthanen zur Verfügung des Fürsten sei[24]).

Prunk- und Verschwendungssucht haben sich natürlich bei Caligula auf den verschiedensten Gebieten bethätigt, bei Festen, Mahlzeiten[25]) und Geschenken, in Kleidung und Wohnung und allem, was sonst zum Leben gehört, besonders auch in der Einrichtung seiner Paläste und Villen und der mit unsinnigem Luxus ausgestatteten kaiserlichen Yachten[25a]), am allerhervorstechendsten aber in riesenhaften Bauten und Bauprojekten[26]). Auch das ist ein den überspannten Herrscherideen eigentümlicher Zug — man denke nur an die soeben schon berührten Beispiele; man kann ihn sich übrigens leicht genug verständlich machen, wenn man die Ruhmsucht der Cäsaren und ihren Wunsch, vor der Nachwelt zu glänzen, im Auge behält.

Die Maßlosigkeit der Projekte des Caligula und die kurze Zeit seiner Regierung haben bewirkt, daß eine Reihe seiner Bauten unvollendet liegen geblieben ist. Auf dem Palatin in Rom zeigt man noch die Anfänge zu der „Brücke des Caligula", durch die er über das Forum hinüber den Kaiserpalast mit dem Capitol, dem Heiligtum der Stadt, verbinden wollte[27]). Große Wasserleitungen und Cirkusbauten nahm er gleichzeitig in Angriff, auch das schon öfter erörterte Projekt eines Kanals durch die Landenge von Korinth sollte schleunigst zur Ausführung gebracht werden[28]). Mit dieser Baulust war eine auffallende Zerstörungssucht verbunden. Erhaltenswerte Bauten wurden aus nichtigen Gründen zerstört oder umgestaltet[29]). Was

[22]) Sueton 37. Dio Cassius 59, 2.

[23]) Sueton 38. Dio Cassius 59, 15 und 18.

[24]) Sueton 47.

[25]) Vergl. z. B. Seneca, Ad Helviam de consolatione 10, 4.

[25a]) Sueton 36.

[26]) Sueton 21.

[27]) Vgl. Sueton 22.

[28]) Sueton 21.

[29]) Vergl. z. B. Seneca, De ira III, 21, 5. Dio Cassius 59, 28.

aber neu entstand, trug zum großen Teil den Stempel von ganz bizarren Einfällen. Je unmöglicher und unsinniger eine Aufgabe schien, um so mehr lockte sie ihn[30]). Am Golfe von Neapel nennt man Überreste eines römischen Hafendammes ponte di Caligula in Erinnerung an den phantastischen Brückenbau, den er dort zur Ausführung eines wahnwitzigen Gedankens hatte herstellen lassen.

Caligula ließ nämlich über die Bucht von Bajae eine riesenlange Schiffsbrücke schlagen, auf derselben eine förmliche Landstraße mit Schenken und Süßwasserleitungen anlegen und führte, angethan mit dem angeblichen Panzer Alexanders des Großen seine Truppen über die Brücke nach Bajae, fiel mit seinen Soldaten in die friedliche Stadt ein, wie um sie zu erobern, veranstaltete am nachfolgenden Tage auf der Brücke einen großen Triumphzug mit gewaltigem Aufputz, fingierter Beute und fingierten Gefangenen und feierte schließlich selbst das glorreiche Unternehmen, die Überwindung so vieler Strapazen, wie er sagte, und die Fesselung des Oceans in pomphafter Rede und rauschenden Festen[31]).

* * *

Wahnwitzige Prunk- und Verschwendungssucht tritt in diesem berühmt gewordenen Unternehmen recht kraß hervor, zugleich aber noch eine andere ganz eigentümliche Richtung, die der krankhafte Größenwahn und das Prunkbedürfnis der Fürsten zu nehmen pflegt: der Heißhunger nach militärischen Triumphen.

Das Grausige und das Lächerliche grenzen gerade hier hart aneinander. Wenn einerseits die Vorliebe für prunk- und ruhmsüchtige Aktionen und für kriegerisches Schaugepränge zu den schauerlichsten Folgen, zu wahren Völkermetzeleien führt, so schlägt sie andererseits, wenn der Schein an Stelle schrecklicher Wirklichkeit tritt, gar leicht ins Komisch-Kindische um.

Bei Caligula tritt diese letztere Seite der Sache besonders scharf hervor. Die Zeitverhältnisse waren nicht darnach angethan, Kriege zu führen und kriegerische Triumphe zu gewinnen. Die Grenzen waren beruhigt, auf weitere Ausdehnung des Reiches hatte man verzichtet. Caligulas echt-cäsarisch-krankhafte Sucht, auch auf militärischem Gebiete zu glänzen, warf sich deshalb auf spielerische Manöver und auf einen theatralischen Schein. Im Stile jenes Triumphzuges über den Golf von Bajae hat er noch mancherlei vollführt. Wir heben nur zwei besonders sprechende Beispiele hervor.

[30]) Sueton 37.

[31]) Dio Cassius 59, 17. Vgl. Sueton 19, 32. Josephus, Antiqu. XIX, 1, 1. Seneca, De brevitate vitae 18, 5.

Ganz plötzlich faßte er den Entschluß, sich zum Heere an den Rhein zu begeben. Hals über Kopf mußte alles in Bewegung gesetzt werden[32]. Bei der Armee angekommen, zeichnete er sich zunächst durch eine ganz ungewöhnliche disziplinarische Strenge auch gegen Offiziere aus[33]: besonders die unglücklichen Führer, die bei dieser plötzlichen Mobilmachung nicht schnell genug auf dem Sammelplatz eintrafen, hatten seinen Zorn zu fühlen. Zugleich schien er, so wenig er auch selbst an seine eigene Jugend erinnert werden wollte[34], auf Verjüngung der Armee bedacht zu sein; er verfügte die Verabschiedung vieler älterer Centurionen mit der Begründung, daß sie zu alt oder zu hinfällig seien. Gegen andere schritt er wegen finanzieller Mißbräuche in der Verwaltung ein. Wenn das scharfe Anziehen der Disziplin auch diesem oder jenem als besondere Schneidigkeit imponiert haben mag, so hat es zugleich doch auch, wie wir aus den Berichten des Sueton ersehen, viel Unzufriedenheit hervorgerufen, und manche Maßregeln müssen unbefangenen Beurteilern geradezu als eine lächerliche Renommisterei erschienen sein, besonders wenn sie sahen, was sich nun weiter anschloß.

Caligula ließ nämlich ein Manöver über den Rhein hinüber ausführen. Germanische Soldaten seiner Leibwache und als Geiseln anwesende Fürstensöhne mußten sich als Germanenkrieger verkleiden und unweit des Rheines Stellung nehmen; davon wurde, während der Kaiser bei Tafel saß, militärische Meldung durch die Vorposten erstattet, und über diesen „markierten" Feind, der sich gefangen nehmen ließ, wurde dann ein glorreicher Sieg erfochten; die dressierten Leibsoldaten und die armen Germanenjünglinge paradierten als Gefangene[35].

Das Soldaten- und Manöverspiel artete hier schon zu einer von aller Welt belachten Farce aus.

Fast noch grotesker wirkte die Unternehmung gegen Britannien, bei der Caligula schließlich seine Soldaten am Strande Muscheln sammeln ließ. Diese Beute des Meeres sollte wie eine Kriegstrophäe gelten[36].

* * *

Zum zweiten Male kehrt hier der phantastische Gedanke einer Bezwingung des Weltmeeres wieder. Der junge Kaiser scheint eine ganz besondere, an sich sympathische, nur auch wieder ins Krankhafte verzerrte Vorliebe für die See gehabt zu haben. Wir erwähnten schon die besonders

---

[32]) Sueton 43.

[33]) Sueton 44.

[34]) Dio Cassius 59, 13.

[35]) Sueton 45. — Vergl. dann über den Triumph in Rom Sueton 47.

[36]) Sueton 47. Dio Cassius 59, 25.

prunkhafte Ausstattung seiner Yachten. Wiederholt hören wir, daß er kleine und große Seereisen unternahm, und auch in der Schönheit des Sturmes scheint er das Meer aufgesucht zu haben. Für seine Umgebung muß diese Passion recht unbequem gewesen sein; denn er scheint rücksichtslos verlangt zu haben, daß alle seine Vorliebe teilten, und dem armen Silanus, der einmal bei stürmischem Wetter zurückgeblieben war, ist seine Furcht vor Seekrankheit zum Verderben geworden, da Caligula, damals schon ganz in blindem Mißtrauen blutig wütend, andere Motive dahinter vermutete[37]).

* * *

In dem Manöver- und Soldatenspiel Caligulas, das wir kennen gelernt haben, in seinen Disziplin-Marotten und in den Triumphzügen liegt offenbar ein **komödiantischer Zug**, der für das pathologische Bild des Cäsarenwahnsinns charakteristisch ist. Er beschränkt sich bei Caligula nicht auf militärische Komödien. Wir hören von seiner ungemessenen Passion für Theater und Cirkus, — und mehr als das: wir hören, wie er selbst gelegentlich mitzuagieren begann, wie ihn eine absonderliche Vorliebe für auffallende Kleidung und deren fortwährenden Wechsel beherrschte[38]), wie diese Vermummungsspielerei dahin ausartete, daß er sich in den Masken der verschiedenen Gottheiten (Götter und auch Göttinnen!) gefiel[39]) — ein Zug, auf den wir in anderem Zusammenhange noch zurückkommen — wie er ferner seine eigenen mimischen Künste bewundern ließ, z. B. nachts Senatoren aus ihren Betten aufschreckte, nur um ihnen vorzutanzen[40]); es wird uns berichtet, daß er öffentlich als Cirkuskämpfer, wie später Nero, auftrat[41]) und sogar, wie später Commodus, als Gladiator[42]), also in einer Rolle, die damals den Fluch sozialer Ächtung auf den unglücklichen Träger herabzuziehen pflegte.

Es kommt bei diesem komödiantischen Zuge des Cäsarenwahnsinns wohl zweierlei zusammen, erstens eine krankhaft-phantastische Anlage, gleichsam die stehen gebliebene Neigung des Kindes, seine Phantasiegebilde mit der realen Welt zu verschmelzen, eine Neigung, die sich unter Verhältnissen am besten halten kann, wo an Stelle einfacher Natürlichkeit schon so viel verschrobenes Komödienspiel, so viel Fiktionen herrschend sind, wie an einem Kaiserhofe, und dann zweitens das Bedürfnis, überall und auf jedem Ge-

[37]) Sueton 23.
[38]) Sueton 52. Dio Cassius 59, 26.
[39]) Sueton 22.
[40]) Sueton 54.
[41]) Sueton 54.
[42]) Dio Cassius 59, 5. — Vergl. Sueton 32.

biete zu glänzen, ein Bedürfnis, das ebenfalls durch die eigenartige Stellung des absoluten Herrschers krankhaft genährt wird.

In der Reihe von Herrschertypen, bei denen von eigentlicher Geisteskrankheit nicht die Rede ist, begegnen wir deshalb ja so oft Persönlichkeiten, die sich andauernd auf gewissen Gebieten jämmerlich bloßstellen, zum Teil weil in ihrer Stellung der Zwang und der Trieb liegt, überall hervorzutreten, zum Teil weil die Umgebung sie in dem Glauben erhält, daß sie etwas Geniales und gewaltig Imponierendes leisten, auch wo die mildesten aufrichtigen Beurteiler bedenklich den Kopf schütteln.

Ein Gebiet, auf dem Caligula mit Vorliebe zu glänzen suchte, war die Beredsamkeit; er sprach gern und viel öffentlich, und es wird uns berichtet, daß er auch ein gewisses Talent dafür besaß[43]), daß insbesondere ihm die Kunst, zu verletzen und zu schmähen, eigen war. Mit Vorliebe wandte er sich gegen die Koryphäen der Litteratur. Manches beißende Wort gegen sie soll ihm nicht schlecht gelungen sein. Doch ging sein unverständiger Fanatismus so weit, daß er klassische Autoren, wie Homer, Virgil und Livius, am liebsten aus allen Bibliotheken verbannt hätte[44]).

Dabei scheint er doch Citate aus den verhaßten Autoren manchmal gern in epigrammatisch zugespitzten Worten benutzt zu haben, um seine eigene Stellung zu bezeichnen. So herrschte er seine Gäste einstmals mit dem berühmten Verse des Homer an: *εἷς κοίρανος ἔστω, εἷς βασιλεύς*: Einer sei Herrscher, Einer nur König![45]) Am berühmtesten geworden ist sein Lieblingscitat[46]) aus einem Tragiker „Oderint, dum metuant", d. h. mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten, wohl die zugespitzteste Äußerung seiner cäsaristischen Auffassung der Beziehungen zwischen Regenten und Volk.

* * *

Die Freude an rücksichtsloser Gewaltthätigkeit, die sich in dem häufigen Gebrauch dieses Wortes gleichsam als obersten Leitmotives seiner Regierungspraxis ausspricht, beherrschte seine Stellung zu allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens.

Sehen wir zunächst selbst von positiver Grausamkeit noch ab, so ist es ja typisch für diese Art von Cäsaren, daß fast ihr vornehmstes Interesse, wie bei Caligula, darin besteht, jedermann ihre Macht fühlen zu lassen, daß sie nichts mehr aufbringt, als die Empfindung, Grenzen dieser Macht anzu-

[43]) Sueton 53. Dio Cassius 59, 28.
[44]) Sueton 34.
[45]) Sueton 22. — Vergl. auch das Citat aus Virgil, Sueton 45.
[46]) Sueton 30.

treffen, und daß sie als wirksamstes Mittel, um jeden Widerstand ihrer Unterthanen im Keime zu ersticken, die Verbreitung von Furcht und Schrecken betrachten. Bramarbasierend pflegen sie, gleich Caligula, die Drohung, daß jedermann ihre Macht fühlen solle, in unzähligen Varianten im Munde zu führen. Das wiederholt sich öfter in der römischen Kaisergeschichte und auch sonst giebt es Beispiele genug. Selbst so geniale Cäsaren-Naturen wie Napoleon sind davon nicht frei. Glücklich das Volk, wenn solche Herrscher durch die Macht der äußeren Verhältnisse genötigt sind, sich mit bloßen Drohungen zu begnügen und nicht wie Caligula zu Thaten übergehen können.

Von dem Streben des Herrschers, die eigene Macht fühlbar zu machen, pflegen zunächst nicht so sehr die breiten Massen des Volkes wie die höher gestellten Gesellschaftsklassen, vornehme Familien und hohe Beamte, getroffen zu werden. Die ersten schwachen Anfänge sind allerhand Rücksichtslosigkeiten[47]) — doch eben nur schwache Anfänge, denn mit cynischem Behagen suchen solche Herrscher bald alles herabzudrücken, was neben ihnen selbständige Geltung beanspruchen kann. Auch bei Caligula ist zu beobachten, wie er jeden Vorzug und besonders jedes Verdienst mit seinem Haß verfolgte[48]), wie er systematisch alles Ansehen durch Mißachtung und Hohn zu untergraben suchte, wie er darauf ausging, hochgestellte Männer zu erniedrigen, sie zwang, als Gladiatoren aufzutreten[49]) (wobei freilich auch sein Gefallen am Blutvergießen ins Spiel kam), sie hinter seinem Wagen herlaufen, bei Tische aufwarten ließ[50]) oder ihnen den Fuß zum Kusse reichte[51]), — der Handkuß galt wohl kaum mehr als eine Erniedrigung, sondern eher als eine Ehre! Geflissentlich verhöhnte er die uralten Traditionen vornehmer Familien[52]) und setzte seine eigene Umgebung aus Personen des niedrigsten Standes zusammen. Kutscher, Gladiatoren, Schauspieler und allerhand fahrendes Volk seien, so sagte man, sein täglicher Umgang[53]), während die berufenen Männer beiseite geschoben wurden (auch wieder ein Zug, dem man in der Geschichte kranker Herrschergestalten oft genug begegnete).

---

[47]) Von Caligula erzählt man u. a. auch, daß er die bekannte „Höflichkeit der Könige" aufs äußerste vernachlässigte und große Volksmassen rücksichtslos auf sich warten ließ. Dio Cassius 59, 13.

[48]) Dio Cassius 59, 27: τῷ τε γὰρ κρείττονι ἑαυτοῦ ὁ Γάιος ἤχθετο. — Vergl. Sueton 35.

[49]) Dio Cassius 59, 10.

[50]) Sueton 26.

[51]) Dio Cassius 59, 27. Seneca, De beneficiis, II, 12.

[52]) Sueton 35.

[53]) Dio Cassius 59, 5.

Sicherlich hat Caligula auf ähnliche Weise auch im eigentlichen Staatsleben mit den Stellen der Civilverwaltung und des Heeres gewirtschaftet.

Gerade an diesem Punkte empfindet man es besonders schmerzlich, daß die uns erhaltene Darstellung des Tacitus beim Regierungsantritt des Caligula abbricht. Er würde gewiß mit unnachahmlicher Kunst geschildert haben, wie dieser Charakterzug zersetzend auf die ganze Staatsverwaltung eingewirkt hat. Von geringeren Autoren ist uns jetzt fast nur der äußerste Zug von Wahnsinn überliefert, wie Caligula schließlich einem Pferde die Konsulwürde zu verleihen beabsichtigt haben soll[54]). Die Stufen, die zu diesem Gipfel bubenhafter Verhöhnung führten, müssen wir uns kombinierend ergänzen. Es fällt aber nicht schwer, sich vorzustellen, wie die Mißachtung jeder Sachkenntnis und jeder auf Fachbildung beruhenden Autorität von kaum bemerkbaren Anfängen an sich dazu fortentwickelt hat.

Nur zwei Einzelerscheinungen, die hierher gehören, sind uns zufällig bekannt. Die Wissenschaft der Jurisprudenz hat Caligula in der Praxis völlig beseitigen, den Stand der Juristen völlig ausrotten wollen[55]). Mag in dieser Juristenfeindschaft auch der gesunde Kern stecken, daß die Existenz einer Fachjurisprudenz dem Wesen des lebendigen Rechtes widerstreitet, so ist der Gedanke selbst doch unter den gegebenen Verhältnissen des damaligen römischen Lebens wieder echt cäsarisch. Der andere Vorgang betrifft das Heerwesen. Eine Anzahl von Cirkusfechtern wurde anscheinend unvermittelt aus bloßer Laune zu Offizieren seiner Leibwache ernannt[56]).

Wir dürfen das Bild uns wohl weiter ausmalen, wie der Kaiser Verwaltungsbeamten, Quästoren oder großen Steuerpächtern militärischen Rang erteilte, alte Soldaten auf wichtige Civilverwaltungsposten stellte, eingefleischte Juristen, die auf dem Forum groß geworden waren, auf schwierige Stellungen an der Grenze für den Verkehr mit fremden Völkerschaften schickte oder gichtbrüchige Geheimräte an die Spitze seiner Tänzerschar beförderte. Nicht toll genug werden wir uns den Wirrwarr, den Widerstreit von Befähigung und Aufträgen, den Hohn auf die gesunde Vernunft, der von dem konsularischen Roß schließlich gekrönt wurde, vorstellen können.

* * *

Über der wild durcheinander geworfenen, verhöhnten und mit Füßen getretenen servilen Masse des Volkes und aller Stände glaubte der Kaiser

[54]) Dio Cassius 59, 14. Sueton 55.

[55]) Sueton 34.

[56]) Sueton 55.

selbst zu thronen, in unnahbarer göttlicher Majestät, die für ihn selbst ungeschmälert aufrecht stehen blieb, wenn er auch gelegentlich den Purzelbaum zum Cirkus hinunterschlug. Denn das ist wesentlich für diese Gattung von Cäsaren, sie glauben an ihr eigenes Recht, sie meinen eine Mission zu haben, fühlen sich in einem besonderen Verhältnis zur Gottheit stehend, halten sich für die Auserwählten derselben und beanspruchen schließlich für sich selbst göttliche Verehrung.

Das scheint der äußerste Gipfel des Cäsarenwahns zu sein, und doch nähern sich ihm die Vorstellungen mancher Herrscher, die noch nicht geradezu für krank gelten können, auf bedenkliche Weise, — Friedrich Wilhelm IV. z. B. bewegte sich, auch als er noch nicht völlig erkrankt war, in einem solchen mystischen Ideenkreise. Freilich — das ist ja das schmach- und jammervolle Fundament der ganzen Cäsarenexistenz — kommt solchen Vorstellungen die Anschauungsweise der Massen und besonders der herrschenden Klassen in den von eigentlich monarchischer Gesinnung durchtränkten Völkern oft auf die gefährlichste Weise entgegen. Wie hätte sonst für Alexander, wie hätte für Cäsar Vergötterung beansprucht werden können?

Bei Caligula ist es ganz offenbar nicht nur kecke Ausnützung der Volksauffassung oder politische Berechnung, wenn er göttliche Verehrung beansprucht, sondern es ist der helle, nackte Wahnsinn, der an die eigene Göttlichkeit glaubt, oder doch sich vorübergehend in die Vorstellung derselben liebevoll versenkt.

Das sehen wir am besten daran, wie er mit dem Gedanken gleichsam spielt. Bei der Dürftigkeit unserer Nachrichten können wir auch hier die Entwicklung nicht ganz verfolgen — die unscheinbaren Anfänge sind uns nicht deutlich überliefert. Daß er schon als Jüngling zum Augurn und Oberpriester ernannt wurde, hat möglicherweise auf seine Ideenwelt einen gewissen Einfluß geübt. Wir dürfen wohl annehmen, daß er beim Gottesdienst selbst wirklich fungiert haben wird und daß es ihm nahelag, phantastische Vorstellungen mit der Ausübung solcher Funktionen zu verbinden. Weit wichtiger und bezeichnender aber ist es, daß er es liebte, in der Verkleidung von Göttern und Göttinnen aufzutreten.

Wie sich ein schauspielerischer Zug darin äußert, wurde schon berührt: wir müssen uns vorstellen, wie der kaiserliche Akteur sich gleichsam selbst in die Stellung der dargestellten Gottheit hineinschauspielerte. Es ist ja sehr merkwürdig, wie bei etwas krankhaft-phantastisch angelegten Menschen die Grenzen zwischen der Wirklichkeit und dem dargestellten Schein sich verwischen; zunächst spielen sie mit dem Gedanken, etwas mit der dargestellten Figur gemein zu haben, in Augenblicken besonderer Ekstase fühlen sie sich mit ihr eins, und bei ausgesprochener geistiger Erkrankung glauben

sie schließlich dauernd mit ihr identisch zu sein. König Ludwig von Bayern hat gewiß, wenn er als Lohengrin auf seinem künstlichen See im Schwanennachen fuhr, auch Momente gehabt, in denen die Scheidung zwischen Darstellung und Wirklichkeit sich für ihn verwischte. Vielleicht darf man sagen: es ist die infolge von Überreizung auf das eigene Subjekt ausgedehnte Illusion, die wir alle dem Objekt gegenüber ja bei künstlerischen Reizen auf unsere Phantasie kennen lernen. — Und wenn nun noch das Auftreten vor dritten Personen und großen Volksmassen, der Wunsch, auf dieselben Eindruck zu machen, und das Bedürfnis, eine ganz unnatürliche Fiktion mit immer verstärkten äußeren Mitteln aufrecht zu erhalten, hinzukommen! Wer hat nicht schon Menschen gekannt, die schließlich selbst glaubten, das zu sein und das geleistet zu haben, was sie lange anderen und dann sich selbst vorgeschwindelt hatten?

Bei Caligula schlugen gelegentlich seine Vergötterungsansprüche in eine tolle Farce um, — ohne daß wir deshalb glauben dürften, er habe den Kultus, den er seinen Unterthanen aufgezwungen hatte, selbst verhöhnen wollen, um so die Schmach noch zu verschärfen. Er machte sich selbst zum Oberpriester seiner eigenen Gottheit! Und sein Pferd — auch sonst tritt seine Vorliebe für Pferde in ganz unsinnigen Handlungen hervor — gesellte er sich als Kollegen in dieser Stellung zu![57])

* * *

Schon die Zeitgenossen haben Caligula für richtig geisteskrank gehalten[58]), und es ist nicht recht verständlich, wie ein neuerer Historiker noch daran zweifeln kann. Der Entwicklung zu geistiger Störung entspricht bei ihm ja auch offenbar eine ursprüngliche krankhafte Anlage.

Von seiner körperlichen Disposition wissen wir nicht viel, aber doch einiges. Als er mit zwanzig Jahren zu Tiberius kam, war er lang aufgeschossen; dünne Beine, stark entwickelter Bauch[59]) und unheimlich berührende Gesichtszüge, mit eingefallenen Schläfen und Augen, breiter und finsterer Stirn waren körperlich die hervorstechendsten Merkmale[60]). Dabei litt er an Epilepsie und schrecklicher Schlaflosigkeit[61]).

Von seiner damit zusammenhängenden Rast- und Ruhelosigkeit, von dem Widerspruchsvollen und der Unberechenbarkeit seiner Einfälle und Eindrücke hat uns Dio Cassius eine lebendige Schilderung

[57]) Dio Cassius 59, 28.
[58]) Tacitus, Ann. 6, 45. Sueton 50 und 51. Seneca, De constantia sapientis 18, 1.
[59]) Sueton 50. Seneca, De const. sap. 18, 1.
[60]) Sueton 50.
[61]) Sueton 50.

gegeben[62]); es sind Züge der Nervosität, die an sich noch nicht krankhaft zu sein brauchen, die erst im Zusammenhang mit dem, was wir sonst wissen, erhöhte Bedeutung erlangen. Bald suchte er das Gewühl der Menschen, bald wieder die Einsamkeit; er unternahm dann wohl eine Reise und einmal, als er zurückkehrte, war er kaum wiederzuerkennen, er hatte sich (ganz gegen die Sitte der Zeit) einen Bart und langes Haupthaar wachsen lassen[63]). Über Schmeichler und Freimütige ärgerte und freute er sich zugleich. Bald ließ er sich, besonders von Leuten niederen Standes, die schlimmsten Dinge sagen, bald strafte er Richtigkeiten mit dem Tode. Niemand wußte, was er thun oder sagen sollte, und machte es ihm einer recht, so hatte er es seinem guten Glück, nicht seiner Klugheit zu danken[64]). Er kam auf die unsinnigsten Einfälle, und auch wenn sie verhältnismäßig harmlos waren, steckte ein Zug von Bosheit in ihnen, so z. B. wenn er einen Offizier, der seine Unzufriedenheit erregt hatte, mit einem ganz inhaltslosen Briefe an König Ptolemäus nach Mauretanien schickte[65]).

Meist aber nahm seine Bosheit, das Vergnügen am Quälen, sehr viel schlimmere Formen an. Auch dieser Zug ist schon aus seiner Jugend überliefert. Er versäumte es nicht, bei Folterungen und Hinrichtungen zugegen zu sein[66]).

Damit verband sich der Hang zu Ausschweifungen[67]). Schon aus seinen Knabenjahren erzählte man sich scheußliche Dinge[68]). Später, als er bei Tiberius war, besuchte er vermummt die Höhlen des Lasters, zugleich geschlechtlichen Ausschweifungen und dem Trunke ergeben[69]).

Der Hang zu Ausschweifungen, das Schwelgen im Blutvergießen und die Freude an grausamen Martern machen das Bild des cäsaristischen Wütens erst recht vollständig. Daß krankhafte geschlechtliche Neigungen oft mit krankhafter Freude am Grausigen, an Blutopfern und grausamen Qualen Hand in Hand gehen, ist ja eine aus psychiatrischen Beobachtungen überall bekannte Thatsache. Wie nun diese kombinierte Erscheinung wieder mit dem Cäsarenwahnsinn zusammenhängt, ist im groben auch für den Laien leicht einzusehen, mag auch die genaue Auseinanderlegung der Erscheinung dem Fachmann noch manche Probleme bieten. Schon die äußeren

[62]) 59, 4.
[63]) Sueton 24.
[64]) Dio Cassius 54, 4.
[65]) Sueton 55.
[66]) Sueton 11.
[67]) Sueton 36. Dio Cassius 59, 3.
[68]) Sueton 24, 24. Vgl. Dio Cassius 59, 10.
[69]) Sueton 11. — Vgl. Philo, Legatio ad Gaium.

Vorteile der ganzen Stellung verlocken zu früher Zügellosigkeit, wofür die Lebensgeschichte unzähliger Fürstensöhne wohl aus allen Dynastien Beispiele liefert. Wenn dann noch die cäsaristische Anschauung von der Unbegrenztheit der eigenen Ansprüche und von der Nichtigkeit aller andern Rechte hinzukommt[70]) und wenn dazu sich eine Vererbung dieser Faktoren durch einige Generationen gesellt —, dann ist natürlich kein Halten mehr.

In seiner vollendetsten Gestalt gleichsam zeigt sich der Cäsarenwahnsinn, wenn Blutdurst, Grausamkeit und Zuchtlosigkeit in den Dienst des Vergötterungsgedankens treten. Auch von dieser Steigerung seiner Wahnsinnsausgeburten schien Caligula der Welt ein Beispiel in großem Maßstabe hinterlassen zu wollen, als die Juden — und zwar, wie es scheint, sie allein — sich weigerten, seine Statue in ihrem Tempel aufzustellen und ihr Anbetung zu erweisen. Mit Feuer und Schwert war er im Begriff, das ganze Volk zu seinem Dienste zwingen zu wollen, als der Tod ihn ereilte[71]).

Doch auch von einer solchen Häufung aller cäsaristisch-wahnsinnigen Züge abgesehen, wirkten des Caligula Hang zu Ausschweifungen und sein Blutdurst für sich allein schon grausig genug. In der ersten Zeit nach seinem Regierungsantritt scheint er sich einige Mäßigung auferlegt zu haben, aber bald traten die Neigungen seiner Jugend, von denen wir schon sprachen, wieder hervor, und da er jetzt unumschränkter Selbstherrscher war, so ergab er sich um so ungezügelter seinen Begierden, denen Frauen und Mädchen ohne Zahl zum Opfer fielen[72]).

Zugleich begann er in wahrhaft entsetzlicher Weise, oft noch durch finanzielle Motive angestachelt, seiner Mordgier und der Freude an Martern freien Lauf zu lassen[73]). Nicht nur spätere Berichterstatter haben uns davon berichtet, sondern auch der Zeitgenosse Seneca schildert die tierische Freude, die der Kaiser beim Anblick von Hinrichtungen empfand, und die Grausamkeit, mit der er die Überlebenden quälte[74]).

Daß seine Mordlust als Geistesstörung aufzufassen ist, zeigen einige Geschichten, die uns überliefert sind, wie er seiner Gattin oder seiner Geliebten nicht den Hals küßte, ohne davon zu sprechen, daß dieser schöne Nacken, sobald er es befehle, durchschnitten werde[75]), oder wie er beim fröh-

[70]) Ein Wort des Caligula lautete: „Memento omnia mihi et in omnes licere“: Bedenke, daß mir alles und gegen alle zu thun erlaubt ist.

[71]) Josephus, Antiq. 8, 2—8. Vgl. Philo, Legatio ad Gaium.

[72]) Sueton 36. Dio Cassius 59, 3 und 10.

[73]) Sueton 26 ff. Dio Cassius 59, 10. Jos. Flav. XIX, 1, 1.

[74]) Seneca, De ira II, 33, 3; III, 18, 3 ff; 19. De benef. II, 21, 5. Quaest. nat. IV, praef. 17.

[75]) Sueton 33.

lichen Mahle in unbändiges Gelächter ausbrach bei dem Gedanken, daß es nur eines Winkes bedürfe, um den beiden Konsuln, die neben ihm lagen, die Kehlen abzuschneiden[76]). Dem römischen Volke wünschte er (der Ausspruch ist ja berühmt geworden) einen einzigen Hals, um es mit einem Streiche köpfen zu können[77]). Solche Gedanken und noch viel schlimmere, nicht nur einfach blutdürstige Neigungen, sondern auch die ausgesuchtesten Marter-Ideen setzten sich in eine Unzahl grausiger Thaten um, die er vielfach mit cynischen Witzen begleitete[78]). Die Einzelheiten sind zu scheußlich, um darauf einzugehen.

Genug, ganz Rom setzte er damit in Schrecken, und doch ermannte sich dieses Rom nicht, das Joch des Kranken, der wie ein Bluthund wütete, von sich abzuschütteln. Der Senat wagte nicht, ihn abzusetzen oder eine Regentschaft zu beschließen. Nicht durch einen Akt der politischen Körperschaften wurde er beseitigt, sondern es bedurfte einer Verschwörung, die in dem persönlichen Rachebedürfnis eines schwer beleidigten Obersten seiner Leibwache, des Cassius Chärea, ein williges Werkzeug fand[79]).

So tief gesunken war der Staat, an dessen Pforten damals so drohend das Barbarentum eines noch jugendkräftigen Volkes pochte. Wenn wir darauf jetzt vom sichern Port zurückblicken, dann dürfen wir trotz allem wohl sagen, daß wir doch heute, wo die materielle Kultur und der Luxus der oberen Klassen wieder auf einer der römischen Kaiserzeit vergleichbaren Stufe angelangt sind, politisch ein schönes Stück weiter gekommen sind, — freilich liegen auch mehr als 1800 Jahre dazwischen —; denn etwas, was diesem Cäsarentum und dieser Herrschaft des Cäsarenwahnsinns ähnlich wäre, ist unter den heutigen Verhältnissen so völlig unmöglich, daß uns die ganze Schilderung wie ein kaum glaubliches Phantasiegemälde oder wie eine übertriebene Satire römischer Schriftsteller auf das zeitgenössische Cäsarentum anmuten wird, während sie nach dem heutigen Stande unserer Quellenforschung in allen wesentlichen Zügen trockene historische Wahrheit ist.

[76]) Sueton 32.
[77]) Sueton 30. Dio Cassius 59, 13; 30.
[78]) Sueton 29; 30.
[79]) Sueton 58. Dio Cassius 59, 29. — Am ausführlichsten: Josephus, Antiq. XIX, 1, 3.



Henry George und die Bodenbesitzreform deutscher Richtung.

Zwei Repliken von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

I.

> So gebet ihnen nun heutigen Tages wieder ihre Äcker, Weinberge, Öhlgärten und Häuser, und den Hundertsten am Gelde, am Getreide, am Most und am Öhl, das ihr an ihnen gewuchert habt.
>
> Da sprachen sie: Wir wollen's wiedergeben, und wollen nichts von ihnen fordern, und wollen thun, wie du gesagt hast. Und ich rief den Priestern, und nahm einen Eid von ihnen, daß sie also thun sollten. Nehemia V, 11, 12.

„Gedanken, mit denen der eine sich noch unter den gewissenhaftesten Zweifeln abquält, sind in andern schon zu zweifelloser Selbstverständlichkeit ausgereift; Forderungen, die weiten Kreisen noch als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, gelten morgen denselben Menschen, — wenn sie nur erst die Erfordernisse der Gegenwart überhaupt begriffen haben, — als ganz natürlich." So schrieb jüngst Herr von Egidy in einem Aufruf.

Als ich den Aufsatz: „Die Bodenbesitzreform deutscher Richtung"*) in Nummer 33 der Grenzboten las, empfand ich so recht die Wahrheit dieses Ausspruches. Jener Aufsatz wendet sich gegen ein paar Worte, die ich zu Gunsten der George'schen Reform — die Grundrentensteuer — an die Grenzboten gerichtet hatte (in Nr. 27 vom 29. Juni). Der Verfasser erklärt sich als theoretischer Gegner der George'schen Reformmethode. Er hält sich jedoch für einen Gesinnungsgenossen in Bezug auf unsere letzten Ziele.

Ich will versuchen, die gegen Henry Georges Steuerprojekt angeführten Argumente zu widerlegen, und mir erlauben, manche Behauptungen zu berichtigen. Gleich am Anfang heißt es:

> „In Deutschland herrscht der Freilandgedanke Flürscheims, und nur ein kleiner Teil der deutschen Bodenbesitzreformer huldigt dem Genius Henry Georges in den Punkten, die ihn von Flürscheim unterscheiden; und umgekehrt wird es wohl auch so sein."

Zu dieser Behauptung werden manche, die die Bewegung verfolgt haben, den Kopf schütteln. Anhänger für eine neue Lehre können, in erster

*) Wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, ist der Verfasser jenes Aufsatzes Herr Pastor Zollmann in Atzendorf bei Magdeburg.

Linie, doch nur durch Werke gewonnen werden, in denen jene Lehre niedergelegt ist. Nun weiß aber jeder Sortimenter, daß — mit einer einzigen Ausnahme — die Schriften der von ihm sogenannten „deutschen Richtung“ keine zweite Auflage ermöglicht haben. Während Henry Georges Hauptwerk: „Fortschritt und Armut“, bei Elwin Staude, bis jetzt sechs, und seine andern Schriften: „Sociale Probleme“, „Schutzzoll und Freihandel“ und „Zur Erlösung aus sozialer Not“, ebenfalls mehrere deutsche Auflagen erlebten. Außer diesen sind noch bei Hendel in Halle, und bei Reclam in Leipzig, zwei neue Übersetzungen von „Fortschritt und Armut“ erschienen. Von den deutschen Schriften aber macht nur das Hauptwerk Dr. Stamms eine Ausnahme. Es erschien in drei Auflagen. Der geehrte Herr Gegner erwähnt, merkwürdigerweise, diesen deutschen Vorkämpfer und seinen „Allwohlsbund“ gar nicht. Er zählt auch dessen Schriften in der Fußnote nicht auf.

Da der Herr Gegner offenbar eine sehr tiefe Verehrung für Herrn Flürscheim empfindet, dessen Theorien er später auch die „idealeren“ nennt, so ist es zu verwundern, daß er eingangs nur vom „Genius George“ und nicht vom „Genius Flürscheim“ spricht. Sollte etwa dieses Wort ein wenig spottweise gebraucht sein, so wäre dies mindestens — geschmacklos.

Nun bestätigt die Erfahrung, daß von den Lesern Henry Georges eine viel größere Anzahl von der Richtigkeit seiner Lehre und von der Gerechtigkeit seiner Reform überzeugt werden, als dies durch andere Bodenreformschriften geschehen ist. Man kann also annehmen, daß, bei einer wohl um mehr als zehntausend größeren Verbreitung seiner Werke, die Anzahl der zu Henry Georges Ideen bekehrten auch in Deutschland eine viel größere sein muß, als die irgend einer der andern parallelen Richtungen. Jedenfalls aber hat er geistig, auch in Deutschland, die größere Wirkung auf alle ausgeübt, die sich mit diesen Theorien beschäftigt haben.

Oder sollte der geehrte Herr Gegner etwa glauben, die Mitglieder des „Bundes für Bodenbesitzreform“ seien die einzigen, die die soziale Frage für eine Grund- und Bodenfrage halten? Da würde er sich sehr täuschen. In einem Lande wie Deutschland, in dem es — mehr wie in irgend einem civilisierten Staate — zahlreichen Klassen nur unter Gefährdung ihrer gesellschaftlichen, ja ihrer Lebensstellung, möglich ist, für eine, die oberen Hunderttausend so stark berührende Frage zu schreiben, zu reden, oder zu agitieren; in einem solchen Lande müssen sich einstweilen viele mit stiller Gesinnungsgenossenschaft begnügen. Es dürfte vielleicht dem geehrten Herrn Gegner nicht unbekannt sein, daß selbst die wenigen aus den gebildeten Ständen, die den Mut haben, für radikale Reformen in Wort und Schrift einzutreten, zuweilen dennoch gezwungen sind, anonym oder unter Verschweigung ihres Standes, und ähnlichen Vorsichtsmaßregeln, zu arbeiten.

Sind nun aber innerhalb des „Bundes für Bodenbesitzreform“ die Theorien seines Meisters „deutscher Richtung“ heute wirklich noch herrschend? Stand nicht früher, (1891), der folgende Satz auf dem Titelblatt des Bundesorganes „Freiland“?:

„Freiland tritt für den Übergang des Grund und Bodens aus dem Privatbesitz an den Staat und die Gemeinde auf dem Wege friedlicher Abfindung ein, um solchen den Nutznießern in Erbpacht zum Tagesmietpreis zu überlassen. Es wird hiervon nicht nur eine bedeutende Besserung in der Bewirtschaftung des Acker- und Wohnungsbodens erwartet, sondern auch, infolge der Wirkung auf den Zins, das Kind der privaten Grundrente, der mit dieser verschwindet, eine wesentliche Reform der Güterverteilung im allgemeinen, eine Hebung des Volksverbrauchs und hierdurch der Gütererzeugung, also eine gründliche Heilung des sich ständig verschlimmernden sozialen Notstandes.“

Heißt es dagegen nicht heute auf der Rückseite des Titelblattes:

„Ersatz aller Steuern und Zölle durch eine Einkommen- und Grundsteuer,“

während das Wort „Bodenpacht“ zwar auch dabei steht, aber in sehr bescheidener Weise eingeklammert ist?

Obgleich nun diese neue Fassung, in einem Punkte, der Grundlehre aller Bodenreformer überhaupt widerstreitet, so steht doch dieser Programmsatz entschieden mehr auf Seiten des George'schen Projektes, zumal auch der Satz vom verzauberten Zins weggelassen ist.

Ich sage: diese Fassung verstößt gegen die Lehren aller Bodenreformer, weil eine Einkommensteuer den Fleiß bestraft, und auf die Arbeit, also nicht auf die Bodenrente fällt; und weil alle Reformer darin einig sind, daß diese Steuer ungerecht, schwer zu kontrollieren (siehe Bochum), kostspielig zu erheben, und schließlich wenig einträglich ist. Die wirklich arbeitslosen Einkommen werden ja alle durch die Grundrentensteuer mitgetroffen, wie ich später noch nachweisen will.

Ich sage ausdrücklich Grund**wert**steuer, weil das Wort „Grundsteuer“ in obigem Programmsatz nicht richtig ist. Eine Steuer auf Grund**rente**, wie sie von allen Landreformern schließlich beabsichtigt ist, fällt durchaus nicht auf alles Land, auch nicht auf den Flächenumfang, sondern nur auf solchen Grund und Boden, der — nach Abrechnung jeglicher Bebauung — noch einen Wert hat. Es würde also nicht wenig Land, das vom Verkehr weit ab liegt, oder von sehr geringer Güte ist, gänzlich steuerfrei sein. Die Betonung dieses Wortes ist keine Silbenstecherei, sondern eine sachgemäße und unbedingt notwendige Ausdrucksweise. Sie ist, bei der Verbreitung unserer Wahrheit überhaupt, und unter den Kleinbauern insbesondere, von großer Wichtigkeit. Denn, wenn schon das Wort diesen Leuten klar macht, daß sie, — die als arbeitende Bauern den jetzigen Steuerdruck hart empfinden, — auf ihre oft fast wertlose Scholle wenig oder keine Steuer zu zahlen haben werden, werden sie schneller gewonnen sein.

In „Freiland" stand nun voriges Jahr der folgende Satz als Fußnote:

„Der Verfasser des Artikels hat hier den ersten Flürscheimschen Vorschlag im Auge, sämtliche Grundwerte in Staatsschuldscheine umzuwandeln. Es sollte ihm aber bekannt sein, daß dieser erste Vorschlag nicht allein von den meisten Bundesmitgliedern, sondern auch von seinem Urheber längst aufgegeben worden ist. An jene große Finanzoperation denkt heute niemand mehr. Wir wissen jetzt, daß viele Wege nach Rom führen, und kennen ein besseres Mittel: Das Gesetz. Wenn also Herr Beta deswegen noch immer gegen Michael Flürscheim weiter kämpft, so kämpft er gegen Windmühlen."

Diese Bemerkung läßt, Herrn Flürscheims Theorien gegenüber, gewiß nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig; wenn auch das vielsagende Wort: „Gesetz" jedem Leser die Freiheit einräumt, sich darunter zu denken, was ihm beliebt. Es führen allerdings viele Wege nach Rom, aber einer muß doch schließlich der kürzeste und beste sein. Daß Herr Flürscheim seinen alten Ankaufsplan aufgegeben hat, ist mir neu. Wo? sagt wahrscheinlich die „Redaktionskommission".

Wie mir berichtet wird, wurde nun gar in der letzten Generalversammlung des „Bundes für Bodenbesitzreform" ein Zusatzantrag auf Entschädigung der Grundwerteigentümer, einstimmig — unter lauten Zeichen des Mißfallens — abgelehnt. (!)

Was sagt der geehrte Herr Gegner zu dieser, mit seinen Behauptungen so ganz und gar nicht übereinstimmenden Thatsache? „Empört" sich nicht sein „Gerechtigkeitsgefühl"?

Henry George hat, nebenbei bemerkt, nie seinen eigenen Ruhm aus eigener Tasche bezahlt. Seine Schriften fanden einen stets im Steigen begriffenen Absatz, auf Grund ihres Inhaltes, und seine Anhänger in Amerika, Australien und England haben oft in großartiger Weise für deren Verbreitung gesorgt.*) Auch ein Bodenbesitzreformer, ehemals „deutscher

*) In englischer Sprache hat sein Hauptwerk die halbe Million längst überschritten. Seine andern Schriften dürften wohl auch Hunderttausende erreicht haben. Voriges Jahr gelang es sieben Kongreßmitgliedern in Washington — Anhänger Henry Georges und der „Single Tax" —, durch einen Kniff, Georges Schrift: „Schutzzoll und Freihandel" in dem „Congressional Record" zum Abdruck zu bringen. Dieses, für die Freihändler — die Anti-Mc. Kinley-Leute —, so wichtige Buch wurde somit nicht nur auf Kosten der Vereinigten Staaten zu dem unglaublich billigen Preise von 2 Cents gesetzt und gedruckt, sondern mußte auch durch die Staatspost innerhalb der Union portofrei als Kongreß-Drucksache befördert werden. Es wurden infolgedessen durch das hervorragende Mitglied des Kongresses, Tom. L. Johnson, über eine Million Exemplare vor der Präsidentenwahl verbreitet. Viele amerikanische Blätter schreiben dieser Verbreitung und der politischen Stellungnahme Henry Georges, nebst dem ihm befreundeten bekannten Eisenbahnkönig deutscher Herkunft, Henry Villard, zu Gunsten Clevelands, die Entscheidung der Wahl zu. Die zweite Million jenes Buches wird jetzt gedruckt und verbreitet.

Richtung", stiftete dem Bunde eine größere Summe zur Verbreitung von „Fortschritt und Armut", womit demnächst begonnen werden wird. Ebenso hat sich ein hervorragender deutscher Gelehrter in dieser Hinsicht sehr opferwillig gezeigt.

Es ließen sich noch manche Thatsachen anführen, die gleichfalls das Gegenteil von dem beweisen würden, was der geehrte Herr Gegner behauptet, nämlich: daß die Theorien, die er „deutsche" zu taufen beliebt, heute nicht mehr unter den Bodenbesitzreformern „herrschen", wenn sie überhaupt je „geherrscht" haben.

Solch ein Appell an die patriotischen Gefühle der Leser wird häufig als ein Zeichen von Schwäche betrachtet. Jeden Versuch, zur Zeit noch rein akademische Theorien in einen nationalen Gegensatz zu bringen, halte ich für unschön und schädlich. Stellt sich die Theorie als falsch heraus, so hat man dem Vaterlande keinen Ruhm geerntet. „Ich weiß nicht, warum mir eben einfällt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften auftreten will, ein schmutziger Geselle ist, den man beim Kragen packen und hinauswerfen soll," — sagt Schopenhauer.*)

Die Schlußbehauptung in obigem Satze aber, daß es: „umgekehrt ebenso sein werde", das heißt also: daß in England und Amerika nur wenige an Herrn Flürscheims Theorien glauben, ist gar so leichtgläubig hingeworfen. Der Herr Verfasser, der mit englisch-amerikanischen Verhältnissen so vertraut thut, sollte besser unterrichtet sein. Er sollte wissen, daß man in England und Amerika nur ein paar mitleidige Worte für den Zinszauber hatte.

Für die Idee der „Verstaatlichung" wurde aber in England schon früher agitiert. Auch der Gedanke einer Wegsteuerung des Zuwachses der Grundrente vom Datum des Gesetzes ab, der später erwähnt wird, ist leider nicht deutsch, sondern schon vor vielen Jahrzehnten von John Stuart Mill empfohlen worden.**) Damals wäre eine solche Idee vielleicht auch in Deutschland noch ausführbar gewesen, da die Grundspekulation noch nicht bestand, oder wahrscheinlich unbedeutend war. Heute aber könnte eine Abschätzung der gegenwärtigen spekulativen Rente vielleicht erst in Jahrzehnten eine Einnahme für den Staat ergeben, weil die ökonomische Rente die heutige spekulative Rente erst erreichen und übersteigen müßte. Das Gesetz würde jedenfalls den Bodenwert drücken und die Besitzer mehr schädigen, wie vielleicht 25 Prozent Rentensteuer thun könnten. Bis jedoch die ganze Rente erworben wäre, müßten noch wer weiß wie viele Jahre vergehen. Zur vollen

*) Neue Paralipomena.

**) Principles of Political Economy. The increase of the rent of land a fit subject of taxation. Book V, page 492.

Erkenntnis unserer Grundwahrheit, bei Volk und Regierung, dürften aber gleichfalls noch einige Jahrzehnte nötig sein. Wer da glaubt, das Volk werde noch ein halbes Jahrhundert auf eine radikale Sozialreform oder deren Wirkung warten, der agitiere für diesen Plan.

Dann heißt es weiter:

„Wir mögen noch so sehr von der Gerechtigkeit der Forderung überzeugt sein, — — — — — so sträubt sich doch auf der andern Seite dasselbe Gerechtigkeitsgefühl dagegen, daß den gegenwärtigen Besitzern die gegenwärtige Höhe ihrer Grundrente und damit die gegenwärtige Höhe ihres Besitztums um jährlich fünf Prozent gekürzt werden soll, bis sie nach zwanzig Jahren nichts mehr von dieser Grundrente haben."

Also gegen die überzeugte Gerechtigkeit sträubt sich dasselbe Gerechtigkeitsgefühl. Das ist freilich eine fatale Sache. Um jedoch den Gefühlen des Herrn Gegners aus ihrem moralischen Dilemma herauszuhelfen, möchte ich mir erlauben, eine Frage an ihn zu richten:

Wie denkt der geehrte Herr Gegner über die Gerechtigkeit einer Steuer, gleich der jetzt vorliegenden Fabrikatsteuer auf Tabak und Cigarren, die, wie alle Zeitungen berichten, 50,000 Arbeiter wenigstens zeitweise brotlos machen wird, bis sie in einem anderen Erwerbszweige — zu ohne Zweifel niederen Löhnen — Unterkommen finden werden? Über eine Steuer, die durch Überwachungsmaßregeln, und durch finanzielle Ansprüche, die kleinen Fabrikanten ruinieren muß, weil in Zukunft nur noch große Fabriken dabei bestehen können? Was hält er von einer Steuer, die diesen fürs tägliche Brot arbeitenden Leuten Verluste bringen wird, für die sie keinerlei Entschädigung bekommen werden?

In gleicher Weise wirken nun aber alle Steuern und Zölle, die auf Arbeit und Arbeitsfrüchte fallen. Sie bieten den Großkapitalisten und den Bodenmonopolisten Geschäftsvorteile über den kleinen Mann, die alle gewaltig mithelfen, ganze Erwerbsklassen — ohne Entschädigung — ihrer Selbständigkeit zu berauben.

Es giebt keinen besseren Beweis für die Verkehrtheit unserer heutigen Besteuerungsweise, als die vielerlei Steuern, die endlosen Steuervorlagen, und die uferlosen Steuerprojekte, die unser Jahrhundert gesehen hat. Jede Klasse will die andern Volksklassen, jedes Gewerbe, jeder Beruf will die andern Gewerbe und Berufe besteuert haben. Es ist dies leicht erklärlich. Die gegenwärtigen Steuern auf die Arbeit und deren Früchte verkürzen nicht nur das Einkommen und somit den Verzehr aller von ihrer Arbeit lebenden Bürger, sondern sie schränken natürlicherweise auch den Erwerb überhaupt ein. Sie vermehren die Arbeitslosigkeit, durch die wiederum die Ausgaben für die Armenpflege, für Polizei und Richter und anderes erhöht werden, und abermals neue Steuern veranlassen müssen. Umsomehr,

als durch die Erwerbsverminderung auch alle andern Steuern relativ weniger einbringen. Es giebt denn wohl auch über wenig politische Angelegenheiten so vielerlei Meinungen, als über die gegenwärtigen Steuern und deren Gerechtigkeit. Nur darin wird das arbeitende Volk übereinstimmen, daß sie allesamt ungerechte Steuern sind.

Aber in obigem Satze steckt außer dem moralischen, auch noch ein ökonomischer Irrtum, in den leider nur zu viele verfallen.

Wir haben nämlich heute keine ökonomische Grundrente, sondern eine spekulative Monopolrente. Eine Rente, die weit über den ökonomischen Wert hinausgetrieben ist. Um wieviel sie indessen die ökonomische Linie schon überschritten hat, kann heute kein Mensch ausfinden. Das wird sich erst zeigen, wenn alle Grund- und Bodenwerte besteuert und immer höher besteuert werden. Erst wenn auf diese Weise alle Eigentümer gezwungen sind, ihre Bodenflächen und Schätze rationell und stetig auszunutzen und zu bebauen, erst dann wird sich, mit den Jahren, die ökonomische Rente feststellen lassen. Weil nämlich, bei alljährlich steigender Besteuerung, der Grundwert in den nächsten Jahren so lange sinken muß, bis die ökonomische Linie erreicht ist. Wie Öl auf die Meereswellen, so wird die Grundrentensteuer auf die gegenwärtig so hohen Wogen aller Spekulation — deren Spielobjekte meistens verschleierte Bodenwerte sind — beruhigend wirken, und sie bis zur wahren Rentenhöhe glätten.

Schätzen wir die unbebaute und nicht rationell bebaute Grundfläche Deutschlands, in Stadt und Land, nur auf etwa ein Drittel des Flächenraumes ab, so übertreiben wir gewiß nicht. Der ökonomische Wert des vaterländischen Bodens aber dürfte vielleicht noch nicht zur Hälfte alljährlich ausgenutzt sein. Sobald also die allmählich steigende Steuer diese Werte nach und nach der Ausnutzung freilegt, muß die Rente sinken. Wie immer nun das genaue Verhältnis in Wirklichkeit sei, soviel ist gewiß, bei fünf Prozent jährlicher Steigerung der Steuer auf den heute erzielbaren Rentenwert muß die ökonomische Rente nicht — wie der geehrte Herr Gegner, nach Adam Riese, richtig ausrechnete — in zwanzig Jahren sondern viel früher erreicht werden. Vielleicht schon in fünfzehn Jahren, vielleicht noch früher.

Doch lesen wir weiter:

„Oder suchte man die Hypothekengläubiger mit zu treffen, so wäre es wieder eine Ungerechtigkeit gegen diese Leute, die ihr Geld in Grundstücken sichergelegt haben, während andere, die es in Staatspapieren und dergleichen angelegt haben, frei ausgehen würden. Und wenn uns gar die Wahrheit aufgeht, daß jene Anhäufung kolossaler Reichtümer in einzelnen Händen, die weniger in unmittelbarem Bodenbesitz bestehen, als in Hypotheken und öffentlichen Schuldpapieren und Aktien, nicht den kolossalen „Verdiensten" der Besitzer und ihrer Vorfahren gegen die Gesellschaft entstammt, sondern

eben nur durch den Übergang des Grund- und Bodenwertes in die Hände von Privaten möglich geworden ist, dann empört sich geradezu unser Gerechtigkeitsgefühl gegen eine Maßnahme, die allein den heutigen, vielleicht selbst ungünstig gestellten Bodenbesitzer träfe."

Also, wenn eine Steuer die Grundbesitzer allein trifft, ist sie ungerecht, trifft sie die Hypothekenbesitzer ebenfalls, so ist sie ungerechter. Nach dieser Steigerung wäre schließlich eine Steuer, die alle reichen Leute heranzieht, die ungerechteste.

Nach unserer Ansicht hängt aber die Gerechtigkeit einer Steuer nicht von der Anzahl der Personen ab, die sie bezahlen müssen, sondern von der Gewißheit, mit der sie ungerechte Einkommen — Einkommen, die dem arbeitenden Volke einen Teil seiner Arbeitsfrüchte ohne Gegenleistung vorwegnehmen — trifft und vernichtet.

Der geehrte Herr Gegner meint nun weiter, die Besitzer von Aktien und Staatspapieren blieben steuerfrei. Dieser oft gegen uns ausposaunte Irrtum ist bei Leuten entschuldbar, die das Handels- und Verkehrsleben nur aus Büchern kennen. Wer aber in der Handelswelt etwas Bescheid weiß, wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß kaum eine Aktie im Kurszettel notiert ist, die nicht ihr Teil Grundwert darstellt. Ja, eine Aktiengesellschaft ganz ohne Grundeigentum dürfte wohl selten gegründet werden. Denn auch das faulste Gründerkonsortium will den Schafen, die geschoren werden sollen, außer den schönen Augen des Direktors, den alten Pulten oder Maschinen, doch schließlich auch etwas Gras am eigenen Boden zeigen. Große Aktiengesellschaften eignen sogar enorme Grundwerte, wie z. B. Kohlen- und Eisen-, Kupfer- und Bergbau-Gesellschaften aller Art. „Verdient" doch, wie jüngst in englischen Blättern stand, der Bergwerkaktionär zuweilen bis zu 3 Shilling 6 Pence Royalties (ehemals Kronsteuer, jetzt private Bergwerkrente) per Tonne Kohlen, während der täglich und stündlich unter Lebensgefahr schwer arbeitende Bergmann sich mit einem Förderlohn von 1 Shilling 9 Pence per Tonne begnügen muß. Sind ferner etwa Mineralquellengesellschaften, Gesellschaften, die Wasserkräfte besitzen, Dampfergesellschaften, die ganze Hafenviertel eignen, Privatbahnen, die Fahrbahnen und wertvolle Bahnhofgrundstücke zu versteuern haben, sogenannte Baugesellschaften, die oft wertvolle Vorstadtviertel eignen, keine Grundeigentümer? Der geehrte Herr Gegner sollte doch nur einen Blick in eine größere Stadtzeitung werfen, und er wird fast täglich, im Anzeigenteil, Bilanzen mit Grundwertcontis von Aktiengesellschaften veröffentlicht finden. Unsere Steuer wird nun zwar nicht unmittelbar vom Dividendenschein erhoben, aber, da die Gesellschaft als Grundeigentümerin zahlen muß, von der Dividende abgehen.

Auch Staats- und Gemeinde-Schuldpapiere werden nicht, wie der Herr

Gegner meint, unbesteuert bleiben. Denn Staat und Gemeinde besitzen gleichfalls Grund und Boden. Der Staat ist Forsten- und Bergwerksbesitzer, er eignet Bahnhöfe und Schienenwege, Landgüter und Staatsgebäude, ja, er soll zuweilen sogar in Grundstücken spekulieren. Die Gemeinden besitzen Grund- und Bodenwerte in gar vielerlei Gestalt. Soweit nun diese Grundwerte an Private in Form von Schuldscheinen verkauft und verpfändet sind, läßt sich deren Rentenanteil sehr wohl ausrechnen. Alle diese Papiere stellen, bis zu einem gewissen Grade, Grundwertanteil dar, — weil die Zinsen zum Teil aus staatlicher Grundrente fließen, — und sie müssen, gleich den Hypotheken, zur Steuer herangezogen werden.

Aber bei Staats- und Gemeinde-Schuldpapieren, die alle einen festen Zinsfuß haben, kommt auch noch ein anderes Moment hinzu. Nach Durchführung unserer Reform wird der Kapitalzins nicht — wie die Anhänger seiner Richtung meinen — fallen, sondern steigen. Da nun der Zinsfuß dieser Papiere derselbe bleibt, während Kapital alsdann anderwärts mehr verdienen kann, so wird der Marktpreis dieser Schuldscheine sinken. Sie wären also leicht zu amortisieren.

Vielleicht wird man auch später nicht gedeckte Staatsschulden als Grundrente betrachten und behandeln, weil die Staatsschulden ihr Entstehen dem Nichteinziehen der seitherigen Rente verdanken. Hätte der Staat stets die Grundrente — wie zur Feudalzeit, in anderer Form — bekommen, so hätte er keine Schulden zu machen brauchen.

Überhaupt sollten Staat und Gemeinde, soweit sie Grundeigentümer sind, sich selbst und gegenseitig den schuldfreien, nicht verpfändeten Teil ihrer Grundrente anrechnen. Auf diese Weise wird die volkswirtlichste Verwendung auch dieses Grundbesitzes gewährleistet und kontrolliert.

Daß staatlicher Erwerbsbetrieb kostspielig und unrationell ist, ist bekannt. Aber auch die Verwaltung von Staatsländereien läßt viel zu wünschen übrig. Wie das Volk über den Fiskus denkt, weiß jedermann. Daß auch er, gleich dem privaten Grundspekulanten, seinen Boden oft der volkswirtlichsten Benutzung vorenthält, ja selbst dem öffentlichen Verkehr Hindernisse bereitet, ist leider nur zu wahr. Wer kennt nicht z. B. Kasernengrundstücke und Exerzierplätze mitten in großen Städten, deren Grundrente nicht nur zum Bau einer neuen Kaserne, in wenig entfernteren, billigeren Stadtvierteln, genügen würde, sondern auch wahrscheinlich imstande wäre, den größeren Teil der Unterhaltungskosten des Regiments zu decken. Welcher Berliner in W., kann den volkswirtlichen Verlust berechnen, den sein Stadtteil, ja die ganze Einwohnerschaft, Jahrzehnte lang durch das vielleicht kostspieligste, weil langwierigste, Bauunternehmen Berlins erlitten hat, durch den — — — — Durchbruch der Zimmerstraße?

Ich will hoffen, der geehrte Herr Gegner wird jetzt schon etwas günstiger von der Gerechtigkeit Henry Georges denken.

Leider kommt aber schon wieder eine ganz ungerechtfertigte Behauptung:

„Daß ein derartiger Vorschlag von gerechtigkeitsliebenden Menschen ausgeht, wird uns nur erklärlich bei englischen Zuständen, denen die nordamerikanischen in diesem Punkte ähnlich sind."

Die englischen Eigentumsverhältnisse sind nun aber den amerikanischen ganz und gar nicht ähnlich.

In England ist der Grund und Boden noch nominell feudales Lehensland der Krone. Die zwar jetzt thatsächlich unbeschränkten „Landlords" verpachten ihr Land indessen immer noch auf lange Zeit. Das „Freehold Land" hat zwar etwas zugenommen, ist aber von keiner Bedeutung. Der freie Verkauf von Land ist schwierig und umständlich. In Amerika dagegen ist Grund und Boden gänzlich unbeschränktes Privateigentum, wie bei uns. In England giebt es keine wilde Grundspekulation, weil die langen Pachtverträge dies einigermaßen verhindern. In Amerika haben wir die tollste Landspekulation. England hat eine Million Grundbesitzer, die Vereinigten Staaten deren fünf. Wenn auch die Vanderbilts und Astors kolossale Grundwerte eignen und die englischen Nabobs zuweilen an Reichtum übertreffen, so muß man dies nicht verallgemeinern. Der Boden ist drüben trotz zunehmender Konzentrierung, heute wenigstens, immer noch besser verteilt, als in England.

Auf die dann folgenden fünfundzwanzig Zeilen Entwickelungsgeschichte des Grundeigentums in England muß ich dem geehrten Herrn Gegner erwidern, daß wir unsere Forderung nicht nur auf die Geschichte, sondern hauptsächlich auf die Moral begründen. Dann heißt es:

„So ist in England die volkswirtschaftlich verderbliche Wirkung des Privateigentums an Grund und Boden mit Händen zu greifen." — — — — „Anders in Deutschland. Hier ist der Grundbesitz in den Händen einer und derselben Familie seit Jahrhunderten nicht so häufig; ganz besonders ist der Grundbesitz ganzer Städte nicht in dem unveräußerlichen Besitz einzelner Familien." *)

Selbst wenn seine Behauptung, daß der Grund und Boden Englands länger einzelnen Familien angehöre, richtig wäre, so hätte das mit unserer Frage gar nichts zu thun. Wir haben es nicht mit dem Besitzrecht, sondern mit dem Eigentums**wert** zu thun. Mit der Grundrente von heute, und nicht mit der zur Zeit der „alten Angelsachsen". Wir wollen dem **heute**

*) St. Louis, in Missouri, hat 500000 Einwohner und 39000 Grundbesitzer. Berlin hat 1700000 Einwohner, aber nur noch 11000 Grundbesitzer. Also in St. Louis ist jeder 12te, in Berlin nur jeder 150te Bürger Grundbesitzer! So ähnlich ist das Verhältnis überall in den Städten drüben und hüben.

lebenden, dem heute arbeitenden Volke, zu seinem durch seine Gegenwart alljährlich erzeugten Eigentum — der heutigen Grundrente — verhelfen. So wenig wie die heutigen englischen Landlords ihr gegenwärtiges Renteneinkommen den „alten Angelsachsen" verdanken, eben so wenig erhalten die deutschen Rentenbesitzer das ihrige von irgend welchen Ahnen. Sie alle empfangen es aus den Arbeitsfrüchten des heute lebenden Volkes. Darum wollen wir mit der Eigentumsreform der Rente nicht warten — wie der Gegner anzudeuten scheint —, bis auch in Deutschland alles Grundeigentum genau so viel Jahrhunderte im Besitz einzelner Familien sein wird, wie in England.

Die Rente, die wir fürs Volk verlangen, ist keine geschichtliche, sie ist vielmehr zum größten Teil unter unsern Augen entstanden. Der geehrte Herr Gegner selbst belehrt uns, daß die Rente sich, bei uns, in diesem Jahrhundert vervierzehnfacht habe. Das dürfte, soweit Schätzung vorliegt, richtig sein. Von dieser enormen Vervielfältigung kommt aber mindestens zwei Drittel auf die letzten dreißig Jahre. Weil nicht nur die größte Bevölkerungszunahme in Stadt und Land, sondern auch die Wirkungen der Dampfkraft, der Verkehrserleichterungen, der Erfindungen, der günstigen politischen Veränderungen und der Spekulation, alle in diesen Zeitabschnitt fallen. Dazu kommt, daß man erst in diesem Jahrhundert den Grundbesitz von allen Lasten und Steuern, die er früher stets zu tragen hatte, fast gänzlich befreit hat. Ja, man ist noch überall mit dieser „Reform" beschäftigt. Kurzum, die heutigen Rentenbesitzer verdanken ihren Reichtum hauptsächlich dem „unverdienten Wertzuwachs" unserer Zeit; in Deutschland sowohl, als in andern Kulturländern.

Der Herr Gegner behauptet auch: in England sei die volkswirtliche Verderblichkeit des privaten Grundeigentums mit Händen zu greifen. In Deutschland wäre dies also nicht der Fall? Der Herr Gegner scheint wirklich mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Notstande, in Stadt und Land, wenig vertraut zu sein. Sonst könnte er, zumal als Bodenbesitzreformer, dergleichen nicht behaupten.

Er scheint eben von der irrigen Voraussetzung auszugehen, daß es für ein Volk besonders nachteilig wäre, wenn der Grund und Boden sich in wenig Händen befindet, im Vergleich zu Ländern, in denen die Anzahl der Besitzer eine wesentlich größere sei. Das ist nun aber durchaus nicht der Fall. Nur die betreffende Anzahl Besitzer ist im Vorteil. Das „bodenlose" Volk ist bei sonst gleichen Kulturverhältnissen immer noch um etwas besser dran in den Ländern, die meistens Großgrundbesitz im großen Stile haben, als in Ländern, wo der unbeschränkte mittlere und Kleinbesitz vorherrscht. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Bodenwucher mit der

Anzahl der Besitzer, bis zu einem gewissen Grade, zunimmt. Hat doch der verstorbene Professor Laveleye festgestellt, daß die Lage des kleinen Landpächters und Landarbeiters in Belgien eine viel traurigere ist, als in England. Der kleine Grundeigentümer kennt seine Äckerchen genau, und weiß jede Steigerung der Rente und jede Schwäche seines Pächters auszunutzen. Dem ganz großen Eigentümer ist dies unmöglich. In England pachtet oder kauft das bodenlose Volk seinen Landbedarf gewissermaßen bei Grossisten in Grund und Boden. In Deutschland muß es ihn in Miete oder Kaufpreis bei Detaillisten in Grund und Boden decken. Der Unterschied wird jedem einleuchten.

Daß die Wohnungsverhältnisse in den Großstädten Englands bessere sind, als bei uns, ist bekannt. Bis zum Handwerker und gut bezahlten Arbeiter hat fast jeder sein Einzelhaus mit Vorgärtchen inne. Bei uns aber müssen selbst Minister in vierstöckigen Mietskasernen wohnen. Daß die besseren Heimstätten dem ganz großen Besitz und seinem Pachtsystem zu verdanken sind, ist nicht zu leugnen. Aber auch in den feinsten Geschäftsteilen Londons — wie ich nach Beispielen annehmen muß — scheint die Miete für gleichgroße Räumlichkeiten, in gleich guter Lage, nicht höher wie in dem viel kleineren Berlin zu sein. Das ist um so mehr zu verwundern, als der Gesamtwohlstand Englands den Deutschlands noch immer um das vier- bis fünffache überragt, die Grundrente also doch in England viel höher sein müßte. Sie ist es auch zweifellos. Nur scheint sie sich in den Städten, die drüben größere wirklich bebaute Flächen einnehmen, mehr zu verteilen.

Auch das Renteneinkommen ist in England mehr verteilt, wie wohl manche glauben, die so obenhin aus der Ferne urteilen. Durch die langen Pachtkontrakte kommt die Rentensteigerung oft ein Jahrhundert lang dem Hausbesitzer zu gute, der bei Aftermieten wiederum mit dem zweiten und dritten Pächter den Zuwachs teilt. Für die Masse des bodenlosen Volkes aber macht es keinen Unterschied. Anderseits ist in Deutschland vielleicht der größere Teil des Grund*wertes* in Gestalt von Hypotheken, Aktien und dergleichen in viel weniger Händen, als wir heute vermuten. Ob also thatsächlich der *größere Teil* der Grundrente Deutschlands in gar so viel mehr Taschen fließt, als in England, erscheint hiernach ungewiß.

Die englischen Besitzverhältnisse haben anderseits auch wieder ihre großen Nachteile. Im ganzen wird man sich beiderseits nicht viel zu rühmen haben.

Die Rentensteuer ist ohne Zweifel auch für Deutschland das richtige Mittel zum Zweck. Behauptungen, daß diese oder jene volkswirtliche Reform oder Einrichtung für Deutschland nicht passe, und bei uns nie eingeführt werden könne, erinnern mich immer an jene klassischen Worte,

die ein preußischer Minister einstens dem versammelten Landtag zurief: „Die Engländer mögen sich mit dem Bau von Eisenbahnen immerhin ruinieren, in Preußen wird man sich auf solchen Schwindel niemals einlassen.“ Wie viel ähnliche urkomische alte Staatsweisheit kennt man nicht von einst hochbeamteten Bureaukraten, Aristokraten und denkfaulen Gelehrten? Wurde nicht das Pennyporto dreißig Jahre lang von unsern „Nationalökonomen“ bekämpft? Bekämpfen diese und die „Eisenbahnfachmänner“ nicht heute noch den billigen Zonentarif, diese deutsche Erfindung, die — obgleich schlecht durchgeführt — in Ungarn glänzende Resultate erzielt?

Aber der Herr Gegner muß sich ein für allemal von der Idee losmachen, daß die Zahl der Rentenempfänger oder Grundeigentümer etwas mit der Größe oder Schärfe unserer Frage zu thun habe.

Angenommen, er machte eine Reise nach dem Orient, und der Zug würde unterwegs von fünf Räubern angehalten und ihm seine ganze Barschaft abgenommen werden. Das wäre gewiß eine unangenehme Sache. Bei der Rückreise würde der Zug aber wiederum — diesmal von einer Räuberbande von fünfhundert Mann — geplündert, und er würde wiederum eine gleichgroße Barschaft einbüßen. Könnte die Anzahl der Räuber für ihn einen Unterschied machen? Wird es den fünfhundert nicht eher möglich sein, die Effekten noch genauer zu durchsuchen und alles wertvolle mitzunehmen? — Genau so verhält es sich mit der Rente.

Dann heißt es weiter:

„Da wäre es doch eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn den gegenwärtigen Besitzern des Grund und Bodens ihre Grundrente allmählich verringert und endlich ganz genommen werden sollte. Eine solche Konfiskation ließe sich nur durch die dringendste Not rechtfertigen.“

Der geehrte Herr Gegner spricht da, in sehr aufgeregten Worten, von einer „schreienden Ungerechtigkeit“, und sogar von „Konfiskation“. Mit denselben, geradezu demagogisch klingenden Worten verteidigten die „Volksredner“ vor dem amerikanischen Bürgerkriege die Menschensklaverei. Auch alle sogenannt christlichen Pastoren und Moralphilosophen des Südens glaubten und predigten die „göttliche Gerechtigkeit“ des Menschenverkaufs. Auch sie wollten nicht einsehen, daß die Zuckerrohrjunker ihre Menschenbrüder in Christo seit zwei Jahrhunderten ihrer persönlichen Freiheit, und ihrer Arbeitsfrüchte beraubt hatten. Sie verlangten für die „notleidenden“ Sklavenbesitzer — falls es nicht mehr anders ging — nicht nur den vollen Marktpreis, sondern auch Entschädigung für die „Erziehungskosten“, für „Kost“ und „Logis“, für alle die Jahre, die „sie die Nigger gefüttert hätten“. Von der geleisteten Arbeit der Neger sprach man nicht,

Sieht nun der geehrte Herr Gegner, als Bodenreformer, nicht ein, daß nicht die Rentensteuer, sondern die private Grundrente, gleich der Sklaverei, eine „Konfiskation" fremder Arbeitsfrüchte — ohne Gegenleistung — darstellt, so ist dies sehr zu bedauern. Es soll ja seinen reichen Schützlingen durchaus nichts von dem genommen werden, was sie heute thatsächlich schon besitzen. Es wird ihnen nur in Zukunft, durch die Rentensteuer, unmöglich gemacht, den Arbeitern von ihren Arbeitsfrüchten etwas zu „konfiszieren". Was wir verlangen, ist nur in milder allmählicher Weise, was in allen Ländern in primitiver schroffer Form so oft geschehen ist. Kennt der Herr Gegner nicht Kapitel 25 Vers 10 im 3. Buch Mose:

Und ihr sollt das fünfzigste Jahr heiligen, und soll's ein Erlaßjahr heißen im Lande, Allen die drinnen wohnen; denn es ist euer Halljahr; da soll ein Jeglicher bei euch wieder zu seiner Habe und zu seinem Geschlecht kommen.

Ist nicht im alten Rom das Land dreimal verteilt worden? Wurden z. B. nicht Kirchengüter massenhaft eingezogen? Adelsgüter von Fürsten neu verteilt? War die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Sklaverei nicht eine ebensolche Reform? Wenn er schließlich nur in der „dringendsten Not" die Steuer rechtfertigen will, so setzt auch diese Bemerkung in Erstaunen. Will der Herr Verfasser, der sich Sozialreformer nennt, die soziale Not heute nicht als dringend gelten lassen, dann ist freilich jede Erörterung überflüssig. — Am Schluß des Absatzes heißt es:

„Bei jener H. Georgeschen Konfiskation dagegen würde mancher arme Teufel von Grundeigentümer, der sich schon schwer genug über Wasser hält, vollends untersinken, und es wäre sehr fraglich, ob ihm die infolge der Bodenbesitzreform in Aussicht stehende Besserung der gesamten wirtschaftlichen Lage, besonders der Mehrung der Arbeitsgelegenheit, noch schnell genug Hilfe brächte."

Nun spricht der geehrte Herr — der die Not der arbeitenden Klassen nicht als dringend anerkennt — gar vom „armen Teufel von Grundeigentümer"! Von diesen „armen Grundeigentümern", die, wie er uns belehrt, im glücklichen Besitze von zusammen: — Ein Hundert Milliarden sind! —

„Das ist stark," — werden die Leser sagen. Aber ich bitte, nicht zu streng zu urteilen! Sie werden gleich sehen, daß der Fehler nur im Worte liegt. Denn der Herr Gegner hat es richtig gemeint, aber sich nur ungenau, um nicht zu sagen falsch, ausgedrückt. Er wollte „Grundbesitzer" sagen, nicht „Grundeigentümer". Die Verwechselung dieser beiden Worte und Begriffe zieht sich wie ein roter Faden durch seinen ganzen Aufsatz. Im alltäglichen Leben freilich denken wir nicht an diesen Unterschied. Bei volkswirtlichen Besprechungen aber muß man die beiden Worte und Begriffe scharf auseinander halten, man darf sie nie verwechseln. Es führt immer zur Begriffsverwirrung.

Ein Mann, der seinen Boden verpachtet hat, ist bloß der „Eigentümer", der Pächter aber ist der „Besitzer" des Bodens. Jener genießt den Eigentumswert in Gestalt von Rente, dieser genießt das Besitzrecht durch Bodenbenutzung. Ein bis zur Höhe seines Grundwertes verschuldeter „Grundbesitzer" ist nur noch „Besitzer", aber nicht mehr „Eigentümer". Denn der Hypothekenbesitzer genießt alsdann den Eigentumswert in Gestalt von Rente. Selbst Fürst Bismarck betonte dies einmal vor Jahren im Reichstage.

Besitztum kommt von: „besitzen thun". Ein Nähmädchen, das sich eine Nähmaschine ausleiht, oder auf Abzahlung ins Haus nimmt, ist zwar „Besitzerin" der Maschine, aber nicht „Eigentümerin". Sie kann es werden, wenn sie die Maschine abbezahlt. Ein Möbelhändler, der Möbel ausleiht, oder auf Abzahlung verkauft, ist so lange der „Eigentümer" seiner Ware, bis der jeweilige „Besitzer" ihm das „Eigentumsrecht" abgekauft und bezahlt hat. Was die Juristen hierzu meinen, ist uns gleichgültig. Die Juristen betrachten auch die Hypothek nur bedingt als Grundeigentumsanteil. Nämlich da, wo es ans Nehmen geht; kommt es zum Verlieren, dann gilt sie nicht mehr als solcher. Wir haben es bei unsern Auseinandersetzungen auch nicht mit juridischem Recht, sondern mit volkswirtlicher Gerechtigkeit zu thun. Das sind leider heute zwei ganz verschiedene Begriffe.

Wenn also der Herr Gegner meint, der „Grundbesitzer" sei oft ein „armer Teufel", so hat er vollkommen recht. Aber nur dann, wenn er seinen Eigentumswert in irgend einer Form verpfändet hat, d. h. verschuldet ist. In diesem Falle aber trifft unsere Steuer ja nicht ihn, sondern den Hypothekenbesitzer, als Rentenempfänger. Eignet er Grund und Boden, der — den Bebauungswert abgerechnet — keinen Verkaufs-, und keinen Rentenwert hat, dann ist er überhaupt steuerfrei. Manche Bauern und Gutsbesitzer, die so armen Boden haben, daß er — die Bebauung und Wirtschaft abgerechnet — keine Rente ergiebt, werden mit Recht ganz steuerfrei sein. Heutzutage müssen aber diese, oft wirklich armen Leute dennoch spekulative Rente und Steuern aller Art aufbringen. Wären z. B. die wirklich notleidenden Mitglieder des „Bundes der Landwirte" über den Charakter und die Tragweite unserer Reform genau unterrichtet, sie würden sofort die Georgesche Steuerreform in ihr Programm aufnehmen.

Der folgende Satz:

„Die Georgesche Wegsteuerung der Grundrente erscheint der deutschen Bodenbesitzreform wie eine schwere Operation, bei der der Körper der Gesellschaft viel Blut verlieren würde."

ist mir ganz und gar unverständlich. Trotz langem Nachdenken konnte ich den ohne Zweifel darin verborgenen Gedanken nicht herausfinden. Meint der geehrte Herr Gegner etwa, daß eine „blutige" Revolution dazu nötig

sei? Denkt er, daß durch eine gerechte Verteilung des Einkommens das Volk verlieren werde? Oder glaubt er, daß ein gesunder finanzieller Aderlaß den allerreichsten, also finanziell vollblütigsten Bürgern, etwa schaden könne? Dann hat er leider die wohlthätigen sozial- und moral-hygienischen Folgen unserer Naturheilmethode noch nicht erkannt. Ein kräftiger Aderlaß erleichtert bekanntlich allzu Vollblütige. Er macht sie gesünder und somit auch glücklicher.

Henry George und seine Freunde wollen aber nicht nur den Armen, sondern auch den Reichen helfen. Wir wollen nach unten und nach oben beglücken. Sollte der Herr Gegner etwa hierüber lächeln und glauben, das wahre Glück oder auch nur die Zufriedenheit vermehre sich in mathematischem Verhältnis mit der Anzahl der „unverdienten" Hunderttausende oder Millionen, so ist er eben ein Anhänger des Mammonkultus. Dann hat er kein Recht, sich Sozialreformer und Moralphilosoph zu nennen. Falls er je einige dieser übermäßig reichen Rentenbezieher kennen gelernt hat, wird er wissen, wie unzufrieden diese Menschen oft sind. Man betrachte die reiche russische, englische und italienische Aristokratie, die ihr Einkommen hauptsächlich aus jener sichern Bodenrente zieht, die wir besteuern wollen. Man beobachte deren Leben und Treiben in Paris, in Nizza, in Monte Carlo und allen Bädern der Welt. Man überzeuge sich, wie diese reichen und dennoch armen Menschen, trotz aller Genüsse, unter der entsetzlichen Plage der Langeweile leiden. Wie sie oft allen Lastern fröhnen, nur um die Zeit zu töten. Man fahre über den Ocean nach Saratoga und Long Branch, und man wird Menschen finden, die sich ihres vielen Geldes wegen so grausamen konventionellen Torturen unterwerfen müssen, daß alle Jahre ein paar Dutzend Töchter und Söhne aus den „besten" Familien davonlaufen. Sie lassen die Erbschaft im Stiche, um nur „Menschen" sein zu können. Besonders vernünftige reiche amerikanische Väter vermachen nicht selten ihre Millionen aus freien Stücken dem Staate oder der Gemeinde für gemeinnützige Zwecke und setzen ihren Kindern nur eine kleine Rente aus, um sie vor dem entsittlichenden Überfluß auf Lebenszeit zu schützen. Nicht nur Tolstois, sondern auch gar viele geistig einfachere Menschen wird man in überseeischen Ländern treffen, die dem öden übersättigten Leben der „allerbesten" Gesellschaft Europas den Rücken gekehrt haben und „zurück" wollen „zur Natur".

Wenn das thatsächliche Elend dieser Klasse nur halb so offen und realistisch in Presse und Litteratur geschildert würde, wie man dies oft mit der Not der Armen versucht, dann würde das Volk diese Leute nicht mehr beneiden, sondern bemitleiden. Und mancher würde mehr noch um derentwillen auf soziale Reform dringen, als wegen der Notleidenden.

Ein gewisses Maß von selbsterworbenem Wohlstand erhöht zweifellos die Möglichkeit eines zufriedenen Lebens. Was darunter und darüber ist, erhöht die Wahrscheinlichkeit eines nackten oder glänzend verhüllten Elends.

Der Herr Gegner sollte sich überhaupt erst einmal vergegenwärtigen, in welchem Verhältnis die Rentensteuer auf die verschiedenen Vermögensklassen fallen wird. Er scheint mir sehr übertriebene Vorstellungen von den finanziellen Folgen, bei der Einführung unserer gerechten Reform, zu haben.

Vor allem muß er sich klar machen, daß auch jetzt vom deutschen Volke Milliarden für Reichs-, Staats- und Gemeindesteuern erhoben werden, die aber künftig ganz fortfallen. Daß anderseits die Rentensteuer ungefähr den gleichen Ertrag liefern wird, ist gewiß. Schätzt doch die Hälfte der „statistisch gebildeten" gelehrten Nationalökonomen, die George „widerlegt haben", den Ertrag höher, während die andere Hälfte ihn niedriger als den heutigen Steuerertrag taxiert. Da nun fachmännische statistische Zusammenstellungen nie übereinstimmen, also nie richtig sind, so können wir ruhig den mittleren Durchschnitt, also den gegenwärtigen Steuerertrag annehmen. Ein Mehr wird sich wohl aus den Ersparnissen bei der Steuererhebung und den Vereinfachungen der ganzen Verwaltung ergeben. Nachdem aber die ökonomische Linie berührt, auch durch eine weitere rasche Steigerung der Rente.

Kurzum, die Steuersumme wird, für den Anfang, thatsächlich nicht erhöht. Es wird nur die Steuerschraube von unten nach oben verschoben werden. Man muß sich nur klar machen, daß die Bodenlosen und die Armen so ziemlich eine Klasse bilden. Daß die kleinen Mittelklassen, wohl oft Grundbesitzer, aber selten zugleich Grundeigentümer sind, weil sie ihre kleinen Mittel in ihrem Erwerb notwendiger gebrauchen, und ihre Grundwerte meistens in Gestalt von Hypotheken verkauft haben. Die Wohlhabenden, deren Renteneinnahme vielfach bedeutend ist, werden oft ihr Einkommen, je nach Größe, verkürzt finden. Soweit sie aber noch irgend einen nützlichen Beruf haben, wird sich häufig der Verlust durch Erhöhung ihres Berufsverdienstes ausgleichen. Nur die hundert- bis zweimalhunderttausend wirklich Reichen werden ihr Einkommen thatsächlich stark vermindert finden.

Der Herr Gegner scheint trotzdem, wie leider so viele, der irrigen Meinung zu sein, daß eine Steuer auf Grundwerte nicht so sehr die Wohlhabenden und Reichen, sondern vielfach die kleinen Leute hart treffen würde. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall.

Wem einigermaßen bekannt ist, wie Vermögensanlagen gemacht werden, der wird mir zustimmen, wenn ich die folgende Behauptung aufstelle: mit der Größe eines Vermögens wächst der in Grundwerten angelegte Teil desselben, im Verhältnis zum Gesamtvermögen.

Von dem badischen Los in der Sparbüchse des Kindes, und dem Sparkassenbuch des Arbeiters, bis zu einem Rothschildvermögen, wird man dies immer bestätigt finden. Zum Erwerb, und mehr noch, zur Erhaltung eines Vermögens, gehört heutzutage eine gewisse Schlauheit und kluge Vorsicht. Je größer das Vermögen geworden oder geblieben, desto mehr müssen diese Eigenschaften bei dem Besitzer oder Vermögensverwalter vorhanden sein. Daß nun Grund- und Bodenwerte, trotz geringer direkter Verzinsung, die sichersten, und, wegen wahrscheinlicher Wertsteigerung, dennoch die vorteilhaftesten Vermögensanlagen bilden, wissen diese Leute ganz genau. Die es noch nicht wissen, lernen es bald durch Erfahrung. In Familien, die seit Generationen von Rente leben, ist es Tradition. Dem stupidesten Sprößling solcher Familien wird sie eingeimpft, oder man sichert ihm seine Rente durch Fideikommiß, Majorat u. dergl. Die Behauptung, die man so oft hört, daß ein Rothschild bei einer Grundrentensteuer geradezu steuerfrei sein werde, ist nur bei einer studierstubenhaften Unerfahrenheit entschuldbar. Von einem Rothschildvermögen ist zweifellos ein viel größerer Prozentsatz in Grund- und Bodenwerten aller Art angelegt, als dies bei der Mehrzahl der kleineren Vermögen der Fall ist. Solche Vermögen hätten sich auf andere Art gar nicht so stetig und so „solide" erhalten können.

Es ist stets das Bestreben aller Wohlhabenden und Reichen, ihr Vermögen der größeren Sicherheit halber in recht vielerlei Wohlstandsformen anzulegen. Da nun alle Wohlstandsformen Grundrente, in irgend einer Verhüllung, abwerfen, so ist als gewiß anzunehmen, daß jeder reiche Mann von der Rentensteuer getroffen würde. Leute aber, die nur so viel Grund und Boden eignen, als sie zur Arbeits- und Heimstätte brauchen, werden einen Steuer-Unterschied nicht fühlen. Anstatt auf die vielen anderen Dinge und ihren Erwerb, zahlen sie dann ihr Steuerquantum nur auf den Bodenwert.

Hier ein Beispiel: Ich addierte jüngst mit einem Fabrikanten, der in einer industriereichen Stadt ein kleineres Fabrikgrundstück und ein Wohnhaus hypothekenfrei eignet, alle Steuern, die er jetzt direkt und indirekt bezahlt, zusammen. Dann schätzten wir seinen nackten Grundwert ab. Nach Erlaß aller jener Steuern würde er bei unserer Rentensteuer wahrscheinlich 50 bis 100 Mark weniger zu zahlen haben, als er heute zahlt. Alle kleinen und mittleren Geschäftsleute, sowie Bauern, werden sozusagen dann ihr Steuergeld aus der rechten, anstatt aus der linken Tasche hervorholen. In ihrer Gedankenlosigkeit reden aber die meisten Menschen, die von unserm Vorschlag hören, immer nur von der Rentensteuer, und fast nie von den wegfallenden auch noch Zeitverlust kostenden gegenwärtig

zu zahlenden Steuern. Ein Wegfall der wahrscheinlich in mehr als zwei Drittel der Fälle vollständig entschädigt.

Der Herr Gegner schätzt den Grund- und Bodenwert Deutschlands auf einhundert Milliarden, das übrige Kapital nur auf sieben Milliarden. Wenn auch bei ökonomischer Rente vielleicht die Hälfte richtiger sein dürfte, und wenn auch das übrige Kapital eher doppelt so groß sein wird, so ist es dennoch eine Thatsache, daß nur durch und in Grund- und Bodenwerten aller Art sich große Vermögen überhaupt bilden und erhalten konnten. Ob es Kupfersyndikate, Kohlenringe oder russische Petroleumquellen sind, ist es hauptsächlich der sichere Grund- und Bodenwert, in dem die Hautefinance „solide", monopolgewiß spekuliert.

Dann meint der Herr Gegner:

„Wer auf Grund der alten Gesetze gehandelt hat, kann dafür nicht gestraft werden. Die neue Wirtschaftsordnung darf keine rückwirkende Kraft haben."

Wieviel Leute haben nun schon auf Grund alter Gesetze gehandelt, und sind durch neue Gesetze geschädigt und ruiniert worden? In was alles hat sich der Staat in Deutschland nicht schon eingemischt? Haben die Tabakfabrikanten, die jetzt ihre Existenz, die Arbeiter, die ihren Lohn einbüßen werden, etwa nicht auf Grund alter Staatsgesetze gehandelt? In welcher Weise ist nun aber ein Gesetz rückwirkend, das da sagt: in Zukunft wird der Staat die Rente, die das arbeitende Volk im Schweiße seines Angesichts täglich erarbeiten muß, für das Gemeinwohl einziehen? Wenn dagegen der Staat sagen würde: auch die bis heute eingezogene Rentensumme verlange ich zurück; erst dann würde das Gesetz rückwirkend. So aber wirkt es nur vorwärts. Man kann aber keine Reformen einführen, ohne irgend jemand zu schädigen. Ebenso wenig wie man Revolutionen mit Kamillenthee machen kann. — Pour faire des omelettes, il faut casser des oeufs.

Der Herr Gegner befindet sich also auch im Irrtum, wenn er weiter sagt:

„Und doch kann man gerade ihn (George) der Inkonsequenz beschuldigen. Will er folgerichtig verfahren, dann muß er nicht bloß den Boden, sondern auch das auf Grund des Privateigentums am Boden erworbene Kapital konfiszieren, z. B. den betreffenden Teil der enormen Reichtümer, die jenen englischen Lords durch Zinsesaufhäufung ohne irgend eine Arbeitsleistung zugewachsen und nicht in Bodenbesitz angelegt sind; und da dies Vermögen unentwirrbar in das durch Arbeit erworbene Kapital verflochten ist, so nehme man lieber gleich das ganze Kapital, wie die Sozialdemokratie."

Dieser Satz klingt so ernsthaft, daß man wirklich glauben sollte, er sei ernsthaft gemeint. Hat der Herr Gegner auch nur eine annähernde Vorstellung von der Summe, die das Volk zurückfordern müßte? Es wäre vielleicht gut, wenn er sich die Mühe nähme und die Summe mit Zins und Zinseszins einmal abschätzte, wenn auch nur für die letzten zweihundert

Jahre. Hat er dann die hundert und mehr Milliarden herausgerechnet, die die Grundeigentümer allein in Deutschland als arbeitsloses Einkommen in diesem Zeitraum wahrscheinlich eingezogen haben, dann bekommt er eine plastischere Vorstellung von der Größe des Unrechts, das an dem Volke seither verübt wurde. Er wird alsdann vielleicht keine Entschädigung mehr für ein privates Steuerjoch verlangen, das das Volk solange geduldig getragen hat. Er wird einsehen, daß, eine Räuberbande für künftige noch nicht geraubte und geborgene Beute entschädigen, ungefähr dasselbe wäre.

Aber abgesehen von der Unmöglichkeit, stehen Henry George und seine Freunde auf dem Standpunkte rein christlicher Moral. Die christliche Moral verbietet aber die Rache. „Mein ist die Rache, spricht der Herr, und Ich will vergelten."

Nach dem Gesagten klingt es urkomisch, wenn der Herr Gegner es für konsequenter und gerechter hält, daß man, gleich den Sozialdemokraten, auch noch das ganze Kapital mit dem Boden „konfisziere": Er hat eben nicht bedacht, daß die sozialistische Forderung eine Bagatelle wäre, gegenüber der Zurückforderung der Rente, auch nur der letzten zwei Jahrhunderte. Hundert bis zweihundert Milliarden — nach seinen Zahlen geschätzt — gegen vierzehn!

Nachdem nun der geehrte Herr Gegner erst die Abschätzung der Rente und die Wegsteuerung des Rentenzuwachses empfohlen hat, kommt er zu der „einfachen" „Finanzoperation"; er sagt:

„Die Ablösung wird eine einfache Finanzoperation, wie sie in neuester Zeit in Irland vorgenommen wird: dort kauft der Staat mit Hilfe seines Kredits den bisherigen Landlord aus, erwirbt das Land und bezieht von dem Farmer seinen bisherigen Pacht; der Staat erleidet nicht die geringste Einbuße. Freilich läßt er den Farmer wieder Grundeigentümer werden, ruft damit wieder die Grundstückspekulation wach und läßt den zukünftig entstehenden Wert des Grund und Bodens in die Taschen der Privaten fließen; die Finanzoperation Irlands selbst ist aber ganz gleich der von der deutschen Bodenbesitzreform geplanten."

Ich weiß nicht, ob der geehrte Herr Gegner an der Börse Bescheid weiß. Die graziöse Leichtigkeit, mit der er diese „einfache" „Finanzoperation" von einhundert Milliarden hier behandelt, läßt beinahe eine solche Vermutung aufkommen. Sollte er aber in seinem Leben noch nie an der Börse gewesen sein, so würde ich ihm doch raten, die Sache erst einmal mit einem gewiegten Börsenmann zu besprechen. Wie die Bodenbesitzreformer heute darüber denken, habe ich ihm eingangs mitgeteilt.

Ich weiß nicht, welchen Effekt es machen würde, falls der Herr Gegner mit seinem, wohl noch näher auszuarbeitenden „Finanzoperationsprojekt" zur Börse ginge, um es begutachten zu lassen. Wenn er einigen Finanzgrößen erklärte, er beabsichtige die Grundeigentümer durch ein Gesetz zu

zwingen, für das deutsche Vaterland einhundert Milliarden Rentenpapiere mit festem Zins zu nehmen. Sei dies geschehen, so verschwinde der Zins mit den Jahren, und der Staat werde durch die steigende Rente in die Lage kommen, die hundert Milliarden nach und nach abzulösen, weil er dann Geld billiger bekommen könne. Werden ihm die Herren nicht entrüstet erwidern: da „empört sich geradezu unser Gerechtigkeitsgefühl", das wäre ja reine „Konfiskation"!

Denn, wenn der Staat, durch irgend ein Gesetz, das Vermögen seiner Bürger um Rente und Zins bringt, dann nimmt er den Bürgern sozusagen ihr ganzes Vermögen. Weil ein Vermögen, das weder Rente noch Zins einträgt, nur noch einen sehr geringen Verzehrwert hat. Wird aber nur die Rente — nach unserm Plan — eingezogen, so bleibt wenigstens der Zins für das wahre Kapital, das durch Arbeit erzeugt wurde. Würde aber — wie nach seiner Meinung der Fall sein soll — der Zins ebenfalls verschwinden, dann bliebe seinen Schützlingen, deren Renteneinkommen er eben noch mit so entrüsteten Worten, wie „schreiende Ungerechtigkeit" verteidigte, auch rein gar nichts mehr übrig. „Daß ein derartiger Vorschlag von einem gerechtigkeitsliebenden Menschen ausgeht, wird uns nur erklärlich," — wenn wir annehmen, daß er nicht imstande ist, die Tragweite seiner Zukunftspläne ganz zu übersehen.

Aber die in finanziellen Dingen sehr scharf denkenden Börsenleute werden ihm lächelnd erklären, daß der Zins so wenig verschwinden könne, wie die Rente oder das Wachstum der Bäume. Denn wie Rente durch das Wachstum der Bevölkerung und der Kultur entsteht, so entsteht Zins durch das Wachstum der Natur. Selbst die Sozialisten wissen das. Darum wollen sie den Zins durch das Kapital „vergesellschaften". Wenn nun die Bodenreformer „deutscher Richtung" den Satz aufstellen: „so lange die Rente besteht, besteht der Zins, weil die Rente die Ursache des Zinses ist," so darf man ihnen auch den folgenden Satz entgegenstellen: „so lange es zinstragende Rentenschuldscheine — mit denen sie entschädigen wollen — giebt, so lange wird der Zins bestehen". Weil Zins tragende Rentenschuldscheine ebensowohl Ursache des weiteren Fortbestehens des Zinses sein werden. Denn der Herr Gegner wird sich doch nicht kindisch an Namen klammern, und etwa behaupten: Rente, auf dem Umweg eines Stückes Papier gezahlt, sei keine Rente mehr!? Haben es doch schon einige Bodenreformer versucht, nachdem sie jahrelang die Zinsschwundtheorie verteidigt, deren Unhaltbarkeit ihnen endlich dämmert, sich durch Umtaufung des Zinses in „Risikoprämie", „Abnutzungsprämie" und ähnliche Verlegenheitsworte herausreden zu wollen. „Zum Denken sind wenig Menschen geneigt, aber alle zum Rechthaben," sagt der verbitterte große Menschenkenner Schopenhauer.

Aber die Finanzmänner der Börse werden ihm ferner nachweisen: wie mobil und international das Kapital ist, wie es sich immer dahin wende, wo es am meisten, oder wenigstens etwas zu verdienen gäbe. Sollte also der Zins in Deutschland wirklich verschwinden, so werde sich das Kapital nach dem Auslande verziehen, wo Zins noch bezahlt wird. Infolge dessen müßte der Zins wiederum in Deutschland erscheinen. Denn daß die „Bodenvergesellschaftung“ international, an einem schönen Morgen 10 Uhr — etwa auf dem Berner Friedenskongreß — vorgenommen werde, werde er wohl selbst nicht glauben.

Die Herren werden auch leise Zweifel darüber aussprechen, ob es genügend patriotische Kapitalisten an der Börse giebt, die die Kleinigkeit von einhundert Milliarden zur Ablösung der Rentenscheine, unter der einladenden Gewißheit herzugeben geneigt sind, daß ihnen ihre etwa 3½ prozentigen Schuldscheine wiederum sehr bald zwangsweise gegen 3prozentige konvertiert werden. Denn wenn sie auch nur gezwungen sind, bares Geld zu nehmen, so kommen sie — wenn der Zins also wirklich sinken würde — in denselben Verlust, weil bei fallendem Zins die Papiere, die einen festen höheren Zins tragen, steigen werden. Pari-Einlösung wäre schon Verlust. Aber die Verminderung des Zinses allein — wenn sie denkbar wäre — verursacht den Vermögenden schon Verluste. Für diese müßte dann der geehrte Herr Gegner Entschädigung besorgen, wenn er ein „konsequenter Denker“ und ein „gerechtigkeitsliebender Mensch“ sein will. Selbst wenn es sich um eine viel geringere Summe als hundert Milliarden handelte, sollte es dem Herrn Gegner klar sein, daß es immer dieselben Leute sein müßten, die erst einen 3prozentigen und am Schluß seiner „Finanzoperation“ einen — wenn auch schön lithographierten — nullprozentigen Schuldschein in den zitternden Händen halten würden. Ob nun die reichen Leute mittels einer so assignatenhaften äußerst verwickelten „Finanzoperation“, oder durch eine Rentensteuer ihr überflüssiges Einkommen los werden, das kann ihnen gleichgültig sein. Nur wäre die erstere Art und Weise hinterlistig und feige, die letztere aber ehrlich, männlich und deutsch.

Die Herren an der Börse werden ihn auch ohne Zweifel noch darauf aufmerksam machen, daß es in Deutschland kaum einen so geriebenen „Nationalgründer“, ein so „fin de siècle“haftes Gründergenie, wie der selige Schotte Law geben dürfte. Um aber die Möglichkeit der Durchführung seines hundert Milliardenprojekts zu erhöhen, müsse er die Lehre vom Schwinden des Zinses einstweilen noch verschweigen, denn die kleinen Kapitalisten und die Provinzkunden der Börse dürften nichts davon erfahren. Und hierzu möchten auch wir dem geehrten Herrn Gegner dringend raten.

An der Börse, an der man über Grundwerte in allen Formen und

Gestalten sehr gut Bescheid weiß, da dort in allen spekuliert wird, könnte man ihm gewiß noch manche Bedenken vorhalten. Ich fürchte nur, man wird ihn nicht alles wissen lassen. Sobald z. B. irgendwie Aussicht vorhanden wäre, daß bei den Regierungen und in den Parlamenten ein nationaler Ankaufsplan verwirklicht werden könne, würden schon Monate, vielleicht ganze Jahre vorher, die Preise von Grund und Boden in die Höhe schnellen, wie nie zuvor. Denn der Staat muß ja den vollen Tagespreis bezahlen, damit niemand geschädigt werde. Sollte der Herr Gegner dies bestreiten wollen, so möge er gütigst in verschiedenen Großstädten Umfrage halten, ob nicht jedesmal, wenn die Stadtverwaltung ein Grundstück kaufen muß, ganz merkwürdigerweise in jener Gegend der Grund und Boden um vieles teurer wird.

Wie würde das erst werden, falls das ganze liebe Vaterland vorweggekauft wird? Zu verhindern wäre es nicht. Die Leute, die die Preise genau kennen, haben alle ein Interesse daran, treiben zu helfen.

Ganz anders bei der Grundrentensteuer. Hier geht's ans Zahlen, und kein Grundeigentümer hat ein Interesse daran, Land irgendwo zu überschätzen. Eine Unterschätzung von Belang aber könnte denselben größeren Nachteil bei späterem eigenen Verkauf bringen. Da sich die Schätzung ohnedies öfters wiederholen muß, und mit inzwischen stattgehabten Verkäufen vergleichen läßt, so kommt der wahre Wert schließlich zu Tage.

Bei einem plötzlichen, und mehr noch bei einem langsamen Ankauf, müßten Staat und Gemeinde einen so fabelhaften Spekulationspreis, eine so weit über den realen Nutzungswert hinausgehende Summe bezahlen, daß der Staatsbankrott in ganz kurzer Zeit folgen würde. Die Assignatenbesitzer aber — wahrscheinlich dann keine Börsenleute, sondern biedere Bürger und Ausländer — würden erst recht in der Tinte sitzen. Wer entschädigt aber dann? Gewaltsame Schätzung könnte den „armen Teufel von Grundeigentümer“, der vielleicht eben seine „sauer erworbenen Ersparnisse“ in spekulativem Grundwert angelegt hat, berauben, und er müßte „entschädigt“ werden.

Von dem Börsenspiel, das mit den hundert Milliarden entfacht würde, will ich gar nicht reden. Kurzum nur staatssozialistisch, also über wirtschaftliche Dinge mechanisch denkende Leute können an die Unfehlbarkeit aller Staatshandlungen und an die Endlosigkeit des Staatskredits glauben.

Der Herr Gegner erwähnt noch, als Vorbild, die irischen Ankäufe von Landgütern seitens der englischen Regierung. Er urteilt wahrscheinlich nach mangelhaften Zeitungsberichten. Wäre er seitdem in Irland gewesen, und hätte unbeteiligte Irländer gesprochen, so würde er erfahren haben, daß diese staatssozialistische Maßregel, zu Gunsten einer politischen Clique,

den armen irischen Pächtern im allgemeinen nichts genutzt, sondern erheblich geschadet hat. Durch diese langsamen, mit viel Korruption durchgeführten Landankäufe wurde nur die Rente höher getrieben. Wo sie einigen Farmern ungerechten Vorteil boten, brachten sie vielen anderen noch ungerechteren Nachteil. Ist ihm dies bekannt, so sollte er eine solche Operation nicht als Vorbild erwähnen.

Der folgende Satz, sowie viele andere Wendungen bringen mich auf die eigentümliche Vermutung, der geehrte Herr Gegner sei der Meinung, durch Ankauf des Grund und Bodens seitens des Staates entstehe plötzlich ein Überfluß an Kapital. Er sagt:

„Was wird von dieser Festlegung des Bodenwertes die Folge in dem ersten Jahre sein? Die Grundstückspekulation hört auf, und das Kapital kann nicht mehr in Grund und Boden angelegt werden. Nun ist in Deutschland die jährliche Mehrbelastung des Grund und Bodens durch Hypotheken, nach Abzug der zurückgezahlten, auf ziemlich eine Milliarde gestiegen. Diese Milliarde sucht irgendwo anders Unterschlupf, nachdem ihr der Boden verschlossen ist."

Im alltäglichen Leben spricht man wohl von: Kapital in Grund und Boden anlegen. Der Ausdruck ist auch richtig, wenn man nur von einem Umsatz zwischen zwei Personen redet. Die eine giebt Grund und Boden weg, und erhält dafür Kapital. Die andere erhält Boden, giebt aber Kapital her. Die eine Person hat also gewissermaßen ihr Kapital in Grund und Boden angelegt, obgleich kein einziger Thaler in den Boden vergraben wurde. Allein diese Redewendung, der Satz vom „verschlossenen Boden" und der verfängliche Ausdruck „Unterschlupf", nebst der Behauptung, es werde eine Milliarde mehr sich der Arbeit anbieten, bringt mich auf die, vielleicht ungerechtfertigte Vermutung, daß der geehrte Herr Gegner wirklich Hypotheken, Schuldscheine und Staatspapiere für Kapital hält. Diese irrige Auffassung ist ja häufig zu finden, zumal bei Leuten, die sich nie theoretisch mit Volkswirtschaftslehre beschäftigt haben. Bei Bodenbesitzreformern „deutscher Richtung" sollte sie indessen nicht vorkommen.

Der geehrte Herr Gegner muß sich nur klar machen, daß durch Boden- oder Rentenkauf, wie groß auch immer die Summe sei, durch In-die-Welt-setzen von so und so viel Hypotheken- oder Staatsschuldscheinen, der Gesamtvorrat des nationalen Kapitalwohlstandes — also der Schaufeln, Pferde, Maschinen und dergl. — nicht vermehrt noch vermindert wird. Falls er aber annehmen sollte, die wegfallenden Steuer-Milliarden, die — weil die Rente dann die Staatsausgaben deckt — nunmehr in die Taschen des arbeitenden Volkes fließen, würden plötzlich das nationale Kapital um dieselbe Summe vermehren, so irrt er wiederum bedenklich.

Jetzt fließen diese Milliarden, wie wir gesehen haben, zumeist in die Kassen wohlhabender und reicher Leute. Diese wohlhabenden Leute waren

nun seither viel eher in der Lage, ihre Rente oder einen großen Teil derselben zu kapitalisieren. Sie hatten auch ohnedies genügende Mittel für Verzehrgüter, und konnten also einen Teil der Rente in Vermehrgüter anlegen. Sobald diese Milliarden sich aber unter das arbeitende Volk verteilen, wird das Volk sich vor allem Verzehrgüter dafür anschaffen. Es wird sich besser nähren und kleiden und besser wohnen wollen. Es soll und muß dies ja auch thun. Darum befürworten wir Sozialreform. Obgleich es zwar bei dem allgemeinen Aufschwung des Erwerbslebens und dem gesteigerten Einkommen der Arbeit, ohne Zweifel jedem leichter werden wird, Kapital zu erarbeiten, so wird dennoch, im Verhältnis zur Nachfrage, die Kapitalbildung wahrscheinlich nicht schneller vor sich gehen, als gegenwärtig. Ich sage im Verhältnis zur Nachfrage. Denn sobald der Preis der Arbeit — der Lohn — steigt, muß auch der Preis des Kapitals — der Zins — steigen. Je höher der Arbeitslohn, desto höher wird der Wert solcher Güter, die die Menschenarbeit verkürzen und ersetzen können. Je teurer die Arbeit, desto teurer wird auch — immer verhältnismäßig! — die Herstellung von Werkzeugen und Maschinen — also von Kapital sein.

Es ist doch einleuchtend, daß bei einem sprungfederhaften Aufschwung des Geschäftslebens sich eine starke lohnerhöhende Nachfrage nach Arbeitsfrüchten und Arbeitsleistungen einstellen muß. Aus demselben Grunde muß sich auch eine zinserhöhende Nachfrage nach Kapitalgütern und Kapitalleistungen einstellen. Weil eben Kapital aus Verzehr- und Vermehrgütern besteht.

Folglich kann von einem plötzlichen oder dauernden Überfluß an Kapital nicht die Rede sein. Durch Kauf und Verkauf wird kein Kapital geschaffen, sondern bloß ausgetauscht. Nur Arbeit, auf Grund und Boden und dessen Urstoffe verwandt, kann Kapital — Werkzeuge — hervorbringen. Der Voraussetzung, daß die Menschen, im allgemeinen, durch erhöhte Einkünfte plötzlich sparsamer werden sollten, widerstreitet alle Erfahrung. Das Gegenteil ist wahrscheinlicher. Es wäre auch gar nicht zu wünschen. Weil übertriebene allgemeine Sparsamkeit ebenso gemeinschädlich ist, wie übertriebene allgemeine Verschwendung. So ungleich die Arbeitsleistungen der Menschen sind, so ungleich werden auch wohl ihre Sparleistungen bleiben. Wünsche und Bedürfnisse werden immer verschieden sein. Die einzige Wahrheit, die der Pariser Rothschild auf eine Umfrage des „Figaro“ über die soziale Frage zu Tage förderte, war die, daß er das Kapital mit dem Wasser verglich. Wie dieses sei es überall hinzuleiten oder fließe überall hin, wo es gebraucht werde.

Der alte Satz: die Menschen suchen ihre Bedürfnisse stets mit der geringstnötigen Anstrengung zu befriedigen — wird auch nach unserer

Reform wahr bleiben. Und es wird kein Schaden sein. Die leiblichen Bedürfnisse werden leicht verdient werden. Die Menschen werden mehr Zeit auf die Befriedigung ihrer geistigen, künstlerischen und seelischen Bedürfnisse verwenden. Gewiß nicht zum Nachteil des wahren Kulturvorschritts.

Nun kommt der Herr Gegner nochmals auf das vermeintliche Sinken des Zinsfußes zu sprechen. Ich rate ihm dringend, diese Theorie nicht weiter und anderwärts zu verteidigen. Wenigstens nicht eher, als bis er die Zinstheorien Georges, „dessen Studium," wie er selbst sagt — „uns Deutschen nicht dringend genug empfohlen werden kann," und anderer bedeutender Volkswirte nochmals gelesen hat. Er schadet entschieden der Sache, der er dienen will. Es wirkt fast ebenso komisch, als wenn er, für seine „Bodenverstaatlichung" Propaganda machend, dem erstaunten Publikum erzählen wollte: eine der Folgen sei auch die, daß nach derselben die Hühner dem Kapital- oder Hühnerbesitzer keine Eier mehr legten.

„Die Leute, die den Zins abschaffen wollen, verfallen in einen Irrtum ähnlich dem, der der Lehre, daß der Lohn dem Kapital entnommen werde, ihre Plausibilität verleiht. Wenn sie an Zins denken, so denken sie nur an den Zins, den der Benutzer des Kapitals dem Eigentümer zahlt. Offenbar ist dies aber nicht aller Zins, sondern nur eine Art Zins. Wer Kapital benutzt und den Mehrwert erhält, den es einbringen kann, empfängt Zins. Pflanze und pflege ich einen Baum, bis er trägt, so erhalte ich in seinen Früchten den Zins des Kapitals, das ich in dieser Weise angehäuft, d. h. der Arbeit, die ich verwendet habe. Ziehe ich eine Kuh auf, so ist die Milch, die sie mir morgens und abends giebt, nicht bloß der Lohn der dabei aufgewendeten Arbeit, sondern sie repräsentiert auch den Zins des Kapitals, das meine, zu ihrer Aufziehung verwendete Arbeit in der Kuh angehäuft hat. Und ebenso, wenn ich mein Kapital zu direkter Unterstützung der Produktion benutze, wie z. B. durch Maschinen, oder zu indirekter Unterstützung der Produktion, wie z. B. durch den Handel, so erhalte ich einen besonderen wohlunterscheidbaren Vorteil durch die reproduktiven Eigenschaften des Kapitals, die ebenso thatsächlich, wenn auch vielleicht nicht so klar sind, als wenn ich mein Kapital einem andern geliehen, und derselbe mir Zins dafür gezahlt hätte." So lauten die Schlußworte Henry Georges in seiner langen, gedankenvollen Untersuchung über den Zins.

Die braven Leute, die da meinen, der wirkliche Kapitalzins sei eine Beraubung der Arbeit und deshalb, zu ihrer eigenen Befriedigung, gar zu gerne an die Bosco-Lehre vom Verschwinden des Kapitalzinses glauben, werden sehr enttäuschte Gesichter machen, wenn der, vor ihren Augen so glaubwürdig, schwarz auf weiß, verzauberte Zins, nach wie vor der „Verstaatlichung", in ganz nüchterner alltäglicher Weise weiter bezahlt werden muß.

Sie haben eben vielfach die irrige Vorstellung, daß Zins für Darlehen von Geld, und nicht für Darleihen von anderen Wohlstandsformen, also Werkzeuge, Maschinen, Pferde oder Mehl bezahlt wird. Der Irrtum entsteht eben aus der alltäglichen Gewohnheit, den Wert der Güter nur nach ihrem Geldwert zu messen. Wenn ein Mann Güter im Betrage von 10000 Mk. borgt — sagen wir Maschinen für eine Fabrik — so denkt er stets nur an die 10000 Mk., die er gar nicht bekam. Er denkt nicht an die Maschinen, die er thatsächlich erhalten, und die ihn durch ihre Arbeitsleistung in die Lage versetzen, die Zinsen oft mehrfach zu verdienen. Denn nur um den Betrag der Zinsen zu gewinnen, wird er keine Maschinen borgen. Er will mehr verdienen. Darum borgt er Maschinen. Kein Mensch will nur Geld haben, aber jeder verlangt Dinge, die für Geld zu haben sind.

Auch giebt es ebensowenig ein Geldmonopol, als es ein Weizen-, Äpfel-, Stiefel- oder Hosenmonopol giebt. Wer immer eine Arbeitsfrucht hat, kann den gleichwertigen Betrag in Geld dafür bekommen. Ebenso kann der, der Geld hat, andere Erzeugnisse von gleichem Werte eintauschen. Geld häuft sich in den Händen der Kapitalbesitzer nicht stärker an, als etwa Maschinen sich ansammeln. Nur durch Verkauf, durch Herleihen, durch Umsatz und Benutzung kann verdient werden. Wer Geld im Kasten liegen läßt, kann nur verlieren. Bei Grund und Boden ist es umgekehrt. Je länger und je mehr davon der Benutzung vorenthalten wird, desto mehr muß er allenthalben steigen.

Worte wie die folgenden sollten einem sattelfesten „Bodenbesitzreformer" dann doch nicht unterlaufen:

„Der Unternehmer ist als Unternehmer auch Arbeiter; auch sein Feind ist der Kapitalismus."

Der „Kapitalismus" ist weder ein Feind des Arbeiters, noch des Unternehmers. Das Wort „Kapitalismus" ist ein sozialistisches Phrasenwort, das leider heute von jedermann im Munde geführt wird. Wer nicht jederzeit zwischen Kapital und Grund und Boden unterscheiden kann, ist eben in staatssozialistischen oder sozialdemokratischen Ideen befangen.

Auch die weiteren zwei Sätze:

„Sobald sich also das Kapital dem großen und kleinen Unternehmertum williger und billiger anbietet, wird die Arbeit erleichtert werden."

„Bald wird das Kapital auch dem soliden Arbeiter billiger zugänglich sein, sei es, daß er allein oder als Mitglied einer Genossenschaft arbeitet."

beweisen, daß der geehrte Herr Gegner ein Staatssozialist ist. Er ahnt es wohl selber nicht. Er spricht da offen die Meinung aus, es sei nicht genügend Kapital vorhanden, und es sei gegenwärtig zu teuer. Er hat den Satz Georges: daß die Arbeit nicht vom Kapital erhalten wird, wohl ganz vergessen.

Der Herr Gegner sollte aber wissen, was in der Welt vorgeht. Nun ist z. B. Kapital selten so billig gewesen wie heute. Bester Privatdiskont stand in den letzten Jahren auf 1½—2 Prozent durchschnittlich. Will er aber den Diskont nicht als maßgebend gelten lassen, so möge er sich einmal in Deutschland umsehen, wieviel Kapital überall unbeschäftigt ist. Wieviele Fabriken und Maschinen nur Halbschicht machen, oder ganz stillstehen. Wieviele Felder und Bergwerke aller Art, und vieles andere, brach liegen, obgleich das Kapital — die Werkzeuge — sie zu bearbeiten, reichlich und oft schon lange vorhanden ist. Aber die hohe, für die heutigen Verhältnisse zu hohe spekulative Grundrente macht deren Bearbeitung unrentabel, also unmöglich. Selbst der Reichskanzler, Herr von Caprivi, hat dies im Reichstage unumwunden erklärt. Ob ihm auch die Ursache der hohen Güterpreise bekannt ist?

Nein, Kapital ist für heutige Verhältnisse mehr wie genug vorhanden. Aber natürliche Arbeitsgelegenheiten und Nachfrage nach Arbeitserzeugnissen, die fehlen und müssen immer seltener werden. Nicht das Kapitalmonopol, das es nicht giebt, noch geben kann, sondern das private Monopol am Erdboden, die unbeschränkte Herrschaft über den Vorratskeller aller Urstoffe ist die Grundursache. Dieses Monopol ist die Ursache der Spekulation, und zwar der ganz sicheren Monopolspekulation, die sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr ihrer kolossalen Macht bewußt wird. Die „Ringe“ und „Trusts“ werden auch bei uns noch mehr in Schwung kommen. Dann wird das deutsche Volk etwas erleben. Zur fühlbaren Erläuterung unserer Wahrheit ist es durchaus notwendig, daß solche Monopolverbindungen auch bei uns recht mächtig organisiert werden. Sie müssen die Rohstoffkeller des deutschen Erdbodens erst noch mit sektionsweise schließenden, unzerschmetterbaren Riegeln versehen, die auf einen Ruck von einem Punkte aus geschlossen und geöffnet werden können. Dann wird das deutsche Volk allwöchentlich durch die Zeitung erfahren, was nicht „rentiert“, das heißt, wo die Rente nicht hoch genug ist, und wo infolgedessen die Arbeitsquellen geschlossen werden, damit durch die Verminderung des Angebots die Rente flott steigt und der „zu teure“ Arbeitslohn sinkt. Nur wenig Herren werden dann zu beschließen haben, wo, wieviel und unter welchen Bedingungen ein großer Teil des deutschen Volkes die Mineral- und anderen Erdbodenschätze seines Vaterlandes heben darf. Naturschätze, die Gott — wie in der Kirche behauptet wird — für alle seine Kinder geschaffen hat.

Eine Bemerkung wie:

„denn der Geschäftsgang wird bei dem immer größer werdenden allgemeinen Verbrauch immer sicherer,“

in Bezug auf die Folgen der Reform, und woraus der Gegner schließt,

daß die Gefahr des Kapitalverlustes sich vermindere, zeigt, daß er wirklich „die Welt der Dinge“ nur sehr von ferne kennt. Das Gegenteil wird der Fall sein. Je besser der Geschäftsgang, desto größer das verhältnismäßige Risiko für das Kapital. Der Wechsel im Güterverbrauch und in der Gütererzeugung ist immer bei reicheren, wirtschaftlich thätigeren Völkern ein viel schnellerer und größerer, als bei ärmeren. In Rußland und im Orient werden seit Jahrhunderten in Stadt und Land, zum größeren Teil, dieselben Stoffe und Geräte vom Volke verbraucht und auf die gleiche Art hergestellt. In Deutschland ist der Wechsel schon um vieles größer, in Frankreich noch um etwas mehr. Viel größer aber ist er in England. Am größten in Amerika und Australien und neuen prosperierenden Ländern überhaupt. Reichere Verhältnisse gestatten nicht nur dem Konsumenten, öfters das Bessere dem Guten vorzuziehen und für das Neue das Neueste zu erwerben, sondern auch der Gütererzeuger kann leichter die schlechteren durch bessere Werkzeuge ersetzen. Die neueste eben aufgestellte Maschine in Chicago wird vielleicht rascher zum alten Eisen geworfen werden müssen, als der älteste Meisel in Bagdad. Weil die erstere wahrscheinlich früher durch eine neuere, mehr leistende Maschine vollständig wertlos gemacht wird. Mit dem Kapitalgewinn steigt das Kapitalrisiko stets im Verhältnis. Der Herr Gegner kann diesen Satz nicht umkehren.

Dann sagt er:

„Mit dem sinkenden Zinsfuß werden die Einnahmen der Kapitalisten sinken.“

Ich habe schon darauf hingewiesen, wie sehr der Zins gesunken ist. Folglich muß auch der Gewinn der Kapitalisten gesunken sein. Hat dies aber der Arbeit etwas genutzt? Ist deren Lohn nicht auch gesunken? Aber der Herr verwechselt offenbar hier das Kapital mit andern Monopolen. Weil, zum Beispiel, Staatsbahnaktien einen so schönen Zins abwerfen, glauben die Leute, es sei reiner Zinsgewinn. Sie denken nicht daran, wie sehr der Staat seine Monopolgewalt benutzt, das heißt, mißbraucht hat, um den Bau wirtschaftlich notwendiger und kapitalsicherer Bahnen durch Private zu verhindern. Nur weil er den gesunden Wettbewerb ausschließt, kann er solchen Zins aufbringen. Solcher Zins ist zum großen Teil Monopoltribut. Ebenso bei Patenten und Staatszuschüssen aller Art. Zur Zeit Ludwigs des sechzehnten wurden einigen Leuten Fabrikatmonopole für Goldlitzen und ähnliche Kinkerlitzchen erteilt. Kein anderer durfte sie machen. Der bedeutende Gewinn war natürlich zum größten Teil weder Arbeitslohn noch Zins, sondern Monopolgewinn, das heißt eine Steuer auf das Volk. Heute giebt man dergleichen nicht mehr in dieser Weise, aber man giebt „Liebesgaben“, „Zuckerprämien“, „Schutzzölle“ und so viele andere schöne Dinge, genau wie unter Ludwig dem sechzehnten. Also vor der Revolution.

Es dürfte nun gut sein, einmal in kurzen Worten den Unterschied zwischen Henry Georges Grundrentensteuer und dem „idealeren“ Mittel des Herrn Gegners klar zu legen.

Die „Bodenbesitzreformer“ seiner Richtung wollen den Grund und Boden „verstaatlichen“ oder „eingemeinden“. Sie verlangen vorerst nur Besitzwechsel, keinen Eigentumswechsel. Sie wollen entschädigen. Sie beabsichtigen, dem Staat und seiner schon so allmächtigen Bureaukratie das Verfügungsrecht über eines jeden Bürgers Heim- und Arbeitsstätte einzuräumen. Sie gedenken, den Minister, den Landrat, den Bürgermeister oder den Stadtrat gewissermaßen zum Guts- oder Hausherrn zu machen. Denn, daß über jeden Kartoffelacker abgestimmt werden könne, wird wohl heute ernstlich niemand für möglich halten. Daß das ganze Vaterland unter den Hammer kommen solle, wohl auch nicht? Diese Herren wollen — und all ihr Protestieren ändert nichts an der Wahrheit — die mittelalterliche Form des Grundbesitzes, den Feudalismus, wieder einführen. Staats- oder Gemeindepacht bedeutet nichts anderes. Sie sind der Ansicht, der Staat oder die Gemeinde habe nicht nur ein Eigentumsrecht an die von ihrer Gemeinschaft erzeugten Grundwerte, sondern auch noch ein Oberhoheits-, ein Verfügungsrecht über den Boden selbst. Die Bureaukratie soll also das letzte Wort bei der Landverpachtung haben.

Diese Form der Durchführung ist staatssozialistisch-feudal. Sie beschränkt die wirtschaftliche Freiheit des Volkes. Die Agitation für diese „Verstaatlichungsmethode“ trägt ohne Zweifel mit Schuld, daß in Deutschland die Landfrage noch so geringe Fortschritte im Geiste des Volkes gemacht hat. Denn so sehr auch noch bei der Sozialdemokratie, und in den vom Staate ernährten Klassen die staatssozialistische Idee vorherrscht, so giebt es immerhin noch eine gesunde Volksmehrheit in Stadt und Land, die sich den altgermanischen Sinn für persönliche Freiheit bewahrt hat. Für diese aber hat das Wort „Verstaatlichung“ einen bitterbösen Klang.

Henry George und seine Anhänger dagegen meinen, diese Erde könne von einer Gesamtheit ebenso wenig als unbeschränktes Eigentum beansprucht werden, wie vom einzelnen Menschen; weil der Staat diese Erdkugel ebenso wenig erschaffen hat, wie der einzelne Bürger. Sie ist Gottes Schöpfung. (Die gelehrten Ethiker können ja „Natur“ sagen, falls sie dann genaueres darüber wissen.) Wir behaupten, daß vor allem jeder einzelne Mensch ein Recht hat, auf dieser Erde zu leben, und sie als Heim- und Arbeitsstätte zu benutzen. Dieses Grundrecht des einzelnen Menschen bedingt aber heute durchaus kein Verfügungsrecht irgend einer Gesamtheit. Stimmenmehrheit könnte auch der Minderheit dies Recht verkümmern. Die Bureaukratie erst recht. Verkümmert doch die Eisenbahnbureaukratie durch

Vorenthaltung des billigen, ökonomisch richtigen Zonentarifs dem armen Volk das Reisen auf „seinen" Staatsbahnen.

Wir sind vielmehr der Ansicht, die Volksgemeinschaft habe nur ein Anrecht an die, durch ihr Dasein, durch ihre gemeinsamen Ausgaben und von der Natur geschaffenen Grundwerte — jegliche Bebauung abgerechnet. Wir glauben, daß die Einsteuerung der Rente dieses Wertes das Grundrecht des einzelnen Bürgers besser und unparteiischer sichern wird, als formelle Bodenverstaatlichung. Weil die Rentensteuer durch ein Naturgesetz — durch Angebot und Nachfrage im freien Markte — geregelt wird. Ohne Zwangsverordnungen wird sie jede Willkür, jede unwirtliche gemeinschädliche Verwendung des Bodens, auch seitens des Staates und der Gemeinde, verhindern. Sie wird alle zur besten Benutzung ihres Bodens zwingen. Faulen, schlecht wirtschaftenden Grundbesitzern wird sie eine gerechte Strafsteuer sein.

Wir halten ferner einen durch nichts behinderten Freihandel in Grund und Boden, nebst seinen Bebauungen in unserm, so schnellem Wechsel unterworfenen Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, für unbedingt notwendig. Da aber — nach Durchführung der Reform — der Rentenwert bei Immobilienverkäufen nicht mehr in Betracht kommt, so ist dieser Handel alsdann keine Bodenspekulation, kein Bodenwucher mehr, sondern nur noch einfacher Platztausch. Dieser erleichterte Platztausch aber — im Gegensatz zu Majoraten, Fideikommissen und anderen barbarischen, sogenannten Heimstätten-Projekten — ist ein gleichfalls volkswirtschaftlicher Vorzug der einfachen Rentensteuer, den sie vor der Pacht voraus hat.

Henry Georges Rentensteuer würde natürlich auch das Eigentumsrecht an Bebauungen besser und dauernder sicher stellen. Alle Bebauungen und Verbesserungen würden auf ewige Zeiten rechtmäßiges, verkäufliches und vererbliches „Eigentum" dessen sein, der sie durch sein „eigen Thun" geschaffen hat, während ein Pachtkontrakt, auf Zeit, und selbst auf Lebenszeit, dieses Eigentumsrecht einschränkt oder gefährdet. Das heutige Pachtsystem und das famose Hypothekenrecht bringt bekanntlich nur zu oft den kapitalarmen oder in zufälligen Nöten steckenden Grundbesitzer um seine Bebauungen und Verbesserungen. Ob der Staat den einzelnen Bürger nicht auch ähnlich behandeln würde, ist zweifelhaft. Staatsbahnen stehen z. B. dem Publikum schroffer gegenüber, als Privatbahnen. Wie der Staat oft bei seinen, dem Volke gehörenden Bahnen, sozialistisch gesinnten Arbeitern das Brot verweigert, so kann er auch, wenn er rechtmäßiger Besitzer wird, der herrschenden politischen Richtung unbequemen Bürgern den Boden unter allerhand Vorwänden verweigern.

Die altgermanische Markgenossenschaft, die Dreifelderwirtschaft, der

russische Mir, der schweizer Allmend, das Pachtsystem auf Zeit, und wie sonst die alten und veralteten Formen des Gemeinbesitzes an Grund und Boden alle heißen, sind Einrichtungen, die nicht wieder aufleben können. Darum sehen wir auch eigentlich kein so großes Unglück in dem noch alltäglich stattfindenden Übergang von Staats- und Gemeindeland in Privatbesitz, den manche Bodenreformer so tief beklagen. Es ist ein ganz natürlicher Vorgang, der sich nicht aufhalten läßt. Der einzelne Bürger kennt besser den Nutzwert des einzelnen Grundstücks seiner Gemeinde wie der Herr Minister, der Herr Landrat oder der Herr Bürgermeister. Er ist infolgedessen in der Lage, es ökonomischer zu verwerten, als der Staat oder die Gemeinde. Der Staat und die Gemeinde sollten sich nur die ökonomische Rente, als Steuer für alle Zeiten, ausbedingen.

Die beste Bodenbesitzverteilung ist die, die mit der besten Ausnutzung des Bodens auch das Eigentumsrecht des Einzelnen an dem sicher stellt, das er durch eigen Thun auf ihm geschaffen hat. Darum stellt ein freier Besitz mit einer Rentenpflicht, wie wir ihn vorschlagen, die höchste und vollkommenste Form der Besitzregelung dar. Bei unseren heutigen so verwickelten Erwerbsverhältnissen ist weder die Regierung noch eine Volksmehrheit imstande, die nützlichste Verwendung jedes Grundstücks zu erkennen, zu bestimmen und zu kontrollieren. Folglich haben sie kein Recht dazu. Die bestmöglichste Ausnutzung des vaterländischen Bodens soll aber unbedingt erreicht werden, weil auf ihm und von ihm das Volk hauptsächlich leben muß.

Darum hat das Volk das Recht und die Pflicht, bestmögliche Bewirtschaftung von jedem Bodenbesitzer zu verlangen. Die ökonomische Rentensteuer erzwingt sie, wie gesagt, in ganz natürlicher Weise. Nur Staatssozialisten, Bureaukraten und Sozialdemokraten können glauben, eine mechanische, eine bureaukratische Regelung sei besser.

Dann sagt der Herr Gegner, sich als sozialökonomischer Archimedes fühlend:

„So würde von einem Punkte aus die gegenwärtige Wirtschaftswelt aus ihren Angeln gehoben werden, ohne Antastung des gegenwärtigen Besitzstandes."

„Ohne Antastung des Besitzstandes" — das glaubt jedoch nur seine Richtung. Ich aber glaube, daß wir gesehen haben, wie groß die Täuschung ist. Man kann denen nichts geben, die nichts haben, ohne von denen zu nehmen, die haben. So ist es auch bei Einkünften und Renten. Das der Herr Gegner nachzuweisen versuchte, war ungefähr folgendes: man könne die Grundeigentümer für ihren überteuerten spekulativen Grundwert entschädigen, sie womöglich von allen gegenwärtigen Steuern befreien, und trotzdem gleichzeitig den Verdienst der Arbeiter erhöhen. Möge es ihm dereinst gelingen!

Den folgenden Worten stimme ich aber voll und ganz zu:

„Die Hauptsache ist für alle Forschungsgebiete die Praxis des Lebens."

und empfehle ihm diese dringend. Er scheint sich nämlich für einen großen Praktikus zu halten, wenn er weiter meint:

„So wertvoll gesunde Theorien überall, auch in der Volkswirtschaft sind, so sind sie doch nicht das Entscheidende. Wenn wir auf das Ende des Streites der Gelehrten über Kapital und Krisen warten sollten, dann kämen wir vielleicht alle fünfzig Jahre einen Schritt weiter." —

Wie lange Zeit, glaubt der Herr Gegner, daß es wohl in Anspruch nehmen wird, seine Theorien in die Praxis umzusetzen? Ich bin der Ansicht, daß die Theorien seiner Richtung, wenn sie überhaupt eine Aussicht haben, mindestens so lange, wie die von George brauchen werden, um im Volke Fuß zu fassen. Auch in England war die „Landnationalisation Society" die erste. Sie ist aber längst von anderen Landbesteuerungs-Gesellschaften überflügelt worden, die ganz auf dem Boden von Henry Georges „Single Tax" stehen. Nach dem Organ der „Nationalisation Society" zu urteilen, scheinen sogar auch innerhalb der ersteren Gesellschaft die sogenannten „Single Taxer" die Oberhand zu gewinnen. In Amerika und Australien hat man den Verstaatlichungsgedanken nie ernsthaft formuliert. Nur die, die Georges Gedanken noch nicht völlig verdaut haben, reden von Entschädigung. Nur nicht genügend unterrichtete Leute glauben, daß die Einführung der Steuer gleichbedeutend mit einer Wegnahme von so und so viel Milliarden sei. Nur sie wissen nicht, daß eine wirkliche Verkürzung des Einkommens nur die oberen Hunderttausend treffen kann. Aber auch in Dänemark, Schweden und Norwegen hält man Georges Theorie für richtig. In diesen Ländern ist man mit der Agitation und in der Erkenntnis unserer Wahrheit viel weiter, als in Deutschland. Den Beweis kann man in der Thatsache erblicken, daß der Präsident des norwegischen Parlamentes, V. Ullman, auf dem internationalen großen „Single-Tax-Kongress" in Chicago anwesend war, und sich von Henry George als Übersetzer seiner Werke und eifriger Vorkämpfer der Versammlung vorstellen ließ. Aus Rußland und Frankreich, Italien und Spanien, selbst aus Japan liegen ständige Nachrichten vor, daß Leute, die im geistigen Leben dieser Länder eine hervorragende Rolle spielen, Henry George lesen und ihm Beifall zollen.

Und der Satz:

„Die Arbeit hätte sich von der Herrschaft des Kapitals befreit, und dieses wäre in seine dienende Stellung zurückgetreten."

zeigt wiederum, wie sehr der geehrte Herr Gegner in sozialistischen Ideen befangen ist. Kapital steht auch heute schon jedem zur Verfügung, der nur

eine irgendwie glaubwürdige Verdienstgelegenheit hat. Er muß freilich durch seine Persönlichkeit und durch die beabsichtigte Unternehmung Vertrauen erwecken. Auch nach unserer Reform wird nur der sich Kapital ausborgen können, der in jeder Hinsicht kreditfähig ist. Aber man muß sich als Bodenreformer von dem sozialistischen Irrtum freimachen, daß Leihkapital das Hauptkapital sei. Das ist nicht der Fall. Das meiste Kapital ist und wird zu allen Zeiten durch eigene Arbeit langsam erworben. Kapitalanleihen bilden nur die Ausnahmen. Hypotheken und andere Papiere sind nur private oder staatliche Steuerscheine, kein Kapital. Der bloße Kapitalbesitzer kann ebenso wenig die Arbeit beherrschen, wie die Schaufel den Arbeiter. Kapital- und Schaufelbesitzer sind aber eine Person. Geld ist nur Tauschkapital. Es ist Wertmesser. Die Schaufler sind aber arbeitslos, nicht, weil sie keine Schaufel haben, oder bekommen könnten, sondern weil in den Städten zu wenig gebaut, auf dem Lande der hohen Bodenrente wegen viel Boden überhaupt brach liegt, weil Bergwerke der spekulativen Rente wegen vielfach nicht bearbeitet werden können, und weil die hohe Rente und die Steuern ohnehin den Lohn und Bedarf der Massen immer mehr hinabdrücken. Der Herr Gegner möge sich, als Bodenreformer, den folgenden Satz zu Herzen nehmen: Die Arbeit ist der Vater, die Erde die Mutter aller Güter, das Kapital aber ist nur der Geburtshelfer.

Was nun Theorie und Praxis anbetrifft, so bin ich der Ansicht, daß sie ganz besonders in volkswirtlichen Fragen zusammengehören. Bloßes Bücherstudium, ohne Erfahrung im Erwerbsleben des Volkes, kann sich selten zu voller Erkenntnis großer wirtschaftlicher Fragen durchringen. Wer nur theoretische Schachwerke gelesen und niemals Schach gespielt hat, wird schwere Schachprobleme kaum lösen können. Anderseits wird auch ein nur im Erwerbsleben stehender Praktiker, der seine Erfahrungen nicht überdacht und sich durch Studium der Werke wirklich bedeutender Volkswirte eine Ansicht gebildet hat, die soziale Frage niemals verstehen können.

Glaubt aber der Herr Gegner, theoretische Erörterungen seien jetzt nicht mehr nötig, man solle nun endlich zur Praxis übergehen, so wäre ich seiner Meinung, falls er demnächst praktische Erfolge auf Grund seiner Theorien aufweisen kann. Bis dahin aber rufe ich ihm zu:

„Grau, lieber Freund, ist alle Theorie,'
Behaupten manche kühn,
Doch durch ihr Wirken zeigen sie,
Daß ihre Praxis grün."

So wenig der Herr Gegner sich von einem Architekten ein Haus bauen lassen wird, der nicht imstande ist, ihm einen tadellosen Bauplan vorzulegen,

in dem auch kein wichtiges architektonisches Gesetz mißachtet ist, ebensowenig wird das deutsche Volk oder seine Regierung eine soziale Reform Leuten anvertrauen, die nicht imstande sind, einen klaren wohldurchdachten Reformplan auszuarbeiten, an dem auch nicht der geringste Denkfehler nachzuweisen ist.

Die nun erwähnten Vorschläge:

„Als Berlin die Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde, als es einem großartigen Aufschwung entgegenging, schlug Wagner die Festlegung des damaligen Bodenwertes vor und die Einziehung des künftig entstehenden Wertes für die Kommune. Wäre das geschehen, so hätte an diesem Werte Berlin eine Einnahme, die alle heutigen Kommunal- und Staatssteuern der Stadt überträfe. Die Christlichsozialen beklagen es jetzt, daß man in Berlin nicht zur rechten Zeit die Hand auf allen Baugrund gelegt und in städtischen Besitz gebracht hat; durch die ungeheuern Baugrundpreise werde „dem armen Manne das Wohnen in unverantwortlicher Weise verteuert und die soziale Gefahr ungemein verstärkt“.“

waren seiner Zeit von Herrn Professor Wagner gewiß recht gut gemeint. Aber durchführbar wären sie niemals gewesen. Es sprechen zu viele Gründe gegen die Möglichkeit, diesen, wie gesagt, von John Stuart Mill stammenden Vorschlag praktisch durchzuführen. Es ist nicht Raum, sie hier zu erörtern.

Aber wenn dergleichen auch möglich gewesen wäre, so wäre die Einziehung der Rente ausschließlich für Gemeindezwecke eine Ungerechtigkeit dem Lande und dem Reiche gegenüber: Denn die ganze Rente Berlins gehört nicht der Gemeinde Berlin allein, weil die Bewohner Berlins sie nicht allein hervorbringen. Die Provinz, die Staats- und Reichsbewohner haben alle einen gewissen Anteil an der Rente aller Städte als Miterzeuger derselben, und somit auch ein Anteilsrecht als Mitverbraucher. Dies genauer auszuführen, dürfte wohl überflüssig sein. Die Grundrente der Städte stellt heute mindestens die Hälfte der ganzen Grundrente des Reichs dar. Wahrscheinlich beträgt sie aber noch viel mehr. Von einer Einsteuerung derselben zu Gunsten der Gemeinden allein dürfte und könnte also nicht die Rede sein.

Der Ankauf von einigen Baustellen seitens der Gemeinde ist ein Lieblingsplan einiger Bauhandwerker, Baulieferanten und Bodenreformer in Berlin. Dieser sogenannte „Reformvorschlag“ ist gleichfalls undurchführbar, aus denselben Gründen, wie die Verstaatlichung durch Ankauf. Die Gemeinde kann die gegenwärtigen Spekulationspreise städtischer Baustellen nicht bezahlen, ohne sich zu ruinieren. Auch ist es zweifellos, daß durch solche Ankäufe die Spekulation in Grund und Boden zeitweise gefördert würde. Solche Ankäufe könnten nur einigen Bauhandwerkern und Baulieferanten Arbeit verschaffen und deren Geschäft etwas beleben. Aber zur Verbesserung der allgemeinen sozialen Lage helfen sie so gut wie nichts. Während sie einigen Bauhandwerkern Arbeit verschaffen würde, würde sie

andern Bauhandwerkern den Boden noch mehr verteuern, also andere Bauten verhindern. Den Lohn des armen Tagelöhners könnten sie nicht erhöhen, weil der Zuzug von außen für Wettbewerb sorgen wird. Den andern Volksklassen, den Mietern, verschafft sie aber kein höheres Einkommen, auf daß sie größere und bessere Wohnungen auch beziehen könnten. Ein solches Vorgehen wäre obendrein ungerecht gegen alle andern Erwerbsklassen. Denn, wenn die Bauhandwerker und Lieferanten verlangen, die Gemeinde solle das durch schwere Steuern erlangte Geld riskieren, um ihr Geschäft zu beleben, dann hat auch jeder andere Stand das Recht, gleiche Unterstützung zu beanspruchen. Viele arme Witwen sind weit schlimmer dran als Baulieferanten. Auch sie könnten verlangen, daß ihnen die Gemeinde Nähmaschinen kauft oder Arbeit verschafft. Solche Vorschläge nennt man geschäftssozialistische. Sie stehen auf gleicher Linie mit den unchristlichen Schutzzöllen, den Zuckerprämien und den Liebesgaben.

Solche „Reformvorschläge" zeigen einen bedauernswerten Mangel an Idealismus. Fast jeder, der sie fördert, denkt weniger ans Gemeinwohl, als an sein Wohl. Aber auch diese braven Leute ahnen offenbar nicht, wieviel Jahre noch vergehen müssen, bevor derlei Hoffnungen irgendwelche Aussicht auf Verwirklichung haben. Sobald aber die Erkenntnis, daß die soziale Frage eine Grundrentenfrage ist, bei Stadtrat und Magistrat soweit vorgeschritten ist, dann ist die Frage überhaupt reif, und das Volk wird sich nicht mit derlei Stückwerk abspeisen lassen. Es wird ganze Arbeit verlangen.

Bei Gelegenheit neuer Steuervorlagen, seitens des Staats oder der Gemeinde, wäre eine Agitation für ein paar Prozent Steuer auf die Grundrente wahrscheinlich aussichtsvoller und, im Glücksfalle, wirksamer für das Gemeinwohl. In London und einigen andern englischen, amerikanischen und australischen Städten hat man auf diese Weise schon kleine Erfolge erzielt.

Nehmen wir z. B. an, die Grundrente des Reichs — die heute erzielbare — betrage drei Milliarden. Das Reich braucht augenblicklich einhundert Millionen Drei Prozent der Grundrentensteuer — Häuser und anderes nicht gerechnet — würden schon diese Steuersumme aufbringen. Denn sie könnte ohne den großen Beamtenapparat, den die neuen vorliegenden Steuern erfordern, in alter Weise ohne Extrakosten eingezogen werden. Aber wahrscheinlich würden zwei Prozent genügen. Weil schon diese kleine Grundsteuer manchen, der heute unbenutzten Boden oder Naturschätze zurückhält, veranlassen würde, sie in Benutzung zu nehmen oder zu verkaufen. Die allgemeine Geschäftslage würde sich wenigstens etwas heben, folglich auch die alten Steuern ergiebiger machen, und somit den Rest der hundert Millionen decken helfen.

Der dann kommende Satz:

„Behörden suchen vorläufig wenigstens durch Bauordnungen das öffentliche Interesse an der Bebauung des Bodens zu wahren."

beweist wiederum, daß der Herr Gegner, gleich den Staatssozialisten und einigen Bodenreformern, allerlei Gutes für unsere Sache von Polizeimaßregeln erwartet, anstatt einzusehen, daß äußerlicher Zwang dem armen Volk nicht helfen, sondern nur schaden kann.

Daß bei steigender Bevölkerung der Wert des Grund und Bodens steigt, wird der Herr Gegner, als Bodenreformer, wohl nicht bestreiten? Daß jede Beschränkung der Baufläche einer Stadt dasselbe bewirken muß, gewiß auch nicht? Der Einwand, daß das Volk weit aufs Land hinaus ziehen möge, gilt hier nicht. Der Städter muß in der Lage sein, seinem Beruf in der Stadt nachgehen zu können. Jede Einschränkung des Bauraums innerhalb oder außerhalb der Stadt, seiner Breite, seiner Länge oder seiner Höhe nach, muß folglich den Preis von Grund und Boden im allgemeinen erhöhen. Weil eine räumliche Baubeschränkung das Angebot von Bauraum vermindert. Ganz gleich, wieviel auch der Grundwert in einzelnen Stadtvierteln vorübergehend oder dauernd gedrückt wird; er wird alsbald durch eine ebensogroße Preissteigerung in andern Vierteln ausgeglichen werden, um späterhin überall desto mehr zu steigen. So kam es auch in Berlin. Die Bauordnung, auf die der Herr Gegner wohl anspielt, hat den Preis der Baustellen dauernd nicht gedrückt, sondern verteuert. Denn überall, auch innerhalb der Bauordnungszone, ist der Preis der Grundstücke heute wieder höher als je zuvor.

Aber angenommen, durch derlei vermeintliche oder vorgebliche soziale Reformen könnte — der gesunden Vernunft zum Trotz — der Preis von Grund und Boden dauernd gedrückt werden. Würde dadurch das Vermögen und Einkommen der Grundeigentümer nicht genau so verkürzt werden, wie durch eine Steuer auf die Grundrente? Wäre es für viele nicht noch ein größerer Verlust, weil dieser bloß durch Preisdrückung entstandenen Verkürzung keinerlei Steuerentlastung gegenüber stände?

Infolge der drohenden Berliner Bauordnung sind die Aktien einer Baugesellschaft damals um 37 % an einem Tage gefallen. Sie haben natürlich längst wieder ihren alten Preis erreicht und überschritten. Aber angenommen, die 37 % wären den Besitzern für immer verloren gewesen, so würden sie durch diese Bauordnung mehr geschädigt worden sein, als durch 37 % Rentensteuer. Denn bei 37 % Rentensteuer wären die meisten Aktieninhaber der Baugesellschaft durch den Wegfall der Hälfte aller ihrer Staats- und Gemeindesteuern entschädigt worden. Durch die Bauordnung aber würde die Preisdrückung — wenn sie dauernd geblieben wäre — nur

einigen Villenbewohnern zugute gekommen sein. Staat und Volk hätten nichts davon gehabt. Wäre dies nicht eine „schreiende Ungerechtigkeit" gewesen, geehrter Herr Gegner? Hätten Sie nicht sofort eine „Entschädigung" für die Grundeigentümer beantragt?

Es ist für reichere Leute ohne Zweifel recht angenehm, ein von dem „gewöhnlichen Volk" getrenntes Villenviertel zu haben. Sie verlangen, daß der Proletarier in jene Stadtteile gedrängt werde, in denen ihrethalben noch Mietskasernen gebaut werden sollen. Solche Pesthöhlen sind ja bei den teuren Grundpreisen eine traurige Notwendigkeit. Aber eine Bauordnung hat nur dann sozialen Wert, wenn jedermann im Volke auch imstande ist, auf billigem Boden ein Einzelhaus zu bewohnen.*) Durch Beschränkung des Bauraumes lassen sich zwar solche Kasernen an einzelnen Stellen gewaltsam unterdrücken, aber an andern müssen sie desto ungesunder und vollgepfropfter werden. Bei einer allgemeinen Zwangsverordnung für ganz Berlin auf einstöckige Häuser müßten die Menschen schließlich in den sogenannten Villen sich zusammendrängen wie im Zwischendeck eines Auswandererschiffes. Darum soll man eine solche Verordnung nicht als eine zu Gunsten der ärmeren Volksklassen geschaffene Wohlthat oder Reform ausposaunen und verteidigen.

Das scheint aber der Herr Gegner ebenfalls thun zu wollen. Auch der „Bund für Bodenbesitzreform" hat es unter allgemeiner Heiterkeit der gesamten Berliner Presse damals gethan, die diese Zwangsmaßregel einstimmig verurteilte. Selbst die Sozialisten waren, wenn ich nicht irre, gegen die Villenordnung. Eine Polizeimaßregel, die nur den wirklich Wohlhabenden, den Grundspekulanten und den geschäftlich am Villenbau interessierten Baulieferanten Vorteile, den Armen aber Nachteile bringt, ist keine Sozialreform. Es ist nicht einmal eine Gesundheit fördernde Verordnung; denn in den Mietskasernenvierteln muß durch die hineingezwängte größere Volksmenge der öffentliche Gesundheitszustand viel mehr sinken, als er durch ein Villenviertel gehoben wird. Eigennutz in jeder Form kann und wird nie eine wahre Sozialreform zustande bringen. Wie schön sagt George: „Aber ich wünsche die, die meine Stimme erreichen kann, nicht sowohl zur Betonung ihrer eignen Rechte zu bestimmen, als vielmehr sie aufzufordern, für die Rechte anderer Hilfloserer einzutreten. Ich glaube, daß der Ge-

*) In der „Gardencity" am Michigansee wurde diesen Sommer ein Amerikaner von einem gaffenden grünen Europäer, der Chicagos überteuerte Preise noch nicht kannte, gefragt, warum man so furchtbar hohe Häuser hier baue. „Well, my dear friend," erwiderte der eben seine Mieter steigernde Grundpächter und Hausbesitzer, „die Preise von Grund und Boden sind hier schon so hoch, daß man zwanzig bis sechsundzwanzig Stockwerke aufbauen muß, wenn die Miete die Grundrente überragen soll." —

danke der Pflicht größere Macht über den sozialen Fortschritt hat, als der Gedanke des Interesses. Daß in dem Mitleid eine stärkere soziale Kraft liegt, als in der Selbstsucht".*)

Wenn also in Zukunft das bekannte Berliner Wohnungselend sich in noch schnellerem Tempo verschlimmert, wenn die ärmeren Menschen noch mehr in der inneren Stadt, in immer engere ungesundere Mietskasernen zusammengepfropft werden, dann haben die Leute, die die Bauordnung herbeigeführt oder verteidigt, genau so viel Schuld, wie die durch sie geschaffene Bauraumverkürzung mathematisch berechnet ausmacht.

Würde dagegen eine langsam steigende Steuer auf den spekulativen Grundwert eingeführt, und jede Strassteuer auf den Häuserbau erlassen, so würden sich die Bodenwucherer nach und nach gezwungen sehen, ihre Baustellen abzugeben oder zu bebauen. Erst mit dem wachsenden Angebot von Wohnräumen werden sich die Wohnungsverhältnisse allgemein bessern. Auch ohne Polizeiverordnung werden dann gesunde Wohnungen für jedermann emporwachsen. Weil niemand in den vierten Stock oder in den Keller ziehen wird, wenn man eine gleiche Wohnung im zweiten Stock, oder etwas weiter draußen, ein Einzelhaus billiger haben kann. Nicht Verminderung des gesamten Angebots von Bau- und Wohnraum im Bannkreis einer Stadt verschafft allen Bürgern bessere und billigere Wohnungen, sondern nur Vermehrung des Angebots kann helfen.

Schließlich prophezeit der Herr Gegner, daß vielleicht die „Verstaatlichung" der Bergwerke noch vor der „Verstaatlichung" des Städtebodens kommen werde. Ich will auf diesen Zukunftstraum nicht eingehen, und nur bemerken, daß schon häufig konstatiert wurde, wie wenig musterhaft, namentlich vom sozialpolitischen Standpunkt aus, staatliche Bergwerke verwaltet werden. Jüngst soll aber bei den Bodenreformern ein hervorragender Sachkenner dies noch besonders drastisch erläutert haben. Der Übermut der Bureaukratie würde grenzenlos werden, wenn sie sagen könnte: „dies alles gehört mir". Bei einer Steuer auf den Boden- und Mineralwert aber, der durch Angebot und Nachfrage im freien Markte bestimmt wird, wird alles viel glatter und unparteiischer vor sich gehen. Auch hier, geehrter Herr Gegner, wirkt eine Steuer besser.

Den Schlußsatz aber:

> „Theorie hin, Theorie her! möchte sich nur das deutsche Volk in dieser sozialen Frage wenigstens nicht als das ewige „Volk der Denker" zeigen, das über noch nicht ganz ausgetragene Theorien, die Hand an der Nase, sinnend stehen bleibt und einem Gedanken, in dem es einen theoretischen Fehler wittert, den Rücken kehrt, sondern als das Volk der Praxis."

*) Soziale Probleme. Deutsch von Stöpel.

halte ich für eine — ich will nicht sagen frivole — aber mindestens leichtfertige Äußerung. Der Herr Gegner scheint wirklich nicht zu ahnen, daß unsere ganze Civilisation bei dieser, nachgerade alle Welt beschäftigenden sozialen Frage auf dem Spiele steht. Wenn ihm die Theorie so gleichgültig ist, so wundert mich, daß er solche betreibt. Wenn er heute eine „praktische“ „Verstaatlichung“ irgendwo zustande zu bringen Aussicht hat, sind wir zu helfen bereit. Denn etwas ist immer besser als gar nichts. Aber, wie gesagt, wir glauben, daß sein „Verstaatlichungsgedanke“ mindestens so lange bei Volk und Regierung agitiert werden muß, wie unsere Steuer. Wie hoch wird aber bis dahin die Spekulation die Grund- und Bodenpreise getrieben haben? Für wieviel Milliarden wird alsdann zu entschädigen sein? Glaubt er wirklich, daß das Nachdenken erst nach dem Handeln kommen soll? „Theo“ heißt „Gott“. „Theorie“ ist ungefähr gleichbedeutend mit göttlicher Erkenntnis- oder Vernunftlehre. Glaubt er, daß Reformen, die nicht in jedem Punkt vor der gesunden Vernunft Stand halten, durchführbar wären? Und wenn etwas Unvernünftiges ausgeführt wird, kann es von Dauer sein? Wäre es darum nicht besser, solange, glücklicherweise, die Bomben der Dynamitarden — die auch die Theorien hassen, und „Praktiker“ sein wollen — noch nicht bei uns herumfliegen, die Sache noch gründlich zu überlegen?

Aus den spöttischen Worten „Theorie hin, Theorie her!“ klingt aber auch ein gewisser Zweifel heraus, den der Herr Gegner über die Theorie seiner eigenen Richtung zu haben scheint. Er bezweifelt thatsächlich ein- oder zweimal die günstigen Folgen der Bodenreform auf das Erwerbsleben. Ein selbst nicht Überzeugter kann aber nicht überzeugen. Das ist das Unglück seiner Richtung. Wer nicht voll und ganz von einer Sache überzeugt ist, kann nicht erfolgreich für sie wirken. Das ist eine alte große Wahrheit.

Es giebt leider nicht wenig Menschen, die jede Theorie verachten zu können glauben. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich den geehrten Herrn Gegner nicht zu diesen rechne. Es sind nur eitle kleine Geister, denen ihr liebes „Ich“, ihre werte „eigne Persönlichkeit“ viel höher steht, als Flürscheim oder George oder irgend jemand in der Welt. Die alles, was an sie herankommt, nur unter dem Gesichtswinkel ihres eignen Ehrgeizes betrachten. Ihre Zahl ist Legion. Die Hunderte und Tausende von „eignen“ Ideen über die soziale Frage, die alljährlich veröffentlicht werden, beweisen es. Indessen, „wenn das Chaos da, ist die Schöpfung nah“. Vor Sonnenaufgang wallt der Nebel. Das Licht der Wahrheit wird schon durchdringen.

Es giebt aber auch brave Leute, die da glauben, man könne eine große Wahrheit, wie die von George gefundene und in ein System ge-

brachte, schlankweg adoptieren, ohne den Namen des weit entfernten Amerikaners, der — wie jeder lebende große Ausländer, bei Patentpatrioten auf dem schwarzen Brett steht — auch nur zu nennen. Diese Ehrgeizigen bedenken nicht, daß Ideen gleich den Haaren, die nicht in oder auf dem eigenen Kopfe gewachsen sind, vom Publikum sofort erkannt werden. Scherze bleiben nicht aus. Das Volk ist ehrlicher, wie manche glauben, die es nicht kennen. Es wird früher oder später dem die Ehre geben, dem sie gebührt. So einfach nun aber auch die Wahrheit und das Heilmittel Georges an sich sind, so begründen sie sich doch auf eine ganze Reihe von Gedanken, Gesetze und Thatsachen, die verteidigt sein wollen. Gewöhnlich sind aber die, die fremdes Verdienst so leichter Hand annektieren, ernster tiefer Gedankenarbeit abhold. Sie haben die Idee weder geistig gekaut noch verdaut, und sich nicht ganz zu eigen gemacht. Sie machen freihändige unglückliche Zusätze oder lassen Wichtiges weg. Sie blamieren sich und die Sache.

Alle diesen, im Grunde gutherzigen, oft sogar christlich denkenden, aber nicht einmal einer so kleinen Gerechtigkeit fähigen Menschen, möchte ich die Mahnung des großen sozialen Moralphilosophen vorhalten, die er in seinen unvergleichlichen „Sozialen Problemen" an seine Leser richtet:

„Wer Vorurteil und Selbstinteresse beiseite setzt und ehrlich und sorgfältig seinen Geist den Ursachen und der Heilung der so offenbaren sozialen Übelstände öffnet, der thut damit das Höchste, das in seiner Kraft steht, um sie zu beseitigen. Diese erste Pflicht hat ein jeder von uns als Bürger und als Mensch. Was er auch sonst noch zu thun imstande sein mag, dies muß zuerst kommen. Denn wenn der Blinde den Blinden führt, fallen sie beide in den Graben.

Die soziale Reform ist nicht mit Lärmen und Freudengeschrei, mit Klagen und Anklagen, durch Parteibildungen oder Revolutionen herbeizuführen, sondern durch die Erweckung des Denkens und den Fortschritt der Ideen. So lange man nicht richtig denkt, kann man nicht richtig handeln; und wenn man erst richtig denkt, wird das richtige Handeln folgen. Die Macht ist stets in den Händen der Massen der Menschen. Was die Massen unterdrückt, ist ihre eigene Unwissenheit, ihre eigene kurzsichtige Selbstsucht.

Die große Arbeit der Gegenwart für jedermann und jede Vereinigung von Menschen, die die sozialen Verhältnisse bessern will, ist die Arbeit der Bildung — die Ausbreitung der Ideen. Alles andere kann nur soweit nützen, als es dazu behülflich ist. Und an dieser Arbeit kann jeder Denkende teilnehmen. Zunächst dadurch, daß er sich selbst klare Ideen bildet, und dann dadurch, daß er das Denken derer, mit denen er in Berührung kommt, erweckt.

Viele giebt es, die durch harte Arbeit und den Kampf um das animalische Dasein zu gedrückt und vertiert sind, um selbst zu denken. Darum liegt denen, die es können, diese Pflicht um so mehr ob. Wo es wenig denkende Menschen giebt, sind sie darum um so mächtiger. Bilde sich niemand ein, daß er keinen Einfluß habe. Wer er auch sein und wohin er auch gestellt sein mag, der Mann, der denkt, wird ein Licht und eine Kraft.

Es erscheint ein harter Ausspruch, daß die Menschen für jedes unnütze Wort, das sie sprechen, am Tage des Gerichts zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Aber was ist klarer, als daß die Theorie von der Erhaltung der Kraft, die uns lehrt, daß jede Bewegung fortwirkt und gegenwirkt, ebensowohl auf die Welt des Geistes, als auf die des Stoffes Anwendung finden muß? Jeder, der von einem edlen Gedanken erfüllt ist, entzündet eine Flamme, an der sich andere Kerzen entzünden, und beeinflußt die, mit denen er in Berührung kommt, seien es Wenige oder Viele. Wie weit dieser so fortgepflanzte Einfluß reichen mag, ist ihm nicht gegeben, hier zu erkennen. Aber es kann sein, daß der Herr des Weinberges es wissen wird." *)

Ich habe nicht etwa die Sätze aus dem Aufsatz des geehrten Herrn Gegners willkürlich ausgesucht. Ich habe vielmehr alle Gedanken zu widerlegen versucht, mit denen wir als überzeugte Anhänger von Henry Georges Volkswirtlehre nicht einverstanden sein können.

An dem übrigen Inhalt haben wir nicht nur nichts auszusetzen, sondern sind meistens vollkommen gleicher Meinung.

*) George, Soziale Probleme. Deutsch von Stöpel.



Griechisch oder Latein?

Über eine notwendige Reform unseres Gymnasialunterrichts.*)

Von Dr. Ferdinand Bronner.
(Wien.)

Das ist geradezu eine allgemeine Überzeugung geworden, daß der gegenwärtige Zustand unserer Gymnasien ein unhaltbarer ist. Nicht, daß man in diesen Schulen wenig lernte — oder vielmehr lehrte, im Gegenteil: man lehrt eher zu viel, aber was man lehrt und wie man es lehrt, taugt — gelinde gesagt — gar wenig. Wer so jahraus jahrein Gelegenheit hat zu bemerken, wie die Kinder frisch und mit einer reichen Aufnahmsfähigkeit in unsere Gymnasien kommen, und wie sie da allmählich und kunstgerecht abgestumpft werden gegen alles, wofür sie eben begeistert werden sollten, bis sie endlich froh sind, das „Joch" abschütteln zu können — wer das so mitansehn muß, dem wird wirklich um die Zukunft unserer Bildung bange. Es wird ja jetzt von allen Seiten reformiert, Konferenzen werden abgehalten von Schulmännern und Nicht-Schulmännern, Berge werden in Bewegung gesetzt — nascitur ridiculus mus! Siehe Preußen und siehe den letzten Philologentag in Wien!

In andern Ländern hinwiederum sehen wir eine Reform wirklich angebahnt, aber gerade im entgegengesetzten Sinne, als es nach unserer Ansicht geschehen müßte: In Ungarn z. B. wurde, um den ungeheuren Alpdruck des Sprachunterrichts allein, unter dem dort der Gymnasiast leidet (so wären in Fiume mit Griechisch nicht weniger als fünf Sprachen obligat!), nur einigermaßen zu erleichtern, der lateinische Sprachunterricht als obligat beibehalten, der griechische aber beseitigt. Daß also auf die Antike zurückgegangen werden muß, davon ist man auch dort überzeugt; aber in der Alternative: Griechisch oder Latein? hat man dort dem Latein den Vorzug gegeben.

Auch wir können vorläufig noch die Überzeugung von der Notwendigkeit einer humanistischen Ausbildung unserer Jugend nicht aufgeben; aber angesichts der sich häufenden Ansprüche der modernen Bildung wird auch für uns, rein praktisch genommen, früher oder später die Alternative ein-

*) Dieser Aufsatz ist zunächst vom Standpunkte der österreichischen Gymnasien geschrieben, doch decken sich die Mängel und Bedürfnisse derselben ja so ziemlich mit denen der deutschen im Reiche.

treten: Griechisch oder Latein? da für beide zugleich kein Raum sein wird. Und da ist es notwendig, sich über diese Frage beizeiten klar zu werden.

Auf welcher Seite der größere kulturelle Wert liegt, ist kein Zweifel. Was die Römer in Dicht- und Redekunst, Geschichtsschreibung und Philosophie geleistet haben, ist ja fast nur Nachahmung der Griechen — und oft, welch schwächliche, unzulängliche Nachahmung! Vergleichen wir zunächst die Leistungen der beiden Nationen in der Poesie und fassen wir vorerst nur die Autoren ins Auge, deren Lektüre gegenwärtig für den altsprachlichen Unterricht vorgeschrieben ist. Da haben wir auf römischer Seite: Ovid, Vergil, Horaz; auf griechischer nur: Homer und Sophokles — und doch, welches Übergewicht schon in diesen wenigen griechischen Namen! Wer würde es im Ernste wagen, die poetische Kraft der Homerischen Volksgesänge mit den künstlichen und gekünstelten, stelzbeinigen Erfindungen Vergils zu vergleichen! Und wird nicht die Lektüre Vergils neben der Homers schal, abgeschmackt, eine verlorene Stunde? Wer von uns hat etwa in Secunda mit Begeisterung oder auch nur Vergnügen, ja auch nur einigem Interesse an den kühlen, kalten, berechneten Erzählungen des römischen Schwadroneurs gehangen? Der trete vor und bekenne es! Wir wollen ihn in den Raritätenkasten des scheidenden Jahrhunderts stellen. Aber von den schlichten, rührenden, herzlichen und doch kraftvollen Homerischen Schilderungen und Reden hat doch manches — wenn der Lehrer nur nicht zu verschroben war! — den Weg zu unserer Seele, zu unserem Herzen gefunden. Um wieviel mehr würde das der Fall sein, wenn man die Lektüre Vergils dem Fachgelehrten überlassen, und die mit ihr verlorene Zeit dem immer neuen, immer schönen, immer aufs neue schönen griechischen Volks- und Heldenepos zuwenden würde! Und haben nicht unsere großen Dichter und Denker denselben Weg von Vergil zu Homer gemacht — erst spät gemacht und mit welchen Schwierigkeiten! — um sich dann dauernd von Homer festhalten zu lassen? Warum sollen wir, denen nun Homers unvergleichliche Schönheiten durch unsere Vorgänger erschlossen wurden, wieder zurückkehren zu seinem abgeblaßten römischen Abklatsch, zu Vergil? Warum nicht bei Homer bleiben? Und hier sich um so gründlicher umschauen, hier um so tiefer eindringen — non multa, sed multum!

Gegenüber der lyrisch-elegischen Dichtung der Römer finden wir die noch erhaltenen Reste der griechischen in den Schulplan gar nicht aufgenommen, unter den Römern aber Ovid besonders berücksichtigt. Also hat das Strafgericht, das Schiller seiner Zeit über den mark- und haltlosen Versifex gehalten hat, nicht genügt, war sein Arm nicht lang genug, diesen Spekulanten der Korruption uns von den Schulen gänzlich fernzuhalten? Wer nun so besondere Vorliebe für dessen aalglatte Verslerei hat, mag sich

ja privat an ihr delektieren, für die Schule ist sie zu nichtig und raubt nur die Zeit der Beschäftigung mit anderer, markiger, Geist und Sitten stärkender Lektüre. Drum heißt's auch hier: Fort mit dem Römer, fort mit Ovid! und zurück zu den Griechen! Will man antike Göttergeschichten hören, so mag sie uns der schlichte, biedere Hesiod erzählen, obwohl die Notwendigkeit derartiger Lektüre durchaus nicht feststeht; in elegischer und lyrischer Poesie aber überhaupt haben uns die Griechen durch die Anthologie manch edle Perle hinterlassen, die ebenso rein wie echt ist. Und schließlich ist es ja nicht die Lyrik, in der wir bei den Alten in die Schule gehen sollen, hat uns doch unser Goethe und unser wiederentdecktes Volkslied einen Born reichster lyrischer Erbauung eröffnet, wie ihn keine zweite Nation besitzt, und aus dem wir zu schöpfen nie müde werden können. Hier ist jede den Alten ab- und der eigenen Litteratur zugewendete Schulstunde doppelt- und dreifacher Gewinn. Und so wird man auch Horaz — der einzige Lateiner, den man mit einigem Bedauern aus dem Gymnasium scheiden sähe — letzlich in Erkenntnis des Besseren ohne großen Schmerz den Abschied geben. Wer wollte denn um des einen Horaz willen sich die kostspielige lateinische Grammatik aufhalsen? Ich glaube, in diesem Dilemma gäbe es wohl keinen, der zweifelte.

Worin aber die Griechen für uns noch unübertroffenes Muster, ewiges Vorbild sind, und womit daher unsere Kinder schon auf den Schulbänken vertraut werden müssen, das ist das griechische Drama, das nationalste und daher bedeutendste Erzeugnis griechischer Kunst und griechischen Geistes. Und gerade hierfür mangelt die Zeit, für diesen „Höhepunkt der griechischen Studien am Obergymnasium", wie die (österreichischen) „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien" selbst zugestehen, ohne aber aus dieser Einsicht die praktischen Konsequenzen zu ziehen. Im Gegenteil: sie räumen ein, daß infolge der mangelhaften Vorbildung im Griechischen der Fall eintreten kann, wo „aus offenkundigen und von der Direktion der Lehranstalt anerkannten Gründen eine gedeihliche Durchführung dieser Lektüre — überhaupt — unthunlich erscheint". Damit sind aber die „griechischen Studien" selbst verfehlt, wenn man ihren „Höhepunkt" nicht erreichen kann; wenn ich eine Bergbesteigung unternehmen will, mich aber so mangelhaft ausrüste, daß ich, schon voraussichtlich, den Gipfel nicht erreichen kann, so thue ich gleich besser, zu Hause zu bleiben. Und was ist der Hauptgrund jener mangelhaften Ausbildung? Von der verfehlten Methode zunächst abgesehen, doch nur, was die Instruktionen im weiteren selbst hervorheben, „die geringe Zahl der Lektürestunden". Warum ist diese aber eine so geringe? Weil man die besten Stunden dem lateinischen Unterricht opfern muß — ein Sophokles muß vor einem Ovid zurücktreten. Ein Dichter,

dessen Dichtungen in sich das Höchste zusammenfassen, was je Menschengeist ausgesprochen und dargestellt hat, die gewaltigen tragischen Konflikte, die das Gemüt eines Jünglings bis aufs tiefste zu erschüttern und ihm einen ergreifenden, aber auch stählenden, härtenden Einblick in Welt und Schicksal zu gewähren geeignet sind, die erhabenen lyrischen Chöre, die vom Zauber einer milden, versöhnenden Lebensweisheit verklärt, vom Schauer der Ewigkeit durchweht sind, all das, was demnach gerade zu dem so leicht zu bewegenden Herzen des Schülers sprechen kann, soll er missen, „weil die geringe Zahl der Lektürestunden eine bedenkliche Beschränkung des übrigen Lesestoffes dieser Klasse zur Folge hätte“! So erhöhen Sie doch die Zahl der griechischen Lektürestunden schon in Tertia und Secunda, auf Kosten des leicht und gern entbehrten Ovid und Vergil, und Sie werden schon in Secunda, mit umso sichererm Erfolge aber in Prima, die Schüler in Sophokles einführen können! Sie werden sagen: auf Kosten Ovids und Vergils — gut! aber Cicero! — Nun, ich will eben den Gang meiner Untersuchung auf die Redekunst leiten und die Leistungen der beiden Nationen auf diesem Gebiete — im Rahmen des für die Schule Vorgeschriebenen — vergleichend, fragen, ob etwa hier die Römer ihren Platz neben den Griechen behaupten könnten.

Das Schulpensum nennt hier nur zwei Namen, welche allerdings, jeder für sich, den Höhepunkt der nationalen Beredtsamkeit bezeichnen. Demosthenes und Cicero sind daher beiderseits mit vollstem Rechte ausgewählt worden; sie stehen sich ebenso schroff gegenüber, wie sich ihre Profile scharf von einander abheben. Messen wir aber einen an dem anderen, wie schrumpft uns da das Feistgesicht, die Feistgestalt des Römers unter den Händen zusammen. Dort der echte Vertreter der ureigenen, autochthonen, hellenischen Zeit, hier der Schönredner einer litterarisch nachahmenden Epoche, der römisch-hellenistischen Zeit. Dort der große Staatsmann mit dem weiten Blick, der Patriot mit dem warmen Herzen, der hohe, sittliche Charakter, hier der gewöhnliche Advokat, der heute für den, morgen für jenen, immer aber für sich spricht, der selbstgefällige, frostige Phrasenmeister, der nicht müde wird, den Quiriten von seinen großen Verdiensten zu predigen und das Korn, das er — ein blinder Hahn! — gefunden, der Roma aeterna mit unaufhörlichem Kikeriki in allen Beleuchtungen zu zeigen; ein Mann, über den der bedeutendste Kenner des Altertums, Mommsen, so vernichtend abgeurteilt, und dessen eitle Schwadronaden sogar einem Secundaner ein Lächeln des Mitleids auf die Lippen zwingen.

Das soll sein Lehrer, sein Erzieher sein! Nun, die Früchte dieser Erziehung sind auch darnach! Man liest und spricht nicht umsonst Jahre lang schöne, aber leere Phrasen nach; erst ist der Knabe befremdet, aber

dann gefällt es ihm, und schließlich wird es ihm zur zweiten Natur. Wie drücken es doch die oben citierten Instruktionen in unfreiwilliger Komik so hübsch und ehrlich aus: „Die schon bei Cornelius Nepos und Cäsar begonnene und mit Livius fortgesetzte Phraseologie erhält hier — bei Cicero — ihre größte Erweiterung, indem sie einerseits Phrasen von abstrakten Gebieten . . . aufnimmt, andererseits ꝛc. ꝛc.“ Also dazu liest man Cicero, um lateinische Phrasen zu lernen? Und wozu lernt man lateinische Phrasen? um Cicero zu lesen! Cicero ist der Punkt, wo sich die Schlange in den Schwanz beißt, die lateinische Schlange, die uns unsere Schüler vergiftet, den Geist unserer Kinder erwürgt! . . . Würden wir wünschen, daß die Plaidoyers unserer Gerichtssaalcicerone, selbst des bedeutendsten unter ihnen, unseren Knaben und Jünglingen in der Schule löffelweise beigebracht würden — es ist genug, daß man sie als Mann anhört . . . und vergißt — oder gar, daß sie von den Knaben und Jünglingen künftiger Generationen und fremder Nationen präpariert, recitiert und memoriert würden? Ich glaube, sie selbst würden's nicht wünschen, und es giebt wohl keine Nation, die wir genug haßten, um es ihr zu wünschen.

Ja, aber Cicero war doch auch Consul, Staatsmann, der Entdecker der „großen“ Catilinarischen Verschwörung! Nun, was sein Consulat, seine Staatsmannschaft, seine Entdeckung bedeuten, darüber kann uns Mommsen am besten belehren, und ich begnüge mich, darauf hinzuweisen, daß sie ungefähr denselben Wert haben, als wenn in unseren Tagen ein Pariser Advokat, zur Zeit Minister, heute eine „große“ Boulangisten-Verschwörung entdeckt hätte, morgen sich als Vater des Vaterlandes feiern ließe, um übermorgen schon — als Gouverneur nach Algier zu gehen! . . . Cicero ist nicht das Kraut, das für die Stärkung unseres politischen Charakters gewachsen ist, aber auf Demosthenes müssen wir unsere Jungen hinweisen, von dem werden sie lernen, was Patriotismus heißt, wie man auch unter den schwierigsten Umständen, gegen eine Welt von Gegnern, für das, was man als das Wohl und Heil des Vaterlandes erkannt hat, einstehen soll, und zwar bescheiden, uneigennützig, mit reinen Händen einstehen soll, wie man andererseits sich selbst zu dem, was man als seinen eigenen Beruf erkannt hat, mit eisernem Willen ausbilden und erziehen muß. Demosthenes ist so das rechte Muster und Vorbild für eine Jugend, aus der einst tüchtige Staatsmänner hervorgehen sollen; mit ihm hat sie sich daher eingehend und gründlich und nicht in ein paar dem Ovid, dem Vergil, dem Cicero abgekargten Stunden zu befassen, und wie mit dem Inhalt, so auch mit der hohen und echten Kunst seiner Reden, mit dem äußeren und inneren Bau dieser großartigen Monumente attischen Geistes. Dann wird auch der Erfolg, ein guter Erfolg, nicht ausbleiben!

Ebenso stiefmütterlich wie auf den genannten Gebieten sind die Griechen auch auf dem der Geschichtsschreibung im Schulplan behandelt. Von Seiten der Römer sind hier eingestellt: Cornelius Nepos (und event. noch die Memorabilia Alexandri Magni), Cäsar, Livius, Sallust, Tacitus. Unter den griechischen Historikern sind nur — und auch diese sehr knapp — Xenophon und Herodot bedacht; natürlich, weil „die geringe Zahl der Lektürestunden u. s. w u. s. w." Aus demselben Grunde muß auch Thukydides, Meister und Muster antiker Geschichtschreibung, dem Schüler unbekannt bleiben.

Ich will zugeben, daß die kleinen, schlichten Biographien des Cornelius Nepos zur Schullektüre sich sehr gut eignen; aber würde nicht Plutarch, dessen hervorragender Einfluß auf so viele unsere bedeutendsten Dichter, besonders Schiller, uns ausdrücklich bezeugt ist, diesen Zweck der sittlichen Befeuerung und Anregung des Schülers noch besser erreichen? — vorausgesetzt natürlich die gehörige sprachliche Vorbildung im Griechischen, und zu der muß man sich eben Zeit schaffen. Cäsar aber, einen so guten Stil er schreibt, bei all „der Reinheit der Sprache, der außerordentlichen Schlichtheit der Darstellung, der scharfen Gliederung und Durchsichtigkeit seiner Perioden," welche die Instruktionen an ihm loben, ist doch durchaus vom Gymnasium fernzuhalten, und zwar eben wegen „seiner politischen und militärischen Bedeutung in dem reichen Inhalt". Denn der Zweck geschichtlicher Lektüre ist doch, den Knaben für Thaten der Vorzeit zu begeistern, und wie kann ihm zugemutet werden, wo es sich um Kämpfe mit den Germanen handelt, mit den gefälschten und für den römischen Senat zugeschnittenen Berichten des Römers gegen seine eigenen Vorfahren Partei zu ergreifen! Das ist ein falscher Jugendunterricht, der den Knaben nicht in Begeisterung für die Heldenvorzeit seines eigenen Volkes aufwachsen läßt, und kein antikes Volk würde sich etwas dergleichen haben gefallen lassen; aber wir natürlich, wir romanisieren lieber unsere Kinder, als daß wir ihnen einen Funken nationalen Ehrgefühls beibrächten! Die Jungen sollen Eingehenderes über das Heldenzeitalter der Germanen erfahren: im Geschichtsunterricht aus einer guten Übersetzung von Tacitus' „Germania", in den deutschen Lesestunden durch Gustav Freytag's „Ahnen", aber nicht aus den parteiisch gefärbten Meldungen des feindlichen Feldherrn! Das wäre ja genau so, als wollten wir die Geschichte unserer Kriege mit Napoleon aus dessen nach Paris gesandten Siegesnachrichten — zur größeren Erbauung unserer Kinder — schöpfen! Cäsar war ein großer Mann, und vor allem ein großer Römer, aber zu seiner Würdigung bietet der Geschichtsunterricht genügend Gelegenheit, und „seine militärische und politische Bedeutung" wird der herangewachsene Mann, wenn er mit ihm

sich näher zu beschäftigen Ursache hat, besser zu beurteilen vermögen. Unserem Gymnasium bleibe seine Geschichtschreibung fern!

Livius ist zu trocken, zu sehr Archivar, entbehrt zu sehr des Gemütes, als daß er den Schülern größeres Interesse einflößen könnte. Er ist einfach „fad“. Aber auch der Inhalt seiner Erzählungen, kritiklos in maiorem gloriam Roms aus den Quellen zusammengetragen, ist nicht geeignet, den Schüler zu näherem Eingehen anzuregen.

Sallust und Tacitus allein haben etwas in sich wie eine große Gesinnung, und des letzteren „Germania“, mit warmer Sympathie geschrieben, wird als eine vorzügliche Quelle für die Kunde unserer Vorzeit, wie schon oben erwähnt, in einer guten Übersetzung, jedenfalls den Jünglingen zugänglich gemacht werden müssen. Aber im großen und ganzen erregen des Sallust Schilderungen bei jugendlichen Lesern, sofern sie nicht überhaupt geneigt sind, das Ganze von der humoristischen Seite aufzufassen, mehr Ekel als Freude an der psychologischen Charakterzeichnung; und die Schreibweise des Tacitus lernt man am besten an — Thukydides kennen, seinem anerkannten Vorbilde. So wären wir bei den griechischen Historikern angelangt, deren eingehende Lektüre dem Schüler den Cornelius, Cäsar, Livius und endlich auch Sallust und Tacitus ersetzen soll.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der reizenden Züge aus Kyros' Jugend, die uns Xenophon in seiner Kyropädie mitteilt? Oder, wie in der Anabasis der Mut und die tapfere Ausdauer der Zehntausend, ein edles, nacheifernswertes Beispiel für die Jugend, geschildert werden? Ich sage: oder! Denn bis jetzt ist es ja, dank der geringen Anzahl der Lektürestunden, nur immer möglich, eine der beiden dem Knaben so sehr zusagenden Schriften in der Schule zu lesen. Wird aber für die griechische Lektüre Zeit gewonnen, so können sie beide, gewiß zur Freude des Schülers, in der Schule interpretiert werden, und zwar, da sie verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bieten, gleich, sowie der Knabe nur mit den Grundelementen der griechischen Sprache vertraut gemacht wurde. Sodann hätte der welterfahrene, weitgereiste und doch mit so kindlichem Gemüte begnadete Herodot einzutreten und einerseits die Märchen- und Wunderwelt des Altertums, andererseits aber durch seine Geschichte der Perserkriege vor Augen zu führen, wie ein tapferes Volk durch kluge und furchtlose Gegenwehr auch einen übermächtigen Gegner zurückschlagen kann. Parallel damit hätte man aus Plutarch die großen Helden der griechischen Befreiungskriege in der bekannten Zusammenstellung mit jenen der römischen Geschichte der Jugend vorzuführen und diese an den edlen Vorbildern zu begeistern. Mit welch anderer Lust, mit welch anderem Interesse würde dann der Knabe, der heranwachsende Jüngling an den griechischen Stunden teilnehmen, als es jetzt

leider geschieht, wo man in den spärlichen Stunden ein Stückchen Herodot durchhetzt, um nur etwas davon zu lesen, während doch gerade dieser Schriftsteller, wie kein zweiter, kindlichen Gemütern entgegenkommt.

Auf der höchsten Stufe des Gymnasiums aber soll der Jüngling den Thukydides in die Hand bekommen, da wird er ihm auch schon genügendes Verständnis entgegenbringen und, mit der griechischen Sprache hinlänglich vertraut, auch die sprachlichen Schwierigkeiten schließlich siegreich überwinden. So denken wir uns die Heranbildung unserer Jugend an den antiken Historikern, begeisternd und aneifernd, nicht nur Sprachkenntnisse vermittelnd und erweiternd, sondern auch, und vor allem, auf das Gemüt wirkend den Charakter stählend und stärkend, den Geist schärfend. Es sollen kleine Helden sein, die unsere Gymnasien verlassen, die im Falle der Not vor eine entsprechende Aufgabe gestellt, für das Vaterland zu leben und zu sterben wissen werden! Mit unserer gegenwärtigen Cäsar-, Livius- &c. und Herodot-Brockenlektüre erzielen wir das aber nicht. Da wird jeder Enthusiasmus dieser jugendlichen Gemüter im Keime erstickt und abgetötet, und nur widerwillig wird von einer Stunde zur anderen der entsprechende Abschnitt „präpariert". Inneres Verhältnis haben die Knaben zu ihrem Autor keines, sie sind froh, wenn sich auch das äußere löst — und das sollen lobenswerte, der Beibehaltung würdige Zustände sein? Fürwahr, eine Generation, die sich keine bessere Schule schaffen kann, verdient auch keine bessere Jugend, als wir sie jetzt — von allen Seiten wird's geklagt! — besitzen. . . . .

Was nun schließlich die philosophischen Schriftsteller der Alten betrifft, so hat sich hier der Schulplan mit Recht einige Zurückhaltung auferlegt: neben dem eigentlichen Philosophen Plato, auf griechischer Seite, nennt er auf römischer nur noch die kleineren philosophischen Dialoge Ciceros — „wenn nicht der Lehrer des letzteren rhetorische Schriften vorziehen sollte". Nun, eine eingehende Beschäftigung mit der antiken Philosophie ist nicht der Zweck unseres Gymnasialunterrichts, sie ist Sache des Fachstudiums und erfordert viel mehr geistige Reife, Kenntnis der termini technici und spezifisch-dialektische Schulung, als sie junge Leute von 16—18 Jahren besitzen oder auch zu besitzen brauchen. Dafür ist es Zeit, wenn sie an die Universität kommen. Die philosophische Lektüre am Gymnasium sollte Sokrates, diese für Jünglinge so sympathische und ehrwürdige, so vielfach, im inneren wie im äußeren Leben, an Christus erinnernde Erscheinung zum Mittelpunkte nehmen und sich einfach auf Xenophons Memorabilia und Platos Apologie beschränken, die übrigen Dialoge des letzteren aber beiseite lassen. Was die Instruktionen im übrigen von dem „gewaltigen, zugleich geisterweckenden und gemüterhebenden Einfluß"

erzählen, „den Plato nachhaltig zu üben vermag", so ist das vom Standpunkte des reifen Mannes sehr schön gesagt und sogar erfreulich zu hören, aber für das Gymnasium trifft das nicht zu. Und schon gar nicht bei der jetzigen mangelhaften Vorbildung im Griechischen. Vielleicht, daß, wenn einmal das Lateinische in Wegfall gekommen und mit ihm auch Ciceros „philosophische" Plaudereien, wenn unsere Jugend wirklich Griechisch zu lernen nicht nur die Zeit haben, sondern auch durch eine anregendere Methode Lust bekommen wird, vielleicht, daß dann jener „zugleich geisterweckende und gemüterhebende Einfluß" schon bei unseren Abiturienten sich wird einstellen können. Vorläufig wird der Schüler durch die ihm unverständlichen Wortspiele und Wortstreite nur verwirrt, und Platos Dialoge sind im besten Falle nur — ein verlorenes Semester!

Soviel über den kulturellen, erziehlichen Wert der zur Schullektüre geeigneten griechischen und römischen Litteratur. Ich will nun noch mit einigen Worten auf die beiden Sprachen selber kommen, ihre Beziehung zur deutschen, ihre Bedeutung für unser modernes Leben und hier den Einwänden begegnen, die man voraussichtlich von mehreren Seiten gegen die Beseitigung des Latein erheben wird. Wer die lateinische und die griechische Sprache auch nur oberflächlich kennt, wird sich sofort klar sein, daß schon durch den Gebrauch des Artikels, durch die häufigere Anwendung von Präpositionen die griechische unserer deutschen und damit allen modernen Sprachen viel näher kommt und daher von vornherein weniger Schwierigkeiten bietet, als die lateinische. Aber diese Ähnlichkeiten ziehen sich durch die ganze Formenlehre, die ganze Syntax; sie zeigen sich in den Wortzusammensetzungen und überhaupt in dem Geiste der beiden Sprachen, wie ja auch in dem Charakter der beiden Nationen, dem so stark individualistisch angelegten gegenüber dem ausgeprägt centralistischen der gallo-romanischen Völker. Man wird einwenden: Aber gerade, weil die lateinische Grammatik von der deutschen so verschieden ist, weil sie einen mehr logischen Charakter besitzt, soll sie in die Köpfe unserer Kleinen mehr Sprech- und Denkrichtigkeit, mehr Ordnung bringen, soll sie den Unterricht in der Logik vertreten. Gut! Aber dasselbe Ziel kann man und noch besser erreichen, wenn man, wie in den österreichischen Gymnasien, auf der entsprechenden Stufe die Jungen in die Logik selbst einführt. Das wird ohne Zweifel die Schärfe ihres Denkens, die Richtigkeit und Genauigkeit ihres Ausdruckes ebenso günstig beeinflussen und auf weit weniger umständliche Weise, als acht oder gar neun Jahre lateinische Grammatik. Und schließlich ist die griechische Grammatik mit ihren noch deutlich ausgeprägten Casusunterschieden, ihren Feinheiten im Gebrauch der Zeiten nicht weniger geeignet, dem Schüler das richtige Sprachgefühl beizubringen; die Abweichungen in der Buch-

stabenform, die Anwendung des Accentes sind hiergegen ganz geringfügige Schwierigkeiten. Also diese Entgegnung ist nicht stichhaltig. Man wird dann einwenden: Aber Latein hat doch außerdem eine eminent praktische Bedeutung; unsere Söhne, die Medicin oder Jus, Philologie oder Theologie studieren sollen, können doch diese Sprache am Gymnasium nicht entbehren, ohne sich im späteren Fortkommen zu schädigen. Nun, daß man zur Medicin, für die paar wissenschaftlichen Ausdrücke und Namen, die ohnedies fast ebenso oft griechischen als lateinischen Ursprunges sind, kein Latein, kein 8—9jähriges Herumschlagen mit Grammatik und Vokabelbuch braucht, werden mir alle Ärzte, werden mir vor allem jene Gelehrten der naturwissenschaftlichen oder technischen Fächer bestätigen, die, vielleicht ohne in der Jugend Latein gelernt zu haben, doch die termini technici ihrer Disziplinen sonder Schwierigkeit beherrschen. Und wenn die Ärzte bislang sich vor dem Kranken manchmal, um ihm seinen Zustand zu verbergen, lateinisch besprechen, so könnten sie dies doch, wenn sie nur griechisch gelernt hätten, ebenso gut in griechischer Sprache thun. Dem Juristen ist allerdings zu eingehender Beschäftigung mit dem römischen Recht, zur Lektüre des corpus juris Kenntnis des Lateinischen notwendig; ebenso natürlich demjenigen, der sich später an der Universität philologischen oder theologischen Studien widmen will. Aber diese unentbehrlichen Vorkenntnisse könnten sich die Betheiligten durch unobligaten Unterricht im Lateinischen, der an den oberen Klassen des Gymnasiums einzuführen wäre, hinlänglich verschaffen; sie stünden dann auch schon in einem Alter, in dem sie sich bereits für ihre künftige Laufbahn entscheiden könnten. Dem Juristen wird dann dieser unobligate Unterricht hinlänglich genügen, die Philologen und Theologen werden sich freilich an der Universität energisch mit dem Lateinischen beschäftigen müssen, um es darin ebenso weit zu bringen wie im Griechischen. Doch dazu haben sie ja dort Zeit und Muße genug. Nicht aber dürfen wegen der paar Philo- und Theologen die vielen andern, die weder Philo- noch Theologie studieren, gezwungen werden, ca. 2000 (!) kostbare Stunden ihrer frischesten Lebensjahre — gar nicht gerechnet die mehr als das Doppelte erreichenden Stunden der häuslichen Vorbereitung — mit einem für sie nicht nur wenig nützlichen, sondern, wie wir oben gezeigt haben, geradezu schädlichen Sprachunterricht zu vergeuden! Wie viel wahrhaft Schönes könnten sie in diesem gedächtnisstarken Alter während jener Zeit aus der griechischen Litteratur in sich aufnehmen, die noch jedem eine liebevolle und eindringliche Beschäftigung mit ihr vielfach und reichlich gelohnt hat. Sollten wir tiefer stehen als das vorige Jahrhundert, das glücklich war, für das Talmi der römischen Poesie das lautere Gold der ureigenen griechischen eingetauscht zu haben? Sollten all die Kämpfe

und Krämpfe unserer Litteratur vor hundert Jahren, da sie sich von Vergil zu Homer, von Seneca zu Sophokles und von Gottsched zu Lessing emporrang, für unsere Jugendbildung spurlos vorübergegangen sein? ja im Gegenteil, eine so horrende Bevorzugung der lateinischen Sprache und Litteratur an unseren Schulen im Gefolge haben, daß neben ihr der Unterricht im Griechischen förmlich erdrückt und ein guter Erfolg desselben nach jeder Richtung geradezu unmöglich gemacht wird? Schon jetzt also ist für Latein und Griechisch nebeneinander an unseren Gymnasien kein Raum, soll der Unterricht erfolgreich erteilt werden können. Und wie wird das erst werden, wenn die naturwissenschaftlichen Fächer, die laut nach größerer Berücksichtigung schreien, an hervorragendere Stelle gerückt, wenn neue Disziplinen wie Ethik, Elemente der Staats- und Wirtschaftslehre, Hygieine in den Gesichtskreis des Gymnasiums getreten sein werden? Da wird eines von beiden weichen müssen! Welches? Auch bei uns das Griechische, wie in Ungarn? Nun, wir hoffen im Vorangehenden gezeigt zu haben, einen wie großen und günstigen Einfluß auf unsere Jugend die griechische Litteratur zu nehmen geeignet und berufen ist, und es wäre ein leichtes, zu beweisen, wie wir sogar die Kenntnis ihrer Dicht- und Denkwerke, der hervorragendsten des Altertums, nicht entbehren können, ohne des Verständnisses für unsere eigene, mit jenen so vielfach in Beziehung stehende Kulturentwicklung verlustig zu gehen. Wir haben auch gezeigt, wie anderseits kein praktisches Bedenken der Beseitigung des obligaten Lateinunterrichts entgegensteht. Also, wohlan ans Werk! Entlasten wir dadurch unsere Kinder von einer unnützen Überbürdung, erhöhen wir mit der „Zahl der griechischen Lektürestunden“ auch die Aufnahmsfähigkeit unserer Jugend für wahrhaft antikes Wesen, ihre Begeisterungsfähigkeit für wirkliche Kunst! Das wäre eine That, zu der wir uns beglückwünschen könnten und derentwegen uns künftige Generationen gewiß segnen würden!



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Richard Dehmel.

Abschied ohn' End'.

Und so muß ich dich nun doch beschwören,
dich: ja, flieh mich,
mich!
Ich — hier, sieh mich:
ich
weiß, ich will und würde dich betören,
und du darfst, du darfst mir nicht gehören:
flieh auch dich!

Kind mit deinen seltsam grauen Haaren,
sehr lieb klingt es:
„wir" —
sehr trüb klingt es
mir.
Deine Sehnsucht zählt noch nicht nach Jahren,
aber ich bin tief in mir erfahren,
und in dir.

Alles will sich dir nach mir empören,
dir! Du freilich,
sieh,
du glaubst heilig:
nie —
Und ich weiß, es würde dich zerstören,
wenn wir diese Sehnsucht dann verlören.
Flieh mich! Flieh!

Vermählung.

„Ich möchte die Flamme umarmen,"
aus schwerem Schlaf
in stiller Nacht
weckte mich dies Wort;
ich weiß nicht, wer es sprach;
Stimme, wer bist du?

Nackt, mit bettelnden Fingern,
weiten Armen,
mit Weibesbrüsten,
ein irrer Mund,
flehst du aus der Nacht
die große, strahlende Flamme an;
weg, sie brennt!

Trunken naht dein grauer Blick,
schweit;
um die klare Glut
mit beiden Knieen
schlingst du toll dein hitziges Fleisch.
Weib: so nicht!

Kalt, aufrecht seh ich
in dein rauchschwarz flackerndes Haar
die lichte Lohe fassen,
dich verzehrend;
rein und ruhig
steigt die feurige Säule
aus der kurzen Beschattung
mit dir auf;
Stimme, so, nun darfst du
— jauchze — die Flamme umarmen.

Ein Blick.

Wie werd' ich diesen dunklen Blick
vergessen, der so trüb und klar
voll Sehnsucht war;
dann wandte sich ihr Augenpaar
zum Fenster. Hohl klang das Getick
des Regens.

Mein Freund, du sprachst sehr klug und fein
von Wissenschaft. Doch durch das Grau
des Zimmers flimmerte das Blau
des Papagei'n,
der auf dem Brusttuch deiner Frau
still kletterte.

Es war so schön: so zärtlich lag
im seidnen Zittergelb an ihr
sein Blau. Doch du erklärtest mir,
daß manches Tier
am Menschen Ein Geschlecht nur mag:
Mann oder Weib.

Da war's, da sah sie vom Genick
des Vogels auf, und dann ins Feld,
so unverstellt.
Mein Freund: in diesem Einen Blick
lag eine unentdeckte Welt
für dich! —

Lied an meinen Sohn.

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut; so erwacht' ich vom Gebraus
des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör' zu, hör' zu:
in deine ferne Wiegenruh
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab' ich auch im Schlaf gelacht,
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
vom Sturm; bis eine graue Nacht
wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
wie damals, wenn ich sein Getön
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum
zornlacht der Sturm, hör' zu, hör' zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt,
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei Du! sei Du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er behorcht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut . . .

Kumpaney.

Ein Herr Laus, ein Floh und eine Wanze
setzten sich an meinen Tisch.
Sprach der Floh: Brüderchen, tanze!
hoppla! frisch!

Sprach ich bald: Ich kann nicht tanzen
so wie Sie, Herr Floh!
Sprach das Fräulein von den Wanzen:
Klettern Sie mal Stroh!

Sprach ich gleich: Wer kann strohklettern
so wie Sie!
Sprach der Lauserich: Entblättern
Sie mal Schinn, hihi!

Sprach ich: Ihre Kunst! wer könnte
die wohl ebenso!
sprach ich. Und die dreu Talönte
waren seelensfroh.

Der brave Strubel.

(Aus einem Kinderbuch.)

Unser Hofhund, Strubel heißt er,
ist gar lobesam;
nur die Ruhestörer beißt er,
denen ist er gram.

Liefe selber gern den Katzen
durch den Garten nach,
bellt so gerne nach den Spatzen
auf dem Scheunendach.

Doch er muß darauf verzichten,
folgsam seinem Herrn;
denn er ist ein Hund mit Pflichten
und gehorcht wohl gern.

Wenn dann Väterchen ihm schmeichelt:
„Hast es brav gemacht",
und das Kinn ihm gnädig streichelt,
ist's als ob er lacht.

Und so schön kann Strubel springen,
kann auch aufrecht gehn,
kann Verlornes wiederbringen
und kann Schildwach stehn.

Demut, Biedersinn und Treue
sind in ihm vereint,
und wir preisen stets aufs neue
Strubel, unsern Freund.

Kringelreim.

Kinder, kommt, verzählt euch nicht,
still, wir wollen sehen,
wer die letzte Silbe kriegt,
der muß suchen gehen.
Suche, suche, warte noch,
Käuzchen schreit im Turmloch,
macht zwei Augen wie Feuerschein,
die leuchten in die Nacht hinein,
fliegt aus seinem Häuschen,
sucht im Feld nach Mäuschen,
husch, husch, hu,
das Käuzchen, das — bist — du!



Auf der Terrasse.

(Intermezzo.)

Graf Dietz, den ich seit Jahren schon im Grab
Geglaubt, auf einmal überrascht er mich,
Ein Auferstand'ner. Vor acht Tagen gab
Er seine Karte bei mir ab. Doch ich
War leider nicht zu Hause, denn ich hab
Ein Amt seit kurzem, bin, wie fürchterlich,
Im Vorstand des Vereins für Litteratur,
Und hatte Sitzung grad um sieben Uhr.

So schrieb ich ihm: am Mittwoch Rendezvous
Im Parkhotel, ein kleines Dejeuner
Präcise Zwölf, gemütlich entre nous.
Er schrieb: Wie freu' ich mich, daß ich Sie seh'.
Zwar hab ich Pflichten, doch ich sage zu,
Weil ich bei Ihrer Güte sicher geh',
Daß ich erscheinen darf mit meinen „Nichten".
Sanft muß ich bis ein ander Mal verzichten.

Die Gänsefüßchen dieser Nichten sind
Vom Grafen selbst. Die kleinen Häkchen sagen
Dem Kenner gleich: Aus dem Loch pfeift der Wind.
Wer würde sich auch viel mit Nichten plagen
Als junger Mann. Ich schrieb zurück geschwind:
Er möchte jeder Sorge sich entschlagen.
Die Damen wären mir nur hochwillkommen,
Er selbst mit offnen Armen aufgenommen.

Zehn Jahre sind es, elf, daß ich den Grafen
Zuletzt gesehen, auf der Soirée
Bei Vogelsangs, wo häufig wir uns trafen.
Wie immer gab's Musik mit etwas Thee.
Herr Bimmstein sang und litt schon halb im Hafen
Mit seiner Stimme Schiffbruch. Lachen seh'
Ich meinen Freund noch hinter der Portiere.
Zu komisch war auch Bimmsteinchens Misere.

Schon damals fand ich herzliches Gefallen
An unserm Dietz. Ein frischer, prächtiger Junge.
Der Spötter zeigte schon die feinen Krallen,
Doch zügelte Erziehung noch die Zunge.
Kund gab sich schon in unbeholfnem Lallen
Sein freier Geist. Der Panther lag zum Sprunge,
Begierig war ich, wie der jungen Katze
Inzwischen sich entwickelt Zahn und Tatze.

Präcise fuhr ich vor beim Parkhotel,
Und fand den Grafen schon auf der Terrasse
Mit seinen „Nichten". Er erhob sich schnell:
„Ich bin entzückt, daß ich Sie endlich fasse."
Bei Gott, der Panther hatt' ein schönes Fell,
Der dunkle Lockenhelm, das feine, blasse,
Durchgeistigte Gesicht, die Flammenblicke,
Das fesselte wie tausend Eisenstricke.

Die Damen zeigten sich sehr wohlerzogen,
Ganz junge Dinger, siebzehn oder achtzehn.
Der Graf schien beiden Mädchen gleich gewogen.
Ich konnt' fast ängstlich ihn darauf bedacht sehn,
Daß keine vor der andern ward betrogen
Nur um ein Gränchen Gunst, und konnt' die Macht sehn,
Die über beide er besaß. Klar stand
In jeder Blick: Ich bin in Deiner Hand.

Wer schöner war, ich mag es nicht entscheiden.
Die kleine Schwarze mit dem Schelmenlachen,
Oder die Blonde, der ein Seelenleiden,
So schien es mir, den Frohsinn vorm Erwachen
Schon mordete. Den Kranz, ich geb ihn beiden,
So werd' ich sicher keinen Fehler machen.
Preisrichtern ist seit Paris Zeiten schon
Die schlimmste, undankbarste Kommission.

Wir aßen gut und sprachen noch weit besser.
Menu: Mockturtelsuppe, Elblachs, Reh.
Die schwarze Betty war ein starker Esser,
Emilie lebte, schien's, vom Seelenweh
Und aß den Fisch, Entsetzen, mit dem Messer,
Doch zeigte sie beim Omelette soufflée
Sich etwas munterer und aß für zwei,
Und schlürfte drei Glas Röderer dabei.

Der Graf aß wenig. Auch im Trinken war er
Sehr mäßig nur, doch sprach er um so mehr.
Er hatte viel gesehn als Weltumfahrer,
Und kam direkt von den Kirgisen her,
Wo, ein Nomade, mit der Steppenschar er
Ein Jahr umhergezeltet, kreuz und quer.
Er pries die Eselsmilch. Noch wärmer focht er
Für das Kameel und für die Sultanstochter.

Ach, Eselsmilch? Aus einem Munde riefen
Die beiden Mädchen: Wollen Sie uns sagen,
Ob wild die Esel so umher dort liefen?
Wie schmeckt die Milch? Kann man sie gut vertragen?
Wie war es nachts? Die armen Tiere, schliefen
Im Freien sie? Wie treibt man sie? Mit Schlagen,
Mit Peltschen, Schmeicheln, oder Liedern gar,
Wie der Beduinenscheik sein Dromedar?

Daß Weiber sich für Esel echauffieren,
Kommt öfters vor. Man lernt das täglich kennen.
Hier diente nur der Eifer zum maskieren,
Ich sah die Neugier auf den Wangen brennen,
Den Wunsch, es möcht' der Graf sie instruieren,
Ob er, wie soll ich's möglichst schonend nennen,
Mit der Kirgisin auch so nahe ließ
Sich ein, wie mit dem Tier im grauen Vließ.

Bekam der Graf von diesen Wünschen Wind?
Er lächelte und schwieg dann. Solche Pause,
Wer kennt sie nicht, wo die Gedanken sind
Ein schwärmend Taubenvolk, weit ab vom Hause,
Wenn nicht vielleicht, dem Taglärm taub und blind,
Nach Eulenart versteckt in dunkler Klause.
Stumm saß der Graf, die blauen Augensterne
Sahn sinnend in die sonndurchglänzte Ferne.

Spätsommer war's. Noch prangten Feld und Flur,
Noch Busch und Baum in ihrem satten Grün.
Lichtweiße Wölkchen schwammen im Azur,
Gleich Lilien, die aus blauen Tiefen blühn.
Vom Strom herauf (ein einziges Segel fuhr,
Deß roter Wimpel schien im Tag zu glühn,
Dem Meere zu) rief zwischen Möwenschrei
Ganz deutlich einmal eine Wasserfei.

Ganz deutlich war's. Ein kurzer, weher Laut,
Wie eines Weibes banger Sehnsuchtsschrei.
Wer Spötter, oder wem vor Nixen graut,
Geh dieser Strophe abgewandt vorbei.
Emilie doch, die blasse Schmerzensbraut,
Erhörte seelverwandte Harmonei.
Ich sah, wie sie zusammenschreckte und
Wie fragend öffnete den kleinen Mund.

„Ich nenne Mascha sie. Ihr echter Name
Ist nichts für deutsche Ohren, deutsche Zungen,"
Begann der Graf auf einmal. „Diese Dame,
In ihrem Vaterland schon viel besungen,
Ist würdig, daß auch ich sie lobumrahme,
Die lieblichste meiner Erinnerungen
Aus jener Zeit. Frei, wie der Steppenwind,
Schnell, stolz und stark war dies Kirgisenkind.

Ob sie den Hengst ritt, wie ein Mann im Sitz,
Daß mühsam folgte ich auf meiner Stute,
Ob unterm halbgeschlossnen Mandelschlitz
Der schwarzen Augen ihrem heißen Blute
Verräter sich verbargen, ob ihr Witz,
Wenn rings das Volk am Abendfeuer ruhte,
Den meinen reizte, stets blieb Siegerin
Die schöne gelbe Steppentigerin."

Wie drollig doch! War wirklich sie so witzig?
Rief Betty lebhaft. Machte Eifersucht
Das Tempo dieser Frage also hitzig?
Emilie auch, so schießt aus stiller Bucht
Auf einmal ein Torpedo, fragte spitzig:
War sie so klug? Der Graf war so verrucht,
Frank zu behaupten: Klügere träf man nimmer,
Und Mascha sei das klügste Frauenzimmer.

Emilie, die so schön war als naiv,
Wollt' wissen: Hatte Mascha denn studiert?
Der Graf bejahte es: Ihr Geist war tief.
Ich habe selbst sie oft examiniert,
Und Doktor war kraft Siegel sie und Brief.
Zwei Jahre war sie immatrikuliert:
Ein Priester hielt auf einem hohen, schroffen
Gestein der Weisheit Born mit Eifer offen.

Ein solcher Berg lag mitten in der Steppe?
Ganz recht. Er hob sich aus dem Grasgewelle
Ganz steil empor. Nur eine schmale Treppe,
Zweitausend Stufen zählt' ich von der Schwelle
Bis auf den Gipfel, die nur ohne Schleppe
Passierbar, führte Durstige zur Quelle
Der Wissenschaft, zum hehren Musensitze,
Den Wolken näher und dem raschen Blitze.

Ein Deutscher war's, der seinem Vaterland
Im Unmut einst den breiten Rücken kehrte.
Er hatt' zu neuen Göttern sich gewandt;
Die man bisher mit Pietät verehrte,
Hatt' er als alt und überlebt erkannt.
Doch wie nun offen sein Gesetz er lehrte,
Ward er dem Mächtigen im Volk ein Dorn,
Und dann nahm ihn die Polizei aufs Korn.

Was wollt' er denn? rief Betty, eine Sekte?
Ich finde doch, daß der gemeine Mann
— Ob das gemein sich auch auf sie erstreckte? —
Die Religion noch nicht entbehren kann.
Emilie meinte ganz dasselbe, leckte
Am Löffelchen und rückte näher heran.
Ihr war das Christentum, wie Betty, teuer,
Für ihren Glauben ging sie durch das Feuer.

Der Graf beschwichtigte der Schönen Eifer:
Er war kein Schwarzrock, war ein Dichter nur
Und litt am meisten von der Frommen Geifer,
Weil er die Wege suchte zur Natur.
So ward allmählich ihrem Zorne reif er.
Sie schrien ihn aus als Feind ihrer Kultur,
Als Volksverderber und als Satanssohn
Und luden ihn vor Richter Nathanssohn.

Der machte sich nun an des Dichters Werke
Und las sie durch mit Ach und Weh und Krach.
Kritik war sonst nicht des Gestrengen Stärke,
Doch Amt und Pflicht half diesem Mangel nach.
Mit Rotstift machte fleißig er Bemerke.
Genug, mein Freund, nun steig ich dir aufs Dach.
Der eine Satz hier, der schon allenfalls,
Bricht dir alleine vor Gericht den Hals.

Ob Otto recht that, drum so sehr zu grollen,
Daß schnurstracks er zu den Kirgisen ging?
Die Mutter schmähte, die mit liebevollen
Und treuen Armen jeden noch umfing,
Dem sittenrein aus seiner Leier quollen
Die Musenklänge, jedem Dichterling
Den größten Mangel an Talent vergiebt,
Wenn er nur Thron, Altar und Sitte liebt.

Genug, er ging, und nahm nur wenig mit
Im Koffer. Zwei Paar neue Unterhosen,
Die alten waren ihm zu eng im Schritt,
Vier Hemden, sechs Kravatten, an Narkosen
Ein Zehntel Sumatra-Brasil, und weil er litt
Das ganze Jahr hindurch an einem losen
Katarrh der Nase, zwei Gros Taschentücher,
Rock, Regenschirm und ungezählte Bücher.

Zu diesem Mann stieg Mascha Tag für Tag
Den steilen Berg hinan, um sich zu bilden.
Und rührend war es, wie zu Füßen lag
Dem Lehrer sie, gebietend ihrem wilden
Kirgisenblut, bis sie sich zahm und zag
Der westlichen Kultur, der edlen, milden,
Ins Joch gefügt und Verse von Karl Henckell
Las, statt dem Hengst zu pressen ihre Schenkel.

Sie stutzen, wandte sich an mich der Graf,
Daß Mascha Henckell las, Trutznachtigall
Und Diorama. Wissen Sie, ich traf
Sie einmal gar bei Zolas Germinal
Und Nana an. Auch las sie Holz und Schlaf,
Conradi, Strindberg und die andern all.
Von Dostojewsky sprach sie mit Verehrung,
Und Nietzsche bot ihr köstlichste Belehrung.

Ach, Nietzsche, flötete Emilie, schrieb
Der nicht Familie Stinde? Betty lachte:
Familie Buchholz, meinst Du wohl, mein Lieb?
Der Graf belehrte ernsthaft: Nietzsche machte
Kirgisische Familienstücke, trieb
Mit Possen lebhaft Handel dort und brachte
Es im Roman mit Fleiß und Fähigkeit
Wie Heiberg und die Eschstruth ziemlich weit.

Die Damen schwiegen. Vor so viel Meriten
Verstummt der Mensch leicht in Bewunderung.
Man muß nur oft und möglichst reichlich bieten.
Und man gewinnt in Deutschland alt und jung.
Der eine schreibt für Jungfer Liesch und Lieten,
Der andre für Senator Silberschwung.
Ob Volgemann, ob Goethe, Heyse, Zeise,
Sie alle stehn den Deutschen gleich im Preise.

Der Graf fuhr fort, von Mascha zu erzählen,
Kurz, sprunghaft nur, der Mädchenohren wegen.
Doch wenn den Kern wir aus der Hülle schälen,
Hatt' sie nicht nur dem Studium obgelegen.
Was sonst sie trieb, ich will es nicht verhehlen,
Nur diesen Augenblick spricht viel dagegen.
Drum spar' ich's auf bis zur gelegenen Zeit.
Ich weiß, Ihr ehrt meine Verschwiegenheit.

Nur eins. Der Graf war grade in der Mitte
Der spannendsten Begebenheiten, sprach
Anschaulich, packend uns von einem Ritte
Mit Mascha, der den Hals beinah ihm brach,
Als nah bei unserm Tische, zwanzig Schritte
Entfernt vielleicht, der flüchtigen Schätzung nach,
Wie aus der Erde aufgetaucht ein Herr
An der Terrasse Rand sich lehnte. Wer?

Ein Gentleman in blauem Überrock,
Mit weichem braunen Filz. Die Linke hält
Grellrote Handschuh und den schmächtigen Stock
Mit Silberknopf, auf den die Sonne fällt
Und grell zurückblitzt. Reglos wie ein Pflock,
Den rechten Fuß ein wenig vorgestellt,
Sieht auf den Strom der Fremde. Leicht umfaßt
Die freie Rechte eines Bäumchens Ast.

Kaum haben wir den stummen Gast erblickt,
Verstummend selbst, als von dem Wasser her
Der alte, bange Laut uns jäh erschrickt,
Ein Laut, so weh, so klagend, sehnsuchtsschwer,
Fast wimmernd war's, von Thränen halb erstickt,
Und noch einmal, leis, sterbend, hoffnungsleer.
Und jener wendet sich, wie vor dem Schrei,
Und geht mit starrem Blick an uns vorbei.

Schlug Wahnsinn ihn? In dieser düstren Glut
Des starren Blicks lag's wie verstecktes Droh'n,
Schmal war das Antlitz, leichenhaft, ohn' Blut,
Ein Marmorhaus, drin Hochmut seinen Thron
Errichtet, Grausamkeit, und jede Brut
Tyrannischer Begierde, flügge schon,
Des Ausflugs harrte. Und mir war's, als strich
Ein Eishauch vor ihm her und streifte mich.

Die Damen waren einer Ohnmacht nah',
Emilie bebte wie im Fieberschauer,
Und Betty saß mit offnem Munde da.
Sie hatte eine dichtgeschlossene Mauer
Perlweißer Zähne, doch ganz hinten sah
Ich einen hohlen schwarzen Zahn genauer.
Das zeigt, wie sehr das Graun ihr Mündchen sperrte,
Was ungemein ihr hübsch Gesicht verzerrte.

Der Graf, zwar blaß, blieb ruhig. Schweigend zeigte
Er nach dem Baum an der Terrasse Rand.
Der eben noch die Äste kraftvoll zweigte,
In Saft und Farben noch des Sommers stand,
Fast müde seinen welken Wipfel neigte,
Als traf ihn jäh des Sterbens kalte Hand.
Am Fuß des Baumes lag ein toter Spatz,
Schon holte den noch warmen sich die Katz.

Mynheer der Tod, sprach feierlich der Graf.
Wie oft sah ich dem Herrn ins Auge schon.
Ich weiß noch klar, wie ich zuerst ihn traf
Am Bord der „Atabaska“ im Cylon.
Emilie, zitternd noch, sah wie ein Schaf
Den Grafen an. Ich glaubte, Moses Cohn,
Fuhr dieser fort, ständ' hinter mir, ein blasser,
Von Seekrankheit geplagter Schweinfleischhasser.

Auf jenem Ritte auch mit Mascha stand,
Wo ich im Gras lag unter meiner Stute,
Er plötzlich neben mir. Mit schneller Hand
Riß er das Tier empor. Keine Minute,
Fort war er, ohne Spur in Gras und Sand.
Woher? Wohin? Mir war zuerst zu Mute,
Wie einem, den der Alp im Schlafe drückte,
Bis Mascha bang sich aus dem Sattel bückte.

Ein drittes Mal — doch warum Schatten wecken?
Der Graf brach ab und schaute starr grad aus.
Den Damen war nach allen diesen Schrecken
Nicht mehr behaglich. Betty wollt' nach Haus.
Ich rief den Kellner an zu Zahlungszwecken
Und fragte leis: „Wer ging denn dort hinaus?“
„Der Herr im blauen Rock? Herr Wimmermeier,
Vorstand des Dichterklubs Lorbeer und Leyer.“

Hamburg. Gustav Falke.

„Autoritäten!"

Niemals reicht ihr, Koryphäen,
Dem Versinkenden die Hand.
Die da ernten, die da säen,
Sie vereint kein Bruderband.
Gute Lehren wird man hören,
Rat, der uns nicht weiter führt;
Will man mehr, so kann man schwören,
Daß ihr keinen Finger rührt.

Einer jungen Dilettantin,
Die euch süßen Lohn verheißt
Und als reizende Trabantin
Euren Ruhmesstern umkreist,
Ist begabt sie noch so spärlich,
Helft ihr rasch und durch die That;
Denn sie ist euch ungefährlich
Mindstens auf dem Ruhmespfad.

Dem nur könnt ihr nicht vergeben,
Der ist euer schlimmster Feind,
Der es wagt euch nachzustreben,
Und es ernst und ehrlich meint.
Euer steter Wunsch ist: Schlösse
Doch mit uns der Dichtung Welt,
Daß kein Neuer mitgenösse
Gold und Ruhm, uns zugesellt!

Gleichwie, sank ein Schiff in Wellen,
Die Geretteten im Kahn
Alle sich zusammenstellen,
Daß sich nicht zu viele nahn,
Und mit Messern und mit Stangen
Treiben in den Wellentod,
Die mit starren Händen hangen
An dem überfüllten Boot.

Sprecht ihr auch mit Engelszungen,
Geht euch doch die Liebe ab.
Ihr verdient es, daß der Jungen
Keiner je euch Gnade gab;
Daß sie, statt euch nachzubeten
Sind sie einst berühmt und groß,
In den Staub euch niedertreten
Hochmutvoll und mitleidslos.

München. Rudulf Knuffert.

Auf dem Monte Pincio.

Vom Monte Pincio sah zur Abendstunde
Ich sinnend auf die ew'ge Stadt hernieder,
Die Vögel sangen ihre Schlummerlieder
Und immer stiller ward es in der Runde.

Das Tosen in der Tiefe gab mir Kunde
Von bleichen Scharen, welche auf und nieder
Die Straßen zogen — und mich brannte wieder
In meinem Herzen meine alte Wunde!

Ich sah in meinem Geist vorüberwallen
All' die Geschlechter, die im Kampf gefallen,
Den hier die Völker um die Herrschaft stritten.

Und in dem Menschenstrom, dem brausenden,
Da rief es: Wehe den Jahrtausenden,
In denen blutend wir umsonst gelitten!

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst.



Sklavenliebe.

Weil unsre Liebe heimlich ist,
Kennt sie ein wild Begehren.
Weil unsre Liebe heimlich ist,
Kennt sie kein Sträuben, Wehren.

Sie duckt sich, wie der Wolf sich duckt,
Wenn er die Büchse wittert;
Sie zuckt, wie feig das Lämmlein zuckt,
Das vor dem Tode zittert.

Doch springt sie auf und rast in Glut,
Weiß sie sich frei vom Zwange.
Sie rächt das unterdrückte Blut
Im wilden Freiheitsdrange.

Sie will in ihrer kurzen Frist
Nicht eine Lust entbehren.
Weil unsre Liebe heimlich ist,
Kennt sie kein Sträuben, Wehren.

Ohlau. Anna Nitschke.

Hochzeit.

Meinen Eltern gewidmet.

In frischer Frühlingsmorgenzeit,
Bei hellem Glockenläuten,
Das ganze Dorf voll Herrlichkeit,
In Schmuck und Glanz und Lustigkeit —
Was soll denn das bedeuten?

Jetzt hebt noch gar ein Schießen an
Mit mörderischem Krachen,
Und Bub' und Mädel, Weib und Mann
Das läuft, was es nur laufen kann —
Was sind denn das für Sachen?

Und durch die Gassen ein Getön',
Die Musikanten blasen,
Hellschmetternd und noch 'mal so schön,
Als wenn die Kirchweihfahnen wehn —
Es hüpfen die ältesten Basen!

Ein Rauschen durch die Linden geht,
Ein Rascheln durch die Eichen,
Am Röhrenbrunnen, seht nur, seht,
Wie Kopf an Kopf gedränget steht
Die Neugier ohnegleichen!

Herrgott, giebt's denn ein Wunder heut,
Daß Alles aus Rand und Bande?
Ist Königseinzug, liebe Leut',
Daß Alles sich wie närrisch freut?
Was ist denn los im Lande?

— Im Lande? Nichts. Doch bei uns hier,
Was fragt Ihr lang, schaut, dorten!
Sie kommen! Hoch! Eins, zwei, drei, vier,
Der Kränzeljungfern lange Zier —
Das sagt sich nicht mit Worten!

Das Brautpaar hoch! Er, wie 'ne Tann',
So schlank im stolzen Gange,
Und sie — wie blickt sie auf den Mann,
Den ihre Lieb' zum Preis gewann,
Wie glänzt ihr Aug' und Wange!

Seit langer Zeit das schönste Paar,
Das man im Dorf gesehen —
Und leicht ward's nicht, fürwahr, fürwahr,
Daß ihnen sitzt der Kranz im Haar —
Vor Neid jetzt die Andern vergehen.

Christina-Bärbel und Adam hoch!
Hei, wie die Trompeten schmettern —
Und Böllergekrach aus Heck und Loch!
Ja, was sich liebt, das kriegt sich doch
Trotz allen Donnerwettern!

Die Glocken läuten, die Orgel braust,
Der Pfarrer spricht den Segen — —
Der Frühwind an dem Strohdach zaust,
Darunter das junge Pärchen haust,
Und Sonne glänzt auf den Wegen —

Und Blumen nicken im grünen Hag — —
Ach, wär' ich dabei gewesen!
Erst zwei Jahr' nach dem Hochzeitstag
Als erstes Kind in der Wiegen ich lag,
Deß' froh die Mutter genesen —

Palmsonntag war's! Dann kamen sacht
Wohl noch der Kinder sieben,
O Gott, es wurde nicht immer gelacht,
Manch' eins hat Trauer ins Haus gebracht,
Nur fünf sind bis heute geblieben.

Und heute sind's — just fünfzig Jahr!
Wir küssen voll Ehrfurcht die Hände
Dem hochbetagten Elternpaar
Zur goldenen Hochzeit im weißen Haar,
Daß Alles zum Segen sich wende!

Just fünfzig Jahr! — Und Frühlingszeit
Bei hellem Glockenläuten,
Das ganze Dorf in Herrlichkeit
Und Gratulanten weit und breit —
Das muß doch Glück bedeuten?

München. M. G. Conrad.



Ein nächtlicher Besuch.

Von Axel Delmar.

(Berlin.)

Ich kam von Freibergs Opera-House. Es war dreiviertel auf zwölf. Eine unruhige Nacht stand mir bevor; denn Musik verliert bei mir ihren beruhigenden Einfluß, wenn ich sie im Ohr nach Hause trage, und dort von neuem ihre Rhythmen ertönen. Die grüne Arbeitslampe wurde angesteckt und mein Platz am Schreibtisch eingenommen. Behaglich streckte ich die Beine von mir, und schloß die Augen, um Müdigkeit zu erzwingen. Ich mußte erst kurze Zeit verträumt haben, als mich eine seltsame Unruhe bewegte, ohne daß ich imstande war, die Augen zu öffnen. Wie Alpdrücken lag es auf mir, und mein erwachendes Bewußtsein barg eine wilde Angst. Endlich riß ich die Lider auf und schaute instinktiv nach rechts, zur Thür. Ich zuckte zusammen beim Anblick eines großen, mir unbekannten Mannes. Einen Moment lagen unsere Augen forschend in einander, unter dieser Fixierung bebten wir beide — ich und er!

Warum er? Diese Frage schoß mir wie ein tötender Pfeil durch den Kopf! Sein Zittern war die Begier eines Mörders nach seinem Opfer! Ich wollte aufschreien. Ein Revolver in seiner Hand und eine kurze Drohung warfen mich in den Stuhl zurück. Hier gewann ich meine Selbstbeherrschung wieder, und der plötzliche Schreck rieselte befreiend von Brust und Kopf. Jener stand unbeweglich, drei Schritt von mir, die Waffe in der herabgesunkenen Hand, die Augen glänzend, wie feuchte Steine.

Ich hörte die Uhr ticken und leise surrend sich zum Schlagen vorbereiten — zwölf Schläge langsam und tief hallten im Zimmer wieder, als wäre es unbewohnt. Beim letzten Schlag atmete er auf; ich sah, wie er sich die Lippen mit der Zunge befeuchtete, und sein grün beschattetes Gesicht erhellte sich mit einem Lächeln. Diese Vorgänge nahm ich wahr, ohne ein

Gefühl von Furcht; ja ich spürte bei diesem Lächeln Lust, ein gleiches zu versuchen, nur verspätete ich mich damit — er sprach.

Eine ruhige Mannesstimme, die gedämpft und doch klingend meinen Namen nannte. „Herr Dr. W."

Ich hob den Kopf und sah in ein feuchtes Augenpaar, das mir bittend und doch entschlossenen Ernstes zugekehrt war. Die Stimme wurde noch leiser.

„Sie haben nichts für Ihr Leben noch Ihren Besitz zu fürchten, und wenn Sie mich anhören, dankt Ihnen der vermeintliche Mörder von ganzem Herzen."

„Mörder?" — fragte ich unwillkürlich und blickte auf seine Waffe. Wieder lächelte er und steckte sie lässig in die Tasche.

„Ich wollte sagen, der nächtliche Besuch," erwiderte er. „Ich wäre bei Tage zu Ihnen gekommen, wenn ich sicher gewesen, Sie allein zu treffen, und das ist notwendig! Auch kenne ich Sie genau, Sie mich ebenfalls, in einer anderen Bekleidung freilich."

„Ich kenne Sie?"

„Ja, seit vorgestern, wo Sie einen armen Burschen vor'm Lynchen schützten." Ich fuhr auf, und er nickte mit düsterem Augenblitz zu mir herüber — „ja, den Raubmörder Jacques Leclerc, den Sie retteten. Er war bei einem Einbruch in der Fifth Avenue tödlich verwundet worden, ein Genosse trug ihn davon, zwanzig Männer eilten ihnen nach. Jacques wurde von seinem Gefährten verlassen und wäre unzweifelhaft den Fäusten der Verfolger erlegen, wenn Sie nicht, aus dem Klub kommend, sich dazwischen geworfen.

„Halt, sagten Sie, der Mann ist verwundet und gehört vorläufig mir. Ich bin der Dr. W. Die Menge lachte auf und schrie durcheinander: Der Einbrecher stirbt in den Stiefeln! Sie nahmen den unglücklichen Burschen in Ihre Arme und wehrten die ersten Streiche ab, festen Herzens dazwischen rufend, daß ein Halbtoter genug bestraft sei, und daß Sie ihn schützen würden, sollten Sie auch sein Los teilen. Die Leute stutzten und wichen zurück, während Sie einen Beistand erhielten."

Mein nächtlicher Besucher stockte ein wenig, und ich hielt es für angebracht, seinen Bericht zu ergänzen. „Der Beistand," fuhr ich fort, „raffte den Verwundeten am Oberkörper auf, überließ mir die Füße, und so trugen wir ihn zur nächsten Office, begleitet von dem murrenden Pöbelhaufen. Dort angelangt, war der unbekannte Helfer verschwunden. Jacques Leclerc aber war tot. Ein breites Matrosenmesser stak bis ans Heft in seiner Brust. Diesen Todesstoß hat er unterwegs von jenem freiwilligen Krankenträger erhalten."

„Ganz recht, Herr Doktor," wurde ich unterbrochen, „Chicago war um eine Hinrichtung betrogen; der Komplice Leclercs muß auch sein Mörder gewesen sein und hatte klug den gefangenen, ihm gefährlichen Kameraden beseitigt. Leclercs Genosse aber ist Mc. Davids, auf dessen Kopf die Staaten 1000 Dollars gesetzt. Mc. Davids bin ich."

Er stand immer noch ohne eine Bewegung und blickte düster auf mich, meine Augen vermeidend und doch jeden Zug meines Gesichts bemerkend.

Eine Blutwelle benahm mir für einen Augenblick die Besinnung, ich fühlte mit Grausen — der Tod konversierte gleichgültig mit mir. „Mc. Davids," stammelte ich, „Sie kommen zu mir und . . ." Jetzt traf mich sein Auge, und ich erschrak ob der unheimlichen Glut, die darin aufloderte und schnell in einer matten Feuchte erlosch. — —

Langsam hob er die Rechte und sprach leise und feierlich: „Ich komme Ihnen zu danken und schwöre Ihnen zu, bei dem mir teuren Blute Leclercs, daß Sie nur einen armen, elenden Menschen vor sich sehen, zum ersten Male von tiefster Reue ergriffen, zum ersten Male einem Menschen gegenüber, den er hochschätzt, dem er in Demut und Zerknirschung sagt: zu Dir habe ich Vertrauen, laß mich bei Dir sein, vielleicht daß ich leichteren Herzens von Dir gehe und nicht mehr — — —" Thränen rannen ihm über die Wangen, und mit unterdrücktem Schluchzen schaute er zur Decke empor.

Entsetzen und ein gewisses Mitleid kämpften in mir! . . . Der gefürchtete Verbrecher da vor mir, dessen Opfer ungezählte waren, den mein eigen Leben mit jenem furchtbaren Zittern als ihm verfallen begrüßte, dieser Mensch flößte mir Mitleid ein! —

Ich nahm die Glocke von der Lampe, ließ den Strahl auf sein Gesicht fallen und blickte ihn an. Es war ein ebenmäßiges, bartloses Gesicht, mit einer hohen Stirn, von vollen dunklen Haaren beschattet. Flackernde Augen blitzten unter schwachen Brauen, nur auffällig baute sich das massige Kinn vor und trug einen fleischigen, aber verzerrten Mund. Groß und kräftiger Statur, überragte er mich um einen halben Kopf. Schweigend ließ er diese Musterung über sich ergehen, und erst als die Glocke wieder in ihrem Ring klirrte, regte er sich und ging zu einem entfernt stehenden Stuhl, worauf er schwer niedersank. Wir waren bekannt mit einander, was sollte er erst fragen, ob er sich setzen dürfe. Er nahm an, daß ich es ihm nicht versagen würde. — — —

„Herr Doktor," begann er nach einer Pause, in der tausend Gedanken auf mich einstürmten, „ich möchte Ihnen meine Geschichte erzählen. Sie sollen den Mörder, die verabscheute Illustration der Tageszeitungen, Sie sollen ein Schicksal und den dagegen kämpfenden Menschen kennen lernen!

„Ich weiß nicht, ob ich recht habe, wenn ich Schicksal die Sinnengährung im Menschen nenne — und Charakter das, was der gewöhnliche Zustand des Individuums ist — mir ist es immer so vorgekommen, und der Charakter hält bei den Gährungen gewissermaßen einen Deckel darauf, — — auf das Schicksal. Doch man kann keinen Vesuv mit einem Deckel schließen! Und solch einen Schicksals-Vesuv trag ich hier!" — Er war etwas mit dem Stuhl gerückt, ich sah, wie er sich den Rock aufgerissen und seine Hand auf die Brust gedrückt, vor sich hinstarrte.

Eine späte Fliege summte um die Lampe, und unsere Atemzüge wurden kürzer in der Erwartung des Kommenden! Die Lehne des Stuhls knirschte unter der Wucht seines Armes, und als er wieder sprach, war seine Stimme heiser, ein leichter Husten unterbrach ihn oft, als ob seine Kehle von Erregung mit ergriffen wäre.

„Sehen Sie — ich bin bis heute ein schwaches Kind gegen die Gährung hier! Wenn ich jetzt nicht reden dürfte, wenn ich nicht das heiße Toben in mir über die Lippen jagen lassen könnte, so dränge es zum Hirn hinauf, und dann haschte ich nach tanzenden Leibern um mich her! Sie zu halten — müßten sie sterben von dem Kampf in meinen Fingern!" Er hustete und strich sich über die Augen.

„Meine Jugend war zerfahren. Luftschlösser, Übermut und wilde Streiche waren alles, wozu ich Neigung hatte. Meine Mutter meinte, ich würde Minister, mein Vater murmelte was von Galgenvogel, wenn er seine Gerten auf mir zerschlug. Der gute Vater hatte recht. Romane wollte ich erleben; da sie den unbedeutenden Buben nicht suchten, so machte ich sie mir selbst. Mein erster Roman war mein erster Mord. Ich muß es so nennen, wennschon es nur eine Katze traf. Ein großes schwarzes Tier, Panther genannt auf meinen Jagden hinter ihm her. Wildnis war der Boden unseres Hauses, die Dachbalken Urwald, ein Küchenmesser meine Waffe. Mit nacktem Oberkörper und bloßen Beinen hetzte ich das flüchtende Wild, und als es mir in Todesangst auf den Nacken sprang, mich zerkratzte, warf ich mich herum, wälzte es ab, und bei lebendigem Leibe habe ich's der Länge nach in zwei Hälften geteilt! — Das furchtbare Geschrei des gequälten Tieres höre ich heute mit Grausen, damals nicht! — Sein Winden unter meinen Fäusten verlängerte ich, indem ich mit dem Rücken des Messers zu schneiden versuchte. Sein Blut und meins rann in einander, und ich jauchzte, die Stücke um mein Haupt schwingend, als die Arbeit gethan! Dem Tiere folgte ein Mensch, mit diesem war ich dem Bluttaumel verfallen. Vater und Mutter waren gestorben — ich hatte an der Bahre heftig geweint und mich einsam gefühlt, zum Sterben verlassen. Die Grabhügel waren lange mein nächtliches Lager und das schmuck-

lose Kreuz hielt ich schluchzend im Arm. Siebzehn Jahre alt, verwaist — unerfahren und wild! Ich wollte einen Denkstein meinen Eltern erwerben und dann in die Welt hinaus, in die Prairien, in die Goldfelder! Gold — als dies gelbflimmernde Metall mir im Traum erschien, sah ich es blitzen, wie den Sternenhimmel, jeder Stern schien eine Freude in sich zu bergen, eine Welt, die ich heiß ersehnte und die ich erringen mußte um jeden Preis! Ein Entdecker unbekannter Erdteile stand ich in diesen Erscheinungen, und unwiderstehlich riß mich das Gold, das himmlische, zu sich .. empor?!" — Davids blickte auf. Der Husten ließ das letzte Wort als Frage klingen, dies merkend, fuhr er fort: „— — empor zu Thaten des Verbrechens.

„Es sind jetzt zehn Jahre her. Palmerstons-House ist einem Prachtbau gewichen, und mit der Holzbaracke ist die Geschichte derselben in Vergessenheit gesunken. Nur wenige entsinnen sich noch der Carry Palmerston und ihres seltsamen Todes. Das Haus brannte nieder, man fand die einstige Bewohnerin desselben verkohlt unter dem Schutte vor. Nur Kopf und Brust waren unversehrt und zeigten zwei Wunden. Eine unbedeutende am Oberarm und eine in der Halsgrube. Carry, hieß es, habe ihr Haus in Brand gesteckt und sich getötet! — Ja, so hieß es, und Sie bestätigen es, Herr Doktor, durch ihr Kopfnicken.

Carry starb von diesen Händen!"

Ich saß wie gelähmt und wagte nicht aufzusehen; denn ich fühlte, wie seine Blicke sich an mir festsogen, wie der geringste Versuch, mich ihm zu entziehen, diese Hände mir tötlich nahe gebracht hätte. Schweiß trat auf meine Stirn, und angstvoll suchte ich in Gedanken eine Waffe.

„Hören Sie weiter" — keuchte er hustend hervor. „Ich kannte sie von früh auf, sie war fünf Jahre älter wie ich und schön! Oft, wenn Carry meine Eltern besuchte, der kranken Mutter Wein brachte, mein Vater ihre Hand küßte, stand ich in ihrer Nähe und labte mich am Dufte ihres Körpers. Meine Sinne waren nämlich so fein ausgebildet, daß ich roch, wie ihr vom schnellen Gehen ein warmer Hauch durch die Kleider strömte, und wenn sie glühenden Gesichts auch zu mir sich wandte, war's eine Heilige, die mein Gemüt erregte! Mild und fromm war sie. — — — Als ich zum ersten Male ihre Hand ergriff, ihr zu danken, am Todbette der Mutter war's, brach die Rinde meines Herzens, wie von einem heftigen Hammerschlag getroffen; in die Kniee sinkend, küßte ich diese feine, weiche Hand, und Thränen rannen darauf, die ersten, die ich je geweint! — Armes geschändetes Idol meiner Jugend — ich liebe dich noch heute, liebe dich wie ein Verdammter das Paradies, wie Lucifer seine verlorene Reinheit!

„Sie kam häufig, der Vater bedurfte ihrer. Sie war Waise, ihr ganzes

Glück war, Armen zu helfen, und sie half mit rührender Aufopferung! So sah ich sie Wochen hindurch am Krankenlager des Vaters — ich saß zu seinen Füßen und las ihm vor oder erzählte. Aus meiner Seele wucherten Geschichten wie Pilze auf und trugen wie sie sanftes, farbenprächtiges Kolorit — und Gift wie sie! Carry hörte zu, und fühlte ich ihr Auge langsam und voll Interesse sich zu mir wenden, so klopfte mir das Herz, ich konnte nur flüsternd fortfahren, sie ansehend und .... andichtend! Da starb mein Vater. Sie sprach mir Trost zu und wieder fühlte ich die warme Hand, und diesmal berührte meine Stirn ein feuchter, eigner Hauch! Er durchrieselte mich, er durchbrach mein Herz, durchzuckte meine Nerven wie ein lebendiger Strahl der Gnade des Schöpfers! Ohnmächtig klammerte ich mich an sie. In all die heilige Rührung biß plötzlich Sinnengier hinein, als ich ihre Knie an meiner Brust fühlte und mein Kopf ihren atmenden Leib berührte! —

Acht Tage später holte sie mich vom Kirchhof in ihr Haus. Das war nach der Nacht, wo mir der Himmel als Geldschrank erschien, der eitel Gold barg! Es war am selben Tage drei Uhr nachmittags, als ich in ihrem Zimmer saß. Sie bat mich, zu erzählen. Ich gehorchte. In einem Märchen gestand ich ihr meine Liebe. Ein armer Köhler, eine reiche Prinzessin. Die alte Geschichte war's, aber wehe in meinem Munde! Hat je ein Mensch Macht über Seelen gehabt, so war ich's! Glühendste Phantasie täuschte über Gefühle, die ich nicht hatte und kannte — denn war das Märchen aus, so war sein Inhalt von mir vergessen, nicht so die Wirkung, die ich mir mit gleißnerischer Gewandtheit zu nutze machte! Ich liebte sie, liebte zum allerersten Male, und mit dieser Liebe sprach ich zu ihr, mit meiner Phantasie berauschte ich sie, und meine Glut umflammte sie, wie Altarfeuer das arme Opfer. Sie war ja Waise — wie ich — hatte nichts auf der Welt, wie ein Gefallen an Menschen, um ihr Elend zu mildern! Kein Wunder, wenn sie dem hübschen Burschen zuhörte, wenn ihr plötzlich einfiel, wie ihre Hand einst unter meinem wilden Kuß erbebte, daß sie mich knieen sah, wie vor einer Gottheit niedergeworfen — — vor ihr. — Ja, ich verstand's, das Eisen zu schmieden, Bilder, glückliche Träume zu entfesseln, ihrem Gemüt die keusche Tugend zu entreißen. Ich verstand's, mit wogender Brust, bebenden Lippen und wilden Schauern ihre Zurückhaltung in Hingebung aufzulösen — — ich verstand's! Und als die Dämmerung kam, da hielt ich sie am Herzen, und unter meinen Küssen starb ihr Stolz, und aus dem ernsten Mädchen stieg phönixgleich die heiße Weiberseele empor, zu neuem, jubelnden Leben."

Wie ein Triumph klangen Davids Worte aus. Seine Hände hielt er gefaltet zwischen die Kniee gedrückt und hoch sein Haupt! Jetzt sah ich seine Augen — die feuchten Steine von vorher schillerten wie die Lichter

eines Raubtieres durch das Dunkel! Der Sessel ächzte unter dem zitternden Körper des Verbrechers. — —

„Die Magd ging schlafen. Ich mußte Carry verlassen und nahm zärtlichen Abschied. Schon hatte ich die Hausthür in der Hand, und die Nachtluft schlug mir mit ihren nassen Nebelschleiern ins Gesicht, da überkam mich noch einmal die Sehnsucht nach ihr, ich drückte die Thür leise ins Schloß und stand nun atemlos im dunkeln Flur.

Ich wußte genau, wo die Treppe ansetzte und zu ihr hinaufführte. Dorthin tastete ich mich an den rissigen Wänden entlang, und stieß endlich an die erste Stufe. Sie knarrte! Ich zuckte zusammen und lauschte. Kein Laut! Ich überlegte, wie ich geräuschlos hinaufgelangen könnte!

O warum bin ich nicht in tollen Sätzen hinaufgesprungen, warum blieb ich in der stockigen Luft des Flures, in der beklemmenden Finsternis! — Dies Brüten hier im Dunkel — dieses Tasten an den Wänden, diese Aufregung der angespannten Sinne nahmen mir den Rest der Besinnung! Die Sehnsucht, Carry zu sehen, wurde plötzlich Gier nach ihrem noch unberührten Körper! Meine Schläfe hämmerten, und ich mußte mich an die Wand lehnen, überschüttet von wüsten Visionen! Wie lange ich hier stand, weiß ich nicht mehr, mir ist nur noch in Erinnerung, wie ich meinen Kopf an die Spalte ihrer Zimmerthür preßte und hindurch flüsterte! Ich bat mit vibrierender Stimme, bat mit den sehnsüchtigsten Worten und krallte meine Nägel in die Thürpfosten! So standen wir eine Weile, sie an der Innenseite und ich außen, und Bitte und Abweisung quoll gleich sehnsüchtig durch die Öffnungen. Hätte man jetzt die Thür wegzaubern können, wir hätten Mund an Mund da gestanden, so suchten sich unsere Gefühle! Ihr Hauch drang zu mir, und ich küßte die Thür und bat! Ihr nacktes Knie stieß an die Füllung und ich bat — ihre Hände hielten das Schloß — ich fühlte die Klinke zittern und ich bat — bat und riß mir die Sachen vom Körper! Die Thür öffnete sich kreischend, und an meine Brust sank ein armes, liebeglühendes Geschöpf. Sie war mein und wieder mein und — — —" Davids war aufgesprungen, und was er nun sprach, klang mir wie das hohe Lied einer unbändig phantastischen Seele, wie eine Offenbarung der verborgensten Tiefen menschlicher Leidenschaft.

Mein Ohr, mein Denken konnte all das nicht in sich aufnehmen, was wie Lavastrom von seinen Lippen floß. — Ich glaubte ihm, daß er jenes Mädchen, jene Reine gewann. Ein Kakodämon von unmittelbarem Verderben für seine Opfer war er! Ich selbst empfand eine grausende Bewunderung und lag so im Banne seiner Augen und seiner tötenden Genialität, daß ich regungslos ihn näher treten ließ. So dicht vor mir, kein Auge von mir wendend, stieß er hervor:

„In derselben Nacht starb Carry Palmerston. Ich lag an ihrer Seite. Ich küßte ihr Haar, ihre Augen, ihre Stirn, das ganze herrliche Lager ihrer Schönheit mit lechzenden Lippen und stammelte trunken ihren Namen und rieß sie an mich, als wäre sie mein entfliehendes Leben! Da, als ich ihre Arme küßte, schlossen sich meine Zähne und schnitten in ihr Fleisch, daß sie kurz aufschrie. Wie verstört blickte ich auf — — langsam öffnete sich die kleine Wunde, und rot sickerte das Blut hervor! Ein schmaler Streifen rann über den weißen Arm, eine Korallenkette. Erschreckt blickte sie darauf — ich wich zurück! Da wand sich die Kette mir nach, hob zwei scharfe, rotglühende Spitzen und bohrte sie in meine Augen. Rot war alles um mich her, Funken sprühten — mein Hirn schien sich im Kopf zu wälzen und plötzlich tanzte mir ein purpurner Weiberleib vor Augen! ich haschte lachend nach ihm — er zuckte und zappelte zwischen meinen Händen wie ein glitzernder Fisch, und mit einem Male schrie er auf, als ob Zungen in allen Poren wären! Ich seh in ein bleiches, schmerzentstelltes Madonnengesicht, gebrochene Augen starr auf mich geheftet, und unter mir dehnte sich ein sterbender Körper, blutüberströmt und feucht von kaltem Todesschweiß! Die erloschenen Augensterne hielten mich, die glasigen Blicke voll stummen Jammers trafen wie Steinwürfe mein irres Sehen. Einen weiten See sah ich, drin schwammen gespenstig zwei große Schiffe, die kahlen Masten wiesen nach mir — ihre Augen waren die Schiffe. Ich sah den Nachthimmel und er entäugte sich, der Mond schwebte wie tot zu mir herab — fahler Glanz, stumpfes Leuchten — furchtbare Leichenaugen! — — —

„Dann brannte das Haus. — Ich eilte aus der Menschenmenge, die es umgab und der ich mich kühn eingemischt, angeblich zu retten, fand Carrys rauchdurchschwältes Zimmer. Meine ganze Brutalität kam jetzt zu Tage — ich schnitt, ohne ein Gefühl der Furcht und Reue, den kleinen Finger ihrer Hand ab. Mit diesem Talisman der Mörder in der Tasche begann ich meine Laufbahn. Sie kennen diese zum größten Teil und haben genug von mir selbst gehört.“ Er stützte sich auf den Schreibtisch, und sein Gesicht war ruhig, wieder flog es wie ein Lächeln darüber, als er mich so erstarrt sitzen sah.

„Leben Sie wohl, Doktor W., und Dank für Ihre Gastfreundschaft.“ — Er drückte den Hut in die Stirn, nickte und ging mit geräuschlosen Schritten zur Thür hinaus, der Kies des Vorgartens knirschte unter seinen Füßen, und das Gitter klirrte hinter ihm wie Ketten und Beil.



Einst ihr Gott.

Berliner Sittenbild von E. Brandt.

(Leipzig.)

— — „Für mich gab's Eine nur!“ — —

Eine armselig möblierte Mietswohnung irgendwo im Südwesten Berlins, ganz am Ende.

Der Blick weithin über das Tempelhofer Feld und die Schienenstränge der Anhalter Bahn.

Tagsüber die Sonne auf den trüben Fenstern, abends die grell aufflammenden elektrischen Lichter der Versuchsstation.

Von der Bahn her unaufhörliches Schrillen und Fauchen der Lokomotiven, vermischt mit der Tanzmusik eines übelberufenen Ballokals.

Während sich da unter Pauken und Trompeten die „Holzauktion im Grunewald“ abwechselte mit der „schönen Bertha“, die irgendwer „in das Unglück gebracht hat“, drehte sich weiterhin ein jammerwürdiges Karussell.

Seine bockbeinigen Pferde und grünen Schlitten kreisten herum nach einer wimmernden Drehorgel — einer von der Art, die ein choleraähnliches Wehegefühl im Magen heraufwühlt.

Jahraus, jahrein verkündete sie den Mietern des Berliner Südwestens, daß sie — „nur am Rheine möchte leben“ — — blieb aber trotzdem ewig da stehen.

Derart umkreist von ohrenzerreißenden Tönen, Lokomotivenqualm und brennender Mittagssonne, lag, vier Treppen hoch, die Studierstube des Dr. phil. Lothar Westerland.

Sie besaß ungefähr die sämtlichen Vorzüge, die ein ruhebedürftiger, fleißiger Gelehrter sonst meidet.

Weshalb Dr. Westerland dennoch nicht auszog? — er wußte es wohl selbst nicht so recht.

Vielleicht — aus Gewohnheit, — die ja gar viele zu Narren macht.

Tausende von Büchern bedeckten die Wände des schmucklosen Raumes, — uralte, schweinslederne Folianten; staubbedeckt und zerhackt von dem — aller ernsten Erziehung spottenden Star, der frei im Zimmer herumflog.

Dieser Vielfraß hatte alle Hoffnungen seines Pflegers gründlich betrogen — anstatt, wie ihm der Vogelhändler gewahrsagt hatte — sprechen und pfeifen zu lernen — lernte das Vieh nur fressen.

Wenn er morgens ohne abzusetzen das blecherne Futternäpfchen leergepickt hatte, dann erfolgte auf Stundendauer ein unverschämtes Geschrei

nach Ameiseneiern. Kamen die nicht, so verließ er mit stolz impertinentem Kopfnicken den Käfig und schleppte an Stahlfedern, Wurstschalen und Käserinden zusammen, was ihm nur unter die runden Äuglein geriet.

Zuletzt kamen die Bücher an die Reihe, denen dann auch der schuldige Tribut nicht entging — Reinlichkeit war seine allerschwächste Seite.

In einem anderen Käfig zirpte ein einsamer Harzer Kanarienvogel. Seine Federhaube gab ihm eine ungemein aggressive Physiognomie. Und das nicht mit Unrecht — der kleine Ritter Blaubart hatte seine zwei ersten Weibchen hinterrücks totgebissen — ungeachtet ihrer Niedlichkeit.

Das dritte hatte selbst einen schlechten Charakter, trotzdem es recht heuchlerisch fromm in die Welt schaute — in unverbesserlicher Hartnäckigkeit fraß es seine kleinen grünweißen Eier auf.

Diese Grausamkeit, mit der es die eigene Brut vertilgte, empörte Herrn Westerland. Gar zu oft hatte er doch die kleine Vogelfamilie um ihr künftiges Glück beneidet. Deshalb züchtigte er das barbarische Tierchen.

In der Erregung vergaß er dabei, daß er keine Schulrange, sondern ein Vögelchen unter den Fingern hatte, und prügelte das piepsende Wesen tot.

Das war denn das Ende des beneideten Familienglückes.

Sollte es symbolisch werden für sein eigenes Leben? — — — Der kleine Kanarienwitwer hatte aus Reue und Kummer das Singen verlernt.

Er piepte nur noch. Desto lauter kreischte der unverwüstliche Star, der um seines diebischen Charakters willen auch schon manche Keile zu verzeichnen hatte. Aber er starb nicht daran. —

Als dritter im Bunde der Hagestolzen lag auf dem fadenscheinigen Teppich ein schwarzer, zottiger Hund. Dem hatte ein ungerechtes Geschick die Freundin entrissen — ein kleines schneeweißes Hündchen — mit dem ihn seit Jahren eine rein platonische Liebe verband.

So lag denn über dem ganzen Heim der drei Junggesellen ein düstrer Hauch von Einsamkeit und verwaister Liebe. Von dem Doktor an bis zu den piepsenden Vögeln.

Zuweilen nahm dieser Hauch so ganz bestimmte Formen an, daß er sich wie ein Alp hinbreitete über die Brust des jungen Gelehrten.

Dann hörte er nichts von dem Lärmen draußen, dann störte ihn auch das grelle Sonnenlicht nicht.

Heimwärts träumten seine Gedanken — um Jahre zurück — wo in demselben vereinsamten Zimmer zwei lachende Mädchenaugen gestrahlt, und glockenhell silbernes Lachen ihm in die Ohren geklungen.

Leise, liebkosend strich er dann über ein Bild und gedachte derer, die von ihm gegangen — die einsamer noch als er — eine Stunde weit, auf dem Friedhof lag.

Seine Liebesgeschichte hatte er hinter sich — — natürlich, — wie hätte er sich sonst mit Leib und Seele dieser Sache widmen können? —

Ein Mann, wie er — dem die Welt offen gestanden hätte — Familienverkehr allerorts — kurz alles, was einem ausstudierten Menschen, der nur einigermaßen in die Welt paßt, begehrenswert erscheinen konnte.

Und das alles schlug er leichtsinnig in die Schanze für eine fixe Idee. —

Denn weiter war es am Ende doch nichts — dieses Experimentieren mit der Moral einer Prostituierten.

Seine Freunde konnten ihn gar nicht begreifen.

Ganz so gleichgültig hätte die Meinung der Welt ihm doch wohl nicht sein dürfen.

Einigermaßen hängt man doch von ihr ab. —

Sie waren doch auch nicht grade zu den Berliner Durchschnittsmenschen zu rechnen, die — am Tage herziehend über das Laster — nachts noch ein weniges beisteuern, um es zu fördern — o nein! —

Und wo es im übrigen irgend etwas zu helfen gab, da sprangen sie selbst gern zu — das heißt mit der Kasse des Vaters — solch ein Blödsinn aber, wie Westerland ihn trieb — nein, da ließen sie lieber die Hände weg.

Wenn noch jemals etwas dabei rauskäme. —

Aber in tausend Fällen hatte man es doch erlebt: „Die Ente kehrt immer wieder in ihren Pfuhl zurück!"

— —

— — — Die Schultern vornüber geneigt, saß Dr. Westerland am Schreibtisch, seine kurzsichtigen Augen dicht über den enggedruckten Korrekturbogen.

Von Zeit zu Zeit zwang ihn ein kurzer, trockener Husten, den Kopf aufzurichten und mit dem Tuch vorm Mund einen Augenblick innezuhalten.

Der Husten quälte ihn und störte die wichtige Arbeit — eine Korrektur der Prolegomena zur lateinischen Bibelerläuterung, die in kurz bemessener Zeit der ersten Arbeit noch folgen sollte.

Er hatte sich stark erkältet. Kein Wunder freilich — — den Abend vorher war er mehrere Stunden bei strömendem Regen herumgelaufen, Lori Waldburg zu suchen. Sie hatte ihm die „felsenfeste" Versicherung gegeben, daß sie kommende Nacht sich nun ganz „gewiß" in die Spree stürzen werde.

Er kannte all diese Mätzchen. Er hätte getrost daheim bleiben können.

Aber er kannte auch Loris Trotz. Erreichte sie ihren Willen nicht — nämlich, daß er die Reuige eigenhändig vom Spreeufer — weiter war sie noch niemals gekommen — zurückholte, dann that sie es diesmal vielleicht doch. Allzuviel Lebenswertes hatte sie dabei ja nicht auf das Spiel zu setzen.

Er bedachte nicht, daß es nichts gab, was Lori „nervöser" machte, als der Gedanke an kaltes Wasser.

Die Sorge ließ ihm auch diesmal wieder nicht Ruhe daheim. Überhaupt, wenn er hörte, daß jemand in das Wasser gehen wollte — — das elektrisierte ihn förmlich und rief eine ganze Flut qualvoller Vorstellungen in ihm wach.

So war er denn — instinktiv ahnend, daß er wieder der Gefoppte sein würde — hinausgerannt in die naßkalte Nachtluft.

Lori hatte am Ufer gestanden, hatte so gethan, als wolle sie hinunter springen, und ließ sich dann willenlos — fast zu willenlos — fortführen nach Hause. —

„Die Ente kehrt immer wieder in ihren Pfuhl zurück!"

Ob seine Freunde doch recht behielten?

Nein! — und tausendmal — nein! es mußte ihm glücken! — Sie war ja diesmal wieder nicht in die Spree gegangen. Zum vierundzwanzigsten Male hatte sie Besserung gelobt, — zum zwölften Male wollte er versuchen, daran zu glauben.

Der Husten wurde stärker. Kaum zwei Sätze der Korrektur konnte Westerland lesen, dann kam ein verstärkter Anfall und schüttelte ihn förmlich; ein Gefühl inneren Brandes in der Lunge zurücklassend.

Er legte die Arbeit fort, schloß den Schreibtisch und trat an das geöffnete Fenster.

Aber Berliner Luft ist nicht geeignet für Halskranke. Wie ein Stein legte sich ihm der aufwirbelnde Staub der Chaussee und der Eisenbahnruß auf die keuchende Brust.

Wenn er krank würde! — quälender Gedanke! doppelt quälend, wenn er an die Bibelerläuterung dachte, die dann vielleicht unvollendet blieb.

Auch war er allein. Ob Lori ihn pflegen würde? Er mußte lächeln bei dieser Vorstellung. Lori, eine Krankenpflegerin! Nein — nein — nur das nicht! Lieber ganz allein sein und hilflos sterben.

Ein erneuter Hustenanfall. Von wirklicher Schwäche befallen, legte er sich auf das buntblumige Sofa und schloß die Augen.

Von zaghaftem Klingeln schreckte er gleich wieder empor. Das konnte nur Lori sein.

Ihm graute. Wenn er doch einmal nur Ruhe hätte vor dieser Person! — Matt erhob er sich, um zu öffnen — sie draußen stehen zu lassen, hätte er nicht über das Herz gebracht. Lori trat über die Schwelle.

„Guten Tag!" säuselte sie mit gesenktem Haupte und blieb hinter der Thüre stehen. Das war ihre beliebte Manier.

Ihm wäre es ja recht gewesen, wenn sie da stehen blieb auf dem Korridor — ihm fehlte sie nicht in der Einsamkeit seiner Stube.

Aber er wußte wohl — lud er sie nicht extra mit bittenden Worten ein, hineinzukommen, dann folgte alsbald eine Flut von Vorwürfen — des Inhaltes, daß er sie „von sich gestoßen" — daß seine „Kälte" sie in „das alte Elend zurücktrieb."

„Bitte, kommen Sie herein, Fräulein!" sagte er müde.

„Wenn — ich darf!"

Ach! — dieser wehleidige Ton! — der rief alle bösen Dämonen wach in dem sonst so menschenfreundlich gesinnten Mann. Und körperliches Leiden macht doppelt reizbar.

Er mußte alle Willenskraft zusammennehmen, um nicht sackgrob zu werden.

„Fühlen Sie sich krank, Herr — Herr Lothar?"

„Seit wann heiße ich Lothar für Sie, Fräulein?"

„Verzeihung — ich — ich irrte mich, weil Sie in meinen Gedanken natürlich immer diesen Namen —"

„Ihre Gedanken haben mit meinem Namen absolut gar nichts zu schaffen — merken Sie sich das gefälligst!"

„Sie sind gewiß krank — nicht wahr?"

„Ja!"

„Eine Erkältung?"

„Wohl m[illegible]!"

„Wenn ich Ihnen vielleicht etwas besorgen dürfte —"

„Danke — nein!"

„Sie sprechen so hart mit mir!" sagte sie weinerlich.

„Ich bin krank, Fräulein!"

„Sind Sie mir böse?"

„Krank bin ich — wie Sie hören!"

Nun heulte sie — auch den Schmerz noch! —

„Ich hätte lieber in die Spree gehen sollen — ich bin Ihnen im Wege!"

„Mir ist kein Mensch auf der Welt im Wege — Fräulein — sie ist groß genug für uns alle!"

Sie verstand ihn nicht: „Ich will lieber geh'n!"

Er zuckte mit den Achseln. Um seinetwillen konnte sie gehen.

„Es ist viel besser, wenn ich gehe!"

Er schwieg immer noch.

„Leben Sie wohl — für immer!"

Aha — für immer! — Wie oft sie ihm schon so „für immer!" lebewohl gesagt hatte. — Es wirkte nicht mehr.

„Weshalb sind Sie heute wieder nicht in das Geschäft gegangen?" fragte er.

„Wozu? — da ich heute ja doch in das Wasser gehe!"

„Ja so — Sie wollen heut wieder in das Wasser gehen —" er lächelte.

„Ich kann nicht dafür, daß Sie mich gestern an meinem Entschlusse hinderten."

„Ich werde Sie künftighin den Weg vom Spreeufer nach Hause allein gehen lassen, Fräulein!"

„Ach — Sie glauben wohl — ich führe es nicht aus? Das werden Sie ja sehen. Ich kann's auch auf andere Art — — wenn Sie mich dazu treiben!"

Er sie dazu treiben — er — der sie von der Sittenkontrolle losgekauft hatte mit dem ganzen Honorar eines in vierzig durchwachten Nächten entstandenen wissenschaftlichen Aufsatzes.

Er sie dazu treiben — er —

Sie hatte das Zimmer verlassen. Lothar Westerland atmete auf.

Loris Kleidern entströmte bei jeder Bewegung ein betäubender Moschusgeruch. Das war ihm ganz unerträglich.

Er legte sich wieder auf das Sofa und versuchte noch einmal, die Augen zu schließen.

Unwillkürlich beschäftigten sich seine Gedanken dabei mit dem Mädchen, das ihm sein armseliges Dasein so gründlich vergällte. Sein Dasein, das doch schon so leer an Freude und Frieden war.

Ein Jahr war es nun, daß er sich das Kreuz aufgebunden — daß er so vermessen gewesen, aus einer Kokotte ein einigermaßen achtungswertes Geschöpf ausmeißeln zu wollen.

Auf den beliebten nächtlichen Streifzügen durch die Friedrich- und Leipzigerstraße hatte er sie aufgegriffen und mit nach Hause gebracht.

Warum er für seine Mission sich gerade dieses Mädchen gewählt? — Vielleicht, weil sie ihm noch nicht ganz so gesunken erschienen, wie alle die andern — und weil er hinter ihrem hageren Gesicht und umschatteten Augen mehr noch gesehen, als nur den Stempel des Lasters.

Wie vorsichtig war er zu Werke gegangen. Mit zärtlich liebevollen Worten in ihr die Illusion einer Neigung erweckend, hatte er sie erst ganz an sich zu fesseln gewußt. Dann erst — als sie durch das schonende, fast achtungsvolle Benehmen dieses merkwürdigen Mannes ganz in den Bann seiner ehrenwerten Grundsätze geriet, begann er zum ersten Mal, ihr in das Gewissen zu reden.

Fast zu willig folgte sie nun seinem Rat. Fast zu schnell entsagte sie dem bisherigen Leben.

Und er, der es sich nicht so leicht gedacht hatte, eine Dirne zur menschen-

würdigen Existenz zu erziehen, lebte ordentlich auf. Ja, es gab Stunden, wo er in dem guten Erfolge seiner Mission Trost und Entschädigung fand für das, was er selbst verloren.

So oft es sich nur mit seinem Beruf vereinigen ließ, mußte Lori nun zu ihm kommen und sich in Näharbeiten üben. Er las ihr dabei vor. Da seine Einnahme aber nur aus den wenigen Unterrichtsstunden und dem geringen Erlös wissenschaftlicher Aufsätze bestand — die außerdem von Tag zu Tag verschoben wurden — so stellte sich alsbald bei Herrn Westerland eine fühlbare Ebbe dessen ein, ohne das er weder seinen Schützling, noch sich durchbringen konnte.

Um einen Ausweg zu finden, besorgte er Stellung für Lori Waldburg. Bei einer Schneiderin in der Kurfürstenstraße wurde sie engagiert mit sechs Mark Wochenlohn und freiem Mittagstisch. Da war den Tag über für sie gesorgt, und er konnte zu seinen Arbeiten zurückkehren.

Mit einiger Mühe hatte er sie außerdem dazu zu bewegen vermocht, ihre große Wohnung in der Potsdamerstraße zu kündigen und die ganze prunkvolle Einrichtung zu verkaufen.

Einige Stücke aber hatte sie sich zu retten gewußt.

Die große, mit Silberverzierungen ausgelegte Bettstelle, eine Atlassteppdecke und ein batistüberzogenes Kissen, mit Spitzen garniert.

Weshalb sie gerade diese Gegenstände behalten, konnte Dr. Westerland nicht so recht begreifen. War es denn möglich, daß sie noch ruhen konnte auf solchem Lager, daß ihr zur Einfachheit erwachter Sinn keinen Abscheu empfand vor diesen Reminiscenzen aus jener Zeit?

Es schien doch nicht so. Das erfuhr er gar bald auch an anderen Zeichen: Die Einnahme bei der Schneiderin reichte wohl für den Lebensbedarf, aber nicht für das, was Loris Meinung nach ebenso „unentbehrlich“ zum Leben gehörte — die Toilette.

So hatte sie denn eines Abends wieder ihre Wanderungen angetreten durch die Leipzigerstraße und sich damit fünfzig Mark „verdient“.

Für dieses Geld wurde ein blaues Tuchkleid mit Goldtressen gekauft, das alles mögliche war, nur nicht einfach.

Aber Lothar Westerland hatte ihr versprochen, sie an einem freien Nachmittag mit nach der Kunstausstellung zu nehmen. Dazu „brauchte“ sie natürlich ein neues Kleid. —

Als er sie in dem Aufzuge ankommen sah, erklärte er rundweg, daß er sie so nicht mitnehmen werde — ebenso auch von ihr verlange, daß sie ihre griechische Lockenfrisur mit den Sechsen auf der Stirn opfere und statt dessen mit schlicht gescheiteltem Haar bei ihr erscheine.

Dem war sie gefolgt — aber auf ihre Weise.

Um ihr bleiches, gepudertes Gesicht wellte sich plötzlich ein messalinagoldiger Scheitel — sie hatte sich das Haar gefärbt.

„Ein dunkler Scheitel macht alt!" erklärte sie.

Was sie wohl für sich noch von der Jugend erhoffte? — außen und innen verblüht. — —

Sie selbst war sich darüber klar — Ihn wollte sie — Ihn und seine Liebe! —

Wozu hätte er sie sonst losgekauft?!

— — — Angesichts des rotblonden Haares, das Lori auf den ersten Blick sofort wieder zu dem machte, was sie früher gewesen, hatte Lothar Westerland dann doch die Fassung verloren.

Sollte alles, alles umsonst gewesen sein? —

Er erklärte ihr, daß er es für richtig halte, wenn sie künftighin sich befleißige, seine Wohnung zu meiden.

Totenblaß hatte sie erwidert, daß sie derartiges lange vorausgesehen — sie wäre ihm nun über — von einer andern verdrängt — und so weiter.

Nun hielt er für geraten, ihr anzudeuten, daß weder an seiner Seite, noch in seinem Herzen jemals ein Platz zu vergeben gewesen sei, seitdem jene schlafe, deren Bild sie da stehen sähe.

Darauf folgte ein ganzes Heer von Beschuldigungen des Inhaltes, daß er sie unglücklich gemacht — sie hintergangen — sie in jeder Beziehung getäuscht hätte.

Was hatte er? — er konnte das gar nicht begreifen. —

Er hätte sie hintergangen — wiederholte sie — und ihr alle die Liebe gestohlen, welche ihr zum Leben notwendig gewesen.

Liebe — also Liebe nannte sie das, wovon er sie erretten wollte, schon errettet zu haben glaubte.

Und er hatte sie gefragt, ob sie die Umkehr vielleicht bereue. —

Sie bejahte.

So sah er sich denn am Ende seiner Mission. — Im plötzlichen Ekel vor der Sache, vor dem Mädchen selbst und seiner eigenen Unfähigkeit für die gute Sache, hatte er Lori die Thüre gewiesen.

Nach drei Stunden, als er zufällig die Entreethüre öffnete, stieß er mit dem Fuße an etwas.

Natürlich — Lori. Ausgestreckt lag sie da und fingierte Starrkrampf.

Um Aufsehen im Hause zu vermeiden, das seinem schlichten Sinn etwas schreckliches war, mußte er wohl oder übel das Mädchen wieder hinein in die Wohnung nehmen. Er that es.

Da fing sie mit dem Starrkrampf von vorne an — er schien ihr wohl sehr wirkungsvoll, aber, platt auf dem Teppich liegend, verleugnete ihre atmende Brust das darin enthaltene gesunde Leben nicht.

Westerland ließ sie ruhig daliegen und arbeitete, die ganze Nacht durch bis zum anderen Morgen.

Da hatte sie also umsonst auf „Liebe" gewartet.

Um sechs Uhr entschloß sie sich, nach Hause zu gehen.

Von da an brachte sie fast jede Nacht vor seiner Thüre kauernd zu, oder auf der Bodentreppe.

Auf sein Befragen gab sie zur Antwort, daß sie „herausbringen" wolle, welche Liebe ihr Bild in seinem Herzen verdrängt habe. —

Ihr Bild in seinem Herzen — dazu konnte er nur lächeln, ließ sie stehen und ging seiner Wege.

Einige Zeit darauf zwang ihn die wissenschaftliche Arbeit, auf zwei Wochen Urlaub zu nehmen für eine Reise nach Rom.

Am Abend seiner Abreise hockte Lori wieder auf der Bodentreppe, um das auszuspionieren, worauf sie bei einem Lothar Westerland wohl sehr lange hätte warten müssen.

Mit einem Anflug von Spott teilte er ihr von seiner Reise mit und riet ihr, während dieser Zeit sich lieber zu Hause, als auf fremden Hausfluren auszuschlafen.

Also verreisen wollte er — und nach Rom — natürlich eine Ausrede. —

Aber sie würde schon dahinter kommen! —

Immer um einen Schritt hinter ihm zurückbleibend, verfolgte sie ihn bis zum Billetschalter der Anhalter Bahn. Daß er sein Billet nur bis Basel löste, erregte ihren Verdacht.

Auf sofortiges Befragen belehrte man sie aber darüber, daß zwischen Berlin und Rom keine durchgehenden Fahrkarten gelöst werden können.

Überzeugt wurde sie dadurch nicht.

Was fiel ihm ein, plötzlich nach Rom reisen zu wollen? — ein Mann, der sein Amt in Berlin hat. —

Das war Ausrede. — In Basel wollte er sich wohl nur ein Rendezvous geben mit derjenigen, die er liebte. Basel hatte er sich dafür ausgesucht, weil er sich „vor ihr fürchtete", weil er argwöhnte, sie könnte dazwischen treten, könnte sein — ihr gestohlenes — Glück vernichten.

Das würde sie auch — sicherlich! War es nicht ihr gutes Recht?

„Ihm zu Gefallen" hatte sie dem alten Leben entsagt — aus Liebe zu ihm — weil sie eben erwarten durfte, daß er sie mit „seiner Liebe" „entschädige".

Ohne viel Besinnen hatte sie seinen Weisungen gehorcht — hatte ihre Einrichtung verkauft — was sie am tiefsten schmerzte — ja, sogar den Trumeaux, ohne den sie sich nun kaum eine fesch sitzende Kleidertaille machen konnte. — Und alles das nur, damit er sie jetzt beiseite warf — in irgend

eine Nähstube stopfte — nach hintenraus — im fünften Stock, wo sie nichts weiter sah den ganzen Tag als Schornsteine und Dächer, hängende Hasenleichen und Katzen.

Und das war das „neue", „würdige" Leben, davon er ihr vorgefaselt — das um so vieles schöner sein sollte als das, welches sie dafür aufgegeben.

Aber nun sollte er sehen, — jetzt würde er sie kennen lernen — und an das Baseler Rendezvous sollte er sein Lebenlang denken.

Sie hatte ja von früher einen „Freund" — einen Apotheker. Bei dem gab es allerlei, was sie brauchen konnte — Arsenik — Cyankali — Strychnin — — da wollte sie sich versorgen! —

Und nun wurde Toilette gemacht — und „verdient".

Einige Tage später, mit einer Dosis Gift in der Tasche, die genügt hätte, hundert Menschen aus dem Leben zu schaffen, dampfte Lori Waldburg vom Anhalter Bahnhof gen Basel.

Bei ihrer Ankunft in der Stadt, war sie einigermaßen betroffen darüber, daß niemand ihr sagen konnte, wo „Dr. Westerland aus Berlin mit seiner Geliebten" geblieben sei.

Die halbe Bevölkerung konnte sich mit ihr nicht verständigen, die übrigen hielten sie für „gestört".

Und nun ging es weiter — aber nur noch bis Luzern. Da ging das Geld zu Ende, und mehr noch die Sprachkenntnisse. Sie sah nun ein, daß man mit gut „Berlinisch" nicht nach Italien reisen kann. Französisch und Italienisch waren ihr natürlich böhmische Dörfer.

Da mußte sie denn umkehren, ohne Lothar Westerlands Braut vergiftet zu haben. — —

Nach seiner Rückkehr fing der alte Tanz wieder von vorn an — das Herumliegen auf der Bodentreppe sowohl, wie die Drohungen und Liebesergüsse. — Wenn er sie von sich stoßen wolle, so würde sie ihn vergiften — ihn und seine „Braut" — kündigte sie ihm an. —

Er lächelte traurig — — seine Braut — wie lange ruhte die schon — und er? — Wäre es ihm so entsetzlich gewesen, jetzt schon zu sterben? Gewiß nicht! — — Aber die Bibelerläuterung, die dann unvollendet blieb — die doch seine Lebensaufgabe bildete — für die, ja für die mußte er noch leben. —

Abends, wenn er noch — um frische Luft zu schöpfen — hinausgegangen war über Feld, in der Richtung nach den Friedhöfen, dann huschte Lori hinter ihm her wie ein Schatten.

Sie sprach nicht. Nur der Moschusgeruch, der verhaßte, umwehte ihn, und bei jedem ihrer Schritte sah er den lichtblauen Innensaum ihres Glockenrockes vom Winde erfaßt in die Höhe wirbeln.

„Die Ente kehrt immer wieder in ihren Pfuhl zurück!"

Ja — sie hatten doch wohl recht — seine Freunde.

Aber was sollte er thun? Sie wieder der Polizei ausliefern? Ihn schauderte. Nein — das wollte er nicht. Und wieder hatte er sich ihrer erbarmt.

Zu Westerlands großem Erstaunen riskierte einer seiner Freunde wieder einmal, ihn zu besuchen. Um Loris willen war das immer seltener geworden und hatte dann ganz aufgehört.

Sie kauerte unterdessen in seinem Schlafkabinett und horchte.

Und richtig — sie täuschte sich nicht — von ihr wurde gesprochen. — Der Freund hetzte Lothar gegen sie auf.

— — „Begreifen thu ich Dich sattisch nich, weißt De," — rief der vernehmlich, — „Du wirst ja sehn, daß sich zuletzt kein Mensch mehr um Dich kümmert — man kann's ja auch gar nich — man is sich ja seines Lebens nich sicher. Weshalb rufst De die Polizei nich an? Für so was is se doch da. Schonung is hier doch lachhaft — weißt De!"

„Als ob Du nicht wüßtest, weshalb ich das nicht thue!" hatte Westerland erwidert.

Und darauf wieder die Stimme des anderen: „Na hör mal, Du — nimm mir's nich übel — dis is doch — weiß Gott — ne ganz andere Sachlage, als die mit der — — — na, beruhige Dich, ich höre schon auf davon — — aber soviel steht fest, dis is ne total verkehrte Piätät. — Natürlich — Du kannst ja machen, was De willst, aber wundern darfst De Dich nachher nich, wenn alle Dich meiden!" —

Soweit hatte Lori gehört. Mit einem kleinen spitzen Trennmesser bewaffnet, raste sie spornstreichs in das Zimmer, und auf Westerlands ahnungslosen Freund zu.

Ehe der die Situation noch erfaßt hatte, bohrte sie ihm die Messerspitze halbwegs in den fleischigen Oberarm. Dann fühlte sie sich von Lothars sehnigen Fäusten gehalten.

Der Freund zog das Messer ruhig heraus, legte den zerschnittenen Rock ab und spülte unter der Leitung die kleine blutende Wunde.

Dann verließ er, ohne ein Wort des Abschieds, die Wohnung. Westerland fühlte wohl — auch der würde nicht wiederkommen. Und nur, weil er sich nicht entschließen konnte, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen — das Einzige, womit er mit einem Schlage die Freunde wiedergewann. Die Freunde und das Ansehen bei den Menschen; — denn auch das hatte er verloren durch die Auftritte im Hause, und Loris gemeine Art, ihn abends Schritt für Schritt zu verfolgen.

Wäre es wunderbar, wenn er eines Tages auch an der Schule seine Entlassung erhielt?

Und was dann?

Und dennoch ließ er alles so gehen. Dennoch schickte er Lori nicht dahin zurück, wo er sie hergeholt hatte. Er wußte wohl — warum? —

Im Bann einer Erinnerung. —

Im Andenken an eine andere. —

Liebevoll ruhten seine sinnenden Blicke auf dem Bilde, das vor ihm stand in dem einfachen hölzernen Rahmen — das der Verstorbenen — seiner Claire.

Als junges unerfahrenes Ding war sie vor einigen Jahren nach Berlin gekommen. Mit ihrem Kindersinn mitten hinein in die Stadt des Aufgeklärtseins — die Stadt der Sünde.

Zuerst in eine Fabrik — dann in die Arme irgend eines ihr „helfen wollenden" Kaufmannes.

War es ein Wunder, daß sie fiel? —

Lothar Westerland hatte sie eines Abends, als er von den Zelten kam, gerade rechtzeitig aus dem Wasser geholt und mit nach Hause genommen.

Da hatten sie sich denn beide zusammengefunden — sie — die Lebensmüde, und er, der ganz allein dastand auf der Welt. Konnte man ihm verdenken, daß er das Kind nicht mehr von sich ließ?

Ach, wenn er zurück dachte an jene Zeit — die Zeit der Liebe — der freien und dennoch reinen. —

Ja, damals!

Noch heute war ihm nicht klar, wie es möglich gewesen, was dann geschah. Irgend eines der Fabrikmädchen, oder jener Kaufmann selbst — kurz — er begriff es nicht — aber Claire wurde ihm fortgeholt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Er konnte nichts thun damals — nichts.

Sie loskaufen, ja — aber er war so arm. Acht Tage vor Ultimo, woher sollte er Geld beschaffen? Den ganzen folgenden Tag in Dienst — konnte er abends erst wieder nach dem Mädchen sehen.

Unvergeßlich — was dann kam.

Claire war tot. Gegen Abend hatte man sie bei Bellevue aus dem Wasser gezogen.

Noch in den nassen Kleidern lag sie auf dem ärmlichen Lager ihrer kleinen Behausung. So sah er sie wieder. Das Kindergesicht schmerzvoll verzogen — die Augen halb offen — — sie hatte ja niemand, der ihr im Todeskampfe die Augen zudrückte.

Er ließ sie begraben — weit. Berlin selbst hat ja keinen Raum mehr für seine Toten.

Seit damals war es, daß er nicht ruhig mit ansehen konnte, wenn ein Schutzmann die Mädchen fortführte, die er irgendwo aufgegriffen.

Konnte darunter nicht auch eine Unschuldige sein, der durch die erste Sittenkontrolle nun für immer der Weg angezeigt wurde für das spätere Leben?

So wie bei Claire — schuldig — und dennoch — unschuldig!

Als wenn er ein Teilchen eigner Schuld damit sühnen könne, übernahm er dann, sich nach Kräften derer anzunehmen, die sich selber feil bieten auf dem Berliner Markt.

Wenn er irgendwo ein weniger freches Gesicht antraf, dann vermutete er da unwillkürlich dieselbe Lebensgeschichte, wie die seiner Claire.

Und er zauderte nicht, sein Scherflein beizutragen, um die „bedauernswerten" Geschöpfe dem Leben zurückzukaufen. Das war ja nur Pflicht.

Mochten seine Freunde darüber reden, mochte die ganze Welt sich gegen den „Blödsinn" empören, er ließ nicht ab. Die alle verstanden ihn einfach nicht. Und wie konnten sie auch. —

Sie wußten nicht, was Claires erstarrte Lippen, ihre gebrochenen Augen ihm gepredigt hatten, wie sie ihn stumm gemahnt an die Pflicht seines Lebens — zu retten! — zu retten, was schuldlos untergeht in dem großen Berlin. —

Mochte er auch eine Unwerte getroffen haben in Lori — gleichviel! Er konnte sie der Polizei nicht überliefern — er nicht!

Freilich — was hatte sie ihm schon alles angethan.

Claires Bild — eine kleine Chromophotographie, die er beständig auf der Brust trug, hatte sie ihm — während er über seiner Arbeit eingenickt war — fortgenommen und zerschlagen, in einem Anfall wahrlich unberechtigter Eifersucht.

Geweint hatte er damals. Geweint — er, der große, verständige Mann.

Aber ahnte sie denn, was sie ihm damit angethan? Konnte sie begreifen, daß sein ganzes Herz an dem Bilde hing? — an dem Stückchen Karton mit buntem Glase darüber? Ihr war es doch weiter nichts, was sie da vernichtet hatte in niedriger Rachsucht. Ihm freilich war damals zu Mut, als wäre ihm Claire noch einmal gestorben in den unkenntlich gewordenen Resten des Bildes.

Aber er hatte Lori verziehen. Das lag nun einmal in seinem edelveranlagten Charakter.

Wie jammerwürdig vergällte sie ihm dafür das Leben. —

Eine Zeitlang hatte sie sich — um ihn nur sicherer zu gewinnen — in die Maske der Entsagenden gehüllt. Da phantasierte sie denn unverfroren von Lothar Westerlands „zukünftiger" „Frau", der sie nur eine „Dienerin" sein wolle — — wunschlos — - nur, um in Seiner Nähe zu sein! — —

Er mußte lächeln, wenn er daran dachte.

Wie bald hätte er seine „zukünftige Frau“ dann wohl irgendwie umgebracht wiedergefunden — erdrosselt oder vergiftet von der „entsagenden Dienerin“.

Nein — auch das zog nicht. Herr Gott! — würde Lori niemals begreifen, wie sie miteinander standen?

Sicherlich nicht! Das sah er schon allein, wenn sie — gelegentlich an einem Blumenverkäufer vorüberkommend, ihn mit Anklagen bestürmte, „daß er ihr noch niemals Rosen gekauft!“ — —

Ja — da konnte sie lange warten! —

Das Leiden, welches zur Zeit in Loris Schädel grassierte, hieß: „In-das-Wasser-gehen“.

Das grade hatte einen eignen Klang für Herrn Westerland.

Wenn sie nun in das Wasser ginge! — — vielleicht gar da, wo auch Claire geendet. — — Entsetzlich! —

Dann packte ihn eine mächtige, aber ganz unbegründete Angst. In Wahrheit wohl nur die Nervosität, welche — ein Resultat jener unseligen Katastrophe — ihn stets befiel, wenn er nur las oder hörte, daß irgend jemand aus der Spree gefischt war.

Loris Spürsinn hatte diese Schwäche bei Lothar bald herausgefunden. Nun wußte sie doch endlich etwas, das ihm thatsächlich noch Schrecken einjagen konnte. Und sie nutzte es gründlich aus.

Am vergangenen Abend — als er sich dabei die schwere Erkältung holte — hatte sie ihn zum sechsten Male mit leerer Drohung geuzt.

Daß es ihr wieder nicht ernst gewesen, sah er nur zu deutlich an ihrer Kleidung, die noch niemals so ausgesucht raffiniert gewesen, wie heute.

Die große, täuschend imitierte Brillantenschnalle am Kragen hatte sie sicherlich erst diesen Morgen erstanden. Das ließ nicht allzu große Todessehnsucht vermuten.

Aber — wo mochte sie nun in Wahrheit geblieben sein? — — Eine volle Stunde hatte er nun auf dem Sofa verträumt, nachdem Lori hinausgegangen. Solange pflegte sie ihn sonst nicht zufrieden zu lassen.

Richtig — sie hatte da wieder eine Andeutung fallen lassen von: „auch auf andre Art ausführen können“ — — oder ähnliches.

Was da wohl wieder zu Platz kommen würde.

Er war neugierig. —

Der Husten und die daraus resultierende Verstimmung machte ihn Loris Faseleien gegenüber heute doppelt zum Skeptiker.

Aber sehen wollte er doch nach ihr; und wäre es nur, um zu erfahren, wie das Extrem der Hysterie ausschaut, der diese Person doch ohne Zweifel anheim gefallen war.

Er betrat das Schlafkabinett.

Hatte er vorher gelächelt, so reichte das jetzt nicht mehr, angesichts dieses Bildes. Einen Moment durchzuckte es ihn, ob wohl für Lori die Aufnahme im Irrenhaus zweckmäßig wäre. Aber er verwarf den Gedanken alsbald. Dies war nicht Krankheit — nein — aber ein Grad von Raffiniertheit, den er selbst einer Lori Waldburg nicht zugetraut hätte.

Staunen — Ekel — Verachtung — das alles konnte sie, wenn sie gewollt hätte, in dem Blick lesen, der sie traf; aber sie zog es vor, fürs erste wenigstens die Augen geschlossen zu halten. —

Eines seiner Handtücher um den Hals gebunden — nicht gewürgt — dachte sie den Eindruck einer Erhängten zu machen. Das Handtuch hing mit der Schlinge am Spiegelhaken — soweit also war den Anforderungen solchen Entschlusses genügt.

Loris Füße aber — und das war das Wunderbare an der Sache — standen kaum merklich, aber fest, mit den Spitzen auf einer Kiste.

Das Allerwunderbarste aber, daß sie sich da schon vor einer Stunde „aufgehängt“ hatte, ohne gestorben zu sein: —

Was sie sich eigentlich dachte?

Hielt sie ihn für einen dummen Jungen, der mit ihr Kasperletheater spielen würde?

Da irrte sie sich gewaltig.

Ohne viel Federlesens und ohne die Schonung, die man einer Leiche wohl widmet, band er das Gewürge los und stellte Lori auf die Füße — auf denen sie zwar schon vorher gestanden — und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Er konnte sich selbst nicht besinnen, ein menschliches Wesen je derart geschlagen zu haben.

„Wenn Sie, dummes Frauenzimmer, wirklich nichts Besseres zu thun haben, als Stricke drehen aus meinen reinen Handtüchern, dann werde ich Ihnen Arbeit geben!“ brüllte er sie an.

Das hatte sie aber doch nicht vermutet.

Innerlich knirschend vor Wut, sagte sie sich, daß nun wohl alle Brücken abgebrochen waren zu Lothar Westerlands steinernem Herzen, und daß ihre kunstvollen Spinnengewebe auch nicht mehr hinüber reichten.

In ihren Augen lohte etwas auf, etwas ganz eigenes — das er vorher noch nie darin bemerkt hatte.

Aber es gab Dinge, für die seinem reinen Sinn jedes Verständnis abging, deshalb legte er auf Loris bösartigen Blick nicht allzuviel Wert.

Von neuem herrschte er sie an: „Trennen Sie sich von dem Hut da, die feuerroten Federn ab! und den himmelblauen Fetzen unten aus dem Kleide! — — Sie finden das hübsch? — was? — ich hätte garnicht ge-

dacht, daß jemand, der sich „erhängt“ hat, noch ein Kleid oder einen Hut hübsch finden kann. — Überdies ist mir das auch gleichgültig. Solange Sie bei mir sind, haben Sie sich nach meinem Geschmack zu richten! — Also — wenn Sie die Fahnen da losgetrennt haben, dann gehen Sie zum Kaufmann und holen Kaffee und Spiritus! — Nachher nehmen Sie den Spirituskocher vom Schrank herunter und bereiten uns einen gescheuten, starken Kaffee! Sie trinken wohl Milch dazu? — na, da holen Sie auch 'n bißchen Milch! — aber etwas geschwind — denn ich bin durstig.“ —

„Ja, wozu stehen Sie noch da? — Ich glaube Ihnen ja doch nicht, daß Sie gestorben sind. Schnell — schnell — die roten Federn runter und den blauen Lappen aus dem Kleid! 's thut Ihnen wohl höllisch leid darum, was? — Ich hätte aber wirklich nicht gedacht, daß jemand, der sich — umbringen will, noch Wert legt auf so weltliche Dinge!“

Lori sah immer deutlicher, daß sie es diesmal zu dumm angefangen hatte. Westerlands Spott reizte sie grenzenlos. In ihrem Kopf mochten nicht die besten Gedanken brüten.

Aber sie nahm — scheinbar demütig und folgsam — das Trennmesser zur Hand, eines ihrer Mordinstrumente, und säbelte mit wahrer Fieberhast herum an dem Kleidersaum. Auch der schönste Schmuck ihres streng modernen Hütchens — die winkenden Straußfedern fielen — und dann wurde der ganze Staat in eine große Zeitung gewickelt.

Soweit ging alles programmmäßig. Lothar Westerland hustete sich nach der langen Standrede wieder die Lunge frei und versuchte, an die Arbeit zurückzukehren. Wenn so ein Selbstmordversuch erst glücklich vorüber gegangen war, trat für gewöhnlich auf einige Zeit etwas Ruhe ein. Das sollte seinem Manuskript jetzt zugute kommen.

Lori ging zum Kaufmann und besorgte alles nach Wunsch — „was auch ohne die blaue Frisur und die roten Federn möglich gewesen war“ — wie Westerland spottend bemerkte.

Milch hatte sie nicht besorgt — „sie hatte keinen Appetit“ — und wollte lieber nach Hause gehen! —

„Möchte sie es wahr werden lassen!“ seufzte Lothar vor sich hin.

Sie deckte mit großer Sorgfalt den Tisch, wobei ihre Hände wie im Krampfe zitterten. Vergebens suchte sie es vor ihm zu verbergen.

Ihn wunderte das garnicht. Bei der verrückten Stellung an der Wand, vorhin, mochte sie sich schon etwas angestrengt haben. —

Nachdem alles auf dem Tisch stand, so recht einladend — Westerland hatte diesem Mädchen gar nicht soviel Hausfrauentalent zugetraut — huschte Lori zur Thüre hinaus.

Er blickte sich verwundert um. Zum ersten Male war Lori gegangen,

ohne — „für immer“ lebewohl zu sagen. Das mußte etwas zu bedeuten haben. —

„Sie wird nicht gar zu weit sein!“ sagte er sich dann — „im besten Fall wieder draußen auf der Bodentreppe.“ — —

— Diesmal irrte er sich. — Lori Waldburg stürzte in fliegender Hast die Treppe hinunter, — die Straße entlang — an ihrer Wohnung vorüber — immer weiter — dem Tiergarten zu.

Dr. Westerland erhob sich vom Schreibtisch.

Einen Augenblick trat er an das Fenster — unwillkürlich von dem Naturschauspiel gebannt, das kaum ein Mensch ohne Rührung betrachtet: Sonnenuntergang. Das rotgoldene Licht überströmte noch einmal die ganze Stadt — das endlose Häusermeer voll Millionen elender Menschen.

Aber auch auf den Gräbern ruhte sein Glanz — auf Claires Grab. —

Ein Gefühl unendlicher Müdigkeit überkam den jungen Gelehrten — fast Sehnsucht — und wuchs in ihm, je mehr sein Blick der sinkenden Sonne folgte.

Nie hätte er für möglich gehalten, daß ein zweiunddreißigjähriger Mann so müde des Lebens sein könnte.

In das Zimmer zurücktretend, fiel sein Blick auf die lateinische Arbeit.

Durfte er denn müde werden, ehe diese beendet war? — die doch so gut wie der Inhalt und Zweck seines Lebens war?

Was wollte er auch? — Warum nannte er sich arm? — Da im Käfig zirpten die Vögel — die brauchten ihn, dort auf dem Kissen lag der treueste aller Hunde — kein Mensch verstand sich so gut mit ihm, wie er — — und das Allerbeste am Leben — — Kaffee, seine stille Leidenschaft — da dampfte er ihm ja aus der vollen Kanne entgegen.

Behaglich, breitbeinig setzte er sich an den gedeckten Tisch, stemmte die Ellenbogen auf, und freute sich, daß er Lori diesmal so früh schon los geworden war. Nun sollte ihm der Kaffee noch einmal so herrlich schmecken.

Er füllte die Tasse und trank in einem Zuge.

„Verdammte Angewohnheit!“ da hat sie mir den Kaffee schon wieder mit Zucker verhunzt!“ schimpfte er. Er trank ihn viel lieber bitter. Aber umkommen sollte er deshalb nicht! Und er leerte die zweite Tasse.

Ein seltsam beängstigendes Gefühl würgte ihm plötzlich die Kehle zusammen.

„Ich sollte nicht immer Kaffee trinken!“ sagte er sich, „das ist mir schädlich!“

Aber schließlich — er trank ihn nun einmal gern — er war gekocht — da wollte er ihn auch nicht stehen lassen. „Die dritte Tasse werd' ich wohl noch vertragen.“

Aber es schien doch nicht so. — Er hatte sie kaum geleert und wieder auf den Tisch niedergestellt, als plötzlich vor seinen verschwommenen Blicken alles zu kreisen begann. Dabei verstärkte sich mit unnatürlicher Schnelligkeit der Krampf in der Kehle und wälzte sich wie ein Knäuel über die Brust.

Dazu brannte der Kaffee im Schlund und Magen wie Feuer.

„Ich — bin — ver — gif — tet!“ das war der letzte zusammenhängende Satz, den Lothar noch gurgelnd hervorstoßen konnte. Zum Hilferuf reichte die Kraft nicht mehr.

Nach wem sollte er auch schreien? Die Mitbewohner seiner Etage waren schon früh zum Kartoffelhacken gegangen und kamen des Abends ganz spät erst nach Hause. Vom Fenster aus hätte seinen Schrei wohl keine Seele gehört — er wäre übertönt worden von dem wimmernden Karussell und dem lauten Bahnhofsgetöse.

So war er also verloren — unrettbar — im Dienst der guten Sache zu Grunde gegangen. — Konnte er es sich eigentlich besser wünschen? — Gehörte nicht dieser Tod zu seinem ganzen schuldlos pflichttreuen Leben? —

— Langsam glitt er vom Stuhl auf den Teppich nieder und immer weiter entfloh das Bewußtsein.

Halb schon im Traume erschienen ihm bildergleich die vergangenen Tage — einer nach dem andern von seiner Jugend bis heute — diese Kette von Sorgen und Entbehrungen — Pflichten und Pflichterfüllung. Da war keine Stunde, die ihm noch das Sterben beschweren konnte — alles so klar — so sonnenklar — so würdig des Todes — des Friedens. —

Er hörte die Vögel noch zirpen und mit den Flügeln schlagen — fern — ganz fern, wie Töne von oben — aus den Wolken. Und die kalte Schnauze des Hundes fühlte er an der Stirn.

Er wollte noch einmal die Augen aufreißen — hinauf zu Claires Bild — — es ging nicht mehr. Nur der letzte Lebensstrom des versiegenden Blutes war es, das die Kraft des Erinnerns noch konzentrierte auf die tote Liebe. Aber, was wollte er auch mit dem Bilde? — er sah sie ja selber vor sich — so klar — so deutlich — in dem schneeweißen Totenkleide — mit dem Myrtenhalbkranz über der Stirn — seine Claire — —

Immer ferner rückte der Lärm — immer eisiger strömte das Blut aus den Schläfen zum Herzen. Wie ein Schatten huschte noch einmal alles an ihm vorüber — sein Zimmer — Claires Grab — die Vögel — der Hund — die lateinische Bibelerläuterung, die nun doch unvollendet. — — — Ein Zucken ging durch den erstarrten Körper — die Hand streckte sich nach dem Schreibtisch zu, wo die Arbeit lag, die der Inhalt seines Lebens gewesen. —

Ein kurzer, ringender Kampf — Westerland war entschlafen. — — —

— — Im Zimmer war's dunkel geworden. Die Vögel flatterten ängstlich gegen die Stäbe des Käfigs. Der Hund heulte und leckte die Hände des Toten.

Unterdessen fuhr dröhnend und pustend da unten der Eilzug gen Basel — und die Kapelle des Ballokals setzte mit schmetterndem Tusch ein zur Eröffnung des Tanzes.

Über alledem flutete noch einmal ein Streifchen erlöschenden Abendrotes. — Dann wurde es Nacht.

Alexander Ritter, der Dichter und Komponist.

Von Josef Hofmiller.

(München.)

I.

Wenn die Kaiser und Könige mit schmetternden Fanfaren alles Volk zu ihren lauten, bunten Festen laden, dann mag es wohl vorkommen, daß Einen in all dem Glockengeläute, Fahnenflattern, Tücherwinken, Trommelwirbeln, Trompetenjauchzen mit einem Male eine seltsame Lust anwandelt und ein unruhiges Verlangen, durch stille und verlassene Seitengassen sich hinaus vors Thor zu flüchten. Gewiß, er würde dem Monarchen gerne huldigen, aber er verschmäht es, sich mit in Reih und Glied zu stellen, zwischen die Gaffer, die des Vormittags ihre Augenweide, und, wenn es gut geht, des Mittags, wenn die Brunnen Wein zu speien anfangen, beim fröhlichen Raufen um den gebratenen Ochsen, auch ihre Schnabelweide haben wollen; — es riecht auch nicht allzugut bei solchem Festzugsgedränge . . . Nun ist er draußen, und nun hört er es auch gar nicht ungerne, das vielstimmige Brausen und Getöne, das sich wie mit dem blauen Rauche der friedlichen Schornsteine leise über Stadtmauern und Gräben hinüberwiegt, durch den warmen Duft des goldenen Sommertages, dem Walde zu. . . Nun ist er im Walde, und in feierlichem Schweigen verliert sich Tagesgrelle und Tageslärm, — schon weiß er nicht mehr, ob das noch die letzten fernen Grüße der festlichen Stadt sind, was da durch die Blätter rauscht, oder nur der Sommerwind, der seine leisen Lieder in sanft bewegten Wipfeln singt. Er geht weiter, ohne Weg und ohne Ziel, bis sich plötzlich das grüne Dickicht weitet, und die blanken Fenster eines alten Herrenhauses zwischen dunkeln Bäumen hervorblitzen. Dort verlebt er nun köstliche Stunden: dort haust

ein alter, ritterlicher Schloßherr mit einer schönen, zierlichen, blonden Frau: da giebt es frohe Jagden in heimlichen Revieren, da setzt man sich zu zehnt oder zwölft zu Tisch und speist noch mit einer Art von Kunst, in auserlesener Gesellschaft, in kühlen, gedämpften Zimmern, auf alten silbernen Geräten; da versteht man noch die feingeordnete Folge der Gänge zu würdigen, da weiß man noch für das köstlichste Aroma und die flüchtigste Blume alten Weines ein kluges Wort genießenden Verständnisses zu finden, und die goldnen Bälle schalkhafter Rede werden mit Anmut von zarten Händen herüber und hinüber geworfen. . .

Ohne Bild und Gleichnis gesprochen: Wenn in irgend einer Kunst ein dominierendes Genie aller Augen und Ohren auf sich lenkt, so laufen die Einsameren leicht Gefahr, unbekannt zu bleiben. Ob sie diese Einsamkeit und Verborgenheit sehr tragisch nehmen? Ob sie mit dem alten Meister alles verschwiegenen Gartenglückes, alles heimlichen Herbstsonnenscheines sagen werden: „Bene qui latuit, bene vixit?“ Ob sie sich damit genügen lassen, daß sie in aller Ruhe und Stille ein Meisterwerk nach dem andern hervorbringen und glückselig warten, bis jemand das goldene Ding findet, aufhebt, eilig unter den Mantel versteckt und beglückt mit sich nach Hause trägt? . . . Genug, — sie sind unbekannt, diese Feinen und Tiefen; es mögen aber doch ein Halbdutzend Leute herumlaufen, denen man ein Geschenk macht, wenn man ihnen von diesen verborgenen Glücklichen Kunde bringt. Wohlan! Wir sind in Geberlaune heute! Erzählen wir von den verzauberten Gärten eines Ritters vom Geist und vom Ton: denn von all diesen Feinen und Tiefen ist Alexander Ritter, der Dichter und Komponist des „Faulen Hans“ und von „Wem die Krone“, einer der feinsten und einer der tiefsten. —

II.

An einem der letzten schönen Maitage des vorigen Jahres sahen wir ihn zum erstenmale.

Unmittelbar hinter einer der ältesten und belebtesten Straßen Münchens liegt ein stilles Viertel, mit ein paar alten schwarzen Kirchen, großen Pfründnerhäusern, mit breiten, sonnigen, landstädtchenmäßigen Straßen, darinnen alte stille Häuser mit blankgeputzten Spiegelscheiben und hellen Fensterläden. Dort liegt auch eine alte stimmungsvolle Weinstube, in altdeutscher Bauart, mit goldbraun angerauchten Holzgewölben und mit gemalten Fensterscheiben, die ein feierliches Halbdunkel in dem dunkel getäfelten Raume verbreiten. Dort saß er eines schönen Nachmittags, in andächtigem Schweigen langsam einen Römer nach dem andern leerend. Die bunten Lichter der Fenster und die Kerzen vom Lüsterweibchen tanzten einen märchen-

haften Reigen um seinen Tisch, über seinen prachtvollen alten Kopf, über den weißen Bart, über sein glänzendes, jugendlich rotes Gesicht. So saß der alte Zecher wohl eine Stunde lang, schweigend, feierlich, in kleinen Kennerschlücken trinkend, dann stand er auf, setzte seinen schwarzen Schlapphut aufs schneeweiße Haupt und ging raschen Schrittes hinaus. Wir kannten ihn nicht, aber er hat einen Kopf, den man nie wieder vergißt, wenn man ihn einmal gesehen hat. Am Heimwege blieben wir vor einer Musikalienhandlung stehen, wo die Photographien aller Mitwirkenden bei der 29. Tonkünstlerversammlung ausgestellt waren. Da lasen wir unter seinem Bilde zum erstenmal den Namen „Alexander Ritter“. Beim vierten Konzert im Odeon wurde eine seiner Kompositionen aufgeführt, „Olafs Hochzeitsreigen, symphonischer Walzer für großes Orchester“. Wir gestehen offen, daß wir noch nie mit froherer Erwartung zu einem Konzert gingen.

„Olafs Hochzeitsreigen“ ist einer der merkwürdigsten Tänze, die je geschrieben sind. Ein ganz knappes Thema, bloß vier Töne, aber was hat der Komponist daraus gemacht! Das wiegt sich und schmiegt sich, das lacht und jubelt, das sehnt und drängt in atemloser Hast, und zögert wieder in unnennbarer, quälender Angst, das wirbelt und flirrt wie ein berauschendes Bacchanale, das schluchzt in zuckenden Stößen, wie wenn es weinen wollte und nicht weinen könnte, und reißt und zerrt drohend und wird ein einziger ungeheurer Schrei — und niemand weiß, ob so grausig der gräßlichste Schmerz schreit oder die entsetzlichste Wonne. Kein Takt ist wie der andere, und es ist *eine* Melodie; das Thema kehrt immer wieder, und es ist doch jedesmal neu und anders; es ist geistvollste Kunst bis ins feinste Geäder, und klingt wie eine Improvisation; es ist ganz genial orchestriert, und man *hört* es kaum, so sehr ist die Klangwirkung im Organismus des Stücks aufgegangen; jede Einzelheit ist vollendet, und man hört immer nur das vollendete *Ganze*.

Vor kurzem wurden in der Akademie wieder zwei Orchesterstücke von Ritter aufgeführt. Wir hatten eine ganz unbeschreibliche Freude, ihn wieder dirigieren zu sehen. Er hat seine ganz besondere Art. Wie er langsam auf das Podium steigt, wie er vor dem Publikum eine stolze, altfränkische Verbeugung macht, wie er sich vor dem Orchester verneigt, als wollte er sagen: „Bitte, nehmt euch recht zusammen, damit es recht schön wird!“ — Das alles ist so eigentümlich und sprechend, daß man es nie vergißt. Und dann sein Dirigieren! Es war höchst interessant, seine Art mit der Hermann Levi's zu vergleichen. Es giebt für einen musikalischen Menschen wohl kaum einen feineren Genuß, als Levi dirigieren zu sehen: Wie er alles durchgeistigt, wie er tausend einzige Schönheiten aus einer Partitur herausholt, ohne eine einzige hineinzulegen, die nicht schon vom Komponisten hinein-

gelegt ist, wie er mit dem Orchester spielt, so daß es nur das ist, was er in jedem Moment haben will, und das alles ganz fein, ganz diskret, ohne Fechtübungen in der Luft, ohne jede Virtuosenpose, — das muß man gesehen haben, um es in seinem ganzen zarten Dufte zu erfassen. Ritter dirigiert wieder ganz anders: Einmal mit einer Sicherheit, die wirklich überraschend ist, wenn man bedenkt, wie selten der Mann Gelegenheit hat, ein Orchester zu leiten. Aber es kommt noch etwas ganz Eigentümliches hinzu, eine Art von Andacht. Über seinem ganzen Wesen ist eine innige Feierlichkeit ausgegossen, jene Feierlichkeit, mit der der Schaffende seinem Werke gegenübersteht, eine Art von holdseliger Ehrfurcht und Scheu, eine tiefe stille Seligkeit und Wonne; — ich glaube, auch wer ihn nicht kennt, müßte an seinem Dirigieren merken, daß er der Komponist sei. Es ist, wie wenn er das Werk in diesem Moment gerade schüfe, es sind nicht die Geigen, die so verklärt singen, seine Seele singt und jubelt, es sind nicht die äußerlichen Pausen, die dieses Bangen hervorzittern lassen, er selbst erlebt in diesem Momente alle Schrecknisse seiner Musik, er selbst bangt und zittert vor den schwindelnden Schauern des Erhabenen, die er künden soll. . .

„Karfreitag" hieß das erste Stück. Es war totenstill in dem weiten Saale. Man hatte noch selten solche Töne gehört: das war von einer ungeheuren Trauer, das wühlte in den grausamsten, schmerzendsten Akkorden, das quälte bis aufs Blut, das war wie ein einziger schneidender Ton, in dem alle Qual und alle Herbigkeit und Bitternis zusammengepreßt war, und das fiebernde Zittern aller Kreatur vor dem Tode, und der stumme Schrei aus dem brechenden Auge des Sterbenden, und das marternde Verrieseln des warmen Blutes in müden, brennenden Tropfen, und die Verzweiflung, die sich krümmt und röchelt, und die schluchzende Sehnsucht, die um den endlichen Tod bettelt . . .

„Fronleichnam." Ah, wie man aufatmete! Wieder hoffte! Sich der Sonne freute! Denn das war wieder Sonne und Farbe und Singen! Es giebt ein paar Seiten von Dr. Conrad, die zu dem einfachsten, hellsten und festlichsten gehören, was die neuere Litteratur an Stimmungsbildern hervorgebracht hat: ich meine die Schilderung seines Einzuges in einem fränkischen Städtchen am Abende des Fronleichnamsfestes in den „Wahlfahrten". An diese Seiten erinnerte mich die Musik Ritters: In dieser Stimmung wandelt ein froher, wohlgeratener Mensch durch die träumenden Gassen; noch liegt das duftende Gras auf den Wegen gestreut und vermischt seine Wohlgerüche mit dem leisen Schlummeratem des müden Tages; noch zittern Glockentöne und hohe Lieder in den bewegten Lüften; noch raschelt helles Birkenlaub an den weißen Ästen; noch hallt das bunte Klingen des verrauschten Volksfestes aus traulichen Winkeln; leiser plätschern die

Wasser in den Brunnen, leiser ziehen die murmelnden Wellen des Flusses ihren silbernen Weg; lautlosen Flugs schwebt süßer Traumesduft über der ruhigen Stadt . . . —

Als Künstler gehört Ritter zu jener seltsamen und einsamen aristokratischen Gruppe, die gerade in unserem Jahrhundert ihre feinsten und tiefsten Repräsentanten hat; diese Kunst ist es, für die man in Frankreich den Namen „art intime“ geprägt hat: Corot, Millet und alle die späteren Meister des „paysage intime“ gehören dazu, wie Flaubert und die Goncourts, wie Stifter und Gottfried Keller, wie Jacobsen und Ibsen, wie alle wirklich originellen Genies: Denn die eigenste und köstlichste Blüte eines Kunstwerks ist für die Menge immer ein Abyton, ein verzauberter Garten, den sie nie und nimmer betreten wird; die kolossale Poesie, die Zola in ein paar Sätzen, Wagner in drei Takten zusammenpreßt, die wird — gottlob — trotz aller äußerlichen Erfolge dieser Meister, immer nur Wenigen und Auserlesenen zugänglich sein. Zu dieser strengen und abgeschlossenen Gilde gehört auch Ritter; am nächsten steht er vielleicht dem Komponisten des „Barbiers von Bagdad“. Wie Cornelius, ist er ohne Wagner schlechthin nicht zu denken, und doch, wie Cornelius, steht er Wagner durchaus selbständig gegenüber. Er bringt es fertig, fünfzig Takte zu schreiben, von denen ein Durchschnittspublikum auch nicht einen einzigen kapiert; dann fällt ihm wieder ein, wie in der Komposition zu dem Lenauschen Gedicht „Mahnung“, einen reinen Satz von solch absoluter Melodie und Verklärtheit zu dichten, daß er sich dem Ohre für immer eingräbt; oder, wie in seinem „Benedictus“, erzielt er den Eindruck jubelnder Seligkeit durch ein ganz einfaches und scheinbar leichtes Mittel — es ist wie mit dem Ei des Kolumbus: Das Lied ist im $^6/_8$ Takt geschrieben, und die ersten fünf Achtel zusammen genommen; dieser sechste kurze Ton, der wie vor Freude aufhüpft, wirkt ungemein reizvoll und eigentümlich. Oder er schreibt eine Art von Fuge („Fronleichnam“), keine epigonenhafte rhythmisch plumpe Stimmenreißerei, sondern einen ganz langsamen, gedehnten, weichen Gesang: zuerst singen ihn die ersten Violinen, so daß er gleitet und leuchtet, wie eine Perlenschnur durch die feinen Finger einer Frauengestalt von Burn Jones, dann nehmen ihn die zweiten Violinen auf, dann die Violen, die Cellos, Note für Note, Takt für Takt: ist das eine Fuge? Möglich, aber eine ganz besondere. Oder ist es ein Canon? Auch möglich, aber einer, wie er nur einmal existiert. Oder ist es keines von beiden, ist es „bloß“ Musik, ganz unvergleichlich seelenvolle, stille Musik?

In dieser Art schrieb Ritter eine lange Reihe wundervoller Lieder, bald für die menschliche Stimme, bald für die Violine mit Orgelbegleitung („Eine Christmette“, „Zu einer ersten Kommunion“), bald für ein großes

Orchester. Aber, wie wenn ihm das nicht genügte — zweimal bisher griff er mit glücklicher Hand in die wunderbare alte Märchenwelt und schuf sich als Dichter zwei prächtige, bunte Texte und komponierte eine prächtige, leuchtende Musik dazu. Nun redet er zu allem Volke, wie der Meister der Meistersinger. Er redet, wie Hans Sachs, tiefsinnig und schalkhaft, und wenn das Volk auch nicht alles versteht, die Schönheit und der frohe Humor des Erfaßten läßt es wohl die Tiefe und die goldige Sonnenscheinweisheit des noch nicht Verstandenen glücklich ahnen.

III.

Über keine künstlerische Strömung hat man bisher oberflächlicher geschrieben, als über die Romantik. Man hat sich bei uns in Deutschland von Anfang an die Perspektive dafür verdorben, indem man ihre katholisierenden Tendenzen viel zu einseitig betonte, man hat sich nie gefragt, ob das nicht im Grunde etwas herzlich nebensächliches und sekundäres war. Man hat mit plumpen Fingern Romantik und Jungdeutschland geschieden, zwei Strömungen, die fast nicht zu unterscheiden sind. Da traf Stendhal wieder einmal ins Schwarze, als er in seiner Broschüre „Racine et Shakespeare“ kühn und richtig die These aufstellte: „À le bien prendre, tous les grands écrivains ont été romantiques de leur temps.“ Wo etwas Großes im Werke ist, geht es nie ohne eine Art von Romantik ab: Man vergesse nicht, daß das bedeutendste politische Faktum in diesem Jahrhundert, das Jahr 1871, ohne erzromantische Instinkte nicht erfolgt wäre, daß das bedeutendste künstlerische Faktum, Richard Wagner, die intensivste Romantik war; und wie viel Romantik steckt, als Bestes und Tiefstes, in der bedeutendsten philosophischen Erscheinung dieses Jahrhunderts, in Friedrich Nietzsche! „Romantisch“ und „modern“ sind schließlich nur Worte für ein und denselben kulturellen Vorgang. —

Auch Ritter ist Romantiker. Seine Probleme sind romantische Probleme: Da ist der „Taugenichts,“ der „noch nichts gesehn, der Mühe wert, drum aufzustehn“, ein legitimer Enkel des Eichendorff'schen Helden, aber hundertmal tiefer als dieser: er hat den tiefen Argwohn, daß alles, was so großen Lärm mache, in Wirklichkeit ganz verteufelt wenig tauge, er kann den Spektakel der Historie „um alles nicht im Ernste nehmen.“ Darum liegt er den ganzen Tag „im Schatten breiter Linden, — umspielt von Sommerwinden, — und dichtet eine schönre Welt, — drin alles besser ist bestellt.“ Und so ist er ein Wartender, dieser Ideologe und Weltverbesserer, und wird nicht ernst genommen, und nimmt selber die Andern nicht ernst, bis das „Wunderbare“ eintritt: Eines schönen Tages, wie die „Praktischen“ sich keinen Rat mehr wissen, weiß der faule Hans eine That: Er schlägt die

Riesen nieder und freit die Königin. Was ist geschehen? 1870/71, sonst nichts ... Da ist der „Pechvogel" Heinrich, der mit seinen Brüdern ausgeschickt worden ist, und wer von den dreien den mitgegebenen Schatz am weisesten verwendet, soll König werden und die schöne Base Hilde freien. Die Brüder sind „praktisch" und sorgen für Prunk und Wehr, Heinz kehrt mit leeren Taschen heim — er hat alles verschenkt und nebenbei ein paar freche Beamte totgeschlagen. Nun steht er vor dem Thron:

„Ach wüßt' ich nur kunstreich die Worte zu führen,
ich wollte Gluten im Herzen euch schüren,
entfachen ein zornig flammendes Wollen,
das führe durchs Land in donnerndem Grollen,
zu künden in leuchtendem Morgenrot
aufs neue der Menschenlieb' heilig Gebot."

Was ist geschehen? Im Märchen — Alles: Heinzens ist die Krone. In der Wirklichkeit — Nichts: Noch ist Heinz nicht nach Deutschland zurückgekehrt. Wie? ein Märchen mit politischem Hintergedanken? Das nicht, aber ein Symbol: „Die Königin erscheint: eine Gräfin in lang wallendem weißen Haar, die übrige Erscheinung genau der Germania gleich, wie wir sie auf Bildwerken und Monumenten kennen." (Scenische Anmerkung zu „Wem die Krone".) Noch ist Heinz nicht zurückgekehrt: noch zankt man um Militärvorlagen und Handelsverträge, während die Kultur schön langsam zum Teufel fährt. „Der faule Hans" ist nicht nur Symbol geblieben; „Wem die Krone" aber muß erst von Deutschland eingelöst werden. . . .

Wir gehen auf den poetischen Wert der beiden Dichtungen nicht näher ein, — wir müßten sonst die Textbücher abschreiben. Wir erklären sie nur als die besten, klarsten und dichterischesten unter allen nachwagnerischen Texten; wir gehen noch weiter und behaupten direkt, daß der poetische Wert derselben allein, ohne die Musik, schon hinreichen würde, sie als ganz reizende und originelle Dichtungen zu charakterisieren: Stellen, wie der wundervolle Monolog Hansens vor dem Einschlummern, oder die große Erzählung Heinrichs sind den analogen Partien bei Wagner vollkommen ebenbürtig. —

Alexander Ritter ist jetzt ein Sechziger. Melodische Erfindung und Gestaltungskraft strömen ihm noch unversiegt. Wir hoffen, daß er uns noch mit manchem Meisterwerke beschenken wird. Er ist gegenwärtig noch wenig bekannt. Aber er gehört zu den Künstlern, deren Namen die Zukunft ehrfürchtig beiseite legen wird, zu den großen Einsamen und Hoffenden, zu den tiefen Sehnsüchtigen und Symbolikern, zu den Ganzen, deren Existenz das Leben selber lebenswerter macht, denen in der Kunst zu begegnen eine Lust, die huldigend zu grüßen und zu verehren eine Ehre ist.

Décadence.

Randglossen von Ottokar Stauf von der March.

(Wien.)

Falls nach hundert und mehr Jahren ein Mensch, ob „gebildet“ oder „ungebildet“ ist ganz egal — vorausgesetzt, daß es überhaupt noch Einen giebt, der sich um Gedrucktes schert, ein Buch unseres Zeitalters in die Hand nehmen und lesen wird, so dürfte dieser aus dem berühmten ‚Schütteln des Kopfes‘, wie es der alte Kortum in seiner Jobsiade schildert, nicht so bald herauskommen.

Trotz der weltfernen Kulturperiode ist uns ein Homer, ein Pindar, ein Äschylos, ja selbst ein Valmiki und Vjasa (Mahabharata und Ramayana) — von Dante, Tasso, Calderon und Shakespeare gänzlich abgesehen — auch in den subtilsten Stimmungen seiner Seele klar und verständlich; unsere zeitgenössischen Dichter*) aber werden es dem Enkel nach der verhältnismäßig lächerlichen Zeitspanne eines Säkulums nicht, oder im günstigsten Falle doch weit, weit minder, als die genannten mehr oder weniger sagenumwobenen Dichterheroen sein.

Das Herumtaumeln zwischen der modernen Skylla und Charybdis: Genuß und Ekel, das fieberische Tappen und Tasten, die elementaren Ausbrüche rasendster Leidenschaftlichkeit und gleich darauf, fast im selben Atemzuge, die Auslassungen schlaffster Apathie, die halsbrecherische Equilibristik auf dem zum Zerreißen angestrafften Nervenseil, und — Ende gut, alles gut — das dumpfe, schwere Kolorit, die neurasthenische Atmosphäre — alles in allem: die Décadence (es ist ungemein charakteristisch für den Deutschen, daß er hier eine Anleihe beim französischen Wortschatze machen muß), wie sie leibt und lebt, oder besser gesagt: vegetiert, wird dem Litteraturfreunde der Zukunft ein siebenfach gesiegeltes Buch, oder um mich handgreiflicher auszudrücken: ein böhmisches Dorf sein.

Diese leider nicht Goethesche ‚Wirkung in die Ferne‘ läßt sich einerseits mit Zuhilfenahme der zeitpsychologischen Momente erklären, andrerseits aber aus dem Bestreben der betreffenden Autoren: recht große Sensation zu machen, induktiv herleiten.

Übergangsepochen zeichnen sich immer durch Zerfahrenheit, innere wie

*) Darunter sind (vgl. übrigens den Titel des Aufsatzes) selbstverständlich die Dekadenten, oder wie die Gruppe sonst noch getauft wird: Sensitivisten, Fin-de-siècle-isten, Ausbrütesamen, modernen Stimmungsmenschen, tutti quanti gemeint! D. V.

äußere Verbummelung, Begriffsverwirrung, nebulose Weltanschauung aus, und unsere Zeit ist eben eine Übergangsepoche par excellence. Wir nähern uns einem neuentdeckten Weltteil. Der Tiefgang unseres Fahrzeuges ist sehr bedeutend. Wir haben keine Ahnung von der Beschaffenheit des das Land umgebenden Meerwassers. Um nun nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, auf irgend eine Untiefe zu laufen, müssen wir den Ballast beseitigen.

Das sind die alten, von den Vätern ererbten Ideen, die indossierten Wechsel der Urahnen. Einem Teile der Schiffsgenossen gilt die Hinterlassenschaft nichts, dem andern hingegen alles. Jene fordern die Wegschaffung derselben, diese widersprechen. Tumult, Streit, Hin und Her der Ansichten — Einigung unmöglich, Kampf auf Leben und Tod zwischen alter und neuer Zeit, indes unser steuerloses Schiff mit vollen Segeln der neuen Welt zuschießt, ohne Rücksicht auf Untiefen und Wasserwirbel . . .

Insofern nun die Dichtung nicht etwas Abgeschlossenes, vermittelst starrer Dogmen Verklausuliertes ist, wie z. B. die Theologie, der eben darum die Zeiteinflüsse nichts anhaben können, insofern der Dichter endlich und schließlich doch nur ein Produkt seiner Zeit ist und vom Milieu derselben die mächtigsten Anregungen erhält, kann es kein Wunder nehmen, daß das Spiegelbild ebenso zerfahren, verschwommen aussieht, wie das Original, die Dichtung einen ebenso unbestimmten, unverständlichen Charakter aufweist, als die Zeit. Daß übrigens die Formen des rückgespiegelten Zeitsegments vielfach karikiert erscheinen, liegt lediglich an dem chromatischen Reflektor, der Individualität des Dichters. Man studiere in dieser Beziehung die Sturm- und Drangzeit. Mutatis mutandis dieselbe Geschichte. Leidenschaftlichkeit, Sentimentalität, ‚himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt‘, ganz wie unsere Décadence. Freilich die Stürmer und Dränger an der Schwelle des XIX. Jahrhunderts wollten leben und nicht sterben, die Dekadenten an der Pforte des XX. Jahrhunderts aber wollen nicht leben und auch nicht sterben; die wollüstige Selbstmarter ist ihre Lebensparole.

> Ich liebe die hektischen bleichen
> Narzissen mit blutrotem Mund,
> Ich liebe die Qualengedanken,
> Die Herzen zerstochen und wund,

sagt einer von ihren Chorführern (der Wiener Felix Dörmann) und schließt mit den, für seine Richtung bedeutungsvollen Worten:

> Ich liebe alles, was krank ist. —

In der That, sie „lieben alles, was krank ist“, Krankheitsstoffe aber flattern zu Millionen in der Luft herum; wir brauchen nur ein paar Tage Großstadtatmosphäre zu atmen, und das Vergnügen, eine Horde von Bazillen im Leibe zu haben, ist ganz auf unserer Seite. Um krank zu werden,

dazu bedarf es von vornherein einer gewissen perversen Naturanlage. Wer zum Cholerabazillus nicht inkliniert, dem schadet er nicht viel. Vom Bazillus der Décadence gilt das gleiche. Zum Dekadenten muß man talentiert sein, d. h. man muß seidene Nerven besitzen, die beim geringsten Luftzug ein verwirrendes Stimmungs-Tremolo tanzen, weiter Empfänglichkeit für duftige Farben und farbige Düfte, endlich in den Handgriffen und Kunstpfiffen der Selbstpeinigung Routine haben. Kommt zu dem allen noch eine rationelle oder auch unrationelle Dosis von eleganter Pose, ein Kursus in der Akademie für höhere Schminkkunst — so ist der Dekadent fix und fertig.

Der Entwicklungsgang eines solchen Dichters kann sich naturgemäß niemals in aufsteigender Linie bewegen. Das süße Spiel der Nerven lähmt die Willenskraft, die Stimmungen erdrücken die Empfindung — kurz, das Gangliensystem prävaliert immer und überall. Die Folge ist Effemination, Verweibsung des Geistes . . . und dagegen ist kein Kraut gewachsen . . . der Zersetzungsprozeß schreitet stetig vor. Zuletzt schlägt die Nervosität in Tobsucht um, die freigebig verstreuten Farben und Düfte bilden ein schier unabsehbares Tohuwabohu von blühendem Unsinn. Als Beispiel hierfür kann Arents Gedichtsammlung „Drei Weiber" dienen. Das Buch ist die Endstation auf der Etappe der Décadence.*)

Für die ersten Momente ist der Eindruck, den dekadente Gedichte machen, auch auf den nicht neurotisch-angelegten Menschen der denkbar günstigste. Das „halbe, heimliche Empfinden", wie der Dekadent Loris im poetischen Vorworte zum ‚Anatol' seines Freundes und Mitstrebenden Arthur Schnitzler sagt, die seltsame Couleur, das weiche, einschmeichelnde Milieu reizt und zieht ebensosehr an, als beispielsweise Chopins geisterhafte Musik. Bei schärferem Hinhorchen aber wird einem das Morbide, Entnervende klar, das in diesen Gedichten sein Wesen treibt und das in unbewachten Seelen destruktiv wirkt. Gerade so wie beim Alkohol oder Rouge et noir. Die paar Züge, die paar Spielchen schmecken, und die Aufregung während des Spieles, das Räuschchen nach dem Trunke thun ihr übriges — — „Gewohnheit nennt er seine Amme," heißt es im „Wallenstein". Man ist dekadent, d. h. weder ‚Mandl noch Weibl', wie meine Landsleute sagen.

Abgesehen von dieser verderblichen Einwirkung auf die jüngere und jüngste Generation, ist es doch eine Thorheit, die Décadence zu bekämpfen,

*) Ich hoffe, daß mir Herr Arent diese Bezugnahme nicht als Ehrenbeleidigung anrechnen wird (vgl. Fall Ludwigs i. J. 1891) — persönliche Gründe haben mich zu obigem Hinweis nicht beeinflußt, was ich die ‚learned Thebans' zu berücksichtigen bitte. Übrigens bestätigen mein Urteil fast alle Litteraturblätter. D. V.

ich meine damit: die brutale Bekämpfung, wie solche Freund Kraus hin und wieder in der „Gesellschaft“ betreibt; denn die Décadence hat Existenzberechtigung im litterarischen Leben der Gegenwart. Es ist die Poesie des absterbenden Bourgoisgeschlechtes, das von der Julirevolution ab in der Litteratur hoffähig wurde. (Spielhagen, Freytag.) Es sind nichts mehr, denn die letzten Zuckungen einer dem Untergange geweihten, verweichlichten und verflachten (Marlitt, Bürstenbinder) Generation. Weder diese, noch auch ihre Dichter sind reif für die neue Welt, und das eben ist ihre tragische Schuld. Einer von den begabtesten, weil aufrichtigsten, Dekadenten (Arthur Schnitzler), auf den ich im Verlaufe noch zurückkommen werde, gesteht das selber ein. Die es nicht einbekennen, fühlen es wenigstens, aber die süße Gewohnheit, das wollüstige Milieu vernichtet in ihnen den letzten Funken Willenskraft. Sie sind bankrott, noch ehe sie recht spekuliert haben. Ihre Agonie ist zugleich die Agonie der Kaste, der sie entsprossen. Eben darum gebührt ihnen, wie keiner andern Richtung, der Titel: Dichter der Gegenwart.

Ein anderes ist es, gegen diese Nervenpoeten mit satirischen Waffen ins Feld zu ziehen. Was dem Ernste mit aller Mühe nicht gelingt, fällt oftmals dem Humor ohne weiteres in den Schoß. Als echte Salonmenschen fürchten die Dekadenten jedenfalls nichts mehr, als die Blamage, und Blamage, unsterbliche Blamage kann ihnen ein guter Satiriker in Hülle und Fülle bieten, zumal jeder Dekadent, dank seiner Neigung zur Pose, zur Hälfte aus Achillesfersen besteht. Ein junger Wiener, Anton Lindner, hat diesen Weg bereits mit großem Erfolg eingeschlagen*) und es steht zu erwarten, daß seine Bestrebungen nachhaltige Wirkung erzielen werden; denn die Décadence, ob auch existenzberechtigt, vergiftet den litterarischen Nachwuchs, vom Publikum ganz abgesehen. Freilich ausrotten wird sie auch der Satiriker Lindner nicht; die Décadence steht und fällt eben nur mit dem tiers-état — — es handelt sich lediglich um ein ausgiebiges Gegengewicht, ein prophylaktisches Mittel gegen die hektisch-neuralgische Poesie der Hermaphroditen, in deren litterarischem Organismus anstatt Blut eine Mischung von Morphium und odeur de femmes fließt.

Die Décadence ist, wie sich schon von selber versteht, kein spezifisch deutsches Gewächs, wenn sie auch bei uns ihre größten Triumphe feiert. Das Hirn des Deutschen ist denn doch etwas zu schwerfällig, um derlei pikante Nippes zum Gebrauch fin-de-siècle-angekränkelter Menschenkinder auszutüfteln. Das muß schon dem litterarischen Obersthaushofmeister jenseits des Elsaß überlassen werden, der besorgt es auch in gewohnter redlicher Weise — ob zu Nutz und Frommen seiner gehorsamen Zöglinge, ist freilich

*) „Magazin für Litteratur.“

eine andere Frage. Was vom Ausland importiert wird — mögen es nun Hosenstoffe oder Litteraturwerke sein, ganz egal! — ist, wie bekannt, aus der Maßen trefflich und wird mit Inbrunst gekauft und getragen, beziehentlich: gelesen und nachgebetet, wahrscheinlich um den unglückseligen Nationalstolz zu sühnen, den wir uns nie ganz abgewöhnen können, und der uns von jeher soviel Knüppel in den Weg geworfen hat. In Norddeutschland fand das Senfkorn der Décadence allerdings keinen besonders günstigen Boden. Die Luft ist zu scharf, zu brüsk für die zarten Mimosen, deren Wachstum einzig putride Erde und Glashaustemperatur verbürgt. Wilhelm Arent zeigt zwar sehr oft ein dekadentes Gesicht, aber seine erstaunliche Mimenequilibristik führt den Beobachter ebenso oft irre. Sudermann ist einmal „Naturalist für Minderbemittelte“ geheißen worden, mit demselben Recht kann man Arent einen Dekadenten für Minderbemittelte nennen. Es fehlt ihm der Schliff, die Kunst oder Künstlichkeit der waschechten Sensitivisten — seine Décadence steht zu der eines Dörmann in fast eben demselben Verhältnisse, als die Satirbilder des Stuck zu der ‚Toteninsel‘ des Böcklin. — A. v. Sommerfeld, der zweite und letzte Norddeutsche, der dem Dekadenten Konzessionen macht, besitzt wohl einen hinlänglichen Fond zum Fin-de-siècle-isten, aber die ab und zu hervorbrechende Kraft seines Ausdruckes, sowie die vielfach an Heine mahnende Neigung zur Pointe, von seiner Sympathie zum Sozialismus ganz zu schweigen, läßt die Nerventhätigkeit nicht aufkommen. Er gehört nur zur Hälfte den tiers-état-Poeten an.*)

Die eigentliche Heimat der Ganglien-Korybanten ist Süddeutschland, genauer das Land der möglichen Unmöglichkeiten, vulgo Österreich geheißen. Der von Rassenhaß und Klassenwut zerfressene Boden und das seit Schiller so berühmte und berüchtigte Phäakenmilieu des thönernen Polyglotten sind ausgezeichnete Faktoren, um den Samen eines Baudelaire, Verlaine u. a. zum Keimen zu bringen und den resultierenden Embryo in ein stattliches Belladonnengestrüpp zu verwandeln. Neben dem „goldenen“ Prag, wo die czechischen Dekadenten (Machar, Krapil u. s. f.) ihre Residenz aufgeschlagen haben, ist das Capua der Geister, unser liebes Wien an der schönen, blauen Donau, das Emporium der hysterischen Richtung. Günstiger könnte auch keine Stadt der Welt sein. Die oben erwähnten Faktoren treten nirgends verstärkter auf, als in der Metropole, wo alle Venen des geistigen Lebens zusammenmünden. Aber trotz alledem hätte — bei dem im Grunde doch gesunden Baudeville-Charakter der Wiener — die Décadence keinen so auf-

*) Vgl. meine Besprechung von „Wetterleuchten. Mod. Ged. v. A. v. Sommerfeld“ in der „Litteratur-Korrespondenz“.

fallenden Stich ins Pathologische erhalten, wenn eben semitischer Einfluß nicht vorgewaltet haben würde. Die meisten Dekadenten sind Semiten, wenigstens der Abstammung nach, und das Judentum befindet sich auf der Etappe der physischen und psychischen Décadence, trotz all seiner politischen und sozialen Erfolge, die es in der letzten Vergangenheit errungen hat. Wie der Verdürstende ohne Rücksicht auf seine Gesundheit über den dargereichten Wasserkrug herfällt, so ist auch das jahrhundertlang geknechtete und getretene Volk, als es „emancipiert" wurde, über die Kulturschätze seiner Mitbürger hergestürzt, ohne zu bedenken, daß sein Organismus nicht alles auf einmal verdauen könne. Die Übersättigung ward noch durch die Trostlosigkeit der allgemeinen Weltlage gesteigert. Es bedurfte nur eines Anstoßes von außen, und die Nerven begannen ihre Tarantella. Das aufregende Tänzchen gefiel, und der Wahnsinn ward Methode. . . .

Der hervorragendste aller Dekadenten ist der schon öfter erwähnte Wiener Arthur Schnitzler. Obgleich seine Dichtungen, vornehmlich: Scenenbilder („Anatol"), vom denkbar stärksten Décadence-Kolorit durchsättigt sind und darum den Leser in die unbehaglichste Stimmung von der Welt versetzen, erscheinen sie doch durch ihre Aufrichtigkeit und Selbsterkenntnis geadelt. Mit peinlicher Akkuratesse seziert der Dichter seine Probleme und erklärt dem staunenden Leser resigniert-lächelnd die angefaulten Körperstellen. An Geist vermag sich mit ihm kein einziger Dekadent zu messen. Schnitzlers Werke sprühen förmlich von genialen Gedanken und Sentenzen. Er ist gewissermaßen der Klassiker der Décadence, aber darum nicht minder krank, als die übrigen. Der zweite Platz gebührte von Rechts wegen dem Semigallier Hermann Bahr, da er aber die Décadence wahrscheinlich schon längst zum zehnten Mal überwunden hat, wie alles und jedes, was er auf den Schild hebt, und auch der aufmerksamste Beobachter nicht recht klug wird aus diesem Proteus, muß dieser Rang einem andern zugewiesen werden.

Es ist dies Felix Dörmann, derselbe, dessen Dichtungsweise Anton Lindner so köstlich persifliert. Über all seinen Dichtungen (Neurotica, Sensationen) lagert eine, mit dem Satiriker zu sprechen: „müde, welke Stille", ein betäubendes Odeur, eine krankhafte Sinnlichkeit. Hie und da ein Aufschrei wahnsinnig-gestachelter Leidenschaftlichkeit und unheimlicher Geschlechtsgier. Mit dem oben citierten Verse: „Ich liebe alles, was krank ist", hat er seine Poesie am besten charakterisiert. Nicht das leiseste Aufdämmern von Selbsterkenntnis, und wenn ja einmal derlei konstatiert werden kann, so ist es, näher besehen: Anempfindung, selbstgefällige Pose. Dörmann gelangte früh zu litterarischen Ehren — seine Gedichte*) werden in der

*) Neurotica, eben in zweiter Auflage erschienen.

Wiener Gesellschaft sehr geschätzt — das mag vielleicht die übrigens jedem Menschen angeborene Neigung zum Schminktöpfchen verstärkt haben. Trotzdem ist mir der halbe Dörmann mit all seinen künstlerischen Schrullen sympathischer, als seine Nachbeter und Nachtreter in toto, die von ihm nur die sexuelle Raserei und die Pose gelernt haben, und diese beiden Errungenschaften bis zur Karikatur auszerren.

Eine ganz andere Physiognomie als der eben Besprochene weist Loris auf. Rokoko ins Dekadente übersetzt mit klassischen Bordüren. Milde Resignation ist das Hauptelement seiner Gedichte.

Ins Märchenhafte greift der Dekadent Richard Specht. Die kindliche Naivität, die ihm abgeht, ersetzt er durch einen leisen Anhauch von Symbolismus. („Ein Sündentraum.") Specht kann ohne weiteres der Romantiker der Décadence genannt werden.

Der blasierteste unter den Dekadenten ist Felix Salten. Bei ihm erscheint selbst das Krankhafte unnatürlich, die Stimmungen ausgeklügelt, das Kolorit minutiös berechnet — mit einem Wort: der konsequenteste Verfallspoet, den es giebt.

Die übrigen Dekadenten einer Besprechung zu unterziehen, verlohnt sich nicht der Mühe. Die Pose, die schon bei Salten Orgien feiert, tritt bis ins Unendliche vergrößert auf, und die Erotik, die schon bei Dörmann über die Stränge haut, wird zur widerlichen Erotomanie. Nachtreter sind eben immer Breittreter.

Faßt man den Charakter der Décadence zusammen, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese Richtung unserer Litteratur zu keinem großen Nutzen gereicht. Sie bringt, wie bereits bemerkt, die jungen Talente auf Irrwege und stumpft das Publikum ab. Indem sie den oft mühsam ausspintisierten Stimmungen nachpirscht, unterdrückt sie die Individualität des Dichters, durch ihr prickelndes Air entnervt sie die Sinne des Lesers. Wohl sind wir alle mehr oder minder krank, entnervt, degeneriert, mit Gebresten behaftet — aber sollen wir darum noch kranker, noch nervöser werden? die Infektionsstoffe einer solchen Poesie ohne Protest in uns aufnehmen, das süße Gift ruhig im Organismus wirken lassen? Was soll eine Dichtung, die uns, anstatt zu kräftigen, entkräftet? Der Naturalismus sowohl, als der Idealismus besitzen einen eminent-erzieherischen Wert; der erstere deckt die Gebrechen der Zeit induktiv, auf naturwissenschaftlichem Wege auf, der letztere — selbstverständlich ist darunter nicht der Pseudo-Idealismus diverser alter Jungfern und bezopfter Professoren gemeint — deduktiv, vom, ich möchte sagen: historischen Standpunkte aus. Die Décadence hingegen hat lediglich Wert für den Pathologen, oder zum höchsten für den Kulturforscher. Was soll uns solch eine Dichtung? was soll uns, den

Lebenwollenden, das Evangelium des Siechtums? Ist das irritierende Zucken in den Nervengeflechten vielleicht doch ein Vorzeichen des Lebens, wie die Dekadenten meinen? Und wenn — wie kann eine Poesie, die absolut kein Interesse für die sozialen und künstlerischen Kämpfe der Gegenwart besitzt, die sich ganz ins Sexuelle einspinnt — wie kann eine solche Poesie auf Geltung im XX. Jahrhundert Anspruch erheben, dem Jahrhundert, das zuversichtlich wenn nicht alle, so doch einen Teil der modernen Ideale realisieren wird?! Erklärt mir Örindur! Doch nein! Die Erklärung liegt ja auf der Hand. Die Zukunft wird die Dekadenten vom Horizont fegen, ebenso wie die Sturm- und Drangperiode die geschwollenen Hofpoeten. Dem Charakter der Zukunft wird nur eine starke, gesunde, männliche Poesie entsprechen — *καλοκἀγαθία*, wie die großen Unerreichlichen, die Hellenen, das Wesen der Kunst definierten, und dem Zukunftsmenschen werden bei der Lektüre der Décadenceprodukte die Worte des Hexenmeisters von Weimar einfallen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!"



Ein Gespräch.

(Zu Richard Dehmels Bildnis.)

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Alle Wetter! ist das ein charakteristischer Kopf! — rief mein lyrischer Freund, einen Probeabdruck der wohlgelungenen Albertotypie betrachtend, der auf meinem Schreibtische lag. — Der soll wohl in die nächste „Gesellschaft" kommen?

— Ja, mein Lieber. Sieh dir ihn nur genau an, es ist der Richard Dehmel.

— Das ist recht, daß ihr den einmal bringt. Er hätte es schon lang verdient, wenn ich nur an seine famosen „Schwestern" denke.

— Und sein neustes Buch „Aber die Liebe!"

— Ja, das ist auch ganz famos, aber — —

— Wieso: aber?

— Ja — siehst du — es ist eben eine eigene Sache mit den Modernen, besonders mit den Lyrikern, man weiß eigentlich nie recht, wie und wo man mit ihnen dran ist. Und der Dehmel ist auch so einer.

—.—?



— Früher konnte man doch wenigstens noch alles fein säuberlich klassifizieren und jedem sein Fach und sein Regal anweisen im Bücherschrank: hier die Pathetischen und hier die Vaganten, da die züchtigen Minnesänger und da die fröhlichen Zechkumpane, und so fort; — aber schlägt man heute solch einen modernen Sammelband auf, so weiß man schon kaum mehr, ob er zur Lyrik oder zur Epik gehört, da ist alles bunt durcheinander, Gedichte, Novellen, Briefe — alles wie Kraut und Rüben.

Ich mußte lachen, denn ich kannte die Schrullen meines Freundes. Er ist in seiner Art auch ein moderner Mensch, und jedenfalls freut er sich über alles, was die neue Kunst Schönes und Herrliches hervorbringt; aber er ist ein ganz klein wenig Pedant, er hat gewissermaßen einen etwas übertriebenen Ordnungssinn, infolge dessen er auch an seinem Äußern alles, bis auf die Modefarbe des Shlipses und der Handschuhe herab, den jeweiligen Umständen anzupassen, ich möchte fast sagen, auf den Grundton seiner jeweiligen Umgebung abzustimmen sucht. Er thut dies keineswegs aus Koketterie, — es ist ihm Lebensbedürfnis, ist ihm angeboren — eine Art von Hyperästhesie der Koordinationscentren.

Ich wollte ihn lachend beruhigen. Aber er ließ sich nicht so leicht zufrieden geben. In solchen Augenblicken redet er sich dann in seine fixe Idee hinein; — und nun wollte ihm schon gar nichts mehr passen.

— Ein Mockturtleragout ist das Buch, von Poesie und Prosa, von Eigenem und Übersetztem, von Heiligem und Sinnlichem, von Mystik und Realismus, von Ernst und Satire, von Worten der Weisheit und Kinderlallen.

Sogar die kleinen Anfangsbuchstaben der Verse ärgerten ihn.

Ich sah, ich mußte ihn bei seiner Schwäche packen; darum sagte ich:

— Gerade die stark ausgeprägte Stileinheit des Buches hat mir imponiert.

— Worin soll denn diese stecken?

— Im spezifisch modernen Charakter jeder einzelnen Zeile.

— Da haben wir's; — da beißt sich die Katze wieder in den Schwanz: weil es modern ist, haben wir den Wirrwarr, und weil wir den Wirrwarr haben, ist es modern.

— Jetzt weichst du aus, jetzt bist du nicht ganz ehrlich; denn du weißt wohl, daß ich mein „modern“ nicht auf die äußere Form, sondern auf den innern Gehalt beziehe, auf die Idee, aus der jedes einzelne der in dem Buche enthaltenen Stücke herausgeboren, sei es Novelle oder Gedicht, Satire oder Betrachtung. Bis auf die originelle Titelvignette von Hans Thoma und die prächtig stimmungsvollen Randleisten von Fidus erstreckt sich diese Stileinheit. Apropos! du warst doch in der Klinger-Ausstellung?

— Gewiß, und bin noch ganz weg davon.

— Und war doch auch solch ein „Mockturtleragout“. Da hing die „Kreuzigung Christi“ neben der „Blauen Stunde“, da stand die entzückende Salome-Büste mitten unter unzähligen Radierungen, in denen der Meister teils seine eigenen Träume zu gestalten, teils die Gedanken eines Komponisten in die Sprache seiner Kunst zu übersetzen suchte, und war doch alles und jedes — Klinger, ganz und gar Klinger.

— Aha, nun merk ich, wo du hinaus willst.

— Ja, nun merkst du's: Dehmels „Aber die Liebe“ ist auch solch eine „Klinger-Ausstellung“. — Ob Dehmel uns den alten Villon mit seinem „Lied der Gehenkten“ verdeutscht oder den modernen Paul Verlaine mit seiner mystisch-religiösen Phantasie „Zu Gott“, ob er den Amtmann seinen Zuhörern die traurige Geschichte von den „Drei Schwestern“ erzählen läßt, oder ob er die unzähligen „Wandlungen der Venus“ besingt, ob er in Prosa spricht oder in stimmungsvollen freien Rhythmen oder in seinen hochoriginellen Strophenformen, eigentlichen „neuen Tönen“ — es ist immer der Richard Dehmel, und wir vernehmen immer und überall den Pulsschlag unserer modernen Zeit, der durch das Herz dieser eigenartigen Dichterindividualität zuckt. Aber wie man verwirrt wird, wenn man Klingers prächtige Radierblätter alle nebeneinander vor sich ausgebreitet liegen sieht, wie man den Wunsch hat, mit dieser außerordentlichen Sammlung allein zu sein, um sie so recht eingehend und ungestört genießen zu können; so muß man auch mit Dehmels Buch allein sein, muß die einzelnen Stücke daraus lesen und wieder lesen und in ihrer intimen Schönheit auf sich einwirken lassen.

— Da magst du wohl recht haben. Aber wer thut das?

— O, es giebt schon noch Leute, die sich einen solchen Genuß nicht entgehen lassen. Ich kenn zum Beispiel einen, der selber ein großer Dichter ist, Gustav Falke heißt er — der sitzt darüber und will uns später auch von all den Schönheiten erzählen, die er in dem Buche gefunden.

— Da freu ich mich drauf.

— So, und nun sieh dir auf diesem Korrekturbogen die Gedichte an, besonders das prächtige Sturmlied „An meinen Sohn“, die lustige „Kumpaney“ und die innigdrolligen Kinderreime, — und hab deine Freude dran.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

O. J. Bierbaum hat einmal mit der ihn auszeichnenden feinen Witterung für das momentan Gefällige und Wirksame — nicht als Redakteur, sondern als Kunstschreiber — die diplomatische Bemerkung gemacht, in der modernen Kunst sei nicht von einer neuen Richtung, sondern nur von einer neuen Bewegung zu reden. Ich glaube, es war in seinem Büchlein „Aus beiden Lagern“.

Es giebt auch in der Kunst fürwahr nichts Schlaueres, als Diplomatie. Alle klugen Leute nicken beifällig. Alle Gimpel fallen darauf herein. Keine Richtung, nur Bewegung — kolossale Bewegung, welterschütternde Bewegung, entzückende Bewegung, geniale Bewegung.

Richtung? Lächerlich, wer wird heutzutag so dumm sein. Richtung verpflichtet. Richtung zwingt zu Weg und Ziel. Richtung geht auf etwas Bestimmtes los. Das wäre unerträglicher Zwang, gefährliche Fesselung.

Bewegung hingegen, ah, da bleiben alle Thüren offen, alle Wege frei, alle Ziele in schöner Höhe und stimmungsvoller Ferne. Bewegung gestattet immer, auf dem nämlichen Platz, auf dem gleichen Fleck zu bleiben, zwingt nicht Hindernisse zu überwinden, Berge zu erklimmen, Mauern zu übersteigen und auf sonstige andere Fährlichkeiten eines bestimmten Vorwärtsschreitens sich einzulassen.

Bewegung! Diese Fülle von Möglichkeiten nach links und rechts zu grüßen, nach oben und unten zu äugeln und dabei sich bloß um sich selbst zu drehen! Dieses herrliche Leben, überreich an Veränderung, und doch so kraftschonend, immer auf demselben Fleck. Wird die Geschichte zu kalt, schlägt man die Hacken gegeneinander oder macht Bein- und Armgymnastik, wird die Geschichte zu heiß, dreht man den Leib und kehrt eine Seite nach der andern vorsichtig der Bestrahlung zu — —

Bewegung, nicht Richtung, das ist das Ei des Kolumbus für den modernen Charaktermenschen: Im Ewigveränderlichen das Ewignämliche, im Ewigfragwürdigen das Passende, Profitliche.

Wie der Franzose sagt: Plus ça change, plus c'est la même chose.

Es gewährt köstliche Befriedigung, zu sehen, wie diese moderne Diplomatie den Schlüssel zu allem Rätselhaften im heutigen Kunstleben bietet. Bewegung, nicht Richtung — mit diesem Blick auf unsere Litteratur, unsere Komödie, unsere Oper, unsere Malerei u. s. w. kommen wir zur wohlthätigsten Klarheit. Die riesigsten Schwungräder und die niedlichsten Kreisel, alles Sausende, Surrende, Schnurrende, alles Auf und Nieder, bald in wilden Stößen, bald in zierlichen Knixen und sanften Neigungen und Beugungen — keine Angst, meine Freunde! — all' das vollzieht sich gefahrlos auf dem alten Fleck, im alten Milieu, im alten Dunstkreis. Hinter den neuen Masken stecken die alten, uralten Gesichter, hinter den neuen Tönen schlängelt sich die alte, uralte Weise in alle Ewigkeit fort als unendliche Melodie, und hinter der neuen Generation beißt sich die alte Schlange in den bekannten Schwanz.

* * *

Unerhörte Bewegung herrscht in unserem Kunstleben. Die Toten stehen auf, so groß ist die Lust zu leben, so überwältigend die Wonne des schaffenden Augenblicks. Alles rührt und regt sich, die Luft tost in Wirbeln, die Geister platzen auseinander.

So schön wie jetzt wurde nie große Komödie gespielt. Shakespeare, Molière funkelnu, wie durch Zauber. Nämlich, die Perfallsche vereinfachte Einrichtung, die vor drei, vier Jahren enthusiastisch gepriesene Reformbühne, ist in einer großen Umdrehung verschwunden, und wir genießen die großen Meister wieder mit unzähligen Verwandlungen in den genialen Regisseur-Bearbeitungen eines Jenke, Dingelstedt u. s. w., in den entzückenden Verstümmelungen und Verballhornungen, die unsern Vätern und Großvätern ungezählte Weihestunden künstlerischer Erhebung bereiteten.

Seit elf Jahren ist Wagner tot, nach Liszt ist jetzt auch Bülow selig gestorben — das große Trifolium deutscher Musikreformer genießt die wohlverdiente Ruhe und das ewige Licht leuchtet ihnen. Und die Italiener und Franzosen sind wieder obenauf in deutschen Schau- und Spielhäusern.

Der steinalte Verdi entzündet mit seinem senilen „Falstaff", dem musiklosesten aller italienischen Opernwerke, unser gutes deutsches Publikum zu den gähnendsten Begeisterungsausbrüchen. Die „Lustigen Weiber" unseres biederen Nikolai sind ein wahres Paradies frisch quellender Melodik neben dieser Falstaff-Sahara des achtzigjährigen Patriarchen von Busseto, der ohnehin in seinem ganzen Leben und Wesen nie ein Atom von Verständnis für die germanische Sauf-, Rauf- und Renommierpoesie shakespearischer Falstaffiaden hatte, ja, selbst beim besten Willen gar nicht haben konnte. Aber das hemmt den Strom unserer Begeisterung nicht, denn das Italienische ist heute wieder Mode in Deutschland. Der Bajazzo-Mann Leoncavallo, ein Effektoperist à la Meyerbeer, setzt jetzt sogar im allerhöchsten Auftrage die — brandenburgische Geschichte in Musik. Wenigstens melden uns das die ernsthaftesten Berliner Zeitungen. Und da wir in München die berlinischen Reichsmuster echtester deutscher Modernität getreulich nachzuahmen pflegen, so können wir's noch erleben, daß der Cavallerist Mascagni beauftragt wird, unser königlich bayerisches Hofbräuhaus operistisch zu verarbeiten.

Keine Richtung, nur Bewegung!

Ja, der Teufel ist los und fegt mit seinem Schweif in unserer Kunst herum, daß die Staubwolken nur so fliegen. Das älteste ist das neueste.

Siehe den akademischen Knickebein und Theatertaschenspieler Sardou, der jetzt mit seiner „Madame Sans-Gêne" von Napoliums Gnaden sich einen heroischen Triumphzug über unsere deutschen Bühnen geleistet, daß die Funken stieben. Das ist Freude, das ist Leben, Sakra! Unsere jungen und jüngsten Dramatiker können sich einstweilen in christlicher Geduld üben — oder auswandern, wie Gerhart Hauptmann, der sich in einem amerikanischen Provinznest angesiedelt hat, um dort, ungestört von Franzosen und Italienern, die in Deutschland das große Wort führen und die großen Tantièmen einsacken, neue vaterländische Dramenstoffe sich zu Faden zu schlagen.

* * *

Nein, meine lieben Leute, da nützt euch alles Fälschen und Verheimlichen nichts: Was heute in euch lebt und webt und treibt, das liegt weit ab von den ernsthaften Bestrebungen Richard Wagners, unseres größten und reinsten vaterländischen Künstlers, des vollkommensten Genies, das dieses Jahrhundert überhaupt der Welt geschenkt hat. Ihr seid auf einem bedenklichen Wege. Dieses Spielen mit der internationalen Effekthascherei wird euch sehr gefährlich werden. Auf die Freudenfeste, die ihr jetzt mit wälschen Tagesgötzen feiert, wird ein furchtbarer Katzenjammer und eine schwere Verein-

samung folgen. Verdienst und Ruhm wird in der Luft verflattern, nachdem ihr die Wurzeln zerrissen, die alle dauernde und echte Kunst mit der Seele des Volkes verbindet.

Die Wälschen haben uns zwar Näschereien, Leckerbissen und Sensationen, aber selten einen echten Kunstschatz gebracht. Namentlich in der Musik überragt Deutschland durch die Kraft, Größe und den Reichtum seiner Schöpfungen heute alle Völker. Gerecht sollen wir sein, aber nicht thöricht, nicht taumelnd in falscher Wertung.

* * *

Nach der geradezu sinn- und geschmackverwirrenden Belästigung mit wälschen Gästen, die mit fremden Zungen und Geberden in unsern deutschen Opern herumsingen und jede künstlerische Einheit zerstören, hat es sehr angenehm berührt, auf der hiesigen Opernbühne auch wieder einmal einem berühmten deutschen Gast in einem vaterländischen Meisterwerk zu begegnen. Es war dies Frau Gisela Staudigl von Berlin als Brangäne in Wagners „Tristan und Isolde". Von den Bayreuther Gastspielen her in dieser Rolle aufs Vorteilhafteste bekannt, erzielte diese Brangäne im Vereine mit der Isolde der Frau Moran-Olden und dem Tristan des Herrn Vogl einen mächtigen Erfolg. München hatte vielleicht seit Jahren keine so glänzende und ergreifende Aufführung dieses gewaltigen deutschen Meisterwerks erlebt.

* * *

Das Münchener Publikum ist rein geistigen Kunstübungen, die ein starkes Mitschaffen der Phantasie und energisches Anspannen des Intellekts fordern, weit weniger geneigt, als jenen Künsten, die mit beweglichen Sinnen und leicht entzündlichen Nervenreizen schwelgerisches Genießen gestatten. Daher die weit geringere Liebe für Litteratur und Dichtung, die ein höheres Menschentum, eine feinere Geistigkeit voraussetzen.

Das sollte jene Kunstpflege, der mit der staatlichen und höfischen Autorität zugleich die reicheren Mittel zur Verfügung stehen, nicht aus den Augen verlieren.

Es ist nicht zu leugnen, daß unter der neuen Leitung der kgl. Theater die Bedeutung des Schauspiels vor der glänzenden Pflege, welche die Oper erfährt, mehr und mehr zurücktreten muß. Viel auffälliger als unter v. Perfalls Regiment wird jetzt das Musikdrama im Vordergrunde des Interesses gehalten. Berühmte Gesangsvirtuosen geben sich die Klinke der kgl. Hofoper in die Hand, ein exotischer Gast folgt dem anderen. Kaum hatte man den Portugiesen d'Andrade hinausgejubelt, so erschien der Italiener Fumagalli zwischen den Kulissen, eines gleich begeisterungstollen Beifalls sicher. Sein Siegesbewußtsein erfuhr glücklicherweise einen kräftigen Stoß, als er weder als Jago in „Othello", noch als „Rigoletto" ein volles Haus zu machen vermochte und in der Othello-Vorstellung seinem deutschen Partner in der Titelrolle (Herrn Vogl) den Sieg überlassen mußte.

* * *

Während das Philharmonische Orchester Dr. Kaims unter der Direktion des geistvollen und überaus gewandten Kapellmeisters Hans Winderstein eine große Bülowfeier veranstaltete (mit ausschließlich Bülow'schen Kompositionen großen, heroischen Stils: „Funerale" aus op. 23, Ouverture und Marsch aus der Musik zu „Julius Cäsar" op. 10 — und zum Schluß Bülows Lieblingswerk: die „Eroika" von Beethoven) hat sich die königliche musikalische Akademie begnügt, in ihrem 6. Abonnements-Konzert im Odeon in sozusagen verschämter Weise dem Gedächtnis des deutschen Meisters, dem die Münchener Musikschule so viel verdankt, zu huldigen. In aller Heimlichkeit

hat sie ihrem Programm, das an erster Stelle eine große Phantasie in Ouverturenform (Manuskript) von Wilhelm Berger, dann eine Anzahl Lieder von Schubert und zum Schluß die sogenannte Jupiter-Sinfonie, ein allbekanntes Meisterwerk, von Mozart brachte, ein einziges Lied von Bülow und dessen sinfonisches Stimmungsbild „Nirwana“ einverleibt. Das Lied (König von Thule) wurde von der Hofopernsängerin Fräulein Ternina recht wacker gesungen, „Nirwana“ vom Orchester korrekt heruntergespielt. Mit mäßigem Beifall. Das war alles.

* * *

Mit Dank soll anerkannt werden, daß die k. Akademie wieder zwei Komponisten in neuen Werken aus dem Manuskript dem Publikum vorgeführt hat: Wilhelm Berger mit einem dramatischen Stimmungsbild in Ouverturenform und Alexander Ritter mit zwei herrlichen symphonischen Dichtungen: „Charfreitag“ und „Fronleichnam“. Ritter leitete die Aufführung seiner neuen Werke persönlich. Unsere Zeitschrift bringt an anderer Stelle über diesen bedeutenden Tonkünstler eine selbständige Abhandlung.

* * *

Auch München hat seine „Freie Bühne“ in den Veranstaltungen des frisch aufstrebenden, unermüdlich sich vervollkommnenden „akademisch-dramatischen Vereins“.

Der jüngste Theaterabend desselben brachte vor einem großen, auserlesenen Publikum im Orpheum drei Einakter: „Zu Hause“ von Georg Hirschfeld, „Musotte“ von Maupassant und „Der ungebetene Gast“ von Maeterlinck. In die Regie teilten sich die Herren Karl Werkmeister und Ernst von Wolzogen. Als ein Talent von hoher Bedeutung für die Entwicklung unseres naturalistischen Dramas offenbarte sich der junge Dichter Georg Hirschfeld. Sein „Zu Hause“, eine kraftvoll skizzierte Einleitung zu einer Berliner Familientragikomödie, hat nur den einen Fehler, daß sie eben kein geschlossener Einakter, sondern ein richtiger, breit angelegter erster Akt ist, mit vorzüglich durchgeführter Exposition. Über „Musotte“ und „L'Intruse“ ist nichts neues zu sagen, es sind in ihrer Art glänzende Spezialitäten moderner dramatischer Kunst. „L'Intruse“ wurde in der von Rudolf Lothar in unserer „Gesellschaft“ (1892, Märzheft) veröffentlichten Übersetzung gespielt. Leider erreichte hier die Darstellung nicht das notwendige Maß von Klarheit und künstlerischer Durchbildung, um das symbolistische Stimmungsbild dem Verständnis des Publikums ausreichend nahe zu bringen. Im großen und ganzen wurde aber auch an diesem Abend sowohl von den Dilettanten wie von den zugezogenen Berufsschauspielern (Fräul. Wirth, Fräul. Franck und Fräul. Fröhlich in „Musotte“) sehr Anerkennenswertes geleistet.

* * *

In unseren jüngsten Mitteilungen aus den überreichen, mit kurzen Notizen nicht zu bewältigenden Ausstellungen unseres mehr als je blühenden Kunstvereins haben wir die im Februar stattgefundene große Schwarz-Weiß-Ausstellung des Münchener Vereins für Originalradierung übersehen. Wir holen das Versäumte nach, indem wir uns den Bericht des Herrn v. Ostini in den „M. N. Nachrichten“ aneignen.

„Ein edler Kunstzweig, der noch vor ein paar Jahren hier so sehr vernachlässigt wurde, daß die Mehrzahl unserer Künstler selbst über die Äußerlichkeiten seiner Technik im Unklaren war, ist die Malerradierung. Und seit jener Zeit ist durch die Thätigkeit unseres jungen Radiervereins diese interessante, wandlungsfähige und liebenswürdige

Kunst wieder zur Blüte gebracht worden, ja deutlicher als auf manchem anderen Gebiete und vielleicht klarer für das große Publikum als im Vielfarbigen und in der Skulptur, offenbart sich in ihr der künstlerische Fortschritt unserer Zeit. Das Streben nach Verinnerlichung, das sich in der Malerei oft noch in krausen Experimenten zeigt, hat hier schon prächtige, positive Ergebnisse gereift, das tief im deutschen Wesen begründete Bedürfnis neben der Form in der Kunst auch dem Gedanken zu seinem Rechte zu verhelfen, findet in der speziellen Eigenart der Radierung ganz besondere Unterstützung.

Der „Münchener Verein für Originalradierung" hat also das unbestreitbare Verdienst, unserer heimischen Kunst an einer wichtigen Stelle neues Leben zugeführt zu haben, und sein erstes öffentliches Auftreten hat nicht mehr den Charakter eines viel versprechenden Debüts, es ist ein ausgereifter Erfolg, der freilich auch für die Zukunft glänzenden Erwartungen Raum läßt. Neben den bewährten älteren Kräften, welche von Anfang an die Seele des Radiervereins bildeten, sind auch einige hocherfreuliche neue Erscheinungen zu verzeichnen. Da sei denn vor allen anderen Fr. Böhle genannt, von dem wir eine ganze Reihe großer radierter Blätter vorfinden, Schöpfungen, deren außerordentlich malerische, breite Technik nicht minder zur Bewunderung herausfordert, als die tiefe Innerlichkeit und der poetische Sinn, der aus ihnen spricht. Böhle hat von alter Kunst seinen Ausgang genommen und er hat mit sicherem Gefühl die richtige Art herausgefunden, auf ihr weiter zu bauen. Es ist die alte deutsche Kunst, welche den Malern unserer Zeitperiode auf diesen Gebieten eine unerschöpfliche Quelle der Verjüngung bietet, die alte deutsche Kunst, in der so viel Kraft und so viel Gemüt war, die so direkt aus dem Herzen des Künstlers kam und zum Herzen des Volkes sprach. Man braucht wahrhaftig nicht zu stilisieren und nicht zu kopieren, um Dürer und die Großen seiner Zeit für unsere heutige Kunstperiode zu nutzen; nicht ihre Formensprache, die ja doch auch eine Konsequenz ihrer Zeit war, sondern ihre Seele, ihre schlichte Größe, ihre naive Schönheitsfreude, ihr gesundes Kraftgefühl müssen uns beeinflussen. Am deutlichsten offenbart sich der Einfluß der Alten auf Fr. Böhle in seinen eigenartigen Ritterfiguren, Ritter im Sattel, ein betender Ritter, ein Ritter, der mit dem Helm aus einer Quelle seinen Trunk schöpft. Ein Hauch von Romantik weht durch diese einfachen Schildereien, der unbeschreiblich warm und freundlich berührt. Ganz prächtig in Komposition und Auffassung ist ein flötenblasender Schweinehirt mit seinen Zöglingen — vielleicht der „göttliche Eumäos" in seiner Jugend. Böhles technisches Meisterstück aber dürfte das Blatt mit den pflügenden Rindern sein, ein Werk, das in der Schönheit seiner Mache an Macbeth und die anderen englischen Meister der Radiernadel erinnert, die wir 1890 im Glaspalast bewundert haben, deren Leistungen uns als wahre Offenbarungen erschienen. Nächst Böhles ausgezeichneten Arbeiten fallen von den Leistungen der Jüngeren auf die Blätter von Ludwig Raders und Max Dasio. Raders hat im vorigen Jahre durch das ebenso malerische als gedankenreich konzipierte Blatt „Märchen und Sage" gelegentlich der bekannten Akademiker-Kneipe Aufsehen erregt. Jetzt treffen wir ihn bei ernsthafterer Arbeit an. Die von ihm radierten Aktstudien sind mustergültig als Zeichnungen und als Radierungen, seine flüchtigen Kompositionsskizzen sind von mächtiger, harmonischer Wirkung und seine fertigen Blätter, ein Hirt mit Herde in Milletschem Sinn und eine musizierende Muse gehören zum reizvollsten, was der Treppenhaus-Saal des Kunstvereins zur Zeit enthält. Dasio bringt neben einigen schon früher hier gesehenen Blättern, wie dem originellen „Jungbrunnen", einen Cyklus: „Eros Allsieger im Kampf", Schöpfungen von edler Formenschönheit, tiefer Empfindung und eminenter, jedenfalls höchst malerischer Mache. Ein harfenspielender

Jüngling, ein nacktes junges Weib, eine Nymphe, die einen Faun küßt, eine Circe, eine Mutter mit einem Kind, das Marionetten tanzen läßt, das sind die Sujets der Dasio'schen Radierungen, die alle breit, plastisch, mit starken Gegensätzen von Hell und Dunkel hingesetzt erscheinen.

Von C. Th. Meyer (Basel), dem in seiner Kunst und für seine Kunst unermüdlich thätigen Landschaftsradierer, finden wir neben allerlei schönen Handzeichnungen wieder eine Serie mit pikanter in geistreicher Mache radierter Stimmungslandschaften, in denen der Künstler zum Teil — wie in dem feinen Schilfbilde — geradezu bewundernswerte technische Fertigkeit an den Tag legt, ohne darum den Reiz der landschaftlichen Stimmung irgendwie zu vernachlässigen. Meyer-Basel ist jedenfalls einer der sichersten und stärksten Könner im Verein. Reizend sind die kleinen, mit den denkbar einfachsten Mitteln geschaffenen Landschaften von Sion Wenban, die an englische Vorbilder erinnernden, äußerst farbig wirkenden Marinen u. s. w. von Hugh Paton, die landschaftlichen Darstellungen von Völlmy, M. Erdmann, Leo Kayser, G. A. Hoffmann, A. Beyer, Berlepsch, Degenhard, O. Gampert und andere. Als ein sehr anziehender Künstler und famoser landschaftlicher Zeichner erweist sich Ubbelohde mit seiner Sturmstimmung von der Insel Reichenau und verschiedenen anderen Radierungen und Zeichnungen. Landschaftliches und Figürliches, sowie allerhand Studienmaterial, alles von größter Delikatesse und Gewissenhaftigkeit der Durcharbeitung, bringt Peter Halm. Von frappanter Fruchtbarkeit, aber dabei immer interessant und gediegen ist Dr. Mannfeld (Mainz), von welchem Dutzende sehr geschickt radierter Landschaften und als Vorbilder für die Radierung gedachter Handzeichnungen zu sehen sind. Fast in halber Lebensgröße stellt R. Raudner den Kopf eines Stieres dar, und erreicht mächtige, lebenswahre Wirkung. Im Porträtfach sehen wir Hans Meyer, Kaysser und Bärenfänger gut vertreten, ein phantastisches Blatt mit fliegenden weiblichen Gestalten ist von L. Corinth, ein paar Köpfe und ein Kinderfries, geschickt radiert, aber nicht zulänglich in der Zeichnung, bringt Balmer-Basel zur Ausstellung.

Auch an Handzeichnungen ist mancherlei Interessantes zu sehen. Mit markigen Strichen und seltener Naturwahrheit hat Hubert v. Heyden eine Schweinefamilie gezeichnet, Urban eine geschmackvolle Ideallandschaft, die eine Insel mit Opferaltar und Cypressen darstellt. Ludwig v. Nagel eins seiner kleinen Genrebildchen, in denen er sich in der Charakteristik der Menschen und Pferde als so ausgesucht feiner Beobachter erweist; E. Kirschner füllt einen Rahmen mit Modellstudien, welche uns lehren, daß der launige Karrikaturist in seiner Werkstatt auch sehr energisch schaffen kann und ein superber Zeichner ist. Linda Kögel steuerte interessante figürliche Studien bei, von Stäbli und Kempter, v. Rittner, Nägele, Frau Dahn-Fries, Scheuermann, Sieger und Berlepsch ist allerlei Hübsches in Schwarz-weiß, meist Landschaften und Interieurs anzutreffen. Nennen wir noch die phantastisch-poetische Mondnacht-Idylle von Helmbrechts-Schmidt und dessen gruselig-romantisches „Gespenst der Kindsmörderin“, so ist wohl nichts Hervorragenderes aus der Schwarz-weiß-Ausstellung des Münchener Radiervereins übergangen.“



Berliner Theater.

Von Paul A. Kirstein.

(Berlin.)

Es war alles so schön ruhig bei uns! Kein Lüftchen regte sich am Theaterhimmel; die Direktoren, die Schauspieler, die Autoren, ja sogar das Interesse des Publikums und die ewigen Fachnörgler schliefen, als plötzlich am 2. März gegen Abend die Kunde kam, Herr Felix Lipschütz, der in Aussicht genommene, nächstjährige Pächter des Berliner Theaters, hätte sich auf der Eisenbahnfahrt von München nach Berlin auf deutschem Gebiet eine tötende Kugel durch den Kopf gejagt. Und die Theaterhengste, die sich auch bei uns immer noch mehr für das Persönliche im Leben der Bühnenangehörigen, als für die Kunst an und für sich interessieren, erhoben ihre Köpfe, und reckten und streckten sich — — — jetzt konnte der Klatsch wieder losgehen!! Nicht das „wie und warum“ war es, dem sie ihre Beachtung schenkten ... nein, nur das rein Äußerliche, das Sensationelle in dem Fall zogen sie in Erwägung, und übten ihren madigen Witz an einem wenn auch vielleicht urplötzlich kopflosen, so doch immerhin unglücklichen, toten Manne! Sie fragten nicht danach, welche Folgen wohl jene polizeiliche Maßregel für ihn und für alle anderen haben konnte, sie sahen nur das Resultat, und das genügte ihnen, sans gêne über den Abwesenden den Stab zu brechen. Eine neue Schule, die Schule der „Zukunft“, hält ja auch das alte „de mortuis nil nisi bene“ für grundverkehrt! Schade nur, daß das, was der Meister dieser Schule im Großen ganz richtig tadelt, von seinen Schülern und Anhängern im Kleinen kleinlich und plump nachgeahmt und verkannt wird. Lästermäuler sind immer noch etwas anderes als scharfe Zungen, und einen, den es schon von selbst in den Tod trieb, noch nachher hinterrücks zu besudeln, ohne Grund, ohne dazu herausgefordert zu sein, ist immer noch eben so unanständig, wie es vor tausend Jahren war. Freilich, wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen — ihr nicht!

Die Berliner Polizei, die sich bisher — was Theater anbetrifft — immer nur mit dem Verbote guter Stücke beschäftigt hatte, fühlt sich auf einmal verpflichtet, sich auch das Wohl der Bühnenangehörigen angelegen sein zu lassen. Zu diesem Zwecke gehört natürlich Geld, viel Geld! Geld ist ja bei uns in Deutschland die Hauptsache! Damit läßt sich ja alles machen, das Heer ausrüsten, die Kunst heben —, damit läßt sich sogar Zufriedenheit unter dem Volk verbreiten, und der Wohlstand, der ja bei ihm zum Teil sehr fehlen soll, läßt sich dadurch vergrößern! D. h., das geschieht auf eine besondere Weise! Die Steuern, die das Volk sowieso hart drücken, werden — nur aus diesem Grunde! — auf 105 % herauf — gemindert!

Also — die Berliner Polizei verlangte von Herrn Lipschütz zur Erteilung der Konzession für das „Berliner Theater“ den Nachweis einer Barsumme von 150—200 Tausend Mark! Herr Lipschütz, der sich zur Zahlung der Pacht, zur Übernahme des Fundus 2c. 2c. schon ca. 160000 Mk. von seinen Freunden verschafft hatte, glaubte wohl, diese Summe nicht mehr herbeischaffen zu können, und mehr aus Furcht, seinem engagierten Personale sein Wort nicht halten zu können, als aus Furcht vor großen Weiterungen, resp. einem ev. Rücktritt vor Antritt seiner Direktionsführung, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf!

Nun, abgesehen davon, ob es richtig ist, ein solches Unternehmen ganz mit fremdem Gelde zu beginnen, abgesehen davon, ob es überhaupt rätlich erscheint, in dem fremdländischen Berlin ein deutsches Theater zu übernehmen, abgesehen davon, ob sich die Sache bei ruhiger Überlegung noch hätte rangieren können, abgesehen davon, ob Lipschütz wirklich in einem durch schwere Krankheit hervorgerufenen und plötzlich eingetretenen Delirium Hand an sich gelegt hat, was ich selbst nicht glaube — abgesehen von alledem, welch ein ungeheurer, welch ein maßloser Übergriff der Berliner Polizei in die allgemeine deutsche Gewerbefreiheit liegt in dieser Maßnahme!! Kein Mensch der Welt hatte das Recht, eine solche Forderung zu stellen; und die Erlaubnis zu einem allseitig anerkannten Unternehmen von derartigen Bedingungen abhängig machen — heißt doch ein Eingriff in das persönliche, freiheitliche Recht eines jeden, gegen den ganz energisch Front gemacht werden muß! Welcher Kaufmann oder welcher Restaurateur — mochte sein Unternehmen noch so groß sein! — war denn gezwungen, einen solchen Nachweis zu führen? Keiner! Und doch habe ich Handlungshäuser und Restaurants schon nach kurzer Zeit so zusammenkrachen sehen, wie noch nie ein Theater. Kein Mensch fragte aber danach, trotzdem mindestens ebensoviele brotlos wurden, wie beim Theater; trotzdem mehr Geld verloren wurde, wie dies je bei einem Theaterunternehmen möglich ist! Wo liegt aber der Unterschied in dem Betrieb als Gewerbe?! Ich glaube kaum, daß Wertheim, der Gott der Berliner Komiker, als er seine großen Handlungs-Schleuderhäuser eröffnete, abgesehen von seinem Lagerbestand, einen solchen baren Nachweis führen konnte, ebensowenig wie ich glaube, daß Herr Dr. Blumenthal, der Nachfolger Lipschütz', trotz seiner zwei Theater so ohne weiteres einen solchen Nachweis wird führen können. Aber er hat nun einmal die Konzession. Mit demselben Recht hätte aus irgend einem Provinznest, wo man als unbestrafter Mensch mit Leichtigkeit eine Konzession erhält, ein x-beliebiger Direktor kommen, und auch die Direktion übernehmen können. Man hätte ihn sicher von polizeiwegen nicht daran gehindert, ob er nun fähig gewesen wäre, ein großes Theater zu leiten, oder nicht!

Sicherlich — ich weiß das ganz genau — ist das Interesse der Polizei für die soziale Stellung des Theaters wohl berechtigt, aber es giebt für sie nur zweierlei Dinge. Entweder sie zählt das Theater zu den Gewerbezweigen, oder zu den Kunstinstituten. Als Gewerbezweig hat sie sich den Teufel was um die materielle Grundlage zu kümmern, und jedes Theater kann, wie jedes Handlungshaus, pleite machen, so oft und so viel wie es will. Den Schaden tragen dann eben die, die sich mit ihm eingelassen haben. Warum sind sie nicht vorsichtiger gewesen?! Rechnet man es aber zu den Kunstinstituten, dann darf man eben auch die Erlaubnis zur Errichtung oder Führung eines solchen nur aus künstlerischen Gründen erteilen oder verweigern, nicht aber aus rein äußerlichen, resp. materiellen! Die haben dann absolut nichts damit zu thun. Und hierin, in der bisherigen allzuleichten Erteilung der Theaterkonzession liegt meiner Ansicht nach das ganze Schauspielerelend begründet. Es ist eben nicht jeder Unbestrafte, oder jeder engagementslose Schauspieler, selbst wenn er zwanzig Jahre beim Theater war, fähig, ein solches zu leiten. Aus dieser Unfähigkeit entspringen aber dann die vielen Pleiten, die Geringschätzigkeit des Publikums und das immense Zurückgehen der Zahl der Theaterstädte. Wird man darauf etwas mehr achten, wird sich auch der Stand von selbst wieder heben, mehr, als wenn man durch unmögliche Bedingungen tüchtige, verständige Männer vom Schauplatz abdrängt. Die sonstigen Fehler dieses Erwerbszweiges sind wohl nicht viel größer als bei anderen, namentlich nicht bei den verwandten; die Maler, Bildhauer und nicht zum wenigsten die Schriftsteller haben auch ihr wohlgemessen Pack zu tragen! Diese Schäden ihres Gewerbes zu heben, sind einzig die Schauspieler fähig. Aber das

sind ja solche Schlappschwänze — — Moderne Zigeuner, die, wie die aus der Pußta, immer nur klagen, immer nur seufzen, immer nur stöhnen können, und nicht fähig sind, energisch selbst Hand an ihr Schicksal zu legen.

So — das war eigentlich alles, was die Berliner Theaterfreunde im letzten Monat interessiert hat. Komme ich nun zum eigentlichen Theaterbericht, so komme ich auch gleich in Verlegenheit, was ich so eigentlich berichten soll. Vorgefallen, wenigstens nennenswertes, ist durchaus nichts. Herr Direktor Lautenburg hat es anscheinend endgültig aufgegeben, deutsche Stücke zu bringen, trotz des Hinweisens und des Anratens der gesamten Berliner Presse. Er ist eben ein viel zu gewandter Kaufmann, um nicht zu wissen, daß das Publikum bei allem, was von außen her hereingeschleppt wird, geneigt ist, von vorn herein ein Auge zuzudrücken. Wir sind eben noch so klein, so wenig unserer Selbständigkeit und Kraft bewußt, daß der Splitter aus fremdem Land uns schöner und stärker erscheint, als die eigenen festen Balken. Diese traurige, aber thatsächliche Anschauung zu nähren, scheinen sich die Herren, von denen man das Gegenteil erwarten sollte, zur besonderen Pflicht gemacht zu haben. Nirgends findet man eine Spur von Deutschtum, weder in der Kunst noch in der Litteratur, noch im sozialen Leben, von der Vorliebe für „Charleys Tante" bis herab zum Wiener Café! Alles ist dem Auslande entlehnt, und wehe dem, der sich einredet, das ändern zu können! Sein ganzes Leben könnte er opfern, und hätte doch kaum einen winzigen Erfolg.

Dies mit ansehen zu müssen, ist für die deutschen Autoren freilich ein trauriger Genuß, aber sie haben sich langsam daran gewöhnt, und da das Leben zu hart drängt, so versuchen sie wenigstens, die anderen Nationen zu imitieren, doch auch damit haben sie nur spärlichen Erfolg. Ihre Namen sind ja immer noch deutsch, und das scheint man in Deutschland nicht gern zu sehen. So wüßte ich thatsächlich momentan in Berlin kein Theater, in dem ein deutscher Autor Unterkunft finden könnte. Überall Franzosen, Franzosen, Italiener, und zwischen durch noch mal ein Schwede oder Norweger — das ist die ganze Auslese. Für uns Deutsche bleibt nichts übrig — höchstens die Aussicht auf die Direktion Brahm, nächstes Jahr im „Deutschen Theater". Hoffentlich wird nicht auch der uns untreu! —

Herr Direktor Lautenburg hat inzwischen im „Neuen Theater" zwei Novitäten gebracht, eine italienische, „A Basso Porto", 3 Szenen von Goffredo Cognetti (deutsch von Emile Dürer), und „Marguérite Bernard" von Frédéric Carmon, eine französische. Die erstere gefiel, die zweite fiel recht kräftig durch.

„A Basso Porto" ist in gewissem Sinne die Fortsetzung von „A Santa Lucia" von demselben Autor. Cicillo, der — man weiß nicht recht warum — um des Selbstmords der Rosella (aus A Santa Lucia) willen, achtzehn Jahre auf der Galeere war, kehrt zurück, und will sich für den Tod der Rosella, seiner Geliebten, an Maria, der er die Ursache zu diesem Selbstmord zuschreibt, rächen, indem er ihren Sohn auf die Galeere bringt und ihre Tochter zu einer Gefallenen macht. Zu diesem Zweck verleitet er den Sohn zum Spiel ꝛc., und redet der Tochter ein, daß er sie wahnsinnig liebe. Sie glaubt es natürlich und ist sogar, auf eine Lüge Cicillos hin, daß ihre Mutter ihn liebe, bereit, mit ihm zu fliehen. Nebenbei ist er das Oberhaupt des geheimen Camorra-Bundes und Polizeispitzel. Um ihre Kinder nun vor diesem Bösewicht zu retten, verrät Maria, die durch einen ihr treu ergebenen Buckelhans natürlich all das erfährt, die ganze Sache jenem fürchterlichen Bunde, und durch das Los soll nun bestimmt werden, wer jenen Räuberhauptmann, natürlich aus dem Hinterhalte, umbringen soll. Das Los fällt, wie vorauszusehen, auf Marias Sohn, und um diesen vor der Strafe zu retten, kommt die Mutter ihm zuvor. Sie ermordet Cicillo, und während

die Polizei sie festnimmt, fällt der Vorhang. Ein echtes, rechtes Spektakelstück, das nur leider viel, viel besser an ein Vorstadttheater paßte. Es stammt aber aus dem Italienischen, und deshalb gefiel es dem Publikum. Ich glaube, es war schon über dreißig Mal.

Viel trauriger als dieses Stück ist das zweite, das französische. Ein verwässerter Hüttenbesitzer, mit einem Schuß Kameliendame und Denise, zusammenhanglos, ohne Sinn und Verstand! Was Herrn Direktor Lautenburg bewogen haben kann, dies Stück aufzuführen, scheint einzig die Konventionalstrafe zu sein; was aber — es anzunehmen, bleibt einfach rätselhaft, ebenso rätselhaft, wie der ganze Repertoirwechsel überhaupt. Das Publikum langweilte sich während der ersten zwei Akte, dann lachte es aus vollem Halse. Es war aber auch zu blöd. Gott sei Dank nur, daß kein Deutscher es geschrieben hatte. Es wäre wieder ein Theaterskandal geworden.

Großen Erfolg hatte hingegen die Neuheit des Residenztheaters, der „Maskenball" (Vegliane), Schwank in drei Akten von Bisson und Carré. Dieser Schwank gehört zu jenen Stücken, dessen größter Erfolg es ist, wenn man sie belacht und hinterher doch ihren Inhalt nicht angeben kann. Eine französische Adolf Ernst-Posse comme il faut! Man lacht, daß einem die Seiten weh thun, und fühlt doch beim Aktschluß kein Bedürfnis, Beifall zu klatschen. Es ist eben alles nur Situation, und das echt französisch! Ohne Logik — mit wenig Zusammenhang! Dazu giebt es einen Einakter. Mehr sage ich nicht. Das Publikum des „Residenz-Theaters" weiß warum! — —

Im Lessingtheater gab es noch ein fünfaktiges Bauerndrama von F. von Zobeltitz, „Ohne Geläut" betitelt, das sich mehr den Beifall des Publikums, als eigentlich den der Presse holte. Es ist wieder ein Stück mit der obligaten Sünde vor der Ehe, nur daß diesmal die Bauern — märkisch reden sollen. Die Fabel ist sonst auch nicht bedeutend, und in Variationen oft genug vorher dagewesen. Ein junges Mädchen, die Stieftochter eines Großbauern, ist in der Stadt in Pension erzogen worden, und soll nun zu Hause einfache Mägdearbeit verrichten. Natürlich gefällt ihr das nicht. Da verliebt sie sich in einen Gutsbesitzer, der es versucht, auf chemischem Wege seinen Boden zu verbessern und selbstverständlich dabei sein Geld verbuttert. Als er sich keinen Rat mehr weiß, rät ihm sein Freund, der Kreisphysikus, in Hinsicht auf des Mädchens Liebe, diese zu heiraten, da sie von ihrem richtigen Vater her ein großes Vermögen hätte. Kurz und gut, sie erscheint, als man sich gerade eine Bowle gebraut hatte, sie bekommt zu trinken — die andern, der Physikus und der befreundete Pfarrer sind gegangen — sie wird etwas bezecht, und der Gutsbesitzer benutzt die Gelegenheit — — fertig ist das Unglück! Am andern Tage hält er um ihre Hand an, die Bauersleute weisen ihn schroff ab, er wird heftig, und in dieser Heftigkeit verrät er sich. Selbstverständlich erhält er nun die Zusage, aber nur mit dem im Testament fürs erste festgesetzten Pflichtteil, das ganz erheblich hinter den Erwartungen des Gutsbesitzers zurückbleibt. Der weitere Verlauf des Stückes zeigt nun die Furcht der Leute vor dem Bekanntwerden der Thatsache, weil dann am Hochzeitstage der Myrtenkranz und das Geläut versagt wäre, zeigt, wie es durch die Schwatzhaftigkeit der Wirtschafterin doch herauskommt, wie das Mädchen all die richtigen Gründe zu dieser Ehe und dem Vorspiel erfährt, wie es sich entsetzt abwendet, und wie es sich schließlich dem Pastor, der es durch Jahre hindurch heimlich geliebt hat, und dem sie sich in all ihrer Not immer wieder anvertraut, verlobt, trotz der plötzlichen Erbschaft ihres Erstverlobten, und trotzdem sie beide zur Kirche gehen müssen — ohne Geläut. Das ist der ungefähre Inhalt des Stückes. Merkwürdig an ihm ist das starke Hervortreten des religiösen Elementes. So viel wurde wohl noch nie auf der Bühne zum Herrgott gebetet und gefleht.

Die innere Mission muß eine reine Herzensfreude daran haben. Technisch ist das Stück nicht ganz einwandsfrei. Das immerwährende Anklopfen mit dem darauffolgenden: Herein! wirkt störend, ebenso wie die vielen Solonummern mit dem Auskramen der Gefühlsmomente. Auch erscheint fraglich, ob die Bauern wirklich so fühlen und denken. Kein Mensch hat ja recht unter ihnen gelebt, so viele wollen sie schildern, und uns modernen Großstädtern kommt das alles immer wieder so unglaubwürdig und zum Teil sogar lächerlich vor. Wir können es nicht begreifen, daß jemand so kolossal viel am Läuten der Kirchenglocken liegt, ebensowenig wie das Entsetzen, wenn jemand sich mit einem Mädchen vergangen hat, und sie dann heiraten will. Wir finden das im Gegenteil sehr anständig! Daß das Stück also trotzdem seine Zuhörer spannen und interessieren kann, zeigt, mit welcher Kraft es doch gearbeitet ist, und wie viel man von Jabeltitz nach dieser Erstlingsarbeit erwarten darf, wenn er sich anderen zeitgemäßeren Stoffen zuwenden wird.

Das Kgl. Schauspielhaus hat inzwischen noch eine Neuaufführung der „Herrmannsschlacht" gebracht. Alles recht korrekt und blendend. Nur schade, es flog gar kein Staub auf der Bühne hoch; ein Zeichen, wie wenig Temperament vorherrschte! Denn wo Leben ist, ist auch Staub!

Sollten deshalb unsere hiesigen Bühnen alle staubfrei sein? —

Krafft-Ebing gegen Ibsen.

Von Josef Steinmayer.

(München.)

„Ich kenne Ibsen eigentlich gar nicht. Ich habe keines seiner Bücher gelesen, keines seiner Bühnenwerke aufführen sehen. Was ich von Ibsen weiß — und das ist nicht viel — weiß ich aus Äußerungen meiner Kollegen, die sich über ihn, beziehungsweise über die pathologischen Objekte, die er auf die Bühne gebracht hat, nur — lustig gemacht haben. Ich glaube auch, daß ich mich in Zukunft kaum entschließen könnte, Ibsen zu lesen. Da lese ich lieber eine Krankheitsgeschichte; hier habe ich es mit wirklichen pathologischen Menschen und nicht mit pathologischen Karrikaturen zu thun."

Also sprach Herr Doktor Krafft-Ebing zu einem Reporter. (Vergleiche Berliner Tageblatt, Abendausgabe vom Montag, 26. Februar 1894, Nummer 104.)

Für jeden Denkenden ist ein Kommentar hiezu vollständig überflüssig. Da aber Herr Doktor Krafft-Ebing wegen seiner öffentlichen Stellung und wegen seiner psychopathischen Arbeiten in den bekannten „weiteren Kreisen" als Autorität angesehen wird, so erlauben wir uns folgende Anmerkungen:

Erstens: Ob Herr Doktor Krafft-Ebing Ibsen gelesen hat oder nicht, ist eine für unser Geistesleben herzlich nebensächliche und gleichgültige Frage. Daß er aber trotzdem sich öffentliche Bemerkungen über nicht gelesene Werke erlaubt, ist gerade kein Beweis von Takt, Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit.

Zweitens: Wenn Herr Doktor Krafft-Ebing Äußerungen seiner Kollegen als Autoritäten für öffentliche Urteile benützt, so ist das gerade kein Beweis von selbst-

ständigem Urteile, sondern nur ein Zeichen blinden Kastenhochmutes. Denn ganz abgesehen davon, ob diese Kenntnisnahme seitens der Herren Kollegen wirklich eine selbständige und vollständige ist und nicht gleichfalls eine „indirekte“, wie die des Herrn Krafft-Ebing, so bleibt immer noch die Frage offen, ob diese Herren Kollegen selbst in diesem Falle wirklich das Recht haben, in künstlerischen Fragen mitzureden.

Denn drittens: Es muß ein für allemale gesagt werden, daß es sich hiebei lediglich um künstlerische und nicht um wissenschaftliche Fragen handelt. Allerdings ist es in Deutschland Mode geworden, daß Psychiater in psychologischen Fragen überhaupt mitreden, während doch gerade die Psychiater wissen müßten, daß bei dem heutigen Stande ihrer Wissenschaft derartige Urteile zum mindesten verfrüht sind. Es giebt heute weder eine wissenschaftliche Psychologie, noch eine wissenschaftliche Psychiatrie, die etwas anderes wäre, als äußerliche Konstatierung und Anhäufung von Materialien.

Viertens: Zur Entschuldigung für jeden Versuch, wissenschaftliche und künstlerische Probleme durcheinanderzubringen, könnte einzig und allein jenes berüchtigte Interview dienen, das Herr Doktor Karl Emil Franzos über diesen Gegenstand inaugurierte, aber die komplette Nullitgkeit des „Resultates“ hätte denn doch Herrn Doktor Krafft-Ebing zur äußersten Vorsicht mahnen müssen, ganz abgesehen davon, daß

Fünftens: sich die Ansichten der Fachmänner selbst gerade in dem Urteile über Ibsens Gespenster aufs schroffste widersprechen. (Cfr. die Ausführungen Lombrosos in Nr. 51 von Hardens „Zukunft“.)

Sechstens: An die Leser der Gesellschaft. Man mag diese Bemerkungen vielleicht zu schroff finden, aber es bleibt heute kein anderer Weg mehr übrig, als bei derartigen symptomatischen Vorkommnissen ganz energisch immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß fürs erste diese Fragen absolut nicht vor das Forum der Wissenschaften, am allerwenigsten und allerletzten der Psychiatrie gehören, fürs zweite aber, selbst diesen Fall angenommen, das gänzlich Unzureichende des Materials und das unsicher Tastende der Methode es eo ipso verbieten würden, über diese terra incognita bestimmte oder gar anmaßliche Urteile öffentlich auszusprechen.



Kritik.

Romane und Novellen.

Komödie. Roman in zwei Bänden von Theodor Lensing. (Leipzig, W. Friedrich.)

Das ist, was die Franzosen ein livre de chevet — ein Kopfkissen- oder Nachttischbuch nennen. Nach dem man immer greift, wenn man mit einem fröhlichen Gedanken aus der Welt gehen und selig einschlafen will. Ein Kamerad, mit dem man sich zu Bett legt und den man lachend grüßt beim Aufstehen. Ein Kerl, der genießbar und bereichernd ist, wo man ihn anpackt und anbeißt. Das heißt, wenn man selbst einer ist, der rechtschaffene Natur im Leibe hat. Sonst nicht. Für die anderen traurigen Hühner ganz gewiß nicht. Für sie ist dieser gottvolle Humorist und Hansdampfpoet weiter nichts als ein Schimpfian, daß Gott erbarm'. Etwas Unfaßliches und Unausstehliches, das gar nichts Menschliches und noch weniger Poetisches an sich hat. Und so weit diese traurigen Hühner in Kritik machen und Ästhetik gackern, werden sie diesen Komödienromanschreiber zurück-

ten, daß er in keinen „alten Schlappen“ mehr taucht, fränkisch gesprochen. Ich weiß nichts Persönliches von diesem Theodor Leusing, aber seit ich seine krause Romankomödie gelesen, verehre und liebe ich ihn als einen der herrlichsten Menschen in neuer deutscher Litteratur, als einen unserer köstlichsten Humoristen im modernen Schrifttum. So — nun ist's heraus, und nun mag er auch über mich die Schalen seines Zornes, seines Spottes, seines Hohnes, seines heiligen Humoristenmitleides ausgießen. Ich widerrufe nichts — oder alles.

M. G. C.

Das Rätsel des Lebens. Roman in zwei Bänden. Von Baronin von Reizenstein. (Leipzig, W. Friedrich.)

Die Verfasserin hat unter dem männlichen Kriegsnamen Franz v. Nemmersdorf bereits eine Reihe wertvoller schönwissenschaftlicher, sozialpolitischer und psychologischer Arbeiten veröffentlicht. Sie ist also auch als Barorin v. Reizenstein kein Neuling im ehrsamen Schrifttum. Was aber noch wichtiger ist: Ihrem männlichen Pseudonym hat sie allzeit Ehre gemacht, denn sie hat absolut nichts Blaustrümpfliches, weder in ihrem Denken noch in ihrem Schreiben. Aber auch von Dekadenzlerei oder krankhaft forcierter Modernität ist keine Spur an ihr zu entdecken. Sie ist eine durchaus gesunde Natur. Ihr Stil ist flott, resolut, eigenartig frisch. Ihre Weltanschauung zeichnet sich durch kühne Selbständigkeit und edle Reife aus. In ihren Romanen bewegt sie sich mit Vorliebe in den sogenannten höheren Kreisen, die sie so sicher kennt, wie ein Biermünchener sein Hofbräuhaus oder ein Pariser seinen Boulevard. Der Titel des vorliegenden Werkes deutet an, daß die Verfasserin auch diesmal den hohen menschheitlichen Standpunkt nicht verlassen, sondern die Vorgänge des Tageslebens als Entwicklungsmomente im großen Kulturgang genommen hat. Der Roman hat dadurch weder an Wärme noch an Reiz eingebüßt.

XYZ.

Schach-Bismarck oder Jesuiten und Freimaurer. Zeitgeschichtlicher Roman von J. G. Findel. (Zweite Auflage. Leipzig, J. G. Findel.)

Wir haben seinerzeit die erste Auflage empfehlend angezeigt. Die zweite Auflage ist überarbeitet und wesentlich verbessert. Durch Beseitigung zeitgeschichtlicher und parteikritischer Exkurse erscheint die Komposition viel einheitlicher. Wir dürfen jetzt „Schach-Bismarck“ zu unseren besten Volkserzählungen liberaler und freidenkerischer Tendenz rechnen. Der aufmerksame Leser gewinnt bald den Eindruck, daß der Verfasser sehr viel Eigenerlebtes in seine Erzählung verwoben, besonders da, wo die Gestalten in lebendigster Plastik erscheinen und die Darstellung durch Kraft und Wärme des Ausdrucks weit über das Mittelmaß volkstümlicher Erzählkunst hinausragt. Schon die prächtige Figur des alten Stein erweist, daß das Buch nicht nach der Schablone gemacht ist. Einzelne dichterische und technische Schwächen werden reichlich durch die Vorzüge treuer Lebensnachbildung und edelmenschlicher Gesinnung aufgewogen.

XYZ.

Vom Tode. Novellen von Georg Freih. v. Ompteda. (Berlin, F. Fontane u. Co.)

Gewiß, für flache Heiterlinge ist diese Novellen- und Skizzensammlung mit dem lugubren Titel nicht gemacht. Auch nicht für solche moderne Leser, die in technischen Faxen schwelgen wollen. Ein meisterhafter Erzähler und eine tiefempfindende, ideale Seele wie dieser Dichter wird so wenig den Extremen wie den Flachen gefallen. Aber wer Freude am Schaffen eines wahrhaft vornehmen modernen Schriftstellers hat, für den ist er der rechte Mann.

C.

Der Eisenwurm. Roman von Robert Byr. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Roman ist viel besser, als sein Titel. Wenn auch der Verfasser mit dem „Eisenwurm“ nichts weniger als die Urvorstellung

der Saguregurken-Zeitungsschreiber erwecken will, so hat er damit doch seinem ernsten, auch künstlerisch beachtenswerten Werke ein bedenklich banales Geschmäckchen gegeben. Die moralistische Tendenz, die in andern Werken Byrs nicht immer durch dichterische Vorzüge genügend geschützt ist, wirkt in diesem Roman durchaus nicht störend. Byr, ehemals österreichischer Offizier, bemeistert seinen Stoff nicht nur sachlich, sondern auch künstlerisch und bietet hier eine realistische Schöpfung, der nicht die gebührende Ehre widerfährt, wenn man sie leichthin als Unterhaltungslektüre abthut. XYZ.

Lyrik.

Gedichte von Clara Dorn (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1894). — Die Verfasserin ist entschieden talentvoll, aber trotzdem gewährt die Lektüre ihres Buches keinen ungetrübten Genuß, weil die Gedichte zu ungleichwertig sind. Es ist traurig zu sehen, wie wenig kritisch bei der Herausgabe des Buches zu Werke gegangen worden ist. Tief empfundene Lyrik findet sich neben alltäglichen Reimereien, und man fragt sich manchmal, ob so verschieden geartete Gedichte ein und dieselbe Verfasserin haben können. Man lese den folgenden Vers:

Ich liebe Dich! denn wie einst Regulus,
Wie auch um ihn Rom und die Seinen klagen,
Und ob im Dingehn strauchelte sein Fuß,
Hast Du zurück Dein hartes Joch getragen.
Ich liebe Dich!

Nach welchem man Clara Dorn jedes Sprachgefühl absolut absprechen möchte und vergleiche ihn mit dem Gedichte:

Damals.

Damals, o damals — weißt Du noch die Zeit?
Es blühte die Erde in Maienherrlichkeit.
Um ferne Berge schlang sich ein hellgrünes Band —
Damals, o damals — wer's damals verstand!

Damals, o damals — wie selig und bang,
Was im Frühlingswalde die Drossel uns sang!
Weißt Du noch die Stelle? so nah war das Glück
Damals, o damals — wer ruft es zurück?

Damals, o damals — weißt Du noch die Zeit?
Verweht sind die Pfade, der Weg ist so weit!
Die Seele vom Harren und Sehnen so müd' —
Verloren! Verlassen! Die Rose verglüht.

das von edler lyrischer Empfindung erfüllt ist. Die Verfasserin kennt ihren Heine sehr gut, und das ist ihr zum Unheil geworden; eine große Anzahl ihrer Gedichte sind ganz in Heinescher Tonart geschrieben. Wenn man auch nur das Inhaltsverzeichnis liest, fühlt man sich schon ganz „angeheinelt". Clara Dorn hat gewiß ein reiches Gemütsleben und auch Begabung, aber es mangelt ihr die Selbstkritik. Hätte sie eine kleine Anzahl ihrer lyrischen Gedichte sorgfältig ausgewählt, dann wäre ein lesenswertes Büchlein zustande gekommen. —gst.

Vermischte Schriften.

Ein Beitrag zur Geschichte der königlichen Theater in München. 25. Nov. 1867 bis 25. Nov. 1892. Von Karl v. Perfall. (München, Piloty u. Löhle, 1894. 348 S. Preis 5 Mk.)

Das große, über 20 Bogen umfassende Buch enthält sehr wertvolle Mitteilungen. Ich habe besonders das Verzeichnis der zur Aufführung gelangten Werke mit großer Teilnahme gelesen und oft dabei gedacht, daß ein großes ausländisches Theater den fremden Dichtungen wohl schwerlich soviel Aufmerksamkeit erwiesen hätte, wie das Münchener. Einen ganz eigenartigen Eindruck erregen die ausführlichen Notizen über die Separatvorstellungen des Königs Ludwig II. Für alle Freunde der dramatischen Litteratur finden sich bei Perfall interessante Berichte und Anregungen. Die eifrigsten Leser seines ausgezeichneten Werkes sind aber jedenfalls die Mitglieder der Münchener Hofbühne; denn ihnen soll es „nicht bloß ein Erinnerungszeichen, sondern ein Ehren- und Ruhmeszeichen" sein. Für Herrn v. Perfall selbst ist die Geschichte seines Wirkens ein unvergängliches Denkmal. H. S.

Über geistige Arbeit von Dr. Emil Kraepelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg. (Jena, Gustav Fischer. 26 S.)

Bekanntlich richtet sich die geistige Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit nur in sel-

tenen Fällen nach dem Glanze der Schulzeugnisse. Prüfungen, die nur nach Kenntnissen fragen, beweisen blutwenig für die Arbeitskraft und geistige Selbständigkeit des Prüflings. Wie gewinnen wir nun ein hinlänglich sicheres Bild von der geistigen Leistungsfähigkeit eines Menschen? Diese und ähnliche Fragen zur wissenschaftlichen Menschenkenntnis werden hier klar und geistvoll erörtert. Besonders wichtig ist in unserer Zeit der Nervenschwächung und schulischen Überbürdung mit totem Wissenskram die Frage nach der **geistigen Tragkraft unserer Schuljugend.** Die Schrift bietet eine Reihe wertvoller Beobachtungen, die zum Teil allerdings noch diskutierbar sind. Es braucht wohl kaum besonders angemerkt zu werden, daß der Verfasser **nicht** auf dem Standpunkte **amtlicher Zopfweisheit** unserer staatlichen Schulleiter steht, daß das **pädagogische Chinesentum** keine Stütze an ihm findet. Ist es nötig, noch mehr zur Empfehlung seiner Schrift zu sagen? — C.

Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein von **Heinrich Pudor.** (Leipzig, Selbstverlag, Thalstr. 12. 93 S.)

Funkelnd von Geist, Witz und Satire, kennzeichnet dieses elegante Schriftchen die neueste interessante Wandlung seines proteusartigen Verfassers. XYZ.

Lessings Stellung zum Judentum. Von **Johannes Dominicus.** (Dresden, Druckerei Glöß, 1894. 1 Mk.)

Die Schrift ist in wohlthuendem Gegensatze zu andern ihrer Art sehr ruhig gehalten und verdient, auch von nichtantisemitischen Lesern beachtet zu werden. Da sie kaum 39 Seiten umfaßt, so wird der Preis von einer Mark manchem etwas hoch erscheinen. Nach meiner Ansicht, die auf Erfahrung beruht, sollten gute Volksschriften so billig wie nur möglich verkauft werden. S.

Heinz Starkenburg: Die Wertung der Persönlichkeit als maßgebender Faktor in dem Entwicklungsgang der moralischen Anschauungen. Bausteine zu einer exakten Moralwissenschaft, auf der Basis der Völkerkunde und Wirtschaftsgeschichte. (Leipzig, W. Friedrich. 143 S.)

Der ausführliche Titel giebt deutlich an, worauf der Verfasser, ein scharfsinniger, kühner, echt moderner Geist, mit seiner neuesten Schrift zielt. In der kurzen Zeit, die seit der Veröffentlichung von Starkenburgs erster Schrift „Das sexuelle Elend" verstrichen ist, haben sich des Verfassers radikale, vielfach auf Nietzsche fußenden Ansichten wesentlich geklärt und befestigt, so daß wir seine fernere Thätigkeit auf diesem Gebiete mit den größten Hoffnungen begleiten dürfen. Einzelnes in der vorliegenden Schrift, wie z. B. das vierte Kapitel „Die Civilisations-Gemeinschaft", ist ganz hervorragend, sowohl hinsichtlich der Kühnheit der Ideen, wie der glänzenden Darstellung. C.

Andalusien. Eine Winterreise durch Südspanien und ein Ausflug nach Tanger. Von **Ernst von Hesse-Wartegg** (Leipzig, Karl Reißner, 1894).

Das poesiereiche Spanien, dessen Sprache und Litteratur der Wiener Philologe Ferdinand Wolf und der Wiener Dichter Grillparzer so gründlich studiert, ist vielleicht in Erinnerung an das Haus Habsburg, das Spanien unter seinem Scepter vereint, mit liebevollem Eifer namentlich von Österreichern geschildert worden. Ich erinnere nur an den verewigten Dr. Obersteiner, an Rosa von Gerold in Wien und an Dr. Puschmann. Zu diesen ist jetzt der mit beiden Hemisphären vertraute Ernst von Hesse-Wartegg mit seinem trefflichen Buche „Andalusien" getreten, das noch dadurch einen besonderen Reiz gewinnt, daß die Gattin des österreichischen Schriftstellers, die amerikanische Sängerin Minnie Hauk, nebst der Lucca die berühmteste und liebenswürdigste echt spanische Carmen, interessante Kapitel über die sevillanischen Originale der französischen Oper Carmen und über das Frauenleben Marokkos beigesteuert hat. In jedem Kapitel zeigt sich der Verfasser als welt- und litteraturkundiger,

journalistisch geschulter Mann mit offenem Blick für alles Schöne der Tierra de Maria Santisima, und wie Garcia Ramos die volkstümlichen Typen Sevillas auf die Leinwand zaubert, bringt sie Ernst von Hesse-Wartegg aufs Geschickteste zu Papier. Sein Buch berauscht wie der Wein von Jerez und der Azahar Andalusiens. Es ziehen an unseren trunkenen Augen vorüber die Herrlichkeiten der Stadt der weiblichen Schönheit, Sevilla, die der weißesten Stadt, Cádix, die von Malaga, Córdoba und Granada. Die Alhambra schmückt sich mit den Versen maurischer Sänger, und Strophen spanischer Poeten zieren die einzelnen Kapitel dieser fesselnden Beschreibung Andalusiens, die auch nach Washington Irving, Schack, Baumstark, Lauser, Passarge, Max Nordau, Arthur Stahl und so vieler anderer, wie die anschaulichen Berichte des in Wien preisgekrönten Kölner Baumeisters Stübben, noch das deutsche Gemüt entzücken wird.

Johannes Fastenrath.

Am Quell der Natur. Märchen, Fabeln, Gedichte und Rätsel für die liebe Jugend von Eduard Wolf-Harnier. Mit 70 Originalhandzeichnungen und einer Komposition von dem Verfasser. Verlag von R. Mickisch (E. Mecklenburg), Berlin.

Dieses Buch ist jedenfalls ein Unikum; denn nicht bloß Poesie und Prosa, sondern sämtliche Zeichnungen, die mit der Feder mit staunenswertem Fleiße ausgeführt sind, und sogar eine Komposition rühren von einem und demselben Manne her. Also Dichter, Zeichner und Komponist in einer Person! Es ist nicht zu leugnen, daß bei allen solchen vielseitig begabten Naturen doch der Schwerpunkt mehr nach einer Seite fällt, und so beruht auch die Hauptstärke von Wolf-Harnier mehr in der Zeichnung, aber auch in einigen Gedichten hat er für die Jugend treffliches geleistet. Zu tadeln wäre nur, daß an einigen Stellen bekannte Anklänge, die jedenfalls unbewußt sind, vorkommen, und der zu häufige Gebrauch der Diminutiv-Endung „lein“. Wenn man auch noch so viel von Vögelein, Zweigelein, Blümelein, Äuglein, Männlein, Englein u. s. w. spricht, so wird dadurch die Ausdrucksweise noch lange nicht echt kindlich. Die Ausstattung des Buches ist prachtvoll.

M. H.

Das Recht in der geschlechtlichen Ordnung. Sozialwissenschaftliche Rechtsuntersuchungen von Eduard Aug. Schröder. (Berlin, E. Felber, 1893.)

Der Verfasser beleuchtet sein umfangreiches Material kritisch und systematisch und stellt zum Schluß einen Kodex auf, der die Resultate seiner Untersuchungen kurz zusammenfaßt. Nachdem in der Einleitung die im Laufe der Jahrtausende sich entwickelnden und einander ablösenden Formen der Geschlechtsordnung behandelt sind von der Urfamilie zur Blutsverwandtschaftsfamilie, Gruppenfamilie, Paarungs-, patriarchalischen und endlich monogamischen Familie, werden die drei heute bestehenden Formen der geschlechtlichen Ordnung eingehend besprochen: die Ehe, die freie Liebe, die Prostitution. Die letztere sucht der Verfasser zu heben und besser zu regeln, damit Schlimmeres, wie Selbstbefleckung, unnatürliche Laster und völlige Enthaltsamkeit, vermieden werde. — Ein echt wissenschaftliches und, was uns noch mehr not thut, ein sehr kühnes, freies Buch, das viel Widerspruch finden wird, dessen Vorschläge aber mit der Zeit hoffentlich verwirklicht werden.

W.

Zeitschriften.

Freiland: Mit der thatsächlichen Gründung eines Freilandstaates soll nun ernst gemacht werden, wie folgender von Dr. Th. Hertzka und Dr. A. Russel-Wallace unterzeichneter Aufruf der in Wien erscheinenden Halbmonatschrift „Freiland“ (III. Jahrg. No. XII) beweist:

„Die in fast allen Teilen der civilisierten Welt derzeit schon nach tausenden zählenden Anhänger der Freilandidee — dargelegt in den Schriften „Freiland“ und

„Eine Reise nach Freiland“ von Theodor Hertzka — halten den Moment für gekommen, in praktischer, beispielgebender Weise die Lösung des sozialen Problems anzubahnen.

„Diese Lösung soll herbeigeführt werden durch Schaffung eines Gemeinwesens auf Grundlage vollkommener wirtschaftlicher Freiheit und Gerechtigkeit, eines Gemeinwesens, das, bei voller Wahrung des individuellen Selbstbestimmungsrechtes, jedermann den vollen Ertrag seiner Arbeit gewährleistet.

„Zur Gründung eines solchen Gemeinwesens soll zunächst auf dem vor wenigen Jahren entdeckten, für an Tropenwärme gewöhnte Neger minder geeigneten und deshalb bisher großenteils herrenlosen Hochlande am Kenia, im Innern des äquatorialen Afrika, ein entsprechender Landstrich besetzt werden.

„Dieses Hochland ist nach den übereinstimmenden Schilderungen vertrauenswürdiger Erforscher durch sein besonders gesundes Klima, seine das ganze Jahr hindurch, unserem Frühling gleich, gemäßigte Temperatur, wie durch seine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit und seinen Reichtum an Naturprodukten zur Besiedelung für Europäer vorzüglich geeignet.

„England, in dessen Interessensphäre dieses große Gebiet liegt, hat unserer Kolonie seinen Schutz und vollste Freiheit ihrer wirtschaftlichen Einrichtungen zugesichert.

„Die Freiländer verfügen derzeit schon über eine Mitgliederzahl und über Mittel, die zur Inangriffnahme ihres Unternehmens ausreichen, und haben auch bereits alle Vorbereitungen dazu getroffen. Einige Genossen sind im Interesse der Gesellschaft schon seit Dezember des Vorjahres in Lamu und Zanzibar thätig. Ende Februar dieses Jahres wird eine erste, wenige Wochen später eine zweite wohlausgerüstete Schar erlesener Pioniere dahin aufbrechen. Auf dem unserer Gesellschaft gehörigen Flußdampfer werden sie den Tana aufwärts bis zu den ca. 500 km im Innern befindlichen Katarakten fahren, von dort aus, nach Anlegung einer wohlversehenen Etappenstation, in die Landschaften am Kenia vordringen und alles Nötige für die späteren Einwanderer vorbereiten.

„Mit allen Behelfen sowohl zur wissenschaftlichen Erforschung der zu besiedelnden Landstriche, als auch zur Vornahme der ersten Kulturarbeiten sind diese Pfadfinder ausgerüstet.

„Doch mit je größeren Mitteln und mit je zahlreicheren Teilnehmern unser Unternehmen ins Werk gesetzt wird, desto sicherer, desto rascher ist sein Erfolg, und desto unausbleiblicher dessen umgestaltende Einwirkung auf die immer unhaltbarer werdenden sozialen Verhältnisse der ganzen übrigen Kulturwelt.

„Wir sind nun der wohlbegründeten Meinung, daß es keiner großen Worte bedarf, um unserem Unternehmen, das nachdrücklich und mächtig genug für sich selbst spricht, die geistige und materielle Unterstützung aller Menschenfreunde zu sichern, aller, welchem Stande, welcher Nation sie auch angehören mögen, die ihr eigenes dauerndes Interesse richtig wahrzunehmen verstehen, aller, die an eine bessere Zukunft der Menschheit glauben und zu deren Herbeiführung mitwirken wollen.

„Wünsche nach näherer Darlegung der freiländischen Wirtschaftsordnung, Anfragen oder Mitteilungen welcher Art immer, beliebe man an das Centralbureau des freiländischen Aktionskomitees oder an die Redaktion der Zeitschrift „Freiland“, Wien, VIII., Langegasse Nr. 53 zu richten.

„Zur Entgegennahme von Geldbeiträgen haben sich die Herren A. Rüffer & Sons (39, Lombardstreet, London E. C.), Heinrich Hahenemser (68 III Neue Mainzerstraße in Frankfurt a. M.) und Dutschka & Co. (Mölkerbastei 3, Wien) freundlichst bereit erklärt.

„Sofort nach glücklicher Begründung unseres Unternehmens in Central-Afrika

wird ein internationaler Kongreß aller Gesinnungsgenossen und Förderer der Freilandsache in eine europäische Großstadt einberufen werden."

Mancher mag beim Durchlesen dieses Aufrufes bedenklich den Kopf schütteln, mancher wird es geradezu für undenkbar halten, daß es überhaupt möglich sei, auf rein theoretische volkswirtschaftliche Doktrinen ein lebensfähiges Staatswesen aufzubauen. Doch ist jedenfalls diese geplante Kolonisationsexpedition eines der merkwürdigsten Experimente unserer Zeit, und mag nun diese praktische „Probe auf die Wissenschaft" glücken oder mißlingen, jedenfalls verdienen Männer, die für ein solches Unternehmen Gut und Leben einsetzen, unsere volle Sympathie; denn es ist ein in hohem Grade civilisatorisches Werk, an dem sie ihre Kräfte erproben.

„Die Frau." Seit einigen Monaten hat die Frauenbewegung in Deutschland ein wenigstens in seinem polemischen Teil vorzüglich redigiertes und äußerst schneidiges Organ erhalten: „Die Frau, Monatschrift für das gesamte Frauenleben der Jetztzeit", herausgegeben von Helene Lange (Berlin, W. Moeser, Hofbuchhandlung). Mancher, der bislang die sogen. Emanzipation belächelte, wird bei Durchsicht dieser Blätter Respekt vor den Bestrebungen der Frauen bekommen; denn es handelt sich hier nicht um verschrobene Blaustrümpfeleien, sondern um einen ernsten und gerechten sozialen Kampf. — Im Januar- und Februarheft bringt die Herausgeberin einen sehr lesenswerten Aufsatz über „Mädchenerziehung und Frauenstudium", in welchem sie das heutige Erziehungssystem, das die Mädchen weder zu tüchtigen Müttern und Gattinnen heranbildet, noch sie zur Ausübung eines bürgerlichen Berufes tüchtig macht, scharf kritisiert und dann zum Frauenstudium übergeht, wobei sie die besondere Befähigung der Frau zum deduktiven Denken hervorhebt, als ein Element, das der vorwiegend induktiven männlichen Wissenschaft nur zugute kommen könne. Was das Wie? des Frauenstudiums betrifft, so stimmt sie — wenigstens vorläufig — für gemeinsames Hören mit den männlichen Studenten, wobei sie die ängstlichen Gefühle derjenigen Leute, die — wie gewisse Heilige der Acta sanctorum — in den natürlichsten und vernünftigsten Dingen, überhaupt in allem und jedem nur Fallstricke des Teufels erblicken, trefflich widerlegt. — Außerdem sind noch folgende sehr schöne Artikel nennenswert: „Die Sozialwissenschaft und unser Programm" von Dr. Otto Ködner; „Frauenarbeit in der modernen Kunst" von Franz Servaes; „Vorurteile gegen die akademische Bildung der Frau" von Dr. Richard Wulckow; „An der Schwelle des 20. Jahrhunderts" von Irma Troll-Borostyáni (Januarheft); „Die Ehe und die Frau im deutschen Zukunftsrecht" von Dr. Julius Leuthold; „Die höhere Bildung der Frauen in Rußland" nach einem Bericht des Fürsten Wolkonski (Februarheft). Im belletristischen Teil finden sich Namen wie Ida Boy-Ed, Hans Land, Jonas Lie, Martin Greif, Otto Ernst u. s. w. — Eine solche „Frauenzeitung" kann man sich gefallen lassen. —

H. M.

Französische Litteratur.

Auf dem Felde der Buchausstattung ist in Frankreich in letzter Zeit viel und anerkennungswertes geleistet worden, vor allem aber sind es die Ausgaben der bestbekannten Guillaumeschen Offizin, die, was geschmackvolle Eleganz und künstlerisches Feingefühl anbelangt, Muster von unerreichter Vollkommenheit geblieben sind. Das neue Unternehmen, das die rührige Verlagsanstalt unter dem Titel „Petite Collection Guillaume" ins Leben gerufen hat, hat sich, wie alles, was aus der erfolggewöhnten Offizin hervorgeht, die Sympathien des Publikums im Sturm erobert. Die prächtigen, mit raffiniertestem Luxus ausgestalteten Bände der neuen Sammlung sind ganz dazu angethan, den

Bücherfreund, der Wert darauf legt, ein gutes Buch auch in einer Ausgabe zu besitzen, die seines Inhalts würdig ist, in Entzücken zu versetzen. Druck, Papier und Ausstattung sind ebenso mustergültig wie die Illustrationen, die von den besten zeitgenössischen Künstlern entworfen und in sorgsamster Weise reproduziert worden sind. Den Inhalt der Bände, von denen allmonatlich zwei bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangen, bilden die vorzüglichsten Schöpfungen der Weltlitteratur. Erschienen sind bisher: Goethe, „Werther“ und „Hermann et Dorothée“ — Chamisso, „Pierre Schlemihl“ — Byron, „Le Corsaire“ — Sterne, „Voyage sentimentale“ — Dickens, „Le grillon du foyer“ — Poe, „Scarabée d'or“ — Da Porto, „Juliette et Roméo“ — Cervantes, „La Jitanilla“ — Tolstoi, „Michail“ — Jokai, „Rêve et vie“. Die französische Litteratur ist vertreten durch Molière, „Oeuvres complètes“ — Lafontaine, „L'amour et Psyché“ — Voltaire, „Candide“ — St. Pierre, „Paul et Virginie“ — Prévost, „Manon Lescaut“ — Chateaubriand, „Atala“ — Diderot, „Religieuse“ — Cazotte, „Diable amoureux“ — Daudet, „L'Arlesienne“ und das Drama „Numa Roumestan“ — Goncourt, „Armando“, daneben finden sich noch allerlei exotische Romane, koreische, indische und ägyptische Erzählungen u. a. m. Der soeben ausgegebene neue Band der schmucken Bibliothek bringt eine Novität von Alphonse Daudet, die den Titel führt: „Entre les frises et la rampe“. Das Büchlein bietet eine bunte Sammlung von brillant und anziehend geschriebenen Plaudereien über allerlei Vorkommnisse aus dem Theaterleben, die an den Daudet gemahnen, der uns dereinst die „Lettres de mon moulin“ geschenkt hat: der feinpointierte witzige Ton, die geistfunkelnde Art, die graziöse Anmut und der anheimelnde Reiz der Darstellung geben diesen kleinen Sächelchen eigenen Wert und Bedeutung. An dankbaren Lesern wird es Daudets neuem Buch, das von Marold und Picard mit reizenden Bildern geschmückt wurde, gewiß nicht fehlen, die Guillaumesche Offizin aber, die hier zum ersten Mal eine moderne Novität in ihre „Petite Collection“ aufgenommen, hat mit diesem neuesten und schönsten Erzeugnis ihres nimmer rastenden Strebens eine tüchtige Probe ihrer hochentwickelten technischen Leistungsfähigkeit abgelegt; der beispiellose Erfolg, den ihre Unternehmungen beim Publikum gefunden, wird ihr ein Ansporn sein, auf dem betretenen Wege rüstig fortzuschreiten.

Dem guten Beispiele folgend, hat nun auch der Pariser Verleger Alphonse Lemerre eine „Collection Lemerre illustrée“ begründet, die sich die Aufgabe stellt, die bedeutendsten Hervorbringungen der neueren französischen Belletristik dem Publikum in hübsch illustrierten und vornehm ausgestatteten Miniaturausgaben zugänglich zu machen. Die Serie konnte kaum glücklicher eröffnet werden, als durch die psychologische Studie „Un Scrupule“ von Paul Bourget, die als erster Band der Lemerreschen Miniaturbibliothek zur Ausgabe gelangte. In den wenigen Seiten, die das Büchlein zählt, ist mehr Geist und tiefgründige Lebenskenntnis aufgespeichert, als in mancher vielbändigen Romansammlung. „Un Scrupule“ enthält zwei neue Fragmente aus dem Tagebuche François Vernantes', das wir bereits aus Bourgets „Pastels“ und „Nouveaux Pastels“ kennen. Die beiden neuen Tagebuchfragmente, die uns der Autor hier unterbreitet, schildern eine kurze Liebesepisode aus dem Leben dieses modernen Hamlets, eine Episode, die eine weniger fein organisierte Natur als die unseres Tagebuchschreibers in ein paar Worten erzählt hätte. Das geniale Erkennen und das tiefe Erfassen des inneren Drehgesetzes, das das skeptisch-sentimentale Sinnenleben unserer hypercivilisierten Gesellschaft beeinflußt, giebt dieser kurzen Skizze ihr besonderes Gepräge und macht sie zu einem wertvollen Baustein in dem monumentalen Gebäude einer Physiologie

der modernen Liebe, dessen Ausbau den Hauptzweck des Bourgetschen Schaffens bildet. Die Bilder, die Myrbach zu diesem Kabinettsstück feinsinniger Erzählkunst gezeichnet hat, sind leider nicht das beste, was der auf dem Illustrationsgebiet geschätzte Künstler geschaffen, die handwerksmäßige Art, mit der sich Myrbach hier seiner Aufgabe entledigte, paßt besonders schlecht zu der sorgsam gefeilten Arbeit, die Bourgets „Scrupule“ in so hohem Grade auszeichnet. — Als weitere Bände der „Collection Lemerre illustrée“ nenne ich „L'abbé Daniel“, eine verwaschene, lendenlahme Erzählung von André Theuriet, zu der Jeanniot hübsche Bilder gezeichnet hat, „Frédéric et Bernerette“ und „Le fils du Titien“ von Alfred de Musset, „L'abbesse de Castro“ von Stendhal und „Un Saint“, eine in den „Nouveaux Pastels“ bereits abgedruckte Novelle von Paul Bourget. Der Illustrationsschmuck der letztgenannten Bände ist in Entwurf und Ausführung ebenso tadellos wie die ganze übrige Ausstattung.

Edouard Rod, La seconde vie de Michel Teissier (Paris, Perrin & Cie.). Rods neuer Roman bildet die Fortsetzung des vor etwa Jahresfrist erschienenen „La vie privée de Michel Teissier.“ Der Autor hat sich in seinen Teissier-Romanen zwei Aufgaben gestellt, die ebenso undankbar wie schwierig sind: einmal wollte er versuchen, uns einen Charakter, der so unsympathisch wie nur möglich ist, menschlich näher zu bringen, und zum andern war es ihm darum zu thun, die sonderbare, schwankende und unverständliche Handlungsweise seines Helden dem Leser klar und glaubhaft zu machen, ein Problem, das den Seelenanatomen Rod ganz besonders reizen mußte. Der Versuch ist leider nach jeder Richtung hin mißglückt. Man kann sich beim besten Willen für den Teissier des vorliegenden zweiten Teiles ebensowenig erwärmen, wie für den des ersten, das ist im Grunde auch von geringerer Bedeutung; denn für die Beurteilung eines Buches ist es völlig belanglos, ob uns der Autor sympathische oder unsympathische Charaktere vorführt, schlimmer aber ist es, daß es Rod auch nicht vermocht hat, uns die Überzeugung beizubringen, daß dieser Michel Teissier eine lebensechte Figur ist. Nein, dieser Romanheld ist weder eine Individualität, noch ein Typus, und wenn der Autor am Schlusse seines Buches die armen Frauen als die „éternelles victimes de notre égoïsme, de nos ambitions et de notre dureté“ beklagt, so ist das nichts weiter als eine hübsch klingende Schlußwendung, die der schönen Leserin nicht wenig gefallen wird. Daß die „seconde vie de Michel Teissier“ in künstlerisch formaler Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt, versteht sich bei einem Werke eines Schriftstellers von der Bedeutung Ed. Rods ganz von selbst, und wer bei der Romanlektüre nicht nachzudenken, sondern nur oberflächlich zu lesen pflegt, wird das glatt und spannend geschriebene Buch mit Genuß und Vergnügen lesen.

Von Georges Eekhouds gewaltigem Sozialroman „La nouvelle Carthage“, einem Werk, das wohl als die interessanteste und eigenartigste Hervorbringung der jungbelgischen realistischen Litteratur gelten darf, erschien soeben eine einbändige, durchgesehene Neuausgabe im Verlage von Lacomblez in Brüssel. Das grandiose Gemälde, das sich uns in „Nouvelle Carthage“ entrollt, führt uns in die verschiedenen Kreise der Antwerpener Gesellschaft; es ist wahrlich nicht des Malers Schuld, wenn sein Bild die hellen Farbtöne so gut wie ganz vermissen läßt. Eekhoud liebt seine Vaterstadt aus tiefstem Herzen, mit dieser Liebe paart sich aber ein unbezwingbarer Wahrheitsdrang und ein heiliges Mitleid mit dem Loos der Armen und Elenden, die die brutale Willkür protziger Machthaber mitleidslos unter die Füße tritt. Eekhouds kerniges, kraftstrotzendes Buch, in dem die elementare Freiheitsbegeisterung einer urwüchsigen Künstlernatur

lodernd emporflammt, sei nochmals allen ernsten und vorurteilslosen Lesern warm empfohlen.

„Au retour“, der neue bei Plon in Paris erschienene Roman von Henri Ardel erreicht das anständige Mittelmaß der landläufigen Unterhaltungsbelletristik. Der Autor verfügt über einen eleganten, geleckten Stil, hat genügend Einbildungskraft, um einen glatten Erzählfaden abzuhaspeln, und kennt sein Publikum gut genug, um alles zu vermeiden, was den heißhungrigen Romanvertilger verstimmen oder langweilen könnte. Dank diesen Vorzügen ist es ihm auch hier wieder gelungen, einen Roman zu konfektionieren, der sich bis zum Erscheinen eines neuen in der Gunst der Schmökergemeinde behaupten wird.

Das Novellenbuch „Ame d'enfant“ von Paul Margueritte (Paris, Plon) ist als die liebenswürdige Gabe eines tüchtigen und ernst strebenden Künstlers herzlich willkommen zu heißen. Besonders gelungen ist die an der Spitze des Bandes stehende längere Novelle, die auch der Sammlung den Namen gegeben hat; hier wird uns in schlichter Einfachheit die Leidensgeschichte eines unschönen schwächlichen Knaben erzählt, der, wehrlos wie er ist, seinen Mitschülern als Prügeljunge dienen muß. Die ergreifende, bis ins kleinste Detail exakte Schilderung der Seelenpein des armen gequälten Kindes läßt erkennen, daß Margueritte ein helläugiger Psychologe ist; die folgenden Novelletten „Le Bracelet“, „Le Porte Cartes“, „L'Escalier“ und „Le Pastel“ stehen nicht auf der Höhe der ersten Erzählung, sondern thun als Füllmaterial schlecht und recht ihre Schuldigkeit.

Bei weitem wertvoller als Marguerittes Novellenbuch ist die Sammlung, die Emile Pouvillon unter dem Titel „Petites âmes“ bei Lemerre in Paris veröffentlicht hat. Pouvillon ist ein rasseechter Wirklichkeitsschilderer, der, ohne nach rechts oder links zu schauen, seinen Weg geht. Die Intensivität der Anschauung, die kernige Kraft und plastische Lebendigkeit der Darstellung, die eigenmächtige, selbstgeschaffene Technik und die warme Farbengebung, das alles sind Vorzüge, die in den vorliegenden südfranzösischen Geschichten in glänzendster Weise in die Erscheinung treten. Pouvillons „Petites âmes“ sind dem Besten beizuzählen, was die französische Novellistik der neueren Zeit hervorgebracht hat.

Der bekannte französische Schriftsteller Jean Ajalbert, der vor kurzem mit dem Direktor des Pariser „Théâtre libre“ in Berlin weilte, hat die Eindrücke, die er während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in der Reichshauptstadt gesammelt, in einer Reihe von Feuilletons niedergelegt, die er, in einem Bändchen vereint, soeben bei Tresse & Stock in Paris erscheinen ließ. („Notes sur Berlin“, 2 frs.) Ajalbert hat sich in Berlin als vorurteilsloser Mann umgeschaut und hat Mut genug, seiner Bewunderung für das, was er gesehen, offenen Ausdruck zu geben, selbst auf die Gefahr hin, von seinen chauvinistischen Landsleuten für solche Missethat geschmäht zu werden. Berlin hat allen Grund, auf das Lob, das ihm hier gezollt wird, stolz zu sein. Das frisch und anziehend geschriebene Büchlein verdient gerade in Deutschland ganz besondere Beachtung schon um der prächtigen Abfertigung wegen, die hier den französischen Deutschenfressern zuteil wird.

Als neuster Band des von der Pariser „Librairie de l'Art“ herausgegebenen kunsthistorischen Sammelwerks, der „Artistes célèbres“ gelangte soeben „Michiel van Mierevelt et son gendre“ von Henry Havard zur Ausgabe. Mierevelt, der im Jahre 1567 in Delft das Licht der Welt erblickte, ist einer der ältesten Meister der holländischen Malerschule, er darf als der Vater jener niederländischen Porträtmaler gelten, die diesem Jahrhundert zur Ehre und ihrer Schule zum Ruhme gereichten. Havard hat dem künstlerischen Schaffen Meister Mierevelts ein fleißiges Studium gewidmet, dessen Ergebnisse er in dem vor-

liegenden Bande, der durch vierzig Holzschnitte illustriert ist, niederlegte.

Strada, „Lois de l'histoire“ (Paris, Alcan). Stradas gehaltvolle Arbeit charakterisiert sich als der anerkennungswerte Versuch eines gewissenhaften Forschers, der bemüht ist, der Geschichtswissenschaft neue Bahnen zu eröffnen. Der Verfasser theoretisiert weder darauf los, noch kritisiert er, um zu kritisieren, er ist vielmehr immer darauf bedacht, fruchtbare Anregung zu geben und die praktische Nutzanwendung seiner wissenschaftlichen Theorie zu erweisen. A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Wie Jovellanos, der große Staatsmann, Polygraph und Dichter, und Campoamor, der stets originelle, unvergleichliche Verfasser der Doloras, der humorvolle Poet, ist der Gijoneser Acisclo Fernández Vallín, der ehrwürdige Direktor des Instituto del Cardenal Cisneros in Madrid, der Stolz Asturiens; er ist es durch seine hochherzige Freigebigkeit zum Besten der Schulen in den spanischen Landen, durch seine dem Andenken seiner entschlafenen Frau, der liebenswürdigen Laureana, in Gijón gewidmeten wohlthätigen Anstalten, durch sein Wissen, durch seine selbst im Umkreis des überseeischen Spaniens verbreiteten Schriften, durch den lebhaften und werkthätigen Anteil, den er an der Errichtung der Bildsäule des Jovellanos in Gijón nahm, die gleichzeitig mit dem Denkmal des spanischen Nationalhelden Pelayo enthüllt wurde, und durch seinen überall bewährten Patriotismus.

Ein Werk der Vaterlandsliebe ist auch die zu einem umfangreichen Buch gewordene Rede, die er am 7. Januar bei seinem Eintritt in die Real Academia de Ciencias exactas, fisicas y naturales in Madrid vor einem ausgewählten Publikum hielt. Alle Zeitungen Spaniens waren voll des Lobes über den patriotischen Gedanken, der diese Rede schuf. Sie giebt ein anschauliches Bild von der geistigen Kultur Spaniens in seinem goldenen Zeitalter, im 16. Jahrhundert. Was die große europäische Ausstellung in Madrid den nach Spanien zum vierten Centenarium der Entdeckung von Amerika Pilgernden bot, das brachte mit seiner unermüdlichen Energie Vallín in seiner meisterhaften, auch schriftstellerisch wertvollen Rede, als ob sie einer der großen spanischen Prosaiker des 16. Jahrhunderts verfaßt, zu glänzendem Ausdruck. Sie beschäftigte sich mit den muselmännischen und jüdischen Schulen von Córdoba und den christlichen Schulen Toledos, mit den Mathematikern an den Universitäten von Salamanca, Alcalá und Zaragoza, mit den spanischen Kosmographen, Reisenden und Seefahrern, mit den Naturwissenschaften und den spanischen Forschungen in der Neuen Welt. Die mit dem Bienenfleiß eines Tostado, Laverde Ruiz oder Menéndez Pelayo zusammengestellten Anmerkungen sind ein reiches Arsenal von Kenntnissen, ein vollständiges Inventar der altspanischen Wissenschaft. Die deutschen Universitäten, denen der greise Gelehrte, der auch Deutschland besucht hat und es wie sein Vaterland liebt, seine Rede gesandt, haben in ihr einen Krösusschatz des Wissens erhalten.

Ein Rückblick wie der Vallíns auf die frühere Kultur Spaniens, auf die großen Vorbilder im 16. Jahrhundert, ist eine beredte Mahnung für die heutige Jugend zur Nacheiferung, und ein Lichtblick in der trübseligen Gegenwart war die Dichterkrönung des Altcastellaners D. Gaspar Núñez de Arce, die am Dreikönigentage dieses Jahres in Madrid erfolgte. Der im vorigen Jahre verstorbene D. José Zorrilla ward unter der Teilnahme des ganzen spanischen Volkes in der Alhambra gekrönt. Die Gesellschaft der Schriftsteller und Künstler krönte ihren berühmten Vorsitzenden Núñez de Arce, dessen geharnischte Strophen kraftvoll sind wie die Tizona des Cid, und der, wie sein Bewunderer, der Dichter Manuel Reina, sagt, den heiligen Zorn des Tacitus und die Entrüstung

Dantes zeigt. Jetzt fehlt nur noch die Krönung des namentlich von den spanischen Frauen und Mädchen vergötterten D. Ramón de Campoamor. Die Stirne der hervorragenden Komponisten Spaniens, des greisen Arrieta und des volkstümlichen Barbieri, den man den Cervantes der komischen Oper Spaniens, der Zarzuela, genannt, aber hat der Tod geküßt. „Wer wird dort zu Grabe getragen?" frug einer bei dem Leichenzug des Francisco Asenjo Barbieri. Man sollte sagen: „die Zarzuela", wenn diese nicht immer neue Kraft schöpfte aus dem Jungbrunnen spanischer Volksmelodien. Johannes Fastenrath.

Norwegische Litteratur.

Im Kommissionsverlag von Bertraud Jensen in Christiania sind zwei kleine Hefte von Peter A. Skjeslo erschienen: Bygdafolk, eine Sammlung kleiner Skizzen, und Paa Rim, ein Bändchen lyrische Gedichte. Wäre nicht die böse Vorrede vor dem ersten Hefte, ich könnte von einem vielversprechenden jungen Talente reden. Der Verfasser ist, 24 Jahre alt, 1892 an Auszehrung gestorben; die beiden Bücher, die Freundeshand herausgegeben, sind seine Hinterlassenschaft. Den Skizzen stehe ich fremd gegenüber, ihr unruhiger, hin und wieder gesuchter Ton läßt nicht vollen Genuß zu. Aber starkes Talent verraten die lyrischen Gedichte. Sie sind gährender Most; Gedichte eines jungen Mannes, der seinen Herrgott noch fragt, was er denn eigentlich damit gemeint habe, ihn in die Welt zu setzen, und der keine Antwort findet. Da wird noch ins Unendliche geträumt, und die Träume fliegen so weit, daß es ihnen schlecht bekommt, sie gelangen nicht ans Ziel. Die Nächte sind schwer und die Tage trist, schwarze Wolken jagen am Himmel, aber dazwischen hinein fällt doch auch einmal ein Sonnenstrahl. Wenn am Sommerabend das Auge, so weit es reicht, nur sonnenvergoldete Berge sieht, dann werden alle Träume wach, dann wächst der Kinderglauben sich groß im Dichterherzen, er vergißt Not und Elend und glaubt, daß das Gute hier auf Erden doch am Ende den Sieg haben wird. — Das ist alles nicht modern. Aber es stammt aus einem Kindergemüt, das „die Natur liebt wie seine Mutter". Ich kann mir nicht helfen, mir sind die einfachen Lieder ans Herz gewachsen, vielleicht mehr als waschecht moderne es könnten. Einer neuen Ausgabe, die ja sicher kommen wird, sollte Skjeslos Bild beigegeben werden.

Jetzt sind endlich Knut Hamsuns Mysterien von Frau M. von Borch ins Deutsche übersetzt worden. (Köln und Paris, Verlag von Albert Langen, 1894.) Die Lektüre der deutschen Übersetzung hat das Urteil, das ich im vorigen Jahre über das Original fällte, nicht verändert. Im Gegenteil. Wertvoll an dem ganzen Buche sind nur einzelne intensiv empfundene Stimmungsbilder. Das Ganze ist nichts als ein Referat über die merkwürdigen Thaten und Meinungen eines seltsamen Menschen, der eines Tages in einer norwegischen Küstenstadt auftaucht und durch seine excentrischen Manieren Aufsehen erregt. Dazu, den Mann zu verstehen, werden wir nicht gebracht. Der Dichter macht gar keine Anstalt, den Schleier zu lüften und häuft nur mit merklichem Behagen Seltsamkeit auf Seltsamkeit. Daß einem solchen Werke als Ganzem die Bezeichnung Dichtung zukomme, muß aufs entschiedenste bestritten werden. In seinem dritten Romane „Redakteur Lynge" läßt Hamsun eine dem Helden der Mysterien ähnliche Person auftreten; aber auch diese Figur ist völlig unklar durchgeführt. Man kommt schließlich auf den Gedanken, Herr Hamsun wolle seinen Leser zum Narren haben. Wenn das so fortgeht, fragt es sich, ob er auf seine Rechnung kommt.

G. Morgenstern.

Vermischtes.

Das alte Testament im deutschen Volksschulunterricht. Lebhaft wird

jetzt wieder die Frage erörtert: Ist das alte Testament für den Unterricht christlicher Schulkinder geeignet? Beachtenswert sind hierüber die Auslassungen, welche der Superintendent Th. Rhaydt in Lingen in seiner Broschüre „Die Sozialdemokratie und ihre Bekämpfung" macht. Wir geben folgende Stellen wieder:

„Ein mir lieber Lehrer aus einer großen Fabrikstadt unseres Vaterlandes sagte mir vor einiger Zeit: „Denken Sie sich, wie unverschämt unsere Sozialdemokraten sind! Da läßt kürzlich einer derselben dem Lehrer unserer ersten Klasse durch seinen Sohn sagen: er möge seinen Schulkindern doch in der Religionsstunde nicht solchen Unsinn erzählen, an den er selber nicht glaube, wie er im Unterrichte in der biblischen Geschichte gethan habe." „Gewiß," erwiderte ich, „ist eine derartige Bestellung, und noch dazu durch einen Schüler an seinen Lehrer, sehr unpassend, aber glaubte denn der letztere selber das, was er erzählt hatte?" „Nein," antwortete mein junger Freund, „das that er nicht!" „Halten denn die anderen Lehrer Ihrer Schule derartige Geschichten für wahr?" fragte ich weiter. „Nein," war die Antwort, „das thun sie nicht; denn sie sind alle freisinnig!" Ich könnte derartige Mitteilungen von der innern Unwahrhaftigkeit, welche in dem Religionsunterricht unsrer Schulen vielfach herrscht, aus langjähriger persönlicher Erfahrung als Orts- und Kreisschulinspektor erheblich vermehren, könnte auch von manchen schmerzlichen Seelenkämpfen ernstchristlicher Lehrer den ihnen durch unsern Religionsunterricht gestellten Aufgaben gegenüber berichten, vermeide dies aber aus naheliegenden Gründen. Als meine eigene Überzeugung will ich indessen nicht verschweigen, daß es mir verkehrt zu sein scheint, wenn man bei demselben für die Weckung und Förderung der Religiosität und Sittlichkeit fast ausschließlich an Stoffe biblischer Geschichte und Sage anzuknüpfen pflegt, letztere nicht selten der eigenen Überzeugung entgegen als die zuverlässige Darstellung äußerlich geschichtlicher Vorgänge behandelnd, und daß man besonders bei dem Unterricht in den biblischen Geschichten des alten Testaments zuweilen mit größter Ausführlichkeit Erzählungen behandelt, welche in dieser Beziehung außerordentlich schwierig, zum Teil gar bedenklicher Art sind. Gerade von seiten derer, welche durch ihre antisemitische Agitation hervorragen (z. B. Stöcker), wird oftmals ein „Semitismus in der Schule" verlangt und gefördert, welcher sowohl aus religiös-sittlichen, wie aus nationalen Gründen bekämpft werden sollte. Gewiß hat man mit Recht gesagt: „Wahrheit und Liebe sind die Achsen, in welchen unser sittlich-religiöses Leben sich fortbewegt. Wir dürfen nicht meinen, daß die Stärke der einen die Schwäche der andern ausgleiche. — Darum ist es eine kurzsichtige Weisheit, die den Rat giebt, von der Wahrheitsfrage abzusehen und allein durch ein Christentum der That die Schäden unserer Zeit zu heilen. Die Liebe ist und bleibt ja freilich das Größeste von allem Großen, das Herz im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit; aber auch das gesündeste Herz hält die Zerstörung nicht auf und wird zuletzt in seiner Thätigkeit gelähmt, wenn an anderer Stelle die Mächte des Todes ihr Werk treiben." Liebe und Wahrheit aber sind jedenfalls die Seele einer jeden Erziehung. Darum muß unbedingte Wahrhaftigkeit vor allem in der Schule herrschen, von deren Unterricht eine erziehliche Kraft für das ganze Leben ausgehen soll. „Der Lehrer muß dem Schüler und der Schüler muß dem Lehrer unbedingt vertrauen können." Ohne Wahrhaftigkeit ist jeder Unterricht für die Erziehung tot, ja von schädlicher Wirkung, am meisten der Religionsunterricht.

Auch beruht es auf einer falschen Wertung unserer deutschen Geschichte und Sage, wenn wir meinen, aus derselben nicht wichtige Stoffe für die religiös-sittliche Bildung der Jugend entnehmen zu können. So

gewiß das Christentum eine universale Religion ist, das Judentum, auch das des alten Testaments, ist dies nicht. Wir sollten uns beim Unterricht in der Religion hüten, jüdischen Partikularismus zu treiben. In deutschen Schulen soll die Erziehung eine deutsche sein. Auch der Religionsunterricht sollte dieser Aufgabe noch mehr als bis jetzt entsprechen."

Hierzu schreibt ein Leser der „Tägl. Rundschau":

„Wir begrüßen mit Freuden die Anzeige, daß jetzt selbst ein „christlicher Theologe" nach eingehender Prüfung zu dem Urteile gelangt sei: „das alte Testament gehöre nicht in den christlichen Religionsunterricht der Jugend." Es wäre dringend zu wünschen, daß dieses Thema nicht wieder von der Tagesordnung verschwände; denn hier liegt, wie schon richtig betont wurde, eine für die Erziehung unserer Jugend und die Entwicklung des Deutschtums höchst bedeutsame Aufgabe vor, an der jeder gute Deutsche Anteil zu nehmen berufen ist. Deshalb erbitten auch wir uns hier das Wort für einen Mann, der leider selbst schon verstummt ist. P. de Lagarde hat schon im Jahre 1878 mit klaren Worten ausgesprochen (Deutsche Schriften I. 2 S. 183), was uns not thut: „Was ist," fragt er, „uns Adam und Eva? was Abraham, Isaak, Jakob? was Moses und David? Fremde sind sie uns: sie gehen unser Empfinden nichts an. Sie sind Schlimmeres, als nur gleichgültig. An Adam und Eva hängt die Erbsünde, hängt die Versöhnungslehre, an Abraham der Glaube, an Moses das Gesetz, an David der Messias und das Erfüllungssystem, welche alle Wissenschaft vom alten und neuen Testamente bisher unmöglich gemacht hat. Wollt ihr die orthodoxen Satzungen und Anschauungen nicht, ihr deutschen Väter, so schafft euch zunächst die biblische Geschichte des alten Testaments vom Halse, aber so gründlich, daß ihre Namen in Gegenwart eurer Kinder nie genannt werden dürfen. Um so mehr, als was an Sage — denn an Geschichtlichkeit der Darstellungen wird doch kein Mensch mehr denken — um Abraham und dessen Genossen geschlungen ist, mit verschwindenden Ausnahmen die Jugend nicht anders erzieht, als indem es sie mit Widerwillen erfüllt. Denke man die Erzählungen von den hebräischen Patriarchen und von David ohne vorgefaßte Meinungen durch: man wird gestehen, daß man sich freuen muß, wenn die Kinder sich daran ärgern. Abraham, der dem Könige von Ägypten sein Eheweib als Schwester vorstellt, und Jahwe, der den arglos jene Schwester zur Frau Begehrenden für dies nach unseren Begriffen völlig erlaubte Begehren züchtigt. Isaak, das Spiel des Vaters wiederholend. Jakob und Rebekka gemeinsam den blinden Isaak betrügend" u. s. w. „Die biblische Geschichte des neuen Testaments ist nur genießbar unter der Voraussetzung, daß der Jesus, um welchen es sich in ihr handelt, der Sohn Gottes sei, für welchen ihn die Kirche ausgiebt: der Rabbiner von Nazareth ist des höchsten langweilig. Teilt die Mehrzahl der bei uns zur Gesetzgebung berufenen, sowohl der in der Regierung wie der im Landtage sitzenden Männer, den Glauben der Kirche in betreff Jesu nicht, so wird sie nur wohl thun, wenn sie die biblische Geschichte des neuen Testaments aus den Schulen entfernt. Es ist verständiger Leute doch kaum würdig, in Kinder das hineinlehren zu lassen, was sie von Knaben bereits mit Mißtrauen angesehen, von Jünglingen so verworfen wissen wollen, wie sie selbst es verwerfen. Das aber wird man nicht behaupten mögen, daß jene Geschichte für Kinder gut sei und nur für Erwachsene den Reiz und die Verbindlichkeit verliere."

Bisher ist de Lagarde von unserer Geistlichkeit als Ketzer verschrieen, bestenfalls totgeschwiegen worden. Es ist erfreulich zu sehen, daß jetzt die Not der Kirche sie doch zwingt, Gedanken aufzunehmen, die dieser gleich tiefe Denker, als fromme Christ und mutige Kämpfer, für sein Vaterland schon vor mehr als 15 Jahren gepredigt,

freilich tauben Ohren gepredigt hatte. Wie unser ganzes Volk an der Sucht nach Fremdem krankt, so krankt die Erziehung auf den höheren Schulen an einem viel zu zudringlichen Unterrichte in dem für Kinder so wunderlich fremden Latein und Griechisch, und unsere Volksschulen an einem Versenken in das Leben der alten Hebräer, als wenn die Geschicke und Gedanken jenes fernen Wüstenvolkes für den Sohn des deutschen Arbeiters, der sich in der Fabrik oder auf dem Felde um sein tägliches Brot müht, in der weiten Welt das Erste und Wichtigste wäre, als wenn er auf Erden und im Himmel keine andere Heimat hätte, als auf den öden Höhen von Palästina und in Abrahams Schoße! Wie vieler Schweiß der Lehrer, wie viele Thränen aus hellen Germanenaugen werden alljährlich in unseren Schulen um der großen und kleinen Propheten willen vergossen; um jene Obadja, Nahum, Zephanja, Maleachi und um Josefs elf Brüder und um die Familienmitglieder des Abraham. Der Fischersohn auf der kurischen Nehrung, das Köhlerkind im Schwarzwalde, die gesamte deutsche Jugend muß diese Namen herzählen, ja herschnurren können. Wie schwer aber gehen diese semitischen Worte in den Flachskopf hinein, wie schwer gehen sie ihm wieder von der Zunge! Es ist kein Geheimnis, daß dabei der Stock fleißig nachhelfen muß. Nur der „kleine" Prophet Habakuk mit seinem heiteren Anklang an deutsche Laute entschädigt durch gute Laune und erweckt den Kindern wenigstens eine Vorstellung — aber was für eine?

Wann wird man endlich ernst machen und die Schritte thun, die unerläßlich sind, wenn wir nicht auch zwischen Schule und Volk eine tiefe Kluft wollen entstehen lassen? Die trüben Erfahrungen der Kirche sollten doch wahrlich unsere Schulleuchten in Thätigkeit setzen, so lange noch Tag ist, oder, da von diesen eine Reform nicht zu erwarten ist, so sollten doch in deutschen Zeitungen und in den Parlamenten alle Kräfte in Bewegung gesetzt werden, die deutsche Jugend von dieser Geistesfessel zu befreien. XYZ.

Die Jenaische Liederhandschrift, nächst der berühmten Heidelberger die wichtigste der aus dem Mittelalter auf uns gekommenen Sammlungen von Minnesängerliedern, soll jetzt durch unveränderlichen Lichtdruck vervielfältigt und so weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Dieses Unternehmen wird gewiß nicht nur von der Gelehrtenwelt mit Freuden begrüßt werden, sondern auch unter den zahlreichen Freunden deutscher Kunst lebhaftes Interesse wachrufen. Bildet doch die Jenaische Liederhandschrift die Hauptquelle für unsere Kenntnis der weltlichen Musik des Mittelalters, da den Liedern von gleichzeitiger Hand die Sangweisen beigeschrieben sind. Der Kodex, der aus 133 Blättern größten Folioformats besteht, soll unverkürzt, in natürlicher Größe vervielfältigt werden, so daß die Ausgabe geeignet ist, in jeder Beziehung das Original zu ersetzen. Der Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek in Jena, Dr. K. K. Müller, wird der Ausgabe die paläographische Beschreibung der Handschrift sowie geschichtliche Mitteilungen hinzufügen. Es ist zu hoffen, daß dem Unternehmen die Förderung zu Teil wird, die ein so wichtiges und schönes Werk verdient. Unter den ersten der Subskribenten befanden sich übrigens der Kaiser und der Großherzog von Sachsen. Der Preis des Werkes beträgt 150 Mk.; Bestellungen sind an den Verleger Fr. Strobel in Jena zu richten. C.

Nationalgefühl, Gallimathias und Wilhelm Jensen, wie reimt sich das zusammen?

In der Einleitung eines „Reiseerlebnisses" schreibt Jensen im Februarheft der Westermannschen Monatshefte wörtlich: „Vor einem Jahre hielt ich mich einige Zeit lang in einem Alpenstädtchen auf, das an der deutsch-italienischen Sprachgrenze liegt. Die Einwohnerschaft ist gemischt, doch überwiegt

noch der germanische Bestandteil, und als der hergebracht duldsame, um nicht zu sagen gleichgiltige in Nationalitätsfragen, giebt er zu keinen Zwistigkeiten mit der Minderheit Anlaß, die eine Stellung seßhaft gewordener Gäste einnimmt, dergemäß sie sich, wenigstens bis heute, auch noch beträgt. Ein wildes Bergwasser, zur Sommerzeit manchmal fast austrocknend, im Frühling dagegen sein breites Bett oft ganz mit tosender Flutmasse füllend, zerteilt das Städtchen in zwei Hälften; richtiger vielmehr liegen hüben und drüben, durch eine Brücke verbunden, zwei verschieden benannte Ortschaften, die größere mit festem Stadtkern nördlich, die kleinere, mehr dorfartige, südlich vom Flusse. In der letzteren ist nach örtlichem und geschichtlichem Werdegang naturgemäß die italienische Bevölkerungsquote stärker angewachsen, doch verstehen und reden die Leute dort zumeist beide Sprachen. Selbstverständlich vorzugsweise die Deutschen; man pflegt dies aus ihrem größeren Bildungsdrange abzuleiten, auch aus ihrem angeborenen Takt, die beide so tiefgewurzelt bei ihnen sind, daß sie um einige Meilen weiter nach Süden in überwiegend italienischen Orten vielfach binnen kurzem ihre Muttersprache, sowie auch ihre deutsch klingenden Namen völlig abzulegen pflegen, um nicht verletzend auf die berechtigten (!) Empfindungen ihrer dortigen Umgebung einzuwirken. Denn der Deutsche hat die Naturmitgift empfangen oder bildet sie rasch in sich aus, überall Rücksicht auf neue Verhältnisse zu nehmen, und unterscheidet sich dadurch zu seinem Vorteil (!) von den Angehörigen jedes anderen Volkes, die in der Fremde mit zäher Hartnäckigkeit in allem an ihrem Nationalitätswesen festzuhalten trachten."

Zu diesem Musterstück deutschen Geistes und deutscher Prosa bemerkt die „Tägl. Rundschau" in Berlin:

„Den Mangel an Logik, der in diesen paar Zeilen offenbar wird, wenn Herr Jensen die Empfindungen der Anderssprechenden als „berechtigt" gelten läßt und doch sechs Zeilen weiter unten es dem Deutschen als einen Vorteil anrechnet, daß er für seine Sprache diese „berechtigte" Empfindlichkeit nicht zeigt, — diesen Mangel an Logik wollen wir ihm hingehen lassen, denn er schreibt zu viel, um immer das Geschriebene zu überdenken. Aber diese Gesinnung! So wie Jensen da schreibt, geht es thatsächlich zu fast überall auf der Welt, wo Deutsche mit andern Völkern zusammenwohnen — leider Gottes! Aber er schildert das nicht nur als Zuschauer, sondern er sagt deutlich, daß er damit einverstanden ist, er rechnet uns unsere nationale Waschlappigkeit als einen Vorzug an! Und das ist einer unserer besseren und ein wegen mancher Vorzüge beliebter Erzähler! Sollte einen da nicht die Hoffnungslosigkeit übermannen, daß man sein täglich Handwerkszeug mit einem Fluche zu Boden würfe: Hol' der Teufel den deutschen Namen und alles, was man sich Hohes und Freundliches dabei geträumt hat? Die Fäulnis ist ja doch nicht aufzuhalten!"

Wir aber sagen: Es ist noch nicht aller Tage Abend — und wenn die werten Nachbarvölker, die im Punkte des nationalen Stolzes und der nationalen Logik ganz anders gesattelt und beritten sind, als die Nation des Herrn Jensen, uns erst wieder einmal die Haut über die Ohren gezogen haben, dann werden wir uns aufraffen und den Leuten an den Kragen gehen, die à la Jensen zur Verelendung unseres Volkstums bewußt oder unbewußt mitgeholfen. Jeglichem kommt sein Tag.

XYZ.

Das kommt davon! In der bayerischen Abgeordnetenkammer wurde jüngst über die Gymnasien beraten. Bezeichnend für die Auffassung eines großen Teiles des Hauses ist die Behauptung des Bauernbündlers Dr. Ratzinger, daß jetzt zu viel Gewicht auf die deutsche Sprache gelegt werde: wer gut

lateinisch oder eine andere fremde Sprache könne, der werde auch einen schönen deutschen Stil schreiben! Zudem fehlten auch im Deutschen die großen Prosaisten, die an die antiken Muster heranreichten. O jerum! Ratzinger scheint in dem Punkte wirklich schlecht beschlagen, sonst müßten ihm für jeden alten Griechen oder Römer mindestens ein Dutzend germanischer Musterschriftsteller bekannt sein. Aber das kommt davon, wenn man bloß bei alten Scholastikern und Kirchenvätern „Bildung" sucht. Und selbst der eingebildete, aber recht alt gewordene Frhr. von Stauffenberg gab der Selbsttäuschung Ausdruck, daß er sich an der Chrie gebildet habe; er bedauerte deren Abschaffung! In mancher Beziehung beweist der Kultusminister mehr Verständnis für die geänderte Zeit; er nahm es als sein Verdienst in Anspruch, daß das Deutsche mehr gepflegt werde, als früher. Der Glaube, daß es mit Schulordnungen und Vorschriften schon gethan sei, ist freilich ein Irrtum, dem man nicht nur in Bayern verfällt. Die sogenannte Schulreform in Bayern ist deshalb Flickwerk. Über die Aufgaben einer wahren Schulreform ist noch kaum eine Dämmerung vorhanden: die Schüler zu Deutschen zu erziehen, was zunächst dadurch geschehen müßte, daß dem Unterricht im Deutschen die formale Bildung zugewiesen würde, die man bisher vom Lateinischen und Griechischen so nebenher erwartet — und ebenso für alle höheren Berufe einen gemeinsamen Grundstock der Bildung zu gewinnen. Jedenfalls hat die Einheitsschule von Bayern noch lange keine Förderung zu erwarten, wo Bureaukratie und philologische Pedanterie Hand in Hand gehen; konnte doch in einer Versammlung des Vereins für Schulreform vor einigen Tagen der Einwand gemacht werden, daß durch die Einheitsschule der Zudrang zu den Gymnasialstudien noch verstärkt werden müßte. Als ob sie nicht auch das Mittel bieten könnte, eine Auslese zu treffen, so daß nur die Befähigten zu den leitenden Schichten emporsteigen dürften! Das geringe Verständnis hierfür ist um so seltsamer, als ziemlich viele katholische Geistliche den Beweis liefern, daß auch Bauernbüblein von 12 und 14 Jahren noch soviel Lateinisch lernen können, um die gerühmten Grundlagen der klassischen Bildung sich anzueignen, d. h. das Gymnasium schlecht und recht zu absolvieren — weil sie wissen, was sie wollen! Aber unsere biederen Volksvertreter wissen nicht, was sie sollen, am wenigsten in Fragen moderner nationaler Bildung. T. R.

Vom Christentum. Otto Ammon in Karlsruhe, der bekannte anthropologische Forscher, schreibt in der „Tägl. Rundschau":

„Die Anfänge des Christentums liegen in geschichtlichem Dunkel. Aber nach seinem Ideengehalt darf man wohl vermuten, daß es den spärlichen arischen Geisteselementen entsprungen ist, welche sich unter den Juden fanden und sich des Gegensatzes ihrer Gefühlsweise bewußt wurden. Die Masse des jüdischen Volkes hat ihm gar kein Verständnis, sondern nur leidenschaftliche Abneigung und Verfolgung entgegengebracht, und an dem Stifter hat sie ihre ganze wilde Grausamkeit ausgelassen. Dagegen fand das Christentum bei den Nachbarvölkern bereitwilligere Aufnahme, wo durch Plato und die Stoa verwandte Ideen verbreitet waren, und wo es sich später mit der römischen Weltherrschaftstradition verschmolz. Nach der Darstellung von Weygoldt hat sich der Stoizismus dem Christentum gegenüber nicht empfangend, sondern gebend verhalten, und stoische Einflüsse haben unmittelbar auf den Apostel Paulus und auf den Verfasser der Apostelgeschichte eingewirkt. Zur raschen Ausbreitung des Evangeliums trug viel bei, daß dasselbe sich an das Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen und an diese selbst wandte, wodurch es die Massen auf seine Seite zog. Demnach wäre das Christentum zunächst hervorgegangen aus einer Verschmelzung stoischer Lehren mit jüdischen Messias-Weissagungen von ur-

sprünglich sehr weltlicher Bedeutung. Es ist eine Aufpfropfung arischer Grundideen auf den semitischen Religionsstamm.

Seinen jetzigen Inhalt bekam das Christentum erst im Abendlande, wo die arischen, mittelländischen und rundköpfigen Völker es je nach ihren besonderen seelischen Anlagen umgestalteten. Im Süden hat es einen anderen Charakter angenommen, als im Norden; dort wurde es mittels der Heiligenverehrung nach den Formen des überlieferten Polytheismus gemodelt, während man hier darnach trachtete, seinen Ideengehalt zur Hauptsache zu machen. Hierüber vielleicht später mehr. Wie willkürlich auch wir in der Gegenwart mit dem Christentum umgehen, das machen wir uns selbst in der Regel nicht klar. Wir befolgen seine Lehren, soweit sie uns zusagen, und entschuldigen uns mit der Unmöglichkeit ihrer praktischen Durchführung, wo wir uns über dieselben hinwegsetzen. Wollten wir es mit dem Christentum buchstäblich nehmen, so müßten wir uns beeilen, Mönche und Nonnen oder Asketen in der Wüste zu werden, aber dagegen sträubt sich unsere ganze Natur. Und gewiß haben wir von unserem Stammesbewußtsein aus recht, diese letzten Folgerungen abzulehnen und wir brauchen uns nicht darüber zu grämen, daß wir so thun. Denn indem wir auf der einen Seite etwas abließen, haben wir auf der andern so viel Edles und Großes aus unserem eigenen nationalen Schatze hinzugefügt, daß das Christentum bei uns im ganzen mehr gewonnen als verloren hat. Durch die Erkenntnis, daß es eine arische und nicht eine orientalische Religion ist, kann das Christentum an Ansehen und an innerlicher Wirkung auf deutsche Gemüter nur zunehmen. * *

„Theater der Modernen." — Bekanntlich schließen die „ständigen" Bühnen dem neuaufblühenden modernen Drama Thür und Thor; denn die „Alten" wissen, daß die moderne Dichtkunst, sobald sie einmal die Bühne erobert hat, die breiten Volksmassen für sich gewinnen muß. Darum verteidigen die Leute von gestern das Theater als ihre letzte Zufluchtstätte. Ein junger, mutiger Theaterdirektor, Emil Meßthaler aus München, hat es unternommen, hier Bresche zu schlagen. Mit einem kleinen aber gut eingespielten Ensemble strebsamer Künstler zieht er von Stadt zu Stadt, um die weitesten Kreise mit den Stücken der „Modernen" bekannt zu machen. Gegenwärtig spielt dieses „Theater der Modernen" in Leipzig, und trotz des Geschreies eines alten Professors, daß es sich hierbei nur um Schmutz und Widerlichkeiten handle, trotz der sauersüßen Kritiken Rudolf von Gottschalls, der die Sache durch „wohlwollende" Sticheleien herabzusetzen sucht, gingen bei ausverkauften Häusern und unter dem wärmsten Beifall des Publikums Halbes „Jugend", Ibsens „Gespenster", Zolas „Therese Raquin" in Scene. Heute folgen Hauptmanns „Einsame Menschen" und morgen Sudermanns „Sodoms Ende". Dies bedeutet einen durchschlagenden Erfolg der neuen Richtung. Wir werden darauf zurückkommen. H. M.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Heinrich v. Reder.



Moderne Knechtung.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Seiner Ketten zu spotten, das ist des Sklaven traurigster Galgenhumor. Die junge Generation, die bekanntlich alles „überwindet", wird auch mit allen Humoren fertig. Mit diesem Fertigwerden ist aber so wenig ausgerichtet, wie mit dem Spott, denn in Wirklichkeit ist damit gar nichts überwunden, soferne nicht die — Einbildung aller Wirklichkeiten Summe ist.

Raschlebig, wie es die Blitzzugreisenden der Gegenwartskultur sind, ist es bereits schon wieder eine Mode von gestern, sich kraftgenialisch-anarchistisch in Sensationen, Sinnbilder und wolkenkukuksheimische Symbolismen zu stürzen, während man vorgestern sich noch verschwor, in Schauern der Nerven und neuen Tönen den festen Pol in der Erscheinungen Flucht gefunden zu haben.

Eine kurze Haltstelle, meine Herrschaften, Zeit genug, ein wenig auf den Boden zu springen und die Tragkraft der Beine zu prüfen, auch sonst ein wenig Umschau zu halten über die Dinge, die fest auf der Stelle geblieben, während sie, vom Fenster der Blitzzugsgeschwindigkeit aus gesehen, leicht und luftig in alle Fernen zu tanzen und wie im Zauberspuk sich zu verlieren schienen.

Es ist nichts überwunden, meine lyrischen Herrschaften, während des Schwimmens und Schwebens der Nervenkünstler neuester Mode ist alle Knechtschaft des Wirklichen auf dem Fleck geblieben. Die Knechtschaft des Geistes hat sogar noch ringsum an Solidität gewonnen. Und im Centrum, d. i. in der Erziehung und Festlegung des nachwachsenden Geschlechtes, hat sie sich neue Türme gebaut, unbekümmert um das, was Zarathustra spricht oder nicht spricht. Denn in diesem Centrum sitzt die organisierte Gewalt, die sich nicht in Lyrismen, Nervosismen und

Stimmungen verpufft, sondern mit kaltem Kopf und klugem Entschluß ihre Machtmittel zusammenhält und von sich aus die ihren Zwecken dienende Knechtung weiter organisiert und modernisiert.

„Mein Gott," rief da jüngst ein lyrisches Füchslein auf seinen kritischen Schleichwegen, „ein Sitz im Reichstage! Was bedeutet er gegen einen Stuhl an der fröhlichen Tafel der Götter! Ein Politiker, ein Kämpfer — puh! Aber wir Poeten, wir sind die Helden, Rausch ist unsere Kraft, Flausenmacherei unser Sieg, der Hühnerhof unsere Lust — und unsere Keile und Schulden nimmt einstweilen der alte Herr daheim auf seinen Buckel! Selah!"

Nicht für diese fidelen Renommisten der Überwindung im Nichtsthun, für die ernsthaft junge, natürlich gesunde Kraft in ihren Knochen fühlende Jugend ist die folgende Mitteilung geschrieben.

Ein grundgelehrter Professor der klassischen Philologie, dem statt des erwarteten ersten Söhnchens — ein drittes Töchterchen beschert wurde, dankte für den etwas gedämpften Glückwunsch eines Freundes mit dieser Epistel:

„Daß es ein Mädchen ist und kein Sohn, hat uns keine allzu ernste Enttäuschung bereitet. Nicht nur, daß die Zahl der drei Grazien nun voll ist, befriedigt mein klassisch geschultes Herz, sondern besonders der Gedanke, daß Mädchen sich allein in unserer mit Wissenszwang, Schulmeisterei und Beamtenherrschaft geplagten Zeit noch frei entwickeln und ausleben können. Ich sehe es täglich an meiner Frau, welche Natürlichkeit, Reinheit und Wahrheit ein weibliches Wesen auch jetzt noch bewahren kann, und denke mit Entsetzen daran, wie einem die Söhne aus der Hand genommen werden, lernen müssen, was ich für überflüssig halte, werden müssen, wie es unsere staatlichen Einrichtungen verlangen, ganz unabhängig vom Willen ihrer Eltern."

Ich bin überzeugt, daß dieser Brief eines alten Herrn auch den jüngsten Geistern, die in die öffentliche Wirksamkeit eintreten, zu denken geben und vielleicht manchen mannhaften Entschluß befeuern wird. Denn noch ist es doch nur ein winziger Bruchteil unserer Jugend, der mit seinen schönen Anlagen in der litterarischen und künstlerischen Bohème verkommt. Größer ist leider der andere Bruchteil, dem alle Natur durch den staatlichen Drill ausgetrieben und vom eigenen Willen und Charakter nicht mehr übrig gelassen worden ist, als die öffentlichen Einrichtungen der Gewalthaber benötigen, um die moderne Knechtung mit Erfolg weiterzuführen.

Alter Kurs, neuer Kurs, die Losung bleibt sich gleich bei allen, die Gewalt in irgend einer Form an sich gebracht: Uns das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen. — —



Was ist Moral?*)

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Wenn wir darüber nachdenken, was wir unter dem Wort „Moral" verstehen, so merken wir zunächst, daß wir mit demselben zwei ganz verschiedene Denkkomplexe verbinden: nämlich erstens einen weiteren, indifferenten (z. B. die Moral des Christentums, des Stoicismus — oder im Adjektiv: man kann die Gestalt des Faust moralisch und ästhetisch betrachten) und zweitens einen engeren, wertenden, jenem untergeordneten (z. B. der Verbrecher hat keine Moral, im Adjektiv: eine Handlung, die aus Mitleid geschieht, ist meist moralisch). Hier bedeutet moralisch soviel, wie „moralisch gut".

Es ist nun sehr charakteristisch, daß das Volksbewußtsein das Wort „Moral oder Sittlichkeit" als indifferenten Begriff gar nicht kennt. Während es auf anderen Gebieten überall Gegensätze bildet: Schönheit und Häßlichkeit, Wärme und Kälte, Stärke und Schwäche, kennt es den Gegensatz „Güte und Bosheit" nicht, sondern nur adjektivisch „gut und böse" als Werturteil einer Handlung in ihrem Verhältnis zur Sittlichkeit, für die Sittlichkeit selbst kennt es keinen Gegensatz als ihre Negierung: „Unsittlichkeit oder Sittenlosigkeit." Darin liegt aber das Geständnis, daß es keine Stufenleiter, keine Grade der Sittlichkeit anerkennt, wie in der Schönheit, Wärme, Stärke 2c.; was nicht sittlich ist, ist eben sittenlos; es hat keine Sitte.

Und damit kommen wir auf den Grundbegriff der Sittlichkeit: Sittlichkeit ist ein Leben, Handeln, Denken, Fühlen 2c. gemäß der Sitte, nämlich der im Stamm, in der Religionsgemeinschaft u. a. geltenden Sitte. Diese „Sitte" — nicht als einzelner Usus, sondern als ethische Grundlage des gewohnheitsmäßigen üblichen Fühlens und Handelns einer Gemeinschaft — sie erst deckt sich mit jenem indifferenten Begriff „Moral", von dem wir oben sprachen. Um die doppeldeutigen, mißverständlichen Worte „Moral" und „Sitte" zu umgehen, wollen wir diesen Begriff der instinktiv befolgten, im Volksbewußtsein einer Gemeinschaft herrschenden Grundlage von moralischen Anschauungen Ethik nennen, und verstehen unter Sittlichkeit nunmehr nur das einer bestimmten Ethik entsprechende Leben. Ethisch lebt

*) Diesen hochinteressanten Aufsatz entnehmen wir der unlängst erschienenen trefflichen Schrift des Verfassers „Die Wertung der Persönlichkeit als maßgebender Faktor in dem Entwicklungsgang der moralischen Anschauungen" (Leipzig, Wilhelm Friedrich), deren Einleitung er bildet. (Die Schriftleitung.)

und handelt also jeder Mensch, denn in jedem waltet eine Gesetzmäßigkeit des Handelns, der er sich nicht entziehen kann; sittlich handelt nur der, resp. jeder nur in dem Falle, wo die aus seinem Charakter notwendig entspringende Reaktion gegen Reize der Außenwelt, die wir gemeinhin „Handeln" nennen, der Gewohnheit zu handeln, d. h. der Ethik derjenigen Gemeinschaft, der er angehört, entspricht.

Daraus begreift sich nun zunächst sehr klar, was unseren Moralphilosophen immer so viel Kopfzerbrechen gemacht hat, warum eine Handlung zugleich als unsittlich gebrandmarkt und als sittlich gepriesen sein kann; dies tritt nämlich ein, sobald kleinere ethische Gruppen innerhalb größerer bestehen, Sekten, Stände 2c., die entweder dank ihrer speziellen kulturellen Entwicklung und Herkunft noch oder dank neu aufgetauchter religiös-philosophischer Ideen schon eine teilweis andere Ethik haben als die große Gesamtheit. Ein Offizier, der ein Duell ablehnt, ein Mennonit, der in den Krieg zieht, ein Tolstoianer, der eine Dirne besucht, — sie alle handeln nach den Begriffen ihrer ethischen Überzeugung unsittlich, obgleich ihr Thun dem sittlichen Gefühle der Gesamtheit nicht widerspricht 2c. 2c. Von dem Einfluß und der Machtstellung ihrer Gemeinschaft einerseits und von der Zeitgemäßheit und dem Gehalt ihrer Ethik andrerseits hängt es ab, ob sie als gemeingefährliche oder lächerliche Narren verfolgt und verspottet werden und allmählich vom Schauplatz der Geschichte verschwinden, oder ob sie sich eine geachtete Ausnahmestellung in der Gesamtheit erringen und dieser schließlich ihre Anschauungen aufprägen. Dasselbe können wir auch bei Einzelmenschen beobachten: In jeder ethischen Gemeinschaft finden wir Individuen, die dauernd oder im Einzelfall die Ethik derselben verletzen. Beide Fälle sind aber genau zu unterscheiden. Im letzteren sehen wir einen Menschen, der, obwohl mit seinem Gefühl und Verstande auf dem Boden der Gemeinschafts-Ethik stehend, bei der individuellen Gelegenheit nicht genügend Charakterstärke hatte, den Affekten zu widerstehen, im ersteren sehen wir den gewohnheitsmäßigen Verbrecher. Jener fühlt Gewissensbisse, er bereut seine That, er erkennt seine Schuld im Grunde an, diesem ist dies unmöglich, denn er lebt auf dem Boden einer anderen Ethik; er fühlt sich gar nicht als unsittlich, er fühlt sich nur als im Widerspruch stehend mit der Ethik der Gesamtheit, und das erzeugt jenen trotzigen Stolz in ihm, den wir stets bei dem geborenen (oder durch Gewohnheit gewordenen) typischen Verbrecher finden. Zu jener Sorte gehört der Dieb aus Hunger, der Notzüchter, der Totschläger, — zur letzteren Sorte ein Don Juan, ein Ravachol 2c.

Dieser handelt oft unter einem starken ethischen Bewußtsein, er fühlt bereits ein höheres Recht in sich entstanden, als die große Herde anerkennt,

dann, aber auch dann nur, wenn seine Ethik wirklich eine Weiterentwicklung der bisherigen war, ist er einer jener „Brecher der alten Tafeln“, jener Gründer von neuen Religionen und Weltanschauungen, wie sie auf jeder Kulturstufe nötig sind, einer jener Märzschwalben am Anfang eines neuen Jahres der Weltentwicklung, von denen Friedrich Nietzsche*) sagt: „Jeder, der das bestehende Sittengesetz umwarf, hat zuerst immer als schlechter Mensch gegolten: aber wenn man, wie es vorkam, hinterher es nicht wieder aufzurichten versuchte, und sich damit zufrieden gab, so veränderte sich das Prädikat allmählich; die Geschichte handelt fast nur von diesen schlechten Menschen, welche nachher gutgesprochen worden sind.“

In weitaus den meisten Fällen ist es aber umgekehrt, er ist ein Rückschlag in atavistische Zustände, einer jener Zurückgebliebenen, die den großen Schritt von der letzten Stufe herauf nicht mitmachen konnten, sowie unter den Pferden manchmal ein Füllen geboren wird, das noch die streifige Zeichnung seines Zebra-Ahnen trägt. In diesem Fall fühlt er sich lediglich als Ausgestoßener aus der ethischen Gemeinschaft, ohne daß er weiß warum. Er kämpft auch, mit der gehässigen Wut des Paria, der nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat, aber nicht gegen die Ethik der Gesamtheit, sondern gegen die ethische Gesamtheit.

In dieser Form ist der Verbrecher ein bedeutsames Denkmal längst vergangener Zeiten**), eine lebendgewordene Mumie, in dieser Hinsicht könnte eine Kriminal-Philosophie zu einer Etymologie der Moral werden. Sie reden eine sehr deutliche Sprache, unsere Mörder, Diebe, Polygamisten u. s. w., nur muß man ihre Handlungen wohl zu unterscheiden verstehen von jenen Verbrechen, die die Entwicklung der Kultur durch Schaffung neuer sozialer Zustände erst neu hat entstehen lassen, den naturwidrigen Unzuchtsdelikten zum Beispiel durch gewaltsame Einschränkung des Geschlechtstriebes.

Er empfindet Reue, Gewissensbisse darüber, wenn er im Einzelfall, unter dem Zwang des Affektes, seiner Ethik widersprechend handelt, unter Umständen also über eine nach unseren Begriffen sittliche That. Ein russischer Nihilist, der, von Mitleid überwältigt, eine Person leben läßt, die zu töten er bestimmt worden war, wird zweifellos ebenso Gewissensbisse haben, wie

*) Morgenröte I, 20.

**) Sollten hierhin auch die Göttergestalten der Mythologie vielleicht gehören, deren Ethik so oft der der historischen Zeit zuwiderläuft? Daß sie aus den zu Familiengöttern umgewandelten „Ahnen“ der Urzeit entstanden sind, nicht aus der Personifikation von Naturereignissen, ist eine Ansicht, die sich immer mehr Bahn zu brechen scheint. In diesem Fall hätten wir in der Mythologie einen nicht hoch genug zu schätzenden Anhalt für die vorgeschichtliche Zeit.

derjenige, der, nachdem er im amerikanischen Duell die schwarze Kugel gezogen, sich nicht zum Selbstmord entschließen kann.

Wir kommen hier zu jener Frage, die seit dem Auftreten Nietzschescher Moral-Theorien so aller Köpfe erhitzt: das Problem des schlechten Gewissens. Doch da machen wir gleich bei der Aufstellung jenen Fehler, dessen Unbeachtetlassen Friedrich Nietzsche zu seiner schiefen Hypothese verführte. Er kannte das Gewissen eigentlich bloß als schlechtes Gewissen, als identisch mit dem Gefühl der Reue, mit Gewissensbissen. Daß Gewissen etwas anderes noch ist, daß es auch ein gutes Gewissen giebt, scheint er ganz zu ignorieren. Fragen wir also weiter: Was ist das Gewissen? Gehen wir dem Gedanken auf den Grund, sehen wir nach, wobei und in welchen Fällen das Gewissen uns überhaupt etwas sagt: suchen wir zu beobachten, wie es im Individuum entsteht, sich bildet, wächst an Umfang und Intensität; denn daß es nichts Angeborenes ist, darüber sind wir uns doch hoffentlich im klaren. Kein Kind ist von vornherein im Besitz eines Gewissens, ebensowenig, wie es trotz aller Vererbung kein Moralgesetz im Herzen trägt. Das Kind sieht absolut nichts Unrechtes darin, des Nachbars Äpfel abzuschlagen, den Kameraden, der ihm unsympathisch ist, zu schlagen, dem schwächeren seine Kirschen rc. fortzunehmen, und ähnliches. Nicht Recht begehrt der Knabe, der weinend gelaufen kommt: Hans hat mich geschlagen, hat mir meinen Apfel fortgenommen, — Rache will er, und erlangt er die Obergewalt, so schlägt er jenen mehr, als der ihm that, und nimmt ihm nicht seine Beute nur ab, sondern sein Eigentum noch dazu. Wenn er die Antriebe seiner Natur unterdrückt, so sind nur zwei Gesichtspunkte für ihn maßgebend: die Furcht zu unterliegen und — die Furcht vor Strafe. Daß wir unsere Kinder so viel strafen, daß wir sie — aus praktischen Gründen — so viel strafen müssen, das behindert ein unbeeinflußtes Entstehen des Gewissens. Die Furcht des Kindes, das das Bett genäßt hat, die ist es, die man schlechtes Gewissen nennt; sie aber hat mit dem Gewissen gar nichts zu thun, sie ist Erinnerung an die Schläge, die es bei früheren Gelegenheiten stets bekommen hat, und die Furcht vor neuer Strafe.

Furcht hat aber mit dem Begriff des Gewissens nicht das Geringste gemeinsam. Diese Gefühlsregung finden wir bei jedem Tier, das wir dressieren, mit ihr braucht gar nicht das Bewußtsein, schlecht gehandelt zu haben, verbunden zu sein; man kann sie haben, während das Gewissen, das wirkliche Gewissen, einem sagt: Du hast doch recht gethan. Sie allerdings entspringt notwendig bei Sklavennaturen, oder solchen, die die Verhältnisse in Sklavenstellung herabdrücken, wie das Kind den Eltern gegenüber; es ist eine Denkungenauigkeit, ein Sprachirrtum, ein Wortmiß-

brauch, sie mit dem — oft mit ihr verknüpften schlechten Gewissen — zu identifizieren, zwei zufällig meist gleichzeitige Wirkungen gleicher Ursache in einen Topf zu werfen.

Wir werden vielmehr zu dem Schluß kommen: Gewissen nennen wir das Bewußtsein von der Übereinstimmung unserer Handlungsweise mit der von uns — bewußt oder unbewußt — anerkannten und befolgten Ethik.

Man gestatte mir ein Beispiel: Wenn ich, gewohnt täglich Kaffee zu frühstücken, einmal oder einige Tage lang aus gleichviel welchen Gründen Thee zu trinken gezwungen bin, so wird mir dies im höchsten Grade unsympathisch sein. Es ist durchaus nicht nötig, daß mir Thee an sich zuwider ist, ich trinke ihn vielleicht alle Abende zum Abendbrot, es ist nicht einmal erforderlich, daß die Thatsache mir als Grund meiner Verstimmung bewußt wird — gleichwohl, ich werde diese Verstimmung haben, werde sie vielleicht stundenlang mit mir herumtragen, mich ungemütlich fühlen. Die Intensität und Ausdauer dieser Gefühlsstimmung wird um so größer sein, je länger und ununterbrochener ich die Gewohnheit des Kaffeetrinkens hatte, zum Teil auch, je mehr ich durch Anlage und Erziehung zum Pedanten, zur Schablone, zum Uhrwerkmenschen neige.

Man stelle daneben ein Beispiel aus dem moralischen Gebiete: Ein fanatischer Autographensammler stiehlt einem Bekannten bei günstiger Gelegenheit den Brief einer verstorbenen Persönlichkeit, ein seltenes und graphologisch interessantes Autograph, das jener aus Privatgründen sonst wahrscheinlich vernichten würde. Er freut sich, in den Besitz desselben geraten zu sein, sagt sich, daß die That vielleicht vom Standpunkt der Vernunft aus gar nicht so erschrecklich sei, daß er es im Wiederholungsfall womöglich ebenso machen würde, und doch — wenn er eine vornehme, edle, offene Natur ist, bleibt ihm mit diesem Schriftstück ein peinliches Gefühl verquickt, so gehandelt zu haben, wie er ohne Not nicht zu handeln gewöhnt ist.

Wo ist der Unterschied? Ich sehe keinen.

Dieselbe psychologische Erscheinung können wir auf jedem Gebiet des Seelenlebens beobachten. Sie ist der Grund, weshalb uns die Bilder der Modernen so schlecht gefallen, weshalb es so lange dauert, bis ein künstlerisch epigonenhaft geschulter Mensch Freude an einem modern-realistischen Litteraturwerk haben, das Schöne an ihm fühlen kann. Die Kunst hat immer nur einen Feind zu überwinden: ihre Vergangenheit, die Mode von gestern. Sie ist der Grund, weshalb alles Ungeheure zuerst als häßlich und schlecht empfunden wird, weshalb neue Ideen so lange brauchen, um sich Bahn zu brechen und Anerkennung zu verschaffen. Sie ist der Grund, weshalb alle Religionserneuerer als Religionsstürzer, alle Fortentwickler der Moral als unmoralisch erscheinen; der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier und

wenn seine Gewohnheit einen Stoß bekommt, so empfindet er ihn zunächst notwendig schmerzlich, unangenehm, er schmerzt ihn so lange, bis — der Schmerz zur Gewohnheit geworden, die Unlust zur Lustempfindung umgewandelt ist. Was man auf dem Gebiet der Massenmoral anerkennt, warum nicht auf dem der Individualmoral? Scheut man sich vor den Konsequenzen?

Wenn wir nun noch einmal fragen: Was ist das Gewissen? so kann unsere Antwort jetzt präziser lauten: Es ist nur eine Erscheinungsform jenes uralten psychologischen Faktors, des konservativen Elementes im Parlament der Weltgeschichte, des Hemmschuhs am rollenden Wagen der Menschheit, nur ein Gesicht der vielköpfigen Hydra: vis inertiae, Macht der Gewohnheit.

Daraus folgt zunächst eins:

Es giebt keinen Menschen ohne Gewissen; bei dem einen ist es stärker, bei dem andern weniger entwickelt; ein Mensch ohne Gewissen könnte nur ein Mensch ohne jeden Charakter sein, der ohne alle Grundsätze und bleibenden festen Prinzipien lebt. Solche Menschen giebt es aber nicht, denn sie sind eine contradictio in adjecto. Wenn wir einen Menschen charakterlos nennen, so beweist das nur, daß wir die Basis seines Handelns noch nicht gefunden haben. Ein Mensch, der „ohne moralische Grundsätze“ lebt, lediglich seinen Neigungen und augenblicklichen Affekten zu folgen gewohnt ist, hat vielleicht gerade den am schärfsten ausgeprägten Charakter, weil diese Basis des Lebens am schwersten zu erschüttern ist.

Daraus folgt aber zweitens:

Ein Mensch steht desto höher an individuellem Wert, je strenger sein Gewissen ist, und am höchsten steht der, welcher über seinem Gewissen steht. Nicht der Gewissensbiß ist unanständig, sondern der Gewissensbiß wegen altmoralisch-guter Handlung, nicht kein Gewissen zu fühlen ist vornehm, sondern trotz des schmerzendsten Gewissens zu handeln, handeln zu können.

Darum wird aber gerade der idealste Mensch, sowohl der individuell idealste, das heißt derjenige, der eine ausgeprägteste eigenartigste Persönlichkeit ist, als der sozial idealste, d. h. derjenige, der der charakteristischste Vertreter seines Volkstums, der vollendetste Typus seiner Rasse auf einer bestimmten Kulturstufe ist, ein strenges Gewissen haben müssen, und ein laxes Gewissen in der großen Menge, sowie eine sehr verschiedenartige Ethik in verschiedenen Individuen sind stets ein untrügliches Zeichen dafür, daß eine Ethik sich langsam zersetzt, und einer neuen andersartigen Platz macht. Die mannigfaltigen, verschiedenen, differenzierten, schwankenden ethischen Anschauungen dieser Übergangszeit nennt dann der Volksmund völlig kon-

sequent „Sittenlosigkeit", es fehlt eben die feste, allen gemeinsame Grundlage der „Sitte". Der Sprachgebrauch unterscheidet sehr fein zwischen Sittenlosigkeit und Unsittlichkeit. *Unsittlich* ist derjenige, der *„ohne Sitte" lebt, der wider die herrschende Sitte handelt, Sittenlosigkeit* ist der Zustand, da es *keine herrschende einheitliche Sitte mehr giebt*, da man *„die Sitte los ist"* und *jeder nach* seiner *eigenen* Sitte lebt.

Das führt uns nun zu unserer eigentlichen Haupt- und Kardinalfrage: *Was ist denn eigentlich Ethik?* Was ist jenes unsichtbare, unkörperliche Etwas, das unfaßbar ist und dessen Existenz doch keiner leugnen darf, von dem „keiner sagen kann: siehe, hier oder da ist es", und dessen Herrschaft sich doch alle beugen?

Wir haben Sammlungen von sittlichen Normen. Ist dies die Ethik, ist sie identisch mit den zwölf Geboten des alten Testamentes oder mit dem Strafgesetzbuch? Ist sie ein willkürliches Konglomerat von Gesetzen, die das Verhalten des Menschen hier und da bestimmen, hier und da auch nicht, die z. B. Vorschriften geben über Pietät und Elternliebe, von der Ehre aber schweigen? — Und wenn dem so ist, wo ist der herrschende Wille, wo der Gesetzgeber?

Es ist kein Zweifel, aus der Existenz, der Geltung ethischer Anschauungen und Gesetze müssen wir auf einen im Universum waltenden Gott schließen — wenn es uns nicht gelingt, diese gesetzmäßige Ordnung in der Geisteswelt auf materielle Bedingungen des Völkerlebens zurück zu führen. Und dies wollen wir jetzt versuchen.

Wie alles, was das geistige Leben der Menschheit regelt, zerfällt auch die Ethik in Gesetz und Gewohnheitsrecht, daß diese Teilung eigentlich eine rein äußerliche ist, brauch ich wohl nicht hinzuzufügen, nur eine tiefere Bedeutung hat sie doch: Der Natur der Sache nach können moralische Anschauungen in feste, starre, die Gesamtheit bindende Vorschriften nur gegossen werden, wo *sie in der Wirklichkeit bereits herrschen* und von der Gesamtheit prinzipiell oder faktisch anerkannt sind. Das moralische Bewußtsein und Handeln ist stets das primäre, die Gesetzgebung, die Kristallisierung desselben in Einzelnormen für bestimmte Fälle, das sekundäre. — Die Erfüllung aller „Du sollst" giebt nicht einen ethischen Zustand, auf den der Mensch zu kommen hat, sondern auf dem er früher bereits einmal gestanden hat. *Das erfüllte Ideal der normativen Ethik liegt nicht vor, sondern hinter uns.*

Daraus folgt, was wir in der Sphäre des bürgerlichen Rechtes übrigens alle Tage beobachten können, daß die ethischen Normen regelmäßig in der Entwicklung der ethischen Anschauungen das konservative, stabile Element

bilden müssen; das allein bewegliche, unbemerkbar veränderliche Gewohnheitsrecht der Moral, das ethische Volksbewußtsein, das Zeitgewissen dagegen den fortschrittlichen fluktuierenden Faktor, nachdem man sich zuerst mit Umgehung und sophistischen, den Zeitverhältnissen angepaßten Auslegungen des Gesetzes beholfen hat*), bis endlich einmal der klaffende Abgrund zwischen beiden der Gesamtheit zum Bewußtsein kommt, und ein Held auftritt, der es wagt, das inhaltslos gewordene, nur formell noch geltende Gesetz über den Haufen zu werfen und ein neues aufzubauen, das dann für einige kurze Zeit wieder einmal mit jenem andern übereinstimmt.

Wo es kein Gesetzesrecht giebt, d. h. wo die Ethik nicht ihre bestimmten in Worte gefaßten Normen für einzelne Fälle des sozialen Lebens aufstellt, da kann auch nie ein Konflikt zwischen herrschender und herrschen wollender Sitte eintreten: Das Sollen und das Sein sind identisch. Vielleicht, daß wir einem solchen juristischen Zustande entgegensteuern, auf dem Rechtsverletzungen und Rechtsstreitigkeiten nicht mehr nach Paragraphen und Schablonen, sondern nur nach dem individuellen Fall und dem Rechtsgefühl eines Richterkollegiums abgeurteilt werden.

Alle Ethik und jede Ethik wurzelt also lediglich im Volks- und Zeitgewissen, fast nie und stets nur auf eine gewisse Zeit decken sich die in Worte gefaßten Normen mit den herrschenden Begriffen von Sitte und Recht. Diese Zeitdauer ist desto größer, je weiter gefaßt das Gesetz sich ausspricht, je freieren Spielraum es den Wandlungen der Sitte giebt. Das Wort: „Du sollst Vater und Mutter ehren" hat heute noch fast absolute Gültigkeit, hieße es: „Du sollst Vater und Mutter willenlos gehorchen", bestände es schon lange nicht mehr.

Dennoch ist der menschliche Geist bisher anscheinend nicht imstande gewesen, ethisch zu leben, ohne seinen ethischen Anschauungen sprachlichen Ausdruck zu verleihen. In älteren Zeiten besorgte dies die Religion, später kam die staatliche Gesetzgebung dazu, sie scheint allmählich ganz die Religion ablösen zu wollen — ob und wodurch auch sie einmal abgelöst werden wird, oder ob die Menschheit sich bis zur Möglichkeit anarchischen Lebens entwickeln wird — wer will es wissen? — —

Wir müssen vor allem daran festhalten, daß Sittengesetze, Sammlungen ethisch-gesetzlicher Normen, niemals die ganze Ethik ihrer Entstehungszeit verkörpern; sie regeln stets nur das Verhalten in einigen Fällen, gegenüber gewissen, den Anschauungen ihrer Zeit nach wichtigsten Begriffen: Freiheit, Leben, Eigentum, Gesamtheit 2c. Daß man strenger Gesetzesschrist sein kann und mit dem Herzen alles andere, dafür bedarf es keiner Beispiele, selbst

*) Vgl. den charakteristischen Schiedsspruch der Portia in Shakespeares „Kaufmann von Venedig", der durchaus nicht bloß künstlerische Fiktion ist.

wenn wir sie nicht für die altjüdische Religion im Evangelium photographiert hätten. Auf das sittliche Bewußtsein also kommt es an.

Worauf basiert nun dieses sittliche Bewußtsein?

Das ist im wesentlichen der Angelpunkt aller Moralphilosophie.

Wenn wir den einzelnen Sondererscheinungen desselben nachgehen bis an den Quellpunkt, so gelangen wir stets auf den einen Begriff zurück, der in Wirklichkeit das Centrum ist, um das sich sämtliche Anschauungen des sittlichen, religiösen, sozialen Lebens, selbst der Wissenschaft in gewisser Hinsicht drehen: Die religiös-philosophische Weltanschauung, die der menschlichen Gesellschaft in der betreffenden Kulturperiode ihr charakteristisches Merkmal aufdrückt.

Es ist meines Wissens nie bisher mit dem richtigen Verständnis betrachtet oder auch überhaupt nur bemerkt worden, daß eine bestimmte Ethik eben nicht die zusammenhanglose Zusammenwürfelung von beliebigen, womöglich von der Gesamtheit à la „contrat social" eines schönen Tages festgesetzten Sittenregeln ist, sondern eine, von der herrschenden Weltanschauung gegebene und bedingte, durch kein Belieben oder Befehlen abzuändernde Wertung menschlicher Handlungsweise im allgemeinen. Für diese Wertung aber giebt die Weltanschauung den unverrückbaren Maßstab ab, insofern sie vom Gesichtspunkt des in ihr liegenden letzten Grundgedankens und Anfangsgrundes die ihr speziell eigentümliche Überzeugung vom Lebenszweck und Daseinsspiel der Menschheit ausspricht. Diesen Zweck zu erfüllen, diesem Ziele möglichst nahe zu kommen, ist stets und immer die causa movens alles menschlichen Handelns gewesen, und mit der anderen Färbung, die dieses annimmt, oder, wenn man will, mit dem wachsenden Verständnis für das eigentliche Wesen desselben, ändern sich auch die Mittel und Wege, die die Menschheit zu seiner Erreichung benutzt und einschlägt. — Ob sie das Ziel je erreicht, und was dann geschieht, oder ob der Weg endlos ist oder hinter dem Erreichten, schon ehe es erreicht ist, stets ein neues ganz anders geartetes auftaucht, oder ob all und jedes Ziel nur eine trügerische fata morgana ist, die den Menschen zu immer neuem Hoffen und Streben und Vorwärtsschreiten anstachelt und in Schemen zerflattert oder in immer weitere Fernen flieht, je näher er kommt — eine atemlose Jagd nach dem Glück —, was der Zweck dieses Zieles und das Ziel dieses Zweckes ist, ob es überhaupt einen solchen hat — — wer will das wissen!

Es ist deshalb nichts lächerlicher, als den Wert einer Religion in ihrer Moral oder in ihrem Dogma oder in ihrer Weltanschauung oder in ihren Folgen zu suchen oder überhaupt eins von diesen Dingen vom anderen zu trennen, als für sich bestehbar zu behaupten.

Recht und Ethik, Glauben und Wissen, Weltanschauung und Moral, sie alle sind ein und dasselbe und untrennbar mit einander verbunden, nur ihr Ganzes kann sich ändern, und mit ihm ändern sich alle die Einzelerscheinungen des Ganzen in genau vorherzusagender Richtung. Es sind im Grunde nur die drei Urphänomene menschlicher Lebensthätigkeit des Denkens, Fühlens und Wollens, d. h. der verschiedenen Arten, wie die Reaktion des intellektuellen (abmessenden, vergleichenden und abschätzenden), seelischen (Lust und Unlust empfindenden) und leiblichen (Befriedigung erstrebenden) Gebietes auf einen Reiz der Außenwelt sich äußert, die in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, nämlich im dogmatischen, moralischen und mystischen Teil, in Thätigkeit treten, und wie diese, sind auch jene untrennbar verbunden.

Ein Sprachirrtum ist es lediglich, eine Denkfaulheit besser gesagt, wenn wir die Religion als veraltet, abgelebt, zu nichts mehr nütze und schimmlig geworden erklären, wenn wir uns als religionslos, glaubenslos behaupten. Die Religionslosigkeit ist ein Zustand, der hinter uns liegt; sowie das organische Wesen anfängt eine Spur von Bewußtsein zu empfinden, sobald es aufhört, ganz mechanisch-bewußtlos sein Leben dahinzutreiben, sich zu nähren, fortzupflanzen und zu sterben, wie das Kraut auf dem Felde, entsteht der erste Funke von Religion, und je weiter sich der Mensch entwickelt, je tiefer er in das Wesen der Natur einzudringen versucht, je mehr er sein Unwissen erkennt, — eine Erkenntnis, die stets mit dem Mehr von Wissen Hand in Hand geht, — desto erhabener, desto notwendiger, desto intensiver und allesdurchdringender wird seine Religion. Daß er die Religion stürze, ist noch jedem Religions-Erneuerer gesagt worden.

Unsere Religion ist der materialistische Pantheismus, und er unterscheidet sich dem Wesen nach in nichts von der christlichen oder antiken Religion. Ihr macht einen Unterschied zwischen Glauben und Wissen, die nie sich vertragen könnten? Ich sage euch, es ist nicht wahr, daß Glauben und Wissen sich bekämpfen, den Krieg, den eure blöden Augen sehen, es ist nur der Krieg zwischen neuem Wissen und altem Glauben; oder, wenn ihr wollt, zwischen neuem Glauben und altem Wissen.

Welche Religion weiß denn nicht, daß sie die einzig wahre, die ausschließlich richtige ist, welcher ist nicht jede Erscheinung des Welt- und Erdenlebens geradeso ein Beweis für ihre Wahrheit, wie mir und dir für unsere Theorie? — Und zweitens: Was wissen wir denn? Unsere wissenschaftlichen Fundamentalsätze, die alle zehn Jahre durch eine neue Hypothese umgeworfen werden, die sich in dauernder Modifizierung und Differenzierung befinden?

Wir sind ja alle, alle im gröbsten Glauben befangen! Daß sie für uns wahr sind, für die Stufe der Erkenntnis, auf die wir mühsam gekrochen sind, das wissen wir (denn sonst würden wir sie nicht glauben), aber mehr nicht. Ich glaube — ich weiß — beides ist falsch. Ich glaube zu wissen, das ist der einzige Satz, der Berechtigung hat.

Absolute Wahrheit — außerhalb des menschlichen Hirns — giebt es auf dem Gebiete der Wissenschaft so wenig, wie auf dem der sogenannten Religion — — nach unserem heutigen Glauben nämlich! Unbekannte Größen X und Y und Z sind sie uns, alle unsere wissenschaftlichen Dogmen, die wir probeweise einsetzen in die große Gleichung der Welterscheinungen mit ihren hundert Unbekannten, um im langsamen Fortschritt der Erkenntnis eine nach der andern zu eliminieren, um sie zuletzt alle auf jenes letzte große X zu reduzieren, das Wesen von Kraft und Stoff, von Leben und Sterben, Materie und Bewegung, — das Wesen des Weltalls. Ob wir die Gleichung je lösen werden, ob der Mensch einst zum Übermenschen wird, der — selbst ein Teil des Ganzen — das Ganze erkennen kann, ob er sich einstmals als das Hirn des Weltentiers erkennt und jedes Individuum als eine Zelle nur — wer weiß es?

* * *

Wir wissen nun, daß das, was wir unter Weltanschauung im weitesten Sinne verstehen, dank notwendiger Naturgesetze der menschlichen Entwicklung in einer fortdauernden Umbildung und Veränderung begriffen ist, einer Veränderung, deren allzuklaffende Verschiedenheit von den vorgeblich geltenden ethischen Gesetzen sich von Zeit zu Zeit unter dem Einfluß eines großen Philosophen und Religionsstifters gewöhnlich in einer gewaltigen geistigen Revolution Luft macht. Welches der treibende Faktor dieser Veränderung ist, ob die Summe des erreichten Wissens, oder die sozialen Lebensverhältnisse*), oder sonst ein anderes Moment, oder gar ein Zusammenwirken mehrerer, das zu entscheiden, ist wohl erst der Zukunft vorbehalten. Thatsache ist, daß wir in der Kulturgeschichte der Menschheit große, zwar allmählich in einander übergehende, aber ihrem Wesen nach grundverschiedene Epochen unterscheiden können, deren Beginn stets hervorgerufen ist — (oder begleitet ist oder sie selbst hervorrief, wie man will) — von einer religiösen Revolution, die stets Hand in Hand geht mit Umgestaltungen auf wirtschaftlich-sozialem, wissenschaftlich-künstlerischem und politisch-kulturellem und juristisch-ethischem Gebiete. Der einzelne Mensch als solcher hat keinerlei

*) Ersteren Standpunkt vertritt bekanntlich K. Th. Buckle (History of civilisation), letzteren K. Marx (Das Kapital u. a.).

Einfluß darauf, weder im Ganzen, noch auf einem einzelnen Felde. Alle die Persönlichkeiten, an deren Namen sich die Schöpfung neuer Kulturperioden knüpft, jene „heilig gesprochenen Verbrecher" Nietzsches, die da sprachen: „Wenn ich nicht mehr bin, als das Gesetz, bin ich der Verworfenste aller", sie waren im Grunde nichts, als Handwerkszeug der Natur. Nicht sie schufen selbstherrlich die neue Zeit, sondern die neue Zeit schuf sie, suchte sich unter den Millionen die Fähigsten hervor und dingte sie zu ihren Knechten. Hundert Jahre früher oder später wären sie nichts gewesen, Narren oder Verbrecher höchstens, hießen sie nun Jesus oder Buddha, Sokrates oder Nietzsche, Lassalle oder Luther. Warum starb ein Hus auf dem Scheiterhaufen, während ein Luther zum Weltheros wurde? Nicht weil er weniger groß, seine Anschauungen weniger bedeutend waren, sondern weil seine Zeit nicht für ihn reif war.

All ihr Verdienst besteht darin, daß sie mit Adlerblick die in der Zeit schlummernden Ideen erkannten, sie zuerst klar auszusprechen wagten, ihnen ein faßliches individuelles Gepräge gaben, sie in die Praxis umsetzten, daß sie die Grundtendenz erkannten, die all dem verworrenen Sehnen und Drängen ihrer Zeit — die Reaktionäre pflegen es den „Geist der Unzufriedenheit" zu schelten — die Richtung gab.

Wenn sie nachher glaubten, ihr Werk selbst geschaffen zu haben, so thaten sie, was Grabbe nennt: „Mit dem Winde segeln und thun als ob man ihn selbst bläst." In Wirklichkeit, wenn sie nicht aufgetreten wären, so hätte wenige Zeit später ein anderer geschaffen, was sie so schufen. Die Weltgeschichte läßt sich nicht gebieten und „Name ist Schall und Rauch".

Versuchen wir nun, an der Hand der kulturellen Entwicklung die moralische zu beobachten und zu erklären, so können wir zunächst wohl den Umfang der uns bekannten Geschichte der Menschheit, mit Ignorierung der noch ganz dunklen Anfänge der Kultur, in vier große Hauptperioden einteilen, die ich, um faßliche Ausdrücke zu wählen, vielleicht die Zeiten des Sippenverbandes, der Staats-Bürgerschaft, der Religions-Genossenschaft und der Civilisations-Gemeinschaft nennen möchte.

Die Entwicklung schreitet nun nicht so vorwärts, daß sie mit dem Aufkommen des neuen Prinzips die Geltung und das Bestehen des bisherigen vernichtet, sondern nur, indem sie den Kreis erweitert, indem sie ein höheres gemeinsames Ideal an Stelle des bisherigen engeren setzt, indem sie die Bedeutung des früheren der des neueren unterordnet. Daraus folgt, daß sie an Stelle der bisherigen Naturfeindschaft zwischen den engeren Gruppen Duldung und Anerkennung setzt, die außerhalb ihrer neuen größeren Gemeinschaft stehenden Verbände und Individuen dagegen für inferior und ihr gegenüber ipso jure als rechtlos und Feind betrachtet.

Die Begriffe: „Recke — Barbar — Ketzer — Wilder" bezeichnen die Stufenleiter dieser Entwicklung.

Jeder dieser Kulturperioden erwächst nun naturgemäß aus dem Wesen ihrer sozialen Gemeinschaft eine besondere Welt- und Lebensanschauung mit ihren besonderen Vorstellungen menschlichen Daseinszweckes, menschlicher Vollkommenheit und Glückseligkeit, und indem sie die — an sich indifferenten — menschlichen Handlungen durch die Brille dieser „Vorurteile", wenn wir wollen, betrachtet, muß sie notwendigerweise auch ihre eigenen rechtlichen und ethischen Anschauungen erzeugen. Maßstab des ethischen Urteils ist die Zweckdienlichkeit der Handlung im Hinblick auf das ethische Ideal. Maßgebender Faktor für das Verhältnis des einzelnen zu diesem ist die ethische Wertung der Persönlichkeit, d. h. die Bedeutung des Individuums für das Gemeinwesen.



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Heinrich von Reder.

(München.)

Der Lenz.

Ins Hifthorn stieß der Lenz
Dreimal mit hellem Ton,
Cantaradei!
Da kamen die Vasallen
In Eil vor seinen Thron.
Der laue, linde Westwind
Die letzten Flocken schmolz,
Die Vögel flogen singend
Durchs sonnbeglänzte Holz.
Die Knospen sprangen schwellend
An allen Zweigen auf,
Die Bäche rauschten plätschernd
Zu Thal im freien Lauf.
Das junge Grün bedeckte
Der Wiesen sanften Hang,
Und aus dem feuchten Boden
Der Schmelz der Blumen drang.
Der blaue, klare Himmel
Mit Licht und Glanz umspinnt
Das neu erwachte Leben,
Das mit dem Lenz beginnt.
Wer harrte schon wie lang,
Lauscht auf des Hifthorns Klang,
Cantaradei!

Federzeichnung.

I.

Das Röhricht schwankt im Winde,
Die Seeflut atmet leis,
Vorbei streicht eine Möwe,
Gefiedert schwarz und weiß.

Die Wasserringel blitzen
Im Sonnlicht silberklar,
Am Strande ruht ein Nachen,
Drin lauscht ein junges Paar.

Der Pan hockt in dem Schilfe
Und bläst auf der Syrinx
Das alte Lied der Liebe,
Das Rätsel von der Sphinx.

II.

Im Wald steht eine Mühle,
Ein grau verwettert Haus,
Dort drängt aus enger Felsschlucht
Der Wildbach sich heraus.

Des Abends sitzt am Fenster
Des Müllers junges Weib
Und schaut aufs alte Schöpfrad
Zu Langerweil Vertreib.

Das Wasser schießt hinunter
Und dreht im Sturz das Rad.
Das Weib dreht einen Garnstrang
Und sinnt auf böse That.

III.

Schon neigt die Edeltanne
Sich schief dem Abgrund zu,
Bis jäh hinabgeschmettert
Sie findet endlich Ruh.

Sie stand in Wind und Wetter,
Von Eis und Schnee bedeckt,
Als wie ein Nordlandshüne
Am Grat hoch aufgereckt.

Mit Flechtenbart behangen,
Vermorscht in Mark und Holz,
Trotzt bis zum Sturz die Tanne
Dem Sturm in edlem Stolz.

Im Hochland.

Wo sich der schmale Thalgrund aufwärts windet
Und sich die Berge näher rücken,
Liegt einsam, daß ein Wandrer kaum es findet,
Ein Blockhaus in der Tannennacht.
Gebaut aus unbeschlagnen Stammesstücken,
Mit steinbelegten Schindeln überdacht,
Die hie und da des Mooses grüner Samt bedeckt,
Ist's, dicht umringt von schlanken Nadelbäumen,
Die seinen Giebel schattenreich umsäumen,
Gleich einem scheuen Wilde tief versteckt.

Die Sonne ist zu Rüste schon gegangen,
Und nur des Hochgebirges scharfer Rand
Flammt purpurn noch im goldnen Feuerbrand,
Als könnte zögernd sie nicht scheiden,
Ohn' glühend noch die Firnen zu umfangen.
Verglommen mählich ist der letzte Strahl

Und langsam hüllt der Dämm'rung Schleier
Den Wald ringsum in tiefes Schweigen.
Verstummt sind schon die Drosseln in den Zweigen,
Und nur der Abendglocke ferner Klang
Tönt aus dem Dorf herauf, vom Wind geweht
Und ruft in jeder Hütte zum Gebet.

Kaum war ihr letzter Ton verklungen,
Als durch die Thür ein Mädchen trat
Und ihre Schritte lenkte zu dem Pfad,
Der durch den Hochtann wurzelreich geschlungen,
Zu einer kleinen Waldkapelle zieht.
Dort ist sie vor dem Muttergottesbilde,
Das am Altare thront in hehrer Milde,
Andächtig auf die Stufen hingekniet
Und hat gebetet. Unschuldsvoll und rein
Hält flehend sie die Hände fest gefaltet
Und schien ein lichter Engel so zu sein,
Der aus dem Himmel, wo die Liebe waltet,
Gekommen war, die Menschen zu beglücken.

Wofür das Mädchen mocht so innig beten,
Ist ein Geheimnis mir geblieben,
Ins Buschholz bin ich auf die Seit' getreten,
Als wie von heil'ger Scheu getrieben.

Swanewit.

Schäumende, tosende Wogen
Kommen vom Meere gezogen,
Wälzen sich türmend zum Strand.
Brausend am Ufer zerschellen
Dumpf die entfesselten Wellen,
Weit überflutend das Land.
Aus versunkenen Gründen,
Riffen und dunkeln Schlünden
Spülen sie Muscheln zum Strand.
Swanewit, des Fischers Kind,
Eilt zum Meeresstrand geschwind.

Die Donner verhallen,
Die Wogenden wallen
Geglättet vom Strand.
In dämmernde Weiten
Zum Meere sie gleiten
Vom sonnigen Land.
Die Muscheln erglänzen
In farbigen Kränzen
Auf goldigem Sand.
Die schönsten Perlen, die sie fand,
Legt Swanewit zum Brautgewand.

Der Waffenschmied.

Ein Waffenschmied-Geselle
Kam vor des Meisters Haus.
Rot sprangen über die Schwelle
Der Esse Funken heraus.

Geselle, laß dich fragen
Und trete nur herein.
Kannst du ein Roß beschlagen,
Sollst mein Gesell du sein.

Herr Meister, fahrt in Frieden,
Ein Roß beschlag ich nicht,
Ein Schwert nur kann ich schmieden,
Das Helm und Panzer bricht.

Willst du kein Roß beschlagen,
Fühlst dich dazu zu gut,
Kannst du den Ranzen tragen
Und wandern frohgemut.

Kein Handwerk will ich treiben,
Ein Künstler will ich sein.
Da guckte durch die Scheiben
Des Hufschmieds Töchterlein.

Aus schwarzen Augen sprühend
Ein Funkenfeuer sprang,
Das dem Gesellen glühend
Blitzschnell zum Herzen drang.

Herr Meister, allerwegen
Wird eure Kunst geehrt,
Hufeisen will ich legen!
Und denken nicht ans Schwert.

Zur Stund' ist er gebiieben
Und sei's in Lust und Leid,
Das Töchterlein zu lieben
Für Zeit und Ewigkeit.

Das Glück.

Ich bin vom rebenumkränzten Main
Zur rauschenden Isar gekommen,
Dort ist auf einem Bretterfloß
Das Glück mir entgegen geschwommen.

Das Glück, ein Dirndl von Lenggries,
Stieg aus am „Grünen Baume“.
Es netzte sich dabei das Kleid
Im wirbelnden Wasserschaume.

Es hat mit seiner braunen Hand
Die Feuchte herausgewunden,
Die Strümpfe waren blütenweiß,
Mit Rosaband gebunden.

Zwei Zöpfe trug es ellenlang,
Wie nur dem Glück sie passen,
Um, kommt es Einem in den Weg,
Es rasch daran zu fassen.

Ich stand am Steg und reichte ihm
Zum Dienst bereit die Hände:
Lieb' Kind, das beste Münchner Bier
Giebt's hier nur an „der Lände“.

Es setzte sich an meinen Tisch
Und trank aus meinem Kruge,
Dann fuhr es auf dem Floß nach Wien
Im raschen Wellenzuge.

Der Assassine.

Sieh dort den Blitz, wie eine Grüftefackel,
Nein, wie ein Dolch, der durch die Nacht geschleudert!
Gleich wie ein Flammenzweig, herabgewirbelt
Vom Wolkenwald! Gleich wie in tollen Sätzen
Ein Tiger niederstürzt von Bergeshöh',
Ein Roß, von dessen Hufen Funken stieben,
Springt schneller Donner hier von Berg zu Berg.
Der Mond wie ein Mörderauge glotzt
Auf die einsame Stirn, die entgegentrotzt.
Weinerlich trällert, von Wüste umgraut,
Der Wind wie ein Kind, das Gespenster schaut.

Fern ragt der mächtige Libanon
Als Schemel hier zu Allahs Thron.
Der Schnee den Schleier drüber flicht,
Durchwirkt mit silberner Bäche Licht,
Wie der Schleier um Gottes Angesicht,
So er mit seinem Moses spricht.
Im Alpenrot aus dem Schneefeld reckt
Des Hermon Spitze sich blutig klar.
Wie opfernd ein Priester aus weißem Talar
Bluttriefende, hagere Hände streckt.
Auffliegen willst zum Paradeise?
So lausche, Sohn, dem heiligen Greise,
Dem Herrn vom Berg, dem Alten vom Berge,
Dem unterthan die Menschenzwerge.
Die Sternenbecher blitzen im Kreise
Dort droben und die Lotos blühn
Und der Tubabaum rauscht an der Schwelle
Und drunter rauscht die Moschusquelle.
Und der Houri schwarze Augen glühn,
Die Gläubigen sie kosten dürfen,
Unsterblichkeit wird durstig schlürfen
Der Seele makellose Gazelle.
Die Schlacken der Erde schwinden dort,
Hier aber weih ich dich zu Blut und Mord.
Die Feinde alle dort im tiefen Thal,
Sie werden bald der Bergesgeier Mahl.
Und auf den Leichen steh ich wie ein Diw,
Der zum Gerichtstag vor den Schöpfer rief,
Wenn rot am Elburs steigt des Mondes Glut,
Den Sultan für vergossenes Sklavenblut.
Ich aber lache,
Denn vollführt ist die große Rache.
Dem Wagenden ist die Klinge hold
Und Rache sei der Unbill Sold.
Ihr Hunde, wer mir Schmach erweist,
Der frevelt wider den heiligen Geist.
Wie eine Natter, die den Schlund hinabgeglitten,
Soll Folter euer Mark zerkrallen,
Des Lebens Faden sei euch Stück für Stück zerschnitten,
Bis jede Faser euch zerreißt
Der Geier, der euer Gebein zerbeißt,
Und so ergeh es allen, allen,
Die freveln wider den heiligen Geist.
Gott ist Gott und Ich bin sein Prophet
Und alles andre zu Grunde geht.

Normannen.

Seekönig kam zum Sterben, da sprach er zum Gemahl:
„Den Strohtod zu erwerben ist nimmer meine Wahl.
Wohl Todesrunen könnte ich ritzen auf die Brust,
Jedoch die Norne gönnte noch süßre Todeslust.
Mir altem Wogenreiter sei schmuck ein Schiff bestellt,
Und türmt mir Eichholzscheiter, indes das Segel schwellt!
Es sporne mir kein Steuer mein altes Drachenroß,
Es sei das rote Feuer mein einziger Weggenoß!"
Die Segel frisch sich blähten, der Bord sich knarrend bog,
Mit Pauken und Trompeten pfeilschnell er vorwärts flog.
Geschnürt in feste Bande, stand er, ein schaurig Bild,
Es flatterte im Brande sein greises Haupthaar wild.
Eine alte Wikingweise hinan zum Himmel schwillt,
Am Maste klirren leise sein Panzer und sein Schild . .
Verklungen war die Weise, erloschen war die Glut,
Es zog die letzte Reise Seekönig über die Flut . .
Die Flammen in der Runde verlöschte Wogenschwall,
Zog auf dem Todessunde Seekönig nach Walhall?

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Sorglos.

Ich hab in Stunden, wo der Nebel fiel,
Den Fantasie mit Farben bunt bestickt,
Auf meines Lebens krausen Strom geblickt
Und in sein rastlos schnelles Wellenspiel.

Und sah ein Schiff, das sich auf schwachem Kiel,
Mit Segeln, die gar wunderlich geflickt,
Und Zufallswind mutig zur Fahrt anschickt
Nach einem fernen unbekannten Ziel.

Und sah den Schiffersmann am Steuer stehn,
Als gäb' es keine Stürme, keine Klippen,
Und sah ein Lied auf seinen kecken Lippen,

Und wußt' nicht, sollt' ich grausen oder lachen,
Wie doch der Narr in seinem leichten Nachen
So sorglos mochte auf die Reise gehn.

Das Kartenblatt.

Ich fand ein schmutziges Kartenblatt,
Befingert viel, am Wegesrand,
Glitt dem, der's da verloren hatt',
Auch Glück und Gunst mit aus der Hand?

Auf welchem Tisch, bei welchem Trank,
Wohl dieser Bube Trumpf schon war,
Treffbube, anfangs blitz und blank,
Und jetzt besudelt ganz und gar.

Und der, der ihn zuerst getrumpft,
Und der, der ihn zum letzten stach,
Sind sie, wie er, am Weg versumpft,
Nachdem das Glück die Treue brach?

Vielleicht in dumpfer Niederung
Ein trüber, träger Lebensbach,
Vielleicht ein Strick, ein kurzer Sprung,
Vielleicht ein Schuß — wer fragt darnach?

Hamburg. Gustav Falke.

An Poggfred.

(Schlußgesang.)

Die Pforte zu, den Riegel vorgeschoben!
Sind schon die spanischen Reiter ausgelegt,
Wolfsgruben, tiefe Gräben ausgehoben,
Mit Pallisaden alles eingehegt?
Verhack, Verhau! Schießscharten unten, oben!
Ringsum die Bäume fallreif eingesägt!
Bertouch, mein Alter, du allein bleibst hier,
Ich möchte mich mal ausruhn vom Turnier.

Nimm mir die Waffen ab, kühl' mir die Wunden,
Ich strecke mich aufs Bismarcksofa hin,
Und bin allein mit meinen Teckelhunden,
Mit Männes und Herrn Diedels Knurrersinn,
Und fröhlich gehn die menschenleeren Stunden,
Kein Zeitungswisch bringt meinem Spott Gewinn.
Die Post selbst stapel' tagelang ich auf,
Und laß der Welt gelassen ihren Lauf.

Denn Umschau, Rückschau, Einkehr möcht' ich halten,
Die Jugend floß ins breite Meer hinaus,
Die schönen bunten Flügel muß ich falten,
Der zarte Sonnenstaub fiel ihnen aus,
Nach heißem Tag ein abendlich Erkalten,
Ein Sehnen wie nach Heimat, Vaterhaus,
Nach Ruhehäfen, sichern Ankerplätzen,
Nach Abschiednehmen von des Lebens Schätzen.

Leiste Verzicht! So heißt das Donnerwort,
Und ist doch sanft, beruhigend und milde,
Und in uns Menschen klingt es immerfort,
Denn wir gehören zur Entsagergilde.
Die Blume blüht, wie bald ist sie verdorrt,
Und runzlig wird das lieblichste Gebilde.
Herr Gott, ich merke, und das ist vertrackt:
Ich werde alt: ich schreibe schon abstrakt.

Darum Concreta her! Dees is mei Freid!
Vielleicht ein Stückchen aus dem Paradies?
Die Hände unterm Nacken, lieg' ich breit
Auf meinem Sofa, denk' an das und dies,

Schau' in des Himmels ewige Ewigkeit,
Blau ist er heut, blaublau wie ein Türkis.
Halt, bei Türkisen werd' ich Strophenschmied
Und sing' mir schnell ein klein Türkisenlied.

Mein Lieblingsstein, der blaue Edelstein;
Als Diadem, ich brauchte nicht zu sparen,
Umbog er einst, ein blauer Heiligenschein,
Ein Haupt, rings kraus umglänzt von blonden Haaren.
Du blauer Stein, in himmelblauen Reihn,
Du wolltest mir die Schönheit offenbaren.
Die weiße Stirn, die dieser Kranz geschmückt,
Vor der hab' ich mich selig einst gebückt.

Oft ging ich als Harun al Raschid aus,
Im Stadtgewühl, beim Scheine der Laternen.
Mit eingedrücktem Hut, im derben Flaus
Wirst du das Volk am besten kennen lernen.
Es macht mir Spaß, in Schenke, Kaffeehaus
Zu sitzen, in verräucherten Tavernen.
So fand ich eine Kneipe „Zum Korsaren",
Mit Ale und Porter, die geschmuggelt waren.

Und Ale und Porter kann ich immer trinken,
Wenn edel sie zu haben sind und echt;
Der Trank bleibt edel, kann ich auch nicht sinken
An all und jede Brust, die mit mir zecht.
Denn oft sitzt mir ein Pferdedieb zur linken,
Und rechts ein Wilddieb oder Schinderknecht.
Hauptsächlich, wie der Name das schon zeigt,
Ist diesem Krug das Schiffervolk geneigt.

Ein kleiner, sehr gewandter Ganymed
Vermittelt zwischen Toonbank und den Gästen.
„Zum Donner!" „Gleich, Herr, gleich," wie das so geht,
Begleitet oft von hahnebüchnen Gesten.
Zuweilen endet, kommt ein Trinker spät,
Gelächter bald mit Hieben, eisenfesten.
Wie Hekuba herab auf Ilium,
Schaut vom Büffet die Wirtin, starr und stumm.

Sie strickt, schenkt ein, und strickt, schenkt ein, und strickt,
Und ihre großen braunen Augen sehn
So gleichgültig auf den, der eingenickt,
Auf den, in dem sich tausend Wirbel drehn,
Auf den, der lacht, und den, der finster blickt,
Und den, der glaubt, noch auf dem Strich zu gehn.
Nein: Wirtin war sie nicht; ich hört' es bald:
„Die junge Witwe, drüben da vom Wald."

Vom Walde da, vom Fluß, vom Berg, vom Thal,
Ich sah die Augen nur, die großen, braunen,
Die so viel Kummer bargen, so viel Qual,
Und doch so ruhig blickten, ohn' Erstaunen,
Jedweden fremd begrüßten im „Lokal“,
Abhold den Scherzen und betrunknen Launen.
Aus Mitleid wird die Liebe oft geboren;
Folgt Mitleid ihr, die Liebe ist verloren.

Und Mitleid hatt' ich mit dem armen Ding,
Das hier vertrauern mußte und versauern,
Das wie der flügellahme Schmetterling
Hilflos verkam in dumpfen Bierhausmauern,
Und, kaum mehr zappelnd, sich ins Netz verfing,
Wo still die Spinnen Not und Schande lauern.
Wie kam es, daß mich ihre Augen fragten,
Und daß „Ich helfe dir“ die meinen sagten.

Nichts weiß ich heiliger in allen Landen,
Als das Genügen einer treuen Ehe,
Wenn Mann und Frau mit immer sichern Banden,
Bis eines stirbt, Wonne vereint und Wehe,
Nach schwerer Tagesfahrt am Bettchen landen
Des Lieblings, daß ihm nachts kein Leid geschehe:
Ein Lichtreich ist's, wo goldne Kerzen brennen,
Wenn Mann und Frau nichts stören kann, nichts trennen.

Doch lieber eine Kugel durch die Brust,
Einsiedler werden auf dem Ararat,
Selbstpeiniger sein wie weiland Doktor Faust,
Ewig verbannt ein Fisch im Kattegat,
Als unglücklicher Ehemann, bewußt
Ein Leben führen, wie's kein Teufel hat.
Der Gattin wegen hat sich wer entleibt,
So las ich jüngst. Dank: ich bin nicht beweibt!

In luftiger Vorstadt, ferne dem Gedränge,
Liegt ein bescheiden Häuschen angereiht,
Darin ein Laden ohne viel Gepränge,
Wo Garn und Zwirn zu haben jeder Zeit,
Auch Wolle, Nadeln, Spitzen, Bettvorhänge
Zu kaufen sind, und feinste Handarbeit.
Die junge Witwe führt den Bänderkram,
Sie fühlt sich wohl, verschwunden ist ihr Gram.

Zuweilen überrasch' ich sie bei Tage,
Wie freundlich ist des milden Auges Glanz,
Aus dem nicht mehr, wie früher, schwere Klage
Blume an Blume flicht zum Leidenskranz.

Hier schnellt mich oft des Lebens närrische Wage
Aus Trübsal hoch zu lustigem Firlefanz.
Die schöne Frau erfüllt mir jeden Wunsch;
Wie braut sie wundervoll den Eierpunsch!

Und ihre weiße Stirn hatt' ich geschmückt
Mit einem Kronenkranze von Türkisen,
Die blonden Härchen, ach, ich war entzückt —
Nun, Bertouch, du? Was giebt es für Avisen?
„Professor Doktor Wolff kommt angerückt."
Emil kommt her? Was sagst du? Laß ihn spießen!
Er will mir Vortrag halten über Ethik,
Moral und Kunst und, gräßlich, auch Ästhetik.

Wie kam denn der durch unsre spanischen Reiter?
Gleichviel, er ist nun einmal da. Als Gast
Ist er für uns natürlich ein Geweihter;
So gieb ihm ein Diner auf seiner Rast,
Und stimm' ihn wohlig, mach' den Doktor heiter,
Und hör', was er dir kundgiebt als Scholiast.
Sekt liebt er nicht; der, glaub' ich, schafft ihm Weh.
Erquicke ihn darum mit Fliederthee.

Mir aber, Lieber, bringst du Pommery her,
Zwei Flaschen, ich will heute lustig sein.
Auf meines Lebens Höhe will ich leer
Sie trinken, meiner Jugend gilt's allein.
In Scherben dann das Glas! und — „nimmermehr"
Klingt mir als trübes Schlußwort hinterdrein;
Ich schreite still und ernst den Berg hinab,
Und vor mir, offen, gähnt mein hungrig Grab.

„Der Herr Professor hat sich wegbegeben."
Gut, Bertouch, auch den Quäler bin ich los!
Zünd' mir die Lichter an; von meinem Leben
Will ich dann träumen, meinem Schicksalslos,
Visionen haben, in den Lüften schweben:
Die Geister kommen, und es wird grandios!
Geh nun zur Ruhe, Treuer, gute Nacht,
Zu frischem Tage sind wir bald erwacht.

Wo sind die Sterne? Ferne Blitze lohten,
Ich atmete in schwachen, matten Zügen,
Bedrängt vom Odemstrom der Wetterboten.
Erwartungsvoll, daß mich die Götter trügen
In eines Traumes bunt verschlungne Knoten,
Trank schlaflos ich aus der Erinn'rung Krügen.
Und in die Thüre treten zwei herein,
Die müssen oben aus dem Himmel sein.

Narzissen hält die eine in der Hand,
Sie trägt ein langes violettes Hemd,
Die andre drückt sich Lilien ans Gewand,
Ans lange, schwarze; beide sind mir fremd.
Als hielte sie gemeinsam fest ein Band,
So stehn sie da, leicht Arm an Arm gestemmt.
Und beide sehn mir lächelnd ins Gesicht,
Seltsam umstrahlt von blauem Phosphorlicht.

„Du kennst mich nicht?" sprach leise erst die eine;
Die andre: „Hast du mich so schnell vergessen?"
Da sprangen meine Teckel auf die Beine
Und kläffend hoch an beiden, wie besessen
Vor Freude. Drauf die erste: „Und La Reyne
Ist tot? Wie würde die sich an mich pressen!"
Das Tier vergißt genossne Liebe nie,
Der Mensch ist undankbarer als das Vieh.

Und über ihren Häuptern, wie gezogen,
Verwölbten sich die Lilien und Narzissen
Zu einem reizenden gotischen Blumenbogen,
Und immer leuchtender aus Dämmernissen
Sah ich den Schautanz „Serpentine" wogen;
Mir aber drückten Centner mein Gewissen.
Sie schwanden, und aus Lüften klang ein Klagen:
Wir haben mit dir einst dein Leid getragen.

Ich streckte meine Arme aus: Bleibt hier,
Vergebt mir! Seht, heiß blutet meine Wunde:
Was sind die Erde und der Mensch auf ihr,
Sagt, sagt es mir in dieser stillen Stunde!
Kocht alles nur in ewiger Lebensgier,
Kocht ewiges Verderben nur im Grunde?
Winkt uns kein Palmenwald nach all den Qualen?
Verfaulte Reste nur, vergossne Schalen?

Und Flügel fühlte ich, und ihnen nach
Flog ich empor in reinere Regionen,
Fand mich auch bald als Ariel in mein Fach,
Als kennt' ich's seit undenklichen Äonen;
Und strich umher nun unter einem Dach
Mit Cherubim und sittsamen Dämonen;
Der Teufel freilich nähm mich Huckepack
Und steckte mich in seinen Feuersack.

Doch rascher noch als er schöß' ich kopfheister,
Säh Satanas ich um die Ecke biegen.
Im Äther tumml' ich mich wie selige Geister,
Laß wie der Vampyr mich auf Stürmen wiegen,

Und bin befreit von allem Schmutz und Kleister,
Und kann mich an die Sonnenschultern schmiegen:
Ich bitt' dich flehentlich, Herr Zebaoth,
Schick mich nicht wieder weg in Not und Kot.

Dort unten schwankt die Seele hin und her,
Bald will sie dies, bald will sie das beginnen,
Bald sich verschwistern mit dem Strahlenmeer,
Aus Lebensüberdruß sich selbst entrinnen,
Sich wütend stürzen in ein Faß voll Theer,
Bald wieder heilige Himmelshemden spinnen;
Ich bin des ewigen Zwiespalts mir bewußt,
Echt deutsch, ein Grübler selbst an Gottes Brust!

Der Wind, der alte gute Pfifferich,
Pfiff einen Kameraden mir zur Seite.
Wer warst du, bist du, frag' ich, kenn' ich dich?
„Titus Lablenus giebt dir das Geleite,
Cäsars Husar und Bruder Liederlich."
Verräter, rief ich, scher dich weg ins Weite!
„Nur sacht," erwidert er, „mit deiner Schere,
Sieh schnell hinunter, dort sind seine Speere."

Und durch den gallischen Urwald sah ich gehn
Den göttlichen Julius an des Heeres Spitze,
Und sah den langen hagern Hals ihn drehn,
Und seine Augen schossen kalte Blitze.
Die Schiene ließ die nackten Kniee sehn,
Den Griechenhelm schob er zurück vom Sitze;
Ein Lagermensch, breitknochig, häßlich, wild,
Nie war er wählerisch, trug ihm den Schild.

Laterna magica: Napoleon!
Gelb, mager, Römer wie zu Rivoli.
Ein Maultier ist einstweil sein Kaiserthron:
Sankt Bernhardi Schwindelnde Gebirgspartie.
Italien hat er in Gedanken schon,
Sein Genius träumt, und Traum ist Poesie.
Am Abgrund zieht er lächelnd seine Bahn,
Schauderndste Tiefe, höchster Cäsarenwahn.

Laterna magica: Der Ocean wühlt
In langen, langen Wellen unter mir,
Ein fremder Ocean, der nichts umspült,
Leer, einsam, ohne Fisch und Fabeltier.
Es dämmert, donnert, hab' ich Angst gefühlt?
Was da? Tief unten wogt, grad im Nadir,
Ein Panzerschiff, System Dracunculus,
Ich sah ein Weltmeer auf dem Sirius.

Laterna magica: Ein freundlich Städtchen
In Schleswig-Holstein. Mondschein. Sonntagnacht.
Vom Tanz führ' ich nach Haus das liebe Gretchen,
Der heiße Sommertag hat Ruh gemacht,
Wo's dunkel ist, küss' ich das süße Mädchen,
Das Mädel mich. Wir nehmen uns in Acht,
Denn viele Menschen, leider, sind noch auf
Und hindern unsrer Liebe letzten Lauf.

Wir sind am Ziel. Du, Kleine, ich bleib hier.
Die Mutter schläft, komm' doch noch mal heraus.
„Nein, nein, das geht nicht, nein, mein Jaromir."
Och was, wanzu, es sieht uns keine Maus.
„Ach nein, die Mutter, ich hab' Angst vor ihr."
Dann schleich' ich hinterher dir in dein Haus.
„Das geht nicht, nein, na warte, ich will sehn,
Vielleicht, ich komme, ja, bestimmt um zehn."

Glock zehn, Glock elf, Glock zwölf, Glock eins, Glock zwei,
Herrliche deutsche Vollmondsommernacht!
Im Garten einer Villa, bis Glock drei,
Verloren wir uns, und sind aufgewacht
Von Orgelton und Trauerlitanei,
Und aus dem Schlößchen wird ein Sarg gebracht.
Sechs Männer tragen langsam ihn und schwer,
Ein einzelner schwankt schluchzend hinterher.

Wir haben hinter Rosen uns versteckt,
Die Nachtigallen fangen an zu schlagen,
Vorsichtig haben wir den Hals gereckt,
Das Mädchen schauert, will mich zitternd fragen,
Die Blumen hat ein Flüsterwind geweckt,
Es dämmert, heller, es beginnt zu tagen.
Die Morgenröte spielt sich in den Traum,
Beleuchtet über uns den Lindenbaum.

Und, ein verschobnes Herz, ein Lindenblatt,
Hellgrün, voll Tau, tropft auf die Bahre nieder,
Die ohne Schmuck ist, keine Zierde hat.
Und greller sticht Jasmin hervor und Flieder,
Der Sarg, die Männer sind schon nah der Stadt,
Die Sonne steigt, die Lerchen jubeln wieder.
Komm', Mädchen, laß uns weggehn; frisch und rot
Ist unser Leben, welk und weiß der Tod.

Hoch, Freunde, hoch die hochgeschürzte Lust!
Der Walzer wirbelt und die Röcke fliegen!
Die Geige kreischt! Juchhei aus voller Brust
— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Mörder schleichen: Herbst und Winter siegen,
Ich bin des Alters plötzlich mir bewußt,
Ein unabsehbar Schneefeld seh ich liegen.
Und ein Soldatenlied klingt fern mir her:
Schön ist die Ju-u-gend, sie kehrt nie mehr.

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.



Sauerkraut.

Skizze von H. Fischer.

(Wiesbaden.)

„Giehn mer eweck, Heikem[1]) —"

„En doch, Dau mißt Vermasder wer'n, Hahdemmes[2])." Der Heikem schlug dem Hahdemmes auf den Rücken, daß er zusammenzuckte.

„Worim dah?" fragte der Hahdemmes nach einer Weile halb verschämt.

„Von wäge dem do," entgegnete der andere und deutete auf die Stirn.

„Giehn mer eweck, loß de Späß," wehrte der Hahdemmes von neuem, aber doch ein leises Lächeln auf dem Gesicht.

„Aich glawen, wann De gewählt werdst, Dau nähmst's ah," meinte ein dritter, der neben den beiden anderen auf der Ofenbank saß.

Der Hahdemmes schwieg verlegen.

„No, Louis, worim net," antwortete statt seiner die Annekathrin, die am Tisch saß und nähte, „des wollt aich mahne[3])."

Der Louis lächelte spöttisch. „Fra Vermasdern, gelle, des dät Der basse."

Die Annekathrin streckte sich. „Verstitt sich."

Der Louis lachte laut auf, höchlichst amüsiert. „Wann Der'sch ahch do net fehlt," sagte er dann und sah den Hahdemmes an, indem er ebenfalls auf die Stirn deutete, „awer hie!" Er schlug auf die Hosentaschen. „Naut ze riwwele, ma Männche."

Der Hahdemmes seufzte leicht.

„Was batte Der alle Bahmsticker, wann De Stroh im Kopp hest? Naut!" fuhr der Heikem grob auf und schlug zur Bekräftigung mit der Faust auf die Bank.

[1]) Johann Jakob. [2]) Johann Thomas. [3]) meinen.

Der Louis lächelte vielsagend und klimperte mit dem Geld in seiner Tasche.

Die Annekathrin blickte gereizt auf. „Kennst ahch Dei Bux bzahle — — mit Da'm Geklimper!"

Der Louis sah sie hochmütig an. „Erscht macht Er mer noch en neie Jack. Doderver werd naut verzappt."

Jetzt sprang die Annekathrin erregt vom Stuhl. „Un wann die ferdig is, nochhär solle mer wahrde, bis en neie Kiddel maht is, un dann widder e nei Bux un so weiter. . . Mer brahche awersch Geld, mer sa'n net su rahch. . . Dei Gaudijum hos De mit uhs ahme Leit, Dau Uhducht[4])."

Der Louis schmunzelte vergnügt. „Schnahder[5]) gitt's guunk. . . Wann Dersch net batt, nochhär nemm' aich en annern."

„Häl's De's Maul," schrie der Heikem, „sus hag aich Der uff de Kopp!"

„No, no, nor duẞemah[6]), Schmied," spöttelte der Louis, „nor net immer glahch mit de Faist statts mi'm Kopp." Etwas leiser fügte er hinzu: „De Räck sa'n ahch 's längsd an Der![7])"

Aber der Schmied Heikem hatte es doch verstanden und sprang auf. Beschwichtigend streckte der Hahdemmes die Hand aus und drückte den Zornigen auf seinen Sitz zurück.

„Dau ahler Zaph[8])! ob De Ruh gist," wandte er sich ärgerlich an Louis.

Der streckte die Beine möglichst weit von sich und flegelte sich hintenüber. Mit schlechten Späßen die Leute ärgern, das that er für sein Leben gern.

Der Heikem spie zornig in die Stube, qualmte stärker, in unregelmäßigen Zügen. Bald aber gewann er äußerlich seinen Gleichmut wieder. Der Hahdemmes starrte vor sich hin, die Annekathrin nähte eifriger. Stille herrschte, die nur durch das Klirren der Schere unterbrochen wurde, wenn die Annekathrin Zeug verschnitt.

Der Louis sah mehrmals nach der Thür, als erwarte er jemand. Dann blickte er wieder die Annekathrin an. Endlich meinte er: „'s Ammeli[9]) is spille[10]) gah?"

„Jo," entgegnete die Annekathrin, ohne von ihrer Arbeit aufzusehn.

Der Louis rutschte noch eine Weile hin und her und wartete. Dann erhob er sich. „Gud'n," sagte er und ging. Kaum war er draußen, da stand auch der Heikem auf.

„Hie blab's De, mach ka Dumuhade," sagte der Hahdemmes und hielt den Schmied fest. Der stand unschlüssig da. „Mach Dich un de Louis Schwah[11]) net uhglicklich," bat der Hahdemmes.

---

[4]) Taugenichts. [5]) Schneider. [6]) doucement. [7]) Nach dem Sprichwort: Lange Kleider, kurzer Sinn. [8]) Von zaphig: Nörgeler. [9]) Anna Magdalene. [10]) In der Spinnstube. [11]) Schwan.

„Heikem, setz Daich, aich wollt Dich ebbes froge, aich hun su de Kich[12]),“ sagte die Annekathrin. Das gab den Ausschlag.

Der Schmied ließ sich wieder nieder und sah die Annekathrin an, die krampfhaft zu husten begann. Des Heikem Gesicht hellte sich auf, mit wichtiger Miene zog er ein dickes, unförmiges, schmutziges Notizbuch aus dem Kittel und legte es neben sich. Als die Annekathrin eine Pause machte, weil sie nicht länger heucheln konnte, befahl er: „Wahs[13]) emol Da Hewwel.“ Die Annekathrin streckte die Zunge heraus, so lang sie konnte.

Der Heikem ging auf sie zu und blies ihr dabei eine Rauchwolke ins Gesicht, daß sie nun wirklich husten mußte.

Wieder mußte sie die Zunge rausstrecken, die der Schmied mit ernstem Gesicht besah und betastete. Darauf suchte er mit seinem dicken, rußigen Daumen ihren Puls und nickte bedächtig mit dem Kopf. Danach ging er wieder auf seinen Platz und begann in seinem Buch zu blättern, während die Annekathrin sich krampfhaft in die Schürze schneuzte, um sich das Lachen nicht merken zu lassen.

Auch der Hahdemmes lächelte dünn. Er kannte die Schwäche seines Freundes, der sich für einen großen Arzt hielt.

Der Heikem legte die Stirn in Falten und sprach: „Er kocht Eich e Pund jährig Hawwerstroh ab“ — ärztlichen Rat erteilte er stets per Ihr — „un drinkt de Brieh dervo, mäglichst hahß, alle dra Stunn e Kaffeekeppche voll.“

Jetzt wandte sich auch der Hahdemmes an ihn, aber im Ernst. „Wahß gor net, Heikem, aich hun scho de ganz Woch so'n Uhducht[14]) in alle Glidder. 's leit mer su uff[15]). De Kopp un de Leib dut mer wieh, un's laft mer als kalt un hahß de Buckel enunner.“

Der Heikem wandte sich mit derselben Würde seinem neuen Patienten zu.

„Annekathrin, hol mer noch en Krug Wasser,“ bat der Hahdemmes, „aich hun widder su Dorscht.“

Sie füllte den Steinkrug von neuem. Der Hahdemmes trank gierig, setzte aber schnell wieder ab und schüttelte sich.

„Mer mahnt, de Mistbrieh lief enei, rich emol!“

Der Heikem schnüffelte bedächtig, roch aber nichts.

„Aich hun's scho lang gesoht,“ fuhr der Hahdemmes fort, „scho dunnemals, as se de Wasserleiding mache däte: es werd naut nutz. As in ahm eweck lähte se se[16]) ... Wann nu emol e Rähr blatzt? soht aich, dann misse mer de ganz Geschicht von owe bis unne widder uffbreche.... Awer's hot

---

[12]) Keuchen, Husten. [13]) Weisen, zeigen. [14]) Unwohlsein. [15]) liegt auf mir. [16]) legten sie sie.

naut gbatt ba uhsferm kluge Vermasder. Aweil leit se zwanzig Johrn. Geblatzt san gnunk Rährn. Awer uffmache? nadierlich, aweil is's ze deier, de ganz Gemah[17]) dät kreische. Da sahse mer liwer de Dreck mit un kriehn de Nervekrankheit[18])."

Der Heikem lächelte überlegen. „Do verstiß De naut vo, Hahdemmes, Doberdorch krieht ka Mensch de Nervekrankheit, von su e bische Brieh."

„Awer de Dokder hot's ahch gemahnt," warf der Hahdemmes ein.

„Där? . . . Där verstidd erscht rächt naut dervo. Net emol e Dränkelche verschrabt er. En schiene Dokder! . . . Drinkt von de Annekathrin ihrer Brieh un leht Eich en wollene Lappe uff de Leib."

Er blätterte wieder in seinem Buch. „Gucks De, hie hun aich e Middel gäje de Nervekrankheit. Sauerkrat, roh Sauerkrat. As aich se hott, hun aich's nomme, un in dra Dag wor'n aich kariert."

Der Hahdemmes sah ihn ungläubig an.

„Nor ka Bang," sagte der Heikem, „kriehs De se, aich kariere Der'sche weck, in dra Dag. Mit Sauerkrat, sog aich Der."

Der Heikem stand auf. „Aich muß gieh." Zum Hahdemmes gewandt: „Dau werscht mer doch aweil net krank wer'n wolle? . . Gottverdebbel! aich sa'n Wahlmann, un de acht annern kriehn aich ahch noch rum . . . nochhär hun mer de Mährhat un wähle Daich. — Dau werscht Vermasder," bekräftigte er nochmals.

Der Hahdemmes nickte leicht mit dem Kopf. „Jo, rächt wäre mer'sch scho."

„'s werd gemohcht, verlaß Daich druff," versicherte der Heikem. „Gu'n Nacht zesamme!"

„Gu'n Nacht allah," entgegneten die Annekathrin und der Hahdemmes zu gleicher Zeit. Fast jeden Abend wiederholte sich dieser ‚Witz'.

Als der Heikem gegangen war, legte die Annekathrin die Arbeit zusammen und schob sie in die Tischschublade. Sie horchte mehrmals gespannt auf und blickte nach ihrem Mann. Als sie sah, daß er ganz in Gedanken versunken dasaß, verließ sie das Zimmer. Der Hahdemmes merkte es in der That nicht. Er war zu sehr mit der Bürgermeisterwahl beschäftigt.

Näher rückte er an den Ofen, weil ihn fror. Bürgermeister zu werden, danach strebte er schon lange. Bei der letzten Bürgermeisterwahl vor zwölf Jahren hatte er zwar noch keine Stimme erhalten, aber manche hatten doch schon davon gesprochen. Und jetzt, in der letzten Zeit, war viel davon geredet worden.

Wenn er's nun würde? Er faltete die Hände überm Knie. Ja, dann könnte alles besser werden. Dann hörte auch diese drückende Armut auf.

---

[17]) Gemeinde. [18]) Typhus.

Es durchrieselte ihn kalt, wenn er daran dachte, wie schlecht das Geschäft eben ging mit dem Schneidern. Die ganze letzte Zeit schon hatte er vor Schwäche nicht arbeiten können. Er solle Bouillon trinken und Rotwein, hatte der Arzt gesagt. Der Hahdemmes lächelte bitter. Woher nehmen und nicht stehlen? Aber wenn er Bürgermeister würde, dann würde das alles besser.

Freilich, er kannte seine Bauern; er wußte, sie wählten lieber einen reichen, ja behielten wohl am allerliebsten den alten, wenn er auch nichts taugte, bloß um jedem Ärger, jeder Unruhe aus dem Weg zu gehen, bloß um ja niemand aus dessen Verwandtschaft zu beleidigen. Aber der eine und andere hatte doch auch ernstlich mit ihm darüber gesprochen. Sie konnten ja auch mal was vernünftiges thun. Vielleicht nahm dann der Louis doch sein Ammeli. Vielleicht? Er sah unruhig auf. Daß sie von dem nicht lassen wollte, das quälte ihn. Und doch fühlte er sich machtlos ihrer wilden Leidenschaftlichkeit gegenüber. Daß es kein gutes Ende nehmen konnte, wenn sie, die Arme, mit dem Reichen ‚ging‘, war nur zu wahrscheinlich.

Die Annekathrin trat wieder ein.

„Is se noch net do?“ fragte er.

„Nah,“ erwiderte sie und setzte sich neben ihn auf die Ofenbank.

„Wann nor naut bassiert,“ seufzte er.

„Was soll er dann bassiern?“ meinte die Annekathrin und that, als verstände sie ihn nicht.

Der Hahdemmes sah sie scharf an. „Dan wahßt, wos aich mahne.“

Seine Frau sah unter sich. Nach einiger Zeit entgegnete sie: „No, un wann ebbes bassiert? Nochhär muß se de Louis nemmen.“

Der Hahdemmes stand auf und ging unruhig auf und ab. „Do kenns De'n schlächt,“ sagte er.

Die Thür wurde hastig geöffnet und das Ammeli trat ein. Ihr Gesicht war noch röter als gewöhnlich. Die Augen etwas verschwollen, als hätte sie geweint. Mit fliegendem Atem. Die Eltern sahn sie schweigend an.

„Aich sa'n mid, aich will mich läje,“ stieß sie hervor und eilte ins Nebenzimmer, wo ihr Bett stand.

Die Annekathrin wollte ihr nach.

„Blahb!“ befahl der Hahdemmes. „Se muß ze uhs komme, wann se ebbes hot.“

Eine Weile lauschten die beiden. Sie hörten die Tochter hastig hin und her gehn. Dann wurde es still. Der Hahdemmes schüttelte leise den Kopf, sagte aber nichts. Er zog die Jacke aus und schlüpfte ins Bett, das, der Ofenbank gegenüber, die andere Breitseite der Stube einnahm. Die

Annekathrin folgte ihm schweigend. Plötzlich richtete sich der Hahdemmes ein wenig auf.

„Hos De naut gehärt?“ fragte er leise.

„Aich glawen, se kreischt[19]),“ erwiderte die Annekathrin in besorgtem Ton.

Sie horchten angestrengt, hörten aber nichts mehr. Der Hahdemmes ließ sich zurückfallen; und wieder gingen seine Gedanken zur Bürgermeisterwahl. Im Halbschlaf mischten sich allerlei Vorstellungen über das Ammeli und den Louis darunter, daß ihm kalt und heiß wurde, und er erwachte. Er schüttelte sich, er hatte offenbar starkes Fieber. Er schnatterte mit den Zähnen. Die Annekathrin deckte ihn wärmer zu. Vorübergehend wurde es etwas besser. Dann von neuem Schüttelfrost; und im Halbdusel, in den er immer wieder vor Schwäche und Mattigkeit fiel, die tollsten Phantasien über das Ammeli und seine Wahl.

Als es Morgen wurde, war der Hahdemmes ernstlich krank und mußte das Bett hüten. Er verlangte nach dem Arzt. Am andern Tag kam er und konnte Typhus feststellen.

Der Hahdemmes wurde immer kränker und schwächer, ohne daß der Arzt ihm irgendwie helfen konnte. Der Heikem besuchte den Kranken oft, und triumphierte innerlich darüber, daß der Arzt die Krankheit nicht zu heben vermochte. Er drang immer heftiger in den Freund, doch die Sauerkrautkur an sich vornehmen zu lassen, aber dieser weigerte sich hartnäckig. Endlich, zwei Tage vor der Wahl, gab er mit mattem Lächeln nach, und des Heikem Gesicht strahlte, als er dem Kranken einen großen Teller mit rohem Sauerkraut einzulöffeln begann. Immer wieder, nach längeren Pausen, da der Hahdemmes auf einmal nicht viel zu sich nehmen konnte. „Iwermorje sa's De gesund,“ versicherte der Heikem. Am Abend vor dem Wahltag schüttelte er allerdings häufig mißbilligend den Kopf, denn das Fieber stieg, „un he sawelt su alles dorchenanner,“ meinte er zur Annekathrin, als der Kranke immer heftiger phantasierte. Aber um so energischer drang der Heikem darauf, daß der Patient Sauerkraut aß, denn erstens war das ja sein an sich selbst erprobtes Mittel gegen die Nervenkrankheit, und zweitens war's ja eine allbekannte Geschichte: das Fieber kann man sich wegessen.

„Morje awend is he gsund, verlaß Dich druff. Dann san de dra Dag rum, un dann is he Bermasder,“ tröstete er die ängstliche Annekathrin.

Der Hahdemmes wurde aber immer matter und hinfälliger; und als der Arzt am folgenden Morgen kam, mußte er ihn aufgeben. Doch sagte er der Annekathrin nichts von seinen Befürchtungen. Er wollte ja den

[19]) weint.

andern Tag wiederkommen, und solange würde der Hahdemmes wohl noch zu leben haben.

Im Dorf war's stiller wie gewöhnlich. Die Schweine wühlten nicht im Straßenkot, die Kühe wurden nicht ausgetrieben, selbst die Hühner hielt man möglichst in den Ställen. Die Wege waren gesäubert, so gut es ging, die Hausthüren abgewaschen. Alles zu Ehren der Wahl und des Herrn Landrat.

Die Annekathrin wich nicht vom Bett ihres Mannes, der, je mehr es dem Abend zuging, wo die Entscheidung fallen mußte, um so schwerer, unregelmäßiger atmete und röchelte.

Auch das Ammeli saß still in einer Ecke und starrte vor sich hin. War's doch auch für sie ein wichtiger Tag. Denn wenn der Vater Bürgermeister würde, dann wollte der Louis sie heiraten, hatte er ihr selbst noch vor drei Tagen versprochen, sonst aber nicht, und wenn sie hundertmal von ihm schwanger wäre, hatte er gesagt und dabei geflucht zur Bekräftigung.

Wenn draußen jemand vorüberging, blickten die drei gespannt auf, und die Herzen arbeiteten schneller. Aber niemand trat ein, sie blieben allein in dem dumpfen Zimmer mit der schweren, drückenden Krankenluft, obwohl es schon dunkelte.

„'s werd lang," meinte die Annekathrin leise.

Dem Hahdemmes standen dicke Falten auf der gelblich-grauen Stirn, die Augen waren starr auf die Thür gerichtet, vom Fieber wurde er hin und her geworfen, zum Gerippe war er abgemagert, in den Ohren sauste und singelte es ihm, dabei schlug der Puls so schwach und unregelmäßig; aber er hätte nicht sterben können, bis er Gewißheit hatte über die Wahl.

Da! . . . Wieder lauschten die drei. Wieder kam jemand näher. Der Ammeli stieg glühende Röte ins Gesicht, sie glaubte, den Louis am Schritt erkannt zu haben. Und richtig, die Thür ging auf, er war's. Breitspurig lehnte er sich an die Thürpfosten und grinste. Dann rief er laut: „No, aich gradeliern Der, Hahdemmes, ahstimmig sa's De gewählt wor'n." Er lachte spöttisch. Aber die Annekathrin und der Hahdemmes achteten nicht auf den spöttischen Ton. „Vermasder!" jubelte die Annekathrin. Ein Lächeln glitt über dessen Gesicht, als seine Frau sich über ihn beugte, und im selben Augenblick brach der Schweiß aus, so heftig, daß im Nu das Betttuch feucht war.

Der Louis winkte der Ammeli, die ihm hastig folgte. Beide sprachen kein Wort, bis sie in den nahegelegenen Hohlweg kamen, wo niemand sie sehen konnte.

. . . „Louis!" —

„No?"

„Louis!“ Sie schlang die Arme um ihn. Mit etwas verlegenem Lächeln ließ er's sich gefallen und blickte rasch um sich, ob auch wirklich niemand ihn sah. Sie küßte ihn heiß. „Aweil kenne mersch Aufgebott bestelle. . . Louis!“

Er schob sie von sich. „Nah!“ sagte er.

Sie sah ihn erschrocken an, und doch! es konnte ja nur einer seiner gewohnten Späße sein. Aber der Louis sah gar nicht so aus.

„Mahn's De werklich, Da Bapp wär'n Vermasder?“

Sie starrte ihn an, sie begriff nicht, was das sollte. „Dau mußt mich nemme, Dau wahßt worim.“

Um seine Verlegenheit zu verdecken, nahm er wieder seine breitbeinige Stellung ein, die Hände in die Hosentaschen vergraben.

„Aich nemme Daich net. . . Nahch ba rahch, ahm ba ahm, mir Schwane schwimme ohwe.“

Jetzt begriff die Ammeli. „Dau Ligner!“ keuchte sie, „Dau elender Ligner!“ und ehe er's sich versah, hatte sie ihm beide Fäuste auf die dicken Backen gehauen, daß sie sofort blaurot anliefen.

Mit einem Wutschrei sprang er auf sie zu. Doch sie wich ihm aus, lief ein paar Schritte, stolperte und stürzte zu Boden. In krampfhaftes, lautes Schluchzen brach sie aus. Der Louis besann sich. „Aich wer'n alles for Dich duh, aich hun's jo derzu,“ rief er und kehrte eilig zum Dorf zurück.

Am Ausgang des Hohlwegs wäre er fast wider den Heikem gerannt. Doch der achtete nicht auf ihn. Mit gesenktem Kopf ging er hin und her, murmelte Verwünschungen vor sich hin und ballte die Fäuste. Immer wieder ging er zurück, wenn er in die Nähe vom Haus des Hahdemmes kam und ballte heftiger die Fäuste und gestikulierte wilder. Er konnte sich noch nicht entschließen, hineinzugehn. Doch, schließlich, was half's? Einmal mußte es doch sein. Er setzte ein mürrisches Gesicht auf und trat mit dem Stiefel wider die nur angelehnte Thür, daß sie weit aufflog. „So Lumpe! so verdammte Lumpe!“ murmelte er im Eintreten. Die Annekathrin sah ihn verwundert vom Bett aus an. „Aich hahg 'en alle Knoche kaputt! die Lumpe!“ schrie der Heikem wütend.

„Wos gitt's?“ fragte die Annekathrin.

„Wos gitt's? wos gitt's? Gottverdeppel noch emol! so Lumpe! die Lumpe!“ schrie der Heikem noch lauter. Zum Hahdemmes dann: „Ah[20] Stimm hos De krieht, ah ahzig Stimm! ma Stimm! alle annern hot de ahl[21]), Gewitterkeil noch emol!“

---

[20]) eine. [21]) der alte.

Der Hahdemmes ächzte leise, die Nägel gruben sich in die Bettdecke.... Jäh auf bäumte sich der armselige Körper, daß die Bettstelle knackte, dann sank er mit einem letzten Röcheln zurück. Die Annekathrin stand da, ohne ein Glied zu rühren, die Augen weit aufgerissen. Dann stürzte sie mit lautem Schreien über den Hahdemmes. Der Heikem lief durchs Zimmer und schlug die Luft mit den Armen. Er wußte nicht, was er anfangen sollte vor Wut.

„He is dud!" rief die Annekathrin und schrie, daß dem Heikem die Haut schauderte; immer lauter, langgezogen, nur eine kurze Pause, wenn die Lunge Luft schöpfen mußte.

Der Heikem trat auch ans Bett, fühlte den Puls, tastete nach dem Herzen, kein Zweifel, der Hahdemmes war tot.

Und dies Schreien, dies fürchterliche Schreien! Nein! das konnte er nicht länger mit anhören. Er stürzte aus dem Zimmer zu seiner Schmiede.

Da lief er weiter, rastlos auf und ab. Plötzlich schlug er sich an die Stirn und stöhnte laut. Er, er war schuld daran, daß der Hahdemmes gestorben. Er, mit seinem Mittel, seinem Sauerkraut. Das hatte ihn getötet. . . . Und doch, es konnte ja nicht sein, . . . ihm hatte es ja geholfen . . . Und doch, es mußte so sein, es war ja das einzige, was der Hahdemmes eingenommen hatte .... Das brachte ihn ganz aus der Fassung, daß er selbst gewissermaßen seinen besten Freund ums Leben gebracht hatte. Erschöpft sank er auf den nächsten Stuhl. Es war ihm unmöglich, klar zu denken. Er war vollständig verwirrt. Das, worauf er bis jetzt so felsenfest gebaut, seine Arzneikunst sollte trügerisch sein? Ganz apathisch saß er da und hatte nur ein dumpfes Gefühl davon, wie die Gedanken in seinem Hirn durcheinander kreisten und wirbelten. Völlig wehrlos fühlte er sich dieser Erkenntnis gegenüber.

So hatte er eine Stunde gesessen, da sprang er wieder auf.

Und wenn er schuld war an diesem Todesfall, erst recht war's jetzt seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß dem Hahdemmes noch alle Ehr' angethan und nichts versäumt wurde.

Wenn er auch hundertmal lieber hier blieb und grübelte, er durfte nicht; wenn er sich auch förmlich schämte, jetzt unter Menschen zu gehen, er mußte ins Dorf, mußte für den Leichenkaffee sorgen. Jetzt war's erst recht seine Schuldigkeit; und die Annekathrin und das Ammeli dachten gewiß nicht daran.

Er streckte sich einmal ordentlich und ließ mit grimmem Gesicht die Armmuskeln spielen, dann ging er und kaufte Kaffee und gebeutelt Brot[22]) ein.

[22]) Weißbrot.

Damit beladen trat er wieder in das Haus des Verstorbenen.

Die Annekathrin und das Ammeli saßen stumm und starr auf der Ofenbank.

Sie hatten sich ausgeweint und ausgeschrieen. Sie konnten nicht mehr.

Der Heikem ging, ohne ein Wort zu sagen, in das Nebenzimmer, wo das Ammeli schlief, denn da wurde auch gekocht. Das Feuer brannte noch. Er setzte Wasser auf und begann den Kaffee zu mahlen. Als er damit fertig war und das Wasser kochte, goß er über und trat wieder ins Vorderzimmer.

Der Hahdemmes mußte ja noch umgezogen werden. Der Heikem holte den Abendmahlsrock und die schwarzen Hosen des Verstorbenen aus dem Wandschrank und kleidete ihn an. Dann schob er eine Bank aus dem Nebenzimmer herein und legte den Hahdemmes sorgfältig darauf; denn so gehörte es sich.

Jetzt begann die Annekathrin wieder zu jammern: „Ojo! ojo ojo! ma Demmes, ma Demmes."

Und das Ammeli wimmerte: „Ma Bapp, ma liewer Bapp."

Beide weinten still vor sich hin.

Kaum hatte der Heikem alle Trinkgefäße auf den Tisch gestellt, da traten auch schon ein halbes Dutzend älterer Männer ein, ebenfalls im Abendmahlsrock und schwarzen Hosen, sagten kein Wort, sondern suchten sich eine Sitzgelegenheit und nahmen an dem Tisch Platz. Ein Licht wurde angesteckt, Kaffee eingeschenkt, und die Männer aßen ab und zu einen Bissen von dem Weißbrot, tranken ab und zu einen Schluck Kaffee und starrten dann wieder bedächtig, schweigend vor sich hin. Das war die Leichenwache, die alle zwei Stunden abgelöst wurde, und zwar immer von Männern, die etwas jünger waren als die vorhergehenden.

Die ersten zwei Stunden blieb auch der Heikem im Zimmer. Dann aber schlich er sich fort in sein Haus. Die Selbstvorwürfe quälten ihn zu sehr, er konnte es nicht länger aushalten in Gesellschaft. Er grübelte stundenlang darüber, wie er frei werden könnte von dieser Angst, der Mörder seines Hahdemmes zu sein. Immer wieder der Gedanke: Mir hat das Sauerkraut geholfen, warum nur ihm nicht? Er zog sein dickes Notizbuch heraus und blätterte darin. Da stand's doch, er selbst hatte es doch geschrieben: Roh Sauerkraut sicheres Middel gäje de Nervekrankheit. Er legte das Buch aufgeschlagen neben sich und starrte unverwandt die großen, zudringlichen, höhnischen Buchstaben an. Auf einmal sprang er auf und lief erregt durchs Zimmer. Das war's, daran lag's! Er war Schmied und deshalb ein starker Mann, der Hahdemmes aber schwach und Schneider. Jetzt hatte er's. Hastig ergriff er den dicken Schreinerbleistift,

leckte und schrieb hinter das „Roh Sauerkraut sicheres Middel gäje de Nervekrankheit“: awer nor for Schmiede, net for Schneider.

Erleichtert atmete er auf. Ja, das war's, daran lag's. Jetzt hatte er das Rätsel gelöst und sein erprobtes Mittel, das Sauerkraut, gerettet. — — —

Dann legte er den Kopf auf den Tisch, und ein trockenes, schweres Schluchzen preßte ihm die Brust zusammen.

Auf einmal hatte ihn der Schmerz überwältigt; der Schmerz um den verlorenen Freund, den guten, klugen Hahdemmes.



Der alte Junggeselle und sein Hund.

Erzählung von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

Es war eine kalte Januarnacht; der Wind fegte schneidend über den von treibenden Eisschollen besäeten breiten Strom und klirrte mit den düster durchleuchteten Gaslaternen, die in großen Zwischenräumen vom Geländer der mächtigen Brücke hinausragten in die schwarze Nacht.

Am Geländer stand ein Mann; er hatte sich hinübergelehnt, — so weit, daß ein Vorübergehender wohl gefürchtet haben würde, er möchte das Übergewicht bekommen und in den Strom stürzen. Er starrte hinunter in das im Schein der Laternen düster glitzernde Schwarz der rauschenden Gewässer, über welche das Grau mahlender, knisternder Schollen gespenstisch dahinhuschte: auch der Mond, der durch dichte Wolkenberge stürmte, gab sein Licht dazu her, um die rastlos dahinschießende, zischende Masse von Schwarz und Grau mit bleichem Gelb zu färben. — Der einsame Mann am Brückengeländer hatte so lange in das unheimliche Leben unter ihm gestarrt, bis es ihm vorkam, die Brücke rase mit ihm, selbst bewegt — ein gewaltiges Fahrzeug — dahin gegen den brausenden Strom und breche die Schollen vor ihren zugespitzten Pfeilern. Dort unten tauchten wirbelnd vor ihm Gestalten aus der kleinen Welt seiner Vergangenheit, leibhaftig, greifbar, auf. — — — — — — — — —

Er war ein alter Junggesell.

Er war ein Aktenwurm.

Eins von beiden hätte schon genügt, ein Gemüt in dauernde Mißstimmung zu versetzen. Und nun so, — gar ein doppelter Strick: ein alter Junggesell und ein Aktenwurm!

Es war schon lange her: da hatte er sich viel mit der Frage beschäftigt: warum heiratest du nicht? Und im Laufe der Jahre hatte diese Frage ihre Zeitform verwandelt und dann gelautet: warum hast du nicht geheiratet? hast du nicht gewollt? oder hat dich keine gewollt? Zu einer klaren Antwort war er aber nie gekommen.

Die Antwort wäre aber sehr einfach gewesen: Er war arm von Hause aus und hatte von klein auf mit dem Dasein zu kämpfen gehabt; dazu war er schüchtern und blöde von Natur, und so war ihm für immer „die Welt" verschlossen geblieben, „wo man liebt". Noch nie hatte er auch nur einem jungen Mädchen die Hand gedrückt. Er hatte immer nur „die Welt" gekannt, „wo man in den Akten wurmt und nach Feierabend sein Töpfchen Bier trinkt".

Schon lange hatte der Spiegel in seinem einfachen chambre garnie die Eigentümlichkeit angenommen, ihm graue Sprenkeln in seinem überhaupt etwas strohgelben Haar zu zeigen; schon lange war jene Frage für immer untergetaucht in seinem Gemüte, — aber nur, um einer anderen Platz zu machen, die noch viel schwerer als die verwichene —, die gar nicht zu beantworten war: „wozu bist du eigentlich da? welches ist dein Daseinszweck?" — Und wenn er dann so, die ausgegangene lange Pfeife in der schlaff herabhängenden Hand, sich verloren hatte im tiefsten Winkel dieser abgrundlichen Frage, dann weckte ihn etwas gewaltsam wieder zur Wirklichkeit auf: dann winselte es und kratzte ihn am Arme, und winselte und kratzte so lange, bis er die Augen mit dem weltverlorenen Blick wieder aufschlug: „Du bist es, mein Hähnchen, mein Dally?" und zärtlich kraute er dann der kleinen zottigen Hundeseele, die die Vorderpfoten ihm auf den Arm gelegt hatte und ihn unter den dichten Haarbüschen hervor unverwandt anglusterte, den struppigen braunen Kopf. Und wie machte dann der kleine possierliche Geselle schön! stellte sich auf den Hinterbeinen hoch! leckte sich mit freundlich grinsendem Lächeln die Nase, (seine Oberlippe bedeckte von Natur nicht ganz die Zähne) und warf sich rücklings an die Erde: „kraue mich, krabble mich, liebes Herrchen!" Und liebes Herrchen hätte es für eine Perfidie gehalten, auch nur einmal dieser diskreten Aufforderung nicht zu genügen. — „Welches mein Daseinszweck ist? wozu ich da bin? Nun, das ist doch ungeheuer einfach: um dieses kleinen haarigen Ungeheuers willen! was finge dieser arme Geselle wohl an ohne sein Herrchen! In

den ersten drei Tagen hätte er sich totgegrämt. Nicht wahr, armer Dally, umhergestoßen — Fußtritte statt Knöchelchen! — Armer, armer kleiner Bengel!" Und als wäre all der gedachte Jammer schon wirklich hereingebrochen über den treuen Lebensgenossen, so kraute das Herrchen weichherzig ihm das Fell; und der, vor Behagen die Augen verdrehend, wälzte sich planmäßig, wohlberechnet links, wälzte sich rechts, damit auch jedes Fleckchen des zottigen Balges sein Recht bekomme. — — — — —

Es war wieder einmal Weihnachtsabend; wie allabendlich saß unser Held in seiner Stammkneipe an seinem Stammtisch. Das war in einem ungesuchten Winkel an zugiger Thür ein Tisch, an dem nur eine Person Platz hatte; fand er den Platz besetzt, so verließ er, um nur nicht mit andern Menschen in Berührung kommen zu müssen, sogleich wieder das Lokal. Neben ihm auf einem Stuhl, — ebenfalls seinem gewöhnlichen Platz, — saß Dally und schnüffelte mit ewig rühriger schwarzer Nase par distance über den Tisch hinweg, legte sich aber, da er nichts witterte, was eine vernünftige Hundeseele interessieren konnte, unwirsch und gelangweilt zum dämmernden Schlafen nieder. Es kamen manche Gäste, von denen fast jeder ein Packet unterm Arm hatte: alle aber entfernten sich nach einem hastigen Trunk bald wieder. Man sah es ihnen an, daß ihre Herzen ganz wo anders waren, — zu Hause, in der Familie: Diese Räume, sonst die Stätte gemütlicher Rast, waren heute höchst unwirtlich. Bald war unser Held mit seinem braunen Gefährten allein. Wohin sollte er? heim? zur Familie? Wie Othello: „my wife — y have no wife!" hätte er sagen mögen: Daheim? Familie? ich habe kein Daheim! keine Familie! Im entsetzlichen Zwiespalt tummelten sich in seiner Brust die Gefühle. Er empfand einen verbitterten Stolz, daß er keine Menschen nötig habe, und doch wieder nagte es in ihm wie giftiger Neid über die Seligkeit dieser Menschen, die ihm ewig fremd bleiben sollte. Der heutige Abend war der Wonne geweiht, die der Mensch ausschließlich am Menschen, durch den Menschen, über den Menschen empfindet: kein noch so treues, intelligentes Tier konnte sie gewähren. Siedendheiß quoll es ihm zum Gehirn wie tödliche Angst. Dally hatte sich vom Schlafen erhoben, am Rücken seines Herrchens hoch aufgerichtet und kratzte ihn mit seinen Pfoten ungeberdig am Kopf: das fidele Tier langweilte sich heute unerträglich in diesen unheimlich öden Räumen. Nicht länger hielt's der vereinsamte Junggesell in der verödeten Kneipe aus; er sprang auf, warf seine Zeche hin und stürmte hinaus. Wohin? Das war ihm gleich: nur fort! fort! nur Bewegung um jeden Preis! Es schneite in dichten Flocken. Unbändig bellend vor heller Lust grub sein zottiger Gesell die Schnauze in den dichten Schnee am Wege und wälzte sich übermütig auf der weißen Decke. Sein

Herr hatte den Kragen hochgeschlagen und schritt eilig vorwärts, — aufs Geratewohl, ohne zu wissen, wohin: nur gehn! gehn! Endlich ging er langsamer, um zu verschnaufen: er fand sich in einer entfernten, menschenleeren Vorstadt wieder. Da bemerkte er vor sich eine weibliche Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt und die Kapuze über den Kopf gezogen. Da — er war dicht hinter ihr — glitt sie auf der glatten Schneedecke aus und stürzte zur Erde. Hilfbereit sprang er hinzu, half ihr sich aufrichten und bot ihr, da sie nur stöhnend und hinkend weiter konnte, den Arm als Stütze, was dankend angenommen wurde. So weit er erkennen konnte, war es eine ärmlich, aber anständig gekleidete Frau. Um ein Gespräch in Gang zu bringen, meinte er: sie hätte wohl etwas Weihnachten eingekauft? „Ja, Weihnachten! schöne Weihnachten!“ erwiderte sie bitter, „keinen Pfennig Geld im Hause, und der Mann liegt krank und gelähmt im Bette; ich habe ihm etwas Salbe aus der Apotheke geholt.“ Darauf erzählte sie ihm unterwegs hinkend und zwischen Stöhnen mit der unaufgeforderten Offenheit, wie sie nur der in Verkommenheit versunkenen Armut eigen ist, daß sie einst bessere Tage gesehn; ihr Mann sei erster Buchhalter in einem großen Handlungshause gewesen, aber von der Gicht befallen, sei er dienstunfähig geworden und seitdem stellenlos: daher ihr Elend. Mittlerweile waren sie an einer jener großen Mietskasernen angelangt. Da wohne sie, sagte die Frau, hinten auf dem Hof, vier Treppen hoch. Da sie immer noch nur unter Schmerzen auftreten konnte, bot unser Held ihr bis oben hinauf seine Hilfe an, was die Frau dankend annahm. Im Lampen-Halbdunkel kletterten sie mühsam die Stiegen empor, und Dally, vorsichtig, mißtrauisch schnüffelnd, trottete langsam hinterdrein. Sie betraten eine höchst armselig möblierte, ungemütlich ausschauende, durchkältete Stube: es war kein Feuer im Kanonenofen. Ein Bett stand im Zimmer, in welchem der Mann wachend lag. Nach einer kurzen Aufklärung seitens der Frau hieß er unsern Helden, wie einen Engel vom Himmel, mit außerordentlicher Herzlichkeit willkommen, indem er ihm aus dem Bette seine abgezehrte, zitternde Hand entgegenstreckte und ihn zum Niedersitzen auf dem gichtbrüchigen, federdurchlässigen Sofa einlud. Beide Eheleute baten weitläufig und eindringlichst wegen der Armut, die bei ihnen herrschte, um Entschuldigung, und damit begannen sie ein herzbrechendes Klagelied über ihr Unglück und das Elend, in das sie unverschuldet geraten; wiederholt klang es daraus wie ein Refrain hervor: zu Neujahr müssen wir dreißig Mark Monatsmiete bezahlen, und noch wissen wir nicht, woher dreißig Pfennig nehmen; unsre Tochter kommt auch zum Ersten zurück; sie ist Konfektionöse in einem großen Geschäft; ihr Chef stellte ihr aber nach, und da sie sich das natürlich nicht will gefallen lassen, wird sie

stellenlos. — Dies Elend!" Diese unwirtliche Armut, diese öde Not that sich vor unserm alten Junggesellen wie eine ganz neue Welt auf; beim Anhören dieser Klagen hielt er unwillkürlich in Gedanken den Jammer seines Lebens dagegen: die Unerfindlichkeit des Daseinszwecks. Da kam es ihm vor, als habe sein Unglückseligkeitsgefühl eine größere Berechtigung als das dieser Leute; sie hatten einen Daseinszweck: sich durch ihre Schulden hindurchwinden, Kredit schaffen, sich mit dem Gerichtsvollzieher abfinden, zwei Löcher aufmachen, um eins zuzumachen; wie leicht konnte in den Verschiebungen des Weltlaufs auch ihnen unerwartet Hilfe kommen. Sie konnten Geld gewinnen, finden, erben, geschenkt bekommen; die Heilung ihres Leids lag in der Möglichkeit, — das seine war unheilbar; kein Gott konnte ihm helfen, — denn es gab ja eben keinen Gott! Beim Anblick dieser von Not und Sorgen verzerrten Gesichter malte er es sich in Gedanken aus, wie sie wohl aufleuchten müßten, wenn ein gütiger Gott einmal auf diese Leute Segen herabkommen ließe: Geld! Geld! Geld! Mit Geld war ihnen zu helfen. Da zuckte eine Idee in ihm auf, wenn er einmal diesen Gott spielte? Er war zeitlebens ein sparsamer Mann gewesen; von seinem Gehalt hatte er seit Jahrzehnten die Hälfte zurückgelegt, — nicht aus Geiz oder aus Sparsamkeitstrieb, sondern in seiner von der Welt zurückgezogenen Anspruchslosigkeit wußte er mit dem überflüssigen Gelde gar nichts anderes anzufangen, als es beiseite zu legen. So war er ein wohlhabender Mann geworden, ohne je beabsichtigt zu haben, es zu werden. Nie wußte er, wie er sein Geld verwerten könnte, um sein Leben aufzuheitern; trotz seiner Wohlhabenheit hatte er sich bisher in seinem Grübeln nach einem Daseinszweck nicht um ein Atom weniger unglücklich gefühlt, als dies ohne seinen Wohlstand der Fall gewesen war. Der größte Teil seines Pessimismus wurzelte nicht weniger darin, daß er um sich selber keine Daseinssorgen kannte, als darin, daß keine Sorgen der Liebe um andere ihn drückten. Jetzt aber lohte helle Freude in ihm auf: nun kann dein Geld doch noch zu etwas nütze sein; du kannst einen Gott spielen; du kannst auf diese vergrämten, abgehärmten Gesichter mit deinem Gelde leuchtende Seligkeit zaubern! Ein unüberwindlich kitzelnder Drang befiel ihn, diese Wonne zu kosten.

Stotternd und errötend brachte er es heraus: ob sie wohl gestatten, — ob sie es ihm nicht übelnehmen würden, wenn er sich erlaube, ein wenig den Weihnachtsmann zu machen? Ihre lebhafte, wortreiche Abwehr: „um Gotteswillen! machen Sie sich doch keine Umstände, — das können wir ja gar nicht verlangen" u. s. w. nahm er nicht für ernst gemeint und für nichts anderes, als was sie wirklich war: für einen anstandshalber erhobenen Protest gegen ein hochwillkommenes Wohlwollen. Er ließ sich den Laden des

nächsten Delikatessenhändlers beschreiben und ging hinaus, hinter ihm drein klemmte sich sein Dally, der bisher gähnend, gelangweilt, auf der Lauer nach dieser endlichen Erlösung lang gelegen hatte, ängstlich durch die Thür. Auf dem nächsttiefern Flur hatte schon bei seinem Hinaufsteigen ein greulich altes Hexengesicht sich durch einen Thürspalt geklemmt, jetzt beim Hinuntergehen grinste es ihn wieder an. Dally fuhr entsetzt wie vor einem Spukeding davor zurück und unbändig bellend kopfüber die drei übrigen Treppen hinunter. — Nicht lange währte es, da war unser Held, — wiederum begrüßt von jenem Medusenhaupt, wieder oben, gefolgt von einem Burschen mit einem großen Korbe, aus dem dieser allerlei schöne Sachen auf den wackeligen Tisch pflanzte: mehrere Flaschen Wein, Stücke Butter, ganze Würste, große Bratenabschnitte, Tellerchen mit Brühen und Süßigkeiten, — alles von der feinsten Sorte, und zuletzt, — sieh mal einer die Umsicht solch eines als unpraktisch verschrieenen Junggesellen! — auch gleich drei klingende Weingläser dabei. Und kurz drauf stolperte noch wer die Treppe herauf: der Gehülfe eines nahen Budikers brachte einen Korb voll Holz und Kohlen angeschleppt, die er polternd, krachend und dröhnend vor dem Ofen ausschüttete. — Nun dieser Jubel, in den beide Eheleute ausbrachen! denn auch der Mann in seinem Bette wurde aufgeräumt. Die Frau, lebendig wie ein junges Mädchen, machte Feuer an, rückte den Tisch dicht an das Bett ihres Mannes, deckte ihn mit einem vergilbten, einst weiß gewesenen Tuche, ordnete all die Herrlichkeiten geschmackvoll auf dem Tisch, entkorkte die Flaschen, schenkte ein, schnitt vor, legte vor, und nun ging beim behaglich knisternden, prasselnden Ofenfeuer eine lustige Tafelei von statten. Lachen, Gläseranklingen, Essen, Trinken und fideles Singen, und der Mann von seinem Bette aus, den die Krankheit ganz verlassen zu haben schien, machte alles flott mit, ja, war im Singen der Ausgelassenste. Auch Dallys Zeit war nun gekommen. Beim Betreten der Stube war es sein erstes gewesen, den Kohlenkasten und alle Winkel abzurevieren, auch gründlich durch den Spalt der Kammerthür hindurchzuschnuppern; aber da er nichts witterte, was einen ehrbaren Hund interessieren konnte, hatte er sich unwirsch unter dem knackenden Stuhl seines Herrchens zum Dämmern hingestreckt. Die Frau hatte versucht, ihn freundlich an sich zu locken; zuerst hatte er das verächtlich ignoriert, und nur an der Bewegung seiner Barthaare konnte man erkennen, daß seine Nase in lebhaftem Wittern begriffen war. Als aber die Frau liebkosend ihm immer näher rückte, stand er auf und beroch mit weit vorgestrecktem Halse vorsichtig, mißtrauisch ihre Hand und verzog sich dann gelangweilt auf seinen alten Platz: offenbar hatte sich diese Wohnung, hatten sich diese Leute nicht seiner Sympathieen zu erfreuen. Jetzt aber war er lebendig geworden: neben seinem

Herrchen auf dem Sofa sitzend, ließ er seine Augen unter den buschigen Zotten über den verführerisch besetzten Tisch glimmern und glänzen, während seine Nasenflügel in ewiger Bewegung waren.

So manche „Wurstpelle“, Sehne, manches Stückchen Fleisch, ihm zugeworfen, fing er ab mit jongleurähnlicher Geschicklichkeit; mit den Knöchelchen fuhr er ab unter den Tisch. Als in ihrer freudigen Begeisterung beide Eheleute, — der Mann vom Bette aus, — sein Herrchen umarmten und küßten, sprang er ungeberdig kläffend dazwischen: er dachte, es sollte ihm was gethan werden. Erst spät gegen die Nacht hin war diese Weihnachtsgasterei zu Ende; vielmals luden die Leute ihren Gast — sicherlich ehrlich gemeint — ein, sie recht, recht bald wieder zu besuchen; er sagte zu Sylvester zu, da er vorher nicht abkommen konnte. Nun ein immer wiederholtes Händeschütteln, bei dem aus seiner Hand auf die Bettdecke des Mannes aus Versehen ein Zehnmarkschein fiel und dort liegen blieb. Und dann ging er, hinuntergeleuchtet von der Frau, fort, hinter ihm drein der schon längst ungeduldig winselnde und trippelnde Dally. Auf dem Flur unter ihnen grinste ihnen selbstverständlich wieder das Medusenhaupt aus dem Thürspalt entgegen, vor dessen Anblick der Hund, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, heulend treppab die Flucht ergriff —

Seit diesem Weihnachtsabend war in der Gefühlswelt unseres alten Junggesellen eine „neue Ära“ angebrochen. Er sah die Welt —, sie sah ihn mit ganz anderen Augen an. Die Menschen auf der Straße kamen ihm jetzt vor, als müßten es allerliebste Leute sein; im Bureau pfiff und sang er vor sich hin, so daß seine Umgebung sich ordentlich verwunderte; seine „lieben Kollegen“ kamen ihm nicht mehr so abscheulich vor; mit dem einen oder andern von ihnen ging er sogar aus dem Geschäft nach Hause. Ohne daß er an den Spruch des alten römischen Dichters: „wahrlich, ein königliches Vermögen ist es, den Herabgekommenen beizuspringen,“ dachte, fühlte er doch innigst, erlebte er sozusagen dessen Wahrheit an sich, daß Wohlthun der köstlichste Genuß, eine Schöpferseligkeit für den Wohlthuenden ist. Eine energische Lust am Leben arbeitete in seinen Adern, durch die bisher träge das Blut sich gewälzt hatte; es lebte etwas in ihm, das ihn nahezu trieb, aufzujubeln wie Posa: „O Königin, das Leben ist doch schön!“ Er freute sich über Weihnachten und freute sich auf Sylvester: seit seinen Jugendjahren war dies wieder die erste Zeit, daß er morgens beim Aufschlagen der Augen sich auf etwas freute in der Welt. — Er war fern davon, noch über den Zweck des Daseins nachzugrübeln, und durchblitzte doch einmal ein solcher Gedanke sein Hirn, so kam ihm das vor wie eine abgelegte Tollheit und abgethaner Wahnsinn, über den er errötete. Bittere Reue quälte ihn, daß er mit solchen Unsinnigkeiten sein Leben vergeudet

hatte, bis er zu grauen Haaren gekommen: aber nun, auch noch mit gesprenkeltem Scheitel, wollte er das Versäumte nachholen: er wollte sein Leben, seinen Reichtum noch genießen!

An seinem Dally war jener Abend aber spurlos vorübergegangen. Der kleine braune Bursche saß neben Herrchen auf dem Sofa und kratzte mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig war, mit beiden Vorderpfoten in den Winkel, wo Lehne und Sitz zusammentreffen, so daß seine langen Ohren flogen, gerade als ob er draußen sich ein Loch „buddelte".

„Hänschen, laß das. — Sag, mein Junge, waren das neulich nicht recht, recht brave Leute? und so arm! so blutarm! war es nicht recht schön dort?"

Der kleine zottige Kerl hörte auf zu „buddeln" und glusterte ihn mit grinsenden Lippen unter den Haarzotteln an, dann begab er sich mit erhöhtem Eifer, als gälte es, Versäumtes nachzuholen, von neuem ans Kratzen.

„Laß das Buddeln sein, Hänsechen! — Aber, du kleiner Kretin, hast doch so schöne Wurstpellen dort bekommen, und so viel Fleisch, und so viel schöne Knöchelchen! Und die guten Leute waren doch so freundlich gegen dich. — Freust du dich nicht, du kleiner Lümmel, wieder dorthin zu kommen? wollen wir Sylvester wieder hingehn?"

Wieder Einstellung der Buddelarbeiten, — dann ein kräftiges Sichschütteln. Dies Schütteln — alle vier Beine steif von sich gespreizt, und dabei der ganze übrige Rumpf in der kräftigsten Erschütterung — war für unsern Helden immer ein physiologisches Problem gewesen, das er sogar an sich selber, natürlich vergeblich, zu lösen versucht hatte.

Der kleine fidele Bursche fing wieder an zu kratzen.

„Nun aber sag' ich dir, laß das sein, du kleines Verbrechergesicht, sonst kommt gleich die alte Hexe aus dem Hause, — du weißt doch! — und steckt dich in den Sack!"

Der kleine Geselle hörte auf zu buddeln, schaute sein Herrchen groß mit verwundertem Grinsen an, sprang winselnd vom Sofa und war, husch! darunter verschwunden. — — —

Endlich war Sylvesterabend herangekommen; unser alter Junggesell ließ sich bei seinen armen Bekannten von neulich durch einen tüchtigen Tragekorb voll allerlei schöner Sachen anmelden. Als er selber, von Dally gefolgt, bei ihnen erschien, empfing ihn von beiden Eheleuten ein fast jubelndes Willkomm. Er selber aber blieb starr und lautlos vor Erstaunen im Zimmer stehen.

Vor ihm stand eine fremde Frauengestalt. Ihre Toilette war hochelegant einfach und schmiegte sich wie angedrechselt an die Wölbungen des

schönen, schlanken Leibes an. Die Dame, — auf diese Bezeichnung hatte sie ihrer Erscheinung nach sicherlich das höchste Anrecht, — hielt den linken Arm unterm Busen, mit der rechten Hand hatte sie das Kleid etwas emporgezogen, wie um den Raum, den die Schleppe auf dem Fußboden einnahm, zu verringern. In überlegener Unbewegtheit stand sie da und überflog den Eintretenden mit einem vornehm messenden Blicke.

„Unsere Tochter Frida!" stellte der Vater vor, der heute außerhalb des Bettes war und in der Stube umherhumpelte.

Das war also die stellenlos gewordene Konfektionöse.

Als sich unser alter Junggesell von seiner Überraschung erholt hatte, machte er eine tiefe linkische Verbeugung. Auf den Lippen der jungen Dame spielte ein verächtlich spöttisches Lächeln, das sie sich gar nicht die Mühe gab, zu verbergen. Die Pause vornehm bewegungsloser Gleichgültigkeit und qualvoll hilfloser Verlegenheit wäre sehr lang geworden, wenn der Alte nicht helfend eingesprungen wäre. „Kinder, bringt doch ein bißchen Leben in die Bude! thut doch nicht so fremd mit einander, seid doch gemütlich! setzt Euch doch an den Tisch; es ist alles zum Einhauen bereit."

Es setzten sich alle vier, aber keineswegs mit ihnen die Gemütlichkeit zu Tisch. Die Konfektionöse, als ob das Ganze sie nichts anginge, stocherte in den Speisen umher, ließ, in Gedanken versunken, zwischendurch auf dem Teller Messer und Gabel Musik machen, und das Trinken und stark betriebene Anstoßen markierte sie mehr, als sie es wirklich ausführte. Sie sah wie abwesend in die Ferne, offenbar war ihre Seele ganz wo anders, als in diesem armseligen Gemach, in der Gesellschaft dieser langweiligen, gesellschaftlich ordinären Menschen; zu ihren Eltern verhielt sie sich keineswegs wie eine rücksichtsvolle Tochter, und ihr Gast war geradezu für sie gar nicht da.

Er seinerseits war befangen, wie ein Schulknabe; er fühlte Leib und Seele gelähmt unter dem Zauber dieser vornehm, verächtlich über ihn wegsehenden Schönheit. Er konnte sich von dem Eindrucke nicht los machen, als sei sie eine wahrhafte, leibhaftige verwunschene Prinzessin in einer Bettlerhütte. Sie saß neben ihm: das vornehme Parfüm, das von ihr ausging, — das Rascheln, Rauschen und Knistern ihres Kleides, ihrer Schleppe bei jeder ihrer geringsten Bewegungen berauschte, betäubte ihn; er wußte nicht, was er that; linkisch, unbehilflich von Natur und infolge Mangels an Dressur für höhere Gesellschaft, war er gegenüber diesem dämonischen Wesen in abgrundtiefe Fassungslosigkeit versunken. Für die äußerst lebhaft einredende Unterhaltung seitens ihrer Eltern hatte die Tochter nicht ein einziges Wörtchen; die massive Aufforderung ihres Vaters von vorhin zum „Einhauen" hatte sie nur mit einem wegwerfend rügenden Blick und

mit Aufwerfen der Lippe beantwortet; in stummer Seelenabwesenheit hatte sie bis jetzt dagesessen. Da kam es auf einmal wie Eingebung über sie: sie trank ein Glas des wirklich trefflichen Zitronenpunsches aus; es war, als würde sie wach, und als kehre ihre abwesende Seele in den anwesenden, verführerisch schönen Leib zurück. Mit einem lange prüfenden Blick, der aber nicht mehr wegwerfend war, schaute sie ihren ängstlich schüchternen Nachbar an, lächelte ihm dann wie sehnsuchtsvoll zu, und legte leicht ihre warme schmale Hand auf die seine, die unter diesem Druck erbebte..

„Aber Sie sagen ja gar nichts? Sie langweilen sich wohl, Herr — Herr — Herr —"

„„Schmitt,"" ergänzte er mit zitternder Stimme

„Herr Schmitt! — ein köstlicher Name!" lachte sie in entzückend alberner Weise mit glockenheller Stimme. „Wollen Sie nicht einmal auch mit mir anstoßen, Herr — Herr — Herr —"

„„Schmitt,"" sagte er leise, wie vorhin. In Fühlung mit ihrer weichen Hand, unterm Banne ihres verführerischen Lächelns wurde ihm siedend heiß am ganzen Leibe; ihm war's, als müßte er in die Kniee sinken und dies schöne Mädchen anbeten. Die ganze Gewalt einer jählings losgelassenen, Jahrzehnte lang unberührt, schlafend gebliebenen Fähigkeit zur Leidenschaft kam auf einmal mit gesammeltem Ansturm über ihn. Gegen Schluß des Beisammenseins, beim Bleigießen, berührten noch öfter ihre Hände die seinen, er spürte das Säuseln ihres Atems, — er war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Als es zum Abschiednehmen ging, luden ihn die Alten viel tausendmal ein, ja alle Tage sie zu besuchen, und auch sie lächelte ihm bestrickend zu: „werden Sie dann aber auch morgen schon wieder kommen, Herr — Herr — Herr —"

„„Schmitt,"" ergänzte er; „ach, Fräulein, wenn Sie es wünschen — —"

Als er aber mit seinem Dally zur Thür hinausging, war sie wieder die Marmorstatue von vorhin, aus der die Seele entflohen war. Die Mutter leuchtete ihm hinaus, die Treppen hinunter; noch oben drückte er ihr drei Zehnmarkscheine in die Hand: „für die Miete, aber, bitte, sagen Sie Ihrem Fräulein Tochter nichts." Das Medusenhaupt schob sich bei ihrem Vorbeipassieren wieder durch die Thür, und wieder stürzte Dally, mehr als er lief, winselnd die Treppe hinab. — — —

Von diesem Sylvesterabend datierte wieder eine andere neue Ära in der Gemütswelt unseres Helden. War diejenige seit Weihnachtsabend ein Erzeugnis der allgemeinen Menschenliebe, des erbarmenden Wohlwollens, ein Zustand harmlos reger Fröhlichkeit gewesen, so war die jetzige ein Ergebnis der Weiberliebe, ein Zustand taumelnden Rausches. Wie ein Nachtwandler ging er tags umher, im Wachen und im Traume stand einzig sie

vor seines Geistes Auge: den einen Arm unter den Busen gedrückt, mit der anderen Hand ihr Kleid emporraffend; und dies Phantom wechselte nur darin sein Äußeres, daß sie bald vornehm gleichgültig über ihn hinwegsah, bald ihn bestrickend anlächelte. Nur einen Laut gab es noch für sein inneres Ohr: „Frida! Frida!" Und wachend und schlafend war er in dem einen Selbstgespräch befangen: „wird sie mich jemals lieben können? wird sie mich heiraten — und wenn's auch nur aus Gnade und Barmherzigkeit wäre?" Denn nur aus Gnade konnte sie ihn nehmen, sie, an ihren richtigen Platz gestellt, sicherlich umworben von hochbürtigsten Männern, — sie ihn, den grauköpfigen, eckigen, unbehilflichen Gesellen. Hoffnung schöpfte er wieder aus der Armut ihrer Eltern und ihrer jetzigen Hilflosigkeit und trostlosen Lage: unter diesen Umständen würde sie vielleicht geneigt sein, zu ihm — so tief hinabzusteigen. Abend für Abend ging er an den Ort seines Verhängnisses die vier Treppen hoch, und Abend für Abend sank er tiefer hinab in die Bodenlosigkeit seiner Leidenschaft, seiner echten Liebe, — einer Liebe, um so gefährlicher für ihn, da es eine erste Liebe im grauen Haare war.

Bemerkenswert hatte sich in dieser Gemütskrisis sein Verhältnis zu seinem braven, treuen Dally gestaltet. Wie vor „ihr", vor „Frida" alle Dinge im Interessenkreise des alten Junggesellen weit, weit in den Hintergrund zurückgeschwunden waren, so mit ihnen auch dieser kleine lustige, braune Geselle. Dieser, von jeher gewohnt, daß sein Herrchen während der meisten Zeit ihres Beisammenseins sich irgendwie liebevoll mit ihm befaßte, saß jetzt so manche halbe Stunde da und glusterte unter den hin- und hergehenden Haarbüschen über den Augen unverwandt seinen Herrn an, der aber an ein ganz anderes Wesen zu denken hatte, als an solch zottiges kleines Ungetüm. Dann richtete sich wohl das gute Tier mit seinen Vorderpfoten an ihm empor und kratzte und kratzte bittend an ihm: „liebes, liebes Herrchen, sieh mich doch nur einmal an, sprich doch nur wieder ein Wort mit mir!" Aber das Herrchen, seelenabwesend ins Blaue starrend, schob schroff den lästigen Genossen von sich: „geh' weg! laß mich zufrieden!" Dann setzte sich der kleine Kerl still wieder hin, starrte mit dem gesenkten Zottelkopf trüb und traurig vor sich hin, wie ein Philosoph, der das Problem des reinen Seins lösen will, und legte sich dann endlich tief unglücklich zum dämmernden Schlafen nieder. Aber manchmal, wenn es unsern Helden wie eine höhere Gewalt drängte, in seiner Liebestrunkenheit seinen marternden Zweifeln, seinen glühenden Hoffnungen gegen irgend ein lebendes Wesen Luft zu machen, nahm er doch noch seine Zuflucht zu seinem zottigen alten Freunde. „Mein Hähnchen, was meinst du, wird die süße Frida uns noch lieb haben?"

Der kleine Bursche — schwapp! — warf sich auf den Rücken und kreuzte die Vorderpfoten über der Brust.

„Was meinst du, mein Dicköpfchen, wenn wir ein Frauchen bekommen? Dann trobbelst du hübsch artig zwischen uns beiden."

Dally wälzte sich auf die rechte Seite und blinzelte sein Herrchen an, ob das Krauen noch nicht bald losginge, und nieste. — „Prosit!"

„Ach, ich frage dich, du kleines Besteck, was du zu solchem Frauchen sagen würdest? Wär das nicht ganz himmlisch? Steh' auf!"

Dally sprang auf, machte, auf den Hinterbeinen hockend, schön und nieste. — „Prosit!"

„Nun aber antworte mir endlich vernünftig, du kleines Rhinozeros, freust du dich nicht auf solch einziges Frauchen?"

Der kleine Kerl erhob sich zu ganzer Höhe auf die Hinterbeine und bellte fürchterlich. Offenbar waren seine Gedanken ganz wo anders als bei der süßen Frida: er dachte an „Pappen, Pappen".

Erzürnt schob sein Herrchen ihn beiseite: „Sei ruhig, unartige Kreatur. — Du bist ja ein unvernünftiger Köter."

Trauernd mit gesenktem Schwanz schlich das gescholtene Tier in seine Ecke und streckte sich zum Schlafen.

Auf dem zottigen Haupte des armen Dally sammelte sich der Unwille seines noch vor kurzem so liebevollen Herrchens: außer dessen Gleichgültigkeit gegen alle Welt, die nicht „Frida" hieß, war es noch das Verhalten seines Hundes gegen das angebetete Mädchen, was unsern Helden gegen seinen treuen Gefährten böse einnahm.

Gleich am Sylvesterabend, als zum ersten Mal das interessant häßliche Tier im Gesichtskreis der schönen Frida erschien, machte sich die seelische Divergenz zwischen den beiden — Antipathie auf der einen und Apathie auf der anderen Seite bemerkbar. Sie war für den lustigen kleinen Kerl gar nicht da, sie war „Luft" für ihn; er sah sie gar nicht, und wenn er in ihren parfümierten Dunstkreis kam, wendete er sich schnuppernd ab und revierte eine andere Gegend des Zimmers ab. Diese Art des Nichtsehens von seiten des Tieres war für das schöne Mädchen noch verletzender, als *ihre* Manier des Hinwegsehens für unseren Helden; denn *diese* Nichtachtung war doch immer planvoll, beabsichtigt, jene aber die reine Natur, eine naturgesetzliche Gleichgültigkeit. Kokette, für schön geltende Weiber halten es für selbstverständlich, daß ihre Reize *alle* lebenden Wesen — intelligente Tiere nicht weniger als Menschen — bezaubern; an wem dieser Zauber spurlos vorübergeht — Mensch oder intelligentes Tier —, das hassen sie. So finden es auch wohl fürstliche Personen natürlich, daß der Fürst der Tiere, der Löwe, — im Käfig, der wie blicklos über alle Be-

sucher der Menagerie hinwegsieht, doch wie auf etwas magnetisch Verwandtes auf sie wie gebannt seine Blicke richte; doch hat dies stolze Tier kein Verständnis für menschliche Hochbürtigkeit.

Die schöne Frida haßte also den armen Dally mit der ganzen seelischen Kraft eines koketten, selbstsüchtigen Weibes, und sie trug diesen gesteigerten Widerwillen mit bemerkbarster Absichtlichkeit zur Schau: mit Blicken des Abscheus und Lippenaufwerfen begegnete sie dem Wirtschaften des Tieres, und wenn es in ihre Nähe kam, zog sie, wie um jede Berührung mit ihm zu vermeiden, die Schleppe mit einer Hast an sich, die jeder Anmut entbehrte. Das hätte ein jeder, dessen Sinn nur einigermaßen durch gesellschaftlichen Umgang gezüchtet gewesen, sozusagen mit Handschuhen greifen müssen; aber unser alter Junggeselle hatte seine naturwüchsige Harmlosigkeit doch noch in dem Grade bewahrt, daß er weder von der Ungalanterie seines zottigen Gefährten, noch vom Zorn seiner Angebeteten über diesen eine entfernte Ahnung hatte. Daher machte er bei seinem Wandeln auf dem Liebespfade nach wie vor dem winselnd auf das Ausgehen lauernden Dally den „Schnauz" um, und nach wie vor schwänzelte der lustige Bursche vor seinem Herrn her.

Wenn das arme Tier gewußt hätte, wie es seinem Verhängnis entgegenschwänzelte!

Eines Abends, als die Leidenschaft unseres Helden wieder einmal unter den Aprilschauern von Launen seiner Angebeteten — eisigster Kälte, süßesten Lächelns auf ihrem Gesichte — sich abmarterte, kratzte das Tier ungeduldig an seinem Arm: „Herrchen, komm doch, es ist hier so langweilig!" Schroff stieß er den Hund beiseite. Sie schaute über die Schulter mit dem Lippenaufwerfen höchsten Widerwillens auf Dally, der traurig unter den Stuhl seines Herrn schlich.

„Sie scheinen dies greuliche Tier wohl sehr lieb zu haben?"

Er wurde glühend rot vor Verlegenheit: „Sonst — ja freilich — ist er ja ein ganz gutes Tier, aber —"

„Ich will Ihnen sagen, Herr — Herr — Herr — Schmitt, ich kann gar nicht begreifen, wie ein Mann, der auf Bildung und Geschmack Anspruch macht, sich an solch unvernünftiges Geschöpf, das überdies noch so abscheulich häßlich ist, hängen kann."

„Ah!" machte unser Held in einer Art Todesangst.

„Ich meinerseits könnte nie einen Mann lieben, der solch ein Tier lieb hat. Und wenn jemand, der sich mit solch widerlichem Tier aufhielte, mich liebte, so dürfte er mir nicht eher ein Wort von seiner Liebe reden, als bis er den Köter abgeschafft hätte."

„Fräulein Frida — —"

„Ich hätte niemals Lust, die Liebe eines Mannes mit einem Hunde zu teilen.“

Das alles hatte sie langsam, mit bedeutungsvoller Betonung eines jeden einzelnen Wortes gesprochen, wie wenn jemand von einer Hand voll Nüssen jede einzeln zwischen Daumen und Zeigefinger klappernd an die Erde fallen läßt.

„Fräulein Frida, ich schaffe den Hund ab,“ keuchte er in schwitzender Angst.

„O bitte, Herr — Herr — Herr — Schmitt, meinetwegen genieren Sie sich nicht, meinetwegen leben Sie mit Ihrem Köter immer weiter glücklich zusammen.“

Das hatte sie mit schneidendem Hohn gesagt. — —

Fortan klangen ihm wie Hallucination unausgesetzt diese Worte ins Ohr. „Wie kann nur jemand solch häßliches Tier lieb haben? — — Freilich bist du ein ganz greuliches Geschöpf, das sehe ich jetzt erst. — Geh weg, ruppiger Köter.“ — „Wenn ein Mann, der mich liebt, solch ein unvernünftiges Tier liebt, muß er es erst abschaffen. — Ja, es ist wahr, sich mit solch unvernünftiger Bestie abzugeben! — Pack dich, — du wirst abgeschafft!“

Wie verzweifelt schlich Dally in das offene Fach im Schrank, wo er in trüben Stunden seine Schlafstätte aufzuschlagen pflegte.

Das Schicksal des armen Tieres war besiegelt. — Zu den Wirtsleuten unseres Junggesellen kam alle Markttage, die Woche zweimal, ein „Buttermann“ aus dem nahen Dorfe. Wenn er dem Hunde auf dem Flure begegnete, war er immer freundlich und spaßig gegen ihn, und auch Dally war zutraulich gegen den Mann, wie es sonst nie seine Art gegen Fremde war. Das war der gewiesene Mann: der sollte Dally mitnehmen. Unser Held paßte am nächsten Markttage dem Buttermann auf und fragte ihn, ob er den Hund haben wolle: er hätte seinetwegen Unannehmlichkeiten mit dem Hauswirt. Der Beatus ille kratzte sich den Kopf und meinte, er könnte keinen Hund gebrauchen.

„Sie glauben, Sie sollen etwas für ihn bezahlen; im Gegenteil, ich will Ihnen noch zehn Mark zuzahlen.“

Das ließ sich der Buttermann nicht zweimal sagen: „Ja, er wollte ihn nehmen.“

„Aber gut müssen Sie ihn halten; es ist ein liebes Tier; ich trenne mich ungern von ihm.“

„Ja, gut soll er es haben, wie unser eigen Kind.“

Der Handel war gemacht. Am Mittag wollte der Buttermann vom Markte auf dem Heimwege mit vorkommen; er hatte eine große Kiste

auf seinem Wagen, die wollte er zu Mittag ausräumen, und da sollte Dally hinein.

Der Mittag war gekommen, der Buttermann mit seinem Wagen stand vor der Thür. Die Stunde des armen Dally hatte geschlagen. Sein Herrchen nahm ihn unter den Arm und trug ihn die Treppe hinab bis an den Wagen. Das arme Tier zitterte am ganzen Leibe; das kleine Hundeherz zappelte beinahe hörbar; ihm ahnte sehr wohl, daß ihm etwas Böses bevorstand. Unser Junggesell stieß ihn mit einem Schwung in den Kasten hinein, dessen Deckel offen stand; der kleine Bursche sperrte sich aber mit allen vier Beinen und wollte wieder heraus, sein Herr aber drückte ihn mit Gewalt hinab. Das arme Tier stand aufrecht im Kasten, mit den Vorderpfoten hielt es sich am Rande der Kiste fest; seine Augen glänzten in Todesnot unter dem Haarbusch hervor zu seinem geliebten Herrchen hinüber, es zitterte und winselte erbärmlich in bitterer Angst; es leckte mit seiner schmalen roten Zunge in einem fort zu seiner Nase hinauf: ein Zeichen seiner grimmigen Ängste. „Ach was! du bist ja doch bloß ein unvernünftiges Tier — fort!“ so suchte unser Held sein aufwallendes Mitleid zu besänftigen und schlug mit Gewalt den Deckel herab; der traf die Pfoten des armen Dally und klemmte sie, so daß das Tier laut aufschrie. Damit war die Scene zu Ende: der Buttermann mit seinem Wagen und dem kleinen zottigen Gesellen in der Kiste ratterte von dannen. — —

Freilich kam es unserem Helden die erste Zeit wie ausgestorben in seiner Wohnung vor, aber er war ja nur des Nachts daheim: den Tag über war er im Bureau, des Abends bei „ihr“, und zur Schlafenszeit waren seine Gedanken bis zum Einschlafen ebenfalls bei „ihr“, so daß das Bild seines kleinen verratenen Freundes keinen Platz neben ihrer glänzenden Gestalt hatte.

Mit stillem Triumph trat er den ersten Abend nach Dallys Abschaffung vor die schöne Frida hin. „Nun habe ich den Hund abgeschafft, Fräulein.“

Aber mit eisigem Hohn erwiderte sie ihm: „Wenn Sie das nur meinetwegen gethan haben, Herr — Herr — Herr — Schmitt, dann thut's mir leid; um meinetwillen konnten Sie immer noch weiter mit dem greulichen Köter glücklich zusammenleben.“ —

Mitunter wollte es ihm da doch, wenn er im Bette lag, leid thun, was er an seinem kleinen zottigen Freunde gethan. „Aber es ist ja doch nur ein unvernünftiges Tier,“ damit beruhigte er seine Gewissensbisse. Doch der Tag war nahe, wo ihm das nicht mehr gelingen wollte, — wo bittere Reue über die an dem guten kleinen Dally geübte Herzlosigkeit ihn packen sollte.

Diese ganze Zeit über hatte die Leidenschaft des Liebeswahnsinns die Arbeitskraft, das Pflichtgefühl unseres alten Junggesellen dermaßen gelähmt, daß er in der Geschäftszeit oft Stunden lang unthätig dasaß und mit offenen Augen träumte. Die Arbeiten hatten sich so gehäuft, daß er sich kaum mehr durchfinden konnte. Schon Wochen lang hatte er ein schwieriges Stück Arbeit liegen, an das er mit Grauen dachte; aber übermorgen früh mußte er es abliefern, — er mußte, im Nichtablieferungsfalle standen ihm die höchsten Unannehmlichkeiten bevor. Es galt also, sich einmal zusammenzuraffen. Er wollte nach Schluß der Dienststunden die zwei folgenden Abende und Nächte durcharbeiten, damit würde er's wohl schaffen. Er teilte also am Abend in der Familie seiner Angebeteten mit schmerzlichem Zögern mit, daß er morgen nicht kommen könne. — Aber der gute Mann hatte die Gewalt seiner Leidenschaft zu gering und seine Willenskraft zu hoch angeschlagen: es war ihm unmöglich, einen Tag zu leben, ohne sie zu sehen, — so unmöglich, wie zu leben, ohne zu atmen. Auf eine Stunde wenigstens am folgenden Tage mußte er zu ihr. Unter einem Vorwande machte er sich am Vormittage vom Dienste los und fuhr mit der Pferdebahn ohne eine Minute Zögern vor das Haus seiner angebeteten Frida: zu dieser Tageszeit, wo er sich seit zwanzig Jahren an den Werktagen an seinem Bureaupult befunden hatte, kam er sich auf der Straße, im Menschengewühl wie ein Gespenst, wie ein Dieb vor. Unter dem Druck dieses Gefühls stieg er leise, verstohlen die Treppen hinauf, aber wie verstohlen auch, — seinem Verhängnis entging er nicht: auf dem Hausflur des dritten Stocks grinste ihm das Medusenhaupt der lieben Nachbarin entgegen, diesmal mit einer Miene, als wollte sie ihn aufhalten, um ihm etwas mitzuteilen. Aber wie gehetzt huschte er auch noch die vierte Treppe hinauf. Die Flurthür zu dem schmachtend ersehnten Tempel stand trotz der kalten Jahreszeit, wegen des Rauchens aus dem widerspenstigen Kanonenofen, halb auf. Der Anblick, der sich im Zimmer dem Blicke unseres Helden darbot, lähmte seinen Schritt. Da saß mitten im Gemach, mit dem Rücken gegen die offene Thür gewendet, vor einem Spiegelscherben auf dem Tische, eine menschliche Gestalt, dem Anscheine nach war es ein weibliches Wesen. Kurzschwänzige Haarsträhnen baumelten ihr um den struppigen Kopf, in schmierigen Lumpen, Lappen und Fetzen hing ihr das Zeug am Leibe herum; auf dem Tisch vor ihr lag ein Stück Zahngebiß, standen Scherben und Töpfchen mit ekelhaft gleißendem Inhalt: das war das Arsenal zur Fertigstellung weiblicher Reize, die, fertiggestellt, so viel Unheil anrichten unter den Männern, — Geheimnisse weiblicher Schönheit, die, unzeitig enthüllt vor dem Blick des Mannes, ihn mit Schauern des Widerwillens übergießen. Über dem Stuhl hing ein Kleid, mit seinen scheußlich sperrenden und klaffenden

Eingeweiden nach außen gekehrt; von Schmutz starrende Beutelchen, Kissen, Pferdehaarwülste lagen an der Erde herum.

Wer auf Gottes Erdboden konnte diese wildfremde Menschengestalt sein, die sich in dieser Wohnung so intim häuslich breit machte? Noch am Abend vorher war sie nicht hier gewesen. Er war versteinert vor Überraschung.

Da klang durch die nur angelegte Thür der Kammer nebenan die ihm wohlbekannte zitternde, ölige Stimme von Fridas Vater.

„Na, das rat ich Dir denn doch, daß Du bald Ernst machst mit dem alten Schreiber, sonst schnappt er Dir doch noch ab.“

„Haha! der alte Krippensetzer schnappt mir nicht ab, — den regier' ich mit einem Zucken meiner Augenwimpern.“ Diese Worte waren mit dem Tone brutalen Hohnes gesprochen; sie kamen aus dem Munde der weiblichen Gestalt da vor ihm. Ihm wurde, als wie in die Knie zu sinken. Das war ja die Stimme seiner angebeteten Frida; das Weib da in den schmierigen Lumpen und Fetzen, mit den scheußlichen Haarschwänzen, mit den ekelhaften Säckchen, Beuteln und Wulsten um sich her, war das göttliche Mädchen. „Der alte Krippensetzer“, das war er.

„Na na,“ erklang die Stimme der Mutter hinter der Kammerthür, „nur nicht so sicher! Hab' ihn nicht allzulange zum Narren; Deine verschiedenen Lieutenants werden Dich auch bald wieder ablegen, und dann sitzt Du auf dem Sand. Nur nicht so sicher mit der graaköpfigen Schreiberseele: er glotzt Dich stundenlang an wie verzückt, aber geschenkt hat er Dir noch nicht eine Nadelspitze Werts.“

„Ich bitte Dich, Frau,“ ließ sich wieder der Vater vernehmen, „der alte Schreiber ist ganz nobel, Du verkennst ihn; er getraut sich nur nicht, Frida'n was anzubieten; er verehrt sie wie eine Heilige und glaubt, sie würde das übelnehmen. Hahaha!“ verfiel er in ein lautes Gelächter: „Dies Rhinoceros! dieses Rindvieh! — Wenn er wüßte, was Du für Eine bist!“

„Ja, Frida,“ setzte die Mutter das Gespräch fort, „zieh' die Geschichte nicht in die Länge; die alte verliebte Krauthacke könnte Wind von Dir kriegen, man weiß nie, wie's kommt. Du weißt doch, die Sittenpolizei hat Dich auch schon auf dem Riem; wenn der Dich auf dem Halse hat, hat Dir die Schmiere nichts mehr zu sagen.“

„Frida,“ hüstelte der Alte, „mach' bald ein Ende mit dem alten verliebten Kater, heirate ihn, eher heute wie morgen. Bedenke, wie tief wir drinsitzen, wir können Geld brauchen, und der alte Kerl hat viel Geld.“

„Meint Ihr,“ antwortete Frida, indem sie sich die langen, glänzend schwarzen Locken in ihre ekelhaften Haarschwänze flocht, mit der langsamen Betonung messerscharfen Hohnes, den er von sonst her an ihr gewohnt

war; „meint Ihr, wenn ich das Opfer bringe, solche widerliche grauköpfige Schreiberseele zu heiraten, daß ich solch ein Geschäft für Eure Rechnung mache? Nein, ich mache es ganz und gar auf mein Konto. Ihr bekommt nicht einen Pfennig von mir zu sehen."

„Oho!" machte der Alte, „da wärst Du ein ganz undankbares Geschöpf —"

„Undankbar? Was habt Ihr für mich gethan? Ihr habt mich auf die Straße gesetzt und mich zusehen lassen, wie ich auf meine Weise durchkam. So oft ich bei Euch gewohnt, habe ich Euch anständig bezahlt, wie ein fremder Mieter. Nein, das sage ich Euch: ich heirate diesen widerlichen alten Menschen, aber nur auf meine eigene Rechnung — —."

Mehr hörte unser alter Junggesell nicht; es war, als vergingen ihm die Sinne, als wollten ihm die Kniee unterm Leibe einknicken. Er wußte nicht, wie er die oberste Treppe hinabgekommen war; aber ein starkes Wagengerassel auf dem Straßenpflaster vor dem Hause war ihm günstig, so daß sein Abgang dort oben ebenso unbemerkt blieb, wie seine Ankunft vorhin. Aber auf dem Flur des dritten Stockes erwartete ihn sein Schicksal. Zu dem Medusenhaupte zwischen der Thürspalte drängte sich die ganze Meduse heraus und hielt den Ärmsten am Rockärmel fest, an dem sie ihn mit halber Gewalt zu ihrer Thür hereinzog. „Ich kann das nicht länger mit ansehen," zischelte sie ihm mit heißem Odem in fliegender Eile zu, „daß solch anständiger Herr mit solcher gemeinen Bande, wie die da oben, sich abgiebt. Der Alte war Buchhalter in einem großen Geschäft und hat da lange Finger gemacht und ist drum fortgejagt und aus purer Barmherzigkeit seitens seines Chefs um das Zuchthaus herumgekommen. Den Soff hat er betrieben, bis er das Delirium bekommen hat, und das nennen die da oben Rheumatismus. Und die Alte ist eine schlampige Vettel gewesen mit zwei Dienstmädchen, als es noch Juchhe ging. Und die Junge, — das heißt die Junge mit ihren dreißig Jahren auf dem Buckel, — ach, du mein lieber Himmel, die nun erst! Das ist so eine, — verstehn Sie wohl, lieber Herr, so eine, vor der man ausspuckt, pfui! Sie läuft den reichen Kerls nachts in die Häuser; die Polizei ist ihr schon auf der Fährte; aus dem Geschäft, wo sie nähte — nur so pro forma — ist sie weggejagt wegen ihrer Liederlichkeit — —"

Unser armer alter Junggeselle stand vor der geifernden Megäre da wie ein Opferlamm vor seinem Schlächter; wie im Traume nickte er nur ab und zu zu ihrem Redestrom, als wie: „Das ist ganz richtig!" Zuletzt verließen ihn die Kräfte zum längeren Stehen, er drückte ihr die Hand mit einem „Danke, danke, liebe Frau!" und floh in bewußtlosem Taumel die weiteren drei Treppen hinab. — —

Schwer beschreiben läßt sich der seelische Zustand, in dem sich unser Held die nächste Zeit befand. Nachdem der tolle Wirrwarr unsagbarer Gefühle sich gelegt hatte, worin seine Kraft, irgend etwas zu denken, untergegangen war, trieb ein unwiderstehlicher Ekel an die Oberfläche, — ein Ekel vor diesen drei Menschen: diesen beiden Alten und ihrer Tochter. Für das reinste, uneigennützigste Wohlwollen, womit er die Eltern überhäuft, für die ehrfurchtsvolle, entsagende Liebe, die das Mädchen von ihm sich hatte gefallen lassen, hatten diese drei Menschen keinen andern Dank, als bodenlos gemeinen Hohn, empörend raffgierige Berechnung. — Weit mehr als an die Alten erfüllte der Gedanke an die Tochter ihn mit Widerwillen von einer geradezu physisch wirkenden Gewalt. Er gehörte nicht zu jenen Degenerierten, die das Ekelhafte bis zur wahnwitzigen Gier, es zu genießen, anzieht; inmitten raffinierter Modernität war er eine urwüchsige Natur geblieben, die nach ewig seelischen Gesetzen vom Ekelhaften abgestoßen wurde. Ein Glück noch war es für unseren Helden, daß die ganze grenzenlos widerliche Gemeinheit dieser Frida durch einen Zufall so jählings und so auf einmal in ihrer ganzen nackten Fülle sich vor ihm bloßgelegt hatte; eine mehr sacht fortschreitende, subtile Enthüllung wäre von seiner ehrlichen Einfachheit vielleicht unbemerkt geblieben. Wie oft auch die in verführerischen Schlangenlinien gewölbte Erscheinung der üppigen Frida vor seines Geistes Auge zudringlich auftauchte, — sofort verschwamm sie wieder in die von schmierigen Fetzen und Lumpen umhängte Gestalt, mit ekelhaften Kissen und Beuteln um sich, — ein Gedankenbild, das unvermeidlich noch mit einem anderen Gedankenbilde zusammenhing, nämlich mit der Gestalt eines Gensdarmen oder Polizisten: wie unter dessen Griff ins Genick die schmierige Frauengestalt sich kläglich krümmte und wand —: dies Bild konnte der alte Junggesell nicht los werden vor seinem Geiste. —

So wäre die Erinnerung an diese gemeinen Menschenseelen, und an dies noch kürzlich von ihm so heiß geliebte Mädchen insbesondere, in ihm bald in nichts verduftet, wenn an diese Erinnerung nicht noch diejenige an ein Drittes sich unlösbar festgeklammert hätte.

Der Aufenthalt in seiner Häuslichkeit, in der er sich immer schon nie so recht heimisch gefühlt, wurde ihm nun ängstlich unheimlich bis zur Unerträglichkeit. Es war ihm jetzt, als müßte zwischen diesen vier Wänden irgend was spuken; aber was, das kam ihm erst nicht ins Bewußtsein.

So war's ihm am hellen Tage; er mied jetzt seine Wohnung mit geradezu ängstlicher Scheu, aber des Nachts mußte er sie doch aufsuchen, um darin zu schlafen. Und in einer der folgenden Nächte ging's ihm auf, was ihn so unheimlich quälte. Während er sich so in der Finsternis im

Bett umherwälzte und sich abmarterte, den Schlaf herbeizubannen, spiegelte ihm sein Hirn mit unerbittlicher Ausdauer jene dritte Gestalt vor: seinen kleinen braunen Dally, wie er um Gnade bettelnd und flehend, aus der Holzkiste heraus die Pfötchen zu ihm erhob, — wie seine schmale rote Zunge in Todesangst leckte und die guten treuen Augen unter den Haarbüschen zu ihm her flimmerten —, und da, krach! schlug der Deckel zu, dem armen Tiere auf die Pfoten, daß es laut aufschrie in wildem Schmerz. Unser Held sah leibhaftig das Zuschlagen, hörte leibhaftig das Krachen und das Aufschreien. Er zuckte zusammen unter geradezu körperlichen Qualen, die sich zum tollen Fiebertraum zusammenballten, als nach Stunden eine Art dämmernder Halbschlaf ihn übermannte, — zu einem Fiebertraum von seinem guten Dally und nichts als Dally. — Die Reue war's, die ihn also heimsuchte. Ein liebes, treues Geschöpf, das für ihn das Leben gelassen hätte, hatte er grausam von sich gestoßen, — und zwar von sich gestoßen einer unsäglich gemeinen, herzlosen Kreatur zu Liebe, die ihn mit Hohn und Schimpf übergossen hatte. — „Das ist ein Mensch wie ein Hund!" — Überhebt euch nicht, ihr Menschen! „Das ist ein Hund wie ein Mensch!" — Verunglimpft das arme unschuldige Tier nicht! — Bis hierher waren unserem Helden die Menschen gleichgültig gewesen, sozusagen aus Theorie, jetzt haßte er sie. Mit seinem ersten Debüt in der Menschheit war er ins Bodenlose durchgefallen, sein erstes Debüt blieb auch sein einziges.

Er dankte dem Himmel, als der Tag graute. Er sprang aus dem Bette, und der neue Morgen durchzuckte ihn gleichsam mit einer Eingebung: ich reise hin zu dem Buttermann und hole mir meinen guten, lieben Dally wieder; ich muß ihn wieder haben, und wenn der Bauer hundert Mark für ihn haben will. — Mit fieberhafter Ungeduld erkundigte er sich nach dem Abgang des Zuges nach dem nahen Dorfe des Buttermannes und konnte kaum abwarten, bis es Zeit zur Abfahrt war. Endlich war sie da, — endlich hielt der Zug auf der Station, — endlich zog unser Held in das Dorf ein, wo in irgend einem Winkel irgend eines Hofes sein einzig guter Dally hausen mußte. Mit scharfen Blicken spähte er links und rechts in den Dorfstraßen umher: ihm war's, als müßte ihm sein kleiner brauner Geselle irgendwo entgegengesprungen kommen; aber nicht Mensch oder Tier ließ sich blicken: es war Sonntag-Morgen. Mit Mühe hatte er sich endlich zurecht gefragt nach des Buttermanns Hof. Er betrat ihn mit pochendem Herzen; nun mußte ihm in nächster Sekunde sein Dally freudig winselnd entgegenspringen. Aber auch hier ließ sich kein Dally hören und sehen. Endlich stand er dem Buttermann gegenüber. In kaum gemäßigter Hast trug er ihm vor, daß er seinen Dally wieder haben wollte. Der

Buttermann kratzte sich bedenklich unter der emporgeschobenen Mütze hinter den Ohren —: „Natürlich nicht für umsonst; es kommt mir auf dreißig Mark nicht an."

Der Buttermann fuhr fort, sich hinter den Ohren zu kratzen.

„Auch nicht auf fünfzig, hundert Mark. — Wo haben Sie denn den Hund in tausend Schock Schwerenots Namen?"

„Ja, lieber Herr — ich habe, — er hat, — sehen Sie, lieber Herr, der Hund ist, — sehen Sie, der Köter hat — ist einem Nachbar aufs Feld gelaufen, — hat da reviert — und da hat ihn der Nachbar — sozusagen — totgeschossen, sehen Sie, — sonst würde ich Ihnen das Tier herzlich gern wieder verkaufen, — für hundert Mark; — aber so kann ich's doch beim besten Willen nicht, er ist tot."

Also totgeschossen war sein guter, treuer Dally! totgeschossen durch die Schuld seines lieblosen Herrn! — —

Das einzige Geschöpf auf der weiten Welt, dessen treues, kleines Herz für ihn gepocht hatte, moderte irgendwo, — seine Lieblosigkeit hatte es soweit gebracht. Das letzte Blättchen Hoffnung, das einzige Hälmchen Freude war abgewelkt an seinem Dasein, das letzte Lichtlein ihm verlöscht in nächtiger Einöde ringsum. Wo er ging und stand, mitten in seiner Beschäftigung dämmerte im Hintergrund all seines Denkens das Bild seines Dally aus der Holzkiste. Wie eine finstere Höhle mied er seine Wohnung, wo ihn in seiner Beschäftigungslosigkeit diese Vision am unbarmherzigsten packte. Er trieb sich, von ihr verfolgt, umher von Restaurant zu Restaurant bis zehn Uhr —, elf —, zwölf Uhr nachts. Die Kellner fingen an, die Gasflammen herabzuschrauben, er mußte das Feld räumen. Planlos, ohne Gedanken wohin, irrte er in den Straßen umher. Halb im Schlafe schloß er vor der Vision die Augen, aber da spukte sie erst recht hinter den geschlossenen Lidern. So fand er sich, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen, auf der Brücke wieder, an deren Geländer wir ihn zuerst trafen. Aus dem schwarzen Schollengeschiebe herauf sah er seinen Dally angstvoll lecken und die Pfötchen nach ihm emporstrecken, hörte er ihn heraufwinseln und in Todesschmerz aufschreien aus dem Rauschen der Wasser empor. Das Schieben vor seinen halbgeschlossenen Augen, das Rauschen und Krachen vor seinen Ohren schläferte ihn ein, immer weiter und weiter beugte er sich über das Geländer, und die Vision umgaukelte, die Hallucination umtönte ihn wie ein schöner Traum. Jetzt — noch ein Viertelzoll vornüber, und er wäre kopfüber hinabgestürzt, — da rasselte ein verspätetes Fuhrwerk mit Hott! und Hüh! über die schwankende Brücke, — und unser Held erwachte. — —

Er war gerettet, — das heißt: er war verdammt zum Weiterleben.

Seufzend erkannte er, welche Seligkeit jähen Todes an ihm vorbeigegangen. Selbst, planvoll bewußt ihn aufzusuchen, hatte er nicht den Mut. Fröstelnd schlich er seiner Wohnung zu — was half's: endlich mußte er sie doch einmal aufsuchen. Oben machte er sogleich Licht: um keine Welt hätte er im Finstern dort zugebracht, — Dally, leckend, die Pfötchen streckend, winselnd, hätte gespukt. Er nahm ein Buch zur Hand, — er hielt es aber verkehrt und starrte darüber weg nach der Gestalt, die da aus dem halb düstern Hintergrunde nimmer weichen wollte, und er neigte das Ohr nach dem ängstlichen Gewinsel und — — aber halt! was war das? — Da nahm ja die Hallucination einen ganz anderen Klang an: das war ja das verzweifelt kräftige Bellen eines Hundes, und von Dally war's: er hätte es heraus erkannt unter dem Gebell von tausend anderen Hunden; und, — Himmel und Hölle! — nicht aus jenem Winkel: von der Straße vor der Hausthür kam es her. Todesangst brach unserm Helden aus allen Poren: eine solche fürchterliche Stärke der Leibhaftigkeit hatten seine Hallucinationen bisher doch noch nicht gehabt; er fühlte sich wahnsinnig werden, gradweise, stückweise, von oben nach unten. Das bellte und bellte unten wütend weiter; der arme Mann preßte in fiebernder Angst beide Hände gegen die pochenden Schläfen: „Jetzt werde ich verrückt!" Da das Gebell nicht aufhörte, stürzte er besinnungslos zum Fenster, riß es auf und schaute hinaus. Und — wahrhaftig! bei allem, was heilig ist! — da stand ein Hund vor der Hausthür und kläffte und kläffte, und der Hund war Dally, wie er leibte und lebte. Allmächtiger Himmel! das war keine Vision mehr, das war kein Wahnsinn, — das war sein Dally wahr und wahrhaftig! Mit dem Hausschlüssel stürmte er die Treppen hinab, schloß mit zitternder Hand die Thür auf, und — sein kleiner brauner Gesell sprang mit unsinniger Freude an ihm empor.

Es war wirklich der liebe, zottige Bursch, freilich heruntergekommen, abgemagert bis auf die Knochen.

Wir wollen es uns erlassen, die unbändige Freude von beiden Seiten, — von Seiten des Hundes und seines Herrchens, — das Unbeschreibliche zu beschreiben.

Bei späterer Nachforschung klärte sich der wunderliche Sachverhalt: wie der tote Dally hatte wieder lebendig werden können, auf natürliche Weise auf.

Kurz nach der Erwerbung des Hundes hatte der biedere Landmann das Tier einem andern Bauern aus einem nahen Dorfe gegen einen viertel Scheffel Netzkartoffeln verkauft. Als unser Held ihn mit der Nachfrage nach Dally so jählings überrumpelte, wußte er in seiner Verlegenheit nicht, was er ihm vorlügen sollte. Hatte er sich nicht geschämt, den schmutzi-

gen Schacher vorzunehmen, so schämte er sich doch, ihn zu gestehen, und so geriet er in seiner Herzensangst auf die Lüge, der Hund sei totgeschossen. Der aber nahm die erste Sekunde, da er bei seinem neuen Herrn frei von der Kette, wahr, um bei Nacht und Nebel mit dem unfehlbaren Instinkt der Hunde den meilenweiten Weg zu seinem eigentlichen, rechten Herrchen mit fliegenden Ohren und gestrecktem Schwanze zurückzugaloppieren.

Das Herrchen aber, — nachdem er seinen Dally gestärkt und erquickt, — wie selig schlief er, die Hand auf das zottige Fell seines Freundes herabhängend, diese Nacht ein, und wie schöne Träume umgaukelten ihn! und wie köstlich war sein Erwachen, als das gute Tier ihn herkömmlicherweise morgens, schnüffelnd und ungeduldig winselnd, am Arme kratzte.

Fortan machte unser alter Junggesell keinen Ausflug wieder in das Gebiet der Menschenliebe im allgemeinen und der Frauenliebe insbesondere; in genügsamer Zufriedenheit lebte er glücklich im Beisammensein mit seinem kleinen braunen Dally bis an dessen Tod durch Altersschwäche.



Capriccio.

Geschrieben in Schreiberhau, Augustnacht 1893, von Georg Hirschfeld.

(München.)

Am Rande eines Waldes. Tannen. Die Wipfel im Mondlicht. Der Boden weglos mit Heidekraut bewachsen, vorn erhöht, nach hinten tief abfallend. Ein Thal ist hinten sichtbar — Bauernhäuser, die kleine Kirche. Sommernacht. Über den Mond hin jagen Silberwolken. Die Sterne leuchten schwach, über dem Ganzen ruht feuchter Dunst.

Am Abgrund, dem Thal zugewandt, kniet Fredi und betet. Er ist noch jung, das dunkle Haar hängt wirr in die Stirn, das zerfallene Antlitz ist weiß im Mondlicht. Er ist nur mit Hemd bekleidet — die Brust ist offen, die Füße nackt. Er betet wortlos, die mageren Hände ins Moos gekrallt. Unten im Dorf schlägt die Kirchenuhr eins. Nun hebt er langsam, starr die Hände und mit den Händen den Strick, der bei ihm gelegen — springt auf, stürzt vor in den Wald und beginnt den Strick an einer Tanne zu befestigen. Dann stutzt er, er horcht, er hört etwas, eine Stimme, die bald vernehmlich wird. Es hastet ein Mensch durch den Wald, der sich Bahn schafft durch die hindernden Äste — das Krachen der Zweige schallt näher — „Fredi! Fredi!!“ — Blitzschnell hat er den Strick befestigt, die Schlinge gemacht — — „Fredi!“ noch einmal . . . Sein Antlitz ist grau, er greift in die Schlinge. Sie ist schon da und hat ihn losgerissen. Er ringt mit ihr, dann liegen beide am Boden.

Der Mond wird matt. Wolken ziehen vorüber.

Martha (hebt Fredis Kopf, daß er auf ihrem Arm ruht, flüstert kaum hörbar): Lieber Gott. — — (Fredis Augen sind geschlossen, er ist regungslos. Sie stemmt die Rechte in den Boden, hebt sich empor und will ihn mit aufrichten — ihre Hände zittern, daß sie es nicht vermag. Stillschweigen. Flüstert): Gott. — — — — Komm — komm, Geliebter . . . wir wollen nach Haus — komm, Fredi . . . (Die Stimme bricht — ihr Antlitz sinkt auf seine Brust.)

Fredi (erwacht, blickt starr verwundert auf sie nieder): Martha . . . .?

Martha: Bleib bei mir!!

(Der Mond hat sich geklärt. Wind in den Bäumen.)

Fredi (fährt ihr leis durch's Haar): Martha . . . .

Martha: Hast du an mich gedacht —?

Fredi (springt jäh auf, daß sie zurücktaumelt): Lass' —! Es ist das Beste! Lass' mich doch . . . Ich will! —

Martha: Hilfe!

Fredi: Nicht rufen . . . . nicht rufen, Martha . . . . Wenn du rufst — (er ist ohnmächtig).

Martha (wirft sich über ihn, reibt seine Brust, seine Stirn, Hände — lautlos in rasendem Eifer. Nach Hilfe ruft sie nicht mehr. So arbeitet sie eine Zeitlang an seinem Körper, bis Fredi zum Leben wiederkehrend zusammenschauert — — da schreit sie auf — entzückt, qualvoll — wie wahnsinnig küßt sie sein Antlitz, er wehrt sich, sie ringt im Kuß mit ihm, bis er aufschreit — da läßt sie ihn frei. Sieht ihn an. Thränen in den Augen. Tonlos): Bleib bei mir . . . . . .

Fredi: Ja, Martha — ich bleibe ja bei dir — gewiß, Martha — ich bleibe ja bei dir — sei nur ruhig — reg' dich nicht auf — weine nicht.

Martha: Warum . . . Warum wolltest du denn — du hast mich doch vergessen.

Fredi: Wie der Arzt heut da war, Martha, da sprachst du ja noch mit ihm — ich weiß ganz genau — draußen im Flur sprachst du noch mit ihm — — „hinhalten", sagte der Arzt — „Er kann noch ein ganzes Jahr leben — —" Das habe ich gehört, Martha — ich bin euch nämlich nachgeschlichen. Und wie du zurückkamst, da sprang ich wieder ins Bett.

Martha: Das ahnte ich ja . . . Aber du hast falsch verstanden, Geliebter . . . ganz falsch hast du das alles verstanden . . . .

Fredi: Oh — lüg' doch nicht . . . Ein Jahr? — Ein Jahr? — Weißt du, was das ist: Ein Jahr?! — Ich wußte ganz gut, was ich wollte. Das wußt' ich gleich. Ich hab' mich ja so gesehnt — oh so . . . Da lief ich hierher — da war ich ganz fest entschlossen — ich hatte Mut, — das ist so schwer: Mut haben . . . . Und dann kamst du. Liebe, liebe — verantworten kannst du das nicht.

Martha: Vor Gott. Ich fühlte, was du thun wolltest. Ich wachte

auf — dein Bett war leer — da wußt' ich, da rannt' ich . . . ich weiß nicht, wie ich hierher kam . . . Aber das hat Gott gewollt — ja, Fredi, jetzt mußt du's glauben — das hat Gott gewollt!

Fredi: Liebe, liebe Martha . . . du hast gewollt.

Martha (richtet sich mühsam auf, schaudert): Komm jetzt — es ist doch kalt — die Nacht — es ist ja Wahnsinn — — ich will ja nicht wieder nach Hilfe rufen, Fredi — aber komm, Geliebter, sei gut. Du kannst ja tot bleiben, wenn du hier liegst! Lass' mich — lass' mich doch nur nicht allein.

Fredi (zieht sie still überwindend an sich, hält sie, schaut ihr ins Antlitz — Wehmut, Mitleid): Ach Gott, war's . . . das. — — Ja freilich . . . du kannst ja nicht allein bleiben. Nein, Liebchen, — nicht allein bleiben.

Martha (im Aufschwung): Gott — wenn du das fühlst! Dann . . . dann . . . Glück! . . . . Ich hab' dich ja so lieb, so selig lieb. — Komm aber, wir wollen —

Fredi: Nein, nein — was denn — hier ist es ja warm — nicht doch ins kalte Bett zurück — ich hab' ja noch nichts vom Sommer gesehn, Martha . . . Sieh doch den Sommer . . . Martha, ist das schön.

Martha: Ja, das ist herrlich. Das sollst du genießen, Fredi. Du wirst nicht sterben . . . Wir wollen leben beide . . . Im Sommer . . . ganz still.

Fredi: Aber ich kann nicht leben. Du weißt doch. Hinhalten. Ein Jahr. —

Martha: Das hat er nicht so gemeint, Fredi — so krank bist du ja gar nicht — du kennst doch den Doktor — er erschreckt immer — er will nur, daß wir recht vorsichtig sind — wir sollen vorsichtig sein, Fredi.

Fredi (ganz müde, leis lächelnd): Vorsichtig. Sieh' mal . . . sieh' mal die Nacht . . . . Ist Vollmond?

Martha: Ich glaube. (Lallend): Aber — — du mußt jetzt nach Haus!!

Fredi: Sei ruhig, Martha — ich könnte ja doch nicht gehen — hab' ich denn Füße? Ich verlor sie, glaub' ich, als ich hierher lief. Ich fühl' sie nicht mehr.

Martha: Dann will ich doch Hilfe rufen!

Fredi: O lass' doch — lass' — wir sind ja ganz allein . . . . . . Weltton. — — Gieb mir den Arm her — so — — das ist wundervoll. Siehst du, da oben schlafen die Vögel — dicht bei uns — wenn wir noch warten, dann kommt die rote Sonne — dann singen die Vögel — — weißt du, Martha, auf die Sonne freue ich mich.

Martha (träumend): Ja — eine Nacht — die Nacht . . . . Und morgen.

Fredi: Kennst du Morgen? Ich weiß nicht, Martha, was Morgen

ist. Ich weiß nicht. Ich fühle nichts von Morgen. — (Ganz leise und rauh): Weißt du denn, warum ich sterben wollte?

Martha: Sieh' nur das Heidekraut — da sind schon Früchte.

Fredi: Ich war nicht feige, Martha. Bei — Gott. Ich kenne dich ja. Du fluchst dem Selbstmörder. Du hast ganz recht, liebe Martha. Ganz recht hast du. Aber ich — — —! Ein Jahr, sagte der Doktor. Er will mich also langsam morden — langsam morden will mich der Mann . . . das weiß ich nun ganz gewiß.

Martha: Fredi . . Nein, Fredi . . .

Fredi: Aber freilich! Was hätte er sonst davon, mich hinzuhalten? — O grab' nur die Finger ins Moos — wie tiefer, nasser Sammet. — Wozu?!! Ist das nicht roh? Roh und grausam? Der Mann ist Arzt — wenn er keine Hoffnung hat, warum sagt er denn nicht: Helfen sie nach, schießen sie, hängen sie — o . . . . . (Schaudert zusammen.) Es ist doch kalt.

Martha: Du stirbst ja, Fredi — komm' nach Haus!

Fredi: Da sterb' ich gleich. Ich will kein Bett mehr sehen. Sieh' mal die Nacht, Martha . . . hier liegen wir herrlich.

Martha (machtlos hingegeben): . . . . mein gelieb . . . .

Fredi: Wie du mich damals nahmst — da hast du so tapfer gekämpft um mich — so tapfer — — wir waren so jung beide. Du hast wohl geglaubt an mich, Martha?

Martha: Noch!

Fredi: Wir waren so närrisch jung beide. Ich erzählte dir immer Geschichten und las dir vor, Gedichte — — das war alles. Du hast es durchgesetzt — dein Vater wehrte sich so — du hast ihn verlassen — und gingst mit mir. Wußtest du denn, daß ich krank bin? — Ein Schmetterling!

Martha: Ich habe dich lieb. A komm'. Noch einmal lieben. (Drängt sich an ihn, in ihn.)

Fredi: Mein armes — —.

(Pause.)

Du hast mich lieb — aber ich — ich habe dich mehr lieb — ich bin schuldig an dir — du reiches Leben — an mich gekettet — — Nein, ich wollte dich nicht morden — nein, nein — du solltest bei Verstand bleiben, Martha — dein schöner, reiner Verstand. Da war ich entschlossen. Plötzlich. Wie du schliefst, stand ich auf — leise — — und habe dich geküßt. . . . Fühltest du das?

Martha: Ganz leise. — Traum. —

Fredi: Dann ging ich hinaus. . . Ich war ganz mutig. . . . Und die wundervolle Nacht — das Thal unten, drüber die heißen Sterne — da hab' ich so recht gebetet, Martha.

Martha (scheu): O Fredi — gebetet?

Fredi: Ja — zu Gott. Die Friedensnacht hier. Gott ist der Friede. — Aber du hast mich nicht vollbringen lassen!! Da wär' ich so ruhig eingeschlafen — und mutig, Martha. . . Und du — du wärst wohl so glücklich geworden.

Martha: — so glücklich — — —

Fredi: Ja . . . Ja . . . Ahnst du denn das? — Ich wär' ja . . . denk' nur, Martha — ich wäre für dich gestorben.

(Stillschweigen. — Der Waldkauz ruft.)

Martha: Sei ruhig, mein Herz. Hier leg' dich an. Sei warm. . . . . . Du wirst ganz gesund werden, gieb acht — ganz gesund wirst du werden — du wirst wieder arbeiten — schöner, als je — — und im Herbst, wenn es kalt wird, dann gehen wir fort in den Süden — das ist gut für die kranke Brust, das ist wohlthuend, mein Geliebter . . . . Da wirst du ein neuer Mensch werden, Fredi, und ganz gesund.

Fredi: Ganz gesund. Ich darf nicht gesund werden, Martha — ich habe zuviel vor. Arbeit, Arbeit. Was denkst du — ich habe keine Zeit. Nach dem Süden? Brauchen wir Geld? Ich habe kein Geld, Martha.

Martha: Vater wird geben.

Fredi: Ich denke, Vater ist tot?

Martha: Tot? — Nein, Fredi, nein. Vater lebt, ich werde zu ihm gehen und ihn bitten. Wenn er hört, wie krank du bist, wird er uns geben zur Reise.

Fredi: Ich glaub's nicht. Der alte Krämer. — Sieh' mal, Martha — meine Brust ist offen.

Martha: Fredi . . . armer — — ach Gott. (Sie zieht ihm das Hemd über die Brust.)

Fredi: Nein, lass' doch — die Brust ist ja offen — weit offen — die Lunge liegt frei — sieh', wie das atmet. Auf — unter. Auf — unter.

Martha: Komm', Fredi — jetzt stehst du auf — sei barmherzig — du mußt nach Haus — sieh', mein geliebter Fredi — sonst kannst du ja nicht gesund werden, nicht wahr? Und nicht nach dem Süden? Und deine Arbeiten, Fredi — deine Arbeiten! (Sie will ihn emporziehen, ohne Kraft, sinkt dabei haltlos wieder auf seine Brust.)

Fredi: Nicht, Martha, nicht. Du thust mir weh. Fass' mir nicht in die Brust!! Du thust mir entsetzlich weh . . . . . ich will dir etwas anvertrauen, Martha. — Hörst du? Etwas großes, großes.

Martha (liegt ihm zur Seite, ihr Haar flutet über sein Kinn): Ja.

Fredi: Der Mond ist eine Wunderwelt. — — Ich dachte ja nie, daß ich hineinsehen könnte. — Jetzt seh' ich hinein. . . . Da sind Menschen,

Martha — anders, wie unsere — edel geboren und rein — tapfer in Selbstverständlichkeit. Sie strahlen alle und funkeln — ihr Seelenlicht reflektiert auf ihren Körper — — Und in mildes Licht getaucht ist auch ihre Welt — harmonisch schlafende Schönheit. — — Hörst du, Martha?

Martha: Das ist schön. . . Aber komm' jetzt —

Fredi: Und sie blicken auf die Erde, und sie glauben an uns, die Menschen im Monde — sie denken, wir sind wie sie — und eine Sehnsucht tragen sie nach uns — uns schwarzen Erdenmenschen — das ist ihr Leid, ihr einziges Leid — — sie haben Sehnsucht. Da leben sie hin — besitzen alles, was wir missen . . . und sehnen sich doch nach uns. Das ist das Menschliche. Das ist das Ende. Nein — ein Glühwurm. Komm'. (Er hascht den Leuchtkäfer und setzt ihn ihr ins Haar.) Das leuchtet. Du hast einen Diamanten im Haar. Du bist eine Prinzessin, Martha.

Martha: Komm', Fredi — — ich fürchte mich — entsetzlich — —

Fredi: Aber warum denn? — Komm', Kind — wir sind sehr müde — wir wollen jetzt schlafen — schlaf, Kindchen — schlaf —

Martha (heiser): Du mußt — nach Haus — —

Fredi: Wie der Glühwurm wächst. Jetzt strahlt schon dein ganzes Haupt. Du bist wunderbar.

Martha (wie oben): Wir müssen — nach Haus — —

Fredi: Ich weiß nicht, alles leuchtet — alles — —!

Martha (ringt im Gebet): Herrgott, ich bitte dich . . . ich bitte dich . . .

Fredi: Strahlen! Strahlen! Martha — was lachst du? Das ist Gott! Ernst bleiben, Martha. Lach' doch den lieben Gott nicht aus! Ernst bleiben — —

Martha: Fredi —

Fredi: Du sollst nicht lachen!! (Er springt auf.)

Martha: Geliebter Fredi —

Fredi (beginnt kreischend zu lachen).

Martha: Mein gelieb —

Fredi (lacht wahnsinnig).

Martha: Hilfe!! — Ist hier jemand? — Hilfe!! Ist hier niemand?!!

(Der Waldkauz ruft.)



Heinrich von Reder.

Von Gustav Morgenstern.

(Leipzig.)

Ich sehe ihn, wie er hochaufgerichtet, etwas steifen Schrittes, den Dachshund zur Seite, durch die Straße geht. Unter dem braunen Schlapphut lugt graues Haar hervor; aus dem energischen, fast reglosen Gesicht schauen zwei scharfe Augen fest und ruhig in das Gewühl hinaus, sie fangen ein Stück Welt ein — vielleicht eine Federzeichnung.

Und ich sehe ihn in Gesellschaft, Leben im Gesicht, wie er Spott und Hohn über eine aufgeblasene Größe gießt, über greisenhafte Decadence, über verweibstes Wesen, wie er Modegötzen zerfasert und zerfetzt, gleichgültig ob Alte oder Junge, ob Mann oder Weib. Tiefinnerlicher Groll steigt auf, Verbitterung vertieft die Furchen von der Nase zu den Mundwinkeln, scharfe Worte fallen über politische und soziale Mißstände. Und dann seh ich ihn sich freuen, Geleistetes willig anerkennen, seh ihn scherzen, wohl etwas derb — ein Bild des Lebens, der Kraft, der Energie, den siebzig Jahren zum Trotz.

Wir bringen heute sein Bild, und ich soll mein Sprüchel dazu sagen. Ich will mich kurz fassen und keinen Panegyrikus schreiben; sonst nähme am Ende „der alte Wotan“ das Geschreibsel, murrte: blauer Dunst, und würf es lachend und ärgerlich in den Papierkorb.

Ich kann nicht würdigen, was Heinrich von Reder als Maler, als Forstmann, als Soldat geleistet hat, und ich will auch nicht als gestrenger Kritiker über seine Dichtungen zu Gericht sitzen; ich will einzelnes hervorheben, das mir gefallen hat — vielleicht gefällts andern auch.

Das dichterische Hauptwerk Reders ist ohne Zweifel: Wotans Heer (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag, 1892). Der Untertitel lautet: Eine Märe aus dem Odenwald. Man denkt unwillkürlich an Baumbachs und Wolffs Machwerke, und ich glaube, die paar Worte haben der Verbreitung des Werkes viel geschadet. Aber welcher Reichtum in dieser Märe, welcher Reichtum an Form und Stoff.

In rührend einfachem Volkstone singt die bleiche Lisbeth:

Mein Gott, wie war denn das,
Daß mich mein Lieb vergaß?
War doch so groß mein Schmerz,
Daß ihn nicht trug mein Herz.

Krank ich geworden bin,
Kränker noch werde ich,
Bis ich gestorben bin,
Zudeckt die Erde mich.

Der weinfrohe Herr Swend preist den Wein von Bacharach, sicher im Gefühle herrenmäßigen Nichtsthuns. Der Stegreifritter prahlt:

Mich kümmert nicht der Frieden,
Nicht Acht und Aberacht.
Der Kaiser ist ein Schatten,
Die Fürsten ohne Macht.
Ich fürchte nicht die Städte
Mit ihrer Söldnerschar,
Ich sitz in meinem Schlosse
Als wie im Horst der Ar.
Der Kramer und der Jud'
Kennt mich und meine Stut',
Landschaden an der Lanz',
Die Stut' am Rattenschwanz.

Ganz anders klingts, wenn die frumben Landsknechte anheben:

Die frummen Landsknecht sind wir genannt,
Das macht uns weder Schimpf noch Schand',
Dieweil wir sind die Herren.
Dazu hat uns der Spieß gemacht,
Auf freiem Feld in blut'ger Schlacht,
Allorten nah und fern.
Die Trummen schlägt um
Mit Pummerlein pum!

Der Bauer hat im Stall ein Schwein,
Wir stecken unsern Spieß hinein
Und schlucken Schöps dazu.
Und hat er weiters noch ein Kalb,
So gilt für uns das anderthalb,
Wir nehmen zum Kalb die Kuh.
Mit Pummerlein pum,
Wart, Bauer, ich kumm!

Als es aber zur Schlacht kommt, schlagen die Verse ein wie Hiebe:

Drunter und drüber,
Über die Brüder hinüber
Frisch ins Gefecht,
Landsknecht!

Drüber und drunter,
Unter die Hufe hinunter
Haut sie und stecht,
Landsknecht!

Durch die Wälder streift heimatloses Volk, schlanke, kupferfarbige Männer, flinke Dirnen, wilde Rangen von Kindern, zerlumpt, mit Flitterstaat aufgeputzt. Das Zigeunerleben zeitigt andre Lieder. Hastig hüpfen die Worte:

Fingergeschwind und Gripsgraps
Schlückern gemausten Wein,
Hinkebein und Tippstapps
Klirren mit Ketten am Bein.
Guck dich um, Zigeunerkind,
Steckenreiter sind geschwind,
Schab ab!

Leise flüstert das Werbelied:

Flieh, mein Mädchen, aus dem Zelt,
Denn die Alten munkeln.
Deiner harr' ich schon im Wald,
Wenn die Pfade dunkeln.

Komme aber nicht allein,
Denn die Alten munkeln.
Bring' dein schwarzes Kätzchen mit,
Kätzchen sieht im Dunkeln.

Dem verschmähten Liebhaber entpreßt die Eifersucht flammende Worte des leidgebornen Hasses:

Wie ein Hund bin ich geworden,
Der vor ihrem Zelte wacht,
Ohne daß sie meiner Treue
Je mit einem Wort gedacht.

Wie ein Wolf will ich nun werden,
Lauernd in des Waldes Nacht,
Bis ich den zu Tode würgte,
Der so elend mich gemacht.

Aber was ist das für eine Schar? Bauern mit Sense und Morgenstern bewaffnet, mit hunger- und elendzerwitterten Gesichtern, Zigeuner, Störzer, Strolche, ein wildes Gedränge, und sie singen:

Ich bin der arme Kunrad
Und komm von nah und fern,
Von Hartematt, vom Hungerrain
Mit Spieß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
Leibeigen, fröhnig, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han,
Vom Fürsten bis zum Bauersmann.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
Trag' Pech in meiner Pfann'!
Heijoh! Nun geht's mit Sens' und Axt
An Pfaff und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln platt
Und machten mich mit Hunger satt,
Sie zogen mir die Haut vom Leib
Und thaten Schand' an Kind und Weib.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
Drauf und dran!

Ich hab viel citiert und citierte gern noch ein Dutzend Proben, vor allem von den prachtvollen Nibelungenstrophen, die Reder den verschiednen Stimmungen und Situationen entsprechend rhythmisch meisterhaft handhabt. Aber man wird ja wohl annähernd den Reichtum des Inhalts sich denken können, wird das Gefühl bekommen haben, daß Reders Märe ein Bild vom Leben am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts giebt, wie es in der Fülle nur dem gelingen konnte, der sich mit verständnisvoller Liebe in das Leben jener Zeit versenkt hat.

Nun zum Reder der „Federzeichnungen“ und des „Lyrischen Skizzenbuchs“ (München, Dr. E. Albert & Co., Separatkonto). Es sind kurze dreistrophige Gedichte, jedes ein Ausschnitt aus der Welt, aus Stadt und Land, von Heide und Wald und Straße. Wie der Maler hingeht und ein Stück Wald oder Wiese malt, weils ihm gefällt, so versucht Reder dem Leser etwas Gesehnes lebendig zu machen, weils ihm gefallen hat. Es ist herbe Kost. Von Gefühl ist nicht viel die Rede, es ist rein seinsfreudige Poesie, schauensfreudige Dichtung, und wer die rein künstlerische Freude am Sehen nicht kennt, wem eine Landschaft (im weitesten Sinne) erst etwas wird, wenn eine tücht'ge Portion „Gefühl“ darüber gegossen ist und der Herr Verfasser beim Schwellen der Knospen und Blühn der Bäume gleich hübsch sagt, daß sein Herze nun mit geschwindern Schlägen schlägt und die minnigliche Maid ungestümer ersehnt — ja dem ist nicht

zu helfen, der klage nur ruhig über Inhaltsleere. Es bleibt doch bestehen, daß diese kleinen Gedichte nur einem Manne gelingen konnten, der das innigste Naturgefühl besitzt, der seinen Wald und seine Heide kennt und liebt wie nur einer.

Neben diesen Zeichnungen im engern Sinne stehn reine Stimmungsgedichte; und namentlich das lyrische Skizzenbuch enthält einige, die in ihrem herben einfachen Tone ergreifend wirken. Ich meine vor allem die am Schlusse des Buches stehenden, und insbesondere eins, das ich nimmer vergessen kann:

Längst hängt an meiner Zimmerwand
Der Kneipe Büffelhorn,
Dann hing den Säbel ich dazu,
Vom Stiefel geschnallt, den Sporn.

Bald folgte auch die Doppelbüchs,
Der Rucksack, fleckig vom Blut,
Palett' und Leier, bestaubt, verstimmt,
Bedeckt mit Wotans Hut.

Als die Trophä nun fertig war,
Recht hübsch zusammengedrängt,
Da hätt' ich fast als letztes Stück
Mich selbst dazu gehängt.

Auch heitre Töne fehlen ja nicht in dem Buche, frische ironische, witzige Stücke — aber die Verbitterung hat doch viel Platz gewonnen.

Ist's ein Wunder?

Wo blieb die Anerkennung, die der stolze Mann verdient? Hat das deutsche Volk dem Sänger von Wotans Heer gegenüber seine einfache Pflicht und Schuldigkeit gethan?

Reder steht unter der jungen Generation nicht als offizielle Ruhmesleiche, die angestaunt und — angegähnt wird. Sein Denken und Fühlen ist frischer und jünger als das der jungen Decadents.

Mit scharfem Verstande weiß er Stellung zu nehmen im litterarischen Leben, oft herb abweisend, den Jungen wie den Alten gegenüber, bestimmt und rücksichtslos im Aussprechen seiner Meinung, warm anerkennend, wo ihm seine Überzeugung erlaubt, anzuerkennen.

Wann wird ihm die Anerkennung, die er verdient?



Henry George
und die Bodenbesitzreform deutscher Richtung.

Zwei Repliken von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

II.

Der Geist der „Volkswirtschaft" ist leicht zu fassen,
Ihr durchstudiert die „Professorenwelt",
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.

Die geehrte Redaktion hat nun noch einen dritten Herrn,*) gewissermaßen als Schiedsrichter, zu Worte kommen lassen. Dieser stellt sich in seinem Aufsatze: „Zur Beurteilung der Bodenreformbestrebungen", in Nr. 38 der „Grenzboten", als „gelehrter Nationalökonom" vor.

Ohne die Ehre zu haben, den Herrn Bodenreformer „deutscher Richtung" persönlich zu kennen, glaube ich seiner Zustimmung gewiß zu sein, wenn ich sage, daß wir die schiedsrichterliche Befugnis dieses gemeinschaftlichen Gegners entschieden bestreiten müssen. Und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, daß der geehrte Herr Gegner das in allen Ländern und von allen Volkswirten von Ruf anerkannte Ricardo'sche Gesetz der Rente in seinen Wirkungen bestreitet, und überhaupt dieses so wichtige Gesetz — wie wir sehen werden — unklar aufgefaßt zu haben scheint.

Dieweil sich nun aber die ganze Grund- und Bodenfrage, die Vorschläge Georges, Flürscheims und anderer fast ausschließlich um die Grundrente drehen, so ist es ebenso schwer, jemanden zu widerlegen, der dieses Fundamentalgesetz der Volkswirtlehre bestreitet oder ungenügend kennt, wie es unmöglich sein würde, mit jemandem eine höhere geometrische Aufgabe zu lösen, der da den pythagoräischen Lehrsatz bezweifelt. Darum kann ich mich ihm gegenüber wesentlich kürzer fassen, zumal ich, in vorstehender Replik, einen Teil der Einwände schon mit zu widerlegen versucht habe.

In selbstbewußter Weise erklärt der gelehrte Herr Gegner gleich am Anfang:

„Auch für die Gelehrtenstube bedeutet es einen Gewinn, wenn der Lärm des Lebens bisweilen zu ihr hinaufschlägt, und namentlich der Nationalökonom kann aus dem Munde des einfachen Mannes manch echtes Körnlein Wahrheit vernehmen. Wer den Schuh trägt, weiß am besten zu sagen, ob und wo er drückt."

*) Dr. Johannes Kreutzer, Lehrer, in Köln.

Ich will nicht verraten, wieviel Heiterkeit dieser Satz schon erregt hat. Namentlich auch der Schluß, wo der „einfache Mann“ mit einem Schuhträger, also der „gelehrte Nationalökonom“ mit einem „Schuster“ verglichen wird. Aber wir wollen hoffen, daß er viele Säcke voll Wahrheit in seiner „Gelehrtenstube“ aufgespeichert hat. Ob er aber auch von den „Meistern der Nationalökonomie“ viel Wahrheit eingeheimst, erscheint zweifelhaft. Denn er sagt:

„Selbst wer aus einem andern gelehrten Fache, als Jurist, Historiker oder Theologe, an volkswirtschaftliche Studien hinantritt, weiß ein Lied von den Schwierigkeiten zu singen, die sich seinem „heißen Bemühen“ entgegenstellen.“

und ich stimme ihm darin gerne bei. Die „gelehrten“ Bücher sind sehr, sehr langweilig. So viele viele Zahlen und neue schwülstige Worte für alte einfache Begriffe, und so gar kein neues „Körnlein echter Wahrheit“!

Mir scheinen die, die nur Bücher über Volkswirtschaft gelesen, und nun glauben, sie kennen das Erwerbsleben und könnten alles abnrteilen, Leuten vergleichbar, die sich viele Abbildungen von Goldstücken anschafften, sich darum für reich hielten, und andere damit bezahlen wollten.

Die soziale Frage, meint der Herr Gegner, sei aus „zahllosen Fragen“ zusammengesetzt. Diese irrige Auffassung teilt er mit fast allen gelehrten Nationalökonomen. Sie halten die verschiedenen Krankheitserscheinungen für verschiedene Krankheiten. Sie verwechseln Wirkungen mit Ursachen. Sie erkennen nicht, daß das Wirtschaftsleben heute ein ebenso fein zusammenhängender Organismus ist, wie der Organismus des menschlichen Körpers. Sie können sich nicht vorstellen, daß eine einzige Hemmung viele bösartige Folgen haben kann. Gleich Medizingelehrten, die keine genügende Praxis haben, stellen sie eine falsche Diagnose, und wollen die Symptome, anstatt die Krankheitsursache kurieren. Sie glauben, wenn sie an einer Stelle durch Zwang die Symptome gewaltsam unterdrücken halfen, hätten sie zur Heilung beigetragen.

Wie falsch oft das Erwerbsleben des Volkes von der „Gelehrtenstube“ aus beurteilt wird, zeigt so recht deutlich der folgende Satz:

„Daß in einem Lande, wo unter siebzehn Millionen Erwerbsthätigen mehr als acht Millionen den Ackerbau, oder ein verwandtes Gewerbe betreiben, wo man den Wert des Grund und Bodens etwa auf hundert Milliarden Mark, dagegen den der Fabriken u. s. w. auf etwa sieben Milliarden geschätzt hat, das Wohl des ganzen Volkes mit dem Bauernstande steht und fällt, darüber sind alle einig.“

Daß der gelehrte Herr diese Ziffern des Bodenreformers deutscher Richtung so ohne Vorbehalt wiedergiebt, nimmt mich um so mehr Wunder, als er späterhin sich so außerordentlich in der Statistik bewandert zeigt, und z. B. genau anzugeben weiß, daß 2,53 Kilogramm Heringe in Deutsch-

land per Kopf verbraucht werden. Indessen sind bestimmte Zahlen hier auch Nebensache. Proportionen genügen.

Aber die hundert Milliarden nimmt der Herr Gegner, ohne weitere Gewissensbisse, für die Landwirtschaft in Anspruch. Er weiß nicht, daß in vorgeschrittenen Kulturländern oft mehr als die Hälfte der Grundrente des ganzen Landes auf die Städte fällt. Daß ein weiteres Viertel durch den Wert des Mineralbodens, der Naturkräfte und durch Forsten erzeugt wird, und auf die reine Landwirtschaft höchstens ein Viertel der gesamten ökonomischen Grundrente kommen kann.

Der Grund und Boden eines großen Hauses in mancher großen Stadt ist zuweilen mehr wert, als der Boden von einem halben Dutzend adeliger Rittergüter. Der wahre Großgrundbesitz ist heute mehr in den Städten zu finden. Nicht die Flächengröße, sondern der volkswirtliche Wert des Bodens ist bei wirtschaftlichen Betrachtungen maßgebend. Daß der Herr Gegner, trotz seiner selbst betonten „Wissenschaftlichkeit", auch eine Schwäche für die Landwirtschaft hat, geht aus diesem und anderen Sätzen hervor.

Henry George und die Bodenreformer dagegen haben keine parteiische Vorliebe für irgend eine Berufsklasse. Sie sind streng objektiv und aller ehrlichen Arbeit wohlgesinnt. Sie haben im Leben erfahren, daß es nicht der einen großen Erwerbsklasse gut, und den andern schlecht gehen kann, daß sie alle organisch zusammenhängen, daß ein fauler Geschäftsgang in der Industrie eine Absatzverschlechterung in der Landwirtschaft nach sich ziehen muß, und umgekehrt. Seine Behauptung: „daß das Wohl des ganzen Volkes mit dem Bauernstande steht und fällt," ist also eine agrarische Phrase, und kein unparteiischer „wissenschaftlicher" Ausspruch. Daß „darüber alle einig sind", ist aber eine offenbare Unwahrheit. Die Reichstagsdebatten und die Zeitungen beweisen es. Aber wie wenig sich der gelehrte Herr Gegner klar ist über das, was unter „Grund und Boden" alles zu verstehen ist, beweist ein späterer Satz, in dem er sagt: „Wo der Boden thatsächlich noch ein Arbeitsmittel bedeutet, also vor allem in der Landwirtschaft 2c." und thut damit einen Ausspruch, der geradezu unbegreiflich ist. Der Herr Gegner sollte doch nur einen offenen unbefangenen Blick, von seinen Büchern weg, in die Welt werfen, so wird er gewahr werden, daß die andern Gewerbe viel mehr Bodenwerte verbrauchen, als die Landwirtschaft. Die Verteilung der Grundrente, wie oben erläutert, beweist es. Der wirtschaftliche Wert des Bodens wird nicht durch seinen Flächenumfang bestimmt. Denn Steppen und Felsengebirgsländer z. B. haben keinen volkswirtlichen Wert. Es ist doch klar, daß auf dieser Erde auch gar nichts ohne Grund und Boden geschehen kann. Die sieben Milliarden, die der Herr Bodenreformer deutscher Richtung anführt, sollte der Herr Gegner als gewiegter

Statistiker nicht als maßgebend betrachten. Damit sind allenfalls nur die Arbeitswerkzeuge und Maschinen gemeint. Der Grund und Boden aber, auf dem die Fabriken stehen, ist, in den Städten wenigstens, häufig mehr wert, als die alten Arbeitstische und Werkzeuge. Was wird aber in den Fabriken verarbeitet? Womit werden die Maschinen geheizt? Ist die Kohle aus den oft so hohe Grundrente abwerfenden Bergwerken etwa kein Grund und Boden? Wird nicht die Eisenindustrie, — — solange noch nicht genügend Meteoreisen im Weltall herumfliegt, und solange die Arbeiter es nicht in den Wolken verarbeiten können, — — auf verhältnismäßig kleinen Erdflecken, mehr Bodenwerte in Gestalt von Eisenerz, Kohle und Arbeitsraum verbrauchen, als die Landwirtschaft ganzer Provinzen? Der Herr Gegner soll sich einmal abschätzen lassen, wieviel allein das eine Haus „Krupp“ an Grund- und Bodenwerten eignet und verbraucht.

Gerade darin liegt ja der große Irrtum der schulmäßigen Nationalökonomie, daß sie den thatsächlichen Wert des Werkzeugkapitals zu hoch, den Wert und die Bedeutung des Erdbodens, seiner Urstoffe und Kräfte zu niedrig schätzt, und daß sie beides oft unter dem Sammelnamen „Kapital“ vermengt. Z. B. stellen oft die Staatssozialisten große Einnahmen von Industriellen, wie die von Krupp und Stumm, als Unternehmergewinn und Kapitalprofit dar. Sie haben keine Ahnung, wieviel davon nur der Grundrente und dem Monopolgewinn aus Patenten und dergleichen entspringt.

Die dann kommenden Zeilen über den Lebenslauf Henry Georges, die aus der Vorrede der Staude'schen Ausgabe stammen, sind ebenso ungenau, wie diese. Es ist hier nicht Raum, noch von Wichtigkeit, derlei zu berichtigen. Es zeigt nur, wie wenig gründlich, also wie wenig wissenschaftlich der gelehrte Herr Gegner auch hier zu Werke geht.

Wenn er sich ferner wundert, daß George einen Brief an den Papst gerichtet hat, so ist dies daraus zu erklären, daß er die George'sche Bewegung für eine ausschließlich politische hält. Das ist sie nur zum Teil. Sie hat anderseits mehr einen ethisch-religiösen Anstrich. George „predigt“ seine Lehre vielfach in den Kirchen aller Konfessionen. Mit hierzulande unfaßbarer Toleranz werden ihm oft Gotteshäuser an Abenden zur Verfügung gestellt. Aber er spricht auch zuweilen vor den Parlamenten der Einzelstaaten. Immer nur besonderen Einladungen folgend. Auch dies klingt bei uns unglaublich. Natürlich vertritt er seine Sache im Volke überall. Aber nie aufdringlich. Den Namen „Agitator“ im selbstsüchtig demagogischen Sinne, den ihm der Herr Gegner anhängen möchte, verdient er nicht. Auch mehrt sich in englisch sprechenden Ländern die Zahl der Geistlichen, die über Georges Evangelium der Gerechtigkeit von der Kanzel reden.

Georges ethischer Erfolg ist eigentlich leicht erklärlich. Sogenannte „neue Christentümer“ sind in angelsächsischen Ländern grosweise „gegründet“ worden. Ebenso rasch sind sie auch wieder verschwunden. Sie hatten alle nichts zu bieten als neue Glaubensformeln und endlose Wiederholungen allgemeiner abstrakter moralischer Redensarten. Sie schwelgten in der „Musik der Gedankenlosigkeit“, wie jüngst einer die „Phrase“ treffend nannte. Dem Volke auch nur einen einzigen bestimmten vernünftigen christlichen Rat zu einer einzigen bestimmten vernünftigen christlichen That zu geben, waren sie nicht imstande.

Wenn aber ein Mann aufsteht und dem Volke in klaren, nicht zu widerlegenden Vernunftgründen darlegt, daß seine sozialen Leiden nicht der Unvollkommenheit der Natur Gottes, sondern den schlechten sozialen Einrichtungen der Menschen entspringen, daß die Gleichheit aller Menschen vor Gott und jedes Menschen Anrecht an Gottes Erde keine Unmöglichkeit, sondern eine Wahrheit, ein Naturgesetz sei; ein Gesetz, das, wenn mißachtet, gleich jedem mißachteten Naturgesetz, der Menschheit Unheil bringen müsse, dann werden auch die Denkenden geweckt, und der noch nicht von den gellenden Schlagwörtern eitler Demagogen unheilbar verwirrte Teil des Volkes wird nach und nach von dem stupiden Bellamismus abgelenkt. Dann nimmt eine Bewegung nach oben und unten zu und wird zu einem tiefen breiten Strom, den niemand aufhalten kann.

Vergebens suchten drüben die Schriftgelehrten George zu widerlegen, vergebens ruhmneidige Politiker ihn totzuschweigen. Vergebens begeiferten ihn unfähige Schriftsteller unter der Unparteilichkeitsmaske teilweiser Bewunderung. Seine Worte und Werke verbreiteten sich mehr und mehr. Die Verleger seiner Gegner aber hatten nur Verluste.

Unter der starken irischen Bevölkerung der Union hat nun George einen besonders großen und treuen Anhang. Obgleich Georges Brief an den Papst Seine Heiligkeit und die hohe Geistlichkeit keinesfalls bekehrt hat, noch bekehren wird, so mußte sich dennoch die Kirche im irischen Amerika vor George und seiner Lehre beugen. Ein amerikanischer katholischer Priester irischer Herkunft, Dr. Mc. Glyn, predigte seit Jahren überall Georges Lehre mit einer Begeisterung, die alle Welt auf ihn aufmerksam machte. Er wurde ob dieser praktischen christlichen Thätigkeit von Rom aus seines Amtes entsetzt. Seine Muße hat der beredte Doktor bestens für die „Single Tax“ ausgenutzt. Aber es dauerte nicht lange, und Rom sah sich gezwungen, ihn wieder in Amt und Würde einzusetzen. Auch die Irländer scheinen eben Gefallen an einem thätigen Christentum gewonnen zu haben. Er wurde außerdem nach Rom berufen, und nach seiner Rückkunft ließ die Kirche drüben — nicht in Europa — verblümt erklären, daß in Georges Lehre

eigentlich nichts sei, das gegen den katholischen Glauben verstoße. Diese Erklärung in Amerika sticht nun sehr von dem ab, was der Papst gegen Georges Reform in seinem Rundschreiben über die soziale Frage sagte. Noch sonderbarer nimmt sie sich aus, wenn man die folgende Notiz im „Echo" vom 19. Oktober 1893 liest: „Aus London verlautet, daß der Stamm des päpstlichen Vermögens durch englische Banken in englischem Haus- und Grundeigentum angelegt sei, und sein daher fließendes Einkommen sich auf fast fünf Millionen Pfund Sterling, d. h. also etwa einhundert und zwei Millionen Mark jährlich belaufe."

Heute durchwandert Dr. Mc. Glyn die Vereinigten Staaten mehr wie je und predigt das Evangelium der Gerechtigkeit des „Protestanten" Henry George. Das dürfte manchem gut katholischen Mann und der „Kölnischen Volkszeitung" zu denken geben.

Der gelehrte Herr Gegner wird also auch die Wirkung von Georges Lehre, Rom gegenüber, unterschätzt haben.

Doch kommen wir zu seiner Meinung über die Grundrente. Er sagt erstens:

„Im Grunde genommen ist der, dessen Grundstück im Werte steigt, in ähnlicher Lage wie einer, der an einem günstigen Punkte eine Windmühle aufstellt: wie diesem eine Naturkraft, so bringt jenem die Wirkung eines wirtschaftlichen Gesetzes Gewinn." —

Das ist nun ein sehr windiger Vergleich. Eine Naturkraft bringt in diesem Falle zwar dem einen Nutzen, aber keinem andern zugleich Schaden. Das ökonomische Gesetz der Rente aber bringt einer Minderheit des Volkes unverdienten Vorteil und einer Mehrheit unverdienten Nachteil. Die Gesamtheit hat nur Schaden, weil die sozialen Verhältnisse sich durch das Steigen der Rente verschlimmern. Sie muß ihre Steuern fortwährend vermehren, um dieselben Grundeigentümer zu schützen, die durch die Renteneinnahme weder glücklichere noch sittlich bessere Menschen werden. Auch hier hat der Herr Gegner einseitig für die Rentner Partei genommen. Den armen Rentenzahler zieht er nicht in Betracht.

Ein Volkswirt sollte aber ein wahrer Wirt des ganzen Volkes sein. Er sollte dem Volke zeigen können, wie es sich am besten mit den Gütern dieser Welt bewirtet. Nun kann aber das arbeitslose Einkommen des einen nur eingenommen werden, wenn ein anderer von seinem arbeitsvollen Einkommen abzugeben gezwungen wird. Würde der Herr Gegner dem Reichstag ein Gesetz vorschlagen, das in willkürlicher Weise bestimmt: daß so und so viel Bürger so und so viel von ihrem Einkommen an so und so viel andere abgeben sollten, so würde er nichts Ungerechteres thun, als er jetzt gethan, indem er die private Rente in Schutz nahm, also den unverdienten Einkommenzuwachs als gerecht entschuldigte.

Aber der Herr Gegner übersah bei seinem Gleichnis ganz und gar, daß der Windmühlenbesitzer nur dann den Nutzen des Windes frei hat, wenn er gleichzeitig der schuldenfreie Eigentümer des Grund und Bodens ist, auf dem die Windmühle steht. Dann nimmt er selbst die Rente ein, die ein etwas stärker blasender Wind erzeugt. Er bekommt einen natürlichen Vorteil über die andern. Hat er aber den Boden gekauft und bezahlt, oder ist er hypothekarisch verschuldet, so muß er die Windkraft in Gestalt von Zins, also Rente, bezahlen. Hat er den Boden nur gepachtet, erst recht. Naturkräfte können nur vom Grund und Boden aus nutzbar gemacht werden. Gleich einer Wasserkraft oder einer Mineralquelle muß auch der Wind und die Luft über einer Bodenstelle in Gestalt von Rente bezahlt werden. Die Gemeinschädlichkeit der privaten Grundrente bestreiten, heißt hier wirklich einen Kampf gegen Windmühlen fechten.

Späterhin kommt dann ein Satz, an dem klar zu erkennen ist, wie falsch der gelehrte Herr Gegner das Gesetz der Rente aufgefaßt hat. Er sagt:

„Wo der Boden thatsächlich noch ein Arbeitsmittel bedeutet, also vor allem in der Landwirtschaft, da wird sein Wert zwar von den Fortschritten der Gesamtheit in die Höhe geschraubt, aber es liegt auf der Hand, daß der Bebauer durch seine persönlichen Eigenschaften den Wert eines Grundstückes auch unabhängig von der Gesamtheit beeinflussen kann. Das Streben, diese persönliche Einwirkung auf den Wert des Bodens geltend zu machen, erleidet durch die Verstaatlichung des Grund und Bodens wenn auch keinen tödlichen, so doch einen gefährlichen Stoß, insofern der Bebauer von erhöhter Ertragsfähigkeit eine Steigerung zu erwarten hätte. Hat er so als Pächter auf der einen Seite weniger zu hoffen, so hat er auf der andern Seite auch weniger zu fürchten, wenn er sein Grundstück herunterwirtschaftet."

Also nur dort, wo der Boden — nach der Meinung des Herrn Gegners — noch „Arbeitsmittel"*) bedeutet, soll sein Wert durch Kulturvorschritte und Volksvermehrung in die Höhe geschraubt werden? Den Städteboden, das Mineralland, die Naturkräfte, die Naturschätze und Naturschönheiten, deren Gesamtrente weit bedeutender ist, zieht er gar nicht in Betracht.

Aber das Gesetz der Rente besagt so klar, daß ausschließlich die von der Natur und der Gesamtheit geschaffenen Vorzüge unter den Begriff ökonomischer Rente fallen können. Das, was der Bebauer selbst durch seine Arbeit und sein Kapital schafft, nennt man „Bodenverbesserung" oder „Melioration". Diese soll und darf nicht genommen werden, weder durch Pacht noch durch Rentensteuer. Weder George noch die Bodenreformer schlagen derlei vor. Aber das heutige Pacht- und Hypothekensystem bringt

*) Das viel und nichts sagende Wort „Arbeitsmittel" schreibt ein „studierter" „Nationalökonom" dem andern nach. Der eine will darunter „Kapital", der andere „Grund und Boden" verstanden wissen. Die meisten bezeichnen beides damit, und zeigen, wie heillos konfus ihr „Denken" ist.

die armen Bauern um ihre Verbesserungen. Durch sie wird lüderliche Wirtschaft groß gezogen. Bei ihnen ist er seiner Arbeitsfrüchte nicht sicher. Irland und Sizilien sind die traurigsten Beispiele.

John Stuart Mill, in seiner Art und zu seiner Zeit gewiß ein „Meister der Volkswirtlehre", nannte das Gesetz der Rente die „Eselsbrücke der Nationalökonomie".

Noch an anderer Stelle macht der Herr Gegner den unmöglichen Versuch, das Gesetz der Rente als nicht immer fortwirkend darzustellen. Durch Versandung, meint auch er, könne ein örtliches Sinken der Rente eintreten. Die Behauptung hat, zur Widerlegung eines solchen Naturgesetzes, kaum mehr Wert, wie die Meinung, daß durch Meteorsteine der Eisenerzvorrat eines Landes ebenfalls vermehrt werden könne, und daß folglich die Eisenminen kein unvermehrbares Monopoleigentum seien.

Dann heißt es:

„Ich füge hinzu, daß namentlich der städtische Grund und Boden auch aus andern Ursachen einer unaufhaltsamen Entwertung ausgesetzt ist."

Die Ursachen und Beweise führt der Herr Gegner wiederum nicht an. Die Grundstücksspekulanten, die heute schon Preise bezahlen, die, nach gegenwärtigen Verhältnissen, erst in zehn und zwanzig Jahren rentieren können, werden sehr neugierig sein, die Ursachen dieser „unaufhaltsamen Entwertung" kennen zu lernen. Der Herr Gegner könnte ein schönes Stück Geld verdienen, falls er in der Lage wäre, den großen Spekulanten dies glaubhaft nachzuweisen. Denn sie würden vor großen Verlusten bewahrt.

Die Schwankungen in den Spekulationspreisen, die gerade bei städtischem Baugrund oft hervortreten, zeigen keinen dauernden oder allgemeinen Rückgang an. Im Gegenteil. Sie sind gewissermaßen nur eine momentane Lockerung der Gurte, um zu festerem Anziehen auszuholen. Nur eine Verminderung der Einwohnerzahl, eine Vernichtung öffentlicher Verschönerungen, der Verbesserungen und der Verkehrsanstalten, könnte die städtische Rente allgemein zum Sinken bringen. Lokale Preisrückgänge werden immer durch entsprechende Steigerungen in andern Stadtvierteln ausgeglichen. Jedes Theater, jede Schule, jeder Kanal, jeder Schmuckplatz, jede Hafenanlage, jeder bedeutende Arzt und Professor, jede fest engagierte berühmte Sängerin, jedes neue Regiment Soldaten und jede Geburt, kurz alles Vorteilhafte bewirkt eine Erhöhung der städtischen Grundrente.

Gewiß, die unversteuerte Grundrente eines ganzen Landes kann sinken. Aber wehe unserm Vaterland, wenn dies eintreten sollte. Denn ein allgemeines anhaltendes Sinken der Rente setzt ein anhaltendes Sinken der Volkszahl, der Civilisation, der inneren und äußeren politischen Sicherheit und Selbständigkeit des Reiches voraus. Nur ein langer sehr unglücklicher

Krieg, mit unglücklichen Folgen, bei halber oder ganzer Vernichtung der gewonnenen Kulturvorschritte, ein Bürgerkrieg oder eine das Land entvölkernde Seuche könnte die Rente zwar dauernd und absolut, aber nicht einmal verhältnismäßig hinabdrücken. Denn so lange die Rente Privatleuten unverkürzt zufließt, können diese auch bei allgemeinem Rückgang immer noch eine Monopolrente erzwingen; sie braucht nicht im genauen Verhältnis zu fallen. Irland beweist es.

Obgleich dort die Einwohnerzahl, durch eine kolossale Auswanderung, in wenigen Jahrzehnten von acht auf fünf Millionen zurückging, ist die Rente verhältnismäßig gestiegen. Der absolute Rückgang in vielen landwirtschaftlichen Distrikten ist vielfach der Verwahrlosung der Farmen seitens der verarmten abgezogenen Pächter zuzuschreiben. Aber die städtische und andere Rente hat ihn mehr wie ausgeglichen. Auch Sizilien, die ehemalige Kornkammer Italiens, bestätigt neuerdings diese Wahrheit. Trotz stetigem Rückgang der Ertragsrente und der Fruchtbarkeit, die der berüchtigte Latifundien-Großgrundbesitz erzeugt, müssen die verarmten Bauern die Hälfte ihrer Arbeitsfrüchte als Monopolrente an einen in Italien lebenden verlotterten Adel abgeben, deren edle Vorfahren das Land seiner Zeit auf alle mögliche Weise, nur nicht durch Arbeit erworben haben.

Dann heißt es noch an einer andern Stelle:

„Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Amerikaner, denen es vor allem darauf ankommt, den Privatbesitz von Grund und Boden als eine Rechtsverletzung darzustellen, die Sache so auffassen, als ob die Grundrente den von Rechtswegen der Arbeit und dem Kapital gebührenden Ertrag zum größten Teil verschlinge."

Weder George noch sonst jemand behauptet, daß die private Grundrente direkt den „größten Teil" aller Arbeitsfrüchte verschlinge. Das wäre schlimm. Indessen ist sie auf dem besten Wege dazu. Aber indirekt, durch die Bodenspekulation, durch die Monopolpreise für alle Arbeits- und Genußquellen der Erde, wird die Gütererzeugung in immer steigendem Maße gehemmt und verhindert. Sie verschlingt also indirekt den größeren Teil des Wohlstandes, der vorhanden sein könnte. Es ist freilich schwer, sich von der Gelehrtenstube aus ein Bild von einer möglichen Wohlstandsvermehrung zu machen.

Der Herr Gegner meint dann weiter, daß der Weg, den der Rohstoff bis zur Fertigstellung einer Ware zurücklege, viel kostspieliger sei, viel mehr am Arbeitslohn zehre, als die Grundrente. Er meint, der Unternehmer stecke einen viel größeren Profit ein.

Es ist nicht leicht, eine solche mehr wie abstrakte Auffassung klarzustellen. Wie es nicht überall Rente giebt, giebt es auch nicht überall Unternehmerprofit. Die Rente verkürzt nicht direkt den Arbeits- und

Kapitallohn, weil der, der selbst für irgend ein Stück Land hohe Rente bezahlt, diese auch wieder herausschlägt. Nur indirekt, im ganzen, verkürzt die Rente allen arbeitenden Menschen ihren Lohn, und dem Kapital den Zins. Der Unternehmergewinn verkürzt aber weder Arbeitslohn noch Zins, denn er setzt sich selbst aus Arbeitslohn und Zins zusammen. Je mehr Unternehmer, desto höher sind Arbeitslohn und Zins. Wenn in einer armen Gegend oder Stadt ein bedeutender Fabrikant eine neue Fabrik errichtet, glauben die Arbeiter gewiß nicht, daß ihr Lohn dadurch vermindert, sondern sie hoffen, daß er erhöht wird. Sie behalten auch im Anfang recht. Sehr bald steigt aber die Rente für Wohnraum und dergl. in der Gegend, und verkürzt ihnen indirekt einen Teil ihres Verdienstes. Daß wirkliche Unternehmer den Arbeits- und Kapitalverdienst erhöhen, kann man am besten daraus ersehen, daß Länder, wie Ungarn, bedeutenden fremden Unternehmern Steuerfreiheiten, und die Städte zuweilen freien Baugrund gewähren. Ja, es kommen überall Fälle vor, daß zum Bau von Eisenbahnen, Theatern, Heilanstalten, Fabriken und andern Unternehmungen, den Unternehmern seitens der Gemeinde sogar Kapital zur Verfügung gestellt wird. Würde der Unternehmer Arbeitslohn und Zins verkürzen, so wäre er kein so gesuchter Mann.

Der Unternehmergewinn ist — soweit er nicht Zins für verwandtes Kapital darstellt — ein Lohn für geistige Arbeit, Scharfblick und Erfahrung, der den Arbeitslohn und Zins nicht vermindern kann, weil er eine Vermehrung oder Verbesserung der Arbeitsfrüchte über die Einzelarbeit hinaus erzielen muß, um zu bestehen. Erzielt der Unternehmer sie nicht, so geht er zu Grunde. Falls ein Unternehmer durch geschickte Leitung der Arbeit, durch richtige Zuhilfenahme von Kapital, den Güterwohlstand in einem gewissen Zweig, sagen wir um 100 vermehrt, so verkürzt er weder Arbeitslohn noch Zins, wenn er 25 oder 50 zurückbehalten kann. Er vermehrt sie immer noch um 50 oder 75. Nur bei den heutigen ungerechten sozialen Zuständen erscheint selbst eine Gütervermehrung als ein Übelstand und eine Beraubung der Arbeit, weil anderseits auch die Güterverzehrung durch die private Rente und die darauf basierenden Monopole eingeschnürt wird.

Nur gegenwärtig erscheint der Unternehmergewinn vielen eine Verkürzung der Arbeit, weil sie der Sache nicht auf den Grund gehen. Weil sie nicht erkennen, daß das, was sie heute für reinen Unternehmergewinn ansehen, sich aus Rente, Zins und Monopolgewinn zusammensetzt, und nur dann in einzelne Hände zusammenfließt, wenn der Unternehmer zugleich Grundeigentümer und Kapitalist ist, oder wenn er ein Monopol oder Vorrecht besitzt. Sie sehen nicht ein, daß der Unternehmer mit oder ohne Kapital, gleich der Arbeit, bei der einseitigen Konkurrenz um den Arbeitsraum, um

den Arbeitsstoff und die Naturkräfte mitmachen muß. Sie wissen nicht, daß heute eine wirklich freie Konkurrenz gar nicht besteht, sondern nur ein Wettlaufen seitens der Arbeit und des Kapitals, um die natürliche Arbeitsgelegenheit, die von Grundeigentümern und Monopolbesitzern aller Art erst erkauft werden muß. Sie begreifen nicht, daß die verschrieene sogenannte freie Konkurrenz also nicht Mitursache der sozialen Übel sein kann, weil die privaten Naturmonopole mehr und mehr jeden freien selbständigen Wettbewerb unterdrücken. Die Monopolisten trachten durch Schutzzölle, ungerechte Steuern und Staatszuschüsse aller Art, durch Syndikate, Ringe, Trusts und allerhand korrupte Gesetzgebung den freien Wettbewerb zu knebeln. Diese traurigen Erscheinungen treten fast in allen modernen Kulturländern zu Tage, weil die Großmonopolisten des Erdbodens und seiner Werte überall die Klinke der Gesetzgebung in der Hand haben.

Wenn es wahr wäre, daß der Unternehmergewinn den Arbeitslohn verkürzte, dann müßten doch die Arbeiter, die unter keinem Unternehmer arbeiten, oder die, die Unternehmer und Arbeiter in einer Person sind, mehr verdienen, als die Arbeiter, die ihren Lohn von einem Unternehmer empfangen. Das Gegenteil ist aber der Fall. Dienstmänner, Fischer, Beerensucher und fast alle Arbeiter oder Arbeiterinnen, die ohne Unternehmer und ohne Kapital arbeiten, verdienen weniger als die Arbeiter, die von einem Unternehmer beschäftigt werden. Ebenso die ob ihrer Armut weit und breit bekannten Hausindustriellen in Schlesien, Thüringen und anderwärts. Sie sind Arbeiter und Unternehmer in einer Person. Trotzdem verdienen sie im allgemeinen weniger, als die von einem Unternehmer beschäftigten Fabrikarbeiter.

Dann kommt der Herr Gegner auf den Getreideimport zu sprechen, und glaubt an der Hand von ein paar Zahlen nachweisen zu können, daß infolge der Einfuhr von Brotstoffen aus Ländern, die noch keine Grundrente haben, die Rente bei uns in Zukunft unbedingt sinken müsse. Er vergißt, daß seit einem Jahrhundert das Gegenteil der Fall ist. Trotz aller Schutzzölle ist die Einfuhr von Getreide stetig gewachsen. Die Grundrente aber ebenfalls. Er verwechselt wahrscheinlich hier die Ertragsrente eines Gutes mit der ökonomischen Rente. Das thun leider viele. Wenn ein Gut heute gekauft wird, oder ein Besitzer immer tiefer in Schulden gerät, so ist freilich seine Ertragsrente viel kleiner als vor fünfzig Jahren, weil eben die ökonomische Rente so hoch gestiegen, d. h. heute zur spekulativen Monopolrente geworden ist. Weil er zuviel für das Gut zahlen mußte. Wenn er ferner meint, die billige Einfuhr aus überseeischen Ländern, die noch keine Grundrente haben, müsse bei uns stetig die Rente hinabdrücken, so vergißt er, daß in jenen Ländern, die dem Verkehr erschlossen werden,

die Rente ebenfalls erscheint. Sie steigt sogar in viel rascherem Tempo in neuen Ländern, als in alten. Die Spekulation geht dort mit mehr Raffinement zu Werke. Der Landhunger der Menschen, wie er sich jüngst bei Freigebung der letzten Indianerreservatländer gezeigt hat, beweist es.

Wenn Zehntausende sich mit Revolvern ihre Heimstätte erobern müssen, in einem Lande, das bei einer kaum viel größeren Bevölkerung wie Deutschland das sechzehnfache Territorium zur Verfügung haben könnte, so muß die Grundrente schon eine ziemliche Höhe erreicht haben. Vor dreißig Jahren prophezeite der Senator Wade in Washington, daß Ende dieses Jahrhunderts jeder Acker Pflugland der Union 50 Dollar wert sein müsse. Die Behauptung dieses „einfachen Mannes" hat sich fast schon bewahrheitet, und wird wahrscheinlich übertroffen werden.

Ferner soll der Herr Gegner bedenken, daß jedes Korn Getreide, jedes Atom Nährstoff, die aus dem Lande gehen, dessen landwirtschaftliche Ertragsfähigkeit schmälern, dagegen den Boden des Landes bereichern, in das sie gebracht werden. Die Fruchtbarkeit Europas wird durch den überseeischen Getreideimport gehoben, der Dungstoff jener Länder aber vermindert. Mit der Jungfernschaft des jungfräulichen Bodens ist es in ein paar Jahren zu Ende. Der Durchschnittsertrag per Acker ist bei den meisten landwirtschaftlichen Erzeugnissen in Europa höher als der Durchschnittsertrag in überseeischen Ländern.

Eine Reihe von statistischen Ein- und Ausfuhrzahlen verarbeitet der Herr Gegner dann zu einem „schutzzöllnerischen Freihandelssystem". Es ist überflüssig, hier auf die alte merkantilistische Nationalökonomie weiter einzugehen.

Dann sagt er:

„Aber es ist nun einmal Mode geworden, auf Malthus zu schmähen, statt ihn zu widerlegen."

Ich sollte denken, Henry George habe dies in einer so meisterhaften Weise gethan, wie keiner zuvor.

Wer in einer Natur lebt, die die Muttermilch fließen läßt, bevor noch das Kind geboren; die auf tausenderlei Art für alle Wesen so weise vorgesorgt hat, und dann behauptet, dieselbe Natur bringe stets mehr Menschen in die Welt, als sie, die Natur, ernähren könne, der begeht eine Gotteslästerung.

Ja, diese Malthusianer! Sie behaupten, die Menschen vermehrten sich rascher als die Rüben und die Kohlköpfe, als die Hühner und die Hasen. Sie meinen, die Fruchtbarkeit dieser Erde nehme mit der Vermehrung der Menschen ab, weil sie glauben, der vom Menschen verschluckte Nährstoff sei endgültig von der Erde verschwunden. Sie begreifen nicht, daß die Tausende

von Billionen Menschen, die sich auf dieser Erde schon sattgegessen haben mögen, nicht imstande waren, auch nur ein Atom von dem Urstoff dieser Erdkugel mit sich fortzunehmen. Sie ahnen nicht, wieviel Tausende von Billionen Menschen wohl diese Erde — deren Fruchtbarkeit nach ihnen stetig abnimmt — noch im Laufe der Zeiten ernähren wird. Sie erkennen nicht, daß kein Staubkorn von dieser Erde verschwinden kann. Sie sehen nicht, wie der Tropfen, der in der Wolke dem Gebirge zuschwebt, im rinnenden Bache wieder zurückkehrt. Omnia mutantur, nihil interit! Sie haben noch nicht erfahren, daß der Mensch, bei steigender Kultur, auf immer weniger Boden immer mehr Nährstoffe erzeugen kann. Sie schreiben die stellenweise eintretende Unfruchtbarkeit des Bodens der Kargheit der Natur zu, anstatt der Wegschwemmung der Nährstoffe ins Meer, und dem sich „arrondierenden" Großgrundbesitz, der den Kleinbauer mit Kleinvieh und Misthaufen vertreibt; der die organische Bodenbefruchtung durch eine fabrikmäßige ersetzt und durch einseitige Bebauung — oder Ausbeutung — den Boden zeitweise entkräftet. Es ist den Anhängern von Malthus nicht klar, daß die durch jeden Kulturvorschritt vermehrten und verkürzten Verkehrswege gleichbedeutend mit einer Vergrößerung des Vaterlandes sind. In die Enge getrieben, behaupten sie schließlich, daß kein Ellbogenraum mehr für die vielen Menschen bleiben werde, falls man durch gerechte Reformen das Elend lindern wolle.

Wie weit wir noch von dieser Gefahr entfernt sind, möge folgendes kleine Beispiel illustrieren:

Der Genfer See ist zwar der größte See der Schweiz, aber immerhin nur der größte Binnensee im kleinsten Lande Europas, dem zweitkleinsten Kontinent dieser Erde. Angenommen, der See könnte fest zufrieren, so würde auf seinem Eise die ganze heutige Bevölkerung der Erde — von deren Übervölkerung so viele gerne klug reden — genügenden Stehplatz finden. Die Menschen brauchten aber nicht etwa, wie auf der Berliner Stadtbahn, Kopf an Kopf gedrängt zu werden. Jeder einzelne würde noch genügenden Stehraum haben. Die genauen Zahlen sind mir entfallen. Jeder Wirt am See kennt sie, und jeder kann es sich ausrechnen.

Mit dem frommen Gottesdiener Malthus empfiehlt dann der Herr Gegner die „Gesellschaftswissenschaft" als soziales Heilmittel. Denn er sagt:

„Zur Vermehrung seines Geschlechts durch einen mächtigen Instinkt angetrieben, wird der Mensch aufgehalten durch die Vernunft, die ihm vorstellt, daß er kein Wesen in die Welt bringen darf, zu dessen Erhaltung und Erziehung ihm die Mittel fehlen."

„Dieser Satz läßt sich nicht widerlegen," meint er dann noch. Er empfiehlt jetzt schon Vorsicht, damit die Welt in einigen Jahrhunderten nicht übervölkert werde.

„Der von dem Herrn Gegner an die Wand gemalte Mißstand wird voraussichtlich erst dann in Sicht kommen, wenn die Erde an der Schwelle einer Übervölkerung stände, wenn es den einzelnen Ländern nicht mehr möglich sein würde, den Überschuß ihrer Einwohner in andere noch aufnahmefähige Gebiete abzuleiten. Von einem solchen Zustand sind wir indessen heute noch so weit entfernt, daß die Frage, wie die Menschheit sich danach einzurichten habe, uns nicht brennender erscheint, als jene andere, womit unsere Nachkommen ihre Suppen kochen würden, wenn die vorhandenen Steinkohlenlager eines Tages erschöpft wären."

Dieser Satz stammt nicht von einem, der Malthus verneint, sondern ebenfalls vom Herrn Gegner, und zwar aus einem Artikel über Henry George, den er in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 24. Juli 1893 veröffentlichte, und auf den er hinweist.

Ich muß es den Lesern überlassen, sich mit dieser Art von Logik auseinander zu setzen.

Wenn der geehrte Herr Gegner meint, die Georgesche Reform gehöre in das Gebiet der frommen Wünsche, so hat er wiederum seine „wissenschaftlichen" Kenntnisse in dieser Frage ungenügend vervollkommnet.

Nicht nur hat Georges Idee verschiedene lokale Steuererhöhungen in England, Amerika und Australien bewirkt, sondern in Neu-Seeland ist man auf dem besten Wege, die „Single Tax" in wenigen Jahren ganz durchzuführen. Seit zwei Jahren erhöht man dort fortwährend die Grundsteuern und schafft andere ab. Der letzte Gouverneur von Neu-Seeland ist ein Freund und Verehrer Georges. Infolge der Steuererhöhungen auf die Landwerte haben sich die Verhältnisse in Neu-Seeland bereits wesentlich gebessert und die Löhne sind gestiegen. Von Australien wandern darum Tausende von Familien nach Neu-Seeland. Auch in den australischen Parlamenten zählen die Single Taxer nach vielen Dutzenden. Im amerikanischen Kongreß ebenfalls. Wo Sieg ist, da ist Wahrheit.

Wir erwarten nicht, daß unsere Reform über Nacht angenommen werde, aber wir glauben, daß man bald überall zur Einsicht kommen werde, daß der Grund- und Bodenwert das einzig gerechte Steuerobjekt ist, und danach handeln wird. Die Einführung der Rentensteuer, als einzige Steuer, bleibt alsdann nur noch eine Frage der Zeit.

Was hat nun der Herr Gegner besseres vorzuschlagen? Er weiß nichts anzugeben. Aber:

Das ist die klarste Kritik der Welt,
Wenn neben das, das ihm mißfällt,
Einer was Eignes, Besseres stellt.



Wer keinen Einfall hat, soll auch keinen Ausfall machen. Er wie alle Kritiker Georges hatten ihm bis jetzt nichts Positives entgegenzustellen, das sich eines gleichen Erfolges erfreut hätte.

Doch ja, der Herr Gegner giebt zu, daß vielleicht die Bodenreform auf den städtischen Grund und Boden angewandt werden könne oder solle*). Weil er eben meint, nur für die Landwirtschaft sei der Boden noch Arbeitsmittel. Er ist sich über den kolossalen Unterschied zwischen dem ökonomischen Bodenwert, mit dem wir es zu thun haben, und der Flächenausdehnung des Landes, das für ihn nur maßgebend erscheint, eben nicht recht klar. Aber er merkt auch nicht, daß er mit diesem Zugeständnis eigentlich die Richtigkeit unserer Sache, wenn auch unbewußt, zugegeben hat. Denn hier ist die Hälfte soviel wie das Ganze.

Wir sagen mit Spencer (1850): „Die Gerechtigkeit gestattet kein Privateigentum an Grund und Boden. Die gegenwärtigen Besitzrechte haben nicht nur keine gültige Herkunft, sondern es ist thatsächlich unmöglich, einen Modus zu finden, nach dem der Erdboden überhaupt unbeschränktes Privateigentum werden kann.

Ethische Wahrheit ist so exakt und entschieden, wie mathematische Wahrheit. In dieser Eigentumsfrage in Bezug auf Land muß der Richterspruch der Moral bestimmt „ja" oder „nein" lauten. Es giebt kein Zwischendurch. Wir müssen uns auf die eine oder die andere Seite stellen. Es kann hier keine halbierte Meinung geben. Der Natur der Frage nach muß das Recht auf einer Seite sein."

Aber der Herr Gegner scheint einer von den Leuten zu sein, die jede exakte Schlußfolgerung hassen. Nach ihnen ist das Recht nie auf der einen, noch auf der andern Seite, sondern stets in der Mitte. Sie wollen fortwährend „Ja" und „Nein" versöhnen. Die Wörtchen „wenn" und „aber" benutzen sie mit Vorliebe. Sie haben ein so großes Vertrauen auf den „goldenen Mittelweg", daß sie kaum ein Naturgesetz gelten lassen. Würde man sie fragen, ob sich die Erde von Osten nach Westen oder von Westen nach Osten um ihre Achse dreht, so könnte man der Antwort gewärtig sein: „Ein wenig nach beiden Richtungen, oder nach keiner ganz und gar." Es ist fraglich, ob sie zugeben würden, daß das Ganze größer ist, als sein Teil, ohne Einschränkungen zu machen.

Der Herr Gegner nimmt alsdann noch Bezug auf die „Forschungen" des Herrn Professors Sering, die er für bedeutender hält, als die Er-

*) Dieser Schlußvorschlag wirkt besonders komisch, wenn man an den Satz des Herrn Gegners denkt, nach dem in den Städten der Grundwert künftig sinken müsse. Die Stadtgemeinden sollen also den — nach ihm „unaufhaltsamer Entwertung" ausgesetzten — städtischen Boden kaufen!!

fahrungen und Werke Henry Georges. Daß die Rentensteuer die Latifundien zertrümmern wird, erkennt er ebenfalls nicht. Es würde zu weit führen, hier darauf einzugehen.

Nur einige Worte möchte ich noch hinzufügen über die „zünftlerischen Nationalökonomen".

Es ist ein charakteristischer Zug des wahren Philosophen — soll Feuerbach irgendwo gesagt haben — daß er nicht „Professor" der Philosophie ist. So scheint es auch bei den Volkswirten zu sein. Der Begründer der neuen Volkswirtlehre — Henry George — hat ökonomische Gesetze gefunden und richtig gestellt, nicht obgleich er nicht „Professor der Nationalökonomie" war, sondern weil er keiner war. Nicht vom Katheder aus hat er das Erwerbsleben des Volkes „studiert", sondern von der Pike auf, gleich einem preußischen Generalstabsoffizier, hat er erst die Praxis des Lebens und dann die Theorie kennen gelernt. Er hatte eine Lebenserfahrung hinter sich, als er seine Lehre niederschrieb. Er hatte — außer dem Vorzug, ein gottbegnadetes Denkergenie zu sein — auch noch das Glück, seine Erfahrungen in einem Lande zu sammeln, in dem er die Entwickelung eines Wirtschaftslebens von den ersten primitivsten Stadien an bis zur höchstentwickelten modernen Erwerbskultur miterleben konnte. Nur in Kalifornien und dem westlichen Amerika überhaupt, bei einer so rapiden Entwickelung war es möglich, die Vorgänge und ihre Wirkungen so scharf zu beobachten.

Was Goethe von seinen Gedichten sagte: „jede Zeile darin ist erlebt," kann George von seinen Beispielen und Bildern aus dem Leben sagen, die ihm, wie keinem andern, auf diesem Felde zu Gebote stehen. Die von ihm gefundenen Wahrheiten verdankt er in der Hauptsache selbstgewonnener Erfahrung und eigenem Nachdenken. Sie fußt nicht auf der Erfahrung anderer, auf Hörensagen, auf Schmökern und wertlosen Zahlen.

Die Schriften unserer gelehrten Volkswirte aber sind bis zum Überfluß voll von endlosem Kleinkram, der das Urteil verwirrt und jedem Gedächtnis entschlüpft. Vergebens warten wir, daß verallgemeinert und etwas entscheidendes vorgebracht werde. Vergebens warten wir auf eine Lösung der sozialen Frage von dieser Seite. Statt dessen schwillt der nationalökonomische Bücherhaufe mit den statistischen Tabellen immer mehr an. Wir brauchen Gedanken und erhalten immer mehr Thatsachen.

Nun ist es aber in der Volkswirtlehre nicht die Hauptsache, Thatsachen, wie Briefmarken, zu sammeln, sondern die richtige Methode zu finden, nach der man die Gesetze der Thatsachen feststellen kann. „Die Teile haben sie in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Genie, sagt man, sei der Sinn für das Wesentliche. Der zünftige Nationalökonom verkörpert meistens den Sinn für das Unwesentliche.

Die Pseudo-Wissenschaft der „statistisch-historischen Nationalökonomie" leistet das Äußerste an spezialistischem Wissen. Ihr gelehrtes Pedantentum verarbeitet fortwährend statistische Zahlen „wissenschaftlich". Selbst wenn die Zahlen richtig wären, so haben diese arithmetischen Methoden nicht mehr Wert, wie etwa das Zählen der Meereswellen zur Feststellung der Ebbe- und Flutzeit helfen könnte.

Die statistischen Nationalökonomen sind mit jenen Gelehrten zu vergleichen, die einst die Quadratur des Kreises suchten. Sie haben keine Ahnung von der absoluten Unberechenbarkeit des gesamten Erwerbslebens.

Über Handel und Gewerbe urteilt der Stubengelehrte stets als „Mechaniker". Er erkennt nicht, daß das Erzeugen und Verzehren von materiellen Gütern bei Völkern ein ebenso organischer Vorgang ist, wie das Kauen und Verdauen beim einzelnen Menschen. Man kann hier mit Bismarck sagen: „In allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig, wie in der Beurteilung irgend welcher anderer organischen Bildungen."

Es giebt mehr Dinge im Erdboden und in unserer Rentensteuer, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt! möchte ich den Herren noch zurufen. Und nichts gewährt eine größere Befriedigung, als auf dem Boden einer überlegenen Wahrheit zu stehen!

Ich gebe mich nicht der thörichten Hoffnung hin, die beiden Herren Gegner der George'schen Reform durch diese Widerlegung bekehrt zu haben. Denn: „Wir gestehen lieber unsere moralischen Irrtümer, Fehler und Gebrechen, als unsere wissenschaftlichen", sagt Goethe. Das kommt daher, weil das Gewissen demütig ist, und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmütig, und ein abgenötigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aber vielleicht tragen diese Zeilen ihr Scherflein dazu bei, die in der öffentlichen Meinung herrschende Unklarheit über die beiden Richtungen und über die George'sche Rentensteuer etwas aufzuklären.



Die Frauenfrage.

Von Käthe Schirmacher.
(Zürich.)

Ist sie heute wirklich noch eine „Frage"? Insofern sie praktisch noch nicht gelöst — ja; insofern ihre Existenz heute unbestritten — nein. — Die Frauenfrage hat allmählich die bekannten drei Stadien durchgemacht, das des Spottes und der Verachtung, der leidenschaftlich persönlichen Erörterung, der sachlichen Diskussion; damit ist sie aus einer „Frage" zu einer „Sache" geworden, und statt von „Frauenfrage" sollte man heute von „Frauensache" reden.

Ja, wenn man nur einmal so recht gründlich und offen darüber reden könnte, das wäre für beide Teile sehr wünschenswert. Nietzsche faßt das etwa in die Worte zusammen: „Reden wir nur davon, ihr Weisesten, ob es gleich schlimm ist, Schweigen ist schlimmer, alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig." Und es giebt viele solcher verschwiegenen Wahrheiten in der Frauensache. Die Frauen selbst, und gerade die weitsichtigsten unter ihnen — sind in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend, besonders Männern gegenüber, so daß es gar nicht leicht ist, ihre innersten Gedanken wirklich kennen zu lernen. Sie sind sehr zurückhaltend und das aus guten Gründen: erstens, weil sie es durchaus nicht immer mit jenen „Weisesten" zu thun haben, die Nietzsche anruft; zweitens, weil sie sich über die Tragweite, das Dynamit in ihren Ideen sehr klar sind; drittens, weil sie ihre Ideen erst ausprobieren wollen und nach experimenteller Methode verfahren. —

Und der Schriftsteller, der solche Frauen hat sprechen hören, glaubt, sein volles Herz nicht wahren zu können? Nun, der bekommt meist ein litterarisches Maulkörblein vor, und was er geradezu heraussagen wollte, muß er hinter die spanische Wand des Fremdwortes oder der Gedankenstriche flüchten. — — — — Da stehen sie, diese kleinen, schwarzen Ameisen; sie haben manchen Menschen vor dem Verbrannt- oder Gehängtwerden errettet. — Sie haben aber auch manchem tapferen Gedanken, mancher heilsamen Wahrheit das Leben gekostet und sind immer ein Zeichen dafür, daß an dieser Stelle etwas Totes, etwas Stummes verscharrt liegt, das eigentlich gern hätte leben und reden wollen: avis au lecteur! —

Also wir sprachen von der Frauensache, und ich machte Betrachtungen über deren unergründliche Tiefen. Das war vielleicht nicht ganz recht; denn was ist am Ende klarer als die Partei-Stellung in dieser Sache: hie Welf, hie Waibling — hier die Männer, da die Frauen, und — rein theoretisch

betrachtet — erstere, trotz ihrer vorteilhafteren Stellung, trotzdem sie die Sonne und den Wind nebst Staub im Rücken haben, zur Niederlage vorherbestimmt. Denn mit Lösung der Frauenfrage verliert der Mann eine Ausnahms-, eine Herrscherstellung, die er in absehbarer Zeit nicht wieder gewinnen wird — wenigstens nicht als Geschlecht; der einzelne mag und wird den Kampf darum wohl auf eigene Hand führen. Theoretisch betrachtet liegt die Sache aber so. Von dem bevorrechtigten Wesen wird der Mann zum gleichberechtigten, von dem übergeordneten zum nebengeordneten; die soziale Syntax löst sich plötzlich in lauter coordinierte Hauptsätze auf, und das „alte Verhältnis" von Haupt- und Nebensatz wird ins Fabelbuch geschrieben. Mit einem Wort, an die Stelle des aufgeklärten Despotismus tritt parlamentarische Regierung; oder, wie Frau von Suttner sagt: die Frau ist großjährig geworden, und das preußische Landrecht: „In gemeinschaftlichen Angelegenheiten giebt der Wille des Mannes den Ausschlag" — muß umgearbeitet werden.

Die Männer müßten nun Engel und nicht Menschen sein, sollten sie von dem Sockel, auf den Gewalt so wie wirkliche Leistungen sie gestellt haben, freudejubelnd heruntersteigen oder mit einem „bitte freundlichst" der Frau neben sich Platz machen. Es handelt sich hier um Größeres, als einen guten Sitz im Theater oder Tramway, den man wohl einer Dame abtritt; es handelt sich darum, einen Thron aufzugeben, und das haben von hunderten europäischer Monarchen meines Wissens kaum zwei vermocht. — Kein Wunder also, daß sehr viele Männer sich jetzt im Gegenteil erst recht groß und breit auf ihrem Thron hinsetzen und bei der geringsten Annäherung aufs Gröbste und Wütendste sich wehren. Das ist nicht hübsch, aber sehr menschlich — fast hätte ich geschrieben „männlich", denn, weiß Gott, man hat Entsagung seit zu langer Zeit der Frau allein gepredigt, als daß sie dem Manne geläufig sein könne.

Aber die Frauensache hat unter Männern auch ihre Freunde und Liebhaber; sie sind oft ein wenig Theoretiker dabei, weil eben ihre persönlichen Neigungen sich mehr auf das Weib richten, als auf die Frau; aber sie denken im Grunde zu klar, um einer ernst strebenden Frau ihr „Recht" vorenthalten zu wollen, mit dem kleinen Vorbehalt, daß sie für ihr Haus die „petite femme" vorziehen und bei der neuauftauchenden „grande femme" es nicht unterlassen können, die alten, kleinen Mittel versuchsweise immer wieder anzuwenden.

Es giebt aber auch Männer, die in der Frauensache nicht nur gerecht denken, sondern auch gerecht fühlen. Sie warten nicht, bis man sie bittet, den Platz zu räumen, sondern sie machen es sich zur Ehrensache, das freiwillig abzutreten, was ihnen nicht von rechtswegen zukommt. Mag ein solcher

Mann sich den Entschluß dazu in der „Republik“ des alten Plato geholt haben, oder aus den Aufsätzen des neuen Carneri, oder endlich aus den eigensten Erfahrungen seines modernen Lebens — gleichviel, er thut es um der Gerechtigkeit willen und um so voller, je sicherer er seiner selbst und seiner Kräfte ist. Denn es giebt wirklich Männer, die keines Vorsprungs bedürfen, um Frauen vorläufig im Wettlauf heute noch zu schlagen. So etwa denken Männer über die Frauensache — ob aber nicht auch sie manches verschweigen, manche Besorgnis für sich behalten, das mag dahingestellt bleiben. Denn es giebt thatsächlich, außer gerechten Männern, auch verschwiegene Männer, und ist in dem letzten Jahrzehnt gleich das männliche Geschlecht oft in etwas düsteren Farben gemalt worden — was wahr ist, muß wahr bleiben, und käme man in den Verdacht pro aris et focis zu kämpfen.

Und das geschieht wirklich. Pro aris et focis — für Haus und Herd kämpfen die Männer wie die Frauen heute in der vielgenannten Frauensache. Erstere, um ihren bevölkerten Herd nicht vereinsamen zu sehen, letztere, weil sie lieber einen einsamen Herd ihr eigen nennen wollen, als die longas catervas wartender Frauen ins Unendliche fortsetzen. — Aber ich bin vielleicht nicht verständlich genug: Solon, der alte Grieche, hat es vor grauen Jahren deutlicher gesagt, (er sagte es auf griechisch — und dabei ist ja das Nackte erlaubt) er sagte also: „Wir haben Courtisanen für unser Vergnügen, Konkubinen für unsere Bedienung, Gattinnen, die uns Kinder schenken und unseren Haushalt treulich führen.“ — Man halte es ihm zu gut, er war eben ein ungebildeter Grieche, der da hinten weit, bei der späteren Türkei und dem üppigen Asien wohnte; auch lebte er in alten Zeiten, wenn ich nicht irre im sechsten Jahrhundert vor Christus, in Zeiten, die vergangen sind; daher bei ihm dies unverblümt naive Geständnis, daß er, der Mann, zum mindesten drei Frauen braucht: die legitime Hausfrau, der er die legitime Rasse verdankt, er achtet sie, schützt sie — und langweilt sich bei ihr; die zweite, seine Sklavin, seine Leibeigene — eine Figur, die schon in der Geschichte des Erzvaters Abraham auftaucht, dort hieß sie Hagar, in Griechenland etwa Briseïs oder Polyxena, eine Figur im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn sie sagt an: Schach der Königin; die dritte endlich mit ihrem freien, emanzipierten Verstande, des Mannes Geist verstehend, vielleicht als Person zu achten, aber nicht als Stand, und mochte sie noch so hochbegabt sein, neben dem Mann, der die höchsten Ämter bekleidete, doch nur eine geistreiche Hetäre: er war und blieb dieser drei Frauen offizieller Herr und Meister, sie wurden etwas nur durch ihn.

Aber das sind ja eben alte, verjährte Sitten und Geschichten, die man aus sicherer Entfernung mit Recht als roh und ungerecht brandmarkt.

„Man“? ich hätte schreiben sollen „der Mann“; denn, es ist sehr seltsam, und ich fürchte, bald werden die Gedankenstriche kommen müssen: es giebt nämlich eine ganze Anzahl Frauen, die behauptet — nun, daß die Auffassung des Barbaren Solon heute in ganz Europa nicht nur besteht, sondern noch „zu Recht“ besteht. „Dies,“ sagen die Frauen, „ist der punctum puncti; wird hier nicht geändert, so hilft alles „Lösen“ der Frauensache nichts: das Haus ist aus dem Lot, man muß abreißen und neue Grundmauern legen.“ —

Nun frage ich: wie kommen Frauen auf solche Anschauungen? In der Mädchenschule haben sie die doch nicht gelernt, denn da werden sie unterwiesen von der Blüte akademischer Jugend, der weibliche Einfluß wird in den wichtigsten Entwicklungsjahren sorgfältig von ihnen ferngehalten, und es liegt doch auf der Hand, daß Frauen nur von Frauen solche Anschauungen lernen können, da Männer sie nicht teilen. — Auf Universitäten gehen die Mädchen auch nicht — da soll es ja allenfalls ein wenig bunt hergehen; aus Thekla Gumpert und Frieda Schanz lernen sie gewiß nur das Mannesideal kennen; die Kreuzersonate bekommen sie nicht zu lesen . . sollten etwa leichtsinnige Ehemänner aus der Schule geplaudert haben? Doch was ist da zu plaudern? Heute fordert der Kampf ums Dasein seinen ganzen Mann, wer hat da noch Zeit, wilden Hafer zu säen, und was Deutschland betrifft, so ist es eben Deutschland, das Germanien des Tacitus, der da sagt: etwas Heiliges und Göttliches verehrt der Germane in seiner Frau — und „sanctum aliquid et divinum“ lesen es seit Generationen die deutschen Primaner ihm nach. — Wenn das kein Beweis dafür ist, daß die Frauen irren, wenn sie die europäischen und besonders die deutschen Männer noch auf dem Standpunkt des Solon wähnen! Denn das kann doch keine Frau wissen, daß derselbe Knabe, der in Prima den Tacitus studiert, in Sekunda den Sallust gelesen hat, und zwar „die Verschwörung des Catilina“, ein Werk feinster Zerlegung, würdig der Feder eines Maupassant, die Schilderung eines Idylls von Mord, Gier, Ausschweifung und Frechheit, voll der herrlichsten indirekten Reden, der köstlichsten Akkusative mit folgenden Infinitiven, ein Meisterwerk lateinischen Stils, in dem die Frau eine der edelsten Rollen spielt. Kurz eine treffliche Schulung für den heranwachsenden Jüngling; — aber wie gesagt: welche Frau kann davon etwas wissen?

Und wenn sie etwas davon weiß? Oh, dann wird die Sache böse; das geht sie wirklich nichts an; sie sollte die Augen schließen; es ist nicht hübsch, wenn eine Frau um die Nachtseiten des Lebens weiß und nun gar davon spricht — — — — nein, hier muß ich Gedankenstriche machen.

Es ist also ganz unerfindlich, wie Frauen auf jene solonische Auffassung deutscher Zustände gekommen sind; wäre es aber erfindlich oder, wie manche behaupten wollen, gar berechtigt, so läßt sich da kurzer Prozeß machen: es

hat die Welt, es hat jeder Mann zehn, ja hundert Mittel, eine solche Frau oder solche Frauen so bloßzustellen, mit einem Wort, einem Lächeln, einem Achselzucken sie so herabzusetzen, daß ihnen die Lust zu weiteren Schritten vergeht, nicht wahr, das liegt auf der Hand?

Vielleicht ist es aber nicht klug, die Frau so zum äußersten zu treiben. Sie ist dann imstande, sehr unangenehm zu werden, und bekanntlich ist nichts unkluger, als einem Gegner zum Märtyrertum zu helfen, schon Seneca fand den Satz, daß non frustra nascitur qui bene moritur — und er ist ein glaubwürdiger Mann. — Daher ist es vielleicht besser, ruhig und sachlich das im Punkt der Frauensache zwischen den Geschlechtern bestehende Mißverständnis aufzuklären.

Es sind die Frauen, die eine Beschwerde führen. Kurz zusammengefaßt, lautet die Beschwerde wie folgt:

Die Frau behauptet, daß der Mann sie sich nur in einer der drei solonischen Kategorien vorstellen kann — seine Mutter und Schwester etwa ausgenommen; daß er sie als sachliche Arbeiterin, als Mensch — sich aber nicht denken kann; daß dies die Wurzel alles Übels ist, hier der Kernpunkt der Frauenfrage liegt und hier geändert werden muß.

Und diese Änderung würde bewirkt werden? Nun dadurch, daß eine Zahl Frauen auftritt, die als sachliche Arbeiter so allgemein anerkannt werden, die als Menschen, als Kulturmenschen so unbestritten dastehen, daß es von da an in das allgemeine Bewußtsein und in die öffentliche Meinung übergeht: die Frau sei Frau, sei Mensch in erster Linie und Weib nur da, wo Sachen und Gedanken schweigen, und Leidenschaft und Sinn in ihre Rechte treten.

Mit einem Wort: die Frau hört auf, nur Weib zu sein, und in der Gattung Weib, die bisher allgemein die einzig anerkannte war, bildet sich eine neue Art: die „Frau“ im eigentlichen Sinne, die „moderne Frau“.

Diese „moderne Frau“ ist nicht die Frau der Decadence, der Überreife und Überkultur, nicht die Frau, wie sie Bourget und Maupassant schildern: das Kind flatternder Geselligkeit, des Salons, der Mode, des geschäftigen Müßigganges. — Sie ist in erster Linie eine geistige Arbeiterin. In der Litteratur ist sie bisher fast noch gar nicht geschildert, wenigstens noch nicht naturwahr und ganz durchgeführt, und im Leben ist sie auch noch nicht anerkannt, sondern sucht sich erst ihren Platz zu erwerben.

Zu erwerben? Wir wollen es doch gerade heraussagen — zu erkämpfen. Und damit geht die Frauenfrage auf das Gebiet der Naturgeschichte über. Wenn etwas, so ist die moderne Frauenbewegung ein Beweis für den Darwinismus:

Hier ist eine Gattung, „das Weib“ — die durch jahrtausendjährige,

sich im Grunde gleichbleibende Lebensbedingungen nach einer, sich im Grunde gleichbleibenden Richtung hin gezüchtet worden ist. Kennzeichen der Gattung: das Ewig-Weibliche, Schönheit, Schwäche, Unterordnung und List. —

Nach mehreren Jahrtausenden dieser Züchtung traten nun Umstände ein, welche die bisherigen Lebensbedingungen der Gattung Weib verändern. — Die Angehörigen der Gattung beginnen, sich unbehaglich zu fühlen, ihre Existenz wird bedroht, d. h. diejenige Umgebung, in die sie mit ihrer bisherigen Organisation hinein paßten, wird ihnen entzogen; und eine andere Umgebung tritt langsam an die Stelle: die Familie, das Haus, worin das Weib gedieh, wofür es sich entwickelt hatte, entzieht sich ihm; die Welt ohne den Frieden der Familie und des Hauses tritt an seine Stelle. —

Was thun? Entweder Vertilgungskrieg der Spezies Weib unter einander, bis nur noch so viel Individuen übrig sind, wie in dem Überrest der alten Lebensbedingungen eine Existenz finden können — oder: Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse. — Zu ersterem läßt es eine vorgeschrittene neue Kultur nicht mehr kommen; die Gattung Weib betritt also den Weg natürlicher Anpassung. Wenn wir deutlich sprechen wollen: aus dem Zustand des geschützten und zugleich abhängigen Haustier-Weibes wird das unabhängige, ungeschützte Kampftier, die moderne Frau, oder kurzweg die Frau. — Und die Folgen dieser Anpassung? Nun, das Weib hat eine Reihe neuer Eigenschaften zu erwerben: Kraft, Mut, selbständigen Willen, drei Kampfmittel der Welt, drei neue Artzeichen, über welchen wahrscheinlich Schwäche und Unterordnung sich zurückbilden und verkümmern werden, List vielleicht bleibt, und bei der Schönheit die Sache noch unentschieden ist. Denn Schönheit kann dem Weibe, das sich zur modernen Frau entwickeln will, je nach Umständen verderblich oder dienlich sein. — Es eignen sich nun natürlich gerade solche Individuen zur Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse, die jene neuen Eigenschaften, Kraft und Mut, Willen, in der Anlage schon besitzen; sie sind die Stärkeren und Bevorzugten im Kampf ums Dasein und werden, falls die neuen Lebensbedingungen dauern, einmal die Überlebenden, die Anerkannten sein. — Nicht heute und nicht morgen, denn die Zahl ihrer Gegner ist sehr groß. Es sind von vorneherein alle, mit denen die neue Art als Arbeiter in Konkurrenz tritt, in erster Linie also die Gattung Mann; in zweiter Linie ist es die Gattung Weib selbst. Eigentlich sollten die Vertreter der Gattung Weib der Entwickelung der „Frau" allen Vorschub leisten, denn diese Entwickelung befreit sie anscheinend von ebensovielen Konkurrenten. Nun spielt hier aber ein seelisches Motiv herein: die Entwickelung zur Frau wird instinktiv als eine „höhere Entwickelung" empfunden, als etwas Neues, das immerhin reizvoll wirken könnte, und zwar reizvoll auf die Gattung Mann. Da diese Gattung

Mann aber die eigentliche Existenzbedingung der bisherigen Gattung Weib ausmachte, darf das Weib ihr Ein und Alles nicht unter einen neuen Zauber fallen lassen, und daher ist, im Prinzip, das richtige Weib auch eine Gegnerin der Frau: So etwa verfolgten in schlammigen Urwäldern die ungeschwänzten Weibchen einer Art die geschwänzten Schwestern, und was ausschließlich im Wasser lebte, verachtete die neu entstehende Art der Amphibien als eine rohe und freche Neuerung. Es ist eben schon alles einmal dagewesen.

Das Entstehen der Spezies „Frau" ist auch nichts Neues, oder besser: das Streben nach ihrem Entstehen ist nichts Neues. Im allgemeinen allerdings und in der großen, überwiegenden Mehrzahl ist das Weib, seit es existiert, Weib gewesen; so weit aber die Geschichte reicht, hat die Gattung Weib immer und immer wieder Individuen hervorgebracht, die über das Weib hinaus, die Entwickelung der Frau einschlugen. Der Umstand ist recht wichtig; er beweist, daß die Entwickelung des Weibes zur Frau nicht nur ein Produkt der Not ist, sondern ein der Gattung Weib natürliches, innewohnendes Streben, das sich immer wieder Bahn gebrochen, wo die Gelegenheit dazu gegeben wurde. Es bedeutet zugleich, daß die Gattung Weib ihre natürliche Entwickelung noch nicht vollendet hat, daß gewisse natürliche Anlagen dieser Gattung sich noch nicht ausgebildet haben, gewisse Organe noch nicht genügend benützt, ja infolge jahrtausendelangen, mangelhaften Gebrauchs geradezu verkümmert sind, während die anerkannten und gesuchten Eigenschaften des Weibes sich auf Kosten der nicht gewünschten ausbildeten. Auch hier wieder das Gesetz von Angebot und Nachfrage, ganz instinktiv befolgt.

Nur bei Frauen, die es nicht nötig hatten, oder es nicht für nötig hielten, sich marktfähig zu machen, werden sich also die ersten Ansätze des eigentlichen Frauentypus finden, und solche Frauen waren in erster Linie die Fürstinnen, in zweiter die Priesterinnen. In diesem Sinne sind die Königin von Saba, sind eine Reihe ägyptischer Prinzessinnen, die Seherin Kassandra und die Brukterin Veleda Vorläuferinnen der modernen Frauenbewegung: sie haben amtliche, vom Manne unabhängige Stellungen gehabt, und man hat sie unter einem Gesichtspunkt auffassen müssen, der nicht mit den drei solonischen Kategorien stimmt. — Neben ihnen stehen die kriegerischen Frauen, die ihr Leben für eine „Sache" in die Schanze schlugen, von Judith bis zu Jeanne d'Arc und Charlotte Corday; endlich die hochbegabten Frauen, wie Sappho, die sich Künsten oder Studien widmen, und zu denen heute im Prinzip alle gehören, die sich durch geistige Arbeit unabhängig machen, also die große Zahl der lehrenden, der schreibenden Frauen und der Künstlerinnen. — Aber auch weniger glänzende Vorläuferinnen der

Frauenbewegung sind zu nennen: manche von den „Hexen" des Mittelalters ist nur eine wissensdurstige Frau gewesen und gleich den alten Kräuterfrauen und den Hebeammen eine Vorläuferin der modernen Ärztin.

Auch darüber braucht man sich nicht im Unklaren zu bleiben, daß die griechischen und römischen Hetären gleichfalls Ahnen der modernen Frau sind: die geistige Kraft einer Aspasia ist ein Teil der Geschichte geworden, und damit bricht sich eine geistige Wertschätzung der Frau Bahn, die besonders in Frankreich heimisch geworden ist. Allerdings, es ist diese Scheidung zwischen dem geistigen und dem sittlichen Wert, wie er bei der Hetäre meist eintrat, nicht ganz ohne Folgen gewesen; sie ist vielleicht heute noch nicht vergessen, und vielleicht merkt die moderne Frau auch heute noch etwas davon, daß lange Zeit hindurch ein kluger Frauenkopf von leichten Sitten als untrennbar galt. —

Fürstinnen, Priesterinnen, Gelehrte, Künstlerinnen und Hetären wären also die Ahnen der modernen Frau; dazu gehören noch alle, die, unbekannt und ungenannt, mit Kraft und Mut sich über den Rahmen des Weibes hinaus entwickelt haben und sich, auch wenn sie einer der drei solonischen Kategorien angehörten, die Stellung der gleichberechtigten Frau erwarben. Jede von ihnen war ein Experiment der Natur, ein Schritt, mit dem die Natur versuchte, sich dem neuen Typus, dem Frauentypus, zu nähern. Die Bildung dieses neuen Typus hat jahrtausendelang gedauert und dauert noch heute; sie hat zahllose Versuche erfordert und zahllose Opfer. Hunderttausendmal ist das neue, sich entwickeln wollende Wesen von der alten, schon fertigen Spezies besiegt worden und getötet: es waren eben Übergangstypen vom Weib zur Frau, und Übergangstypen sind, eben weil sie über ihre gegebenen Daseinsbedingungen herauswachsen, meist nicht lebensfähig.

Wir wollen uns übrigens darüber keine Illusion machen, daß es eins der schwersten Geschicke ist, von der Natur zum Übergangstypus bestimmt zu sein, auch darüber nicht, daß die Reihe der Übergangstypen vom Weib zur Frau heute noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern im Gegenteil sich ungemein bereichert hat: jedes Weib, das heute durch Vererbung ausschließlich weiblicher Anlagen sich ausschließlich zum engsten Beruf des Weibes bestimmt fühlt, das gar keine Neigung und gar keine Kraft hat, sich zur Frau weiterzubilden und doch durch die Verhältnisse dazu gezwungen wird — ein jedes solches Weib ist ein Übergangstypus und kein beneidenswerter; denn es trägt auf unwilligen oder unfähigen Schultern eine furchtbar schwere Last. —

Übergangstypen sind aber auch diejenigen Frauen, die sich zwar voll und ganz als „Frauen" fühlen, denen aber entweder die Verhältnisse oder

ihre körperliche Anlage das wirkliche Ausbilden zum reinen, neuen Typus nicht gestatten. — Sie schleppen für gewöhnlich an einer erblichen Belastung in physischer oder materieller Hinsicht. Diese Tragödie ist heute auch sehr häufig, und es sind oft herrliche Formen, die die Natur unbekümmert verwirft. Sie verfolgt eben nur die Entwickelung der Species, und der Einzelne gilt ihr nichts.

Das Ziel von dieser Entwickelung ist anscheinend: alle Individuen, die als Weib nicht versorgt werden können, zum Kampf ums Dasein zu befähigen; den Hervorragenden unter ihnen freie Bahn zu schaffen und selbst eine große Anzahl derer, die als Weib leben könnten, in die Entwickelung der Frau hinüberzuziehen.

Täuscht nun nicht alles, so ist diese neue Typenbildung langsam im Siegen begriffen: das Weib entwickelt sich zur Frau, die einen passen sich den veränderten Lebensbedingungen an, die anderen suchen dieselben sogar, da sie von vornherein Anlagen dafür haben, Anlagen zu geistiger Arbeit und selbständigem Handeln, die in dem bisherigen Lebenskreis des Weibes verkümmert wären. —

Sollte nun der neue Typus endgültig siegen, so werden sich an diesen Sieg die folgenschwersten Veränderungen der Gesellschaft knüpfen: die Frau, als geistige Arbeiterin, als denkender Mensch, als Kulturarbeiter anerkannt, wird ihrer Unterdrückung oder Unterordnung entschieden entgegenarbeiten. Besonders wird sich diese Arbeit auf das sittliche Gebiet, auf zwei der solonischen Kategorien erstrecken. Und da sind nun, logisch, zwei Ausgänge möglich: entweder die Frau wird die Sittenfreiheit des Mannes nebst seiner Straflosigkeit auch für sich verlangen; oder sie wird verlangen, daß der Mann sich zu den sittlichen Grundsätzen der Frau bekehre. — Daß ersteres Verlangen gestellt werde, glaube ich nicht, die wirklich moderne Frau ist bei all ihrer Sachlichkeit, oder vielleicht gerade deshalb, keuscher als das Weib. Sollte es aber dazu kommen, und die Frau bei sittlichen Vergehen ebenso straflos sein wie der Mann heute, so würde die heutige Gesellschaft bald dem römischen Kaiserreiche folgen.

Es bliebe also als vorbeugende Maßregel, die Übertragung des Maßes auf den Mann, womit er seine Mutter, Frau und Schwester mißt. Eine Reihe Gedankenstriche würde dem erfahrenen Leser hier genügen; Gedankenstriche sind aber immer eine Feigheit, es ist entschieden tapferer, gerade herauszusagen, nicht daß „die Männer" also nicht gewillt seien, wohl aber, daß heute nur sehr wenige Männer sich hierzu verstehen wollen. Da bleibt nur einerlei zu sagen: Hier, auf diesem Gebiete, werden in den nächsten Jahrhunderten, oder vielleicht Jahrtausenden, Mann und Weib, Mann und Frau und Weib und Frau unablässig und unnachsichtlich zusammenstoßen,

und von dem endlichen Ausgang dieses Ringens wird das Schicksal der Gesellschaft abhängen. Es ist ein punctum puncti, über den die gebildete Gesellschaft sich selbst den Mund verboten hat, das aber deshalb noch nicht aus der Welt geschafft ist, an dessen Folgen die Gesellschaft leidet, „denn alle verschwiegene Wahrheit wird giftig“, sagt Nietzsche, von dem sie aber jeden fern hält, weil sie sich schämt, und gar wohl ruft: „Kreuziget ihn“ — den nämlich, der da wagt, den Mund aufzumachen. — Fragt man nun endlich: welchen Einfluß hat die ganze Frauenbewegung auf das Weib als Mutter und auf die Fortpflanzung der Rasse überhaupt, so sind auch da verschiedene Möglichkeiten zu erwägen: Sollte der Fall eintreten, daß es zum völligen Bruch zwischen Weib und Frau kommt, und letztere im ursprünglichen wie übertragenen Sinn „unweiblich“ würde — ein medizinisches Handbuch könnte sich hier noch klarer ausdrücken — so wäre der Staat gerechtfertigt, wenn er zur Unterdrückung der Frauenbewegung schritte und zugleich zur Einführung der Zwangsehe. Die Frauen ihrerseits dürften dann als gleiches Recht den Massenselbstmord beanspruchen. —

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint dieser häßliche Ausgang uns erspart bleiben zu sollen. Ist man doch seit einigen Jahren sogar schon von der Ansicht zurückgekommen, daß eine „moderne Frau“ notgedrungen häßlich und unsauber sein müsse; und weiter sind auch die schrecksamsten Philister in ihren Mutmaßungen kaum je gegangen. —

Nein, ich glaube nicht, daß die moderne Frau aufhören wird, Weib zu sein. Sie wird aber nicht immer Weib sein, und das ist der große Unterschied: in der Führung ihres Lebens und ihrer Geschäfte, da ist sie Frau, sachlich, ruhig und klar, und Weib nur, wo sie sicher ist, den Küraß mit vollem Vertrauen einmal abnehmen zu können. Und das wird, wenn ich nicht irre, selten sein. Denn die Frau ist bei weitem keine so leichte Eroberung wie das Weib; die Frau hat gelebt, gesehen und gedacht, wie der Mann: die Not der Zeit und der Kampf ums Dasein haben sie kaltblütig und überlegen gemacht; das früher alleinseligmachende Herz mag schlagen — Hand drauf und abgewartet, sie spielt ja viel zu hohes Spiel!

So etwa wird eine moderne Frau überlegen, thatsächlich „überlegen“, wo das Weib nur fühlte, und so wird es kommen, daß sie in vielen Fällen „ein guter Kamerad“ bleibt, wo das Weib in schneller Leidenschaft aufgeflammt wäre. — Die moderne Frau wird, bei aller Freiheit der Form, weit unzugänglicher sein als das Weib, weit schwerer zu gewinnen. Einmal gewonnen, ist sie aber ein weit wertvollerer Genosse. —

Es fragt sich nur, ob sie überhaupt als „Genosse“ gesucht werden wird, und ich glaube fast, daß sie vorläufig bei der geschlechtlichen Zuchtwahl ziemlich außer acht gelassen werden wird: sie ist noch zu neu, zu unbekannt

und zu unbequem zu erreichen, als daß der bestehende Typus ihr nicht noch eine Zeitlang vorgezogen werde. — Es ist auch sehr zweifelhaft, ob sich augenblicklich unter der Gattung Mann die Species befindet, die für sie paßt. Deswegen ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß gerade die ausgebildetsten Typen der modernen Frau, die, welche die neue Mischung von Weib und Frau bereits darstellen, unverheiratet bleiben. —

Wie dem nun aber sei, jedenfalls ist die Frauenbewegung im Steigen begriffen; der Idealismus der Zeit geht mit ihr, sie ist eine schaffende Bewegung und nicht mehr aufzuhalten. Wie alles in der Welt wird auch sie ihre Nachteile neben ihren Vorteilen haben. Ob aber letztere erstere überwiegen werden, ob die Frauenfrage eine fördernde Lösung finden wird, statt die Welt nur um einen neuen Widerspruch zu bereichern, das wird in letzter Instanz nicht von den Frauen allein abhängen, sondern davon, ob die „moderne Frau“ — ganz allgemein gesprochen — den „modernen Mann“ findet, nicht den Mann der Überkultur und nicht den Streber, sondern einen Mann, der, weder brutal noch schwach, seine Vorrechte aufzugeben und seine Rechte zu bewahren weiß.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Man hat geradezu das Bedürfnis, tausendmal gehörte Dinge auch einmal zu sehen,“ sagte sich der junge geistvolle Künstler Fritz Haß (einer aus der preußischen Stadt der reinen Vernunft), legte die Palette beiseit und setzte sich hin, um einen „Satirischen Zeitspiegel“ zu zeichnen, der sich gewaschen hat.

Auf zwölf Blättern macht Haß den Versuch, in teils realistischer, teils symbolistischer Darstellung die wichtigsten Stände und Erwerbszweige des heutigen Staatslebens kritisch zu beleuchten. Auf dem Titelblatt drückt er mit Kirchhof-Emblemen und einem Goethe'schen Grabspruch die allgemeine Tendenz seines Werkes aus: „Denn alles was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht.“ Ein Mephistowort kehrt auch auf einigen anderen Blättern wieder, z. B. auf dem der „Theologie“ gewidmeten:

„Im Ganzen — haltet euch an Worte,
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.“

Das Bild hierzu zeigt folgendes: Im Hintergrund, gleichsam als Wand, ein riesiges Kreuz (nur in weichen Umrissen), davor an einem Tisch hockt ein gähnender Pfaffe, ein aufgeschlagenes altes Buch vor sich, daneben eine moderne Weckuhr. In der Luft schwebt

ein dünnes Heiligenscheinchen. Unter dem Tisch steht ein niedliches Bähllämmchen auf Rädchen, das bekannte Kinderspielzeug.

Das Blatt „Medizin" zeigt als Bildrahmen ein großes Herz, auf einem Sarkophage stehend, vor dem sich eine ungeheure Abgottschlange in die Höhe reckt. In der Herzform erblicken wir eine medizinische Werkstatt, in der bekannten altertümlichen Ausstaffierung, auf dem Tisch einen frischen Kadaver, aus dessen Bauch ein roher, hemdärmeliger Kerl, das blutige Messer im Maule haltend, die Eingeweide herausgenommen, um über einem Kübel das Blut und sonstigen Unrat herauszupressen. Die Schlange züngelt gierig nach dem Blute. Auf der Höhe des Bildes thront eine Eule, daneben eine Fahne mit der Inschrift: „Nach Wörishofen!" Auf der Inschrifttafel vor dem Sarkophag:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen,
Ihr durchstudiert die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen, wie's Gott gefällt."

Zu dem Blatte „Industrie" hat Schiller den Spruch beigesteuert:

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund."

Aber die muntern Bundesbrüder sind lauter Todgeweihte, Fabrikarbeiter mit Todenschädeln statt lebendigen Köpfen. In unabsehbarer Reihe kommen sie aus einem großartigen modernen Fabriketablissement, bewaffnet mit ihrem Handwerkszeug, Hämmern und Hobeln. Ganz im Vordergrund sind die armen Kerle mit den Todenköpfen in emsigster Thätigkeit um ein Maschinenungeheuer gruppiert. Die Wand trägt neben dem Eingangsthor zum Fabrikhof die Tafel:

Fabrikprinzip:
Allgemeine Menschenrechte —
Europäisches Sklavenleben.

Ein sehr reiches Bild bilden „Handel und Kapital". Am Zuchthaus vorüber hat ihr Repräsentant — eine famose Kommerzienrats-Figur, mit Cylinder und Diplomatenbart, Schusterei, Rücksichtslosigkeit und Biederkeit im Gesicht — die goldene Höhe erklommen, wo er seinen Fuß auf einen geknebelten Mitmenschen setzt. Dahinter der Abgrund, in der Ferne verschwimmend ein Fluß mit dem Gewimmel der Dampfer und Kauffahrteischiffe. Im Vordergrunde steigen unzählige Hände aus dem Boden, Aktine krampfhaft umklammernd oder drohend auf den triumphierenden Ausbeuter auf der schwindelnden Höhe weisend.

Andere Blätter zeigen die „Landwirtschaft" (mit einer Menge von geistreich gruppierten Einzelheiten: Champagnerkübel des Junker-Großgrundbesitzers, Hundshütte des verzweifelten Kleinbauern, Steuerboten in Engelsgestalt, Gerichtsvollzieher mit dem Auspfändungsbefehl — daneben den Horazischen Vers: Beatus ille, qui procul negotiis) die „Justiz", „Royalismus und Anarchismus" und schließlich den „Schutz des Bestehenden" und das Schicksal der Völker im alles vernichtenden „Militarismus".

Der zeichnerische Vortrag ist zuweilen etwas vierschrötig — ganz dem Gegenstande angemessen — und stets voll Leben und Kraft. Einzelne Blätter sind so schlagend in echter Satire, so packend in unentrinnbarer Kritik, daß man sie nie mehr vergessen kann, sie gehen durch Herz und Nieren. Und die Eigenart des Urhebers dieser Blätter ist so stark, daß man an keinen anderen zeitgenössischen Meister erinnert wird, nicht an Oberländer, nicht an Harburger, nicht an Strahtmann — an keinen. Nur zwei Blätter rufen in Auffassung und Linienführung eine Erinnerung wach: „Theologie" und „Royalismus und Anarchismus" könnten vom alten genialen Wilhelm Kaulbach sein. Womit wir dem tapferen Fritz Haß kein geringes Lob gespendet haben wollen.

Bis auf ein Blatt („Royalismus und Anarchismus") war diese eminent moderne satirische Bilderreihe im Münchener Kunstverein und im Kunstsalon von Littauer ausgestellt. Auch in der bayerischen Abgeordnetenkammer wurde dieser böse „Zeitspiegel" der verdienten Beachtung und Ehrung gewürdigt: Häuptlinge des Ultramontanismus bleckten die Zunge und stießen grobe Worte aus. Fritz Haß, der junge Kunstriese, kann also mit seinem Erfolge zufrieden sein. Wir beglückwünschen ihn um so herzlicher, je seltener Köpfe seines Schlages aus der Masse der nachwachsenden Malergeneration, die sich in koloristischen Versuchen und tändelnden Symbolismen gefährlich weit vom Centrum der geistigen Bewegung entfernt, hervorragen. Haß besitzt nicht nur Technik, sondern auch Geist und Charakter. Seine Bilder fesseln nicht nur das Auge und ergötzen die Phantasie, sondern sie packen den ganzen Menschen — vor allem den ganzen Mann.

* * *

Im Festsaale der alten Akademie hat der polnische Maler Alexander Sereschefski sein Kolossalgemälde „Der Abschied der Verbannten am Grenzstein von Sibiren" vollendet und einige Tage zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt. Wenn das Werk, das eine Unsumme von Fleiß und Kraft in sich gesogen, trotzdem keinen gewaltigen Eindruck macht und in der Presse und im Publikum keine lärmende Erregung entfesselt, so liegt das daran: Sereschefski bannte in seine Darstellung zu viel persönliche Sentimentalitäten und zu wenig die tragischen Schauer echter Natur und leidenschaftlicher Größe. Hören wir, was der Künstler selbst zur Erklärung seines Gemäldes vorbringt:

„In früherer Zeit war für die Kriminalverbrecher der Grenzstein von Sibirien die letzte Etappe, an welcher der Verbannte noch Begnadigung erhoffen konnte. Bis dahin durften ihn die Seinigen begleiten.

„Fand dort eine Begnadigung nicht statt, so hatte der Deportierte, der jedes Recht auf alles ihm Angehörige verloren, von seinen Begleitern für's Leben Abschied zu nehmen, da eine Rückkehr so viel wie ausgeschlossen war.

„Schon lange hat die Praxis, die Verbannten hier zu begnadigen, aufgehört, damit aber auch die Begleitung seitens der Verwandten; aber der Brauch, am Grenzstein Abschied zu nehmen, ist unverändert geblieben. Der den Transport führende Offizier kommandiert „Abschied nehmen" und auf dieses Kommando beginnt eine der erschütterndsten Scenen. Es ist zwar nicht mehr ein Abschied von Verwandten, aber ein Abschied vom Leben, von der Heimat und von jeder Hoffnung.

„Nach 15 bis 20 Minuten, in denen jedem gestattet ist, seinem Schmerze freien Lauf zu lassen, beginnt der Weitermarsch.

„Diese letzte Viertelstunde am Grenzstein ist der Gegenstand des Bildes. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Typen der verschiedenen Verbannten in diesem schrecklichen Augenblick zu charakterisieren. — Politische und gemeine Verbrecher, alt und jung, Männer und Frauen der verschiedensten Volksstämme und Bildungsstufen unter dem gleichen seelischen Eindruck — das zu schildern habe ich mich bemüht.

„Wenn auch dreißig Jahre verstrichen sind, seit ich selbst als politischer Verbannter die dargestellte Scene miterlebt habe, wenn ich auch seit neun Jahren durch die besondere Gnade Seiner Majestät des russischen Kaisers in Freiheit gelangt, in München in Ruhe meiner künstlerischen Thätigkeit lebe, so ist in mir doch das Bedürfnis lebendig geblieben, jenen ergreifenden Moment, der sich dem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hat, in einem Bilde wiederzugeben.

„Ich habe in der Darstellung die Scene gemildert, so weit es mit der Wahrheit vereinbar war; weil ich mir lediglich eine künstlerische und zugleich psychologische Aufgabe gestellt habe und es nicht für ästhetisch halte, den Eindruck der Situation durch Wiedergabe der begreiflicherweise stets vorkommenden Brutalitäten ins Widerliche zu steigern."

Damit deckt der Künstler selbst in naiver Weise die Ursache der verhältnismäßig geringen seelischen Wirkungskraft seines Werkes auf. Unter dem Pinsel eines Wereschtschagin z. B. wäre dieses Stück Selbsterlebnis zu einem niederschmetternden Ereignis für jeden Beschauer, zu einem Dokument des zermalmenden Schicksals und zugleich zu einem welterschütternden Racheschrei des verbannten Volkes geworden, also zu einer künstlerischen und sittlichen Heldenthat: Sereschefski hat eine milde Erinnerung, eine blasse Marlitterei gemalt. Vorzüglich gemalt, mit Meisterhand. Aber nur das Format ist kolossal, der Inhalt ragt nicht über die — Gartenlaube hinaus. Man muß den Mut zur Größe, ja sogar zu den äußersten Exzessen der Wahrhaftigkeit haben, wenn man an solche Stoffe herantritt, um sie wirkungsvoll zu gestalten. Sereschefski hält das nicht für „ästhetisch" und nicht der „Gnade" des russischen Kaisers entsprechend. So hat er lieber an der Majestät der Kunst sich versündigt, statt gegen ästhetische und höfische Rücksichten zu verstoßen.

* * *

Einen spaßhaften, also nichts weniger als einen künstlerisch und ethisch markanten und modern ernsten Gegensatz zu dem zahmen Polen bildet der Heinrich Pudor neuester Wandlung in seiner „Einer-Ausstellung von Werken der bildenden Kunst, Frühling 1894". Hier schlägt die nur sich selbst verantwortliche Individualitäts-Idee, der Gedanke absoluter Selbstherrlichkeit Purzelbäume über sich selbst hinaus. Dieser Einer oder Einziger leistet sich u. a. folgende Bekenntnisse im Vorworte seines Katalogs:

„Ich trete also hier vor das Publikum hin, als einer, als ich, als Heinrich Pudor. Ich bin dem größeren Publikum bekannt als sogenannter Schriftsteller. Aber ich bin weder Schriftsteller, noch Maler oder Bildhauer, sondern eben Heinrich Pudor, welcher allerdings manchesmal malerische Stimmungen hat und zum Malen angeregt wird, manchesmal zum Bildformen. Hierin besteht nun in den Augen der Zünfte und Zunftkünstler gerade meine etwaige geringe Bedeutung. Und gerade hierin liegt thatsächlich die große Bedeutung. Ich „mache" nicht Bilder wie die heutigen Kunstmaler und verdiene nicht mein Brot damit: nein, ein Fachmann, ein Berufsmensch, ein „Kunstmaler" bin ich nicht: ich bin Heinrich Pudor. Aber gerade deshalb, weil ich nicht Fachkünstler bin, bin ich in diesem Sinne der erste wirkliche Künstler. . .

„Auch dies zeigt sich heute schon bei den Sezessionisten-Ausstellungen: an Stelle der fachmännischen zunftmäßigen, eingepaukten geist- und inhaltlosen einseitigen Verherrlichung des technischen Prinzipes tritt das Individualitätsprinzip, welches es mit dem Menschen Heinrich Pudor, nicht mit dem Kunstmaler „Heinrich Pudor" zu thun hat. Ich bin weder Schriftsteller, noch Komponist, noch Maler, noch Bildhauer, noch Verlagsbuchhändler oder sonst etwas, sondern eben Heinrich Pudor, ich bin einer, ich bin ich, und ich muß es mir höflich verbitten, mich bloß nach meinen schriftstellerischen oder musikalischen Leistungen zu beurteilen, ähnlich wie es Unrecht ist, wenn man die Erde nur nach dem Wasser und nach den Meeren beurteilen würde. Und so wenig als die Erde eine Facherde, also etwa eine Wassererde ist, so wenig bin ich ein Fachmensch, also etwa ein Kunstmaler."

Wohlgemerkt: Pudor als Pudor hat vollkommen das Recht, sich so über sich und seine Bestrebungen zu äußern, wie er's hier thut, aber er muß auch die ganze Wucht der Persönlichkeit, das ganze Können eines schöpferischen Meisters thatsächlich einzusetzen haben, um den großen Worten auch die entsprechenden Werte zu geben. Seine „Einer-Ausstellung“ im Hôtel Englischer Hof zeigt diese Werte nicht. Seine Persönlichkeit hat nicht genügende Wucht, sein Können auch nicht annähernd genügende Meisterschaft. Vielleicht, daß er als Maler oder Former noch ein Könner, ein Künstler wird. Was er heute zeigt, geht nicht über die Leistungen eines Dilettanten hinaus. Seine „Einer-Ausstellung“ ist eine Sammlung von Versuchen eines Kunstschülers, schlicht alltäglich und ohne Pudorsche Emphase gesprochen — zur Erregung öffentlicher Heiterkeit.

Man braucht sich nur die Frühjahrsausstellung der Münchener Sezessionisten in der Prinzregentenstraße unmittelbar nach den Pudorschen Kunstversuchen zu besehen, um des rechten Maßstabs für echte künstlerische Kunstbemühung und für anarchistisch überschnappte Ich-Kunstwerkerei sich aufs stärkste bewußt zu werden.

Ausführlicheres über diese sezessionistische Elite-Ausstellung im nächsten Heft.

* * *

Mit Konzertmusik wurden wir bis in den Frühling hinein dermaßen übersättigt, daß ich heute, wo die Amseln auf der Isarinsel vor meinem Fenster ihre süßen Liebeslieder singen, von den Kunstpfeifern und Kunststreichern in den heißen Konzertsälen kein Wort mehr sagen mag. Insonderheit nichts von dem neunjährigen Wunderknaben Raoul Koczalski, dessen herrliche Begabung für schöpferische und reproduzierende Klavierspielkunst hier durch sieben Konzerte geschleift wurde. Die Ausschlachterei frühreifen Genies in einem dreikäsehohen Kinde wurde nie wüster betrieben. Mammonismus!

In den Theatern gab's in der letzten Zeit wenig neues und für die moderne Entwickelung in dichterischer und darstellender Kunst Bedeutendes so gut wie nichts zu sehen.

Für das bayerische Volksstück scheinen sich keine Dichter mehr finden zu wollen. Da müssen nun die auchdichtenden Bühnenmitglieder sich selbst der Arbeit unterziehen, wenn sie in dieser dramatischen Gattung, die ihnen immer noch starke schauspielerische Erfolge sichert, mit Neuigkeiten vor ihr Publikum treten wollen. Gewöhnlich ist leider an diesen Neuigkeiten nichts neu, als der Titel und einige Dekorations- und Kostümstücke. So war's vor einigen Wochen mit dem Volksdrama der Schauspielerin Frau Hartl-Mitius „Der goldene Boden“ und so ist's jetzt wieder mit dem „Volksstück aus den Tiroler Bergen in vier Akten“ des Schauspielers Neuert „Der Herr Expositus“. Und wie die ähnlichen Arbeiten von drei oder vier anderen Dicht- und Spielkollegen am Gärtnertheater in den jüngsten Jahren spurlos vorübergegangen sind, so wird der neuesten Volksstückleistung des Herrn Neuert keine Nachwirkung erblühen. Neuert ist einer der tüchtigsten Volksschauspieler, und er hat sich in seinem „Expositus“, dem tadellosen ländlichen Hilfspriester, der über alle irdischen Anfechtungen triumphiert, zwar eine theatralische Glanzrolle, aber doch nur ein Stück geschrieben, das lange vor dem vierten Akte ausgespielt ist.

Im Hoftheater beherrschten die letzten Berliner Zug- und Kassenstücke von Kadelburg und Schönthan fast ausschließlich den Spielplan. Jetzt ist noch der bekannte Sardou mit seiner bekannten Madame dazu gekommen. Und bis diese Zeilen im Druck erscheinen, wird auch der Spruch über Schaumbergers Schauspiel „Die neue

Ehe" gefallen sein, ein Stück, das aus dem Buche uns mit hellen modernen Augen anblickt, aber doch nicht genug moderne Kühnheit atmet, um in der Entwickelungsgeschichte der Dicht- und Spielkunst einen ersten Rang einzunehmen.

Verwunderlich ist, daß auf dem Spielplan unseres Münchener Schauspiels die großen deutschen Musterwerke von Kleist, Friedrich Hebbel, Gustav Freitag neben den ewig gespielten Benediriaden fast keine Stelle finden. Hebbel wurde seit Jahren gar nicht mehr beachtet, Kleist und Freitag tauchen sehr selten mit je einem Werke („Der zerbrochene Krug" und „Die Journatisten") auf.

In der Oper sahen wir Professor Zengers „Wieland der Schmied" nach 13jährigem Schlummer eine laue Urständ feiern, und zwar in etwas verkürzter Gestalt. Das Textbuch hat den schweren Mangel, vollkommen uninteressant zu sein, während die Musik hervorragend undramatisch und trotz zahlreicher Anklänge an Wagner und eingestreuter Neologismen namhaft attmodisch ist. Es fehlt die geschlossene Einheit der wahrhaft schöpferischen Persönlichkeit. Professor Zenger ist ein gelehrter Musiker und scharfer Kritikus, auch ist ihm manch' ein hübsches Lied, manch' ein ansprechender Chor und in seiner Faustmusik manche reizvolle Einzelheit gelungen. Aber weder zu einem symphonischen Tongemälde noch zu einer Oper großen Stils reicht seine ursprüngliche Kraft. Sein erneuerter „Wieland der Schmied" ist nicht viel besser als Karl v. Perfalls erneuerter „Junker Heinz", der jüngst als Versöhnungsopfer auf der Hofbühne gar erbaulich dargebracht wurde.

Kunst stammt nicht von Kitzein.

Sie ist eine Wunderthat der Phantasie und zugleich eine intellektuelle, sittliche und soziale Verrichtung, mit Ludwig Pfau zu reden.

Das „Theater der Modernen".

Ein Kapitel aus dem Leipziger Kunstleben.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Leipzig ist bekanntlich die Centrale des deutschen Buchhandels, auch ist bekannt, daß Goethe, Schiller, Gellert und manche anderen Größen unserer klassischen Litteratur zeitweilig hier gewohnt haben, und da meint denn mancher, daß Leipzig infolgedessen eine bedeutende Litteraturstadt sein müsse. Das ist nun aber ganz und gar nicht der Fall. Eigentliches litterarisches Leben giebt es hier gar nicht. Unser Stadttheater bringt so gut wie keine Novitäten, und unsere sogenannten „Premièren" sind an anderen Bühnen schon vielfach ausprobiert, bevor sie uns zu Gesicht kommen, ja die litterarisch interessanten Neuheiten bekommen wir überhaupt nicht zu sehen — kurz, wir leben hier, wie man so sagt, „in der Provinz".

Und damit ist der Bewohner der Pleißestadt auch ganz zufrieden. Er ist vor allen Dingen Geschäftsmann und das andere interessiert ihn wenig. Auch der Buchhandel ändert daran nichts. Die Millionen und aber Millionen Bücher, die in unge-

zählten Ballen auf den Lagern der Verleger, der Kommissionäre und der Barsortimenter liegen, sind eben nur „Ware" und als solche so unfruchtbar wie das auf den Kornböden der Großspekulanten aufgespeicherte Getreide, das auch erst dann Frucht tragen kann, wenn es „draußen im Reich" in die weiche Ackerfurche fällt. Leipzig produziert bedrucktes Papier und handelt damit, wie es die tausenderlei anderen Artikel seiner vielfältigen Industrie hervorbringt und vertreibt.

So merkte man denn in der deutschen Buchhändlerstadt gar nicht, daß sich in den letzten zehn Jahren die deutsche Litteratur völlig umgestaltet hat; denn was geht die Litteratur den Buchhandel an? Zwar war auch hierher eine dunkle Sage gedrungen, daß es Leute gäbe, die sich „Moderne" nennen sollten — das seien aber ganz entsetzliche Menschen, die sich unter dem Deckmantel der Kunst nur in allen Abscheulichkeiten und Lastern wälzten, die das Heiligste zu zerstören trachteten, die Moral abschaffen wollten, und was dergleichen Scheußlichkeiten noch mehr waren. Solche Tendenzen schienen den Bewohnern der Pleißestadt natürlich ungemein verwerflich — denn sie sind im höchsten Maße dazu geeignet, das „Geschäft" zu stören. Vor einigen nebelhaft in der Luft herumschwirrenden Namen wie Zola, Ibsen u. s. w. bekreuzte man sich von jeher, und nun sollte es auch noch Leute geben, die gewissenlos genug waren, diese stinkenden ausländischen Kloaken in das gemütliche kinderreine deutsche Schrifttum hineinzuleiten — und das nannten sie „Moderne Dichtkunst", welche Schändlichkeit! Zum Glück passierte so etwas nicht in der guten frumben Stadt Leipzig, sondern höchstens an anderen ganz und gar korrumpierten Orten, in Berlin, München, Wien oder sonst wo in irgend einem modernen Sodom oder Gomorrha.



Emil Meßthaler, Direktor des „Theaters der Modernen".

Und nun geschah plötzlich das Unerhörte. Eine Schauspielertruppe meldete sich an, die ausschließlich mit modernen, d. h. mit realistischen oder naturalistischen Theaterstücken hier gastieren wollte. Natürlich konnte diesen Leuten keines der drei unter der Direktion

des Stadttheaters stehenden Häuser zur Verfügung gestellt werden, obgleich z. B. das Carolatheater, das eine sehr gut eingerichtete und geräumige Bühne aufzuweisen hat, fast immer leer steht und höchstens an den Sonntagen benützt wird. Die unbequemen Eindringlinge mußten sich also mit dem Theatersaal des Krystallpalastes begnügen, dessen Bühne es an den allernötigsten Dekorationen u. s. w. fehlt, und in dem das Sprechen infolge der sehr mangelhaften Akustik äußerst erschwert ist — jedenfalls gehen alle feineren Nuancen, alle intimen Stellen, an denen besonders das moderne Drama so reich ist, verloren. Das Debüt wurde also den Leuten recht schwer gemacht, ganz abgesehen davon, daß im Krystallpalastsaal gewöhnlich Chansonetten, Jongleure, dressierte Wundertiere und sonstige Spezialitäten ihr Wesen treiben, und darum das „Theater der Modernen" in den Augen vieler guter Bürger äußerlich auf den Tingeltangelstandpunkt herabgedrückt wurde.

Aber die Truppe ließ sich nicht irre machen. Sie kündigte ihr Gastspiel im Krystallpalast an.

Nun ging das Gezeter in der Presse los.

Zuerst trat in seinem neugegründeten Orgänchen „Neuland" der durch verschiedene merkwürdige Prozesse „berühmte" Antisemitenhäuptling Erwin Bauer auf und schrieb in Nr. 4 seiner Wochenschrift:

„Der Naturalismus der „Modernen" wird nun auch in Leipzig seinen Einzug halten, — freilich nicht im Stadttheater, dem wir dafür Dank wissen, daß es das kunstsinnige Publikum bisher mit wertlosen Experimenten zu Nutz und Frommen der Unnatur auf der Bühne verschont hat, wohl aber im Theatersaale des Krystall-Palastes. Ein „Theater der Modernen", das irgend ein Meßthaler leitet, wird die diesjährige Ostermesse benutzen, um, von München kommend, die Leipziger mit der Aufführung eines Teiles jener Bühnenstücke der naturalistischen Jüngsten zu beglücken, die es anderswo nur ausnahmsweise bis zur zweiten oder dritten Aufführung gebracht haben. Diese „Modernen" werden ihr Leipziger Gastspiel am 14. März mit Sudermanns „Sodoms Ende" beginnen und dann noch die unfreiwilligen Tragikomödien „Jugend", „Einsame Menschen", „Gespenster" und „Therese Raquin" zur Darstellung bringen. Wir nehmen von dieser Ankündigung Notiz, weil es auch über Leipzigs Mauern hinaus die weitesten Kreise interessiert, welche Darbietungen die Hauptmesse in Pleiße-Athen in Aussicht stellt. Die Leipziger Kunstfreunde aber werden sich endlich durch den Augenschein überzeugen können, daß vom Naturalismus und von der „Moderne" der deutschen dramatischen Dichtkunst das Heil nicht kommen wird."

Diese kuriose Ankündigung konnte natürlich kaum ernst genommen werden, zudem wird sie bei der geringen Verbreitung, deren sich die Bauersche Wochenschrift in Leipzig erfreut, wohl nicht vielen Bewohnern unserer Stadt zu Gesicht gekommen sein, kann also kaum geschadet haben. Sie sei hier auch nur als Merkwürdigkeit angeführt, da sie von einem Führer derjenigen Partei herrührt, die sich mit Vorliebe immer und überall als die „deutsche" ausspielt. — Aber nun kam das schwere Geschütz.

In der tonangebenden Zeitung Leipzigs, im „Leipziger Tageblatt" vom 9. März 1894 rückte ein Litteraturprofessor, nämlich Professor Karl Biedermann mit folgendem „Eingesandt" an:

„Nach einem Ausspruche Schillers sollte die öffentliche Schaubühne „eine Schule des Edlen und Schönen" sein. Eine neuere Schule von Dramatikern, die der sogenannten „Modernen", macht sie dagegen zu einer Stätte des Unschönen, ja nicht selten des Unsauberen. Sie schildert mit Vorliebe solche Situationen, in denen die

Grundsätze der Moral, welche in unserer bürgerlichen Gesellschaft gottlob noch als maßgebend gelten (wenn sie auch thatsächlich bisweilen verletzt werden), als überlebt und abgethan erscheinen. Der Vorwand, als ob durch ein tragisches Ende der Helden oder Heldinnen dieser Eindruck verwischt oder als ob durch die Ausmalung solcher Scenen nicht ein Gefallen daran, vielmehr ein Abscheu dagegen erweckt werde, trifft erfahrungsmäßig nicht zu.

„Wir Leipziger sollen nun, laut Anzeige im „Tageblatt" vom 1. März, mit einem von München kommenden eignen „Theater der Modernen" beglückt werden — zunächst auf die Tage „vom 14. bis 22. März" — in der Charwoche! — „dann wieder im Mai" — wahrscheinlich auf längere Zeit. Dieses Theater „soll alle jene Dramen aufführen, die gar nicht oder nur versuchsweise auf unseren ständigen Bühnen gegeben werden." Offenbar sind das solche, welche die ständigen Theater ihrem Publikum aus Anstandsrücksichten nicht zu bieten wagen. Das in eben jener Nummer vom 1. März vorläufig mitgeteilte Repertoire des „Theaters der Modernen" bestätigt dies. Am 3. März ward aber statt dessen als erste Vorstellung „Sodoms Ende" von H. Sudermann angekündigt (mit dem Zusatz, „dasselbe werde voraussichtlich mehrere Male zur Aufführung kommen"), ein Stück, welches unseres Wissens bisher auch nur in Berlin und in Zürich gegeben worden ist. Im „Tageblatt" vom 7. März wurde auch das wieder abgeändert, an die Stelle des Sudermannschen Stückes eines von Zola gesetzt, dabei aber die Erwartung ausgesprochen, „dasselbe werde die gleiche Zugkraft ausüben, wie das Sudermanns"; es sei „außer auf dem Theater der Modernen noch an keiner deutschen Bühne gegeben worden." Die hier ausgesprochene „Erwartung" ist offenbar auf die, wenn sie zuträfe, sehr beschämende Voraussetzung gegründet, daß Zolas Name nicht bloß als des Altmeisters dieser ganzen „modernen" Richtung, sondern insbesondere als eines Ausländers auf jedes deutsche Publikum eine um so stärkere „Zugkraft" üben müsse.

„Unser Leipzig hat sich bisher, auch seitdem es „Großstadt" geworden, von dem zweifelhaften Ehrgeiz freigehalten, mit Großstädten wie Berlin oder München in Nachahmung ihrer Sitten oder Unsitten wetteifern zu wollen. Wir beneiden weder Berlin um seine „Freie Bühne", welche nur zu oft eine Ablagerungsstätte für den Schmutz der Litteratur zu sein scheint, noch München um sein „Theater der Modernen". Der gesunde Sinn unseres Publikums hat sogar manche der Stücke abgelehnt, die auf einem der ständigen Theater Berlins Erfolg gehabt hatten. Sollte nicht derselbe gesunde Sinn unserer Bürgerschaft stark genug sein, um die Festsetzung eines „Theaters der Modernen" in unserer Stadt entweder zu verhindern oder doch unschädlich zu machen? Wo nicht, so werden hoffentlich wenigstens die Väter und Mütter des nachwachsenden Geschlechts ihrer Pflicht gegen dieses eingedenk sein und ihre Töchter und Söhne vor der Berührung mit den unsauberen Geistern der „Modernen" bewahren!"

Hier hatten wir also wieder die alten Beschuldigungen und Verdächtigungen der modernen Schriftsteller. Das durfte nicht ohne Erwiderung bleiben, und obgleich ich allem Zeitungsgezänk persönlich feind, so glaubte ich mich diesmal der Diskussion doch nicht entziehen zu dürfen und schrieb folgende Abfertigung in der „Leipziger Gerichtszeitung":

Herr Professor Karl Biedermann und das Theater der „Modernen".

Seit einigen Tagen kleben Zettel an den Anschlagsäulen, die Aufführungen einiger „moderner" Dramen, d. h. solcher Stücke ankündigen, von denen heutzutage jeder spricht, die jeder, der sich für die Entwickelung unserer Litteratur in Wahrheit interessiert, gelesen hat oder gelesen haben sollte, die aber verhältnismäßig noch sehr

wenige Leute auf der Bühne gesehen haben, weil sie unsere „ständigen" Theater aus allerlei, teils entschuldbaren, teils unentschuldbaren Gründen bis jetzt ablehnen.

„Diese Zettel und einige darauf bezügliche Zeitungsnotizen scheinen in der Versammlung der in ewiger Seligkeit thronenden Litteratur-Perücken-Götter einiges Unheil angerichtet zu haben. Die Wächter des „Schönen und Guten" glauben, daß in Leipzig die Götterdämmerung demnächst anbrechen werde, und Herr Professor Karl Biedermann (siehe Leipziger Tageblatt) stößt als Heimdall in sein gellendes Horn. In seinem Feuereifer hat er sich aber leider in der Tonart vergriffen, und statt des Schlachtrufes des Götterwächters vernehmen wir das Zischeln Loges.

„Nach einem Ausspruch Schillers — so beginnt der Herr Professor — sollte die öffentliche Schaubühne eine Schule des Edlen und Schönen sein." Daß Schiller gegen die „Modernen" ausgespielt wird, das sind wir schon gewohnt; die guten Leute, die solches thun, wissen oder bedenken aber zumeist nicht, wie sehr sie dadurch ihren Heros herabsetzen, der seiner Zeit auch ein „Moderner" war — und was für einer! und der von den Litteraturprofessoren seiner Tage ebenfalls als ein Zerstörer alles Edlen und Schönen 2c. 2c. gebrandmarkt wurde, weil seine Gestalten — welche Unanständigkeit! — ohne Puder und Schönpflästerchen auftraten. Auch Schillers Stücke berührten zu ihrer Zeit „höchst peinlich", und selbst der Vorwurf des Schmutzes ist dem edelsten Dichter der Deutschen von seinen Zeitgenossen nicht erspart geblieben. Wenn heutzutage bei unserer bürgerlichen Gesellschaft Schillers Revolutionsdramen, z. B. die „Räuber", diesen peinlichen Eindruck nicht mehr hervorrufen, so kommt das allein daher, weil seit jener Zeit die Menschheit um ein Jahrhundert fortgeschritten, und weil in diesem geistigen Heereszuge das Gros der Menschheit, und mit ihm sogar unsere Universitätsprofessoren, die doch meist noch ein wenig hinter dem Gros zurückzubleiben pflegen — heute nun glücklich an der Stelle angelangt sind, wo vor hundert Jahren erst die vorderste Spitze stand; unsere Spitze, unsere Plänkler sind inzwischen aber schon wieder weit vorausgeeilt. Wer aber nicht glauben will, daß z. B. die Räuber, die man doch heute mit den Kindern in der Schule liest, vielen Leuten ebenso anstößig gewesen, wie heute die Stücke der „Modernen", der möge die Kritiken der damaligen Zeit, oder nur die Vorrede Schillers zu seinem Drama nachlesen, in welcher der Dichter sein Werk gegen den Unverstand seiner Zeitgenossen verteidigen und seinem Publikum weitläufig auseinandersetzen mußte, daß sein Stück kein unmoralisches sei. Ja, diese Verteidigung des Dichters wurde damals — wie man auf noch heute erhaltenen Exemplaren sehen kann — zu Nutz und Frommen der Zuschauer sogar auf dem Theaterzettel mit abgedruckt. — Und Schiller will man gegen uns ausspielen! Wahrhaftig, wenn er heute leben würde, er — der unter dem ancien régime für die französische Revolution, der in der verschnörkelten Zopfzeit für Rousseau schwärmte — er würde zu unserer Fahne schwören, er würde heute, wie damals, ein Moderner sein, und Professor Karl Biedermann würde die guten, frommen Leipziger vor seinen Stücken warnen.

„Nun zu dem sogenannten Unschönen oder Unsauberen! Wie Schiller und die großen Heroen unserer Litteratur haben die Modernen den Kampf aufgenommen gegen die Korruption unserer Zeit. Sie finden, daß eine Moral, die, wie sich Herr Professor Biedermann so hübsch ausdrückt, „in unserer bürgerlichen Gesellschaft gottlob noch als maßgebend gilt", die aber „thatsächlich bisweilen verletzt wird", und ganz selbstverständlich verletzt wird, wobei die bürgerliche Gesellschaft das Zartgefühl ihrer Mitmenschen nur insofern zu schonen sucht, daß alles hübsch „anständig" zugeht, d. h. daß das, was im Dunkeln geschieht, auch hübsch im Dunkeln bleibe; — sie finden, daß sich eine solche

Moral thatsächlich und in Wahrheit überlebt hat. Damit wollen sie aber nicht behaupten — wie der Herr Professor implicite anzudeuten scheint, daß wir deshalb überhaupt keinerlei Moral mehr anerkennen, d. h. das offen thun sollen, was die Sittenrichter unter dem Deckmantel ihrer „maßgebenden“ Moral vielfach schon längst im Geheimen ausüben, nein, sie behaupten im Gegenteil, daß wir eine neue Moral brauchen, die vielleicht weniger „maßgebend“ ist, dafür aber mehr befolgt wird. Daß ein solcher Kampf nicht durchweg mit Glacéhandschuhen ausgefochten werden kann, und daß die Modernen hierbei manches freie Wort sprechen müssen, ist selbstverständlich. Von diesem Rechte der Redefreiheit und der Freiheit der derben Rede haben die edelsten Geister der Menschheit stets Gebrauch gemacht, und wer die Modernen deshalb verdammen wollte, der müßte ebensogut einen Luther, einen Shakespeare, ja einen Goethe und Schiller verdammen. Vor allen Dingen aber müßte der Herr Professor auch über unsere ganze bei der „bürgerlichen Gesellschaft, in welcher die Grundsätze der Moral 2c. 2c. noch gelten“, gegenwärtig beliebte Bühnenlitteratur, er müßte über den größten Teil des Repertoirs aller jener von ihm als Moralwächter aufgestellten „ständigen“ Theater den Stab brechen; denn gerade die hier gespielten und bei einem Teil des Publikums so beliebten Stücke, z. B. alle Operetten, alle neueren Possen, der größte Teil der sogenannten Lustspiele, ganz abgesehn von den sogenannten Sittendramen der oft und gern aufgeführten französischen Autoren, behandeln Verhältnisse, die ganz und gar nicht mit der bürgerlichen Moral, ja überhaupt mit keiner Moral übereinstimmen. Man bedenke nur, daß das stehende Lieblingsthema bei allen unseren Bühnenstücken der mehr oder weniger liebenswürdig dargestellte Ehebruch ist! Der Unterschied zwischen der alten und neuen Richtung besteht nun hauptsächlich darin, daß in den oft aufgeführten, von Vätern, Müttern, Söhnen und Töchtern einmütig belachten und bejubelten Stücken der sogenannten „idealistischen“ Richtung die moralischen Fragen frivol, in den Stücken der naturalistischen oder realistischen Modernen aber mit sittlichem Ernst behandelt werden.

„Der Satz ferner, daß mit besonderer Vorliebe ausgemalte abscheuliche Scenen „erfahrungsmäßig“ keinen Abscheu erwecken sollen, klingt im Munde eines Tugendwächters mehr als sonderbar. Er beweist sehr wenig Vertrauen zu den eigenen idealen Grundsätzen. Wir Modernen haben in dieser Hinsicht einen etwas stärkeren Glauben an unsere eigenen Lehren. Wir wissen, daß bei einem gesunden Menschen, und vor allem bei der gesunden Jugend, widrige Dinge stets Abscheu hervorrufen müssen; nur bei älteren Wollüstlingen, an denen nichts mehr zu verderben ist, pflegt manchmal das Gegenteil der Fall zu sein, das wird mir jeder Psychologe bestätigen. Bei den Modernen kommen aber mit Wollust und um ihrer selbst willen ausgemalte abscheuliche Scenen ebensowenig vor als bei den großen klassischen Dichtern, und wenn die Modernen starke Scenen der Sache wegen vorführen müssen — wobei sie aber hinter den starken Stellen und Ausdrücken eines Shakespeare oder Goethe meist noch zurückbleiben — so werden ihre Zuschauer, wie die der Klassiker, durch die Schönheit und Erhabenheit der Dichtung oder durch die sittliche Idee des Stückes leicht über solche zum Ausdruck dieser sittlichen Idee unumgänglich notwendige Scenen hinausgehoben. Wer fühlt bei der Liebesscene zwischen Siegmund und Sieglinde — in welcher die Philister zuerst nur den Incest zu erblicken vermochten! — bei den Scenen zwischen Faust und Gretchen oder zwischen Faust und Helena, wer fühlt beim Anblick eines nackten Götterbildes unreinen Sinnenkitzel? Höchstens traurige Wollüstlinge — erfahrungsmäßig.

„Der Herr Professor ergeht sich dann in seinem Eingesandt über Stücke, die aufgeführt werden sollten, aber wieder abgesetzt wurden. Ich halte mich nur an die vier

Stücke, die heute auf dem Repertoir des Theaters stehen: „Therese Raquin“ von Zola, „Gespenster“ von Ibsen, „Jugend“ von Max Halbe und „Einsame Menschen“ von Gerhart Hauptmann.

„Merkwürdig ist, daß der Herr Professor die drei letzteren Dramen, die doch auf dem Repertoir standen, unerwähnt läßt, und sich nur an „Sodoms Ende“ von Sudermann und Zolas „Therese Raquin“ hält. Darin scheint mir eine gewisse Absichtlichkeit zu liegen; denn der Herr Professor scheint zu wissen, daß die beiden von ihm angeführten Stücke zu den schwächeren gehören — die anerkannt guten Stücke, — die auf dem gegenwärtigen Repertoir die Mehrzahl bilden! — hütet er sich aber zu erwähnen.

„Den halbmodernen Sudermann lasse ich beiseite. — Zolas Drama „Therese Raquin“, das mit den deutschen „Modernen“ an und für sich gar nichts zu schaffen hat, ist allerdings ein Stück, das besonders auf deutschen Bühnen nicht notwendigerweise aufgeführt zu werden brauchte. Ein so großer Epiker Zola ist, ein Dramatiker ist er ganz und gar nicht. Die Freie Bühne hat das Stück seinerzeit, in ihrer Sturm- und Drangperiode, zur Aufführung gebracht — mit wenig reellem Erfolg; es war eben ein Experiment, nichts weiter. Daran mag der Herr Professor sehen, daß trotz seiner „erfahrungsmäßigen“ Behauptung widerwärtige Scenen bei dem zumeist aus jüngeren Leuten bestehenden Auditorium der Freien Bühne kein Wohlgefallen hervorriefen. Zur Notiz für unser Leipziger Publikum sei indessen bemerkt, daß „Therese Raquin“ lange nicht so widerlich wirkt, wie die an einer ganzen Reihe von Abenden bei ausverkauften Häusern aufgeführte französische Tanzlragödie „Jean Mayeux“ (Buckelhans), die fast ausschließlich aus gemeinen Scenen besteht, und wo, was doppelt gemein ist, nur die Gebärden sprechen. Zudem fehlte dem „Buckelhans“, abgesehen von einiger verlogenen Rührseligkeit, jede sittliche Idee, ja, jede vernünftige Idee überhaupt. Und doch sah ich zu meinem Erstaunen Mütter und Backfischlein sich daran ergötzen — und kein Heimdall stieß in sein Horn.

„Über Ibsens „Gespenster“ zu reden und Ibsen gegen den Herrn Professor Biedermann zu verteidigen, wäre beinahe eine Beleidigung den gebildeten Lesern gegenüber. Das Stück ist in der ganzen Welt und zwar von den Anhängern wie von den Gegnern der modernen Litteraturbewegung als eines der bedeutendsten Werke eines großen Dichters geschätzt und anerkannt. Daß es dennoch gewisse Leute peinlich berührt, mag ja sein; denn wir haben es hier, statt mit dem so oft variierten Thema von den „ungeratenen Kindern“, zur Abwechslung einmal mit einem Drama von den „ungeratenen Eltern“ zu thun. Da pflegen denn naturgemäß viele Eltern über Pietätlosigkeit zu schreien. Das wird aber wenig helfen; denn die Jugend ist da, und sie hat das Recht zu leben, und in der Welt- wie in der Litteraturgeschichte werden immerdar die Söhne über die Väter zu Gericht sitzen — und wehe der Generation, die durch ihre Söhne, die durch die Jugend verurteilt wird.

„Halbes „Jugend“ ist ein Liebesdrama von so zarter Innigkeit, so voll Frühlingsduft und Schönheit, daß man schon auf Shakespeares „Romeo“ oder auf die Gretchenscenen im Faust zurückgreifen muß, um einen Vergleich in unserer üblichen Bühnenlitteratur zu finden. Wie man da von Unschönheit oder gar von Unsauberkeit reden kann, ist mir einfach unbegreiflich.

„Bezüglich des Gerhart Hauptmannschen Stückes „Einsame Menschen“ kann ich nur wiederholen, was ich in meiner Studie über die Dramen dieses Dichters (Die Gesellschaft, 1893, Heft 10) darüber gesagt habe.

„Das Friedensfest“ ist gleichsam das düstere Chaos, aus welchem das wunder-

bar klare und schlichte Drama „Einsame Menschen“ hervorgeht. In den Charakteren des „Friedensfestes“, besonders im alten Scholz und den beiden Brüdern, drängen und gären die Ideen der neuen Zeit bereits, aber alles ist noch in Aufruhr, nichts ist abgeklärt, nur blitzartig zuckt es hie und da auf, wie in einer Wetterwolke. Daher auch der ungemein düstere und bedrückende Charakter des ganzen Stückes. In den „Einsamen Menschen“ dagegen haben wir bereits zwei völlig abgeklärte „moderne“ Charaktere: Johannes Vockerat und Anna Mahr. Diese treten nun in Gegensatz zu den Charakteren der „alten Zeit“, die im Stücke, wie heutzutage noch im Leben, natürlich die Mehrzahl bilden; sie sind eben die „einsamen Menschen“, einsam als vorgeschobene Plänkler der Zukunft, unverstanden von der Gegenwart und unter diesem Unverständnis ihrer Umgebung leidend. Die Tragik der ihrer Zeit vorauseilenden Genialität ist wohl noch niemals schöner, ruhiger und klarer dargestellt worden, als in Hauptmanns „Einsamen Menschen“. Besonders aber zeigt sich hier die große Genialität des Dichters in der Darstellung der Vertreter der alten Zeit. Wie prächtig ist der alte, fromme Vockerat gezeichnet, und seine Frau! Wie menschlich schön die Frau Käthe, des Johannes Vockerat Gattin, mit ihrer unbegrenzten Hingebung, ihren Hausfrauensorgen und ihrem leichten Anflug von nur allzubegreiflicher Eifersucht. Das ist es ja eben: nicht nur der moderne, der „einsame“ Zukunftsmensch leidet in und an seiner Umgebung, sondern er selber verursacht den Seinigen keine geringeren Qualen, ja diese Qualen, die die Menschen der Vergangenheit durch einen solchen in ihrer Mitte auftauchenden Zukunftsmenschen erdulden müssen, sind vielleicht noch herber als die Schmerzen des unverstandenen Genies, weil ihnen die frohe Zuversicht auf die Zukunft fehlt, die den wahrhaft modernen Menschen — nicht den Findesiècler und Décadent — immer wieder stärkt und aufrichtet. Darum können moderne Menschen, wie Johannes Vockerat und Anna Mahr auch entsagen, denn sie wissen: hinter ihnen zieht die neue Zeit doch triumphierend herauf. Und diese neue Zeit wird und muß unfehlbar triumphieren, selbst wenn ihre ersten Vorkämpfer, wie Johannes Vockerat, an den kleinlichen Nadelstichen des Lebens zugrunde gehen. Die „Alten“ aber sind dieser Hoffnung bar, sie sehen ihre Welt nur in Trümmer gehen, hinabsinken in das Meer der Vergangenheit — hoffnungslos. Die Jungen, die Modernen, erleben täglich den Weltmorgen der Schöpfung, die Alten wohnen allstündlich der Götterdämmerung bei. Dieser tragische Kampf ist so alt, wie die Menschheit selber, er klingt uns aus der Antigone und aus dem Hamlet ebenso gut entgegen, wie aus den „Einsamen Menschen“ Hauptmanns, wenn er auch, den äußeren Umständen gemäß, jeweilen andere Gestalt annimmt.“

„Herr Professor Biedermann muß diese Stücke gar nicht kennen, sonst könnte er nicht solche Behauptungen aufstellen. Und wenn er sie nicht kennt, noch nie gelesen oder gesehen hat, so ist es von einem Manne in seiner Stellung zum mindesten sehr leichtfertig gehandelt, wenn er in einem öffentlichen Blatte nicht nur in ästhetischer Beziehung den Stab darüber bricht, sondern sie auch noch der Gemeinheit und Unsauberkeit zeiht, und ihre Autoren, die ganz entgegen der Mehrzahl der heutigen, nur mit Rücksicht auf die Tantième arbeitenden Bühnenstückfabrikanten, nach dem Höchsten in der Kunst streben und auf solche Weise ihre Ideale nicht mit verlogenen schönen Phrasen, sondern in Wirklichkeit und mit der That hochhalten, mit Schmutz bewirft.

„Wenn der Herr Professor dann schließlich noch sonderbarer Weise an die „bekannte“ Sittlichkeit Leipzigs appelliert und diese „bekannte“ Sittlichkeit der „ebenso bekannten“ Unsittlichkeit von Berlin oder München entgegenstellt, so kann sich gewiß auch der beste Leipziger Patriot eines Lächelns nicht erwehren. Denn wir wissen alle,

daß unsere Stadt in dieser Hinsicht anderen Großstädten nicht viel nachgiebt, ja in allerjüngster Zeit schien es sogar, als ob unser gutes Leipzig durch ein paar besonders kräftige Skandale — die aber nicht von den Modernen ausgingen, sondern in den guten bürgerlichen Kreisen passierten (Saxonia, Bayerische Straße u. s. w.) — seinen Schwesterstädten den Rang ablaufen wolle.

„Auch das muß der Herr Professor wissen. Wo steckt also der „unsaubere Geist", Herr Professor?

„Ich kenne das Münchener Ensemble, das hier diese modernen Stücke aufführen will, nicht, ich weiß nicht, ob es seiner Aufgabe gewachsen sein wird, aber gegen dieses Ensemble richtet sich der Angriff des Herrn Professors auch gar nicht, sondern gegen die Autoren, gegen die litterarische Richtung, und darum fühlte ich mich als der einzige hier wohnende Vertreter dieser Richtung und derzeitiger Leiter derjenigen Monatsschrift (Die Gesellschaft), welche diese Richtung zuerst in Deutschland inauguriert und die meisten derjenigen Autoren, denen die Regeneration unserer Litteratur zu verdanken ist, in das deutsche Schrifttum eingeführt hat, verpflichtet, den, wie ich annehmen will, auf Unkenntnis der Sachlage beruhenden Anschuldigungen des Herrn Professor Biedermann entgegenzutreten."

Im „Leipziger Tageblatt" trat übrigens auch Dr. M. K(ormann) mutig für die Modernen ein. „Eben ist in Leipzig — so schreibt er — auf dem Gebiete der modernen bildenden Kunst ein mehr in der Stille sich abspielender Kampf zu gunsten dieser entschieden worden: Max Klingers „Salome" ist für unser Museum angekauft, und damit haben die Männer, die über diesen Ankauf zu entscheiden hatten, bewiesen, daß sie gewillt sind, feinfühlig der Kunstentwickelung zu folgen und nicht eigensinnig und einseitig den alten Idealen nachzujagen und nörgelnd neben der jungen Kunst herzulaufen. Da wird jetzt nun eine Künstlertruppe angekündigt, die das beabsichtigt, was unser Theater bisher versäumt hatte: unserem Publikum ein Bild vom Schaffen und der Leistungsfähigkeit unserer modernen dramatischen Dichter vorzuführen. Jedoch das, was auf kleinen Provinzbühnen schon geschehen ist: die Aufführung der meisten der angekündigten Stücke scheint in der Großstadt Leipzig nicht ohne Kampf vor sich gehen zu wollen."

Dann wendet er sich gegen die Anschuldigung der Unsittlichkeit und fragt:

„Wo sind z. B. in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" die Stellen, durch die sich feinfühlige Frauen verletzt fühlen können, und wo ist in Ibsens „Gespenstern" eine verwerfliche Moral zu finden, da doch das ganze Stück durchzittert ist von dem furchtbaren Gesetz, daß der Väter Sünde sich rächt an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied? Und in Max Halbes „Jugend" stirbt die Heidin nicht infolge einer Laune des Dichters, sondern sie muß zugrunde gehen aus derselben Notwendigkeit, wie die schuldbeladenen Helden der großen Tragödien. Das Zolasche Stück bliebe allerdings besser unaufgeführt, es ist undeutsch in seiner brutalen Mache und sittlichen Tendenz."

Nun mußte auch Leipzigs „maßgebender" Kritiker, Rudolf von Gottschall, das Wort ergreifen. Rudolf von Gottschall befindet sich nun aber den „Modernen" gegenüber in einer etwas mißlichen Lage, sobald er nämlich im „Leipziger Tageblatt" über sie referieren soll. Gottschall ist ein viel zu gewiegter und feinsinniger Kritiker, um die Bedeutung der Modernen nicht einzusehen; darum hat er ihnen in der neuesten Auflage seiner Litteraturgeschichte, wenigstens so weit sein Standpunkt es erlaubte, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. In seiner Litteraturgeschichte spricht Gottschall eben zur Nachwelt, und vor der möchte er sich doch nicht allzusehr blamieren. Im

„Leipziger Tageblatt" aber spricht er zur Mitwelt, und ganz speziell zur Leipziger Mitwelt, zu all jenen braven Leuten, die sich vor dem Ungeheuer der Moderne bekreuzigen und zudem zu jenem Publikum, von dem er wünscht, daß es in seinen eigenen Epigonendramen den Hort der Schönheit erblicke. Dieses Publikum, dieser gemütliche Leipziger Philister, der des Morgens beim „Schälchen Heeßen" die Kunst- und Börsenberichte des „Leipziger Tageblattes" zu sich nimmt, würde sich gewaltig wundern, wenn der Herr Hofrat plötzlich die Modernen anerkennen, wenn er sie mit derselben Freimütigkeit behandeln wollte, wie in seiner Litteraturgeschichte, die der Leipziger Tageblattphilister ja niemals liest —, und so muß sich der moderne Nachfolger Gottscheds eben winden und biegen, um nicht an allen Ecken und Enden mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Was ist da also zu thun? es müssen also beide gestreichelt werden, die Modernen und der Philister.

Zuerst wird das Theater der Modernen als eine Art „Spezialitätenbühne" à la Berliner Residenztheater hingestellt. „Eine solche" — meint der Herr Hofrat — „kann manches Drama zur Aufführung bringen, welches ein Stadttheater, das sich an das große Publikum wendet und die verschiedensten Genres vertritt, ablehnen muß." (Warum?) „Die Tendenz einer solchen Spezialitätenbühne ist ja bekannt; es braucht sich niemand dorthin zu verirren, wer mit derselben nicht einverstanden ist, und wenn in unserem Blatte neulich darauf hingewiesen wurde, daß diese Stücke sich nicht für die Jugend eignen, so ist eine solche pädagogische Rücksicht gegenüber einem Theater der Modernen jedenfalls beachtenswert, und der aufgepflanzte Strohwisch, der verbotene Wege anzeigt, dürfte nach dieser Skala hin nicht ignoriert werden."

Also der „Strohwisch" ist berechtigt; aber die Aufführungen der „Spezialitätenbühne" sind ebenfalls berechtigt; denn die Zeitungen sprechen alle schon von diesen Stücken und Hauptmanns „Einsame Menschen" sind sogar an der Wiener Burg aufgeführt worden, belehrt Gottschall seine Leser weiter, ja er ist sogar so gnädig, die Autoren als „zum Teil talentvoll" zu bezeichnen. Aber „die Modernen" sollen sie sich nicht nennen dürfen. —

Natürlich! Denn wenn die Realisten und Naturalisten „modern" sind, so sind am Ende die heutzutage dichtenden Idealisten und Epigonen „unmodern" — also veraltet! Das ist schlimm, sehr schlimm — da wären vielleicht auch die Jambentragödien des Herrn Hofrat unmodern. Gottschall redet sich bei dieser doch eigentlich recht sekundären Namen- und Titelfrage in einen großen Eifer hinein und meint dann: „Modern ist alle echte Poesie der Neuzeit." Darin kann ich Herrn von Gottschall nur beistimmen, insofern er unter „echter Poesie der Neuzeit" nicht zufällig in unseren Tagen entstandene Dichtungen versteht, sondern solche, die vom Geist der Neuzeit durchdrungen sind. Und wenn er dann weiter ausruft: „Es giebt Gott sei Dank auch einen modernen Idealismus sowohl in Bezug auf den Inhalt, der die herrschenden Ideen des Jahrhunderts mit Begeisterung erfaßt, als auch mit Bezug auf die Kunstform, die nicht in schwächlicher Naturnachahmung aufgehen darf," so kann ich nur versichern, daß ich diesen Idealismus mit aller Kraft herbeisehne, daß ich ihn aber leider bei denen, die sich heute Idealisten nennen, selbst wenn sie sich in ein noch so schönes Jambengewand hüllen und ein ganzes Lexikon schillerscher Redewendungen ins Feld führen, nicht entdecken kann — viel eher ist dieser Idealismus bei jenen zu treffen, die, wie Gottschall sich ausdrückt, „krasser Lebenswahrheit huldigen". In seiner Schlußbehauptung aber: „Niemals wird von der einseitigen Richtung, die jenes Stichwort ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, eine Wiedergeburt der deutschen Bühne ausgehen," hat sich der Herr Hofrat aber augenscheinlich im Tempus vergriffen; das Futurum ist hier falsch

angewandt; denn die Wiedergeburt der deutschen Bühne ist bereits von dieser Richtung ausgegangen. Seit den Dramen Hauptmanns ist sie eine Thatsache geworden, der Umschwung ist bereits vollzogen, und auch der neue Idealismus wird an den fest auf dem Boden stehenden Hauptmann anknüpfen und sich ganz und gar abwenden müssen von den verblaßten Dramen einer verwässerten Epigonenkunst. Die „Weber" und die „Einsamen Menschen" und in einem gewissen Sinne auch das „Hannele" sind eben die Wiedergeburt der deutschen Bühne.

Herr Professor Biedermann ergriff dann noch einmal im Tageblatt das Wort. Er brachte aber nichts Neues mehr vor, machte nur eine tiefe, unendlich tiefe Verbeugung vor dem Herrn Geheimen Hofrat Dr. Rudolf von Gottschall, dem berühmten Verfasser der Poetik und dem tonangebenden Kritiker unseres Theaters, der ihm gewiß punkto der Unsittlichkeit recht geben werde und schließt dann mit den Worten: „Daß die Thätigkeit des „Theaters der Modernen", zumal eine länger fortgesetzte, für die Hebung der Sittlichkeit in unserer Stadt nicht eben ersprießlich sein dürfte, das ist und bleibt meine feste Überzeugung, und sie würde es auch dann bleiben, wenn ich damit allein stände."

Und er stand schließlich thatsächlich allein mit seiner Behauptung. Der Erfolg des Theaters der Modernen hat ihn glänzend widerlegt.

Diese ganze Polemik hatte sich vor dem ersten Auftreten der Modernen abgespielt und für das Unternehmen die denkbar größte Reklame gemacht. Gleich am ersten Abend war daher der Theatersaal des Krystallpalastes ausverkauft. Halbes „Jugend" wurde frisch und flott gespielt und gewann die Herzen der Zuschauer im Fluge. Das Stück war auch so recht geeignet, all die Dummheiten, die über die Modernen und ihre „Unsittlichkeit" vorgebracht worden, aufs gründlichste zu widerlegen. Allerdings kamen nicht alle Zuschauer dabei auf ihre Rechnung — nämlich diejenigen nicht, die so was recht Saftiges, Hautgoûtdurchtränktes, so ein rechtes Pariser Fabrikat vermutet hatten — eben nach den Andeutungen des Professor Biedermann hatten vermuten müssen. Diese fanden sich sehr enttäuscht.

Vor mir saßen z. B. ein Herr und eine Dame, zwischen denen sich vor und nach den einzelnen Akten ungefähr folgendes Gespräch entwickelte:

Vor dem ersten Akt: Sie: Ja, man geht eben doch hin, man möchte die Sache aus eigener Anschauung kennen lernen. —

Er: Es soll übrigens ja gar nicht so schlimm sein. Aber, Sie begreifen, man muß gegen solche Ausschreitungen doch stets protestieren. Wenn so was ins große Publikum dringt — — —

Nach dem ersten Akt: Sie: Ich habe wirklich nichts Schlimmes gefunden.

Er: Aeh — nein — der erste Akt war sogar — wie soll ich sagen, — etwas öde. Diese Pfarrergeschichte — — — aber es kommt schon noch — — —

Nach dem zweiten Akt: Er: Nein so etwas — das sind ja Moralpredigten!

Sie: Es ist aber ganz nett. Ich hätte allerdings mehr vermutet.

Er: Da kommen solche Leute nun von „Berlin" (sic!!) und führen bei uns solche Stücke auf, es ist ja unerhört — das sollte verboten werden.

Nach dem dritten Akt: Er: Und Das soll modern sein! (Zischen!!)

Der gute Herr hatte seinen Thaler für den Fauteuil umsonst ausgegeben, die sehnlichst erwarteten Schweinereien zeigten sich nicht — daher die Verstimmung. —

Von solchen Elementen aber abgesehen, errang Halbe's „Jugend" einen glänzenden Erfolg. Und unter demselben begeisterten Beifall gingen an den folgenden Abenden Ibsens „Gespenster", Zolas „Therese Raquin", Hauptmanns „Ein-

same Menschen", Sudermanns „Sodoms Ende" und schließlich noch Maupassants „Musotte" in Scene.

Über die Stücke selber braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden; die Leser der Gesellschaft sehen auf den ersten Blick aus der Aufzählung der Titel, daß es sich um ein ziemlich buntes Gemisch sehr verschiedenwertiger Dramen handelt, die alle nur das Eine gemein hatten, daß sie in Leipzig noch nicht aufgeführt waren.

Gespielt wurde im ganzen gut, stellenweise sogar sehr gut. — Offengestanden, ich war zuerst etwas bange, es könnte durch direkt ungeschickte Darstellung dem Ansehen der modernen Dramatiker mehr geschadet, als genützt werden. Diese Befürchtung schwand aber gleich nach der ersten Vorstellung. Wir haben es hier mit keiner Virtuosentruppe zu thun, ja von eigentlichen tadellosen Leistungen kann man kaum sprechen; die Truppe besteht zumeist aus sehr jungen Leuten, aus Anfängern, wenn man will. Aber das ist hier kein Fehler — im Gegenteil, es ist ein Vorzug. Diese jungen Leute gehen mit einem Feuereifer und einer Begeisterung an ihre Aufgabe, die man bei alten „eingeschulten", d. h. in der Theaterroutine eingerosteten Schauspielern vergeblich suchen würde. Es handelt sich ja hier auch um Schöpfung einer neuen Bühnenkunst für das neue Drama, und dieses Problem, an dem sich schon sehr berühmte Meister die Zähne ausgebissen haben, ist nicht so leicht und spielend auf einmal zu lösen. So ist also doppelt anzuerkennen, wie brav sich die Meßthalersche Truppe im großen und ganzen hielt, und man darf es nicht zu scharf beurteilen, wenn hier und da — z. B. in einzelnen Scenen der „Einsamen Menschen", die vom Autor beabsichtigte Stimmung nicht völlig erreicht wurde. Wer weiß, welche Schwierigkeiten der Schauspieler gerade bei der Darstellung der so ungemein komplizierten Charaktere des modern-realistischen Dramas zu bewältigen hat, da ihm ja meist jede Schablone, jedes Cliché, ja überhaupt jedes Vorbild fehlt, und er also alles das, was der Darsteller der alten Stücke schulmäßig erlernen und sich durch Nachahmung aneignen kann, selbständig und frei schaffen muß, konnte von dem Ernst und dem Fleiß, mit welchem diese jungen Künstler an ihre Aufgaben herantraten, nur sehr sympathisch berührt werden.

Direktor Meßthaler ist ein sehr begabter Schauspieler, der sich besonders für die Darstellung moderner Décadent-Charaktere eignet. Das Krankhafte, das Pathologische ist sein Fach. Er spielte den Oswald in den „Gespenstern" und den Willy in „Sodoms Ende" in ganz freier Manier, ohne Pose, ohne Pathos, ja sogar ohne Schminke. Besonders die große Scene der Erkrankung Oswalds im letzten Akt der „Gespenster" gelang ihm vorzüglich; der epileptische Anfall war von geradezu erschreckender Naturwahrheit. Störend wirkte der Anklang an den bayerischen Dialekt, der besonders in Norddeutschland, wo man ein schärferes Ohr für gutes Sprechen hat, unangenehm auffallen muß.

Wohl das verwendbarste Mitglied der Truppe ist Hans Godeck. Unermüdlich, Abend für Abend, stellte er seinen Mann, und zwar stets in großen Rollen: Pfarrer Hoppe (Jugend), Pfarrer Manders (Gespenster), Laurent (Therese Raquin), Johannes Vockerat (Einsame Menschen), Dr. Weiße (Sodoms Ende). Besonders sein liebenswürdiger Pfarrer Hoppe und sein skeptischer Dr. Weiße waren vollendete Leistungen. Der Künstler, den der Theaterzettel auch als Regisseur nennt, ist erst 21 Jahre alt. Wenn ihm die Glücksgöttin, die sich auf den Brettern noch launischer zeigt als anderswo, günstig ist, kann er es noch weit bringen.

Auch die Herren Rippert und Martini verdienen Lob. Ersterer excelliert in Charaktermasken, in sogenannten „Chargen", wie der technische Ausdruck lautet. Nur darf er des Guten nicht zu viel thun; denn die moderne Dramatik verpönt alle äußere

Übertreibung. Sehr annehmbar war sein Professor Riemann in „Sodoms Ende“, auch sein Pastor Collin in den „Einsamen Menschen“ und sein Grivet in „Therese Raquin“ waren recht brav. Letzterer ist ein biederer Väter-Darsteller, der besonders als alter Vockerat vielen Beifall fand. Auch als Amandus in Halbes „Jugend“ erzielte er treffliche Wirkung durch seine naturgemäße Darstellung kretinischer Idiotie.

Von den Damen verdienen besonders die Schwestern Agnes und Meta Bünger hervorgehoben zu werden. Beide zeigten sich als äußerst vielseitige Künstlerinnen. Fräulein Agnes Bünger exzelliert besonders in der Darstellung jugendlicher Charakterrollen. Gleich am ersten Abend gewann sie die Zuneigung des Publikums durch ihr Annchen in Halbes „Jugend“. Sie und Herr Alexander Kökert vom Weimarischen Hoftheater, der den Hans äußerst frisch und natürlich gab, trugen das meiste zum Erfolg des für das ganze Gastspiel so wichtigen ersten Abends bei. Auch ihre Therese Raquin war eine gute Charakterstudie. Sie versteht überhaupt zu charakterisieren, eine Fähigkeit, die besonders bei Darstellerinnen jugendlicher Rollen so selten angetroffen wird. Fräulein Meta Bünger gab Frau Alving in den „Gespenstern“ und Frau Käthe Vockerat („Einsame Menschen“) nicht unsympathisch; ihre Madame Raquin und ganz besonders ihre Mutter Janikow (Sodoms Ende — besonders in der Scene zwischen Frau Janikow und Frau Adah im dritten Akt) können als künstlerisch voll ausgereifte Studien bezeichnet werden. Noch ein Vorzug: Fräulein Meta Bünger spricht sehr gut.

Einen besonders günstigen Eindruck machte das gute Zusammenspiel des Ensembles. Da giebt es kein Sich-hervor-thun-wollen an unpassenden Stellen, kein über den Rahmen der dichterischen Gestalt Hinausgehen, um persönlich zu glänzen und die Mitspielenden zu verdunkeln, kurz nichts von alledem, was man gemeinhin als „Virtuosentum“ — im schlechten Sinne — zu bezeichnen pflegt. Aber solche Kulissenreißereien sind in modernen Stücken auch gar nicht nötig; denn hier sind alle Gestalten vom Dichter gleich liebevoll ausgearbeitet, und Figuren wie die Wäscherin in Hauptmanns „Einsamen Menschen“ oder der Kretin in Halbes „Jugend“ fordern ganzes künstlerisches Können, ebensogut, wie die sogenannten Hauptrollen. Es giebt in einem wirklich modernen Stücke eigentlich keine „undankbaren Rollen“, und darum brauchen die Schauspieler, um zur Geltung zu kommen, auch nicht mehr zu den unkünstlerischen Mitteln zu greifen, wie sie bei den Darstellern der alten Schule beliebt und gebräuchlich sind.

Der Erfolg des „Theaters der Modernen“ war, wie schon bemerkt, an allen Abenden ein durchschlagender. Es war ein sehr gutes Publikum erschienen, und dieses Publikum erklärte sich für die Modernen. An diesem Erfolge konnte die gestrenge Kritik natürlich nicht rütteln, sie mußte ihn einfach eingestehn. Selbst Rudolf von Gottschall schreibt schon nach der ersten Vorstellung: „Die Stimmung des Publikums war keineswegs eine ungünstige; nach dem zweiten Akt des gestern aufgeführten Liebesdramas von Max Halbe: „Jugend“, und auch am Schluß machte sich zwar einige Opposition geltend, aber sie vermochte nicht durchzudringen gegenüber dem überaus lebhaften Applaus der großen Mehrheit des Publikums.“ Da aber natürlich an diesem Beifall der „moderne“ Autor nicht schuld sein kann, so fährt der Herr Hofrat fort: „Es läßt sich indes schwer entscheiden, ob ein solcher Beifall dem Stück oder den Schauspielern gilt.“ Nein, Herr Hofrat, es läßt sich dies hier gar nicht schwer entscheiden. Nach allem Vorhergegangenen gelten bei dieser Première, — wie bei Premièren überhaupt — Opposition und Beifall vor allem dem Dichter und mit ihm der modernen Richtung, und erst in zweiter Linie den Schauspielern. Damit soll das Verdienst der letzteren nicht geschmälert werden. Herr von Gottschall aber ist ein so langjähriger und gewiegter Theaterkritiker, daß ihm

dieses Unterscheidungsvermögen auch innewohnen muß. Aber natürlich, wenn es sich um eine Première der Moderne handelt, dann ist die Sache zweifelhaft, handelt es sich aber um eine Première der „Maria Padilla" oder des „Schuiröschens", so gilt aller Beifall dem Autor und höchstens das Zischen den Darstellern. Sela.

Über das Stück selber glaubt der maßgebende Kritiker mit ein paar vornehm sein sollenden Witzeleien von oben herab absprechen zu können. Hier zwei Stilproben: „Der dritte Akt beginnt mit einer zwar wohlmotivierten, aber doch unerquicklichen katzenjämmerlichen Stimmung, hat einige lebhaftere Scenen, verläuft aber dann ganz in eine Sackgasse und endet mit einem Knalleffekt, in welchem auch nicht einmal eine tragische Lösung für das aufgestellte Problem liegt. Im Grunde kann man von einem Problem gar nicht sprechen; nur der alte triviale Satz: „Jugend hat keine Tugend", wird hier durch ein dramatisches Beispiel illustriert." Später heißt es: — — „in dem gefährlichen Zwischenakt zwischen dem zweiten und dritten Akt kommt es sogar zu einem nächtlichen Besuch Annchens bei Hans, der von dem nachschleichenden Amandus entdeckt wird. Große Niedergeschlagenheit; der alte Pfarrer selbst verliert sein Gleichgewicht, der Kaplan triumphiert — was soll nun werden? Vielleicht eine Heirat in absehbarer Zeit; alles zerbricht sich darüber den Kopf; was aber soll aus dem Drama werden, das doch auf eine Anstellung von Hans nicht warten kann? Selbstmordgedanken liegen den Liebenden fern. Glücklicherweise haben wir ja den verrückten Amandus zur Hand, der ebenso eifersüchtig wie hungrig ist und bereits in einer nicht nur für das Liebespaar, sondern auch für die Kenner der dramatischen Technik bedrohlichen Weise mit dem Gewehr gespielt hat — der Blödsinn schießt die Heldin des Stückes und damit das Stück tot — und in der That bleibt der Kritik nichts übrig, als eine dramatische Leiche zu secieren."

Auf den Schuß des Amandus, dem Annchen zum Opfer fällt, werde ich bei anderer Gelegenheit zu sprechen kommen und zu beweisen suchen, daß es sich hier nicht um einen Deus ex machina, sondern um eine wohlmotivierte Sache handelt, und daß zwischen diesem „Zufall" und dem „Zufall" der verwechselten Rapiere im „Hamlet" kein so gewaltiger, jedenfalls kein fundamentaler Unterschied besteht. Der Ton aber, in dem Herr von Gottschall hier über das Halbesche Stück spricht, richtet sich von selbst. Auch das von Herrn von Gottschall den Lesern des „Tageblattes" vorgetragene Urteil über Gerhart Hauptmann ist so merkwürdig, daß es hier angenagelt zu werden verdient. Man höre:

„Gerhard Hauptmann wird von vielen für das hervorragendste Talent der jüngeren Richtung gehalten; seine Traumdichtung „Hannele", in welcher betteihafte Proletarier und himmlische Engel abwechselnd die Bühne beleben, die auch am Berliner Hoftheater gefallen hat, enthält einige dichterisch schöne Stellen. Doch hat Hauptmann nicht entfernt das dramatische Talent von Sudermann, welches eine fortdrängende und mit fortreißende Handlung zu gestalten vermag; er ist mehr Genre- und Charaktermaler, auf diesem Gebiete liegen seine Vorzüge, die aber in der Erzählung mehr als in dem Drama sich bewähren könnten."

Armer Shakespeare! Du warst leider auch „mehr Charaktermaler, und hättest Dich demnach auch mehr in der „Erzählung" bewähren sollen. Zum Glück stand Dir wenigstens noch die hochtrabende und etwas geschraubte Bühnensprache der Renaissance zur Verfügung, die gefällt dem Herrn Hofrat wahrscheinlich sehr, sonst kämst Du mit Deinen Dramen auch noch unter den Sudermann.

Im übrigen sind nach Gottschalls Meinung Hauptmanns „Einsame Menschen" „eine Ibseniade de pur sang", und erinnern „in der ganzen Anlage an einzelne Dramen des „Norwegers," wie z. B. an seinen unglücklichen „Baumeister", wo auch in ein etwas verdumpftes eheliches Glück eine meteorische Frauenerscheinung hereinplatzt."

Ich glaube nicht, daß Hauptmann den „Baumeister Solneß“ kannte, als er die „Einsamen Menschen“ schrieb, ja wenn ich nicht irre, so sind die „Einsamen Menschen“ sogar älter als der „Baumeister“. — jedenfalls beruht aber dieser Vergleich auf so groben Äußerlichkeiten und trifft so wenig den Kern des Stückes, daß ich ihn wahrlich nicht bei einem so gewiegten Kritiker, wie Gottschall, zu finden erwartet hätte. Aber, „'s hat alles sei' Ursach', 's hat alles sei' Grund“: Der „Baumeister Solneß“ war hier gegeben worden und abgefallen, und da sollte nun das Hauptmann'sche Stück, durch diesen Vergleich mit dem Ibsen'schen bei den Lesern des Tageblattes diskreditiert werden. „Ach, das ist auch so was, wie der verrückte heruntergepurzelte Baumeister“ — sagt da der gute Bierphilister, und damit ist Gerhart Hauptmann abgethan.

Die Kritiken der übrigen in Leipzig erscheinenden Blätter waren im Ganzen gut und ehrlich gemeint. Zwar fehlte es auch hier nicht an merkwürdigen Urteilen, die aber meistens auf die etwas weitgehende Unkenntnis in litterarischen Dingen zurückzuführen sind, deren sich die Theaterberichterstatter hier erfreuen. Es ließe sich also auch hier noch ein ganz nettes Sträußchen sonderbarer Aussprüche zusammenstellen; aber ich will es genug sein lassen des grausamen Spiels.

Nur Eines noch: In der konservativen königlichen „Leipziger Zeitung“, die das ganze „Theater der Modernen“ zuerst vornehm übersehen hatte, ließ Herr J. R. (Dr. Julius Riffert) schließlich doch eine unglaubliche Kapuzinade los, durch die er entschieden die ganze „Moderne“ mit einem Schlage zu zerschmettern hoffte. Er führt sogar die alten albernen „Pessimistbeetblüten“ von Schmidt-Cabanis ins Feld — man denke: der Schmidt-Cabanis gegen Hauptmann! — aber mit Aussprüchen wie: „Gerhart Hauptmann wird zwar von beschränkten Berliner Kritikern für etwas Bedeutendes ausposaunt, ist aber noch ein Anfänger, dem es vorn und hinten fehlt“ — muß der gute Mann ja das Gelächter aller nur einigermaßen gebildeter Leute auf sich lenken, es ist das gerade so, als ob im vorigen Jahrhundert ein Kritikaster von Schiller, nachdem dieser bereits die „Räuber“, „Kabale“ und den „Fiesko“ geschrieben und an seinem „Don Carlos“ arbeitete, hätte behaupten wollen, der Herr Medicus sei ein Anfänger, dem es vorn und hinten fehle. Es gab im vorigen Jahrhundert bekanntlich so hochweise Kritiker, und wie das Beispiel lehrt, ist ihre ehrsame Zunft bis heute noch nicht ausgestorben. Litterarisch gebildete und für wahre Poesie empfängliche Leute kehren sich aber heutzutage ebensowenig an diese Hochweisen, als etwa an den Frühprediger der Leipziger Johanniskirche, der am Ostermontag von der Kanzel herab gegen das Theater der Modernen donnerte, das die guten Leipziger sogar in der Charwoche in seinen Sündenpfuhl hineinlocke.

Laßt sie reden!

Trotz aller Verdächtigungen und Verhetzungen aber stellte sich das Publikum offen auf die Seite der „Modernen“.

Noch niemals war der Theatersaal des Krystall-Palastes so andauernd gefüllt, ja ausverkauft, noch bei keiner Truppe, die hier auftrat, habe ich so begeisterten Applaus gehört. — Und das Publikum bestand nicht etwa aus jugendlichen Schreiern, sondern es war Direktor Meßthaler wirklich gelungen, die Spitzen der Leipziger Intelligenz vor seiner Rampe zu versammeln. Mehr als einen alten Herrn, der als Gelehrter sich eines Weltrufes erfreut, sah ich Beifall spenden, manche im besten Sinne des Wortes gebildete Dame hörte ich Dichter und Darsteller loben, ja mancher, der bisher, dem schönen Vorgehen der Tagespresse folgend, auf die Modernen geschimpft oder über sie die Achseln gezuckt hatte, kriegte Respekt vor ihren Leistungen, mancher kam als ein Saulus und ging als ein Paulus. Der Realismus hat gesiegt.



Kritik.

Romane und Novellen.

Rudolf Kleinpaul: Gastronomische Märchen. (Leipzig, W. Friedrich.) 230 S. Eleganteste Ausstattung.

Wenn die modernen Kritiker freier und anderer Bühnen die tollsten Kapriolen machen und die Beine und alle ästhetischen Maßstäbe durcheinanderwerfen, der eine als Eule schildert, was der andere als Nachtigall „empfindet“ — denn Empfindung ist Alles im souveränen Subjekt — kann man es auch den Autoren nicht verargen, wenn ihnen der Gaul mit dem Pegasus durchgeht. Und da beginne ich mit Kleinpauls Nachwort: „Puh, welche Geschmäcker! — Überblicken wir die mitgeteilten Thatsachen, so befällt uns ein Schauder. Kaum ein irdischer Stoff, der nicht schon einmal gegessen, wenigstens verschlungen worden wäre. . . . Es ist manchmal so, als ob die Menschen ganz vergessen hätten, wozu eigentlich ihr Magen da sei. . . . Die erste beste Speisekarte, die man in einer Wirtschaft aufschlägt, sieht aus wie ein Menü von Kannibalen oder wie der Text einer Hexenküche. Märchenhaft, was wir essen; märchenhaft, was uns die Sprache zu essen giebt. Wir sind allzumal Phantasieesser und wissen nicht, von wannen wir sind und wovon wir leben. Wie die armseligen Götter des Goethe'schen Prometheus ihre Majestät von Opferdust und Gebetshauch nähren ... Alimenta sana in corpore sano ...“ Und so ist unser unglaublich unersättlicher Polyhistor mit den ungezügelten Schwärmen seiner Eß- und Trinkanekdoten, seiner Tafel- und Verdauungswitze aus allen Welt- und Menschenaltern unter die Märchenschriftsteller gekommen, wie Pontius Pilatus ins christliche Glaubensbekenntnis, und unser Merian, der Schriftleiter, hat etliche Dutzend seiner eigenhändigen Vignetten und Schlußstücke beigesteuert, und unser Verleger hat die Tafel und das übrige gedeckt und unser XYZ Numero XII, der Frömmste der Frommen, möchte hiermit zu dieser gastronomischsten aller litterarischen Bizarrerien das Tischgebet gesprochen und sich, geistreich wie immer, um seine kritische Hauspflicht herumgedrückt haben, und wer zuletzt lacht, ist auf der — hinteren Seite des Umschlags in Blaudruck zu ersehen. Scheint's auch Tollheit, so hat's doch Sinn und Methode. Lachen ist zwar nicht fin-de-siècle, aber gesund, unter Romanen und Novellen und allen Umständen. Denn durch die Kraft des Lachens wird erst der Mensch zum Menschen, der Wisser und Denker zum Dichter. Ohne das niemals, merkt's euch! Phantasieesser, ohne Phantasie — puh, welche Geschmäcker! Rabelais v. d. Isar.

Jonas Lie: Drauf los! Roman aus dem Norwegischen. (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt.) 299 S. Preis 3 Mk.

Merkwürdig, wie dieser liebenswürdigste, heiterste und mildeste aller nordgermanischen Erzähler, der feinste und stärkste aller norwegischen Familienschriftsteller, dieser herrliche Jonas Lie, von allen seinen dichtenden Landsleuten bei uns am wenigsten gekannt, am seltensten genannt ist. In der Schilderung des Fischer- und Schifferlebens kommt ihm da oben keiner gleich. In diesem „Drauf los!“ giebt er wieder eine Argonautenfahrt, wie sie kein moderner Homer besser machen könnte. — Aber was er auch an bunten Bildern rund um die Welt herum in wechselnder Fülle vor uns aufrollt, sein künstlerisch Bestes haftet doch nur an dem, was er aus seiner engeren norwegischen Heimat beibringt. XYZ.

August Strindberg: Tschandala. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) 188 S.

Mit diesem phantastischsten Stück aller norwegisch-realistischen Erzählerkunst hat Strindberg als Fabulist seinen höchsten

Trumpf ausgespielt. Heiße Leidenschaft durchtobt das Werk, ohne ihm etwas von der gewaltigen Plastik zu rauben. Der Zigeuner, der Magister in erster Linie, aber auch die übrigen Mithandelnden sind mit vollendeter Meisterschaft zu echten Menschen geformt. Der Schauplatz kommt gegen die Handlung vielleicht ein wenig zu kurz, diese selbst aber ist mit dämonischem Blick aus den tiefsten Gründen der Menschenseele heraufgeholt. XYZ.

Marie Conrad-Ramlo, „Feuer! eine Klostergeschichte". (München, Dr. E. Albert & Co., 1894, pp. 98.) — Das bekannte Mitglied der Münchener Hofbühne, die in der Litteratur durch verschiedene Novellenbücher sattsam eingeführte Frau Conrad-Ramlo, hat mit dem vorliegenden Werkchen einen ganz besonders glücklichen Griff gethan. Es spielt in einer Sphäre, die jedem Frauenherz, besonders wenn sie Katholikin ist, mehr weniger geläufig ist; und kommt, wie ich hier als zweifellos annehme, noch persönliche Erfahrung, noch die Möglichkeit eigener Orientierung in der betreffenden Religion hinzu; und kann sich eine Verfasserin, was immer ihre höchste Tugend ist, dem schlichten, ruhigen Vortrag ohne viel Grübelei überlassen, so kommt immer was Glückliches zustande. In einem Frauenkloster bricht durch das Gebahren einer geisteskranken Nonne Feuer aus, welchen Umstand fünf andere von den „Himmelsbräuten" benutzen, um durch die Flucht die Freiheit zu erlangen. Das ist die ganze Geschichte. Und sie ist erzählt mit der Sicherheit und Ruhe, wie es das Erlebnis, oder doch das nahezu Erlebte, eingeben. Frau Ramlo schildert mit der Schlichtheit und Glaubhaftigkeit, mit der sie uns auf der Bühne gegenübertritt, und die sie als Darstellerin der „Nora" in Ibsens gleichnamigem Schauspiel so bekannt in Deutschland gemacht hat. Sie gehört nicht zu jenen verzweifelten Jüdinnen, die heute über „Madonnen" und „Christusse" schreiben, und am liebsten aus der Haut fahren, um morgen mit ihrem erbärmlichen Gedüst und ihrer Verlogenheit wieder beisammen zu sein. Sie ist immer wahr; und ihr Standpunkt ist stets der rein künstlerische. — Der Schwerpunkt der ganzen Erzählung liegt zweifellos in der Zeichnung der verschiedenen Nonnentypen und in der feinen Analyse dieser weiblichen Herzen. Wir wiederholen, daß nur persönliche Erlebnisse, d. h. persönliche Beobachtung, daß nur das persönliche Katholikentum, oder die Möglichkeit, in viele katholische Mädchenherzen mit klugen Augen hineingeschaut zu haben, eine solche Zeichnung gelingen lassen. Der ganze Fiederwischzug weiß-behaubter und schwarz-gerockter Nonnengestalten, wie er uns oft aus den Pforten eines Klosters mit rätselhaftem Unisono entgegentritt, erscheint hier in jedem seiner Exemplare wie jene Eisen-Jungfrau in Nürnberg in seiner Mitte längs-gespalten, und wir erblicken hinter der angeblich heiligen Uniformität tief im Herzen die menschlichen Leidenschaften, nur giftiger und durch die Zurückhaltung konzentrierter geworden. Und der ganzen Menschheit Jammer faßt uns an bei der Erwägung, daß dieser verdammte Wahn von der Heiligkeit und dem „Braut-Christi"-tum hinter Klostermauern das Abendland jetzt seit fast 2000 Jahren umsponnen, gefangen und eingemauert hält. — Im Vortrag wurden wir unwillkürlich oft an die Croissant erinnert. Beide Schriftstellerinnen schreiben leicht und natürlich. Aber die Croissant ist schärfer, gräbt tiefer, ist rücksichtsloser und schneidender. Die Ramlo ist ruhiger, bescheidener, naiver, harmonischer. Die Croissant wird ihr eigenes Selbst nicht los. Der Ramlo gelingt eine bewundernswerte Objektivierung. Dort ist die Individualistin, hier die Künstlerin größer. — Aber alles hat seine Grenzen. Und die Grenze für das Weib ist — der Mann. Wie die Schriftsteller früher in ihren Romanen ihre Heldinnen mit den rosaroten Tugenden der Entsagung und der Selbstentäußerung schmückten, um sie begehrenswerter, und die Bücher absetzbarer zu

machen, — während wir doch recht gut wissen, daß sie, diese Huldinnen, von Haus aus instinktive Realpolitikerinnen sind, — so verzuckern jetzt die Schriftstellerinnen die Männer bis ins Blaue und Purpurne, ich will nicht sagen, um hübsche Marzipänchen aus ihnen zu machen, sondern weil sie sie eben nicht kennen. Auch die Ramlo ist hier zu Fall gekommen. Sobald sie die Nonnen verläßt und will einen Mann zeichnen, wird ihr Griffel stumpf: Ein „Graf Nikolaus“, der die schöne Nonne „Hiaria“ nach dem Klosterbrand durch die Mildthätigkeit seiner Mutter plötzlich in seinem Schloß sieht, und sich in sie verliebt, wird nie auf den Gedanken kommen, diese „Hiaria“ sei auf Grund „einer Art unterwürfiger Anbetung“, die er ihr entgegenbringe, für ihn als „Gattin“ zu hoch! Das ist weder männlich noch gesund. Und nie wird er zu faseln beginnen: „Diese unberührte Kindesseele unter seiner treuen Obhut reifen und sich entwickeln sehen, sich selbst veredelnd in solch reinem Umgang! In eine solche Ehe könnte nichts Gemeines kommen. Von da kann man keinen Schritt mehr nach abwärts ertragen, nur aufwärts, in immer lichtere, seligere Höhen!“ — Solche „Grafen“ hat einstmals die selige Birch-Pfeiffer geschnitzt, sie blau angezogen und auf die Bühne gebracht! — Nein! Unseres Grafen Nikolaus, wenn wir ihn recht kennen, erster Gedanke wird sein: der Besitz dieser „Hilaria“; und der erwächst auf sinnlichem Boden, und ist gesund. Und sein nächster Gedanke wird sein, wenn er sie zur „Gattin“ machen will, ob er keine Meßalliance begeht; und der erwächst auf traditionellem Boden, und ist verständlich. — Doch diese Episode ist in der ganzen Erzählung von nicht zu großem Schwergewicht. Und vielleicht haben wir mit der Zumutung an eine schriftstellernde Frau, die Männer so zu zeichnen, wie sie sind, schon etwas kaum Erreichbares angedeutet. Hören wir doch täglich von den Damen versichern, daß wir keine Ahnung davon haben, wie sie sind. — In jedem Fall war dieses Kloster-„Feuer“ ein glücklicher Griff unserer Autorin, und wir wünschen nur, daß es manchem Jungfräulein noch vor der Klosterpforte ein Licht aufstecke; und manchem Pfaffen in die schwarze Seele brenne. —

Panizza.

Benno Rüttenauer: Unmoderne Geschichten. (Heidelberg, G. Weiß.) 293 S.

Wir wollen mit Meister Benno, dem liebenswürdigsten aller fabulierenden Schöngeister, nicht streiten um des Kaisers Bart, d. i. über den Titel seines neuen Geschichtenbuchs. Modern oder unmodern, die fünf Geschichten sind echte Kunstwerke. Wollte ihr Urheber andeuten, daß er als Dichter keinerlei Schulfaxen und Ringbildungen liebe, sondern schön bei sich selbst bleibe, so wollen wir diese Art von Unmodernität ausdrücklich und mit besonderer Freude gelten lassen. Er geht seine eigenen Wege, in alt und neuer Zeit, und was ihm vor seine Poetenaugen kommt oder sinnierend durch sein Gemüt streicht, das weiß er zu sinnvollen, gar traulichen Lebensbildern zu gestalten, und es verschlägt nichts, daß er zuweilen die betrübsamsten Ereignisse mit dem goldigsten Herzenshumor vorträgt — im Gegenteil. Diese Stetigkeit und Behaglichkeit dann wieder, diese milden Übergänge, diese heimlichen Zärtlichkeiten — einfach entzückend. Es ist, wenn man diese Geschichten liest, als herrsche ewiger Gottesfriede unter dem blauen Himmel, und eine stille Seligkeit sei der Untergrund aller Dinge, auch derjenigen, die sich aufgeregt und kämpferisch geben. Solche stimmungsreine Empfindungen, die allen Zwiespalt zwischen Göttlichem und Irdischem in der höheren Seelenharmonie des Poeten verklingen und verschweben lassen, habe ich selten in einem neueren Buche gefunden. In Daudets Briefen von der Mühle hie und da und im Onkel Benjamin und in einigen Geschichten von Theodor Storm. Wer sich durch theoretische Bedenken oder kritische Befangenheit den Genuß solcher Schöpfungen trüben läßt, dem ist freilich

nicht zu heißen. Der täuscht sich aber, der Benno Rüttenauer für einen harmlosen Süß- und Schönmaler nehmen zu dürfen vermeint. In der reizvollen Kölner Geschichte „Der Teufel in der Christnacht" z. B. gehen, wenn sie auch einige hundert Jahre vor der Gegenwart spielt, einige Gestalten um, denen ich in den neuesten litterarischen und künstlerischen Kämpfen begegnet zu sein überzeugt bin. Der „schöne Paulus", der uns auf S. 150 vorgestellt wird, der „von allen am sauberſten malte", „besonders junge, hübsche Frauengesichtchen mit viel Lieblichkeit darzustellen wußte", „namentlich über unendliche Abtönungen von Rot verfügte, eines milden, warmen, gedämpften Rot, an dem sich die Frauen nicht satt sehen konnten", dessen Lippen von Honig tropften, der aber alle Jüngeren, die seine Kunstart bedrohten, mit giftigem Haß verfolgte und, „wo sich nur Gelegenheit bot, mit der verächtlichsten Geringschätzung von ihnen redete" — dieser schöne Paulus von Köln gleicht einem Münchener Olympier aufs Haar. Und da sind wir mit einem Satz mitten in der Modernität. Und Benno Rüttenauer hat doch nur aus Schelmerei seine Geschichten „unmodern" genannt. Bemerkt sei noch, daß das Buch Frau Maria Jensen zugeeignet ist, in einem Widmungsgedicht, ritterlich und herzlich. M. G. C.

Edward Stilgebauer: Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. — Viktor Hoeper. Gute schlechte Menschen. Novelle. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Konto.)

Die beiden neuen Novellenbände haben das gemeinsam, daß sie sehr jugendliche Väter haben, und daß sie ihren Vätern nicht weiter Ehre machen. Edward Stilgebauer ist offenbar der selbstbewußtere, aber zugleich auch der, der am wenigsten Talent hat. Er verfügt nicht über individuelle Ausdrucksmittel; das Buch strotzt von banalen, schönen Phrasen, die wunderbar einschläfernd wirken. Ich kann „Der Novellen neue Folge" nur mit dem Wunsche entlassen, daß die Dame, der das Bändchen gewidmet ist, und „die einzig es begreift", den Verfasser über das Unverständnis des Kritikers tröstet.

Anders steht es mit Viktor Hoepers „Guten schlechten Menschen". Das Buch ist teilweise erstaunlich naiv und als Komposition durchaus verfehlt. Wer Witze darüber reißen will, hat's wahrlich leicht. Aber an einzelnen Stellen, so ganz versteckt, trifft man einen Ton, der eine eigentümliche Individualität verrät. Der Verfasser will sehr oft, allzuoft Humorist sein und bringt nur verzerrte Grimassen zu Markte. Aber er hat Humor. Da ist z. B. eine Scene: ein skeptischer Mediziner verirrt sich unter dem Einflusse tiefer Gemütserregung in eine Kirche; aber kaum steht er vor dem Altar, da sitzt ihm auch der Teufel im Nacken und läßt ihn ein sonderbares Gebet sprechen. — Es ist schlimm, sich auf Prophezeiungen zu verlegen; aber ich glaube doch, daß Hoeper tüchtiges gelingen kann, wenn er es an Selbstzucht nicht fehlen läßt und seine gute Laune verinnerlicht.

Hans Land. Mutterrecht. Novelle. (Berlin. S. Fischer, Verlag. 1894.)

Der Herr Verfasser versichert im Vorwort: „Die heikle Natur seines Stoffes legt die Gefahr nahe, daß dieses Werk den oder jenen aus dem Lesepublikum verletze. Wem solches widerfährt, den bitte ich zu glauben, daß nichts als der fiebernde Drang zu helfen und zu schützen mich angetrieben, daß nichts als das heißeste Mitleid mit diesen tausenden bethörter und hilfloser Frauen mir die Feder geführt." Das interessante Machwerk von Vorwort schließt: „Und so nimm es denn hin, dieses kleine Werk, mein geliebtes Volk! Deine Leiden sind die meinen, Deine Thränen weine ich, und aus Deinen Wunden strömt mein Blut. Jetzt reiße ich die Binde von einem Deiner Schmerzensmale.

Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Amen."

Dazu will ich zunächst bemerken, daß vor Amen „Gott helfe mir“, ausgelassen ist; zum andern, daß die Vorrede wirklich schön ist und einem Ausschreier auf der Leipziger Messe alle Ehre machen würde.

Nun die Novelle. Ein junges Mädchen wird von einem Assessor geschwängert. Der Mann läßt nicht zu, daß sie rechtzeitig die Leibesfrucht abtreibt und läßt die Arme hilflos nach Geburt des Kindes. Sie bekommt keine Anstellung wieder und wird die Maitresse eines Bankbeamten, der ihr „ein notarielles Aktenstück“ überbringt, „darin er ihr für den Fall einer Niederkunft eine Entschädigung von fünftausend Mark festsetzte“.

Die Darstellung ist ganz roh und journalistenmäßig. Von irgend welcher psychologischen Vertiefung auch keine Spur. Das Ganze ist nichts als Tendenz- oder besser Spektakelmachwerk, das auch nicht einen Schimmer litterarischen Wertes hat.

G. Morgenstern.

Lyrik.

S. Barinkay: Lava. Ein Jahr aus meinem Leben. (Leipzig, W. Friedrich. 137 Seiten.)

Als ich vor Jahren den ersten Lieder-Cyklus „Liebestraum“ der blutjungen Dichterin mit einem Geleitswort in die Öffentlichkeit gehen ließ, war ich mir wohl bewußt, bei den Fanatikern der Neutönerei — nicht bei den neuen Dichtern und Künstlern naiver Modernität — wenig Ehre damit einzulegen. Mein kleiner, jungfräulich-holdseliger Schützling, mit seinem rosigen Liedermund, wurde von den Geiern der Kritik weidlich zerzaust. Aber der Sänger, nachdem er sich vom ersten Schreck erholt, schüttelte sein Gefieder — und hob aufs neu zu singen an. So erschien nach einigen Jahren das „Buch der Rosen“. Und heut, nachdem er viel Kritisches an sich selbst erlebt, das ihn nicht immer auf Rosen gebettet, legt er mir seine dritte Gedichtsammlung in die Hand. „Lava!“ Da ist's mit den Probeflügen und bald süßen, bald herben Phantasieerlebnissen wohl vorbei: „Ein Jahr aus meinem Leben“, versichert die Dichterin selbst. Ein großes, starkes, erschütterndes Stück echter Wirklichkeit feiert verklärte Auferstehung in der Poesie. Der Liebestraum wurde zu einem Liebesschicksal mit wachen Sinnen, lebenstürmenden Kämpfen und Krämpfen. Daher die vielen neuen Töne in diesem poetischen Lebensbuch, und die neuen Stimmungen, aus dem wirklichen Erlebnis geboren, daher die Raserei, der Hohn, der Ichstolz, vulkanisch herausgeschleudert und über die blühenden Halden und Wiesen gewälzt. Die romantische Sentimentalität traumseliger Mädchenhaftigkeit haucht zwar noch ein und das andere Stimmungsidyll zwischen die wilden, leidenschaftbrodelnden Poeme, aber wir fühlen es auf jedem Blatte: Barinkay ist zur Frau, zur Künstlerin, zur herrischen Vollnatur gereift, ihre Befreiungsstunde hat geschlagen. . . Mit dem bedeutenden, psychologisch tiefen Gedicht „Selbstbefreiung“ schließt die Sammlung. Schade, daß der sonst hübsch ausgestattete Band durch manchen garstigen Druckfehler dem sorgsamen Leser Ärger bereitet. An der Dichterin selbst aber und ihrem feinen, reifen Künstlertum wird jeder Freund echter Lyrik Wohlgefallen haben.

M. G. C.

Karl Henckell, Zwischenspiel. (Zürich, J. Schabelitz. 1894. Mk. 1,60.) — Der gesundete, neuerstandene Dichter bringt uns eine überaus frische, duftige, von geistiger Gesundheit überquellende Gabe. Es giebt Brunnen, die aus unbekannten, elementaren Ereignissen plötzlich versiegen. Alles steht dann händeringend am trocknen Grant und betrauert den entflohenen Lebensquell. Aber nach Tagen, oder Wochen, oder Monaten kehrt die Flüssigkeitssäule wieder, und steigt und überflutet die ganze Umgebung. So Henckells Gedichtbuch. In diesen neuen Liedern steckt eine aufquellende, sprühende, kohlensäure-gesättigte Triebkraft, wie sie ein rastender Geist nach langer Pause über-

schäumend zuwege bringt. Dieser Henckell, dies erschien uns beim Überfliegen dieses „Zwischenspiels" als zweifellos, ist der derzeitig geschickteste und glücklichste Reimeschmied in deutscher Zunge aus der jüngeren Generation; wenn wir Scharf als den tiefsten, Liliencron als den keckſten, Dehmel als den rätselhaftesten in Anspruch nehmen. Scharf konstruiert und philosophiert. Liliencron galoppiert und setzt die Sporen ein. Dehmel windet sich in Unbegreiflichkeiten und Veitstänzen. Aber Henckell singt, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet":

„Wie blühn in meiner Seele Garten
Die Lilien der verjüngten Welt!
Es weht und flattert von Standarten,
Lichtgründurchhellt ....

Und was ich denke, was ich träume,
Treibt rhythmenschwellende Gestalt,
Der Vögel Sang durchquillt die Bäume
Mit Glutgewalt ...."

Das sind Strophen, wie sie einem beim Spaziergang durch Feld und Hag, nicht in der Studierstube, kommen. Und sie sind, wie fast alle Lieder Henckells, augenblickgeboren, in der echten, plötzlichen, überkommenden lyrischen Stimmung rasch erfaßt, sofort geschweißt, und meist — ich wähne nach wenigen Minuten — fix und fertig.

„O Elodie, in Deinem Namen
Schläft eine süße Melodie,
Du sprichst das Angelplatt der Biaramen
Und bist im Lieben ein Genie ......"

Solche Verse werden rasch gemacht oder gar nicht. In der eigentlichen Erotik ist Henckell, nebenbei gesagt, nicht gerade stark. Vor allem nicht naiv. Hier wird er meilenweit hinter Heine zurückbleiben, dessen Singsang doch auch in diesen Liedern gewaltig spukt. Und hier ist ihm vor allem unter den Zeitgenössischen Bierbaum über, der im erotischen Lied entschieden der naivste, herzigste und ursprünglichste unserer heutigen Lyriker ist. Am glücklichsten ist Henckell, wenn ihn urplötzlich ein unbändiges Freiheits- und Naturgefühl überrascht, wie im „heimlichen Kaiser":

„Heut will ich mich krönen mit Scepter und Kron'
Von Pfirsichblüt' und Narzissen,
Heut salb' ich mein Haupt und besteige den Thron
Von schwellenden Bergmooskissen.
Der Äther leuchtet im Krönungssaal,
Es blitzen die taufrischen Reiser.
Ich hebe die Hand über Berg und Thal,
Ich bin ja der heimliche Kaiser ......"

oder wenn ihm eine vom Zorn eingegebene Allegorie zu Gehirn steigt, wie in dem Gedicht „Kunst und Censur"; oder gleich im politischen Lied, wo seine dichterische Bedeutung jedenfalls im umgekehrten Verhältnis zu seiner Bedeutung als Politiker steht; oder, wenn er, wie in dem „Brüsseler Geplauder", eine prächtige Moment-Aufnahme seiner Empfindungen in einem Cafékonzert giebt. — Nicht nur vigilierende Polizei-Litteraturräte, schätze ich, werden in Deutschland die Ergüsse dieses frischen und fröhlichen Dichtergemüts mit Gier verschlingen, um auf die Eisenstücke zu stoßen, sondern alle vorurteilslosen Freunde eines gesunden, quellenden deutschen Liedes ihn, als einen der Begabtesten der jüngeren Litteratur, willkommen heißen; umsomehr, wenn sie erfahren, daß Henckell selbst seine politische Rolle nicht zu tragisch nimmt, und daß er wohl weiß und bekennt, daß ein echter Dichter in erster Linie — nicht Sozialdemokrat oder Konservativer — sondern Dichter sein muß:

Volksführer? Nein! die Toga paßt mir nicht.
Ich bin zu schüchtern, Politik zu treiben.
Ich bilde mich und bilde mein Gedicht,
Was meinem Innern fern liegt, laß ich bleiben.
Aus Mitgefühl sing' ich mein Lied der Not,
Mein Menschheitslied aus Höhentrieb der Seele,
Doch dem Parteigetriebe bin ich tot —
Nun hängt mich auf — empfehle mich, empfehle!"

Panizza.

Dramen.

Ernst Elias Niebergall: Dramatische Werke. Herausgegeben von Georg Fuchs. (Darmstadt, Arnold Bergsträßer.) 342 S.

Das Buch besteht aus 100 Seiten Einleitung, 40 Seiten Anhang, dazwischen stehen das vieraktige Lustspiel „Des

Burschen Heimkehr oder der tolle Hund" und das Lustspiel in sechs Bildern „Datterich". Der Herausgeber hat eine glänzende Arbeit geliefert. Sein philologisches und kulturhistorisches Handwerkszeug ist von bemerkenswerter Vollkommenheit. Mit beispielloser Liebe hat er sich in den Stoff versenkt. Der unscheinbarsten Einzelheit hat er seinen Eifer gewidmet. Seine innigste Begeisterung hat er an Ernst Elias Niebergall verschwendet. Nicht fruchtlos, bewahre, aber doch nicht mit jenem vollen künstlerischen Ergebnis, das er sich in seinem lokalpatriotischen Herzen von seinem Helden versprochen. Das beste am Buche sind die jugendlich schwungvollen Darlegungen des Herausgebers selbst. Doch holt er oft viel zu weit aus und ist nicht frei von Einseitigkeit. Fuchs überschätzt seinen Niebergall so sehr, daß der gläubigste Leser stutzig wird. Man mag diesen Dramatiker, der mir in seiner unverfälscht fränkischen Art ungemein sympathisch ist, wenden und drehen wie man will, über den studentischen Lokalpossendichter kommt man mit ihm nicht hinaus. Genial veranlagt war der Mann, und wirkte er heute unter uns, und wäre er kein Trunkenbold, würde er sicher Meisterliches leisten und seinen Platz neben Hartleben und Gerhart Hauptmann nehmen. Allein er starb vor 50 Jahren unter den miserabelsten Verhältnissen. Er hat sich mit 28 Jahren zu Tode gesoffen. Der arme Kandidat der Theologie war ein Alkoholiker der schlimmsten Sorte. Unübertrefflich sind die Scenen seiner Dramen, wo er Saufbrüder schildert. Seine Behandlung des Dialektes ist bewundernswert, erstaunlich sein bildnerischer Wirklichkeitssinn. Hätten glücklichere Sterne über seinem Leben gewaltet, wäre die deutsche Litteratur um einen großen Dramatiker reicher geworden. Wir danken Fuchs, daß er dem unglücklichen, hochbegabten Menschen ein weithin sichtbares Denkmal gesetzt. M. G. C.

Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel von Martin Greif. (Leipzig, C. F. Amelang.)

Der bekannte Typus des lyrischen Epigonendramas. Also himmelfern von aller modernen Realistik, von aller lebendigen Charakterisierungskunst. Auch fern von aller historischen Schärfe und Ehrlichkeit. Martin Greif ist blauweißer Hofdichter — und für einen solchen ist das Liebesdrama der schönen Baderstochter mit dem schwächlichen Herzogssohn nicht ohne Fährlichkeiten. Greifs Hauptkunst besteht nun darin, diesen Fährlichkeiten aus dem Wege zu kommen. Die Geschichte wird gefälscht. Damit aber verliert das Greifsche Stück das beste Restchen Interesse. XYZ.

In Einer Stunde. Charakterlustspiel in einem Aufzug von Ferdinand Neubürger. (Dessau, Richard Kahle.)

Zum erstenmal aufgeführt im deutschen Theater zu Moskau am 29. Juli 1882. Inzwischen ist das Ding noch um zwölf Jahre älter geworden — und ist niemals jung gewesen. XYZ.

Sozialpolitik.

Das rote Gespenst. Sozialistische Gedanken eines Nicht-Sozialdemokraten. Ein Mahnruf an die Gebildeten und Besitzenden des deutschen Volkes von Otto Prange. (Stuttgart, R. Lutz.) 127 S.

Wenn man das Buch bis in die Mitte gelesen hat, ist der Eindruck vorherrschend, daß man es hier mit einer der geriebensten Propagandaschriften zu thun habe. Ich wenigstens weiß mich in der sozialdemokratischen Litteratur keines Schriftstellers zu entsinnen, der mit solch verblüffender Sicherheit die Geschichte beim Zipfel zu fassen und alles zu gunsten des sozialistischen Gedankens zu wenden verstände. Dabei sind die einzelnen Kapitel mit wahrhaft dramatischer Steigerung angeordnet und auch in ihrer Reihenfolge herrscht der stärkste Spannungsreiz (das rote Gespenst und die öffentliche Meinung, d. r. G. und der Zukunftsstaat, d. r. G. und die Religion, d. r. G. und die Behörden, d. r. G. und

der Anarchismus, d. r. G. und der Antisemitismus — das rote Gespenst an allen Ecken und Enden). Die zweite Hälfte enthält ausgezeichnete kritische Studien über „Sozialismus und Königtum", „Sozialismus und Demagogie" und ein großes Schlußkapitel. In einem kurzen Nachtrag wird noch der Kölner Parteitag von 1893 beachtet und die Bedeutung seiner Kundgebung für die gewerkschaftliche Bewegung und gegen Bebels Doktrinarismus hervorgehoben. An Klarheit und Folgerichtigkeit des Vortrags wird dieses Buch von keinem anderen ähnlicher Tendenz übertroffen, nur von sehr wenigen erreicht. Es ist die geriebenste Propagandaschrift für den sozialistischen Gedanken, aber nicht für die heutige Sozialdemokratie der Herren Bebel, Liebknecht und Singer. Trotzdem befriedigt sie den strengen Logiker gegen den Schluß immer weniger. Der Verfasser bekennt sich als ein Mann des praktischen handelsmännischen Lebens. Er ist ein Charakter und dennoch eine Kompromißnatur. Das geht für den Parlamentarier, aber nicht für den Theoretiker, für den es nur ein Entweder — Oder geben darf. Bei den „Zielbewußten" wird also Otto Prange wenig Ehre einlegen, denn sie vertragen es nicht, daß man an ihre sakrosankte Theorie den Maßstab der Wirklichkeit anlege. Otto Prange hat viele Berührungspunkte mit der sozialdemokratischen Partei, er selbst aber ist kein Parteimann. Er will eine entschiedene Sozialreform auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse. Es ist nur die Frage, ob nicht die Zeit für die entschiedene Sozialreform resultatlos verrinnt, wenn es mit der gegenwärtigen Wurstelei und Versumpfung und der staatsmännischen Unfähigkeit in den oberen Kreisen noch eine Weile so weiter geht. M. G. C.

Die sozialpolitischen Ideen Alexander Herzens. Von Dr. Otto v. Sperber. Leipzig, Duncker u. Humblot. 147 S.

Eine gediegene wissenschaftlich kritische Forschungsarbeit, die aber nicht in gelehrter Spekulation und Weltabgewandtheit hängen bleibt. Der Schwerpunkt liegt auf der Stellung Herzens innerhalb der sozialistischen Bewegung. So wenig auch Herzens Ideen und Lehren eine nachweisbare äußere Dauerwirkung auf die sozialistische Bewegung ausgeübt haben, so sind sie doch ein beachtenswertes Glied im geistigen Entwickelungsprozeß der neuen Welt- und Gesellschaftsanschauung und gehören unverlierbar der Geschichte an. Es handelt sich also in der vorliegenden Schrift selbstverständlich nicht um eine Stellungnahme für oder gegen Herzen oder sonst um eine parteipolitische These, sondern lediglich um eine möglichst scharfe und umfassende fachlich kritische Beobachtung einer historischen Erscheinung. Der Verfasser giebt zunächst eine sehr feine, nichts Bedeutendes übersehende und doch knapp gehaltene Vorgeschichte der kulturellen Entwickelung Rußlands vom Urzustande des Reiches bis zu den ersten Protestversuchen gegen den Zaren-Absolutismus, schildert dann Herzens Leben und Schriften und geht schließlich zu einer mit dem vollen Rüstzeug der modernen Wissenschaft geführten, meisterhaften Analyse von Herzens theoretischen Anschauungen und praktischen Reformvorschlägen über. Dieses Kapitel ist überreich an Belehrung nach jeder Seite, und jeder nicht ganz ungelehrte oder parteiversimpelte Leser wird den Darstellungen des Verfassers mit Nutzen und Vergnügen folgen. Für einen weiteren Leserkreis und namentlich für unsere jüngere Generation dürften die Lebensschilderungen Herzens und die Überblicke über die politischen Zustände im damaligen Europa von großem Interesse sein. Das Schlußwort betont die Wichtigkeit der Grundforderungen des Herzenschen nationalen Sozialismus. M. G. C.

Zur Kenntnis des Marxismus. Kritische Skizzen von Dr. Arthur Mühl-

berger. (Stuttgart, G. J. Göschen. 47 Seiten.)

Dieses Schriftchen wird allen, die gewohnt sind, auf des Meisters Worte zu schwören, ein Greuel sein. Ich schwöre nicht auf Marx, ich werde auch nicht auf Mühlberger schwören. Marx ist in der Geschichte des neuen Geistes eine Monumentalfigur, darüber streitet gar kein Mensch, auch wenn er noch so skeptisch die Grundbegriffe des Marxismus mustert. Aber dieser Doktor Mühlberger ist auch nicht von schlechten Eltern, und an seiner forschen Art muß man rechtschaffen Freude haben. Er ist weit freier und geistreicher, als die heutige sozialdemokratische Führerschaft Bebel-Singer-Liebknecht, die sich im Bannkreis Marxistischer Formeln und parlamentarisch-demagogischer Renommisterei erschöpft — und wenn er einen Engels oder Bebel oder Kautsky zwischen die Finger nimmt, müssen die Herrschaften bös Haare lassen. Am bedeutendsten erscheinen mir von den fünf Aufsätzen des Schriftchens die zwei: „Karl Marx und Ludwig Feuerbach" und „Karl Marx und sein Elend der Philosophie". Mühlberger steht übrigens, wie ich zu bemerken nicht vergessen will, auf dem Boden bedingungsloser Zustimmung zur Sozialreform und vollen Emanzipation der arbeitenden Klassen. M. G. C.

Der Irrtum von Karl Marx. Aus Ernst Busch's Nachlaß herausgegeben von Dr. Arthur Mühlberger (Basel, Dr. H. Müller. 59 S.)

Verdient gleich der oben besprochenen Schrift die lebhafteste Empfehlung. Vielleicht kommen wir gelegentlich auf Ernst Busch zurück, dessen „Lösung der sozialen Frage" seinerzeit in der „Gesellschaft" angezeigt wurde. C.

Kunstschriften.

Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Woermann. Dresden, L. Ehlermann.

Was den Dresdener Galeriedirektor K. Woermann vor seinen Kollegen, namentlich den preußischen, auszeichnet: Weite und Schärfe des Blicks und kühne Entschlossenheit, das hebt auch den Schriftsteller K. Woermann hoch über die Masse der Kunstschreiber. Neben Richard Muthers, des Münchener Konservators, „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" läßt sich nicht leicht ein gleich bedeutendes und wertvolles Werk aus der letzten Zeit nennen, als Woermanns oben angezeigtes Buch. Die leitenden Gedanken desselben klingen in dem Satze zusammen: „Die wirklich großen Meister aller Zeiten und Völker sind nicht nur durch und durch Söhne ihres Volkes und ihrer Zeit, sondern vor allen Dingen auch Söhne ihrer selbst, d. h. selbständige Individuen gewesen, die die Natur nicht durch die Brille irgend eines Meisters, sondern mit ihren eigenen Augen und obendrein mit Augen angesehen haben, wie sie der großen Mehrheit der Sterblichen nicht beschieden sind."

Selbstverständlich fällt es Woermann nicht ein, das Nationalitätsprinzip in der Kunst einseitig und starr zu betonen. Er sagt: „Jeder kann von jedem lernen, auch jedes Volk kann von dem andern lernen. Auf die Verschmelzung kommt es an."

Auch die Moderne erhält bei Woermann ihr gutes Recht: „Wohin wir schauen, finden wir, daß die Meister, die wir am höchsten verehren, von dem Feuer ihrer eigenen Tage durchglüht gewesen sind und Werke geschaffen haben, in denen die ganze Empfindung ihrer eigenen Zeit widerklingt." „Jeder unsterbliche Künstler ist einmal modern gewesen." „Die ganze Kunstgeschichte lehrt, daß es nicht die Aufgabe der Kunst sein kann, sich in altklugem Dünkel über die Ausdrucksweise der eigenen Zeit hinwegzusetzen. Im Gegenteil: je unmittelbarer und vielseitiger die bewegenden Kräfte der eigenen Zeit sich in ihr widerspiegeln, desto echter und lebendiger wird

sie der Nachwelt erscheinen. Volkstümlich wenigstens kann nur eine Kunst sein, die mit den Vorstellungen und dem Geschichtsleben der Zeit rechnet, der sie entsprießt; und ewig jung kann selbstverständlich nur eine Kunst sein, die überhaupt einmal jung gewesen ist."

In dem Kapitel „Die Natur und die Künstler" stellt er das Verhältnis zwischen den beiden in dem Sinne fest, wie es die großen Meister und jetzt die moderne Kunst wieder aufgefaßt haben. Ohne eigenes Anschauen der Natur keine künstlerische Persönlichkeit. Die Natur ist die Quelle jeder Kunstübung. „Die Natur verlangen wir durch jedes Kunstwerk hindurchschimmern zu sehen; von einem Meisterwerke aber verlangen wir außerdem noch, daß ein ebenso unmittelbares, wie persönliches Verhältnis seines Schöpfers zur Natur aus ihm hervorleuchte. Schon hieraus erkläre sich die große Verschiedenheit der Kunstwerke, die wir als Meisterwerke anerkennen." „Eine künstlerische Persönlichkeit in unserem Sinne besitzt noch lange nicht jeder, der die Natur ansieht, nicht einmal jeder, der sie mit eigenen Augen ansieht, sondern nur, wer sie obendrein mit Augen ansieht, die etwas Anderes, und zwar nach unserer Auffassung etwas Reineres, Tieferes, Höheres, Seelenvolleres aus ihr heraussehen oder hineinsehen, als die Augen der gewöhnlichen Sterblichen." Das Künstlerische im Kunstwerk ist Woermann die geistige Thätigkeit einer so veranlagten Persönlichkeit. Bezeichnungen wie „das Ideal", „Bildwirkung", „Symbolismus", sind nur Schlagworte für verschiedene Auffassungen des Künstlerischen im Kunstwerk.

„Zu den Grundlehren der Kunstgeschichte gehört es, daß die unparteiische Nachwelt unbefangener urteilt und gerechter richtet, als die von hundert Parteiströmungen durchflutete Mitwelt. Nur scheint es, daß beinahe hundert Jahre vergangen sein müssen, ehe die Urteile der Nachwelt einstimmig und daher allgemein gültig werden." Es giebt, wie sich durch die Übereinstimmung verschiedener Jahrhunderte in der Wertschätzung einzelner Künstler und Kunstwerke beweisen läßt, allgemein feststehende kunstgeschichtliche Urteile. Diese Urteile haben internationale Bedeutung. Freilich giebt es auch zeitlich bedingte Auffassungen der Kunst der Vergangenheit. „Es ziehen am Himmel der kunstgeschichtlichen Kritik manchmal auch Wolken dahin, die den Anblick der leuchtendsten Sternbilder zeitweilig verdunkeln." Dennoch zeigt die Kunstgeschichte, daß es allgemein anerkannte, ewig gültige, mit einem Wort „klassische" Kunstwerke giebt. „Klassisch" bedeutet „ersten Ranges" und darf nicht mit „klassizistisch" verwechselt werden. „Klassizistisch sind Kunstwerke, die nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern sich auf Nachahmung der alten Griechen oder der Klassiker der christlichen Zeit stützen. Klassisch aber sind nur die Kunstwerke geworden, die zu ihrer Zeit neue, eigenartige Anschauungen verkörpert haben." Darum sind ganz gegensätzliche Künstler wie Phidias und Dürer, Jan van Eyck und Michelangelo, Lionardo da Vinci und Rubens, Holbein und Velasquez, ja auch die Sittenmaler, wie Teniers, Brouwer, Watteau und Greuze und die Tiermaler Snyders, Fyt, Potter u. s. w. in ihrer Weise Klassiker. „Die gemeinsamen Eigenschaften, die uns die großen Meister der verschiedenen Zeiten und Völker gleich wertvoll erscheinen lassen, müssen nicht sowohl in jenen erlernbaren Dingen liegen, die wir als selbstverständlich voraussetzen, als im tiefsten Innern, im eigensten Wesen der Schöpfer und ihrer Werke." Woermann sieht nun diese innerlichen Gründe darin, daß alle diese großen Künstler „aufs Engste mit ihrem eigenen Volkstum verwachsen, mit den tiefsten Wurzeln ihrem heimischen Boden entsprossen, also trotz ihres internationalen Ansehens nationale Künstler im vollsten Sinne des Wortes sind". Er spricht dann über das Volkstum in der italienischen, vlämischen, spanischen, fran-

zösischen, holländischen und englischen Kunst und wendet sich dann zu dem „Volkstum in der älteren deutschen Kunst“ und sagt dabei das schöne Wort: „Nur die deutschen Künstler, die mit deutschen Augen gesehen, mit deutschem Gemüt empfunden haben, besitzen das Herz des deutschen Volkes.“ Er nennt Dürer als einen, der in Italien nicht seine deutsche Art verloren oder verlernt habe, sondern gerade seiner Eigenart wegen von Raphael und Vasari geschätzt worden sei, und zeigt, wie später der Italismus allmählich diese Eigenart, das Deutsche zerstört hat, bis Schwind, Richter und Rethel sie aus sich heraus wiederfanden.

An einer andern Stelle: „Es würde nichts irriger und verhängnisvoller sein, als strebsame junge Künstler gegen ihre Überzeugung in die Bahnen älterer Richtungen, so zielbewußt diese ihrer Zeit gewesen sein mögen, zurückzudrängen. Eben deshalb verlohnt es sich, der aufstrebenden deutschen Kunst im Spiegel der Kunstgeschichte zu zeigen, wie viel und was ihr noch zur Vollkommenheit fehlt. Eben deshalb aber darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn der kunstgeschichtlich gebildete moderne Kunstfreund manchmal für Werke der neuen Richtung eintritt, deren kleine Schwächen er ebenso gut aufzuzählen wüßte, wie ihre Gegner; denn für die Entwicklung der Künste ist es nützlicher, ein noch nicht allseitig vollendetes Einzelwerk einer aufblühenden Kunst zu begünstigen, als glatte Werke einer über den Gipfel hinaus gelangten Schulrichtung als Vorbilder zu empfehlen.“

Und zum Schlusse: „Wer eine gesunde Kunst will, wird die jungen Künstler, die gelernt haben, die selbst erschaute Natur mit technischer Meisterschaft wiederzugeben, immer wieder auf ihr eigenes Volk, ihre eigene Zeit, vor allen Dingen aber auf ihr eigenes Selbst und in diesem auf die höchsten Höhen der Einbildungskraft und die tiefsten Tiefen des innersten Gemütslebens hinweisen; denn ewig gültig wird auch in Zukunft nur eine deutsche Kunst sein, die der Verbrüderung deutscher Phantasie oder deutschen Gemüts mit unmittelbarer und persönlicher Naturanschauung entsprossen ist.“

Wir behalten uns vor, auf dieses ausgezeichnete Werk eines abgeklärten, großen Kunstgeistes zurückzukommen. Vielleicht kommt uns auch eine berufene Feder zu Hilfe, um die Wirksamkeit dieses hervorragenden Galeriedirektors mit der kümmerlichen, unkünstlerischen Wirtschaft der Berliner Galeriedirektoren einmal in lehrreichen Vergleich zu setzen. **Fabian Sebastian.**

Paul Hildebrandt veröffentlichte bei Amsler und Rudhardt in Berlin ein lesenswertes Schriftchen unter dem Titel „**Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft**“. Der Verfasser hätte manches noch sehr viel schärfer fassen und drastischer darstellen können. **Die Erziehung zum richtigen Verständnis** der Kunst läßt ja namentlich in Preußen nahezu alles zu wünschen übrig. Auf der einen Seite schleudert man für fragwürdigste Entwürfe, zum Beispiel für das berüchtigte Begassche Nationaldenkmal, Millionen weg, auf der andern Seite glaubt man Wunder gethan zu haben, wenn man für die obersten Abteilungen höherer Lehranstalten ab und zu eine Klassikervorstellung im Theater giebt. Paul Hildebrandt hat vergessen, in allererster Linie die Forderung zu stellen, daß die Leute, die von **amtswegen** in Kunstangelegenheiten das große Wort führen, **selbst erst zur Kunst erzogen sein sollten.** Der Kaiser kann als Privatmann einen Geschmack haben, welchen er will, das läßt uns gleichgültig. Aber von seinen **Räten, Direktoren u. s. w.** erwarteten wir unendlich viel Bedeutenderes als das, was sie in entscheidenden Fällen seit Jahren an künstlerischer Weisheit zu produzieren vermochten. Um das Hildebrandtsche Ideal zu verwirklichen: „Die Kunst zum Gemeingute aller zu machen“, müßte zunächst Preußen überhaupt aufhören, in deutscher Kultur und Kunst sich eine Führerrolle einzubilden. XYZ.

„Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf dem Eise tanzen," sagt ein deutsches Volkssprichwort, ehrlich und derb. Wenn der Esel, des Tanzes unkundig, zu Schaden kommt, dem Eise thut's nicht weh. Dem Zuschauer auch nicht.

Die deutschen Zeitungen regen sich über zwei Schriften des Berliner Professors Fritsch auf.

Unsere Körperformen im Lichte der modernen Kunst und „Ne sutor supra crepidam". Berlin, C. Habel.

Das zweite Schriftchen soll als Entgegnung auf des Malers v. Heyden Protest „Aus eignem Recht der Kunst" gelten, worin der Künstler die professoralen Siebengescheitigkeiten zurückwies.

Wir regen uns über die Anmaßlichkeiten des Geh. Medizinalrates und Professors Fritsch nicht auf. Stilblüten impotenter Kathederweisheit! Auch wenn Fritsch den ganzen Heerbann seiner Kollegenschaft von sämtlichen preußischen Universitäten aufbietet, die moderne Kunst in den Sand zu strecken, so läßt uns das kalt. Die Herrschaften können nichts. Die Kunst ist mächtiger, als sie. Und sie geht ihren eigenen Weg. Sie läßt sich nicht mit Professorenzöpfen binden. C.

Vermischte Schriften.

Mit der 96. Lieferung ist der 3. Band der „Illustrierten Geschichte von Bayern" von Dr. M. Schwann abgeschlossen und liegt damit das vorzüglich geschriebene und prachtvoll ausgestattete Werk (Verlag: Süddeutsches Verlagsinstitut in Stuttgart und München) vollständig vor. Eine Reihe von Jahren hat der unsern Lesern wohlbekannte Schriftsteller und treue Freund der „Gesellschaft" mit unermüdlichem Fleiße an der möglichst vollkommenen Herstellung dieses Haus- und Ehrenbuches eines wichtigen deutschen Volksstammes und Fürstenhauses gearbeitet. Gerecht und beharrlich ist er seinen Weg gegangen, trotz aller Hemmnisse und Widrigkeiten, mit nicht zu erschütternder Wahrhaftigkeit und künstlerischem Takt hat er ein monumentales Bild von Land und Leuten entworfen, von den ältesten Anfängen bis auf die Gegenwart, mit ungeheurem Wissen und nie verzagendem Scharfsinn hat er das komplizierte Getriebe eines überreichen historischen Lebens aufgezeigt und in fesselnder, in keinem Punkte mit dem wissenschaftlichen Standpunkt unserer Tage kollidierender Weise zu erklären versucht. Es ist ein in Geist und Form im besten Sinne modernes Werk. Dies ist wohl der Hauptgrund, warum es sich fortgesetzt der giftigsten Angriffe von Seite des Klerikalismus und des ruhmreichen Totschweigens von Seite der zopfigen Zünftlergelehrsamkeit zu erfreuen hat. Ad usum delphini hat Dr. Schwann nicht geschrieben und zum Hofhistoriographen hat er keinen Beruf verspürt. Wir gratulieren — und kommen später noch auf sein Werk zurück. XYZ.

B. Eckhorst: Unser Nazarener, der Mann für vernünftige Christen. Leipzig, J. G. Findel. 90 S. Preis M. 1,20.

Unser Nazarener! Unser! Ja, mein lieber Eckhorst, was unser Nazarener uns ist, das ist keine Frage mehr. Darüber sind heute nahezu alle ehrlichen Leute von Geist und Gemüt einig. Was er uns Männern ist, darauf kommt es aber leider sehr wenig an. Das Entscheidenste ist, was unser Nazarener von staats- und kirchenwegen gilt, was die Schule aus ihm macht! Daß wir alten Herren uns gegenseitig über den Nazarener belehren, ist bedeutungslos, so lange wir das religiöse Monopol des staatlichen und kirchlichen Unterrichts nicht brechen, ja, es ist beinahe komisch, so lange wir unsere Kinder nicht über unsern Nazarener aufklären, sondern ihnen schulzwänglich von der untersten Volksschul- bis zur obersten Gymnasialklasse einen Unterricht erteilen lassen, der gegen unser eigenes Wissen und Gewissen streitet. Hier ist Rhodus, hier tanze! Was liegt an uns Alten und an unserer Weisheit, solange wir unsere Kinder in der Blindheit und Verkehrtheit

lassen? Vererben wir nicht schon Elend und Verderben genug?

O liefe nicht das Gift,
Den Vätern gereicht,
Im Blute der Enkel kochend weiter,
Dann wäre mutiger
Der Gang des Jahrhunderts
Und längeren Atem hätte die That.
Und fieberfrei wäre das Herz
Und blatternarbenlos
Der Gedanke!

Unser Nazarener, „der Mann für vernünftige Christen“ — der „Mann“, nichts weiter? Und die Christen, nur „vernünftig“, nichts weiter? Damit wollt ihr euch gegen die teuflische Heuchelei in Staat, Kirche und Schule stellen, gegen den infernalen Geistes- und Charaktermord an den Unmündigen? — C.

August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften mit Quellenuntersuchungen von Dr. Rudolf Fürst. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1894. Preis 6 Mark.)

Der Großvater Alfred Meißners, der Skizzen-Meißner (1753—1807) gehört nicht zu den litterarischen Größen. Bis in die Mitte unsres Jahrhunderts hinein viel gelesen, ist der Mann jetzt so gut wie vergessen. Aber für die Litteraturgeschichte behält er seinen Wert; denn er war einer der Hauptfabrikanten von Lesefutter für das Gros des Publikums in klassischer Zeit. Der Wert seiner Schriften ist bezeichnend für das Bildungsniveau des lesenden Publikums am Ausgang des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts. — Fürst giebt im ersten Viertel seines Buches die erste auf wissenschaftlicher Basis aufgebaute Biographie Meißners; der Rest beschäftigt sich mit seinen Werken. Der Inhalt wird knapp skizziert und die Quelle, so weit möglich, nachgewiesen. Dieser Teil des Buches ist der weitaus interessanteste, eben weil uns an Meißner nicht die Person, nur seine Fabrikantenwirksamkeit interessiert. Die Darstellung Fürsts ist fließend; hier und da stören Austriazismen.

Litterarisches Jahrbuch. Central-Organ für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwest Böhmens und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. III. Band. 1893. Eger. Im Selbstverlage des Herausgebers.

Dieser neue Band des Jahrbuchs, dessen Wert in der „Gesellschaft“ immer freudig anerkannt wurde, ist mit dem Bilde des verdienten Herausgebers geschmückt. Beachtenswert sind die Aufsätze von Alois John „Zur neuesten Wallenstein-Litteratur“ und von Ludwig Zapf: Jean Paul als Naturmaler“, interessant „Eine Karlsbader Kur vor dreihundert Jahren. Von Hans Bösch“. Im übrigen kann nicht geleugnet werden, daß die Fracht, die das Jahrbuch diesmal mit sich führt, ziemlich geringwertig ist.

Zweiundsechzig Tage unter den Yankees. Reiseerlebnisse von Heinrich Graf Adelmann, Preisrichter auf der Weltausstellung zu Chicago. Zweite Auflage. Stuttgart. Druck und Verlag von Strecker & Moser. 1894.

Das Buch ist mehr durch den flotten, manchmal recht burschikosen Vortrag, als durch weite Ausblicke anziehend. Für anspruchslose Leute vielleicht eine angenehme Lektüre; wer aber mehr als flüchtige Unterhaltung sucht, soll nicht nach dem Buche greifen.

Ganz anders mutet das Buch von M. von Brandt an: Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. (Leipzig. Verlag von Georg Wigand. 1894.) Brandt geht mit dem Schatze seiner Erfahrungen verschwenderisch um; er giebt mit vollen Händen und in liebenswürdigster Form. Allzuviel wissen wir ja nicht vom Reiche der Mitte; da bringen die Plaudereien des vielerfahrenen Mannes willkommene Belehrung. Das Buch verdient warme Empfehlung.

Geschichte einer Entmündigung. Rückblicke auf den Prozeß Feldmann-Hemmerling. Ein Beitrag zur Verbesse-

rung des Entmündigungs-Verfahrens und der Irrenpflege von Dr. juris Heinrich Reinartz, Rechtsanwalt in Düsseldorf, mit einem Vorworte von Dr. med. Carl Finkelnburg, Professor an der Universität zu Bonn. (Düsseldorf 1894. Verlag von Schmitz & Albertz.) Preis: 1 Mark.

Zweck des Buches ist, zu einer Reform des Entmündigungsverfahrens und der Irrenpflege Anstoß zu geben. Die Darstellung ist streng aktenmäßig und giebt dem Leser das ganze Material zur Beurteilung. Das Buch verdient es, auch in weiteren Kreisen beachtet zu werden.

G. Morgenstern.

Bildende Kunst.

Vor bald zehn Jahren widmete unsere „Gesellschaft“ dem Menschen und Künstler K. W. Diefenbach eine längere Betrachtung, zu einer Zeit also, wo in Kunstzeitschriften von dem Maler Diefenbach überhaupt noch nicht, in den Lokalblättern aber von ihm wie von einem verrückten Kauz oder wenigstens wunderlichen Heiligen ab und zu in einer kurzen Reporternotiz gesprochen wurde. Auch später fand die „Gesellschaft“ wiederholt Veranlassung, auf Diefenbachs Leben und Schaffen hinzuweisen, so gelegentlich seiner romantischen Fahrten in den Alpen und namentlich als er sich entschloß, dem Münchener Kunststadtpublikum zum erstenmal in umfassender Weise in einer besonderen Ausstellung die Ergebnisse seines künstlerischen Schaffens vorzuführen.

Was das öffentliche Urteil über K. W. Diefenbach so sehr erschwerte, war der ungewöhnliche Umstand, daß in diesem Manne eine sehr verwickelte menschliche Individualität und ein außerordentlich fein veranlagter, „unzeitgemäßer“ Maler und Lebensphilosoph als untrennbare Einheit genommen sein wollte. Diefenbach malte nicht, um zu malen, sondern um malerisch eine Weltanschauung, seine höchstpersönliche Weltanschauung, zu vertreten und zu verbreiten, und zwar mit dem heißen Eifer eines Apostels. Und seine Weltanschauung war zugleich der Versuch seiner eigenen Lebensgestaltung, wobei er auf Schritt und Tritt mit seinem eigenen Weibe, mit seinen Freunden und Bekannten, mit seinen Nachbarn, mit Sitten und Gebräuchen und nicht zum wenigsten mit der Polizei in Konflikt kam. Dabei rieb er sich körperlich auf, und die ihm wohlwollenden und eine Zeitlang dienstgefälligen Blätter hallten wider von seinen Klagen und Schmerzensrufen.

Das wurde aber den Leuten auf die Dauer langweilig, die Blätter verschlossen sich ihm, die Freunde zogen sich zurück.

Erst ein neuer Schauplatz und neue Kunstwerke vermochten das erloschene Interesse wieder anzufachen: Diefenbach siedelte nach Wien über, veranstaltete dort eine große Ausstellung im österreichischen Kunstverein — und der große Sonderling war plötzlich wieder in aller Mund und feierte eine glänzende Auferstehung in den Feuilletons der österreichischen Presse. Natürlich stellten sich auch bald wieder seine alten Begleiterscheinungen ein: Zerwürfnisse und Prozesse aller Art. Diefenbach ist nun einmal eine tragische Größe. Er will den Frieden bringen — und entzündet überall Aufruhr; er ersehnt Ruhe und Traulichkeit — und zerstört sein kaum gebautes Nest; er wirbt um Freunde und Jünger — und stößt alle Welt vor den Kopf. Zweifellos ist er in seiner Art einer der echtesten „Vollmenschen“, allein die Widerstände, die Befehdungen und oft schmachvollen Verfolgungen, die er erfährt, sind doch auch zum guten Teil aus seinen eigenen Irrtümern und Thorheiten erflossen, denn ohne Fehl steht eben auch der „Meister“ nicht da, und dem mangelhaft Irdischen zollt auch er seinen Tribut.

Da ist es nun sehr erfreulich, daß er jetzt von Wien aus ein Bildwerk in die Welt gehen läßt, das ihn als Herz und Kopf, als Mensch und Künstler in reinem, verklärendem Lichte zeigt. Es ist dies sein „Lebensmärchen“ genannter, an die

zwanzig Meter langer Silhouettenfries mit dem Obertitel „Per aspera ad astra" (Wien, Kommissionsverlag von B. A. Heck, Preis 20 Mark). Das Original war zuerst vor einem Jahr in Baden bei Wien ausgestellt. Die Reproduktion ist sehr gut, die Ausstattung (in Form eines Leporello-Albums) schön und gediegen. Es ist ein in jedem Betracht preiswertes, festlich anmutendes Kunstwerk, eine Leistung von vollendeter Zeichnung und edelstem Gehalte. Einzelne Blätter sind geradezu entzückend in ihrer fesselnden Komposition, in ihrem wahrhaft natürlichen Humor, in ihrer kindlich naiven, übersprudelnden Lebensfreude. Die Jünglings- und Mädchengestalten, die in bald feierlichem, bald fröhlich tollendem, mit Hund und Pferd, Affe und Kameel und andern edlen Vierfüßlern sich vergnügendem Reigen an uns vorüberziehen, sind weitaus das Beste, was in dieser Technik seither geschaffen worden ist. Auch der vielbeliebte und mit Recht gerühmte Konewka kann es mit Diefenbach und seinem Schüler Fidus (Hugo Höppener) nicht aufnehmen in der unbeschreiblich reizenden und edlen Durchbildung des Menschenleibes im Schattenriß. Der beigegebene deutsche Text giebt ausreichenden Aufschluß über den Sinn und die Bedeutung, die der Meister mit diesem herrlich adeligen Festzug eines höheren Menschentums verknüpft sehen will. Diefenbach selbst und seine Kinder Helios, Lucidus und Stella wallen porträtgetreu im Zuge mit. Das wunderbare Werk ist unter Schmerzen und Kämpfen aller Art entstanden, und sein Schöpfer hat all sein Sehnen und Träumen, all sein Empfinden für die selige Unschuldswelt der Kinderzeit, all seinen Idealismus für die Wiedererweckung einer reineren Kunst- und Lebensbethätigung in diese Bilder gelegt. Es ist wie Sphärenklang aus jubelnden, goldenen Weltaltern, was aus diesen Bildern klingt und tönt, es ist „Kindermusik" im höchsten Sinne, entstanden im visionären Ohr eines Traumwandlers, dessen Auge geschlossen ist für den häßlichen Alltag mit seiner qualvollen Falschkultur. Eine selige, friedliche, harmonische Schönheitsfeier! Eine neue Erlösungslegende, ein bildgewordenes Evangelium!

Wir wünschen dem Werke auch um deswillen weiteste Verbreitung, damit dem Meister und den Seinen endlich der Lohn werde für so viele Entbehrungen, so schwere Sorgen um des Leibes Nahrung und des Geistes Freiheit. M. G. C.

Frauenbildung.

Beachtenswerte Anregungen zum Geschichtsunterrichte in den höheren Mädchenschulen finden wir in einer diesen Gegenstand behandelnden Broschüre von Dr. Ernst Groth. „Zur Belebung des Unterrichts ist es empfehlenswert, den heranwachsenden Mädchen zuweilen gemeinverständlich geschriebene geschichtliche Aufsätze aus unseren hervorragenden Zeitschriften vorzuführen. Sie erfahren dadurch zugleich, daß die geschichtliche Forschung immer im Flusse ist, sie sehen manche Verhältnisse und Zustände in anderer Beleuchtung und anderer Verbindung und lernen nebenbei auch, was für ihre Weiterbildung sehr wichtig ist, unsere guten Zeitschriften kennen. Man unterschätze das nicht. Selbst gebildete Frauen gehen an wertvollen geschichtlichen, litterarischen oder kunsthistorischen Essays, auch wenn diese gemeinverständlich geschrieben sind, interesselos vorüber, weil dieses Interesse niemals in ihnen geweckt worden ist. Sie entbehren dadurch eine Quelle edler Unterhaltung und geistiger Anregung, die ihnen das Novellistische in gleichem Maße nie bieten kann.

Demselben Zwecke, der Belebung des Geschichtsunterrichts, haben vor allem die zahlreichen Lehrmittel zu dienen: Geschichtliche Karten, kulturgeschichtliche Wandtafeln, kunstgeschichtliche Abbildungen, Bildnisse u. s. w. Von großem Nutzen kann auch die Jugendbibliothek sein, die den Schülerinnen zur Privatlektüre offen steht.

Aus pädagogischen Gründen sollten in jeder Schülerbibliothek die geschichtlichen Jugendschriften den Vorrang haben. Das Novellistische dagegen ist in den Mädchenschulen so viel wie möglich zu beschränken. Denn nichts wirkt verwirrender und verflachender auf den Geist und das Gemüt eines heranwachsenden Mädchens, als z. B. die sogenannte Backfischlitteratur, die das vierzehn- oder sechzehnjährige Mädchen zur Heldin irgend einer albernen Geschichte macht und das Leben so darzustellen pflegt, als sei es ein großer interessanter Cotillon mit allen möglichen reizenden Überraschungen, rauschenden Genüssen, Triumphen, schönen Gewändern, Belustigungen u. s. w. Derartige aus konventionellen Lügen bestehende Bücher mit ihrer oft an die süßliche Rokokogesellschaft erinnernden Charakterlosigkeit, mit ihrer leichtfertigen Tändelei und ihrem genußsüchtigen Scheinleben gehören in unserer gewitterschwülen Zeit nicht in die Schulbibliotheken und die Hände der Mädchen. Biographien edler Männer und Frauen, die mit dem Leben gekämpft haben, sind ihnen heutzutage dienlicher, als solcher, die das Leben genossen haben."

An einer anderen Stelle heißt es: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß heutzutage eine gebildete Frau die Formen unseres staatlichen und bürgerlichen Lebens, die sie überall umgeben, in den Hauptzügen kennen muß. Die Kenntnis der Solonischen und der Servianischen Verfassung, selbst die des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wollen wir unseren Töchtern ruhig erlassen; dafür müssen wir aber verlangen, daß ihnen die Grundzüge unserer eigenen Reichsverfassung bekannt sind, daß sie z. B. wissen, was man unter Bundesrat versteht, welche hauptsächliche Aufgabe der Reichstag hat, was ein Landtag ist, was eine konstitutionelle Monarchie bedeutet. Auch die wichtigsten Formen des Gemeindelebens dürfen ihnen nicht fremd sein. Man glaubt kaum, welche fabelhafte Unwissenheit in diesen Fragen des öffentlichen Lebens unter unseren gebildeten Mädchen und Frauen herrscht. Ich opfere gern alle Schlachten aus dem nordischen Kriege und dem spanischen Erbfolgekriege, aber von unserer Reichs-, Staats- und Gemeindeverfassung, deren Wohlthaten auch die deutschen Frauen unmittelbar genießen, von unserer Justiz, den Verkehrseinrichtungen und dem Steuerwesen unserer eignen Zeit müssen sie doch wenigstens das Hauptsächlichste wissen. Freilich unsere Geschichtsbücher, die derartige Fragen in der griechischen und der römischen Geschichte, auch in der des Mittelalters genau behandeln, schweigen über die gegenwärtigen Einrichtungen oft vollständig, ohne zu bedenken, daß unsere eigene Kultur ohne Kenntnis der staatlichen und wirtschaftlichen Formen gar nicht zu verstehen ist. In Schweden und in Frankreich ist der Unterricht über staatsbürgerliche Einrichtungen obligatorisch. Ein deutsches Bürgerbuch als Ergänzung zu unseren Geschichtsbüchern würde auch da für die deutschen Schulen ein wahrer Segen sein (ein solches von dem Oberlehrer Dr. Viereck in Braunschweig ist vor einiger Zeit erschienen), und die wirkliche Kenntnis unserer eigenen Umgebung sicher mehr dazu beitragen, Gemeinsinn, Hilfsbereitschaft, Menschenliebe, deutsche Gesinnung und Staatsbewußtsein zu erwecken, als manche mit peinlicher Genauigkeit behandelten Haupt- und Staatsaktionen." T. R.

Zur Frage der Erziehung unserer „höheren Töchter" unter Benutzung des Kindergartens. Von Emanuel Vogelsang, Bibliothekar im Reichsversicherungsamt. (Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 34 S. Preis 60 Pf.)

Diese beachtenswerte Schrift bildet das 9. Heft im V. Bande der von Wilhelm Meyer-Markau herausgegebenen „Sammlung pädagogischer Vorträge". Der Verfasser berührt kritischen Geistes eine Reihe von Fragen, die nicht nur für Eltern und Lehrer, sondern für den Kulturpolitiker und Gesellschaftsforscher von großem Interesse sind. Mit Vorliebe betont er die Bedeutung der Fröbelschen Erziehungs-

grundsätze und den Wert des Kindergartens. Bildung zur Wahrheit in der Natürlichkeit, frei von konventionellem Schnickschnack, das ist auch Vogelsangs Ideal. C.

Der Anteil der Frauen am geistigen Leben. Ein Essay von Dr. Karl Walcker, Dozent der Staatswissenschaften an der Leipziger Universität. (Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung [Hugo Anders]. 15 S. Preis 40 Pf.)

Unter zum Teil neuen Gesichtspunkten behandelt der Verfasser die Frage: welche wissenschaftlichen Forschungen und Schriften eignen sich für begabte vermögliche Damen, die über viel freie Zeit verfügen? Bei dem notorischen Müßiggang und dem mehr oder weniger verhüllten Lotterleben zahlreicher Mitglieder der reichen Stände ist diese Frage viel ernster, als sie auf den ersten Blick erscheint. Der Verfasser bemüht sich, seine Sache so gut wie möglich zu machen. Er ist ein Mann von lebhaftem Geist und ausgebreitetem Wissen. Seine Abschätzung der deutschen Zeitschriften und Zeitungen hat ein gewisses Geschmäckchen. Die „Gesellschaft“ scheint der vielbelesene Mann nicht zu kennen. In Amerika, England oder Frankreich würde ein Universitätsdozent eine Zeitschrift vom Range und der Eigenart unserer „Gesellschaft“ niemals zu ignorieren sich erlauben. C.

Zur Frauenfrage: Warum ist die Frau als Lehrerin und Arzt unentbehrlich? Von Philadelphos. (Berlin, L. Oehmigke.)

In der Hauptsache überholt, in Nebensachen auf dem Vermittlungsstandpunkt. XYZ.

Sklavenketten der Frauen. Von Rose Stolle. (Leipzig, Max Spohr. 89 S. Preis Mk. 1,50.)

Wie eine edle Mutter zu ihren Kindern, so spricht Frau Rose Stolle hier zu den Männern. Die fromme Frau weiß herz- und markerschütternde Worte zu finden. Ach, wenn Zureden hülfe, wenn der Appell an den Idealismus fruchtete! Gewiß, wer aus den reinen Sphären des idealistisch Wahren, Schönen und Guten auf die Weltwirklichkeit blickt, dem muß das Herz erschauern: Was sind das für Zustände, was für elende soziale Ordnungen, was für schandbar jammervolle Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Geschlecht zu Geschlecht, von Dienenden zu Herrschenden! Einfach trostlos und jeder schleunigen, gründlichen Besserung spottend. Aber der Standpunkt des Idealisten ist nach heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis vom Weltwerden nicht richtig gewählt. Der Entwicklungsgang setzt nicht in der Höhe, sondern in der Tiefe ein. Die Menschheit kommt aus der Bestialität und tastet sich langsam und unter tausend Widerständen zur Humanität. Wenn Frau Rose Stolle für Mann und Weib denselben Maßstab sittlicher Wertung, dieselbe Gerechtigkeit, dieselbe Freiheit fordert, so sind wir völlig mit ihr einverstanden. Nur glauben wir, daß nicht die Priester und nicht die Poeten, nicht die Dogmengläubigen und nicht die Weichmütigen uns diesen Fortschritt bescheren werden, daß er auch nicht vom Himmel erbetet und in Sittlichkeitsbünden erdeklamiert werden kann, sondern daß er die späte Frucht all der Anstrengungen sein wird, die von jenen heldenhaften Erkennern und Kämpfern ausgehen, auf deren Banner die Neuordnung unseres gesamten wirtschaftlichen, geselligen und geistigen Lebens geschrieben steht — und zwar auf Grundlage der naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Und daß sich diese neue Anschauung in neue Lebensgestaltung umsetze, bedarf's einer grausamen Mitarbeiterin: der Not! Erst wenn die Not am höchsten, ist Hilfe am nächsten. Übrigens möge sich Frau Stolle trösten: Sklavenketten tragen nicht nur die Frauen, sondern, wenn auch in anderer Form, auch die Männer. Jedes Unrecht wirkt schließlich gleich zerstörend auf den Thäter wie auf den Erleider. Die Befreiung und Emporhebung des Weibes bedeutet darum zugleich

auch die Befreiung und Emporhebung des Mannes, also einen wirklichen Kulturfortschritt. M. G. C.

Zeitschriften.

Das zwanzigste Jahrhundert. IV. Jahrgang. Seit Erwin Bauer die Schriftleitung an den hochgebildeten und feinsinnigen Fritz Lienhardt abgegeben, herrscht ein wesentlich besserer Geist in dem Blatte. Neben guten sozialpolitischen Studien findet sich jetzt auch Bedeutenderes auf litterarischem Gebiete. Namentlich die Beiträge des Schriftleiters selbst sind beachtenswert (vergl. im Märzheft Lienhardts Besprechung des Schlaffschen Dramas „Meister Oelze“). Daneben kommen allerdings noch wahre Musterbilder litterarhistorischer Ratlosigkeit in den Vordergrund, z. B. die Studie von Paul Schmidt „Ich Kyros König Achämenide“ — und Adolf von Westarps Abfertigung Gerhart Hauptmanns! So leicht darf man sich die Sache doch nicht machen.

Deutsch-soziale Blätter. Im letzten Heft des VIII. Jahrgangs brachte Reinhold Lange einen großen Beitrag zur Geschichte der modernen litterarischen Bewegung: „Von den Jüngst-Deutschen und ihrer neumodischen Litteratur“, der mit dem Satze beginnt: „Seit etwa einem Jahrzehnt hat sich eine Litteratur entwickelt, die alle bisherigen Formen des künstlerischen und geistischen Schaffens umzustoßen trachtet.“ Dann fallen die Vorwürfe hageldicht gegen „die Masse der jüngst-deutschen Dichter, Versemacher und Novellisten“, deren Lust es sei, „Lüge, Häßlichkeit, Roheit, Gemeinheit darzustellen“, „von den größten Helden und edelsten Gestalten unserer Litteratur wie von elenden Stümpern zu reden“, während sie es „in der Orthodoxie ihrer Grundsätze selbst mit den schwärzesten Pfaffen aufnehmen.“ Auch der „Bestien-Philosoph“ Nietzsche bekommt einen Rippenstoß so gut wie die Juden Heine, Lassalle, Marx, Moleschott. „Unter den Lebenden gehören die Juden Südfeld (Nordau), Wittkowsky (Harden) und Sittenfeld (Alberti) zu denjenigen Modernen, die an sinnlicher Roheit und an Cynismus in ihren Schriften das Äußerste geleistet haben.“ Dem Isidor Wittkowsky (Maximilian Harden) wird nachgesagt, daß er zuweilen auch „judenfeindliche Töne loslasse“, durch „antisemitische Sophistereien auch die Köpfe mancher ehrlicher Antisemiten zu verwirren suche“. Und dergleichen mehr. Franz Held (Herzfeld) wird merkwürdigerweise übergangen. Dafür wird Conrad Alberti (Sittenfeld) um so heftiger angepackt. Auch Sudermann, dem „geschickten Macher“, dessen Dramen „mit jüdischer Beize versetzt“ seien, wird ein ordentlicher Denkzettel angepappt. Arno Holz und E. Mauerhof werden mit wenig verbindlichen Bemerkungen vorgestellt. Zu der „kleinen Gruppe, die für deutsche Freiheit streitet“, werden gezählt M. G. Conrad, Max Kretzer, Karl Bleibtreu, Detlev v. Liliencron, Hauptmann, Walloth, die Brüder Hart und „einige andere“. Das Schaffen der drei Erstgenannten wird eingehender behandelt und zwar mit einem Maß von Wohlwollen, wie es in einer Zeitschrift, die sich gewöhnt hat, das ganze moderne Leben durch das einzige Guckloch des Antisemitismus zu betrachten, selten zu finden. Besonders Conrad, der im „zwanzigsten Jahrhundert“ von Erwin Bauer stets Beschimpfte, in süddeutschen Antisemitenblättchen als „moderner Jüdling“ Begeiferte, ist auffallend gerecht beurteilt.

Allgemeine Kunstchronik. Illustrierte Zeitschrift von P. Albert in München. Im neuen Jahrgang wird neben den bildenden Künsten auch der Litteratur ein größerer Raum gewährt, wie ein besonderes „Ebers-Heft“ u. a. beweist. Die kleineren litterarischen Besprechungen sind ungleichwertig. Neben besseren kritischen Analysen finden sich die ärgsten Faseleien. Eine Redaktion von wirklicher litterarischer Qualität scheint nicht vorhanden zu sein. Im

Märzheft verübt z. B. Georg Fuchs eine Conrad-Kritik, die unter aller Kanone ist. Von den besprochenen Werken Conrads scheint er auch nicht einen Dunst kapiert zu haben. Wenn er sie überhaupt gelesen hat. Wir glauben jedoch eher, ein von keiner Sachkenntnis und keinem tieferen Nachdenken getrübtes grünes Kritikergemüt vor uns zu haben; denn alles ist in seinen Auslassungen falsch: Büchertitel, Jahreszahlen, Meinungen und Urteile. Seine schnodderigen Absprechereien wirken einfach grotesk. Auch in der musikalischen Kritik werden ab und zu haarsträubende Dinge geleistet. Der Münchener Theaterbrief über Verdis „Falstaff" (gezeichnet M. u. R.) verhöhnt Nicolai, Lortzing „und Konsorten" und rutscht auf dem Bauche vor dem greisenhaften „Falstaff" des Italieners. „Ich glaube, daß Shakespearescher Humor schwerlich je wieder einen so kongenialen musikalischen Ausdruck erhalten wird, als in Verdis „Falstaff". Was diese guten Leute in ihrem Unverstand und Ungeschmack nicht alles zu „glauben" fähig sind!

Sozialpolitisches Centralblatt. Herausgeber Dr. Heinrich Braun in Berlin. Im neuen (III.) Jahrgang fanden sich in den Rubriken „soziale Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsstatistik", „gewerkschaftliche Arbeiterbewegung" und „soziale Zustände" schon wieder eine Reihe hervorragender Arbeiten. Es verdienen besondere Beachtung die Beiträge von Heinemann („Die Garantieen des Angeklagten nach dem Strafprozeßentwurf" u. a.), Astor („Zur Lage der Bureau-Angestellten") und Stephen Fox („Die Beschäftigung schwangerer Frauen in England").

Der Kunstwart von Ferdinand Avenarius siedelt aus dem Dresdener in einen Münchener Verlag über (Callway). Das Blatt, eins der vornehmsten im Ton und in der Ausstattung, steht jetzt im VII. Jahrgang, scheint aber noch keinen genügend großen Leserkreis an sich gefesselt zu haben, um sich eines über finanzielle Schwierigkeiten erhabenen Daseins zu erfreuen und seinen Urteilen auf allen Gebieten des Schönen kräftigen Erfolg zu verschaffen. Auch im Münchener Verlag wird Avenarius die Oberleitung weiterführen.

Zeitung für Litteratur, Kunst und Wissenschaft des Hamburgischen Korrespondenten. Für die Redaktion verantwortlich Prof. J. Sittard. — Herr Sittard hat sich schon vor Jahren als Logenbruder und Musikberichterstatter in Stuttgart als verbissener Gegner des modernen Geistes bemerkbar gemacht. Es ist nicht verwunderlich, daß er in Hamburg seinen Traditionen aus der schwäbischen Hauptstadt treu geblieben. Das Sichselbstkorrigieren und gewissenhafte Hinzulernen ist nur den Besten gegeben. Solange Sittard die Redaktion der Beilage zum Hamburgischen Korrespondenten zu verantworten hat, ist dort keine Liebe und kein Verständnis für die Vertreter der modernen Bewegung in Litteratur, Kunst und Wissenschaft zu erwarten. Einer der thatendurstigsten Schildknappen des Herrn Prof. Sittard ist der Prof. Emil Wolff, Gymnasialdirektor in Schleswig und Verfasser der „Lieder der Treue" und mehrerer blutiger Dramen. Er zieht mit Wonne, zur Zeit und Unzeit, gegen die Modernen vom Leder. Denn im Leder ruht seine besondere Stärke. Seine Feldzüge gegen Detlev v. Liliencron sind Meisterstücke lederner Kriegsthaten. Und wie ein echt klassischer Held ist er in persönlichen Schmähreden nicht weniger groß, als in kritischen Schwertstreichen, welche die Luft durchkreuzen. In Nr. 23 des vorigen und Nr. 2 des laufenden Jahrgangs seiner Zeitung tobt er gegen den Lyriker und — den Menschen Liliencron in wahrhaft erstaunlicher Weise. Aber der einzelne genügt seinem Heldenmute nicht — und so verhöhnt der Tapfere auch die „Gesellschaft" und deren ganzen Leserkreis! Gutmütige, fröhliche Naturen, wie wir Gesellschafter sind, erübrigt uns bei diesem Schauspiele, das uns der Herr Gymnasialdirektor aus Schleswig

bietet, weiter nichts, als ihm für die aufgewendete Mühe lachend Dank zu sagen. Möge er ferner mit seinen klassischen Kampfspielen den Entwicklungsgang der Litteratur und Kunst erheiternd begleiten! So lange er kritikastert und schimpft, kann er wenigstens selbst nicht dichteln und künsteln, und das ist auch ein Gewinn für die vaterländische Dichtkunst. XYZ.

Französische Litteratur.

Paul Bourgets Roman „Cosmopolis“, der bei Lemerre in Paris soeben zur Ausgabe gelangte, ist keine eigentliche Novität, das interessante Werk des geistvollen Psychologen der „vie mondaine“ erschien bereits vor mehr als Jahresfrist in einer illustrierten Prachtausgabe und bildete eins der wenigen litterarischen Ereignisse der vorjährigen Saison. Der feinsinnige Seelenanalytiker hat sich hier den nomadisierenden Teil der „monde“, der in allen Hauptstädten Europas anzutreffen ist, zum lohnenden Studienobjekte erwählt. Es liegt auf der Hand, daß jene internationale Gesellschaft, die von einer Stadt zur andern wandert, stets darauf bedacht, ihren abgestumpften Sinnen immer neue Eindrücke und neue Nervensensationen zu bieten, einen Künstler wie Bourget ganz besonders interessieren und reizen muß, andrerseits wieder ist auch kein andrer so befähigt wie gerade Bourget, alle die unzähligen feinen Einzelzüge, die das Charakterbild dieser buntscheckigen „monde“ so schwer fixierbar machen, zu einem einheitlichen Gemälde zu vereinigen. „Cosmopolis“ zeigt aufs neue, in wie hohem Grade es der Autor versteht, in das Innenleben dieser komplizierten Geschöpfe einzudringen. Die Personen, zwischen denen sich das einfache Liebesdrama abspielt, gehören den verschiedensten Nationalitäten an, sie sind durch die mannigfachsten Milieus hindurchgegangen, und es gehörte kein geringer Scharfblick dazu, die inneren Beweggründe ihres Denkens und Handelns zu erkennen und so klar und anschaulich zu entwickeln, wie es hier geschieht. Die Haupt- und Nebenpersonen des Romans, das Ehepaar Boleslas und Maud Gorka, Frau Steno, Alba Steno, Prinz d'Ardea und Marquis Cibo, die das italienische Element vertreten, die Amerikaner Lincoln und Lydia Maitland, Florent Chapron, der französische Marquis de Montfanon und der deutsch-österreichische Spekulant Justus Hafner sind samt und sonders prächtige Charaktertypen, die in der Porträtgalerie, die wir dem Griffel Meister Bourgets verdanken, einen Ehrenplatz einnehmen.

In neuer Ausgabe ist auch J. K. Huysmans' realistische Musternovelle „A Veau-l'eau“ bei Tresse & Stock in Paris erschienen. In der Geschichte des armseligen Bureausklaven, dessen Liebesleid grade so tragikomisch wirkt, wie sein beständiges Bemühen, sich in kulinarischer Hinsicht ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen, zeigt sich Huysmans' subtile Kleinmalerei von ihrer vorteilhaftesten Seite.

Mary Renard, „Gueule-rouge“ (Brüssel, Kistemaeckers). Wir haben es in diesem „Roman de moeurs ouvrières“ mit keinem jener plumpen Machwerke zu thun, die mit Vorliebe unter der falschen Flagge von Arbeiterromanen ihren Weg zu machen suchen, sondern mit einer durchaus tüchtigen, ausgereiften Arbeit, die der Beachtung ernster Leser warm empfohlen werden darf. Der Roman spielt im belgischen Kohlengebiet, die Not und das Elend der dortigen Arbeiterbevölkerung bildet die düstere Grundstimmung des Renardschen Gemäldes, das in seinem unerbittlichen Ernst und seiner verblüffenden Lebenstreue erschütternd auf den Beschauer wirkt. Freilich für Leute, die jeder Aufregung ängstlich aus dem Wege gehen, ist das Buch nicht recht geeignet, denn der Autor ist weder ein Schönfärber, noch ein Fabulist, er ist ganz im Gegenteil ein unbestechlicher Wirklichkeitsschilderer, der es unterläßt, an seinen schmutzigen Bergleuten erst eine Mohrenwäsche vorzunehmen, ehe

er sie dem verehrlichen Publikum vorführt. In dieser rücksichtslosen Gradheit liegt der Hauptwert dieses kühnen Wahrheitsbuches, auf dessen zweifelhaften Bilderschmuck man im übrigen gern Verzicht leisten würde.

Hector Malots Roman „En famille“ (Paris, Flammarion, 2 vls.), der das Seitenstück zu des Verfassers beliebter Erzählung „Sans famille“ bildet, ist ein gutes, lesenswertes Unterhaltungsbuch, das all die Ansprüche, die man an ein solches zu stellen berechtigt ist, durchaus befriedigt. Daß der Malotsche Roman weder inhaltlich noch technisch Neues und Eigenartiges bietet, ist im Grunde selbstverständlich. Das Gros der Leser wird diesen Mangel indessen kaum als solchen empfinden; der routinierte Fabulierkünstler weiß sein Publikum hier wie immer prächtig zu unterhalten, und deshalb wird es Malots „En Famille“ an dankbaren Lesern gewiß nicht fehlen. Die beiden Bände sind von Lanos reich und ansprechend illustriert worden.

Fernand Vandérem, La Cendre (Paris, Ollendorff). Eine moderne, fein durchgeführte Sittenstudie, die uns die Bekanntschaft mit einem talentvollen, strebsamen Schriftsteller vermittelt. Der Roman entrollt uns ein lebenatmendes Bild gesellschaftlichen Lebens, besonderes Lob verdient die Verve der Darstellung und der glatte Fluß der Diktion, der leicht pikante Ton giebt „La Cendre“ einen Reiz mehr. Alles in allem: ein eigenartiges, geistvolles Buch, das vortrefflich unterhält und reiche Anregung bietet.

Die Fabulierlust Henry Grévilles ist wahrhaft unerschöpflich! Kaum, daß der letzterschienene Roman der schreibseligen Dame der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist, liegt auch schon ein neuer vor, der unter dem Titel „L'Aveu“ soeben bei Plon in Paris zur Ausgabe gelangte.

Unter dem Titel „De la Commune à l'Anarchie“ hat Ch. Malato bei Tresse & Stock in Paris ein Buch erscheinen lassen, dessen Inhalt weit harmloser ist, als man nach der Aufschrift vermuten sollte. Der Band müßte eigentlich den Titel führen „Erlebnisse eines nach Kaledonien Deportierten“, denn in Wahrheit handelt es sich hier zumeist um Schilderungen von Land und Leuten der französischen Sträflingskolonie, die zu studieren der Autor Gelegenheit fand, als er in Begleitung seines im Kommuneaufstand kompromittierten und zur Deportation verurteilten Vaters in Kaledonien weilte. Die Berichte des unfreiwilligen Forschungsreisenden sind launig und anschaulich geschrieben und bilden eine vortreffliche Unterhaltungslektüre.

„Le Bambou“, die mit raffiniertestem Luxus und geschmackvollster Eleganz ausgestattete Monatsschrift, die sich unter der künstlerischen Leitung Ed. Guillaumes zu einer zeitschriftlichen Spezialität sondergleichen entwickelt hat, ist bekannt und geschätzt genug, um eine weitere Empfehlung als überflüssig erscheinen zu lassen. Litterarischen Feinschmeckern und Freunden schön ausgestatteter Bücher wird hier eine Revue geboten, die auch die höchsten Ansprüche befriedigen wird. Die jetzt erschienenen, reich und vortrefflich illustrierten Bände der Monatsschrift, die bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangt, bringen neben der Fortsetzung der geistfunkelnden Skizzen, die Sourya unter dem Titel „A l'ombre et au soleil“ veröffentlicht, Novellen von Margueritte („A la mer“), Radiot („Isolette“), Theuriet („Deuil de veuve“), William Ritter („Sang viennois“) u. a. m.

Die gleichfalls bei Dentu erscheinende „Petite Collection Guillaume“, die an dieser Stelle bereits gebührende Würdigung gefunden hat, bringt in den beiden letzterschienenen Bänden Shakespeare, „Le songe d'une unit d'été“ und „Sakountala“, ersteren hat Picard mit einer Reihe von entzückenden Bildern geschmückt, während Marold und Mittis, die geschätzten Illustratoren der „Collection Guillaume“, letzteren in gewohnter feinsinniger Manier illustriert haben.

Von John Grand-Carterets revue documentaire illustrée mensuelle „Le Livre et l'Image“ (Paris, Rondeau) liegt jetzt der erste Jahrgang abgeschlossen vor. Die beiden Semesterbände bilden eine unerschöpfliche Fundgrube von wertvollem kulturhistorischen Material, die vorzüglichen Illustrationen und Kunstbeilagen geben ihm dabei den Wert und die Bedeutung eines selten eigenartigen Prachtwerkes. Der Inhalt der vorliegenden drei Monatshefte des zweiten Jahrgangs hält sich auf der Höhe des bisher Gebotenen. Grand-Carteret versteht es wie kein anderer, aus der Fülle des Stoffes das Bedeutende und Wesentliche, in dem sich Geist und Charakter einer Zeitepoche scharf ausprägen, herauszusuchen und zu einer Sammlung zu vereinen, die nicht nur den kunstsinnigen Laien, sondern auch dem ernsten Kulturforscher willkommen ist.

John Grand-Carterets bei Quantin in Paris erschienenes neues Buch „Les caricatures sur l'alliance franco-russe“ ist ein weiterer Beitrag zu der Karikaturensammlung des geistvollen Schriftstellers, der unermüdlich am Werke ist, die Geschichte der Zeit im Spiegelbilde der zeitgenössischen Karikatur zu betrachten. Die geistvollen Ausführungen des Autors illustrieren 88 Reproduktionen von Karikaturen, die französischen und ausländischen Witzblättern entlehnt sind.

Die bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erscheinende „Revue hebdomadaire“ ist nicht nur die weitaus billigste, sondern auch die reichhaltigste und lesbarste aller französischen Wochenschriften. Unter der umsichtigen Leitung Mainguets, der es sich mit Eifer angelegen sein läßt, aus der zeitgenössischen litterarischen Produktion das Beste auszusuchen und dem Leser ohne Zeitverlust zugänglich zu machen, hat sich die Revue zu einer belletristischen Zeitschrift ersten Ranges entwickelt, die jedem bekannt ist, der sich für französische Litteratur interessiert. Die letzterschienenen Bände — allmonatlich erscheinen 4 bis 5 Hefte, die einen stattlichen Band von etwa 800 Seiten bilden — bringen an Romanen: Bordeu, „Jean Pec“; François Coppée, „Rivales“; Anatole France, „La rotisserie de la reine Pédauque“; Rosny, „L'impérieuse Bonté“; Paul Margueritte, „Ma Grande“; Blaize, „La Monégasque“ und Novellen von T. de Wyzewa, B. Maurice, Jules Renard, Bonnamour und Chenevière. Von dem nicht belletristischen Inhalt nenne ich als besonders wertvoll die „Memoires du general Baron Thiébault“ und „Mes souvenirs“ vom General du Barail. Daneben findet man in jedem Wochenheft poetische Beiträge, litterarische Studien, Musik- und Theaterberichte, politische Plaudereien aus der Feder bewährter Autoren. Die „Revue hebdomadaire“, deren Abonnementspreis nur 7 Frcs. pro Quartal beträgt, sei wiederholt aufs beste empfohlen.

A. G—tze.

Vermischtes.

Dr. Sigl, der Redakteur des „Bayr. Vaterland“, feierte am 1. April das 25 jährige Jubiläum des Bestehens seines kleinen, aber einflußreichen Blattes. Von den Lesern der „Gesellschaft“ gehört wohl nicht einer zu den Gesinnungsgenossen dieses heftigen, schneidigen, rücksichtslosen Ultramontanen. Aber die einzig dastehende journalistische Stellung Sigls und die heftige Anfeindung, die er gerade vom offiziellen und offiziösen Ultramontanismus erfahren hat, zwingt uns, hier mit einigen Worten seiner zu gedenken. Sigl war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, und lag, wenn ich nicht irre, in einem Jesuiten-Kloster, längere Zeit geistlichen Studien ob. Seine tapferen Kenntnisse in Theologie und Kirchengeschichte beweisen, daß er diese Studien nicht umsonst getrieben. Aber der zur Meinungsäußerung drängende und individualistisch angelegte Kopf hielt es hier offenbar nicht aus. Er erwarb im Verlauf seiner ferneren Universitätsstudien den juristischen Doktor, der ihm

bei seinen vielfachen Konflikten mit den Censurbehörden ebenfalls von großem Nutzen gewesen, und gründete 1869 das „Bayr. Vaterland", dessen äußere, löschpapierne Eigenschaft, man kann sagen, im umgekehrten Verhältnis zu seinem psychischen Schwergewicht stand. Was hier Sigl in den letzten fünfundzwanzig Jahren geleistet — er schreibt das Blatt vom ersten bis zum letzten Zug allein — ausgestanden, ertragen und erlitten hat, ist wahrhaftig nichts geringes. Heute rentiert das Blatt gut und hat seinen Besitzer zum vermögenden Manne gemacht. Aber ehedem war das nicht so. Und während der oft mehrjährigen Gefängnisstrafen, wo die Zahl der Abonnenten oft auf Hundert herunterging, hat Sigl nicht nur moralische und psychische Einbuße erlitten. Es muß anerkannt werden, daß Sigls Standpunkt, als er sich anschickte, zum Tagesschriftstellertum überzugehen, ein ideeller war. Wie viel Journalisten oder Zeitungsbesitzer können das in Deutschland von sich behaupten? Die zwei großen Faktoren, gegen die anzukämpfen er als seine Lebensaufgabe betrachtete, waren: Preußen und das Judentum. Und die zwei Faktoren, für die er Leib und Leben einzusetzen gewillt war, waren: Bayern und die römische Kirche. In diesem Kampfe kann ihm, wenn man alles ruhig überblickt, nur der Charakter einer aufhaltenden Macht zuerkannt werden. Das deutsche Reich wird wachsen, und Bayern wird untergehen. Und das Judentum wird wachsen, und der deutsche Geist wird immer mehr verjüdelt werden. Wenn man aber so weit ging, wie es im Norden geschah, Sigl für eine komische Figur zu nehmen, und wenn die preußischen Offiziere das „Vaterland" als Witzblatt in ihren Speiseanstalten sich herumreichten, so hatte man sich in dieser Einschätzung des Einflusses Sigls auf das bayerische Volk doch gewaltig getäuscht. Die jungen Herren in ihren Kasinos bewiesen mit ihrem Gewieher nichts weiter, als daß sie von Volkspsychologie verdammt wenig verstehen, und nicht wissen, daß eine erlittene Gefängnisstrafe für eine ideell verteidigte Sache fast der Garantieschein für Popularität in der Masse ist. Bismarck hielt das „Vaterland" für wichtig genug, es sich zu halten, und er sagte von Sigl einmal: „Er ist der Geist, der stets verneint." Und dieses Verneinen jeden Tag und mit demselben Trompetenstoß ausgestoßen, war kein geringes Imponderabile in der Bildung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Dieses Verneinen, oder was dasselbe ist, der süddeutsche Partikularismus ist ein heftiges, im innersten Gemüt brennendes Feuer, welches durch keine politischen Erwägungen so schnell zu dämpfen ist, welches, wie gewisse katholische süddeutsche Blätter bewiesen, desungleich oft schreckenerregende Eruptionen veranlaßt; und, seien wir offen, es sind nicht die schlechtesten Deutschen, die es in ihrem Innern nähren. — Bei alledem ist Sigl ein gewisser rappelköpfiger Zug nicht abzusprechen. Die Art, wie er z. B. in jeder nicht auf katholischem Boden erwachsenen geistigen Bewegung einen Vorstoß der „Loge" erblickt, ist ein paranöischer Zug von einer Echtheit, wie er selbst in unserem an originellen Charakteren reichen Süden zu den Seltenheiten gehört. Und unvergessen in der Geschichte der unfreiwilligen Komik ist jener Jahrgang des „Vaterlands", wo er durch einige zehn oder fünfzehn Nummern hindurch mit leidenschaftlicher Erregtheit und drauflosgehender Geschichtsverwendung die Napoleonischen Kriege als eine Leistung des Freimaurertums, Napoleon I. als ein seiner selbst in dieser Hinsicht unbewußtes Werkzeug der „Loge" hinstellte. Hingegen verschwand doch alles, was man sonst seinen, Dr. Sigls, geliebten Jesuiten an Geschichts-Intriguantentum anzudichten gewohnt war. — Nimmt man aber alles zusammen: seinen Mut, seine Wahrheitsliebe, wenn sie auch subjektiv war, seine Neigung, gerade da zu sprechen, wo niemand in der gesamten Presse den Mut gehabt hätte, den Mund aufzuthun, seine Unerschrockenheit vor Staatsanwälten wie Ministern, vor dem König,

ja vor dem Papst; daß er das Wort „Zurückhusen“ nicht gekannt hat; daß er nacheinander von jeder Partei aufs intensivste gehaßt wurde; daß er, ein Ultramontaner, von den Ultramontanen aufs schimpflichste behandelt wurde, und, wie ein politischer Gracchus lediglich, aber hier unentwegt, von der Volksgunst getragen wurde; nimmt man seine kecke, populäre, einfach unvergleichliche Sprache, so muß man sagen: er ist im heutigen Journalismus ein glänzender Original-Charakter und die Inkarnation der besten, männlichen, deutschen Tugenden. Ein Vergleich mit Rochefort, dem französischen Laternenmann, mit dem er einzelne Züge gemeinsam hat, und der wohl zunächst liegt, fällt entschieden zu Gunsten des Deutschen aus; ebenso ein solcher mit Veuillot, dem päpstlichen Bannerträger in Frankreich zur Zeit des lustigen Unfehlbarkeits-Dogmas. Man muß vielmehr bis auf Abraham a Santa Clara zurückgehen, um das Beispiel eines so ungehemmten Einflusses auf die breiten Volksmassen wiederzufinden. Wie dieser durch das gesprochene Wort von der Kanzel, so wirkte Sigl durch das geschriebene Wort vom Redaktionspult aus. Und wie zu des ersteren Predigten die Wiener in hellen Scharen herbeiströmten — allerdings auch eine „Hetz“ aus denselben machten — so müssen einzelne Nummern des „Vaterland“ oft an einem und demselben Tag in vielen Auflagen gedruckt werden — allerdings auch zum Teil zur „Hetz“ des Publikums. Und was den bleibenden Wert dieser „Vaterlands“-Blätter anlangt, so glauben wir, daß sie, einmal als historische Quelle benutzt, in gewissen Fragen eine sicherere Kenntnis der geistigen Strömungen im Volke während der letzten fünfundzwanzig Jahre gewähren werden, als viele in gewissen Fragen wie mit ausländischen Zeichen geschriebene deutsche Blätter.

Panizza.

Der entschleierte falsche Biedermann. Der Münchener Kunsthändler Friedrich Adolf Ackermann, Herausgeber und zum größten Teil Selbstverfasser der gegen die Modernen in Kunst und Dichtung gerichteten Pamphletserie „Sodom und Gomorrha“ ist in einer Gerichtsverhandlung als falscher Biedermann entschleiert und auch als Verfasser der unter dem Pseudonym „Semper“ und „Juniperus“ in einem Münchener Blatt jahrelang erschienenen Schmähartikel der Schätzung des Publikums überliefert worden. Bei dieser Gelegenheit mußte p. t. Ackermann auch zugeben, daß er in dem berüchtigten Lenbach-Bilder-Diebstahlprozeß wegen Hehlerei unter Anklage stehe. Rechtsanwalt Bernstein schloß in der Gerichtsverhandlung als Vertreter des Klägers seine Rede mit den an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Sätzen: „Wie auch Ihr juristisches Urteil lauten möge, das sittliche Urteil ist gesprochen. Nach dem, was die heutige Verhandlung ergeben hat, ist die Sache für meinen Herrn Klienten erledigt, weil die Person des Herrn Ackermann erledigt ist. Was dieser Herr sagt, schreibt und thut, kann unter Gentlemen nicht mehr in Betracht kommen; es ist gleichgültig und wertlos.“ XYZ.

☞ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

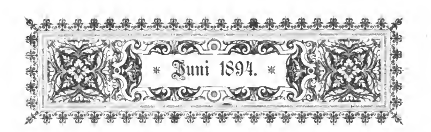
Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Max Haller



Tarara-boum-de-ay!

Eine Phantasie von Hans Merian.

(Leipzig.)

Ich sitze im Tingeltangel. — Warum sollte ich als moderner Mensch nicht auch diese jüngste Kunststätte, den Tempel der nachgeborenen „zehnten Muse" besuchen, wo die herrliche Kultur unseres sterbenden Säculums ihre Purzelbäume schlägt?

Ein Ocean weißen Bogenlichtes durchflutet den weiten, amphitheatralischen Raum der Alberthalle. Im Parkett an den kleinen viereckigen Tischen sitzt der brave Bürger mit seiner Eheliebsten, manchmal sogar in Begleitung eines schmucken Töchterleins, das bei verfänglichen Versen oder allzufreien Posen der Chansonetten die Augen allerliebst niederzuschlagen weiß. Zwei Jungens, denen die farbige Schülermütze auf den weit abstehenden Feuchtohren sitzt, vervollständigen das trauliche Familienbild. Mit großen Augen folgen sie den Arbeiten der Artisten, kichern und stoßen sich mit dem Ellbogen und machen sich über das Gehörte und Geschaute in ihrem Innern gar eigenartige Gedanken, von denen Papa und Mama merkwürdigerweise meist keine Ahnung haben. An einem anderen Tische seh' ich ein paar fesche Konfektionösen; zwei aufgeschniegelte Musterritter unbestimmbaren Alters haben sich ihnen gegenüber gesetzt, den Rücken ostentativ der Bühne zugekehrt, damit männiglich merke, worauf sich hier das Interesse dieser Weitgereisten konzentriere. Sie verderben den Mädeln den Spaß an der Vorstellung dadurch, daß sie fortwährend erzählen, was für weit großartigere Produktionen sie in Paris oder London gesehen und die ungeheuerlichsten Moritaten vorbringen: faustdicke Lügen, denen ein feiner Duft von crême de canaille anhaftet. Ganz vorn, dicht am Orchester, sitzen alte Herren mit glänzenden Glatzen und dicken Wackel-

wänsten; — sie lieben es, solche Schaustellungen aus der Froschperspektive zu genießen. Junge Handlungsbeflissene und Studenten, mit und ohne „Verhältnis", freuen sich naiv ihres Daseins. In geschmackvollen Toiletten prangende Damen — ob sie der Ganz- oder der Halbwelt angehören, läßt sich auf den ersten Blick kaum entscheiden — lehnen sich lächelnd in die Logensitze zurück, spielen mit dem Fächer und nippen am Weinglase, während nach dem heiligen Schönheitsprinzip in weiten Kaffeesäcken steckender Bohnenstangen gekleidete Gigerl sich in den neuesten, eigens für das Variététheater „creierten" Posen sehen lassen, die hauptsächlich darauf abzielen, mit dem menschlichen Körper, den sie von der Natur aus Versehen erhalten haben, die unmöglichsten Ecken und Winkel hervorzubringen und ihre enge Verwandtschaft mit gewissen Bewohnern der afrikanischen Urwälder darzuthun, die leider die Schönheit eines Smoking oder eines Full-dress-Jacketts noch nicht zu würdigen vermögen, dafür aber, nach der Versicherung einiger Reisenden, ebenso dicke Knüppel führen sollen, wie unsere allerneuesten Incroyables.

Die Zeiten sind schlecht — sehr schlecht. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit stolziert am hellen Tage durch die Gassen und hinter ihm drein schleicht der nagende Hunger. Aber hier merkt man nichts von alledem. Bis auf die letzten Bänke hinauf ist der weite Raum gefüllt. Auf Gummischuhen huschen die Kellner mit Biergläsern, Weinflaschen und endlos langen Speisekarten durch die dichtgedrängten Reihen. Die höflichen italienischen Konfektverkäufer heben ihre propren Körbe vorsichtig über die Köpfe der Menge hinweg und reichen die langen spitzen Papierdüten den Damen mit verbindlichem Lächeln; Blumenmädchen aller Jahrgänge halten ihre Sträußchen feil; — nein, hier ist nichts zu merken von den Gespenstern der Not und des Elends, die vor der Thüre lauern.

Auch herrscht hier der schönste soziale Friede. Der Kapitalist und der Proletarier, die Dame und die Dirne, die Bürgersfrau und das Fabrikmädchen, der ehrliche Arbeiter und der Zuhälter, der reiche Müßiggänger und der biedere Handwerker, Beamte, Soldaten, alle Schichten und Klassen, die den modernen Staat zusammensetzen, hier sind sie einträchtig beisammen, der allmächtige Tricot gleicht alle Unterschiede aus. Sogar die gute Sittenwächterin des modernen Staates, die Polizei, ist vertreten. Und sie zeigt sich so freundlich und human in diesen Räumen, drückt ihre fatalen Gesetzesaugen zu, die sie an anderen Orten, z. B. in ernsthafter Kunstpflege geweihten Theatern, in Gemäldeausstellungen oder in der einheimischen Bücherei so weit aufzusperren liebt, und nickt mit unendlich gütigem Gesicht den Artisten zu, als ob sie sagen wollte: Kinder, geniert euch gar nicht, thut ganz, als ob ich nicht da wäre.

Der Kapellmeister hebt den Taktstock. Eine mißtönende Spektakelmusik geht los, eine alberne, schwachbrüstig einhertrippelnde Melodie, ohne Accent und fröhlichen Rhythmus, aber als Introduktion aufgebauscht in widerlich dickprotziger Instrumentierung. Aus dem geteilten Vorhange schreiten wohl ein Dutzend hagerer Mädchengestalten hervor, alle in die unschöne Uniform der Heilsarmee gekleidet; die erste trägt ein paar Becken in den Händen, und die letzte längste und magerste schleppt sogar eine riesige große Trommel vor sich her, so daß sie aussieht wie eine an ihrem Kreise klebende Tangente einer mathematischen Figur. Sie ziehen im Gänsemarsch um die Bühne, bilden dann eine Frontstellung und beginnen einen eintönigen englischen Gesang zu plärren, der die Bußpsalmen der Bekehrungsschwestern nachäffen soll. Die Sache ist ebenso langweilig als widerlich. Aber nun plötzlich geht es los. Die lange Tangente hebt ihren Schlägel und beginnt ihre große Trommel zu bearbeiten, ihr Pendant schlägt wie wahnsinnig die Becken, die anderen nehmen wie der Blitz die langen schwarzen Röcke hoch, damit die trikotbekleideten Beine frei werden, und nun — Tarara-boum-de-ay! — beginnt ein Cancan, der die Unschicklichkeit noch durch die Unschönheit überbietet und in Purzelbäumen gipfelt, die, in diesem nonnenartigen Kostüm ausgeführt, das Non-plus-ultra der Gemeinheit vorstellen.

Tarara-boum-de-ay! Tarara-boum-de-ay! kreischen die Engländerinnen — und das liebe Publikum wiehert vor Entzücken, der Saal rast — und immer wieder müssen die Mädel antreten mit ihrem „Tarara-boum-de-ay!" bis ihnen der Atem vergeht und sie die Beine nicht mehr schlenkern können.

Tarara-boum-de-ay! Tarara-boum-de-ay!

* * *

Diese niederträchtige, blödsinnige Schauermelodie mit ihrem impotenten Trommelgeprügel im schandbaren Refrain verfolgt mich wo ich geh' und steh'.

Wie kommt das? Warum macht eine solche geistlose Frivolität die Runde durch alle Kulturnationen? Warum läßt einen das nicht mehr los?

Und nun seh' ich es plötzlich klar. Es ist das echte Leitmotiv unseres Fin-de-siècle-Tarara-boum-de-ay! — — —

Fest und mit beiden Füßen hatten sich unsere Väter um die Mitte dieses Jahrhunderts auf den Erdboden gestellt. Sie waren aufgewacht aus den romantischen Träumen, hatten sich den Schlaf aus den Augen gerieben, den Thatsachen fest ins Gesicht geblickt und hatten gehandelt, gearbeitet. Dabei hatten sie den lieben Gott einen guten Mann sein lassen; denn die Werkleute, die sich die Naturkräfte unterthan machten, hatten wenig Zeit übrig zu transcendentalen Spekulationen. Aber auf der Erde unten wurde geschafft: die Muskelkraft wurde durch die Maschine ersetzt und vor der

Macht des elektrischen Funkens schmolz der weite Erdenraum in ein Nichts zusammen. Der Mensch hatte sich — wenigstens auf seinem Planeten — die Allgegenwart errungen. Da begannen die Götter zu erblassen. Der alte Vater im Himmel neigte träumend sein Haupt und das Scepter entglitt seinen sinkenden Händen; denn seine Wunder waren durch die Erdbewohner in den Schatten gestellt worden, und gegen seine Strafen, gegen Blitz und Hagel, gegen Wasser und Feuerschaden schützte man sich durch ein — Rechenexempel. Als nun die Söhne das Erbe der Väter antraten, begannen sie den alten Herrn ganz und gar zu expropriieren; — man bewies seine Nichtexistenz und kam sich vor wie ein anderer Prometheus. Die mittelalterlichen Nebel zogen sich in die hintersten Schlupfwinkel zurück, und die Sonne schien heller zu strahlen als jemals zuvor.

Die Sonne der Aufklärung schien, die Maschinen stampften und schwirrten, der elektrische Funke umkreiste den Erdball. —

Aber das Werkzeug knechtete seinen Herrn.

Die wirtschaftliche Sklaverei, die schwerste von allen, fesselte die Menschen an die Maschinen, den hungernden Arbeiter, dem sie seinen verdienten Lohn vorenthält, wie den Kapitalisten, den sie mit Luxusgütern überschüttet, ihm den Schein der Freiheit und der Herrschaft verleiht, ihn aber ebenso stark unter ihre unerbittlichen Gesetze zwingt, wie jeden andern, so daß auch der scheinbare Herr der heutigen Kultur nichts anderes ist, als der Sklave seiner Werkzeuge.

Und mit dem Gefühl der Unfreiheit naht die Furcht, die Angst vor dem Unbekannten, vor dem Kommenden. Unter ihrem Einfluß werden im hintersten Winkel der Menschenbrust alte, längst vergessene Gefühle wieder wach, ererbte Vorstellungen beginnen sich wieder zu regen, die Generationen hindurch geschlummert hatten, die ausgeschaltet worden waren aus den Gedankenwerten des Tages und nun als Restbestände aus vergangener Zeit in den Rumpelkammern des Gehirns lagen bei allerhand verblichenem Kulturtrödel. Die Angst der Willensunfreiheit treibt dieses modrige Gerümpel aus den dunklen Verstecken hervor und setzt sie mitten hinein in die hell erleuchteten Wohngemächer des modernen Geistes, wo sie nun im hellen Sonnenglanze liegen als ein genierliches Ärgernis — das schlechte Gewissen.

Pfui, wie gemein, wie niedrig ist es, ein „Gewissen" zu haben, ruft Zarathustra-Nietzsche — er, das lebendige, fleischgewordene böse Gewissen unserer Zeit. — — —

Und die Wenigsten haben den Mut, diesen ganzen alten Kram resolut anzupacken und einfach zum Fenster hinauszuwerfen, — es kleben gar viele Erinnerungsfetzen, gar viele Pietätfäserchen daran. Man sucht sich damit abzufinden, man weist der einen Scharteke hier ein Plätzchen an im

Wohngemach, der andern dort, und glaubt gar noch, daß man seinen Geist auf diese Weise mit wertvollen Kuriositäten bereichere. Die Sonne aber scheint auf den ärgerlichen alten Moder und hie und da streift wohl auch ein Luftzug darüber hin. Dann erheben sich daraus feine trockene Staubwölkchen und stumpfe vorschollene Gerüche, und ein mystischer Nebel verdunkelt das Haus. Die Geister der Verstorbenen klopfen an die Wände und rücken Tische, alte merkwürdige Kirchenweisen in vergessenen Tonarten summen durch die Luft, die hellen lichten Glasfenster beschlagen sich mit einem eigenartigen Hauch, der bald in satten, dunklen Farben erglühend sich zu gotischen Heiligenbildern zu verdichten beginnt. Der Mathematiker grübelt über astrologischen Zirkeln, der frohe Naturforscher beugt sich über alte Zauberbücher, der Dichter sinnt unverstandenen Sphärenklängen nach und der das Kruzifix umklammernde Priester sieht mit Staunen, wie mitten in der Finsternis Gautama=Buddhas Lotusblume ihre stillen weißen Blätter entfaltet. Die Askese erhebt ihr Haupt. — — —

Tarara=boum! — Trompetengeschmetter — Kanonendonner. Der schwere Schritt der dahineilenden Regimenter macht den Erdboden erbeben. Rossegestampf und Feuerbrände! — Mit den raffiniertesten Maschinen richtet die Kultur sich selbst zugrunde. — — — —

Und der liebe Gott schläft. —

* * *

Tarara=boum=de=ay! gröhlen die mageren Engländerinnen auf der Bühne; Tarara=boum=de=ay! heult das Publikum. Die Kulturmenschheit, die blasierte, die alles durchkostet und alles schal gefunden, die nichts Heiliges mehr kennt und über ihre eigene Frivolität spottet, begeistert sich an einem aus Roheit und Albernheit geborenen ekelhaften Gassenhauer — Fin de siècle! — Tarara=boum=de=ay!

Wer rettet uns aus den Nebeln der Mystik, aus der Heuchelei und dem Gemeinen? Wann strahlt uns wieder die Sonne der Schönheit und des frohen Lebensgenusses? Wann wird sich das große Götterbild zeigen, dem die ganze Menschheit in allen ihren Vertretern, in allen ihren Klassen und Schichten zujubelt? Wird das Licht im Westen auflodern, im Bruderbunde freier, mannbar und mündig gewordener Völker, oder wird es im Osten erstrahlen, im sanften Glanze des Nirvana?

Ich sehe, wie ein milder Mann sich erhebt, ein faltiges Gewand umhüllt seine schlanken Glieder, braunes Lockenhaar wallt auf seine Schultern und ein zweigeteilter Bart umrahmt das gütige Antlitz. Er wirft einen Blick voll Wehmut und unendlichen Mitleidens auf die beineschlenkernden Salvationsföhsters und auf die johlende Menge und verläßt gesenkten Hauptes

die Reihen durchquerend den Saal. In mattem Lichtschein verglimmt seine Spur.

Niemand hat den Fremdling bemerkt.

Hinter ihm her aber gröhlt und wiehert es: Tarara-boum-de-ay! Tarara-boum-de-ay!



Die Stellung der Frau in „Freiland".*)

Vortrag im Münchner Freilandverein gehalten von Wilhelm Mauke.

(München.)

Verehrte Anwesende, liebe Genossen!

Daß in unserer furchtbar-schönen Übergangszeit, wo alle „Werte umgewertet" werden sollen, wo die Ideen freier reformatorischer Geister im Kampf liegen gegen die Reaktion von neun Zehnteilen der Kulturmenschen, daß in unserer Zeit, welche sich ihre Weltanschauung nach sozialen und evolutionistischen Gesichtspunkten bauen mußte, das Verhältnis der Geschlechter zu einander, insbesondere die Lage der Frau eine der einschneidendsten Fragen geworden ist, wird uns allen durchaus klar sein. Unser freiländisches Gemeinwesen, dessen theoretische soziale und politische Wirtschaftsordnung die nächsten Jahre in die Praxis umsetzen werden, hat selbstverständlich auch die Regelung dieser Fragen im Prinzip in die Hand genommen. Unsere grundlegenden Schriften sind jedoch näher und ausführlicher darauf nicht eingegangen. Es sind Lücken vorhanden, welche zu Fragen, Kritiken und Diskussionen von bürgerlicher, sozialdemokratischer Seite, namentlich aber aus dem Lager der einseitigen Frauenemanzipation Anlaß genug geboten haben.

Ich möchte, ehe ich mein eigentliches Thema kurz abzuhandeln versuche, des Kontrastes halber mit zwei Worten die Stellung der Frau nach bürgerlichen Grundsätzen und nach kommunistischen Plänen berühren. Die erste ist Thatsache, die zweite Zukunftswunsch der sozialisierten Gesellschaft. —

*) Die grundlegenden freiländischen Schriften: „Eine Reise nach Freiland" von Th. Hertzka (Reklam 40 Pf.); „Freiland", 5.—8. umgearbeitete Auflage, E. Pierson, Dresden, 2 Mk.; „Sozialdemokratie und Sozialliberalismus" von Th. Hertzka, E. Pierson, Dresden, 1 Mk.; „Freilands Wirtschaftsordnung" (15 Pf.), zu beziehen von der Berliner Freilandsgruppe.

Die Frauen der heutigen Kulturvölker zerfallen bekanntlich in zwei scharf gesonderte Gruppen. Eine natürliche Folge der unnatürlichen Klassengegensätze, des unheilvollen Kastenwesens, welches die Kulturmenschheit in sich gegenseitig befehdende, verachtende, hassende und beneidende Gruppen spaltet, welche sich vereinigen zu den beiden großen Lagern der arbeitslos Genießenden und der genußlos Arbeitenden. Auf der einen Seite die „staats- und ordnungserhaltende“ bürgerliche Gesellschaft, die Herrschenden, drüben das recht- und besitzlose Proletariat, die Dienenden. Auf der einen Seite die Frauen der besitzenden Klassen, worin Adel, Kaufmannschaft, Pfahlbürgertum, Beamten- und höherer Lehrerstand inbegriffen sind. Diese bezeichnen sich als „gnädige Frau“, „Dame“. Auf der andern Seite die Frauen des Arbeiterstandes, des dienenden Standes, kurz des Proletariats, welche auf diese Titel verzichten müssen und schlechthin das „Weib aus dem Volke“ heißen*).

Die Dame ist das vollendetste Produkt der Klassengegenstände, der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, der Ausnutzung des Menschen durch den Menschen. In der modernen Dame ist die ethische Stärke der Frau nicht mehr wahrnehmbar, und wenn Goethe heute wissen wollte, was edel ist und sich schickt, so würde er gewiß nicht mehr bei einer modernen „Dame“ anfragen, wie sie hochmütig und voll volksverachtenden Standesdünkels durch die Straßen unserer Städte und Städtchen promenieren, angethan mit Glacéhandschuhen, behangen mit Spitzen und seidenen Läppchen, parfümiert, um ja nicht dieselbe Luft zu atmen mit ihrer Schwester, der hartarbeitenden und nach Schweiß riechenden Proletarierfrau. Ihre Einbildung bezieht sich wahrscheinlich auf die in Instituten und höheren Töchterschulen erworbene Halb- oder besser gesagt Vorbildung, welche genau so verwerflich ist wie ihre Sucht, durch „gesellschaftliche Stellung“ und Modeunfug zu glänzen. Ihr Endziel ist, an einen reichen Mann auf Lebenszeit verkauft zu werden, wobei von wirklicher Herzensneigung in den meisten Fällen um so weniger die Rede sein kann, weil die Eltern auf den Umfang des schwiegersöhnlichen Geldbeutels mehr ihr Augenmerk richteten, wie auf seinen Charakter und Denkweise. So werden diese weiblichen Gesellschaftsstützen auch nach ihrer Verheiratung in der Regel Modedamen und bis auf die Knochen blasierte Klassengeschöpfe bleiben; in wenigen Fällen werden sogenannte gute, bürgerliche Hausfrauen aus ihnen, deren Ideal Wischlappen, Kochtopf und Ehe-

*) Eine gewisse Zwischenstufe ist vorhanden in den Frauen des Kleinhandwerker-, Subalternbeamten- und Volksschullehrer- und bäuerlichen Grundbesitzerstandes. Ihre Männer beziehen Hungerlöhne, leben von der Hand in den Mund, die Frauen drängen dünkelhaft zum „Damentum“, obgleich ihnen die Proletarierin als Mitstreiterin im sozialen Ausgleichungs-Kampfe weit näher stünde.

bett ist, welche aber in allen rein geistigen, sozialen oder künstlerischen Fragen indifferent und unwissend sind*). —

Das Weib aus dem Volke, die Proletarierin, sehen wir vor uns in jenen Hunderttausenden, welche vom Kapital als Fabrikarbeiterinnen, Comptoiristinnen, Näherinnen, Gouvernanten, Dienstboten und Lehrerinnen, Ladnerinnen 2c. ausgeschlachtet werden und die weibliche Gruppe der genußlos Arbeitenden bilden. Ihre Stellung kann nur mit der unserer Zug- und Haustiere verglichen werden. Ich verzichte, das nur allzubekannte Elend dieser weißen Hungerlohnssklavinnen auszumalen.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist aber die Kluft zwischen Dame und Proletarierin unüberbrückbar.

In geschlechtlicher Hinsicht ist beiden weiblichen Kategorien gemeinsam die krankhaft unnatürliche Auffassung, die Prüderie und Heuchelei, womit die Regelung des Geschlechtstriebes, das Sexuelle behandelt wird. Auch hierüber wird wohl niemand von uns im Zweifel sein, daß dies die Konsequenz der christlich-mittelalterlichen verschrobenen Ethik, die Schuld der pfäffischen Moral ist, welche den Begriff des Unsittlichen, Gottlosen und Sündigen in die Ausübung des stärksten menschlichen Naturtriebes hineintrug.

Die bürgerliche Einteilung der geschlechtlichen Formen in Ehe, freie Liebe und Prostitution und die damit zugleich ausgedrückte Stufenleiter ihrer Wertschätzung ist somit nach unsern höhern Begriffen von freiem Menschentum verkehrt und falsch.

An erste Stelle hätte unser philosophierender Pfahlbürger die freie Liebe setzen sollen (deren Definition in unserm freiländischen Sinn zu geben ich mich unten bemühen werde), dann die sozialen Folgen der kapitalistischen Wirtschaft, einerseits die legitime Ehe in der Mißgestalt, wie sie zu 75 Prozent heutzutage aus pekuniären Rücksichten, Familiennepotismus, Titelsucht, gesellschaftlichen und Versorgungsrücksichten geschlossen wird, andrerseits die Prostitution, ihre käufliche Schwester, welche ja leider in vielen Fällen der bürgerlichen Ehe so verzweifelt ähnlich sieht, daß die Radikalen unsrer Sozialdemokraten beide längst in einen Topf zu werfen gewohnt sind. Das wäre die richtige Rangordnung der geschlechtlichen Formen der bürgerlichen Gesellschaft gewesen.

Dies in kurzen Zügen das thätsächliche Bild der Frauenlage in den heutigen Kulturländern:

---

*) Daß hiermit nur der Typus der modernen „Dame" gegeben ist, wird selbstverständlich sein. Daß es in allen Bevölkerungsschichten intelligente und geistig hochstehende Frauen giebt, deren zielbewußtes Ringen um moralische und wirtschaftliche Befreiung der weiblichen Existenz Bewunderung erregt, davon wissen gerade wir Freiländer ja genug Beispiele anzuführen.

Das Weib ist wirtschaftlich die Sklavin,
und ist geschlechtlich die Sklavin des Mannes.
Verschwunden ist der echte Familiensinn, die Grundlage aller gedeihlichen Volksentwicklung.

Diese Schäden sind das Resultat, welches durch die jahrhundertelang gleich gebliebenen Lebensbedingungen des Weibes gezüchtet wurde. Helfen und bessern kann also die durchgreifende Umgestaltung der ganzen Lebensführung, die Sozialreform. —

Ehe ich die freiländischen Prinzipien darlege, will ich zunächst den Sozialdemokraten das Wort geben.

Die Frau nach kommunistischen Zukunftsideen, im sozialen Zukunfts„staat" wird nicht mehr abhängig vom Manne, nicht mehr seine wirtschaftliche und geschlechtliche Sklavin sein. Sie soll seine ebenbürtige, selbständig denkende und handelnde, gleichberechtigte Gefährtin und Genossin werden. Sie soll rechtlich, gesellschaftlich und politisch dem Manne absolut gleichgestellt sein. Aufgehoben sein wird die Zwiespältigkeit des Moralkodexes für beide Geschlechter. Frei wird das Mädchen den Jüngling zur Liebe wählen dürfen, frei wird das Weib sich mit einem anderen Manne paaren dürfen. Der Geschlechtsverkehr steht unter dem Zeichen der Promiscuität.

Jetzt kommt die Kehrseite der Medaille. Da sie alle Rechte mit dem Manne gemeinsam genießen darf, wird sie sich auch alle Pflichten des Mannes auferlegen lassen müssen. Vor allen Dingen wird sie den öffentlichen Arbeitsmarkt mit dem Manne teilen müssen; sie soll aus Gemeinsinn und für das Gemeinwohl produzierende Arbeiterin an den öffentlichen Produktionsstätten, in den Fabriken, in den Verkehrsanstalten, in den genossenschaftlichen Küchen u. s. w. sein. In erster Linie ist ihr Beruf, Arbeiterin für die Gesamtheit zu sein, und zu dieser Pflicht wird sie gemäß der sozialistischen Grundgesetze so sehr herangezogen werden, daß die ihr von der Natur auferlegten Lasten und Pflichten, Erhalterin der Art, vielmehr im Sinne Darwinscher Auslese Erzeugerin zu sein eines durch Anpassung und Vererbung günstiger Entwickelungsfakta sich stets vervollkommnenden, psychisch und physisch tüchtiger werdenden Geschlechts, — daß dieser ihr natürlicher Beruf eine fast untergeordnete Bedeutung erhält. —

Das Weib im sozialisierten Maschinen- oder, wie schärfer kritisierende Gegner wollen, Zuchthausstaate, soll und wird Kinder gebären für das Gemeinwesen, welche in erster Linie als produzierende Arbeitskräfte in spe betrachtet werden, und als solch schätzbares Material von genossenschaftswegen öffentlich, schablonenmäßig, außer dem Rahmen der (als solcher ja gar nicht existierenden) Familie aufgezogen werden.

Nach des Vaters Person und Einfluß wird nach den Gesetzen der im sozialdemokratischen Gemeinwesen durchgeführten freien Liebe nicht viel gefragt werden. Denn der Kommunismus muß als solcher die Ausbildung des Familiensinnes scheuen, da die Familie kritische Individualitäten erziehen könnte, und vor diesen muß sich der große Gleichheitsmoloch wie vor seinem Todfeinde hüten.

Wir sehen, daß somit der Kommunismus sich als der eigentliche Vertreter der vom Gemeinwesen aus zwanglich durchgeführten, obligatorischen Frauenarbeit auf allen Gebieten des dem weiblichen Geschlechte zur freien Konkurrenz geöffneten Arbeitsmarktes darstellt, so sehr er sich auch gegen die Zumutung sträubt.

Werte Genossen! Hier ist der Punkt, wo die Kritik der Sozialliberalen, wie wir Freiländer uns nennen, einsetzt. Von nun an trennen sich die Wege unserer Reformen. Der Kommunismus hat, indem er die Frau unbedingt, rechtlich, politisch und materiell dem Manne gleichsetzte, nur in konsequenter Verfolgung seines obersten Grundsatzes von der absoluten Gleichheit und Gleichartigkeit aller Menschen gehandelt. Nun, wir Menschen sind aber nicht gleich, nicht gleich an Fähigkeiten, nicht gleich an Charakter und Temperament, nicht gleich an Lebens- und Luxusbedürfnissen. Wohl aber sind wir, die Individuen und die Geschlechter, gleichberechtigt. Vollauf gleichberechtigt! —

Berechtigt ist also die Frau, sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit dem Manne in den Konkurrenzkampf einzulassen. —

Aber es entspricht ihrer Art nicht. Wir betrachten jedes Lebewesen als das Produkt seiner Umgebung und seiner Vergangenheit. [Entwickelung im darwinistischen Sinne*).] Die Berechtigung dieser Anschauung zugegeben, zeigt es sich, daß die Frau zu keiner öffentlichen, sondern zu einer internen häuslichen Lebensführung berufen ist. Die Geschichte giebt uns hierin bis jetzt recht; die Körper- und Gehirnphysiologie der Frau wird dies in alle Zukunft bestätigen. Der Einwand der Sozialdemokratie, daß die intellektuelle Inferiorität des Weibes (die Anwesenheit von Vertreterinnen des schönen Geschlechts möge diese Fremdwörterhäufung entschuldigen) durch die sozialen Umstände erzeugt sei, welche die freie Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten wie ihres körperlichen Organismus gehindert hätten, läßt sich wohl am besten wieder durch die Hindeutung auf ihren natürlichen Beruf abweisen. Ihre Stärke ist nicht der Intellekt,

*) Wir modernen Menschen müssen noch hinzufügen: und als das Produkt seiner jeweiligen Stimmung.

nicht die logische Schärfe des Verstandes, selten die künstlerische Schönheitsgebilde erzeugende Kraft der Phantasie. Sie soll dies alles durch eine reiche Entwickelung des Gemütslebens ersetzen; an ihr ist es, die Individualität im kindlichen Nachwuchs durch frühzeitige Übertragung ihres eigenen Innenlebens zu erwecken. Ebenso grob wie sinnfällig ausgedrückt: was beim Manne Hirn und Hand, bewirken beim Weibe Uterus und Herz. Des Mannes geistige oder körperliche Arbeit sorgt für Erhaltung der Kinder, die ihm das liebende Herz seines Weibes schenkte. Die Frau erhält die Art, der Mann die Individuen. Tröste sich die Frau also immerhin, wenn sie den Vorwurf geistiger Inferiorität hören muß und beschäme sie den Mann durch die Superiorität des Gemüts und des liebenden Herzens. Diese im Keim bei jeder Frau vorhandenen schönen Eigenschaften lassen sich aber nur im engen Rahmen harmonischen Familienlebens ausbilden. Und damit kommen wir modernen Sozialliberalen auf die Postulate des patriarchalischen Zeitalters, auf dem Umwege über den Kommunismus. Aber wie hat sich das jämmerliche Zerrbild der Bourgeoisfamilie in unserer Zukunftsheimat am Fuß des eisumpanzerten Kenia verändert!

Die Aufgabe des freiländischen heranwachsenden Weibes wird in erster Linie die sein, der Stimme des Herzens zu folgen, welche ihr den Erwählten, dem sie im freien Vertrag sich als Lebensgefährtin anschließen will, zuruft, mit diesem eine Familie zu gründen, gesunde Kinder zu gebären, welche sie unter dem Einfluß ihres Mannes und nach den Segnungen unserer Grundsätze zu freien Menschen heranzieht, bis zu dem Eintritt der geistigen Mündigkeit. Aufgehört hat der Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, daß die Jungfrau, durch die soziale Misère gedrängt, als Lebenszweck betrachtet, einen zahlungsfähigen „Versorger" anzulocken. Sie wird nicht mehr ihre Mitschwestern in diesem Ringen um die zukünftige Existenz als ihre Konkurrentin betrachten. Aufgehört hat die für alle jene weiblichen Wesen, denen irgend welche Gründe die Eheschließung unmöglich machen, heutzutage bestehende Alternative, entweder als „gefallenes Mädchen", als „Konkubine" (und was dergleichen gehässige Ausdrücke mehr sind) vom satten bürgerlichen Jesuitismus geächtet zu werden, oder in aufgezwungener, Körper und Geist zerquälender Liebesentsagung zu verblühen. Da der Mann nicht mehr als Objekt der Eroberung, das Weib nicht mehr als Objekt der Ernährung gelten wird, ist der heutige Zustand der Heuchelei, des Mißtrauens und der wachsamen Vorsicht zwischen den Geschlechtern geschwunden. Offenheit des Mannes und Würde des Weibes werden an ihre Stelle getreten sein. Offenheit beim Manne, weil er das Mädchen nicht mehr als versorgungslüsterne Männerjägerin

zu scheuen braucht. Würde beim Weibe, weil es sich des ihm von Freilands Verfassung gewährleisteten Rechts als freies gleichberechtigtes und im Verhältnis ihrer Pflichten belohntes Individuum bewußt ist, und weil es des Mannes nicht mehr aus materiellen Gründen zum Leben, sondern aus ethischen und physischen Gründen zum Lieben bedarf.

Es ist hier vielleicht der Ort, den Begriff freie Liebe im sozialliberalen Sinne zu erläutern. Um es gleich vorweg zu nehmen, die Begriffe Ehe und freie Liebe werden sich in Freiland so ziemlich decken, im großen Gegensatz zur landläufigen Auffassung des Wortes: freie Liebe. In unserem zukünftigen Gemeinwesen verstehen wir unter freier Liebe einen Privatvertrag zweier körperlich reifer und geistig mündiger Personen, die eine Familie gründen, zusammenleben zu wollen, unter Aufhebung und Vernichtung jeden Ehezwangs, bestehend in Einmischung des Staates oder der Kirche in die geschlechtlichen Beziehungen der freiländischen Genossen. Diese freiländische Ehe beruht also rechtlich nur auf der durch nichts als durch des Herzens Stimme, durch die Liebe beeinflußten Übereinkunft der beiden Gatten, das Leben Seite an Seite führen zu wollen. Eine formelle Erklärung, ja eine Niederschreibung des Vertrags wäre nicht einmal nötig, es genügt die Willensübereinstimmung der beiden eheschließenden Teile*). Wie der Vertrag unter beiderseitiger Zustimmung zustande kam, so kann er auch durch den Willen auch nur eines Teiles sofort wieder gelöst werden. Daß dies nicht häufig, und nur aus inneren Gründen vorkommen kann, wird aus den weiteren Ausführungen sofort klar werden. Den häßlichen Nebensinn, den die bürgerliche Gesellschaft und die Sozialdemokratie in den Begriff freie Liebe legen, welcher sie zu einem fortwährend wechselnden, zu nichts verpflichtenden Konkubinat erniedrigt, sie identifiziert mit Karnickelwirtschaft, kennen wir nicht mehr. Die „öffentliche Meinung", unsere unbestechliche, stets gerecht urteilende oberste Schiedsrichterin, würde den Freiländer sehr bald ächten, welcher die leichte Lösbarkeit des Ehevertrags mißbrauchte zur Befriedigung seiner polygamen, also unnatürlichen Triebe.

Die innern Gründe könnten sich im Verlauf der Ehe herausstellen; es könnte die Liebe erkalten infolge heftiger Abneigung gegen Charaktereigentümlichkeiten oder moralische Schwächen eines der beiden Teile. Da aber die freiländische Ausbildung für beide Geschlechter die gleiche ist in einer Normalschule mit einheitlichem Lehrplan (welche sich vielleicht am ehesten mit dem reformierten deutschen Realgymnasium vergleichen ließe), da ferner

---

*) Ist de facto aber nötig zur Orientierung der Centralbank, welcher die Auszahlung der weiblichen Versorgungsrenten obliegt.

auch späterhin die jugendliche Generation in offenen und freien Beziehungen mit einander verkehrt, so wird selten bei der Wahl fürs Leben eine solche Täuschung in Fähigkeiten und Charakter des Gatten oder der Gattin vorkommen, daß sie zur Auflösung des Ehevertrags führen würde. Tritt dieser Fall doch ein, und es sind bereits Kinder vorhanden, so gehören diese ganz selbstverständlich der Mutter und das freiländische Versorgungsrecht*) stellt die Mutter dann durch einen Zuschlag zu ihrer Rente so, daß keine Notlage denkbar ist. Diese Anerkennung des natürlichen Mutterrechts versteht sich bei uns von selbst, weil es Vermögensrechte der Kinder nicht giebt, indem diese ja Anspruch auf auskömmlichen Unterhalt von der Gesamtheit aus haben. Dadurch, daß die unverheiratete wie die verheiratete Frau wirtschaftlich sicher gestellt ist, also nicht wie jetzt gezwungen ist, das neugeborne Kind unbeaufsichtigt zu lassen und die Kinder der ersten Lebensjahre Bewahranstalten zc. zur schablonenmäßigen Massenaufpäppelung und Massenerziehung zu übergeben, sondern sie vielmehr bis zum sechsten Lebensjahre vollständig unter ihrer Obhut, in den vier Wänden ihrer Häuslichkeit behält — dann erst greift die gemeindliche Erziehung und der Einfluß des Vaters auf das Kind ein — durch dieses unbeschränkte Gerechtwerden der mütterlichen Pflichten und Aufgaben wird der Grund gelegt zu einer unserer ersten Forderungen: zur individuellen Kindererziehung**).

Um das Gesagte noch einmal zusammenzufassen:

Die Grundlage der freiländischen Entwickelung ist die Familie. Die edelste Aufgabe der Frau fällt in den Rahmen der Häuslichkeit. Es ist ihr natürlicher Beruf als Gattin, Mutter, Ernährerin und alleinige Erzieherin der jungen Generation bis ungefähr zum sechsten Jahre. Ihr fällt damit die noch weit höhere Aufgabe zu, die Gesellschaft körperlich wie geistig zu veredeln. Nicht gezwungen ist die Frau zu körperlicher Arbeit, zur Beteiligung

*) Jede Frau erhält drei Zehntel des vom statistischen Amt jeweilig erhobenen Durchschnittswertes der freiländischen Arbeit ausgezahlt; mit Kindern gesegnete Familien oder Witwen beziehen während der Unmündigkeit der Sprößlinge einen Zuschlag von einem Zwanzigstel = 5% des jeweiligen Arbeitswertes für jedes Kind. Dieser Zuschlag erfährt durch den Todesfall des einen der Eltern eine Verdoppelung und Waisen werden gänzlich in Verpflegung und familiengleiche Erziehung des Gemeinwesens genommen.

**) Die bürgerliche Gesellschaft stellt zwar auch die Forderung, die Kinder bis zum 6. Jahre im Hause, unter der Obhut der Mutter zu lassen, aber das soziale Elend, welches heute die weitesten Volksschichten zwingt, ihre Weiber gleich nach der Niederkunft an die Maschine, an den Webstuhl, an die Bauarbeit zu schicken, macht zu 90% die Erfüllung illusorisch.



an der Produktion, zum Beitritt in eine Arbeiter-Association. Selbstverständlich wird ihr niemand verwehren, sich an der produktiven Arbeit zu beteiligen, oder irgend einen Beruf im Erwerbsleben, in der Kunst oder sonstigen geistigen Fächern zu ergreifen, falls sie hierzu Neigung hat und diese Arbeiten ihrem natürlichen Beruf vorzieht. Allzuoft wird der Fall nicht vorkommen, denn die Pflichten, die sie der Gesellschaft zu leisten hat, das Gebären, Säugen und Aufziehen von gesunden Kindern, entsprechen eben ihrer Art weit mehr. Und sicherlich stehen diese Leistungen ebenso hoch wie irgend eine Ausübung produktiver Arbeit. Für diese Pflichten erhält sie das Recht: das Versorgungsrecht. Und es ist demnach eine ganz inhaltslose Redensart von Seiten der Frauenemanzipation im blaustrümpflichen Sinne des Wortes und der Sozialdemokratie, das freiländische Versorgungsrecht als ein Gnadengeschenk zu bezeichnen.

Aus dem Angeführten geht nun wohl die Überzeugung zur Genüge hervor, daß kein junger Mann und kein junges Mädchen in Freiland zögern wird, einen Ehevertrag zu schließen und eine Häuslichkeit, eine Familie zu gründen. Es könnten höchstens gesundheitliche Gründe sein, welche sie davon abhielten. Da aber die Vorbedingungen einer ungesunden Lebensführung, z. B. entnervendes Stadtleben, mangelhafte hygienische Einrichtungen, vor allem die Prostitution mit ihrer immensen Ansteckungs- und Verlebungsgefahr in Wegfall kommen, könnte ich mir dieses gesundheitliche Veto auch nicht recht erklären.

Indem so die jungen Leute die Möglichkeit haben, ohne weiteres die Ehe einzugehen, schwindet einer der größten Krebsschäden der bürgerlichen Familie. Ich meine die Oberherrlichkeit des sogenannten Familienhauptes über erwachsene Söhne und Töchter. Die geistige und körperliche Bevormundung oft dreißig Jahre alter Söhne, welche in sklavischer Unterwürfigkeit an den Familientisch gefesselt werden, sich ihrer Mannbarkeit schämen müssen, kein eigenes Urteil haben dürfen, nur weil sie durch irgend welche Umstände gezwungen noch auf des Vaters Geldtasche liegen, existiert bei uns nicht. Die „sitzengebliebene" Tochter, ältlich, zänkisch und verblühend, sich und der ganzen Familie zum Überdruß, anderen zum Gespött als „alte Schachtel", sie wird in Freiland vergebens gesucht werden*). Der erwachsene Sohn, die reife Tochter gründen eben sofort ihrer-

*) Ältere ledige Frauen wird es freilich auch drüben geben, aber der Begriff des „altjüngferlichen" „tantenhaften" und überflüssigen kommt in Wegfall. Im Gegenteil, sie werden in den Augen unserer Genossen eine Art irdischen Heiligenschein tragen, da aus ihren Reihen die edelsten weiblichen Berufe außerhalb der Familie, die Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen hervorgehen.

seits neue Häuslichkeiten. Haben sie den Trieb, sich in Einehe zu paaren, nicht, nun so ergreifen sie irgendwelche Berufsarten, welche sie materiell sofort so stellen, daß sie nicht mehr in Abhängigkeit von der elterlichen Willkür zu leben brauchen. Diese frühzeitige Selbständigkeitsmachung ist zwar scheinbar ein Widerspruch mit der oft betonten harmonischen Ausbildung und Pflege des Familiensinnes. Der schärfer Blickende wird sofort finden, daß es eben nur ein scheinbarer Widerspruch ist.

Da die Eltern keine Geschlechtskrankheiten kannten, wird auch der Nachwuchs gesund sein; da die Verhältniszahlen der beiden Geschlechter, wie statistisch nachgewiesen, mit geringen Schwankungen immer die gleichen sind, so werden sich in Freiland Angebot und Nachfrage stets die Wage halten. Die jungen kräftigen Männer, die blühenden, gesunden, schön gewachsenen, durch keinen Modeunfug verkrüppelten Mädchen gehen weg wie das warme frische Brot. Der Prozentsatz der in Ehelosigkeit verharrenden wird ein verschwindend geringer sein.

Um noch ein Wort über den außerehelichen Geschlechtsverkehr zu verlieren, so wird, wie schon erwähnt, eine Prostitution in irgend welcher Form in Freiland unmöglich sein. Kein weibliches Wesen wird materiell und moralisch so tief stehen, daß sie ihren Leib für Geld verkaufen müßte. Da aber Freiheit der Liebe garantiert ist, so werden an Stelle der dauernden Eheverhältnisse sicherlich auch vielfach vorübergehende, wechselnde geschlechtliche Verhältnisse zwischen Unverheirateten vorkommen*). Für die Kinder aus solchen Verhältnissen, welche die bürgerliche Gesellschaft mit dem Makel eines unehelichen Bastards ihr ganzes Lebenlang ächtet, von der pharisäerhaften Verurteilung der Mutter ganz zu schweigen, kann kein Nachteil entstehen, da das freiländische Versorgungsrecht sie wie die Mutter schützt. Ob die öffentliche Meinung diese Verhältnisse billigen wird, ist eine andere Frage. Dieses, poetisch ausgedrückt, „Flattern von Blume zu Blume" ist nicht in der menschlichen Natur begründet. Denn es ist unzweifelhaft, daß Promiskuität (ungebundener beliebiger Geschlechtsverkehr) und Prostitution erst eine Folge der sozialen Mißverhältnisse, eine Folge des ausbeuterischen Rechts der letzten Kulturperiode, welches Weiber schuf, die, um zu leben, sich zu verkaufen gezwungen sind, und Männer, welche sich zur Befriedigung ihrer Lüste beliebig Weiber für Geld kaufen können.

*) Wir dürfen nicht vergessen, daß es gerade die verbotenen Früchte sind, welche zum Genuß reizen. Es ist aber gewiß eine psychologisch richtige Folgerung, daß die öffentliche „Sittlichkeit" drüben eine sehr hohe sein wird, insofern fast nur dauernde Eheverhältnisse vorkommen werden. Das junge Mädchen in den „gefährlichen" Jahren wird eben gerade infolge der großen Freiheiten, die sie genießt, infolge der Ungebundenheit der Form zu flüchtigen Beziehungen weit schwerer zu gewinnen sein, wie jetzt.



Die Menschennatur weist vielmehr gebieterisch auf die Einehe hin. Um die Fortpflanzung der menschlichen Rasse unter den günstigsten Bedingungen — und nur dann geht mit der geschlechtlichen Fortpflanzung nach den Gesetzen der natürlichen Zuchtwahl Entwickelung und Veredelung Hand in Hand — um also unsere Rassenfortpflanzung gedeihlich gestalten zu können, und den Nachwuchs der jahrelangen Fürsorge des Elternpaares zu versichern, bedarf es der dauernden Einehe zwischen zwei Individuen. Wiederum ein Beweis, diesmal ein naturwissenschaftlicher, für die Notwendigkeit der Einehe, der Grundlage der Familie, welche die Bürgschaft eines kräftigen sozialen und ethischen Fortschreitens der menschlichen Gesellschaft ist. — —

So sahen wir, daß die Stellung der Frau in Freiland, ihre rechtliche Gleichstellung mit dem Manne, ihre unbeschränkte persönliche Freiheit, soweit sie nicht in die Rechte eines andern Genossen eingreift, ihre wirtschaftliche Versorgung, ihre politischen Wahlrechte zu allen zwölf Verwaltungszweigen*) (von denen sie gemäß ihren weiblichen Interessen gewiß nur einen Teil in Anspruch nimmt), ihr maßgebender pädagogischer Einfluß, daß alles dies einen schönen Mittelweg geht zwischen einerseits der heutigen physischen und moralischen Bevormundung und Knechtung seitens des Mannes, und andrerseits den maßlosen doktrinären Emanzipationsgelüsten unsrer sogenannten modern empfindenden Frauen. —

Daß die schlechten Seiten der bürgerlichen „Dame" drüben schnell verschwinden werden, daß die kleinlichen Seiten ihres Charakters sich bald ausgleichen, daß die verderblichen Auswüchse der Putz- und Modesucht auf Kosten der Gesundheit und des guten Geschmacks zurückgedrängt werden auf das berechtigte Maß weiblicher Eitelkeit und weiblichen Schönheitssinnes, daß die Frauen in ihrer Gesamtheit dazu kommen werden, sich durch die täglichen Sorgen des Haushalts, der Küche, Kleidung und Kindererziehung nicht von regsamer und praktischer Anteilnahme an den idealeren Interessen des Gemeinwesens abhalten zu lassen, — das ist eine Prognose, die unsere Genossinnen wohl nicht Lügen strafen werden. Die ethische Stärke des Weibes, das nach jahrhundertelanger Versklavung endlich als stolze, freie und gleichberechtigte Gefährtin neben dem geliebten Mann, umgeben von geistig regsamen und körperlich vollkommenen Kindern durch das neue

*) Die zwölf Verwaltungszweige (im bürgerl. Sinne Ministerien) Freilands:
1. Präsidium, 2. Versorgungswesen, 3. Unterricht, 4. Kunst und Wissenschaft, 5. Statistik, 6. Straßenbau, Verkehrswesen, 7. Post und Telegraph, 8. Auswärtige Angelegenheiten, 9. Lagerhaus, 10. Centralbank, 11. Gemeinnützige Unternehmungen, 12. Gesundheitspflege und Justiz.

Leben schreitet, der nicht mehr durch das soziale Hungergespenst umdüsterte Sinn für das Ästhetische und für das moralisch Gute wird in ihr zum Durchbruch kommen. Sie wird uns durch die That beweisen, daß die harmonische Ausbildung des Familienlebens auf den neuen Grundlagen die gedeihliche Entwicklung unseres freiländischen Gemeinwesens verbürgt. Uns Freiländern zur Freud', den Kommunisten zum Trotz! —

Den Schluß meiner Ausführungen mögen einige Worte Theodor Hertzkas bilden: „Wir halten es für ausgemacht, daß neun Zehnteile der Frauen, wenn man sie nicht etwa mit Zwang zur produktiven Arbeit führen würde, sogar die Abhängigkeit vom Manne der eigenen Produktion vorzögen. Sollten wir darin irren, je nun, dann werden eben die Frauen in Freiland produzieren gleich den Männern, denn verboten ist es ihnen nicht. Wir verwahren uns dabei ausdrücklich dagegen, als ob diese Auffassung aus irgend einer Mißachtung der Frau entsprungen wäre. Das Weib leistet als Gattin und Mutter auch ohne zu produzieren*) so viel als der Mann und zum besten Beweis dafür, daß dem wirklich so ist, berufen wir uns darauf, daß ganz offenbar auch neun Zehnteile der Männer es vorziehen, für ihre Frauen zu arbeiten, statt sie durch produktive Arbeit von ihren ehelichen und mütterlichen Pflichten abziehen zu lassen.

„Schließlich möchten wir noch darauf hinweisen, daß in unserm Sinne die Befreiung des Weibes von körperlicher Arbeit keineswegs dahin führen muß, die Frau auf die kleinlichen materiellen Sorgen des Haushalts zu beschränken. Ein fortgeschrittenes soziales Gemeinwesen wird diese zu überwiegendem Teile von den Schultern der einzelnen Frau nehmen und durch neue Einrichtungen**) dem Weibe Zeit und Muße genug geben, jene höhern Pflichten zu üben, die sich in Freiland als Pflege des Schönen und Edlen einerseits, und als Erziehung der künftigen Generation andrerseits dargestellt finden. Daß zu geistiger Arbeit geschickte Frauen in Freiland alle ihren Neigungen entsprechenden Berufe offen finden müssen, versteht sich von selbst." —

*) Persönliche Anmerkung: Thatsächlich produziert sie ja Kinder, die wichtigsten Glieder unseres Gemeinwesens als die zukünftigen Träger der freiländischen Ideen und Grundsätze.

**) Persönliche Anmerkung: — Der Centralisation; ich führe nur an: Centralküchen, Centralheizungen und -Bäder, Centralreinigungs- und -Waschanstalten.



Unser Dichteralbum.

Stanzen und Terzinen.

Gern auch begönn' ich meinen neuen „Sang",
Zum Trotz, mit Evchen; doch es wär' zu viel
Der Ehre diesem heftigen Lebensdrang.
Es stößt der Sturm ins süße Glockenspiel,
Ich höre schrillen Ton im Harfenklang,
Und rauh und borstig kratzt mein Gänsekiel:
Ich weiß, der Deutsche ist kein Don Juan,
Ich weiß, der Deutsche ist ein Saufian.

„Und sie hieß" — nein, halt an, um Gotteswillen,
Das wird uns Landsleuten denn doch zu arg!
Erhängt ihn, gebt ihm Belladonnapillen,
Hinein mit ihm, hinein, marsch, in den Sarg,
Da mag er seinen Liebeshunger stillen,
Den nie er züchtiglich vor uns verbarg,
Ich, ich der deutsche Leser will durchaus:
Bleib uns mit Amor endlich nun zu Haus.

Und auch: Der „Hamburgsche Korrespondent",
Am dreiundzwanzigsten November war es
Im Jahre dreiundneunzig, macht ein End'
Mit mir, und findet, daß im Repertoire es
Bei mir nicht lammfromm wäre, nicht decent,
Und wünscht, daß mir erging wie Abelard es:
Ach, Heloise, ja, bin ich entmannt,
Dann werd' ich deutscher Dichter erst genannt.

Professor Doktor Wolff, Emil, so heißt er,
In Schleswig wohnt er, ist Magister dort,
In „Oberlehrerdramen" ist er Meister,
Gedichte leimt er auch, salbt Wort an Wort,
Wie jeder Deutsche, aus dem ältsten Kleister,
Mit allem Epigonensenf an Bord.
Emil, Emil, kein Drache speit so giftig,
Was that ich Dir? Ist Deine Wut denn triftig?

Hochmüt'ger Bakelschwinger, kannst Du nie,
Auch im Genuß nicht, den Präceptor lassen?
Legst Du die ganze Welt denn übers Knie,
Willst Du den Herrgott selbst in Regeln fassen?
Laß andern doch ihr armes Cirili,
Und bleibe hübsch in Deinen Schulstaubklassen.

Zum ersten Mal, durch Dein Geschwätz, verlor
Beinah ich, hol's der Satan, den Humor.

Du möchtest gern die Welt von mir befrein
Und hast Dich darum so um mich geplagt?
Erst steckst Du, ein Anonymus, mich ein,
Dann hat die Zeitung nicht mein Wort gewagt.
So recht! Das ist ein schön Vermaledein,
Ist Antwort dem verwehrt, der angeklagt.
War so groß denn die Angst vor Euern Leuten,
Daß Du, Dein Blatt die Gegenstimme scheuten?

Und sie hieß, Freunde, und sie hieß Lisette,
Und war die Vielgeliebte meines Ahnen,
Ging demnach, Freunde, nicht mit mir zu Bette.
Aha, ruft Ihr, ja, zeigst Du solche Fahnen,
Dann mag das Holdchen heißen Henriette,
Lisette, gut, das lieben wir Germanen!
Ein Mädel, unserthalb der Hottentotten,
Wir wollen nur nicht Deine eignen Lotten.

Mein Ahn erzählt, daß beide, er und sie,
Daß ihre Liebe gar zu heiß gewesen,
Da hab' er sich gesagt: Zum Nordpol flieh,
Um abzukühlen dort und zu genesen.
Gedacht, geschah's, daß ihm sein Wunsch gedieh,
Es führt ihn durch die Luft ein Zauberbesen.
Und er erwacht und treibt allein im Eise,
Auf einer großen Scholle ging die Reise.

Ich lasse besser selber ihn berichten
Von seiner wunderlichen Vikingfahrt,
Von dem, was er gesehn, von Spukgeschichten,
Von Abenteuern sonderlicher Art,
Denn thäte ich den Kram zusammendichten,
Man würde rupfen Haare mir und Bart,
Wenn ich es wagte, solchen Kohl zu schreiben.
Mein Vorfahr, komm! Du sollst die Farben reiben:

Die Sonne sank, es schrumpft die letzte Helle;
Wie Blinkeraxt aufblitzt aus schwarzem Blut,
So blitzt aus dunkelrotem Meer die Welle.

Zuweilen zischt der Wind ein Wort der Wut,
Der erste Stern springt vor aus Himmelsthüren,
Und über alles stülpt die Nacht den Hut.

Und auf dem dunkelroten Meere rühren
Geheimnisvolle weiße Berge sich,
Die Einsamkeit und Grausen mit sich führen.

Der Mond tritt vor aus fahlem Wolkenstrich,
Ich merke bald: auf jener Berge einem
Fuhr ich, und einsam. Meine Stirn erblich.

Mich friert; ich konn nicht denken mehr, nicht weinen,
So fürchterlich droht mir der Todesschlund,
Und die Meduse kann nicht so versteinen.

Wohin ich trieb auf diesem Eisesrund?
Wie kann ich's wissen, wer giebt Auskunft mir?
Wahnsinn, zieh gnädig mich auf deinen Grund.

Entsetzen! Auf mich los watschelt ein Tier,
Ein großes Tier. Es latscht auf Gummischuhn?
Und eine Bärin ist's in Zottelzier.

Ich spring' in's Wasser, nein, was soll ich thun,
Da fällt mir eine Jägermäre ein:
Verstelle Dich, die Leiche läßt sie ruhn.

Und sie kommt näher, nah, und wie ein Schwein
Beschnüffelt und beschnuppert sie mich Armen,
Und legt sich brummend neben meine Pein.

Und schurrt mich an sich, Himmel, hab' Erbarmen!
Und deckt mich zu mit ihren Vorderpfoten,
Daß ich an ihrem Pelze muß erwarmen.

So schlief ich unter ihren gütigen Pfoten,
Und träumte süß, von Paradiesespracht,
Von Freudenfeuern, die auf Zinnen lohten.

Am andern Morgen bin ich spät erwacht —
Auf einer Insel. Wo sind Eis und Schnee?
Wohin hat sich die Bärin aufgemacht?

Hier haucht die Hoffnung aus ihr langes Weh,
Denn solche Öde, solche „Ledernheit"
Sah ich noch nie. Lieb Leben du, ade.

Doch was ist das? Da wimmelt's weit und breit,
Was sind's für Männer, sind das Lyriker?
Was soll die ängstliche Beweglichkeit?

Wie Knaben in der Pause, Plapperer,
So durcheinander; sie besprechen sich?
Ist's gar das große Heer der Kritiker?

Djawoll, Djowoll, sie sind es brüderlich:
Der eine hört den andern ab, ma foi,
Sie ochsen auswendig, das freute mich.

Der Marlitt „Werke", ah, hurrah, hurrah,
Die müssen sie, eins nach dem andern, lernen,
Und Wort für Wort, o asa foetida!

Zuweilen schaun sie flehend zu den Sternen,
Ob nicht Erlösung kommen will. Nein, nein,
Sie dürfen niemals sich von hier entfernen.

Und unter ihnen, mit dem Glorienschein,
Stand Nicolai, und nicht weit davon
Hauptpastor Goeze, welch ein Stelldichein!

Doch wer schreibt dort ein wütend Distichon?
Professor Doktor Wolff, Emil, gewiß,
Er ist's, er sucht just ein Epitheton.

Genug, ich laß ihn in Amphipolis,
In Sparta, Mantineia, in Athen,
Und flüchte mich vor seinem Mückenbiß.

Da stürzt ein Kritikaster, kein Mäzen,
Mit Zorn auf mich, und schreit mich tobend an:
„Der denkt Terzinen jetzt, könnt ihr's nicht sehn?

Hahhhh, Danten macht er nach, der Versemann,
Was eignes können nie die Dichter bringen,
Fragt ihn nur aus, er eilt von hinnen dann."

O je, wie komm' ich weg aus diesen Schlingen?
Da fühlt' ich sanften Druck an meiner Hand,
Und konnte leicht mich in die Lüfte schwingen.

Und ließ mich nieder in ein Fabelland,
Auf einen weiten Rasen, der geschickt
Englisch geschoren war. Ich stand gebannt:

Kein irdisch Gras, so hatt' ich's nie erblickt,
So frisch, so grün. Auf einer andern Welt
Muß ich wohl sein, die selig mich erquickt.

Und um den Rasen rings, wie hingestellt,
Durchsichtig, blüht ein Birkenfrühlingsschmuck,
Den Saft und Kraft zu holdem Dasein schwellt.

Ein Bächlein murmelt wo Gluckgluckgluckgluck,
Erwartungsvoll will durch die Stille hin
Sich etwas regen, kommt das Männchen Puck?

Ich höre einer Drehorgel Beginn
Fern, ferneher, der Zephyr trägt die Töne;
Sie spielt: Ich bin die kleine Kielerin.

Und aus den Bäumchen vor tanzt eine Schöne,
Nackt, unschuldig, mit höchst graziösem Pas,
Ein Kind, mit schwarzem Lockenkranzgekröne.

Sie wiegt und biegt sich, lacht: „Da bin ich ja,
Kennst Du nicht Deine erste Liebe mehr?
Ich neun, du zehn, ich hieß Virginia."

Ich staun' entzückt ihr zu, doch hinterher
Sind andre Tänzerinnen bald erschienen,
Und sie verschwindet ohne Wiederkehr.

Ein Wogen ist's von Braunen und Blondinen,
Sie winken mir und sind verschwunden schon,
Wer wirft zuletzt mir Kußhand zu von ihnen?

Die Landschaft bleibt, doch sitzt nun auf dem Thron
Der Sommer, meine Birken hängen steif,
Die Sonne brennt, der Frühling ist entflohn.

Und ernste Frauen kommen, früchtereif,
Sie gehn an mir vorbei mit großen Blicken,
Und sind verzittert wie ein Nebelstreif.

Kaum seh ich noch der letzten ruhiges Nicken,
Ich stütze meine Stirne in die Hand,
Ich fühl's, Gedanken wollen mich umstricken:

Wen von den Frauen hab' ich einst gekannt?
Doch blieb mir keine Zeit, viel nachzudenken,
Oktober hat die Fäden ausgespannt.

Wie sich der Birken braune Blätter senken!
Und auf die Wiesenflur sah ich hervor
Ein einzig Weib die sichern Schritte lenken.

Herb war ihr Angesicht, Herbst war ihr Flor,
So schritt sie kerzengrad an mir vorüber,
Bis sie sich auch am Waldessaum verlor.

Und um mich, in mir ward es wintertrüber,
Und, ganz allein, ich stand im Schneegestiebe,
Da spür' ich einen zarten Nasenstüber:

„Ja, ja," zirpt wer, „die Jugend und die Liebe,
Doch giebt's auch andre angenehme Zeiten,
Als immerwährend Knospen, erste Triebe.

Noch eine Freude will ich Dir bereiten,
Ein Bild aus fröhlichster Erinnerung,
Es mag Dir, ein Phantom, vorübergleiten."

Und wieder um mich ist die Landschaft jung,
Die Birken blühen, Rasen treibt und Klee,
Darin sind Hürden, Hecken wie zum Sprung.

Trara, ein Jagdhorn, und en cavalier
Sprengt aus den Birken eine Reiterin,
Die Peitsche wirft sie, fängt sie auf: Gardez!

Ihr Herrenhut grüßt lachend zu mir hin.
Zwei Doggen, rechts und links, ein Edelpaar,
Flankieren sie mit stummem Mördersinn.

Und wenn sie springt, springt mit gesträubtem Haar,
Doch immer lautlos, ohne Hals zu geben,
Zugleich die Dogge, ihre Sklavenschar.

Ein wundervolles Bild: dies wilde Leben!
Das Weib, der Scheck, die beiden stummen Hunde,
Wie sie den Plan, im Kreise stets, durchbeben.

Da plötzlich tritt ein Mann in ihre Runde,
Er hebt den Arm, der einen Hammer hält,
„Aschtoret!“ klingt's und „Thor!“ aus Einem Munde.

„Laß mich, Aschtoret, wieder in die Welt!“
Doch sie: „Nie laß ich, Thor, Dich von mir ziehn.“
Der Hammer fliegt, die schlanke Lilie fällt.

Es strömt ihr Blut, der Mann liegt auf den Knien,
Zu Boden rissen ihn die beiden Doggen,
Er brüllt, er wehrt sich, sie zerreißen ihn.

Die Pulse wollen mir, der Herzstrom stocken,
Komm', Winter, rasch! Schnee, hüll' mich ein geschwind!
Und es begraben mich viel tausend Flocken.

Es trägt mich in die Luft ein großer Wind
Und läßt mich nieder, fern in Felsenschlüften,
Da stürz' ich hin und weine wie ein Kind.

Wie still ist's hier in diesen finstern Klüften,
Hoch muß ich sein, vielleicht in Gottes Sphären,
Von unten tief dringt Grabgesang aus Grüften.

Und über mir schwebt über Land und Meeren
Ein Riesenvogel, dessen Flügel reichen
Von Pol zu Pol, gekrümmt wie Krebsesscheren.

Doch seiner Kraft und seines Schmuckes Zeichen
Sind an den Enden festgekeilt im Eise,
Er kann die Sonnenbahnen nicht erreichen.



Und darum sucht er gierig seine Speise
In unsern volkbesetzten Erdenthalen
Und weidet Menschen, Kinder bis zum Greise.

Er nagt im Wolkendunstkreis unsrer Qualen,
Die unaufhörlich aus den Gründen grausen,
Aus thränenüberströmten Opferschalen.

Es schwillt herauf zu mir ein dumpfes Sausen
Und Stampfen, wie von hunderten Geschwadern,
Die rasend durch den Morgennebel brausen.

Und Feuer, Qualm und Schreien, Zank und Hadern,
Das alles lähmte alpschwer mir die Glieder,
Ein Strom von Gift durchströmte meine Adern.

Ich schloß die Augen, offen sind sie wieder,
Und wieder seh ich jenen Vogel schweben,
Doch schiel' ich nur, halboffen sind die Lider.

Und er erhob sich unter Wolkenbeben,
Gelöst ist jetzt sein Flügelpaar vom Eise,
Ach, könnt' ich mit ihm in sein Ätherleben!

Als er nun zog die ungeheuern Kreise,
Fand ich von ihm mich mit emporgetragen,
Und rauschte mit ihm seine Weltenreise.

Ich sah die Sterne durcheinanderjagen,
Als ob im Himmel goldne Kugeln schnellen,
Wie Gaukler thun an Sommerjahrmarktstagen,

Auch wie in warmen Nächten durch die Wellen
Ein Nachen leuchtend furcht auf Funkenschwärmen,
Die rings das Boot durch ihren Glanz erhellen.

Mein Auge starb in überhellen Räumen —
Und da saß Moses, der Gesetzegründer,
Umzirkt von purpurblauen Wolkensäumen.

Titanenkräftig blickt der Friedenskünder
Ein erster Heiland aus dem Menschenpfuhle,
Mit seinen Brauen bändigt er die Sünder.

Ein flammend Nordlicht bricht aus Himmelsthule,
Der Nazarener war's im Lichterscheinen,
Tief tauchte der Koloß von seinem Stuhle.

Unsagbar war die Milde, die dem Reinen
Das schöne, heimatstille Antlitz prägte,
Nach innen sah ich seine Schmerzen weinen.

Doch hinter ihm, als er sich fortbewegte,
Schritt grinsend, blutbespritzt der Menschenschnitter,
Deß roter Mantel scharf die Erde fegte.

Am Firmament unzählige Gewitter,
Ein Feuermeer im ganzen Weltenkreise,
Dann sank die alte Nacht, ein bleiern Gitter.

Ich fuhr erschrocken auf nach dieser Reise,
Und fand mich auf der höchsten Alpenspitze,
Verlassen und allein wie eine Waise.

Verlassen? Stand nicht auf dem Platz der Blitze,
An eine Flaggenstange festgebunden,
Ein Mann, ein Schemen? auf dem Donnersitze?

Erwartet der hier seine letzten Stunden?
Den Tod? Umschrien vom Sturm, von Kannibalen?
Am Folterpfahl die letzte seiner Wunden?

Wer bist Du? rief ich. „Du — und Deine Qualen,
Dein Körper, Deine Seele, siehst Du's nicht?
Dein Leben mußt Du hier zurückbezahlen."

Da trat ich zu ihm hin, wie dicht ans Licht,
Und starr' ihn an, und steh wie eine Säule:
Dann sollst Du, Bube, mit mir ins Gericht!

Er aber reißt sich los mit Wutgeheule,
Und wirft mich nieder, würgt mich, kniet auf mir,
Wir kämpfen, doch er knebelt mich im Knäule.

Ich fühle seines heißen Atems Gier,
Stoßweise schreit er rasend auf mich ein,
Indessen er mich anglotzt wie ein Tier:

„Nie gabst Du Deinem Glück ein Stelldichein,
Vom Leichtsinn ließest stets Du Dich bethören,
Des Weibes Keuschheit war Dir leerer Schein.

Charakter fehlte Dir, Dir zu gehören,
So war's ein jämmerliches Schwanken nur,
Und Wahnsinn mußte endlich Dich zerstören."

Fern ließ zu mir herauf ein Ordensschwur
Den Hohenfriedeberger Marsch erschallen,
Ich schwang mich hoch, als hätt' ich Kraft vom Ur

Und ließ den Teufel in die Gründe fallen,
Daß klatschend er von Zack zu Zacke schlug,
Im Echo muß ein greulich Wort verhallen:

„Selbstmörder — —.“ Schuld aus eignem Lug und Trug,
Das Los von dem, der niemals Halt gewonnen;
Die Sinne schwanden mir wie Rauch im Zug.

Doch eh' mein Geist den schwarzen Weg genommen,
Fühlt' ich von weichen Armen mich umschlungen,
Und eine süße Stimme sprach: „Willkommen —

Jetzt hast genug Du mit Dir selbst gerungen,
Trau' eines reinen Weibes Trost und Treue!
Die Liebe hat den bösen Feind bezwungen.“

Und himmlisch quoll das Thränenlied der Reue.

Altona-Hamburg. Detlev von Liliencron.

Riva.

Erstorben brennt im weißen Sonnengold alles —
Der Hafendamm, der graue, und der Flutspiegel
Lechzt wie im Flammentod um einen Windseufzer,
Und rings die bunten Häuschen, an den Felswänden
Müd hingekauert, schließen grüne Holzwimpern
Und nicken ein und träumen, daß sie hinschmelzen
In ihres Hafens flammend-goldnen Schmelztiegel,
In dem die Kähne sich in leisen Schlaf wiegen.
Ein kindisch Plätschern wie ersticktes Hilfrufen
Der Krahnen reckt verzweiflungsvoll die Erzarme,
Die in des Frachtschiffs obstgefüllten Bauch griffen,
Zum grellen Himmel, ihn um Schatten anflehend.
Im weißen Glanz erschimmern ganz wie durchsichtig
Balkone rings und Türme, Treppen, Mastbäume,
Als sei aus dünnem Glas die Welt gearbeitet.
Die Lider schließ ich, doch es blenden Glanzbilder
Mir doch ins Aug: ich sehe in der Kaufhalle,
Die venezianisch Säulchen um den Markt ordnet,
Auf Säcken schlummern schlankgebaute Krausshaare.
Ihr Maultier hängt den Kopf bis auf die Steinfliesen,
Die Körbe trauern leer, die Obst zu Markt trugen.
Dort, wo im Schutz des Zeltdachs Stuhl und Tisch schlummern,
Verschlafen gähnt ein Kellner, wedelt mißmutig
Mit der Serviette Fliegen von den Zeitungen.
Jetzt weht vom Zollamt hörbar kaum ein Volksliedchen,
Bricht ab, an Glut erstickt, beginnt aufs neu wieder,
Bis es verdrießlich-träum'risch wieder einschlummert . . .

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Die Junker.

Wir armen Krippenreiter sitzen tief im Pech,
Kein Bauer und kein Bürger bezahlt mehr unsre Zech'.
Landfrieden soll nun herrschen und gelten gleiches Recht,
Dasselbe für den Ritter und den gescherten Knecht.
Wer sich dagegen auflehnt, verfällt in Acht und Bann,
Gefangen wird, wer stegreift, wer schatzt den Handelsmann.
Die Städte wurden mächtig und schlossen einen Bund,
Der uns gelegt das Handwerk und brachte auf den Hund.
Weil nimmermehr das Faustrecht im deutschen Reiche gilt,
Verrosten an dem Pfosten die Lanze, Schwert und Schild.
Die Mähre steht im Stalle, heraus steht jede Ripp',
Weil weder Heu noch Hafer sie findet in der Kripp',
Und allen Staudenhechten droht Galgen jetzt und Rad,
Weil auf die Seit' des Volkes sogar der Kaiser trat.
Ein Ende hat für immer die alte Herrlichkeit,
Uns arme Krippenreiter frißt auf die neue Zeit.

München. Heinrich von Reder.

Tote Liebe.

Regen nimmt zurück den Lauf,
Und die Toten stehen auf,
Sonne scheint zur Nacht. Der Mond
Trüb' am Tag in Lüften thront.

Tag ist Tag und Nacht ist Nacht,
Tot ist tot und nicht erwacht,
Regen rinnt wie Regen rinnt,
Leben nur mit Leben minnt.

Unheimliche Stunde.

Da sitzt die Nacht am Wegesaum,
Und neben ihr stehn Tod und Traum.
Das ist ein Geraun und Heimlichthun.
Ein Wind springt hinterm Wald hervor,
Erhascht ein Wort mit halbem Ohr,
Und ängstet feldein auf erschreckten Schuhn.

Im Sumpfmoor hockt eine graue Gestalt,
Hundert graue Jahre alt,
Eine Frau, eine Hex', eine böse Seel'.
Sie hat einen Kessel am Feuer und braut,
Ein Kind, eine Kröte, ein Schattenkraut.
Das ist ein Gestank und Geschwehl.

Ein grüner Stern steht grad überm Dach.
Ein grüner Stern. Wie der funkelt. Ach
Und dahinten der Himmel brennt rot, so rot.
Was war denn das jetzt? Die Uhr blieb stehn.
Blieb stehn? Woll'n wir nicht beten gehn?
Wir haben alle das Beten not.

Einsames Lied.

Aus der heitern Kerzenhelle,
Wo die Freude tanzt und lacht,
Treibt mich's über dunkle Schwelle
Unerklärlich in die Nacht.

Wipfelhohe Gartenhallen,
Wo verschlafne Blumen stehn,
Windverwehtes Tropfenfallen,
Quellen rieseln ungesehn.

Windverwehte letzte Geigen,
Und ich höre nun nichts mehr.
Einsamkeit auf schwarzen Steigen
Wandelt weichen Fußes her.

Kommst du, dir dein Glück zu holen?
Und ihr Schweigen wird Gesang. —
Heimlich huscht auf leisen Sohlen
Ein verirrter Flötenklang.

Hamburg. Gustav Falke.

Poetendenkmale.

Sophokles Ant. V. 1023/24.

Da draußen rebelliert der Lenz, der konfiszierlichste Rebell,
Und grüne Fahnen steckt er auf, der unanständige Gesell.

Des Landesvaters erznem Bild hängt er blutrote Rosen an,
Sogar in Preußen, ohne daß ihn jemand arretieren kann.

Ehrwürd'ge Dome, hochbetagt, umkränzt der Schuft mit jungem Wein,
Auf dem ein Falterpaar sich paart im hellen, lustigen Sonnenschein.

Um jedes magre Christusbild, um jedes düstre Heiligtum
Rankt sich ein frischer Blumenstrauß als Lebensevangelium.

Ach! Sankt Jakobi heilge Glatz, des trägen Muckers fromm und gut,
Wählt sich ein Schwalbenpaar als Platz zum Heim für junge Sängerbrut.

Infam! infam! ganz unerhört! ja, Deutschlands Wächter gar, der Rhein,
Scheint von der Lenzluft wie bethört, scheint nicht ganz nüchtern mehr zu sein.

Die ganze Welt steht auf dem Kopf. Ja! selber Deutschland möchte nun
Für sie, die's sonst verhungern läßt, für seine Dichter etwas thun.

Ganz gegen alle Regel ist's! Wie schlägt man nicht — was man auch bot —
Mit Wolfgang Goethens Knochen schon uns Junge in der Wiege tot?!

Heran, heran! Staatsretter ihr! Ein Orden winkt! Thron und Altar
Zucht, Sitte, Ehe, Christentum, ja dieser Stern steht in Gefahr.

Ihr aber, Freunde, rettet ihn! Von oben wird das anerkannt,
Und für Staatsrettung auch verliehn ein Ordensstern mit Hosenband.

Zu Schöppenstedt am Rheine war's, da sammelt sich der Väter Heer
Und überlegt im Rathaussaal, wie wieder mal zu retten wär.

Herr Bürgermeister Meier hebt vom Stuhle mühsam seinen Bauch
Und spricht: „Die Welt ist wunderlich, Professor Treitschke sagt es auch.

Erlauben Sie mir, meine Herrn, daß Ihnen kurz ich exponier,
Was heut' es zu entscheiden gilt, weswegen eigentlich Sie hier.

Sie haben jedenfalls gehört, daß unsre Stadt zur Welt gebracht
Herrn Heine, der in Poesie und so 'was jetzt Carrière macht.

Der Mann war eigentlich Jurist, starb zu Paris — das ginge schon,
Nur, sehn Sie!, war er Atheist von jüdischer Konfession.

Sehr, sehr fatal das! Meine Herrn! Sie wissen, daß er talentiert,
Das glaub' ich gern, jedoch der Mann ist fürchterlich kompromittiert.

Bedenken Sie! Bedenken Sie! Im Hofgarten sein Konterfei!
Das weckt den Glauben, daß die Stadt ein Herd von Staatsverrätern sei!

O meine Herrn! daß für den Park ein Dichterdenkmal ist bestimmt,
Begrüß' ich froh, doch geht's nicht, daß man irgend einen andern nimmt?

Mir scheint's, als ob in jüngster Kunst Genie fast epidemisch wär',
Vielleicht giebt irgend einer sich für unsre Stadt zum Denkmal her.

Und eines scheint doch, meine Herrn, jedwedem Denkmalsetzer klar,
Daß eben dieser eine Mensch ein ganz verflixter Bengel war.

Boshaft! lasciv! zur Obrigkeit — na — mild gesprochen „inkorrekt",
Wo bleibt aufs Volk bei solcher Kunst denn der moralische Effekt?

Daß er sein Deutschland nicht geliebt, weil er in Versen drum geflennt,
Sagt Dahn, der doch im Dichten wie in Heimatsliebe kompetent.

Der abgrundtiefe Büchner selbst hat hier energisch abgewinkt,
Er, der den Deutschen erst bewies, daß nicht der Klapperstorch sie bringt.

Und daß der Jud' charakterlos, nichts Heilges, Echtes in ihm wohnt,
Das hat doch selbst ein Ehrenmann wie Adolf Stöcker stark betont.

Von Kunst versteh' ich nichts und gern gesteh' ich ein: Der Mann war groß,
Doch mein Charakter, meine Herrn, ist, wie Sie wissen, tadellos!"

Drauf setzt sich Meier, nahm 'nen Schluck und patschte ächzend seinen Bauch,
Und jeder Vater nahm 'nen Schluck und sagte: „Brav! so denk ich auch."

Und wieder sprach der Bürgerzeus: „Das beste scheinet hier fürwahr,
Wir stimmen gleich im Rathaus ab, ob er des Denkmals würdig war.

Vom alten Hammerstein bewahr' noch eine gute Hose ich,
Und eine solche Hose hat doch Hosenknöpfe sicherlich!

Vor grauen Zeiten hat einmal die sakrosankte Hosenpracht
Zu Bergpartien im Steirerland ihm Peter Rosegger gemacht.

Nun gut! Die Hose bringet her! Die Hose schafft zum Sitzungssaal,
An ihren Knöpfen zählen wir — das ist ein Omen, ein Ordal!

An seiner Lenker Hosen zähl' ab unser Volk, will's Ruhm verleihn,
Fünf Knöpfe hat sie, also fangt beim Zählen praktisch an mit: „Nein!"

Und Meier schwieg und alles schwieg bewundernd in der Väter Reih'n,
Auf ihre runden Zöpfchen fiel durchs offne Fenster Sonnenschein.

Ein armer Wanderbursche zieht arglos am Sitzungshaus vorbei,
Und in die Säle dringt sein Lied — das Lied ist's von der Lorelei.

„Profanation!" Herr Meier schreit's. „Sein stille Sie, ich fordre Ruh',
Sonst arretier' ich Sie!" In Wut schlägt er des Saales Fenster zu.

Und wieder wird es still im Saal. Da tönt von draußen just herein
Ein Lied — ein junges Mädel singt's — es ist das Lied vom Runenstein.

Man nahm das Mädchen fest. — Da kam ein Mütterchen schon greisen Haars.
Das sang ein wundersames Lied, das Lied vom Fichtenbaume war's.

Da rammelten die Fenster zu mit Läden unsre Väter wert,
Daß ja kein frecher Sonnenstrahl, kein frecher Ton die Sitzung stört.

Und in dem Dunkel zählten sie des Dichters Wert an Knöpfen ab.
Ich aber stand indes am Rhein und sah den alten Strom hinab.

Und mein Gedanke fuhr mit ihm bis hin zum deutschen Nordenmeer,
Und aus dem hellen Flutengrab stieg alte Nibelungenmär.

Vom heil'gen Köln und seinem Dom, vom Godesberg, vom lieben Bonn
Zog mit dem liedgeweihten Strom manch altvertrauter Gruß davon.

Rheintöchter herzten in der Flut, die sanft um ihre Leiber glitt,
Und sangen: Heines Lorelei; der alte Rheinstrom brummte mit.

Und eine Linde stand am Rhein, ein Bettelmädchen lehnt dabei
Und blickte träumrisch in die Flut und summte: Heines Lorelei.

Und in der alten Linde rauscht dasselbe Lied der Frühlingswind
Und streut den schönsten Lindenduft auf das zerlumpte Bettelkind.

Mir aber war's, als ob im Baum ein heimlich Rauschen ich gehört:
„Ihr Narren ihr! wollt Särge baun für das, was keine Zeit zerstört!

Wir alten Linden haben noch sein junges Knabenhaupt bestreut,
Uns hat der Jüngling vorgeklagt sein Zweifelweh, sein Liebesleid.

Bei uns hat er, noch halb ein Kind, um Don Quichotes Los geweint,
Was gut in ihm und ewig war, wir wissen's besser, wie mir scheint.

Hier staunt er Bonaparten an, in unsern schattigen Alleeen
Hat er — der junge Thunichtgut — den Damen untern Hut gesehen.

Mir schien er oft ein Wagehals, ein spielend Kind, das ohne Wanken
Mit goldnen Nüssen Fangball spielt auf schwankem Seile der Gedanken.

Gewiß! Der bunten Nüsse Pracht war oftmals morsch, ja faul im Kern.
Gewiß! An ihrem Glitzertand berauschte dieser Geist sich gern.

Doch was da menschlich, sterblich war, das ist's, was nun begraben ruht,
Was heute noch lebendig wirkt, das war wohl dauernd, war wohl gut."

„Wer bist Du," rief ich, „die so lind aus dieses Baumes Rauschen spricht,
Die tief versöhnlich mir das Herz mit holder Friedensruh umflicht?!"

Da tönt's herab: „Ich bin's, die erst das Tote, Abgeschiedne weiht,
Ich bin's, die, was im Menschen wert, Euch aufbewahrt für ewge Zeit.

Die, was da gut und echt in ihm, erweckt zum Leben neu und jung,
Die aus den Menschen Götter schuf — die Zauberfee Erinnerung.

Nur das, was sterblich, nichtig war, das deckt sie zu, das sucht sie nicht,
Die um des Dichters Leichenbahr die Kränze der Versöhnung flicht." —

So sprach die Fee. Ich aber zog zum Haus, das Heines Wiege war,
Sah mir auch an das Nachbarhaus, das meine Mutter einst gebar,

Und dachte: da die Mutter dich in dieser Stadt zum Sein erweckt,
Hat Schopenhauer doch nicht recht mit seinem Satz vom Intellekt.

Denn seit in Posemuckel sie den toten Dichter so verdammt,
Verlang ich, daß mein Intellekt allein von meinem Vater stammt.

Düsseldorf. Theodor Lessing.



Eine Ouverture.*)

Von Max Halbe.

(Kreuzlingen am Bodensee.)

Manchmal deucht mir, als sei es erst gestern gewesen, was ich in diesen Blättern niederschreiben will, oder ich hätte es die letzte Nacht geträumt. Aber dann drücke ich die Hand gegen die Stirn und zähle die Jahre zurück, und die Zeit wie ein Strom legt sich breiter und breiter zwischen mich und jenes Ehemals. Mein Gott, soll wirklich soviel Wasser ins Meer geflossen sein seit jenen Tagen und soviele Tropfen wieder aufgestiegen zu den schnellen Wanderwolken im ewigen Werde- und Wechselspiel? Ist das im Ernst schon so lange her? Wie ist das möglich? Ist denn das Leben wie Flugsand unter meinen Schritten zerstoben?

Und stille Gräber, weit draußen in kahler Vorstadt, raunen mir geheime Antwort, und das hohe, grüne Gras nickt im Sommerwind auf ihren halbvergessenen Hügeln, als ein letztes Wahrzeichen verschütteter, begrabener Lebensglut, und kündet von mancher Frühjahrssonne, manchem Herbstregen, die sich hier abgelöst haben müssen.

*) Die nachstehenden Seiten bilden die Einleitung zu einem sehr interessanten Ich-Roman, den der Dichter der „Jugend" gegenwärtig unter der Feder hat und den er Ende dieses Jahres zu veröffentlichen gedenkt. (Die Schriftleitung).

Gestillte Lust! Verwundener Schmerz! Bestandener Kampf! Vorbei und am Ziel seit wie vielen Jahren! Schlaft denn, ihr Toten, und ruht euch vom Werk!

Ich aber bin noch unterwegs und auf der Wanderschaft. Noch blühst du mir, heiliges Mütterchen Erde, und schenkst mir von deinen süßen Früchten. Mit heißem Wunsch umklammre ich dich, und meine Liebe will dich nicht lassen. Ich mag kein Ende finden und keinen Grund in dem Becher, den du mir darreichst. Dunkler Lebensdrang glüht noch in tiefster Brust und treibt mich durch die Welt zu immer neuer That, zu immer neuen Gestalten. Verläßest du mich nie, uralt rätselhafte Sehnsucht, die mein Schicksal und Erbteil ist, seit ich auf Erden wandre. Warum lockst du mich mit den Augen meiner Jugend und winkst mir zu fernen Bergzacken in silbernem Schein am Horizont? Dorthin, dorthin die Reise? Ins Unbekannte? Ins Grenzenlose? Wohin führst du mich auf deinen Spuren? Wo landen einst wir beide?

Aber ein Dritter wird mit uns sein. Auch der will nicht weichen. Bis zur letzten Insel der Welt und auf dem letzten Fußbreit Erde wird er neben uns stehen. Und mit uns beiden wird er einst ins Grab sinken und ruhen am kühlsten Ort. Das ist meiner Sehnsucht dunkler Zwillingsbruder und untrennbarer Weggenoß. Der heißt der Erdenekel und schleicht zu meiner Linken, immer um einen Schritt zurück, und wenn die Schwester vor mir nach den Sternen zeigt, so weist er auf den Schmutz der Straße und auf die Gemeinheit alles Daseins. So streitet ihr euch um mich, ihr zwei großen Gewalten, Zwillingskinder der einen Mutter Erde, und zwischen der finstern Verachtung und der stürmischen, überspringenden Sehnsucht muß ich mir meinen Weg durchkämpfen bis ans Ende. Ja, ich bin noch auf der Wanderschaft, mitten im Marsch, und wer weiß, wie weit sich der Tag noch vor mir dehnt.

Aber es kommen schon manchmal stille Stunden. Da sitze ich wieder am Wegrande und lege den Kopf in satter Müdigkeit zurück. Wie ausgegohren ist das Herz und sehnsuchttot. Die Welt, die mich umbraust, verschwand vor meinem Blick. Eine süße Schwermut senkt sich nieder, und Erinnerungsfäden, wie Altweibersommer, weben durch die Luft. Thor doch, wenn du sie greifen und halten willst! Was verloren ging, kann nie mehr wieder kommen, so nie mehr. O bitterlicher Schmerz und Lust zugleich, daß es doch einmal war!

Die das Leben früh schon schlug, die Wunden brechen wieder auf und fangen leise an zu bluten. Aber es ist ein sanftes Verrinnen, ohne Angst und ohne Qual, und ich kann es fließen sehen, als wäre es nicht mehr mein eigenes Selbst, nicht mehr ein Stück von dem, was ich einst war,

sondern wie Schatten und Schein im reinen Äther, jenseits von Zeit und Raum.

Vorbei sind Drang und Sehnen und wilder Kampf und Niedrigkeit und Schmutz. Was alles sich an die Radspeichen des Lebens klebt, ist abgeworfen und überwunden und vorbei.

Einsam liege ich da und sonne mich in der Erinnerung, während die Woge des Gewesenen in weiter Ferne brandet. Ja, ein Bild nur noch und weniger als ein Bild, ein letzter Hauch, ein schneller Kuß vor langem, langem Abschied, ein süßer Duft durch dunkle Nacht, ferne Klänge, verwehte Stimmen, Schein alles und Trug und doch so deutlich vor dem Auge des Einsamen.

Ich sehe sie alle, die nun tot oder verschollen sind, verschlagen und verschwunden, wer weiß wohin. Ich sehe sie klar und rein, wie niemals im Leben, und ich sehe mich selbst mit zwanzig Jahren.

So will ich denn, daß im Bilde alles noch einmal sei, und wie ich es aus dunkler Tiefe heraufrufe, ungeordnet scheinbar, aber nach eigenem innersten Gesetz der Beschwörung, so sei es hier, Stück für Stück, niedergeschrieben als ein nachträgliches Tagebuch für mich selbst, und als ein Allerseelenopfer, euch Toten gebracht.



Per Persen.

Von Sophus Schandorph.

(Kopenhagen.)

(Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt.)

I.

Per Persen hatte auf Gut Röilev seine ganze Bahn durchlaufen, die langsam aufwärtssteigende wie die schnell abwärtsführende Bahn.

Er hatte dem Großvater des jetzigen Besitzers gedient, dann seinem Vater, und nun diente er dessen Sohne.

Als Gänsehirt hatte er angefangen, war dann zum Schweinehüter avanciert, ging einige Jahre im Kuhstalle zur Hand, wurde mit achtzehn Jahren Knecht, nahm an der Erntearbeit teil, wurde Pferdeknecht, war Großknecht vom dreißigsten bis zum fünfzigsten Jahre, und dann fuhr er einige Jahre mit Korn und Speck nach Kopenhagen: aber diese Reisen wurden für Per Persens Moralität gefahrvoll. Damals bestand nur

zwischen Roeskilde und Kopenhagen Eisenbahnverbindung, und man hielt es nicht für der Mühe wert, in Roeskilde umzuladen. Hatte man zehn Meilen zu Wagen zurückgelegt, konnte man die übrigen vier auf dieselbe Weise zurücklegen.

Am Wege lagen viele Gasthäuser. Die Pferde mußten sich ja ausruhn und erfrischen, wenn sie eine schwere Last zwei oder zweieinhalb Meilen gezogen hatten, und ein Mensch konnte doch nach Per Persens Meinung unmöglich hinter einem Pferde zurückstehn. Ein Mensch wie Per Persen konnte wohl ebensogut wie die Pferde ein ordentliches Stück Brot genehmigen, aber er mußte doch Butter dazu haben und am liebsten ein Stück Rollwurst oder Kümmelkäse als Aufschnitt. Er wollte seinem Herrn treu sein und nicht wie die Knechte der Pferdehändler warmen gebratenen Speck essen. Per Persen war stolz darauf, daß seine ganze Zehrung auf Hin- und Rückfahrt in all den vielen Gasthäusern und im Weißen Hahnen zu Kopenhagen sich niemals auf mehr als einen Thaler, vier Mark und acht Schilling belief.

Da starb sein zweiter Herr, und der Sohn, der einige Jahre lang auf dem Gute Verwalter gewesen war, wurde Besitzer. Da war die ganze westseeländische Eisenbahnlinie fertig, und Per Persen hatte nur zwei Meilen bis zur nächsten Station zu fahren, dann wurde umgeladen und bald wurden die Transport- und Handelsverhältnisse ganz andere. Per Persen hatte auf dem Gute bald diese, bald jene Arbeit. Es konnte dem neuen Herrn niemals einfallen, sich von dem alten Inventarium zu trennen. Nach seiner Meinung sollte Per Persen mit seinem sechzigsten Jahre Viehknecht werden — das war ja auf einem Gute von etwa eineinhalb hundert Tonnen Land die Pension für treue und wohlverdiente Diener.

Als Per Persen an die fünfzig Jahre alt war, heiratete er ein etwas über dreißig Jahre altes Mädchen. Sie hieß Birthe (Birgitte), hatte vom zwanzigsten Jahre ab in der Pfarre gedient und von dem Großknecht des Pfarrers ein Kind bekommen. Der Knecht ging davon, sobald er sah, daß es mit ihr schief gegangen war. Als Brauknecht ging's ihm in Kopenhagen gut, und es war an ihm nichts auszusetzen; er bezahlte die Alimente, sechsundfünfzig Kronen das Jahr, ohne daß geklagt zu werden brauchte. Dann starb das Kind, und Birthe vergaß bald Kind und Vater.

Mit Per Persens Verheiratung hatte es folgende Bewandtnis.

Als Per Persen à la suite war, traf's sich einmal, daß er bei einem Bauern zum Schweinsessen war. Per Persen erwies sich dadurch als Mann des Fortschritts, daß er anstatt Pfeife Cigarren rauchte. Das erregte bei den Gästen einiges Ärgernis. Selbst der Wirt sagte zu ihm:

— Du bist ja Beamter, Per, wie die Zollbeamten in der Kaufstadt.

Per hatte aus der Tasche ein Stück graues Papier genommen. Darin lagen drei Cigarren. Er sagte:

— Ja, ja, Lars Larsen, deswegen brauchen wir uns ja nicht zu zanken. Nimm eine von den Cigarren; das Stück kostet nur einen Schilling, und sie lassen sich behaglich paffen. Dann könnt ihr mir später ein paar Pfeifen mit ordentlichem Knaster stopfen lassen.

— Ja, ja — alles muß seine Ordnung haben, sagte der gastfreie Wirt und nahm die Cigarre ... Hör, Per (er nahm ihn beiseite) möchtest du nicht deine alten Glieder etwas rühren?

— Ja freilich, Lars Larsen, aber ich habe heute ein feines Leinenhemd angezogen, und das möchte ich nicht gern durchschwitzen; das brauche ich am Sonntag, da muß ich doch mal wieder zur Beichte gehn.

— Jeder hat ja seine Sünden, sagte der Bauer. Aber dort sitzt nun gerade Pastors Birthe, und die bleibt immer sitzen, weil's ihr damals schief gegangen ist. Die könntest du ein bißchen herumschwingen, Per, du bist ja einmal in dem Alter, wo dich die ganz jungen Mädchen auslachen. Tanz mit der Alten, was? 's ist eine That christlichen Mitleids.

— Ja, vielleicht wär's eine Sünde, sie sitzen zu lassen, sagte Per, schob seine Cigarre in den äußersten Mundwinkel und ging ohne weitere Ceremonien an Birthe heran, faßte sie um den Leib, und dann traten die beiden reifen Menschen an und tanzten zusammen Hamburgerschottisch.

Nach der ersten Tour fanden sie aneinander Gefallen. Per sah, daß Birthe ihm mit einer Reihe großer weißer Zähne zulachte, die aus rosenrotem fetten Zahnfleisch herauswuchsen. Das gab ihm den Mut, sie in die eine Backe zu kneifen. Sie sagte freilich:

— Behalt deine Finger bei dir selber. Aber sie sagte nichts, als Per Persen sie später in die eine Seite kniff.

Per und Birthe tanzten den ganzen Abend und die ganze Nacht.

Gegen 5 Uhr morgens sagte Birthe:

— Nun muß ich aber nach Hause gehn, ich schwitze gräßlich.

— Ja, ich weiß wirklich nicht, wie ich nächsten Sonntag mit meinem Hemd zur Beichte gehen kann; es riecht wie saure Molken. Wenn du nach Hause gehst, Birthe, dann begleite ich dich bis an die Pfarre.

— Nein, laß das!

— Ich thu's aber doch.

Ohne Abschied zu nehmen, gingen Per und Birthe hinaus.

Es war Anfang März, kurz nach Fastnacht; es war leichtes Frostwetter und der Himmel dicht mit Sternen übersät. Per hatte eine gute Portion Branntwein und altes Bier und etwas Punsch getrunken; er war nicht bezecht, aber so lyrisch, als er's werden konnte.

Er drückte Birthes Arm stark.

— Hör auf mit der Kneiperei, sagte Birthe.

— Du kannst ja wieder kneipen, sagte Per.

— Das sollte mir gerade einfallen, sagte Birthe.

— Wollen wir dort hinauf gehn? fragte Per und zeigte auf einen kleinen, oben mit Dornbüschen und Brombeersträuchen bewachsenen Hügel, der einsam aus dem Felde emporstieg.

— Was wollen wir denn dort? sagte Birthe.

— Ich weiß nicht, antwortete Per. Wir können's auch bleiben lassen.

Aber sie gingen doch hinauf.

II.

Ende Juli stand Per Persen eines Sonntags vor dem Thore und rauchte Pfeife.

Unten auf dem Feldwege sah er eine Gestalt bald zwischen den aufgeschichteten Garben auf den Roggenfeldern und dem hohen, reifen Weizen auftauchen und bald wieder verschwinden.

Die Abendglocke sang ihren Segen über all die herrliche Saat und Per Persen hatte sich bisher recht andächtig gestimmt gefühlt.

— Was kommt denn da für ein rotes Ding angewackelt? sagte Per. Diese bewegliche Figur störte ihn in seiner Andacht über die guten Ernteaussichten, einer Andacht, die der Glockenklang zu solcher Höhe erhob, als nur Per Persens Seele hinaufzukommen vermochte. Seine scharfen Augen erkannten bald Birthe am Gange trotz des roten Tuches, das ihren Kopf verhüllte.

Seine Seele sank von Gott zum Teufel hinunter, als er sagte:

— Da soll doch der Teufel in die alte Schraube fahren! Da sind gewiß Hosen aus dem Leder geworden.

Per wollte sich eben umwenden und zum Thor hineingehen, als Birthe rief:

— Hör, Per Persen, du mußt noch etwas warten; ich will mit dir sprechen.

Per blieb stehn, bis Birthe an ihn herangekommen war.

Er sah sie von oben bis unten an. Sie brach in Thränen aus und sagte:

— Ja, da kannst du selber sehn, Per Persen.

— Freilich hab ich Augen im Kopfe, sagte Per mürrisch.

— Was nun, Per? . . .

— Ja . . . Und das wegen einem einzigen Male, seufzte er.

— Willst du ein Lump sein, Per?

— Nur, wenn ich dazu gezwungen werde.

— Ich bin im vierten Monat.

Per zählte an den Fingern ab und sagte nickend:

— Ja es stimmt genau . . . Es ist genau in jeder Hinsicht . . . Es ist doch verdammt!

— Ja, und sieh, der Pastor wurde fürchterlich wütend, wie er sah, wies mit mir stand. In der Jugend, sagte er, da ließe sich über solche Dinge noch reden, aber . . . wenn ein Frauenzimmer fünfunddreißig Jahre alt geworden ist . . . und wenn ich nicht heiraten könnte, bevor das Unglück einträte, dann könnte ich nicht länger in der Pfarre bleiben . . . und er ist doch so ein guter Mann . . . aber er meinte, wenn die Frau noch gelebt hätte . . . die hätte mir helfen können, es zu verbergen, wie das erste Mal . . . aber nun hätte die älteste Tochter Fräulein Marie soviel Verstand für solche Dinge, und sie könnte begreifen, daß so etwas nicht von selber käme.

— Nein, wahrhaftig, von selber kommt's auch nicht, sagte Per Persen und kratzte sich unter der Mütze. Wahrheit ist Wahrheit . . . Aber es ist doch wohl das beste, du gehst nach Hause, Birthe . . . Ich will mit dem Herrn reden, er hat zwar außer dem Sohne mit der seligen Frau kein Kind, aber der Sohn hat doch draußen drei Kinder; da hat er wohl etwas Mitleid mit einem alten, treuen Diener, wie ich bin, der ein so verdammtes Unglück gehabt hat . . . Aber nun solltest du wirklich machen, daß du fortkommst, Birthe, du hast zum Heulen Zeit genug, wenn du nach Hause gehst.

Per Persen that in der Nacht kein Auge zu. Er grübelte über die Rede nach, die er seinem Herrn halten wollte. Aus Balles Lehrbuch, nach dem er konfirmiert war, war ihm der Anfang des dritten Kapitels im Gedächtnis, dessen Schwabacher und große Fraktur fürchterlich deutlich vor seinen Augen standen: „Die Erfahrung zeigt, daß die Menschen nicht so gut sind, wie sie sein sollten. (So weit reichte die Schwabacherschrift, dann kam Frakturkorpus.) Alle haben Fehler, und bei allen äußert sich irgend ein böser Hang, wenn auch in verschiedenen Graden."

Wie die Schwabacher Schrift mit ihren Drohungen aufhörte, war es Per Persen, als ob die Frakturpartie gleichsam eine Milderung der ersten strengen Worte enthielte.

Er dachte:

— Ach was, es geht ja so vielen so! . . .

Per war recht mutig, als er seinen Herrn, Proprietär Hornfeldt, am nächsten Morgen früh auf dem Hofe traf.

— Könnte ich vielleicht ein paar Worte mit dem Herrn sprechen? sagte er.

Der große, wohlbeleibte Mann brach in lautes Lachen aus.

— Na, Per ... ja, ja. Du gehst im reifern Alter auf die Schnepfenjagd.

— Der Herr weiß also —?

— Ja, der Küster von Taastrup hat mir's gesagt. Birthe kann ja ihren Mund ebensowenig halten, wie andre Frauenzimmer. Ja, ja. Wir sind alle Menschen, Per. Vielleicht wäre uns das Leben recht langweilig, wenn wir Engel wären. Was, Per?

Per Persen kratzte sich hinter dem Ohr und sagte:

— Darüber läßt sich nicht so leicht reden, wenn man's nicht probiert hat.

— Ich habe mit dem Pastor gesprochen, Per. Wenn ihr euch nur trauen laßt, dann ist alles gut ... d. h., es muß in vierzehn Tagen geschehen. Dann bleibt Birthe beim Pastor und du bei mir, denn der Affe soll mich kratzen, wenn ich verheiratete Diener auf dem Hofe behalte ... Du bekommst einen Thaler, Peterchen, dafür kannst du mit deiner schönen Braut Hochzeit halten, aber später ... verstehst du, Per ... dann weiß ich nichts davon, daß du verheiratet bist ... Beim ersten Kinde will ich dir helfen ... kommen mehr, dann steh ich für nichts ein ... Bist du so zufrieden, du alter Don Juan? Steck die Zunge zwischen den Vorderzähnen heraus, die du nicht hast ... Und nun Kopf hoch. Ich kann auf dem Gute keine sauern Gesichter vertragen.

— Ja, das sind ja recht hübsche Bedingungen, sagte Per Persen. Und mehr sollen nicht kommen, das verspreche ich dem Herrn.

— Der Teufel glaub's dir, Per! Versprechen ist ehrlich, halten beschwerlich.

— Ich werde mich in acht nehmen, sagte Per feierlich.

Proprietär Hornfeldt lachte wieder, daß es über den Hof schallte.

Vierzehn Tage später wurden Per Persen und Birthe Mortensdatter in der Kirche zu Taastrup getraut. Im Gasthofe tranken sie mit den Trauzeugen auf Kosten des Proprietärs Hornfeldt Bier und Punsch. Dann gingen Braut und Bräutigam ein jedes in sein Heim.

Im November gebar Birthe im Krankenhause der nächsten Kaufstadt ein Mädchen und starb kurz darauf.

Per Persen bekam die Erlaubnis, zum Begräbnis nach der Stadt zu fahren. Sein Herr sagte: Bring nur das Kind mit hierher, Per. Das Kind der Stine ist ja gestorben. Sie muß wohl die Milch los werden. Also laß sie dein Kind aufziehn. So ein kleines Tier ißt einen ja nicht arm. Gieb dich ein bißchen mit dem Kinde ab, wenn du Zeit hast; dann kann es ja hier mit den andern jungen Kälbern, Enten und Gänsen aufwachsen.

III.

So wuchs die kleine Kathrine — oder Trine, wie sie für gewöhnlich hieß — auf Gut Rölleo auf, wo sie wohl ein bißchen geneckt wurde, aber doch nicht viel mehr, als sie vertragen konnte. Als sie sechs, sieben Jahre alt war, hatte sie die Gänse zu hüten, später auf die Hühner aufzupassen, bis sie soweit avancierte, daß sie beim Melken helfen durfte.

Ihr Vater strich ihr übers Haar, so oft sich ihre Wege kreuzten. Er besorgte seinen Dienst und wurde dabei alt.

Als Trine siebzehn Jahre alt war, wurde sie Stubenmädchen. Da trat ein Regierungswechsel ein: der Besitzer starb, und sein Sohn erbte das Gut.

Da hatten nun Per Persens Fahrten nach Kopenhagen das Resultat ergeben, daß er tiefer als nötig in die Flasche sah. Nach seiner letzten Reise war die Rechnung, die er ablegen sollte, nicht ganz in Ordnung; denn er hatte ein paar Pferdehändler in Ordrup freigehalten ... Nun war die Eisenbahn fertig — und, wie schon erzählt, nach ihrer Vollendung wurde Per Persen reduziert und endete als Viehknecht.

Per Persen hatte die Kühe immer gern gehabt. Er konnte nicht leiden, daß sein neuer Herr zuweilen von jungen Kopenhagnern, Studenten und Lieutenants Besuch empfing; denn wenn sie in den Kuhstall kamen, dann waren sie nach dem Mittag aufgeräumt und machten Witze.

Per Persen sagte — trotzdem er die Witze nicht verstand —: — Ich kann nicht begreifen, daß der Herr solche Springinsfelde ... denn so nenne ich sie — mögen sie nun Silber oder Gold oder Staub auf ihren Schultern haben — daß er sie hier in den Stall führt, wo sie nur herumgehn und das Vieh anfeixen.

Der junge Besitzer war ein eifriger Jäger. Im Herbst gab er eine große Jagdgesellschaft. Da glänzten die Fenster des Wohnhauses, so daß der halbe Hof erleuchtet wurde.

— Das ist keine Art, sagte Per Persen, entweder hat man Gas wie in den Städten, oder man hat es nicht ... Welt und Menschen werden immer närrischer.

Es ging ihm gut im Kuhstall und in dem Bretterschuppen, der ihm als Schlafkammer diente. Im Winter war's hier warm, und im Sommer, wenn das Vieh im Freien war, saß er mit seiner ewigen Waffe, der Schaufel, auf der fetten Wiese an dem Bache, an dessen anderm Ufer dichter Wald lag, und stand nur ab und zu auf, um das Vieh weiter zu führen. Das war eine behagliche Arbeit. Diese Wiese, dieser Fluß und diese Wälder waren Per Persens gute alte Freunde. Er meinte zwar, das Gerede der Kopenhagner über die Schönheit der Gegend wäre eitel Geschwätz. Sie war nicht schöner als anderwärts, wo mehr Ackerland war ...

was nützte denn all das Wasser und die Wälder? ... Aber er liebte sie nach seiner Art, wie alte Bürgersleute alte Papiertapeten, alte Mahagonimöbel und alte Astrallampen lieben.

— Das bleibt doch wie's einmal ist, meinte Per Persen, wenn er das Vieh nach fetterer Weide führte, spuckte in den Fluß und sah auf die Wälder hinüber.

Während Trine in die Schule ging, konnte es geschehn, daß Per Persen ihr auf dem Wege zur Schule begegnete. Dann klopfte er ihr auf den Kopf und sagte:

— Daß du mir nun nicht hinter den Bauermädchen zurückbleibst, und zwar weder im Lehrbuch, noch Katechismus, noch Bibel. Ich kann es jetzt noch, Trine ... Hör' nur ... Hör' nun, Mädel! „Es ist höchst wichtig für uns Menschen, daß wir Gott kennen lernen, da wir sonst nicht verstehn könnten, wie die Welt geworden ist. Wir wüßten auch nicht, welche Hoffnung wir uns machen dürften über unser Dasein nach dem Tode, und hätten in unsrer Not keine sichre Hülfe, auf die wir uns verlassen könnten. (Und nun fuhr Per Persen ohne Pause fort): Anmerkung. Man nennt das Religion, von Gott und seinem Willen, sowie von der Art Kenntnis zu haben, wie er will, daß wir ihn ehren und ihm gehorchen“........ Siehst du, Trine, so was hat Doktor Martin Luther ausgedacht, und in den vielen Jahren seit seinem Tode hat noch niemand den alten Herrn übertrumpfen können. Denn der hat dem Papst in Rom und dem Sultan in Konstantinopel bewiesen, daß sie nicht mehr sind als der Kammerherr auf Gut Kalö, und der ist so dumm wie ein Pferd; das sagt auch sein Förster.

... Ja, ja, ja, Trine. Lerne du nur deine Religion. Das hilft auf dem Lebenswege, und es giebt viele, die damit viel Geld verdienen.

Per Persen begleitete seine kleine Tochter bis zu der Stelle, wo der Weg eine Biegung machte. Dann sah er oft zu dem alten gebüschbewachsenen Hügel hinauf.

Trine gedieh und wurde stattlich und groß. Als sie Konfirmandenunterricht nahm, freute sich Per sehr, daß der Pastor ihr in Kenntnissen und Betragen die Censur „sehr gut“ gab.

Per Persen sagte: Da kann man sehn, wie die Vorsehung alles weise einrichtet; denn ich kann fast nichts dafür, daß Trine zur Welt kam.

Der Besitzer hatte dafür gesorgt, daß Per Persen und seine Tochter am Konfirmationstage zur Kirche fahren konnten. Per grüßte Gebüsch und Wald, Teiche und Sümpfe, Höfe und Häuser und etwas hochnäsig die Kätner und Häusler, die ihre Kinder durch den lehmigen Schmutz des Weges zur Kirche führen mußten.

— Es ist doch eine Genugthuung, auf einem ordentlichen Flecke zu

dienen, sagte er, während er die Güte von Trines schwarzwollnem Kleide behaglich prüfte, indem er mit seinen großen rauhen Fingern beständig darüber hinfuhr.

Und Trine konnte dem Pastor auf seine Fragen antworten.

— Ich will dich nach den Pflichten fragen, mein liebes Kind, sagte der Pastor und fing an: Wir dürfen keinesfalls ...

Trine fuhr fort: ... denen ihren gehörigen Lohn vorenthalten, die für uns arbeiten, sondern sollen ihnen geben, was sie verdienen zur rechten Zeit.

— Die Schriftstelle? fragte der Pfarrer, während er seine Hand auf dem flachsgelben Haare Trines ruhn ließ.

Trine leierte mit großer Geläufigkeit los:

— Siehe! Der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet; und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth.

— So soll es sein, sagte Per Persen und schlug auf die Holzbank.

Also, Trine wurde gut konfirmiert. Als Per Persen mit ihr Hand in Hand aus der Kirche ging, sagte er:

— Du hast dich tapfer gehalten. Denn auf den Rittergütern wollen sie gern in der Erntezeit mit dem Tagelohn knausern ... Mir kann's ja jetzt gleich sein, aber du bist jung, Mädel, und wer weiß, ob du nicht dein Brot auf einem Rittergut verdienen mußt. Dann kannst du ja dem Verwalter Gottes eigne Worte vorhalten ... was kann er dir dann antworten? .. Ich meine in aller Bescheidenheit, er muß das Maul halten.

Als sie heimkamen, kriegten Per und Trine Schweinebraten und Kartoffeln zu essen.

Am Sonntag nach der Konfirmation sollte Per Persen mit seiner Tochter zum Abendmahl gehn.

Knechte und Mägde lachten ihn aus, als er mit einem hohen Cylinderhut, dessen Wolle im Sonnenschein fast fuchsrot aussah, aus dem Kuhstalle heraustrat.

— Hast du dem letzten roten Fuchse, den der Herr geschossen hat, das Fell abgezogen und es um deinen Hut gelegt?

— Haltet euer Maul, sagte Per.

— Und ein steifes Vorhemd hast du ... und das ist die alte Atlasweste des seligen Herrn ... mit der er zur Leiche ging ... sagte das Stubenmädchen. — Du bist ein feiner Herr, Per!

Der Knecht antwortete: Halt den Schnabel, du Thranfisch!

— Soll ich das auf mir sitzen lassen? sagte das Stubenmädchen weinend zum Großknecht.

— Das mußt du wohl, Margrete, sagte dieser, sonst sagt er noch was schlimmres.

Per Persens ausgestreckte Hand wurde von seiner Tochter erfaßt, die das schwarzwollne Kleid anhatte. Dies Mal hatten sie keinen Wagen. Sie gingen zur Kirche.

IV.

Der Pfarrer, der Trine konfirmiert hatte, war ein gutherziger alter Herr. Der schwere Troß der innern Mission war noch nicht über das Land gefahren, und als die Husareneskadron der spekulativen Theologie leicht darüber ritt, war er schon im Amte.

Er war Christ in dem Sinne, in dem es alle guten Menschen sind. Mit eigner Freundlichkeit nickte er Trine zu, nachdem sie aus dem Kelche getrunken hatte.

Per und Trine gingen still Hand in Hand. Als sie in die Nähe der Anhöhe mit dem Gebüsche oben kamen, zeigte Per Persen hinauf und sagte:

— Nimm dich vor dem Hügel in acht, Trine. Der Teufel lauert dort oben ... Wäre der Hügel nicht gewesen, so wär es weder mir gegangen, wie's mir seiner Zeit ging, noch ... Aber ich will schon auf das Vieh aufpassen, sodaß dem Herrn damit gedient ist.

Und Per Persen ging in den warmen Kuhstall, brütete über alten Sünden und trank sich hin und wieder etwas Mut zu. Vorläufig verfiel er noch nicht. Zuweilen sagte er in der Gesindestube zu den jüngeren Knechten:

— Es ist ein edel Ding, mit Maß zu trinken. Aber nicht weiter ... nicht weiter.

Per begnügte sich auch damit, mit Maß zu trinken.

Aber ein Mal im Jahr — gerade zu der Zeit, wo er zur Beichte ging — da fuhr der Teufel in ihn. Auf dem Heimweg überfiel ihn eine so unwiderstehbare Lust, in die Schenke zu gehn und ein paar gleichaltrige Häusler freizuhalten.

Die ersten Schnäpse nahm er nicht ohne einiges Bedenken. Er hatte eben eine heilige Handlung verrichtet und war dabei auf seine Art gerührt und reuig gewesen. Aber nach dem dritten Schnapse sagte er zu sich selber:

— Der Pastor hat mir ja Vergebung der Sünden geradeaus und ohne Umschweife zugesagt. Der gute Gott giebt wohl ein Jahr Kredit, bis ich wieder mit reuigem Herzen vor den Altar trete.

Er konnte den Rausch gerade noch nachhause tragen. Der Feldweg, der von der Gemeindestraße nach Gut Röilev abbog, war für Per Persen gerade noch breit genug. Er bestrich bei seinem Zickzackgang beide Weg-

ränder, aber, wenn der Graben ihn drohend angähnte, hatte er über seinen Rausch so viel Macht, daß er mit einem Ruck dem Schlunde entging und eine Zeitlang sich einigermaßen in der Mitte des Weges halten konnte.

Wenn er heim gekommen war, schlief er ein paar Stunden in einem Stande des Kuhstalls. Beim Erwachen bereute er innig die Sünde, die er heute und an den übrigen Kommuniontagen begangen hatte, und hütete sich wohl, sich draußen auf dem Hofe blicken zu lassen.

Seine schlimme Laune machte sich dem Vieh gegenüber Luft. Wenn er durch den Futtergang schritt, war's ihm, als ob die Kühe ihn auslachten. Sie standen freilich schläfrig da und knabbelten, und niemand außer Per Persen hätte den geringsten Schein von Hohn in diesen schläfrigen milden Augen oder an diesen schnaufenden, blanken und dampfenden Mäulern entdecken können. Aber Per sagte:

— Es geht mit dem Vieh wie mit den Menschen. Von Tag zu Tag wird es gegen alte Leute bösartiger . . . Nun seh mir einer diese Range da — seht nur ihr andern, wie sie grinst. Der Teufel sollte länger auf einem Gute dienen, wo es solches krakehlerisches Vieh giebt.

Dann faßte er die Kuh, die nach seiner Meinung am höhnischsten grinste, bei den Hörnern, ohne daß er doch wagte, ihr etwas zu leide zu thun, schüttelte ihr den Kopf ein wenig, sah ihr in die ganz verständnislosen Augen und sagte:

— Meinst wohl, ich könnt es nicht sehn, wie du mich innerlich veralberst? —

Der alte Pastor starb. An seine Stelle trat ein jüngrer und eifrigerer Mann, der Buße und Bekehrung predigte.

Die Gemeinde war entsetzt, daß er einen Bauern nicht zur Beichte zuließ, weil er immer von seinen Mägden Kinder bekam, und von der Kanzel herab einen Häusler, der dem Trunk verfallen war, angedonnert und in Gegenwart der Gemeinde ausgescholten hatte. Es hieß sogar, der neue Pastor wolle alle von der Beichte ausschließen, die die Kirche sonst nicht besuchten.

Es hieß ferner, daß er überall seine Spione habe. Der Pferdeknecht sagte eines Abends beim Nachtmahl in der Gesindestube zu Per Persen:

— Nun kannst du nur deinen roten Hut, mit dem du immer zur Beichte gehst, Per, an den Meistbietenden verkaufen; Küsters Mette sagte mir neulich auf der Gilde bei Niels Jörgen, der Pastor wisse, daß du von der Beichte immer mit einem Käser nach Hause kommst.

Per antwortete nicht. Aber eine eisige Angst durchfuhr ihn von Kopf zu Fuß. Durfte er nicht mehr zur Beichte? Er war doch sonst ein guter Mensch gewesen, hatte niemals seinen Herrn absichtlich betrogen, war gut mit dem Vieh gewesen und war gegen niemand bös gesinnt. Hatte nicht

auch der neue Pastor Sünden auf dem Gewissen? Fürs erste sah es wirklich recht widerwärtig aus, daß er Schnurrbart trug. Es war schlimm genug, daß der Küster vor ein paar Jahren angefangen hatte, sich Vollbart stehn zu lassen, aber ein Pastor sollte sich doch niemals wie ein Kapitän ausstaffieren.

Je näher der Tag im März kam, an dem der alte Knecht zur Beichte zu gehn pflegte, desto schwerer ward ihm zu Mute. Wenn er dem Pastor sagen wollte, was der und der Bauer, der und der Häusler, der und der Kätner betrieben hatten ... von seinem eignen Herrn mit den unehelichen Kindern gar nicht zu reden. ... dann würde der neue Pastor keinen großen Absatz an Oblaten und Wein haben.

Der Alte wagte nicht, sich irgend jemand in seiner Angst und Not anzuvertrauen. Es nützte nichts, daß er bei sich selbst dachte, er könne ja dies Jahr wegbleiben und die Zeit ansehn. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß der Herrgott entsetzlich zornig werden würde. Er sah Gott vor sich in der Gestalt, in der er ihn von einem alten Kupferstich her kannte, der auf dem Kontor über dem Schreibtisch des Herrn hing. Da saß er zwischen Wolken und sah so bös aus mit seinem furchtbar langen Bart und holte mit Armen und Händen aus, als ob er der ganzen Welt ein paar ordentliche verabreichen wollte.

Per Persen warf sich oft in einem leeren Gange auf's Knie, hob reuig seine Augen zu dem schwarzen Raum unter dem Dache des Kuhstalls und bat zu Gott, daß er das Herz des Pastors erweiche, so daß er zur Beichte gehn dürfte. Sein Sinn lag ja nun nicht mehr nach Frauenzimmern ... Es war schon lange her, daß er sündige Gedanken bekommen hatte beim Anblick eines Mädchens in bloßem Hemde, und so weit es in seiner Kraft stand und wenn der Herr selber ihm Kraft dazu geben wollte, wollte er versprechen, am Tage der Kommunion keine andern Spirituosen zu kosten als den Kirchenwein.

Mit ungeheurer Selbstüberwindung ging er am Sonntag vor seinem gewöhnlichen Beichttage zum Pastor. Aus Demut hatte er anstatt des alten Cylinderhuts eine wollne Mütze aufgesetzt.

Als er die Schenke erreichte, erfaßte ihn eine große Lust, hinein zu gehn und sich zu seinem Gespräch mit dem schnurrbärtigen Pastor zu stärken. Er blieb stehn und kehrte drei oder vier Mal in tiefen Erwägungen um. Er kam zu dem Resultat, daß ein grüner Wermutbitter, wie ihn der Mann der Hebamme immer seines Magens wegen als eine Art Medizin trank, und ein Fläschchen Branntwein doch keine Sünde sein könnte.

Er genoß also die genannten Trinkwaren und mußte zugeben, daß sie ihn erleichterten und etwas mutiger machten. Er ging sogar recht keck ins Pfarrhaus und bat um eine Unterredung mit dem Pastor.

Im Studierzimmer sah es nun freilich ganz anders sein aus, als in den Tagen des alten Pastors. Solch eine Masse Teppiche auf dem Boden und an den Thüren! Solch ein Haufen Kissen auf dem Sofa und den beiden Lehnstühlen, und an den Wänden hingen auch eine unglaubliche Menge Bilder! Und Per wunderte sich, daß recht viele von den Menschen auf den Bildern ganz nackt waren, und daß die meisten Frauenzimmer mindestens nicht mehr auf dem Leibe hatten, als die Mägde zur Erntezeit. Barfüßig waren sie allesamt wie arme Weiber und Kinder im Sommer.

Der Pastor wandte sich nach dem Eintretenden um. War das ein Pastor? Er trug nicht nur Schnurr- und Spitzbart, sondern hatte auch einen bunten Schlips und eine kurze Jacke an, von der Art, die der Großknecht auf Gut Röileo „Steißerkälter“ nannte.

Per stand da und zupfte die Wollflocken von seiner Mütze. Ihm schien der Pastor mehr einem Hofjägermeister als einem Pfarrer zu gleichen. Und dann war sein Blick so fürchterlich scharf.

— Wer sind Sie? Was wünschen Sie? fragte eine scharf klingende Stimme.

— Bloß ich bin's, Hochwürden. Ich bin sonst nichts andres als Knecht auf Gut Röileo bei dem jungen Hornfeldt, aber ich habe schon seinem Vater und Großvater gedient, und sonst heiße ich bloß Per Persen.

Der Pastor heftete seinen Blick noch fester auf die gebeugte Gestalt mit dem runzligen roten Gesicht und den immerthränenden, matten Augen, die so hell waren, wie die eines „glasaugigen“ Pferdes.

— Hm — na — ja . . . ich hab etwas von Ihnen gehört. Sie betrinken sich, so oft Sie das heilige Abendmahl genossen haben . . . Erinnern Sie sich . . . oder wissen Sie, was Paulus darüber sagt?

— Ja, soviel weiß ich aus meinem Katechismus auswendig, wenn ich auch vor mehr als fünfzig Jahren konfirmiert bin.

— Ja, ganz richtig und gut . . . aber ich frage Sie wieder: wissen Sie, was der Apostel Paulus von denen sagt, die unwürdig an den Tisch des Herrn treten?

Per Persen suchte in seinem Gedächtnis nach den Schriftstellen, die er auswendig gelernt hatte, ohne sie zu verstehn. Aber er fürchtete sich wie ein theologischer Examinand vor dem grünen Tische, griff dann in den ungeordneten Haufen, der in seinem Gehirn aufgestapelt lag, und sagte:

— Es sollte doch nicht etwa das sein?

Er sagte wie ein Schüler auf:

„Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern nährt es und pfleget sein.“

Der Mund des Pastors verzog sich zu einem Lächeln.

— Sie können aus der heiligen Schrift aussuchen, was Ihnen paßt.

Aber ich dachte an die Worte: „Denn welcher unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt ihm selber das Gericht."

— Aber, sehn Sie, ich bin doch niemals betrunken gekommen, das wurde ich erst, wenn ich von der Kirche ging. sagte Per, aber dann hab ich's auch bereut und mich ganze vierzehn Tage hinterher geärgert.

— Hilft nichts; ich lasse Sie nicht zum Abendmahl zu ... Sie haben auch in einem unsittlichen Verhältnis mit einem Mädchen gelebt, das bei meinem Vorgänger diente.

— Ja, aber ich hab sie doch geheiratet, und sie besaß doch wahrhaftig keinen roten Pfennig ...

— Das thut nichts im Hinblick auf ihre Seligkeit. Sie hatten das Kind erzeugt, bevor die Kirche den Bund besiegelt hatte.

— Ja, aber das hat mir der alte Pastor vergeben.

— Die Vergebung gilt bis Buxtehude, aber nicht für's Himmelreich. Sie kommen doch in die Hölle.

— Ach nein, Herr Pastor, wenn man später ehrbar gelebt hat ...

— Wischwasch! Sie haben sich betrunken, wie ich vorhin sagte ... Sie haben gehurt ... Sie kommen in die Hölle.

— Kann ich denn gar nicht loskommen? fragte der alte Mann bittend, faltete seine Hände, so daß die Wollmütze zur Erde fiel, während die Thränen immer reichlicher alle Runzeln herunterrannen.

— Ja natürlich; wenn Sie Tag für Tag in Furcht und Zittern für Ihre Seligkeit arbeiten.

— Das möchte ich ja gern, wenn ich nur Zeit dazu fände. Der ganze Tag geht mit der Arbeit hin, und die Kräfte reichen nicht mehr aus wie in der Jugend.

— Können Sie nicht bereuen und beten, während Sie arbeiten?

— Ja, aber ich kann nicht an andre Dinge denken, wenn die Arbeit akkurat gemacht werden soll.

— Unsinn, Per. Es ist besser, Sie versäumen Ihre irdische Arbeit, als Ihre Seele.

— Aber die Arbeit ist oft so schmutzig, Herr Pastor!

— Der Herr achtet keine That gering, wenn sie in seiner Furcht vollbracht wird.

— Aber, ist es passend, Herr Pastor? Manchmal wühle ich ja den ganzen Tag in dem reinen Mist, wenn ich den Stall ausmisten muß.

— Glauben Sie, der Herr sei eine zimperliche Jungfrau? Hat er nicht alles geschaffen?

— Aber ich glaubte nicht, er würde sich zu allem bekennen wollen, wenn er's richtig ansähe.

— Ja, ihr seid hier christlich aufgeklärt! Euer Seelsorger sein, heißt mehr als Ställe ausmisten.

— Das ist ja wahrscheinlich .... Aber wollen der Herr Postor kein Mitleid haben und mich doch beichten lassen. Auf dem Gute werden sie mich verhöhnen, wenn ich abgewiesen bin.

— Nehmen Sie das als eine Strafe von Gott. Diesmal kommen Sie nicht zur Beichte. Kommen Sie ein Jahr lang jeden Sonntag zur Kirche und sehn Sie zu, daß Sie über Ihre großen Sünden und die Höllenpein christlich aufgeklärt werden.

Per Persen bat:

— Kann es nicht genug sein mit einem Kirchgang im Monat?

— Nein. Wenn die Furcht vor der Hölle bei Ihnen erwacht ist, dann werden Sie lernen, auf den Teufel acht zu geben und ihm auszuweichen, wenn er Ihnen auflauert, um Sie zu greifen.

— Aber mein Gesicht ist in den letzten Jahren so schwach geworden, Herr Pastor, und der Teufel ist ja doch viel hinterlistiger als andre Menschen. Er kann sich gewiß so verbergen, daß ich ihn nicht finden kann.

— Sie sollen das Gesicht Ihrer Seele brauchen.

— Ja — so! seufzte Per, der nicht verstand, was der Pfarrer meinte.

— Hier ist etwas, das Sie verstehen können ... Lesen Sie jeden Tag in diesen vier kleinen Büchern.

Er reichte Per einige Traktätchen.

— Aber ich hab ja niemals gut lesen können, klagte Per, und jetzt kann ich gar nicht mehr sehn.

— Dann kaufen Sie sich eine Brille. Sie bekommen sie für etwa eine Krone.

Per verbeugte sich, dachte aber heimlich, was das Lesen und die Brille anginge, zu kneifen.

— Ja, dann danke ich, Herr Pastor, und sage Adieu!

— Adieu, Alter. Sie werden sehn, der Herr wird Ihnen auf den rechten Weg helfen. Und liegt Ihnen etwas am Herzen, dann kommen Sie und schütten Sie es vor mir aus.

Er gab Per die Hand und sagte recht freundlich:

— Ich werde für Sie beten.

Per fühlte sich getröstet und sagte:

— Ja, dann geht es wohl leichter.

Wie er ging, dachte er: es läßt sich doch herrlich mit ihm reden. Er sagt „Sie" zu so einem alten Knechte ... Aber er hat einen harten Kopf. Der Alte konnte wohl anfangs auszanken, aber nachher konnte man fast immer seinen Willen durchsetzen.

V.

Per Persen gab doch seiner Sünden wegen eine Krone fünfzig Öre für eine Brille aus. Aber im Kuhstall war schlechtes Licht. Das alte Gehirn und die alten Augen mühten sich. Per las Seite für Seite und verstand sehr wenig. Bloß einige Vorstellungen von Blut behielt er in seinem Gehirn. Er träumte von vielem Blut.

Er ging auch zur Kirche. Wenn der Pastor von den entsetzlichen Qualen der Hölle und dem Blute des Lamms sprach, dann wälzten sich in Per wunderliche Bilder um die großen Braten, die er auf dem Gute in der Küche gesehn hatte, und er roch die Wolle aus alten Tagen, wenn sie in der Gesindestube auf dem langen Tische Schafe schoren ... Aber das war lange her, das war zur Zeit des ersten Herrn.

Er wurde gescholten, daß er das Vieh nicht mehr so gut pflegte wie früher. Denn Per Persen versuchte an seine Seligkeit zu denken. Und alle seine Anstrengungen brachten in seinem armen einfältigen Kopfe nur einen unförmlichen Klumpen hervor. Dann konnte er auf die kleinen Hefte ärgerlich werden, die ihm der Pfarrer gegeben, denn er merkte, daß sie ihn noch dümmer machten, als er vorher war. Aber wenn er sie in seinem Ärger im Hauptgang des Stalles auf die Erde geworfen hatte, dann wurde er ängstlich, hob sie auf und küßte den schmutzigen Umschlag.

Vier Sonntage hintereinander ging er in die Kirche. Er sang Psalmen mit einer Stimme, so blökend, wie ein alter Widder und weinte bei jedem Vers.

Er bemühte sich, auf die Predigt über die Ränke des Teufels und das Erlösungswerk des Heilands zu hören, nickte aber schläfrig, wenn der Pastor bis zur Mitte gelangt war; er kniff sich in die Waden, um sich wach zu erhalten.

Aber die Passionsgeschichte, die zu Ostern behandelt wurde, ergriff ihn. Die Mißhandlung Christi, der alle die Armen so sehr liebte, brachte ihn dazu, die Faust zu ballen, leise auf die Bank zu schlagen und zu murmeln: er muß Gottes Sohn gewesen sein, wenn er das alles aushalten konnte, ohne einen einzigen Augenblick zornig zu werden ... ja nicht einmal etwas ärgerlich.

— Hätte ich ihn nur gekannt, seufzte Per Persen. Ich hätte mich sicherlich nicht so sehr davor gefürchtet, mit ihm zu reden, wie mit meinem Herrn und dem Pastor.

Bis Pfingsten hielt Per Persen aus. Aber dann gab er den Kirchgang auf; denn er verstand kein Wort von dem, was der Pfarrer sagte. Er hatte niemals wieder das Pfarrhaus betreten, trotz der recht freundlichen Einladung des Pastors. Er hatte genug damit zu thun, über all

das nachzudenken, was ihm der Pfarrer vorgeschrieben hatte, damit er von der Höllenstrafe befreit werden könnte. Es hätte ja geschehen können, daß ihm der Pastor noch mehr kleine Bücher zum Lesen gegeben hätte, und die Bücher waren seine Verzweiflung. Er würde sie nicht schlechter verstanden haben, selbst wenn er nicht eine Krone fünfzig Öre für die elende Brille ausgegeben hätte. Und daran konnte doch Gott nicht das geringste Vergnügen haben, wenn er die Bücher nicht verstehen konnte und die Glasaugen in den Kuhmist fallen ließ.

So blieb denn Per Persen nach Pfingsten von der Kirche weg. Er konnte es nicht über sich gewinnen, dorthin zu gehn.

Und dann bereute er, daß er nicht hinging.

— Alle meine Knochen und Gelenke krachen, sagte er, wenn er zu beten versuchte und sich aufs Knie warf.... Herr mein Gott, ich habe doch keinen Tropfen Branntwein im Munde gehabt, seitdem ich im Februar mit dem Pastor sprach .... Das könnte doch für einen alten Sünder genug sein.

Wenn er zum Frühstück, Mittag und Abendbrot in die Gesindestube kam, saß er da und aß, in sich verschlossen, und hörte nicht einmal die Spöttereien der Knechte darüber, daß der Alte „heilig" geworden war.

Nach jeder Mahlzeit versuchte er zu beten, aber er konnte nicht finden, was er sagen sollte. Einmal sagte er in seiner Ungeduld laut:

- Hör', lieber Gott! Glaubst du nicht, wir zwei haben alles gesagt, was wir uns zu sagen haben?... Nun hast du das Wort, ich habe innerlich so viel gesprochen, und du hast niemals ein einziges Wort auf all mein Gerede erwidert. Denke daran, daß ich nur ein einfacher Bauer bin, der nicht gelernt hat, seine Worte zu belegen... Aber ich kann mein Vaterunser.

Der alte Per Persen sprach sein Vaterunser in Angst und Thränen. Er merkte nicht, daß einer hinter ihm stand und ihn belauschte, bis er fühlte, daß er im Rücken bei der Jacke gefaßt wurde.

Entsetzt wandte er sich um und schwang sich am Spillbaum in die Höhe. Er war nahe daran, wieder auf die Knie zu sinken. Das mußte ja „der Böse" selber sein. Aber der da stand, war sein Herr, der junge Proprietär Hornfeldt, der mit den vielen unehelichen Kindern, dem der Pastor in der letzten Predigt, die Per gehört, die schlimmsten Qualen der Hölle vorausgesagt hatte. Der Pastor hatte nämlich gesagt: Wehe den Verführern, den wohlhabenden Hurern, die arme Mädchen verlocken und, was schlimmer ist, unsern heiligen Glauben verhöhnen. Sie sind Gefäße, zur Schande geschaffen, zur Verdammnis bestimmt nach Gottes von Ewigkeit her gefaßtem Beschluß; der Teufel lauert auf sie, und der Teufel hat recht... sie sind seine Beute... Per hatte gedacht: „Er meint unsern

Herrn, denn der kann kein schönes Mädchen gehn lassen und lacht über Priester und Religion. Aber sonst ist er doch ein ehrbarer Mann und giebt höhern Tagelohn, als sein Vater und Großvater."

Per Persen erwartete einen fürchterlichen Rüffel und sah demütig zu seinem Herrn auf.

Aber Hornfeldt lachte durch seinen großen Bart auf seinen alten Knecht herab in dem dampfenden, halbdunklen Stall, wo die Kühe ihre Schwänze hoben und unsrer gemeinsamen Mutter Erde ihren Tribut darbrachten.

— Hör', du alter Viehgeneral, sagte er. Wenn du Lust hast, auf deine alten Tage heilig zu werden, so bitte, wenn es dir Vergnügen macht. Aber jetzt ist's fünf Minuten nach zwölf, und der Futtergang sieht aus wie ein ungemisteter Schweinestall.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte Per Persen die Zeit verpaßt. Sein Kopf war sonst so sicher wie eine Uhr.

Er eilte hinaus und reinigte den Futtergang; aber er weinte während der Arbeit, als würde er gepeitscht und sein alter Kopf schien ihm nahe daran zu sein, unter dem Streit zu zerspringen, den seine Pflicht gegen die Seele und die Pflichten gegen den Leib und die zeitliche Wohlfahrt darin führten.

Als er seine Arbeit fertig gemacht hatte und in seinem kleinen Bretterverschlag ins Bett gekommen war, wälzte er sich hin und her, konnte nicht schlafen und sagte oft:

— Daß solch ein armes altes Geschöpf, das niemals einem zweibeinigen oder vierbeinigen Wesen Schaden zugefügt hat, so in Versuchung kommen soll!

Die Kirche wagte er nicht zu besuchen. Seinen Herrn wagte er nicht zu sehn. Als er eines Sonntags nachmittags ein Stück auf dem Gemeindeweg gegangen war, sah er den Pastor kommen. Er kroch in den Graben, legte sich mit dem Bauch auf den nassen Grund und blieb dort, bis der Pastor weit vorüber gekommen war.

Wenn er die Stimme seines Herrn auf dem Hofe hörte, verkroch er sich in einen Stand im Stalle und verbarg sich zwischen den Beinen einer Kuh unter ihrem Bauche.

— Ob man's wohl in der Hölle schlechter bekommt, als es einem jetzt hier geht? seufzte er . . . Weshalb mag wohl unser Herrgott so viel strenger geworden sein in den letzten zwölf Jahren? . . . Sind etwa die Menschen in so kurzer Zeit um so viel schlechter geworden?

VI.

Per Persen kam über den Kuhstall und dessen nächste Umgebung nur heraus, wenn er in der Gesindestube essen sollte. Erst als die Kühe auf die Wiese getrieben wurden, mußte er weiter hinaus, aber er überließ das

Hüten mehr als sonst dem Burschen, der ihm beistand. Sonntags blieb er bis zum Abend in seiner Kammer, und machte verzweifelte Versuche, in den Traktaten, die ihm der Pastor gegeben, zu lesen; aber er mußte den Versuch nach halbstündiger, fruchtloser Forschung aufgeben. Gedanken und Augen ließen ihn in dem aus bloßen Brettern aufgeführten Raum im Stich, der nur Licht bekam von einer Luke im Strohdach her, das die schiefe Außenwand des Daches bildete.

Einen solchen Sonntag hörte er Stimmen vom Kuhstall her und erkannte die Sprache des Großknechts: — Ja, er muß oben sein ... In der letzten Zeit verkriecht er sich in seinem Loche, die alte Ratte ... Wie geht dir's übrigens drüben auf dem Gute? Per Persen erkannte die Stimme seiner Tochter, von der man während ihrer Dienstzeit auf Röileo gesagt hatte: Sie ist ebenso grob wie eine Mannesstimme. Es war nämlich ein tiefer Alt.

Das Mädchen sprach: — Laß mich in Ruh, Hans ... behalt' deine Finger bei dir selber.

Per öffnete die kleine Thür, in der er nicht aufrecht stehen konnte, und zeigte ein zorniges Gesicht auf der Treppe zum Kuhstall hinunter.

Hans gab sofort sein Attentat auf einen Kuß von Trine auf und kehrte um.

Per Persen ging ein paar Stufen hinunter und gab Trine die Hand. Ihn dünkte, sie wäre so schwer heraufzuziehen, als wäre sie fünfzig anstatt vierundzwanzig Jahre alt.

Als sie in die Kammer gekommen war, fragte er:

— Warum packst du dich an einem milden Sommertag so mit Tüchern und allem möglichen ein, Trine? ... Bist du krank, Kind? Wie sieht dein Gesicht aus? ... Was ist denn los, Trinchen?

Trine ließ sich auf ihres Vaters Kiste fallen, das einzige Möbel in der Kammer außer Bett und Holzstuhl. Sie weinte laut wie ein kleines Kind.

Per Persen betrachtete sie. Sein Gesicht war starr vor Schreck.

— Du willst mir doch nicht sterben, Trine? ... Nein, so hart kann Gott der Herr nicht gegen mich sein, schluchzte der alte Mann .... Soll ich die Tücher etwas lockern?

Trine ließ ihn den dicken Wollshawl lösen, der um ihren Oberkörper gewunden war.

— Na so? sagte Per Persen, nachdem er sie von oben bis unten betrachtet hatte .... Trine, Trine, wer ist Schuld an der Sünde?

Trine glitt von ihrem Sitz auf der Kiste zu Boden, wo sie wie ein unförmliches Bündel zusammenfiel.

Der alte Per kniete nieder, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände,



strich über ihr glattes gelbes Haar, wie damals als sie Kind war, und war nahe daran, ihr ein Kinderlied zu singen.

— Wer ist es denn? Wer ist es denn, Trinchen?

Trine schluchzte heraus: — Der Gärtnergeselle; aber er ist nach Australien gereist . . . . Bist du sehr zornig auf mich, Vater?

— Das sollte ich ja sein, Trine . . . aber ich kann nicht.

Er setzte sich neben sie auf die Diele. Dort saßen sie und weinten, ohne ein Wort zu sprechen.

Endlich stand Per auf, öffnete seine Kiste und stützte ihren Deckel an seinen kahlen Scheitel.

Er nahm ein Bündel heraus, löste einige alte Lumpen und zog dann eine wollene Socke hervor, aus der er ein kleines Buch nahm.

Mit vor Weinen zitternder Stimme sagte er:

— Da, Trine. Es ist nur ein Sparkassenbuch. Es sind hundertfünzig Thaler in altem Geld. Nimm es, Trine. Ob du sie nun ein paar Jahr früher oder später bekommst — haben solltest du sie doch — und der Herr zieht wohl seine Hand nicht von mir ab und läßt mich nicht ins Armenhaus kommen. — Aber nun mußt du selber sehn, Trine, ich kann mir kaum selber helfen . . . ich kann dir nicht helfen. Geh nun, Trine. Es dauert wohl nicht mehr lange . . . Ich kann es ja sehn . . . Aber laß mich wieder das Tuch um dich binden, daß die Knechte und Mägde dich nicht angrinsen, wenn du sie auf dem Hofe oder auf der Straße triffst.

Er streichelte ihr die Seiten und den Rücken wie man einen Hund oder eine Katze streichelt und schob sie dann vorsichtig zur Thür hinaus, nachdem er sie noch davor gewarnt hatte, sich nicht an den Kopf zu stoßen.

Als er berechnen konnte, daß sie weg war, ging er hinunter und zum Thor hinaus. Er sah sie in dem milden hellgelben Schein der untergehenden Sonne die sanfte Böschung des Weges hinaufgehn, bis sie bei einer Drehung verschwand. Die gesträuchbewachsne Anhöhe verbarg sie vor ihm.

— Ach, daß Gott der Herr sich so an mir rächen konnte, sagte er.

Er ging wieder in seine Kammer, wusch sich, zog seinen langen blauen Friesrock an, setzte den alten Cylinderhut auf, zündete eine kurze Pfeife an, ging in den Kuhstall hinunter, drehte ein Stück Tau von einem Stande los und ging auf die Anhöhe.

Er war nicht oben gewesen seit dem Tage, da er Birthe nach Hause begleitet hatte.

Jetzt war eine feine Bank da oben. Per knüpfte den Strick um einen alten Ast und untersuchte seine Stärke.

— Ja, der Ast hält schon, murmelte er.

Er machte eine Schlinge.

— In die Hölle komme ich doch, mag ich thun was ich will — ich kann ebensogut heute wie morgen hinkommen.

Er zog am Strick und band ihn fester.

Unwillkürlich sah er in die Ebene. Dort lag der See mit dem Wald an beiden Ufern, mit dem weiten herrlichen Wiesenlande . . . dort lag es golden und rot. Er mußte doch hinunter und das Vieh weiter treiben . . . er konnte jede Kuh trotz der weiten Entfernung unterscheiden . . . Es war eine Sünde, daß das Vieh seine Betrübnis entgelten sollte . . . Er mußte hinunter und es weiter führen, bevor er sich ein Leid anthat.

Er ließ den Strick, wo er hing, und ging hinunter. Er kam an einem von Gebüsch umwachsnen Weiher vorüber. Eine Nachtigall sang und trillerte laut.

— Daß so ein Vieh singen kann, wenn es einem Menschen so geht, murmelte er.

Er sprach freundlich und traurig mit jeder Kuh, die er weiter trieb, und sagte z. B.:

— Du solltest bloß wissen, wie mir's geht! Dann würdest du weder fressen noch grinsen!

Nach verrichteter Arbeit ging er wieder den Weg zur Anhöhe hinauf . . . Aber er kehrte um . . . Der Mut der Verzweiflung war in ihm gebrochen.

— Nein, sagte er . . . ich bekäm es vielleicht schlimmer hinterher, wenn ich selber ein Ende machte . . . Ich muß wohl bald von selber sterben.

Er ging nach Hause. Als er aber in seine Kammer gekommen war, waren seine Glieder wie zerschlagen und sein Kopf schmerzte ihn wie eine Beule. Er weinte und versuchte für Trine und sich selber zu beten, aber er konnte seine Gedanken nicht sammeln . . . Er sagte nur einmal:

— Wenn ich dort oben oder da unten gepeinigt werde, dann wird wohl Trine kommen und sich für mich verwenden; denn sie kommt ja mit der Zeit denselben Weg.

Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß Per gefährlich krank war. Er schüttelte den Kopf, als man ihn anredete, und wollte keine Nahrung zu sich nehmen. Der Arzt wurde geholt, aber, bevor er kam, war Per Persen tot. Der Arzt konstatierte einen Herzschlag.

Hätte er nur die Worte des Pastors an seinem Grabe hören können; das hätte ihn doch vielleicht getröstet. Denn der Pastor sagte unter anderm:

— Freilich war er ein großer Sünder. Aber ich bin doch nicht so sicher, daß er in die Hölle kommt, als ich sicher bin, daß die meisten aus der Gemeinde hineinkommen. Denn in dem Loch, in dem die Gottlosen ihn sterben ließen, fanden sich einige der kleinen Bücher vor, die einem Menschen den Weg zum Heil zeigen, und die Blätter waren so schmutzig,

daß man sehn konnte: der alte Mann hatte die Bücher gut durchgearbeitet. Das kann ja vielleicht einige Posten in dem Rechenschaftsbuch löschen, das er unserm Herrgott vorlegen muß, und der Herr hat seine eignen Gedanken . . . Aber damit sollt ihr andern euch nicht trösten; ihr seid in dem Alter, wo ihr verstehn könnt was ich sage, und ich glaube eigentlich nicht, daß der arme Alte das konnte . . . Denkt daran, daß die Hölle auf euch lauert, und bekehrt ihr euch nicht bei Zeiten, so habt ihr nicht die Entschuldigung, daß ihr zu alt und zu dumm wart, dem Worte zu lauschen . . . und dem Rufe zu folgen . . . Amen!



Max Halbes Dramen.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

„Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," sagt das Sprichwort. Aber wenn zu der ersten die zweite kommt und die Frühlingsboten zahlreicher um den Kirchturm herum zu schwirren beginnen, dann weiß jeder, daß die Zeit des Grünens und Blühens herangekommen ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Lenz unserer neuen deutschen Bühnenkunst. Als Gerhart Hauptmann in seinem „Vor Sonnenaufgang" die Welt mit seinem konsequent durchgeführten Bühnenrealismus verblüffte, da konnte man noch denken, es handle sich um die Laune eines etwas excentrischen Kopfes oder höchstens um ein mehr oder weniger originelles Experiment, obgleich Leute, die etwas tiefer zu blicken und etwas genauer auf die Schwankungen des litterarischen Geschmackes zu achten pflegten, aus der ganzen Zeittendenz, und nicht zum geringsten auch aus den litterarischen Umwandlungen, die sich im Ausland vollzogen, schon damals diagnostizieren konnten, daß es sich hierbei nicht um eine vereinzelte, sporadische Erscheinung handle, sondern eben um jene erste Frühlingsschwalbe, die allerdings den Sommer nicht „macht", aber doch sein baldiges Kommen ankündigt. Heute aber, nachdem bald fünf Jahre seit jener denkwürdigen Première der Berliner „freien Bühne" verflossen, steht Hauptmann schon lange nicht mehr allein, er hat nicht nur zahlreiche Bewunderer, sondern auch Nachahmer gefunden, und daß es sich dabei nicht nur um eine vorübergehende Mode, sondern um eine wirkliche und bleibende Reform, um einen in unserer Bühnendichtung

sich vollziehenden Umschwung handelt, das läßt sich daraus ersehen, daß Hauptmann nicht nur die jungen, nach ihm aufgetretenen Bühnendichter unwiderruflich in seinen Bann gezwungen hat, sondern daß auch die älteren Dramatiker in die Strömung mit hineingezogen werden und wohl oder übel der neuen Richtung „Konzessionen machen" müssen. Wer immer heutzutage ein wirklich modernes Drama schreiben will, kann sich um Gerhart Hauptmann ebensowenig herumschleichen, als ein moderner Opernkomponist an Richard Wagner vorbeischlüpfen kann, — er muß sich mit ihm abfinden.

Zu den jüngeren Dramatikern, die — ich möchte nicht sagen, in Hauptmanns Fußstapfen treten; denn wer könnte das heute schon? — die aber zweifelsohne von Hauptmanns mächtiger künstlerischer Persönlichkeit aufs Stärkste beeinflußt wurden, gehört vor allem Max Halbe. Halbe hat bekanntlich mit seinem Liebesdrama „Jugend", das in Berlin an hundert Aufführungen erlebt hat und außerdem noch über zahlreiche Bühnen gegangen ist, einen glänzenden Erfolg errungen. Dieser Erfolg fällt hier um so schwerer ins Gewicht, als es sich diesmal nicht um ein Tendenzdrama im Stile von Sudermanns Ehre handelte, ja nicht einmal um ein irgend welche Probleme behandelndes Stück, sondern um ein ganz einfaches Liebesidyll. Der ganze bestrickende Zauber dieses Werkes lag diesmal einzig und allein in der Dichtung; es ist vielleicht der reinste dichterische Erfolg, den ein Dramatiker in den letzten Jahren errungen hat.

Das ist bezeichnend. Hat man doch gerade der Moderne oft genug vorgeworfen, sie suche durch undichterische, ja durch gemeine und niedrige Mittel zu wirken. Es zeigt sich also auch hier wieder, wie gänzlich ungerechtfertigt dieser Vorwurf ist. Zugleich ist der Umstand aber auch bezeichnend für Halbes Art und Schaffensweise. Halbes Stärke beruht nämlich weniger in starkstrichiger Charakterzeichnung als in äußerst fein ausgeführter Genremalerei; er wirkt weniger durch hinreißenden Schwung als durch zarte Stimmung. Darnach könnte es aber fast scheinen, als ob ihm zum wirklichen Dramatiker die beste und unentbehrlichste Eigenschaft, nämlich die gedrungene Kraft fehle. Dem ist aber nicht so. Er weiß starke Lichter aufzusetzen, wo es die Situation erfordert und besitzt, was die Hauptsache ist, jene plastische Kürze und Prägnanz des Ausdrucks, durch welche der echte Dramatiker weitläufige Ausschnitte aus dem realen Leben und lange schwere Seelenkämpfe zu knappen aber inhaltsreichen Bühnenscenen zu verdichten weiß. Nur liebt er es, wie gesagt, mehr durch Stimmungen als durch „Thaten" zu wirken, eine Tendenz, die sich beim modernen Drama, das die eigentliche Handlung überhaupt mehr nach „innen" als nach „außen", mehr in die psychischen Kämpfe und Wandlungen seiner Helden als in die äußeren Geschehnisse verlegt, im allgemeinen bemerkbar macht.

Bei Halbe wird diese Tendenz des modernen Dramas nur noch verstärkt durch besondere Neigung und Veranlagung des Dichters. Nach diesem läßt sich begreifen, daß sich in Halbes Stücken hie und da eine Störung des dramatischen Gleichgewichts nach der Seite der psychologischen Kleinmalerei, nach der Stimmungsseite hin bemerkbar machen muß, und darin beruht die Schwäche des Dichters, die dann, wie wir sehen werden, hauptsächlich an solchen Stellen am schärfsten zutage tritt, wo die äußere Situation und manchmal sogar der äußere scenische Apparat, wie Dekoration, Beleuchtung ꝛc., dieser Neigung zur Kleinmalerei dienstbar gemacht werden sollen.

Max Halbe hat bis jetzt fünf Dramen geschrieben: „Ein Emporkömmling", „Freie Liebe", „Eisgang", „Jugend" und „Der Amerikafahrer".

„Ein Emporkömmling" — ein soziales Trauerspiel, wie es der Dichter nennt — entstand im Jahre 1889, also ungefähr gleichzeitig mit Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang". Die Einleitungsscene des Dramas erschien damals im Septemberheft des 1889er Jahrgangs der Gesellschaft, unter dem Titel „Der Totengräber". Der „Emporkömmling" fällt also noch in die vorhauptmannsche Periode, hier steht Halbe noch ganz auf sich selber. Und doch zeigt sich merkwürdigerweise in beiden Stücken viel Analoges. Halbe wählt, wie Hauptmann, seinen Stoff aus dem derben Bauernleben. Der Geist beider Dichter war aufs schärfste von der sozialen Frage ergriffen worden, beide grübeln über die Ungleichheit der Güterverteilung, und so behandeln beide Typen des bäuerischen Protzentums. Aber nun ist die Gleichheit auch schon zu Ende, und der Unterschied des Gesichtswinkels, unter welchem jeder der beiden Dichter das Leben betrachtet, tritt zutage. Das zeigt sich zuerst an der verschiedenartigen Auffassung der Bauernprotzen bei Hauptmann und bei Halbe. Hauptmanns Bauergutsbesitzer Krause (Vor Sonnenaufgang) ist nicht durch eigene Kraft und Arbeit emporgekommen; die Kohle, die unter seinen Feldern gemutet worden ist, hat ihn plötzlich und mühelos zum reichen Manne gemacht. Durch diesen mühelos erworbenen Reichtum wird die ganze Familie korrumpiert und geht in Faulheit und Alkoholismus zugrunde. Anders bei Halbe. Hier hat sich Gottfried Kuhn vom armen Tagelöhner durch Fleiß, eiserne Energie und nicht zum geringsten Teil durch starrsten Egoismus und härteste Rücksichtslosigkeit zum reichen Bauergutsbesitzer, zum Schulzen und Gemeindevorsteher emporgeschwungen. Diesem zielbewußten Manne kann der Reichtum natürlich den Kopf nicht in der Weise verdrehen, daß er zum Verschwender und zum Säufer wird. Und doch geht sein ganzes Lebenswerk in Trümmer, und er steht am Schlusse des Stückes da als ein gebrochener, einsamer, armer Mann — infolge seines echten Bauernstarrsinns und seines grenzen-

losen Egoismus. Sein Reichtum war ihm in anderer Art zu Kopfe gestiegen als dem hauptmannschen alten Krause; er hatte nicht die Hände in den Schoß gelegt, um sich einem unthätigen Genußleben hinzugeben, aber jeder Erfolg, den ihm seine rastlose Arbeit eintrug, bestärkte ihn nur immer mehr in dem unheilvollen Glauben, daß ihm gar nichts fehl gehen könne, daß ihm ganz selbstverständlich alles gelingen müsse, und so glaubte er schließlich mit Menschen rechnen zu können wie mit Sachen, und da ihm selber jede Gefühlsregung fremd war, so setzte er auch bei anderen keine solche voraus. Dieser scheinbar unverwundbare, eisenstarre Mann hat aber doch auch seine Achillesferse, und an dieser trifft ihn das Schicksal. Diese Achillesferse ist sein Sohn, sein Richard, das Ziel all seiner Arbeit und seiner ehrgeizigen Wünsche. Richard soll sich dereinst einmal nicht so hart plagen müssen, wie seine Eltern sich geplagt haben. Er soll ein sorgloses, angesehenes und von harter Arbeit befreites Leben führen. Ein solches ist nach der Ansicht des Bauern dasjenige eines Gelehrten, besonders das eines Rechtsgelehrten, der, seiner Meinung nach, mühelos sein reichliches Brot verdient. Ein Advokat erscheint ihm als das Non plus ultra irdischer Herrlichkeit, und ein solcher soll sein Richard werden, — er hat's ja dazu. Aber der Sohn taugt wenig zum Studenten. An der Kopfarbeit, für die sein Bauerngehirn ganz und gar nicht geschaffen, muß er sich mehr abrackern als hinter dem Pfluge; besonders aber widerstrebt seiner einfachen Natur das Rechtsstudium mit seinen vielen trockenen Paragraphen und seinen komplizierten Tüfteleien und Kniffligkeiten. Er sehnt sich mit aller Macht aufs Land zurück und erklärt seinem Vater, bei dem er zum Ferienbesuch weilt, rund und bündig, daß er hier bleiben und ein Bauer werden wolle. Zugleich liebt Richard die Tochter des Großbauern Leonhard Marx, der früher der reichste Besitzer des Ortes gewesen war und als solcher das Emporkommen des jetzigen Schulzen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu hindern gesucht hatte, zur Zeit, wo das Stück spielt aber bereits vor dem unvermeidlichen Ruin steht, den sein Rivale nach allen Kräften zu beschleunigen strebt. Den alten Marx, von dem er früher so viele Demütigungen zu erdulden hatte, zu verderben, betrachtet Kuhn als seine eigentliche Lebensaufgabe, und nun, da er schon dicht vor dem Ziele steht, droht ihm sein Opfer zu entwischen, nur weil sein Sohn die Tochter des Gehaßten liebt. Das darf nicht geschehen, eher soll alles zugrunde gehen. Und es geht alles zugrunde, — die Katastrophe bricht herein. Richard, der sein Lebenswerk krönen sollte, geht in den Tod, seine Frau verläßt ihn, der alte Marx zündet ihm aus Rache das Haus an, und schließlich wird er an seinem lebenslänglichen Todfeinde noch selbst zum Mörder. — Die Sprache des Stückes ist noch ganz die des alten Stils. Die Bauern reden noch nicht

Dialekt, sondern hochdeutsch. Doch fehlt es dem Dialog nicht an Kraft und Verve. Die am individuellsten aufgefaßten Figuren sind der Litterat Heinrich Sandow, der Studienfreund des jungen Richard Kuhn, mit seinem modernen Skeptizismus und der alte Totengräber Maschke, der schon drei Generationen zur Ruhe gebettet hat und der nun auch das letzte Lager bereitet für Richard Kuhn und Leonhard Marx, — die beiden, die ihm das Tausend voll machen. Durch die Totengräberscenen erhält das Stück einen dichterisch sehr stimmungsvollen Eingang und Ausklang.

In Halbes zweiter dramatischer Arbeit „Freie Liebe“, die er kurzweg als „modernes Drama“ bezeichnet, beginnt sich der Stilwechsel zu vollziehen. Der Dichter greift hier absichtlich, ich möchte fast sagen, in tendenziöser Absicht nach einem Problem aus dem modernen Leben, das er mit vollem Bewußtsein konsequent realistisch zu behandeln sucht. Und zwar handelt es sich — wie hier gleich bemerkt sei — weniger um die eigentliche freie Liebe als um die wilde Ehe. Doch gelingt es Halbe hier noch nicht, die Kunstformel für sein modernes Drama zu finden, und so macht denn diese Arbeit noch einen etwas unvergohrenen, unausgeglichenen Eindruck. Das Thema ist unendlich einfach. Ernst Winter, ein wohlhabender junger Mann, will mit seiner Geliebten Luise Horn, die wir anfänglich als die „Stütze“ einer launigen Dame kennen lernen, in wilder Ehe leben, weil er der Geliebten untreu zu werden fürchtet, sobald ihn der staatliche und kirchliche Zwang an sie kettet. Bei seinem modern-sensitiven und etwas nervösen Charakter ist ihm seine Liebe etwas so Heiliges und Intimes, daß sie durch jede offizielle Berührung und Konstatierung nur entweiht werden kann. Er nimmt also seine Geliebte offen zu sich. Das Zusammenleben der beiden wird aber in der modernen Großstadt infolge des entstehenden Klatsches zur Unmöglichkeit, und Winter, der nach seinem Sinne durch seine wilde Ehe eben recht moralisch zu handeln gedenkt, muß der sittlichen Entrüstung von Leuten weichen, die in jeder und nicht zum wenigsten in moralischer Beziehung tief unter ihm stehen. Die beiden Liebenden verlassen Berlin, um in einem anderen Lande, wo freiere Anschauungen herrschen, ihrem Glücke und ihrer neuen Liebe zu leben. Halbe sucht in diesem Drama den Dialog möglichst genau dem Leben nachzubilden. Die Sprache ist demnach, leicht gemildert, der Berliner Dialekt der gebildeten Stände. Die langen Reden machen kurzen Sätzen und jener andeutungsweisen Sprechweise der modernen Konversation Platz, die die Gedanken mehr andeutet als ausführt. Die Monologe werden durch stummes Spiel ersetzt. Die scenischen Bemerkungen nehmen daher einen großen Raum ein, da der Dichter jede Bewegung und Haltung, ja jeden Blick und jede Miene dem Schauspieler vorschreiben zu müssen glaubt, oder weil er viel-

leicht auch dem Leser des Dramas dadurch den Schauspieler und die scenische Darstellung möglichst ersetzen möchte. Nicht nur Dekoration, Ausstattung und Beleuchtung sind aufs peinlichste beschrieben, ja wir lernen z. B. auch ganz genau die Aussicht kennen, die man aus den Fenstern der verschiedenen Räume genießt, in denen das Stück spielt. Und diese Fensteraussicht und Dinge, die draußen auf der Straße passieren, werden, als ob das ganz selbstverständlich wäre, mit in die Handlung hineingezogen, obgleich sich all das auf der Bühne entweder gar nicht oder nur höchst mangelhaft darstellen läßt und bei der Aufführung die Wirkung aller dieser Anordnungen fehlgehen oder gänzlich ausfallen müßte. Weil aber alle diese Dinge im wirklichen Leben eine große Rolle spielen, so glaubte Halbe, daß er sie auch in seiner Darstellung des realen Lebens nicht beiseite lassen dürfe und mit auf die Bühne bringen müsse. Er berechnete also nicht genau die Ausdrucksmittel und die Ausdrucksfähigkeit seiner Kunst und verfiel dadurch in den Fehler eines Malers, der, um recht naturgetreu zu arbeiten, die Blätter eines Baumes zählen und jedes einzelne davon genau auf der Leinwand reproduzieren wollte und diesen Details zulieb die großen Konturen seines Objektes aus den Augen verlieren würde, so daß dann das Bild nicht mehr einem Baume, sondern nur noch einer Blättersammlung gliche. Der Dichter leidet auch in diesen beiden ersten Stücken überdies noch an vielem „Verwandeln". Er schreibt kaum einen Akt, der nicht in mehrere Verwandlungen geteilt wäre. Auch dies geht aus dem Bestreben hervor, alles darstellen zu wollen. Und so trägt sich dieser ursprünglich rein äußerliche Fehler auch auf die innere Ökonomie über, und es entsteht eine Nebenhandlung im Hause der Familie Hagen, die mit dem Ganzen nur sehr lose zusammenhängt und die Einheitlichkeit des Dramas stört.

Wenn ich die Fehler dieses Stückes hier so breit behandle, so geschieht dies keineswegs, um den Dichter herabzusetzen, sondern vielmehr, weil ich dem Leser einen Begriff davon geben möchte, wie unser neuer dramatischer Stil entstanden ist, und daß er nicht auf einmal geworden, sondern erst nach und nach durch die ernste Arbeit unserer jungen Bühnenschriftsteller seine Ausbildung erhielt. Ein Stück wie Halbes „Freie Liebe" ist für den Litteraturforscher von höchstem Interesse, weil es eben einen Einblick in den Werdeprozeß unserer modernen Dramatik gewährt. Der Ernst, womit Halbe nach der neuen Kunstformel rang und somit thätigen Anteil nahm an der Reform des modernen deutschen Dramas, gehört unstreitig zu seinen schönsten Verdiensten, und die Früchte seiner Arbeit und seines zielbewußten Strebens zeigten sich in seinen späteren Erfolgen.

Halbes drittes Drama „Eisgang", modernes Schauspiel in vier

Aufzügen, zeigte einen geradezu staunenswerten Fortschritt. Das unsichere Hinundhertappen ist verschwunden, ebenso das Vielsagenwollen mit der daraus resultierenden Verschwommenheit hat aufgehört, und des Dichters Werk steht in klaren Umrissen vor unseren Augen. Jeder der vier Akte ist ein in sich abgeschlossenes dramatisches Gemälde. Der Dichter verlegt den Schauplatz seiner Handlung wieder aufs Land, an die Gegend an der unteren Weichsel. Der erste Akt schildert den Tod des alten Tetzlaff, dessen Wirtschaft infolge der sozialen Verhältnisse zurückgegangen war, und der seinen Kindern Hugo und Grete ein verschuldetes Gut hinterläßt, das sich bei der Geldnot und den ewigen Unruhen der mit ihren Hungerlöhnen unzufriedenen Arbeiter nur mit den größten Schwierigkeiten halten läßt. Hugo, der es als seine Pflicht betrachtet, das Familiengut zu halten, giebt sein geliebtes Studium als Mechaniker und Techniker auf und übernimmt mutig die schwierige Verwaltung, fest entschlossen, unter allen Umständen seinen Mann zu stellen. Sein reicher Oheim Peter Leidigkeit soll ihm nach des verstorbenen Vaters Rat dabei eine Stütze sein. Im zweiten Akt hat sich denn nun auch Onkel Leidigkeit mit seiner Frau Amalie in dem verwaisten Gutshofe bereits einquartiert. Bei der Nachricht vom Tode seines Schwagers ist er schleunigst von Riva aufgebrochen, um seinem Neffen beizustehen. Der gute Onkel Leidigkeit opfert seinen schönen Aufenthalt im Süden, und er hat auch schon zu des alten Tetzlaff Zeiten einiges Kapital geopfert, das er seinem Verwandten gegen sichere Hypothek und zu annehmbarem Zinsfuß zur Verfügung gestellt hatte. Hugo Tetzlaff blickt nun aber leider die Welt und seine Zeit mit ganz anderen Augen an, als sein alter Onkel. Er erkennt, daß die Forderungen der Arbeiter gerechtfertigt sind, ja daß in unserer Zeit die Arbeiter diese Forderungen immer stärker geltend machen, und daß sie schließlich die mächtigeren sein und über ihre jetzigen Herren den Sieg davontragen werden. Ganz anders Onkel Leidigkeit. Der will nach der Weise der alten Zeit mit der Knute regieren. Durch die Härte des alten Herrn von dem sich die Arbeiter überhaupt nicht gerne kommandieren lassen, weil sie ihn eben nicht als ihren rechten Herrn anerkennen, und durch die das ewige Schwanken Hugos, der als Arbeitgeber mit seinen eigenen sozialen Ideen auf Schritt und Tritt in Konflikt kommt, wird die Situation schließlich ganz unhaltbar. Wohl rät der Arzt Dr. Lange seinem Freunde Hugo mehr als einmal, den Alten einfach wegzuschicken und selber die Sache energisch in die Hand zu nehmen. Aber der Alte ist ja Gläubiger, und wenn man ihn reizt, so kündigt er die Hypothek. Hugo hat also die Hände gebunden, und so nimmt das Unheil seinen Lauf. In dem meisterhaft aufgebauten, in der Schirrkammer Tetzlaffs spielenden dritten Akte kommt die Unzufriedenheit der Arbeiter und ihre dumpfe Wut vor-

züglich zum Ausdruck. Im Hintergrunde aber droht die Weichsel, deren Regulierung die Regierung bis dahin immer versäumt, mit Eisgang und Durchbruch der Dämme; und im vierten Akte tritt auch diese Katastrophe ein, bei der Hugo Tetzlaff halb freiwillig seinen Tod findet. Die Weichsel hängt mit der Handlung, deren stimmungsvollen Hintergrund sie bildet, nur lose zusammen, der Dammdurchbruch hat mit dem Verfall des Tetzlaffschen Gutes direkt eigentlich gar nichts zu thun, der Dichter benützt die Weichsel und den Eisgang aber, um daraus eine großartige symbolische Parallele zu seiner Haupthandlung zu bilden. Im Weichseldurchbruch rächt sich die Unterlassung der Regulierungsarbeiten, wie sich in der sozialen Revolution die Unterlassung der wirtschaftlichen Reformen rächt; — die Gegenwart muß büßen für die Sünden der Vergangenheit. Dieser Parallelismus verbreitet eine eigenartige Stimmung über das ganze Werk; da er aber doch nur ein äußerliches Mittel bleibt, und eigentlich nur eine Parallele zur Haupthandlung darstellt, so stört er die Wucht der eigentlichen Katastrophe des Stückes (Hugos Tod), mit der er sich verquickt und der er gerade scenischen Glanz verleihen soll. Darum erscheint auch der vierte Akt, in der Wachtbude auf dem Weichseldamm, so prächtig er auch an und für sich ist in seiner wundervollen Stimmungsmalerei, von dem übrigen Drama gleichsam abgeschnitten. Wir stoßen hier also wieder auf denselben Fehler wie in „Freie Liebe“, auf das Heranziehen der äußeren Natur zur Mitwirkung an der dramatischen Handlung, nur macht sich hier der kolossale Fortschritt geltend, daß diese äußere Natur, wie wir gesehen haben, wenigstens durch eine sehr starke und poetisch schöne symbolische Parallele mit der Haupthandlung, ich möchte sagen mit dem psychischen Verhalten der handelnden Personen verbunden ist. Die Äußerlichkeit ist also, wenn auch noch nicht ganz, so doch bereits in hohem Maße verinnerlicht. Der große Vorzug des Dramas liegt aber in der prägnanten Charakterisierung der handelnden Personen. Das lebt und atmet alles. Und jede Gestalt, von den Hauptpersonen bis zu dem episodisch auftretenden alten Lehrer Poggenfuhl mit seiner pedantischen, altmodisch-weitschweifigen Erzählungsweise und den einzelnen Arbeitertypen herab, ist bis in jede Äußerung und jede Einzelheit hinein streng individualisiert. Das sieht freilich anders aus als im alten Drama mit seinen Rollenfachcharakteren und seinen schablonenmäßigen Füll- und Nebenpersonen. Jedenfalls muß Halbes „Eisgang“ zu den besten Stücken der neueren Dramatik gerechnet werden.

Von seinem „Eisgang“ that Halbe nochmals einen Schritt aufwärts zur „Jugend“. Dieses Drama bildet bis jetzt den Höhepunkt seines Schaffens. Hier hat der Dichter sich ganz entpuppt und alle Äußerlichkeiten, alles Beiwerk abgestreift. Das zeigt sich schon auf dem Titel. Halbe nennt sein

Werk diesmal weder ein „modernes“ noch ein soziales, sondern schlichtweg nur: „ein Liebesdrama“. Der moderne Stil wird hier nicht mehr bewußt und absichtlich erstrebt, er ist fix und fertig da und dem Dichter schon so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er gar nicht mehr anders schreiben kann. Wohl ist auch hier wieder ein breites Fenster mit „Aussicht“ da, und draußen trillern nach dem Textbuch die Lerchen und scheint die Sonne, und im Garten treiben sogar die Hühner Unfug; aber das macht alles nichts. Ja, alle diese schönen „Maschinerien“ können bei der Bühnenaufführung versagen, so oft sie wollen, das thut hier gar nichts, kein Mensch wird darauf achten; denn all der Lenz, all der Sonnenschein und all das Lerchengejubel steckt diesmal nicht nur zwischen den Theatercoulissen, sondern in der Brust der handelnden Personen, und von diesen überträgt es sich ganz unwillkürlich auf den Zuschauer oder auf den Leser. Es ist so unendlich viel Sonne und so viel Jugend und Unschuld in diesem Drama, daß es in unserer Litteratur in dieser Beziehung kaum seinesgleichen findet. Und wieder zeigt sich in der ungemeinen Einfachheit des Stoffes Halbes große Künstlerschaft. Ein angehender Student kehrt auf seiner Reise zur Universität in der Pfarre seines Onkels ein. Dort findet er Annchen, seine Jugendgespielin, die inzwischen zur frischen Jungfrau erblüht ist. Die beiden jungen Leutchen verlieben sich sofort in einander, und das durch den finsteren Hausgenossen, den übereifrigen jungen Kaplan Schigorski mit dem Kloster geängstigte Mädchen giebt sich dem Geliebten ganz zu eigen. Die nächtliche Zusammenkunft Annchens mit Hans wird indessen von dem blödsinnigen Bruder des Mädchens belauscht; dieser verfällt dadurch in sinnlose eifersüchtige Wut, will Hans hinterrücks erschießen; aber Annchen läuft dem Bruder in den Schuß und fällt so als Opfer ihres Fehltrittes.

Das ist alles. Wie ist das aber gemacht! Jede einzelne Figur, jede Scene und jede Situation ist dem Leben abgelauscht, ist mit der denkbar größten Treue wiedergegeben, und doch schwebt über allem ein so reiner Duft von Poesie, daß man sich weit hinausgehoben fühlt über die gemeine Wirklichkeit, die doch gerade unter den Händen des Dichters diesen Zauber hervorruft. Es ist ganz unmöglich, alle Schönheiten dieses Werkes hier im einzelnen aufzuzählen, man muß das Stück selbst auf sich wirken lassen. Nur weniges sei hier kurz angedeutet. Man beachte nur einmal, wie prächtig diese beiden grundverschiedenen Typen des katholischen Priesterstandes, der Pfarrer Hoppe und der junge Kaplan Schigorski, durchgeführt sind, und beide sind gleich lebenswahr: der gemütvolle, aber fröhliche alte Priester mit dem weltlichen Anstrich und der ungestüme jugendliche Schwärmer und Asket; beide haben „überwunden“, aber bei dem einen ward das

Priesteramt zum milden Sonnenschein, beim anderen zum verheerenden Brand. Ferner betrachte man die beiden Liebenden. Wieviel jugendliche Überschwenglichkeit ist in ihrem Wesen und — wie wenig Rührseligkeit und Sentimentalität. Besonders das Annchen ist in dieser Beziehung prächtig gezeichnet mit ihren Wirtschaftssorgen, ihrer weichen Anschmiegsamkeit und ihrem Zug ins Gesund-Sinnliche, Herbe, Bäuerliche. Dann beobachte man einmal die Redeweise des Pfarrers Hoppe und die des Hans Hartwig etwas näher, besonders die burschikose, studentische. Dann wird man denn bald merken, daß der alte Herr Pfarrer ganz konsequent spricht, wie es vor dreißig Jahren in akademischen Kreisen mode war, während der junge Mulus durchaus den heutigen Studentenjargon im Munde führt. Solche feinen Unterschiede kennt allerdings das ältere Schauspiel noch nicht.

Jeder, der Halbes „Jugend“ liest oder einer annehmbaren Darstellung des Dramas beiwohnt, muß sich dem Zauber dieser lenzfrischen Dichtung gefangen geben, darum war auch ihr Bühnenerfolg ein sehr bedeutender. Daß die Kritik dennoch manches daran auszusetzen fand, ist nicht weiter verwunderlich. Nur auf einen Vorwurf, den man dem Dichter machte, muß ich hier eingehen, weil es sich hierbei um eine Prinzipienfrage handelt. Die Sache betrifft die Einführung der Gestalt des Amandus und der Schuß, dem Annchen zum Opfer fällt. Ich habe schon im letzten Heft erwähnt, daß Rudolf von Gottschall in Leipzig über diese Stelle witzelte: „Der Blödsinn schießt die Heldin des Stückes und damit das Stück tot.“ Aber auch von anderer Seite wurde bemerkt, der Umstand, daß die Heldin des Stückes einem „Zufall“ zum Opfer fällt, verstoße gegen die dramatische Logik, er sei ein sogenannter Deus ex machina. Diesem Urteile kann ich nun nicht beistimmen, ich muß vielmehr den Dichter gegen diese Anschuldigung in Schutz nehmen.

Mit dem sogenannten Zufall ist es überhaupt eine ganz eigene Sache. Giebt es überhaupt einen Zufall? Antwort: nein! Als Zufall bezeichnen wir nun im täglichen Sprachgebrauch eine Kausalitätskette, deren einzelne Glieder sich unserer jeweiligen persönlichen Beobachtung entziehen, so daß das Bindeglied zwischen Ursache und Wirkung scheinbar fehlt. Der sogenannte Zufall ist also nichts weiter als ein Mangel unserer Erkenntnis. Für den Dichter, der allmächtig und allwissend über seinem Kunstwerk steht, wie der Herrgott über der Schöpfung, und für den Zuschauer, der in das Geheimnis des Dichters eingeweiht sein soll, der gleichsam der Komplice des Dichters ist, kann es natürlich einen solchen Zufall mit Bezug auf das Kunstwerk gar nicht geben, ebensowenig wie es für einen angenommenen Weltenlenker einen Zufall in seinem Weltall geben könnte. Denn das wäre nicht nur eine scheinbare, sondern eine thatsächliche Unterbrechung der

Kausalität. Und eine solche existiert in der Wirklichkeit nicht und darf deshalb auch im Spiegelbild der Wirklichkeit, im Kunstwerk nicht vorkommen. Andererseits wäre aber das Kunstwerk als Weltabbild ebensowenig vollständig, wenn nicht auch ein Abbild, ein Symbol unseres menschlichen Zufalls darin walten könnte und dürfte. Dieser dramatische Zufall besteht nun nicht darin, daß die logische Kausalität der Handlung an irgend einer Stelle willkürlich unterbrochen würde — das wäre nichts weiter als ein Unsinn —, sondern darin, daß den im Drama handelnden Personen die Fäden der Kausalität entschlüpfen, daß sie die Macht über die Ereignisse verlieren, und dieser Punkt, wo sich das ereignet, tritt in jeder Tragödie an einer ganz bestimmten Stelle ein, in der Peripetie. Hier verliert der Held die Herrschaft über sein Geschick, die Schicksalsfäden entgleiten seiner Hand, und der „Zufall" waltet frei. Natürlich ist das nur ein Zufall vom Standpunkt der handelnden Personen, nicht aber von dem des Dichters oder der Zuschauer aus betrachtet. Und nur um einen solchen Zufall der zweiten Art handelt es sich bei dem Schuß des Amandus, nicht um eine wirkliche Unterbrechung der Kausalität. Wie kommt der Amandus zu dem Gewehr, warum läßt man dem blödsinnigen Jungen die Waffe? Antwort: weil Amandus an und für sich gar kein bösartiger Kretin ist, man sieht es nicht gerade gern, wenn er ein Gewehr in der Hand hat, aber man weiß, mit Willen wird er niemand etwas zuleide thun. Darum bittet Hans selber, daß man ihm das Gewehr lasse. Das war vor der Peripetie, wo die handelnden Personen noch die Kausalität nach ihrem Willen lenken, wo sie durch das einfache gesprochene Wort auch noch Macht über den Kretin haben. Nun tritt mit dem Moment, wo Annchen zu Hans schleicht — zwischen dem zweiten und dem dritten Akt — die Peripetie ein. Der Kretin, der die Zusammenkunft belauscht, hegt Rachegedanken, sein ganzes, krankhaft wildes Naturell erwacht, eben infolge einer That der tragischen Heldin Annchen. Infolge dieser That — der körperlichen Hingabe an den dem Blödsinnigen so verhaßten Vetter — legt Amandus die Büchse auf Hans an, um ihn totzuschießen. Infolge ihrer Liebe zu Hans springt Annchen naturgemäß herzu, um Amandus an seinem Vorhaben zu hindern; denn mit einem einzigen Wort, mit einem einzigen Blick hat sie früher Gewalt über den Bruder gehabt, und denkt, ihn auch jetzt leicht von seinem Vorhaben abhalten zu können; — aber infolge ihrer eigenen That — des Besuches bei Hans — hat sie diese Macht verloren, und der Kretin schießt zu in seiner Wut und trifft sie ganz folgerichtig an Stelle des Hans, weil sie ihm ebenso folgerichtig vor die Kugel läuft. Es handelt sich also hier nur um den völlig korrekten, ja notwendigen dramatischen Zufall (vom Standpunkt der agierenden Personen aus), und nicht wie manche Kritiker, ohne die

Sache genauer zu untersuchen, angenommen haben, um eine Unterbrechung der Kausalität (vom Standpunkt des Dichters oder des Zuschauers aus). Wir haben also, wie wir sehen, eine ganz regelmäßige und durchaus logisch gebaute Katastrophe, und damit wäre dieser einzige Einwand, der gegen das Stück mit einem Schimmer von Berechtigung erhoben worden, widerlegt. — Für den Darsteller des Amandus ergiebt sich daraus die Lehre, daß er sich vor der Peripetie dem Publikum als gutmütig und lenksam zeige, wobei er dennoch alle seine kretinischen Eigenschaften voll zur Geltung bringen kann und muß. Dann wird diese scheinbare Schwierigkeit für jeden Zuschauer sofort gehoben sein. Wenn der Amandus aber gleich von Anfang an auf der Bühne herumrast, so begreift der Zuschauer allerdings nicht recht, warum man diesen gefährlichen jungen Mann nicht in etwas festerem Gewahrsam hält.

Nach der „Jugend" hat Halbe noch ein fünftes Drama geschrieben: „Der Amerikafahrer", ein Scherzspiel in Knittelreimen. Mit dem „Amerikafahrer" hat Halbe vielen seiner Freunde und Bewunderer eine Enttäuschung bereitet; — man hatte nach der „Jugend" mehr von ihm erwartet. So erlebte denn das Stück auch bei der Première in Berlin einen Durchfall. Ich glaube, der Dichter darf sich das nicht allzusehr zu Herzen nehmen. Die Berliner Premièrenhyänen sind in Kunstfachen gar wenig kompetent, und die Vertreter der Berliner Presse sind zum Teil ein sehr schadenfrohes Völkchen, die einem Kollegen gerne etwas anhängen, besonders wenn sie merken, daß er mehr kann, als sie selber. Meiner Ansicht nach darf man hinter dem „Amerikafahrer" überhaupt nicht mehr suchen, als er sein will, nämlich ein Scherz. Und wenn man gar behaupten will, das Scherzspiel beweise, daß sich der Dichter der „Jugend" „ausgeschrieben" habe, so ist das jedenfalls mehr als voreilig geurteilt; denn gerade im „Amerikafahrer" zeigen sich Keime von ganz neuen Seiten des Halbe'schen Talentes, die eben einstweilen noch Keime sind, aus denen sich aber später vielleicht noch Erfreuliches entwickeln und gestalten kann. Man sehe nur, mit welcher spielenden Leichtigkeit der Dichter die stets gleich bleibende Situation immer und immer wieder zu variieren weiß. Diese Mannigfaltigkeit an spaßhaften Situationen mache ihm einmal einer nach! Halbes Knittelverse aber, das muß ich gestehen, gefallen mir nicht, sie sind mir zu norddeutsch abgehackt, zu wenig klangvoll. Und ein Bühnenvers muß klingen. Auch gefallen mir die vielen offenen Infinitive und das ewige Weglassen von Artikel und Pronomen nicht. Dieser aus dem Offiziersjargon herübergenommene Stil paßt am allerwenigsten zu dem naiven Knittelvers und ebensowenig zu den drolligen Situationen. Aber, wie gesagt, die strenge und zum Teil ungerechte Verurteilung verdiente der harmlose „Amerikafahrer" nicht.

Gegenwärtig weilt Max Halbe in der Schweiz, an den Ufern des Bodensees, wo er seinen ersten großen Roman zu vollenden gedenkt. Die Leser der „Gesellschaft" finden in diesem Hefte das Einleitungskapitel dieses neuesten Werkes des Dichters. Jedenfalls wird es hochinteressant sein, den Dramatiker Halbe demnächst auch als Romanschriftsteller beurteilen zu können. Möge ihm seine neue Arbeit viele Freude bereiten. Wir hoffen noch viel Schönes und Gutes von ihm zu erhalten.

Neue Gedichte von Detlev von Liliencron.

Von Dr. Schütze.

(Hamburg.)

Nichts ist von solcher Unmittelbarkeit, als das echte lyrische Empfinden, und so wird in der Regel dem Dichter der lyrische Quell in der Jugend, in den Jahren frischester Lebenskraft und stärkster überwältigender Impulse, in seiner ganzen überflutenden Mächtigkeit emporsprudeln müssen. Aber ob auch die Lebensgeschichte unserer meisten Dichter jenen Satz bestätigt, gerade in der Gegenwart sprang mehrfach unseren bedeutendsten Lyrikern das gebundene Wort, welches ihre reiche Innenwelt des klammernden Bannes entlastete, erst in den Jahren gereifter Männlichkeit über die Lippen.

Unter den älteren Konrad Ferdinand Meyer, ganz neuerdings Gustav Falke, einige Jahre vor ihm Detlev von Liliencron; hinter ihnen dreien lag die Jugend nur noch dem Traume der Erinnerung erreichbar, als sie zu dichten begannen. Daß man ein Poet, ein Künstler sein kann, ohne darum zu wissen! Wie rätselhaft!

Und doch für Liliencron nicht so unbegreiflich, wie es im Anfange erscheint: Lange Offizier und als solcher an den Kriegen der Bismarckschen Ära mit dem ganzen wagemutigen Feuereifer einer ritterlichen Natur beteiligt, vor und nach dem Kriege die kecke Nonchalance des Lieutenantslebens, der ungezwungene Verkehr mit jugendtollen Kameraden, Jagd und wildes Reiten, Gesellschaften und intime Herzensbeziehungen, und alles dieses von einer durchaus unmittelbaren, auf souveränes Belieben gestellten Natur ergriffen: solche Thatsächlichkeiten wandelten dem Offizier das Leben zu einem feuerwilden Gedicht; und weil er Gedichte liebte, vergaß er sie zu schreiben.

Liliencron mußte erst den Dienst quittieren, die ganze Langweiligkeit

des Civilistenlebens mußte ihm fühlbar werden, ehe er sich der reichen poetischen Welt, die in ihm lebte, klar bewußt ward. Dem Künstler gereichte diese Verspätung der Produktion entschieden zum Vorteil. Während der Jüngling über jene Sentimentalitäten, an die auch der bedeutende Dichter in der Jugend schuldigen Tribut zu zahlen hat, später mühsam wieder hinauswachsen muß, während er über dem freilich nur allzuberechtigten freudigen Vollgefühl der ihm verliehenen Gabe oft sein Talent zu einseitig pflegt, das wirkliche Leben vergißt und den künstlerischen Blick für die Realität der Erscheinungswelt nicht zur Genüge ausbildet, so war Liliencron als vollkräftiger Mann über jene Sentimentalitäten lange hinaus, jahrelang hatte er wirkliches, an das Abenteuerliche streifendes Leben gelebt, und dieses Leben hatte in ihm alle Sinne für die Poesie des Realen in wundersamer Weise aufgethan; in ihm gehäuft ruhte so ein Schatz von Eindrücken, von inneren und äußeren Erlebnissen, an den er nur zu rühren brauchte, und endlich griff der Dichter mit vollen Händen in die Fülle seines Innenlebens hinein. Kein Wunder, daß Liliencron vor nunmehr zehn Jahren mit seinem Erstlingswerke, den „Adjutantenritten", nicht als werdender, sondern als fertiger Dichter vor das Publikum trat, als ein self-made-man im besten Sinne des Wortes, dem wohl Berührungen mit anderen Künstlern eigen sind, der jedoch alles in allem ebenso ganz er selbst ist, als das Leben und die Erfahrungen, die hinter ihm lagen, von dem landläufigen Lebensgange anderer Künstler so grundverschieden sind.

Seit jenem ersten Bande hat Liliencron eine Fülle von Dichtungen veröffentlicht: Dramen, prächtige Skizzen aus dem Kriegsleben, stimmungskräftige Novellen, beide voll eigenartiger improvisatorischer Kunst, vor allem aber hat sich der Dichter stets von neuem als Lyriker schaffenskräftig erwiesen: vor wenigen Wochen ist in dem Verlage von Wilhelm Friedrich seine vierte lyrische Sammlung erschienen.

Eine sehr bedeutende künstlerische Individualität lebt sich in den „Neuen Gedichten" aus: Liliencron singt in der That sich selbst, einzig und allein zu seinem eigenen Vergnügen. Was kümmert ihn, den selbstherrlichen Poeten, in der weltabgeschiedenen Einsamkeit des heideumsponnenen Poggfred, des Schlosses seiner Träume, was kümmert ihn ein ehrsames litterarisches, an „Daheim" und „Gartenlaube" großgepäppeltes Deutschland? Oder sollte er sich ärgern, daß man darob des echten Künstlertums vergißt? Selbst wenn er der engen Philistrosität spottet, wie in der unvergleichlichen lyrischen Farce: Einmarsch in die Stadt Pfahlburg — kein Wort des Ärgers, der Verbitterung; einzig und allein der köstlichste Humor führt in jenen freien Rhythmen das Wort.

Und diese quellfrische Laune eignet Liliencron als unverwüstliches Gut; denn wer ein so genußfreudiges Gedicht schreiben konnte, wie den „Neujahrsscherz“ „Und so bleibt's denn halter beim alten“, der ist sein lebelang des goldenen Frohsinnes allzeit getreuester Paladin. Aber gerade diese unbekümmerte, sinnenfrohe Selbstherrlichkeit, dieses stolze Bewußtsein: „Ich bin ich und setze mich selbst“ vermag der deutsche Pfahlbürger dem freiherrlichen Dichter nicht zu verzeihen, und so sucht er denn mit seichtestem Moralgeschwätz nach Herzenslust sein Mütchen an ihm zu kühlen. Liliencron ist um die Antwort nicht verlegen; vor seinen Gedichten steht das goldene Sprüchlein: „Und so schnurrt denn durch die ganze, halbwahre Philisterleierkastenmelodie, daß die Kunst die Moralgesetze anerkennen und sich ihnen unterordnen soll. Das erste hat sie immer gethan und muß sie thun — thäte sie das zweite, so würde sie verlieren, und es wäre besser, man hinge ihr einen Mühlstein um den Hals und ertränkte sie, als daß man sie langsam durch das Nützlich-Flache krepieren ließe.“ Und dieses Wort, welches ehrsame Kritiker nach Stil und Gedankengehalt eines Liliencron für nur allzu würdig bezeichnen werden, stammt von keinem geringeren, als von dem alternden Goethe. Wie sich die geheimrätliche Exzellenz wohl des prächtigen Holsatenbarons gefreut haben würde?

In der That, wenig, verschwindend wenig Moral findet sich nach dem landläufigen Begriffe in den vorliegenden Gedichten; um so mehr liest man von Liebe und Leidenschaft. Liliencrons Liebeslieder sind mehrfach voll sinnlicher Erotik; aber sie hat nichts gemein mit der Unnatur jener schwülstigen Pathetik, welche das Sinnliche zum Übersinnlichen verzerren möchte. Im Gegenteil! Voll frischester Naivetät strömt von jenen Liedern ein Hauch gesundester Leiblichkeit aus. Manches ist freilich nicht mehr wie Mittelgut, das mit unterläuft. In den meisten Fällen bietet jedoch der Dichter originell Gestaltetes. Mit entzückender Grazie weiß er im März ein kleines Liebesrencontre auf die Natur zu stimmen; daneben die mehr unschuldige Verliebtheit wie „Kornfeld“ und „Einen Sommer lang“; die kecke, improvisatorische Manier des Gedichtes: „Ich und die Rose warten“ und die unvergleichliche, leicht ironisierende Causerie der „Waldfahrt“; ich nenne endlich die prächtige „Frühlingsnacht“, welche in wundersamem Parallelismus mit dem einsamen Liebesgang das verschwiegene Leben der Natur in Busch und Baum unserer Phantasie zu unmittelbar lebendiger Gegenwart wachruft. Und für derartige Lieder wie zum künstlerischen Glaubensbekenntnis des genußfreudigen Geistes, der in ihnen lebt, eine größere jambische Dichtung im deutschen Viertakter, welche uns seine Hoheit, den Prinzen der Liebe (le prince d'amour) auf absonderlichen Wegen begleiten läßt. Aber man glaube nur nicht, daß das leichtere Genre überwiegt. Welche schlichte Melancholie lebt z. B. in den

„Trotzköpfen“, einem tieftraurigen, volksmäßigen Liede vom Scheiden und Meiden! Und neben der melancholischen Mädchenklage der flammende Erguß fessselloser Leidenschaft. Jene „Stammelverse nach durchwachter Nacht“, halbwirre Worte, in denen die verzehrende Sehnsucht des Dichters ohne Rest aufgegangen scheint — nur Liliencron konnte jene Verse schreiben. Und neben jenen lallenden Lauten, welche die poetische Form gesprengt haben und in freien Rhythmen dahinwogen, die sturzströmende Versflut des „Raubzuges“. Welch eine gedrängte Kürze der Sprache, deren Worte sich immer und immer wieder in dem volksmäßigen Klange der Allitteration aneinanderbinden, welche unvergleichliche Kühnheit im Ausdruck, in den Bildern, welch übergewaltiger Pulsschlag herrischer, wortführender Leidenschaft, die da besitzen will und wird, und dann der pochenden Leidenschaftsfülle wie zum dunklen Untergrunde jener Gegenklang von Tod und Leben, in den die Schlußstrophe die nächtige Natur wundersam beschwichtigend einklingen läßt:

Grinsen der Schädelburg greuliche Zinnen
Deinen Triumph in die Lande, Despot,
Leichen, in Särgen verfaulendes Linnen,
Leben heißt alles, Verwesung der Tod.

Küsse mich, küsse mich, denk nicht ans Sterben,
Noch ist mit Rosen die Welt überdacht,
Heimlich beschützt uns vor Dorn und Verderben,
Heimlich und huldvoll die herrlichste Nacht.

Freilich! Die Philister beängstigt das wilde Ungestüm des Ergusses; denn sie können und wollen nicht begreifen, daß die Leidenschaft die lebengebende Seele des Gedichtes. So wird denn eine impotente Kritik nach wie vor über die offen zur Schau getragene Frivolität oder über die leidenschaftliche Maßlosigkeit Liliencrons ihr Verdammungsurteil sprechen; nach wie vor wird sie mit Fleiß übersehen, daß auch die vorliegende Sammlung gleich den früheren die tiefsten und zartesten Liebeslieder aufweist. Ich nenne den „Abschied“, die „Heimkehr“, das „Erinnern“ mit seiner wunderweichen, kummerbeschwichtigenden Abendstimmung; ich citiere als köstliches Seitenstück zu dem prächtigen „Puppenhimmel“ des Heidegängers das kinderliebe „Thé dansant“; welch ein tiefes Verständnis für stilles, reines Familienglück bekunden doch die Schlußverse dieses Gedichtes:

Auf dem Heimkehrwege dachte sich der Onkel:
Höchstes Glück im Leben ist ein froh Rimheerde,
Ist Familienglück, ist eine liebe Hausfrau,
Eine süße kleine Erna in der Wiege.
Dann laß stürmen, was es draußen nur mag stürmen,
Immer eine treue Brust ist dir bereitet,
Der du alles, alles, was dich quält, kannst sagen.

Vielen werden diese Worte aus Liliencrons Munde verwunderlich erscheinen. Wer sich jedoch aus seiner zweiten Sammlung des erschütternden Liedes an seine sterbende Frau zu erinnern vermag — es ist „Vergiß die Mühle nicht" überschrieben —, den können die citierten Verse nicht überraschen.

Auch die vorliegende Sammlung bietet im „Maibaum" ein ähnliches Sterbegedicht voll tiefer seelischer Schönheit. Und welch ein feines Naturgefühl offenbart der Dichter zugleich in der Vergegenwärtigung der Stätte ehemaligen Liebesglückes!

An jenem Ort steht eine alte Weide,
Vor Neid und Sonne unsere Schützerin,
Da ist es still, und überall die Heide,
Am Ginster zittert die Libelle hin.

Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände,
Ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd,
Da stützt Natur die Sterne in die Hände
Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd.

Wenige Striche, und doch steht uns die stimmungskräftige Landschaft mit greifbarer Klarheit vor Augen. Endlich sei noch des „Intermezzos" gedacht. Wie aus sonniger Nebelferne steigt das Bild der mädchenhaften Künstlerin vor uns empor; leise klingt die resignierende Klage, und in wundersamem Einklang mit den weichen schwellenden Melodien beschwört sie in des Dichters Seele das stille Bild herbstlichen Vergehens empor. Das Gedicht erscheint als eine Elegie voll wundersamen melancholischen Dämmerreizes.

Aus der Fülle solcher Lieder sollte die Kritik endlich die Verpflichtung entnehmen, falschen Vorstellungen zu begegnen, und anstatt sich in seichten moralischen Halbwahrheiten zu gefallen, auf die Empfindungstiefe Liliencron'scher Liebeslyrik hinzuweisen.

Vorderhand scheint sie noch weit davon entfernt, und auch der unvergleichlichen Sinnenfähigkeit des Dichters steht die Durchschnittskritik noch immer verständnislos gegenüber. Es ist ganz etwas Eigenartiges um Liliencrons Scharfblick für den Realismus der Erscheinungswelt. Gerade in dieser Beziehung war es für ihn von größter Bedeutung, daß er so spät zum Dichter wurde; denn das Leben, welches den Abenteuernden zuvor von Ost nach West umhertrieb, schärfte den angeborenen Natursinn und lehrte ihn mit den Augen eines genialen Künstlers sehen, ehe ihm selbst eine Ahnung von seinem Künstlertum aufdämmerte. Wie charakteristisch, daß nicht die Liebe, sondern eine an und für sich geringfügige Erscheinung das schlummernde Vermögen wachrief: Eine Fahne, die in dem Dunkel des wetterdräuenden Nordseehimmels mit ihrer weißen Stange und ihrem goldenen Knopfe grell emporleuchtete, deren windgebauschtes Tuch ein

geheimes Leben zu führen schien, sie weckte den Dichter. Seitdem giebt es keine Erscheinung, die er nicht bis zu klarster Greifbarkeit zu veranschaulichen vermöchte. Die einsame, jeder Plebs entfremdete, palastprunkende Straße, der düstere mittelalterliche Burgkoloß, das arkadische liebeslaubenumhegte Rokokoschlößchen, der mitternächtige Kirchhof, das versteinerte Totenantlitz, das schlummerblinzelnde Löwenpaar, der stapfende blaugebänderte Windhund — kurz die ganze Fülle der Erscheinungen muß dem Zauberstabe souveräner Phantasie dienstbar sein. Und in dieser schwellenden Flut stets die übermeisternden Bilder der eigenen Heimat, die sich der Jäger auf zahllosen Streifzügen zu Fuß und zu Pferd zum innerlichsten Eigentum erobert hat: die weltabgeschiedene, erikaumsponnene Heide Schleswig-Holsteins, das von dichten Büschen umhegte Feld, die stille nebelschleiernde Wiese, der regensturzüberschauerte Meeresstrand, der finstere Nordseehimmel, alle jene einsamen Landschaftsbilder voll tief melancholischer Reize, die ein linder Flügelschlag seelischer Schönheit leise durchbebt, Bilder, die der Künstlerseele, welche aus der Tiefe leise sich schwingenden Gefühlslebens herausschaffen will, so unendlich viel eigener sind als die niederschmetternde Gewalt des todesstarren Hochgebirges. Die Bilder seiner Heimat sind es vor allem, die in Liliencron den wundersamen Ineinanderklang von Natur und Empfindungsleben heraufbeschwören. Dieses stimmungsmäßige Moment scheint echt romantisch. Und doch ist des Dichters Naturstimmung himmelweit verschieden von der traumverblaßten Dämmerhaftigkeit ausartender Romantik, die sich in dem ewigen Einerlei von Mondschein und Waldesrauschen wie in einem Zaubergarten rettungslos verlor. Im Gegenteil! Statt langweilender Monotonie eine Überfülle bezeichnender realer Züge. Und trotzdem ein widerhallweckender Vollklang der Empfindung, ein rastloses klangverstärkendes Aufgehen aller einzelnen Momente in dem stimmungsmotivischen Refrain: Flußüberwärts sang die Nachtigall. Liliencron steht also auch in seinen stimmungsmäßigen Gedichten auf dem Boden der Wirklichkeit; mit instinktivem, künstlerischem Bedacht wählt er ganz bestimmte bezeichnende Züge, die sich in dem Vorstellungsleben des Lesers nicht verflüchtigen wie die abgenutzten Stichworte aus der Rumpelkammer der Romantik, und weckt durch sie in unserer Brust den stärksten Widerhall. Beispiele liefern die an früherer Stelle citierten Verse; der Verdeutlichung halber seien ihnen noch einige andere gesellt. Welche unvergleichliche Abendstimmung quillt z. B. aus der Strophe:

Die Wasserlilie glüht im Graben,
Die Sonne zögert aus der Welt,
Dicht über mir zieht ein Volk Raben,
So dicht, daß mir ins Auge fällt,

Wie letzter Abend ihre Flügel
Von unten schillernd überglänzt;
Ein Wolkenrot brennt um den Hügel
Und hält mit Rosen ihn umkränzt.

Oder wie wunderbar ist der Gleichklang, den der Dichter der wirren Sehnsucht der Stammelverse zur Begleitung aus der erwachenden Natur emporklingen läßt:

Einsam durch die lauschende Stille,
Singt eine Drossel
Im Nachbargarten.
Duftgrau-silbern hängen im Zwielicht
Die Blätter der Bäume und Gesträuche;
Nur ein rundes Geranienbeet
Leuchtet grellrot zu mir empor.
Und alles wartet demütig,
Wie mit niedergeschlagenen Augen
Auf den Tag.

Mit Vorliebe strömt Liliencron sein Naturempfinden in eine einzige in sich abgeschlossene Strophe aus. Er wählt dazu die Form der Siciliane, die in ihrer südländischen Weiche allem Stimmungsmäßigen so wunderbar kongenial ist; und so eint sich die Natur mit dem musikalischen Wohllaut der sich verschlingenden Reime zum herrlichsten Zweiklang; und wenn der Dichter auch noch die Liebe mit einklingen läßt, dann entsteht ein Ineinander, dessen bestrickende wehmutsvolle Schönheit unsere innerste Seele löst. Zugleich bieten Liliencrons Sicilianen die letzten Belege für seine kühne Bildlichkeit; Verse wie die folgenden:

An ferne Berge schlug die Donnerkeulen
Ein rasch verrauschtes Nachmittaggewitter

oder:

Die Nacht ist schwül, die Mondessichel schwamm
In weicher Pracht vorbei an Sternenküsten

oder:

Und warte nur, bald nimmt der Herbst die Schere
Und schneidet sich die Blätter von den Zweigen

sie und andere leben sich durch ihre ungezwungene Kühnheit alsbald zu ewigem Besitze in unser Vorstellungsleben ein.

Liliencrons stimmungskräftige, jeglichen Eindruck voll erfassende Sinnenfähigkeit steht in dieser elementaren Gewalt gegenwärtig ohnegleichen da — und so durfte sich der Dichter mit um so größerem Rechte auf jene Worte Goethes berufen, die ich dem der Epistel an seinen Freund Otto Julius Bierbaum vorangestellten Citate entnehme:

„Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir

künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bilden, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen."

In der That paßt keine Äußerung besser auf Liliencron. Denn niemand ist der verstandesmäßigen Abstraktion mehr entfremdet, niemand der Welt tausendfältiger Eindrücke in höherem Grade anheimgegeben, als er. Und so ruht das Geheimnis des echten Künstlertums in seiner Brust.

Am eigenartigsten offenbart sich Liliencrons phantastische Individualität in einigen größeren jambischen Gedichten. „Der schwermütige König" rollt die großartigsten Bilder vor uns auf. In den Anfangsversen die landschaftliche Scenerie: ein ungefüges mittelalterliches Schloß des germanischen Nordens, voll düster-phantastischer Melancholie. Wie ein Riesenphantasiebau Ariosts steigt es empor: von Gärten und Mauern umgürtet, inmitten kahler, winterlich verschneiter Flächen, auf die Entfernung einer Meile von dunklen Tannen umzogen. Und aus dem Schlosse wallt ein langer Zug, voran der König mit den oceanfinstern, von schweren Lidern halbgeschlossenen Augen, und stumm, voll tiefer Schwermut schreitet er in die vereisten Gefilde hinaus. Da spricht der Narr das befreiende Wort, indem er des Weines gedenkt, der den Menschen Vergessenheit schafft und alle kehren darauf zum Schloß zurück. „Es sank die Nacht." Und nun entrollt sich vor unserem Auge bildartig eine Scene voll der gigantischen Romantik des germanischen Reckentums:

Im Waffensaale um den blonden König ein Kreis der Zecher; Harfenton und Skaldenlied; „aus mächtigen Hörnern und aus Silberhumpen und aus den Schädeln schlachterschlagener Feinde" blinkt der Meth; ein wildes Zechen, bis einer nach dem andern das Haupt zum Schlafe an die Säule senkt.

„Der König ruht an eines Barden Brust,
Deß langer weißer Bart ihn überschwellt;
An seine Kniee schmiegte sich der Narr,
Der Glöckchenkappe Zipfel tief gesenkt.
Und alle tranken sich Vergessenheit."

Tot liegt indes die lange Winternacht und über dem weiten, dämmergrauen Plan spielt das matte Leuchten des dumpfverschleierten Mondes, und durch die Stille dröhnt der Posten ewig gleichgemessener Schritt.

Von geradezu dämonischer Größe erscheint Liliencrons Natursinn in dem strophischen Gedicht „Bellevue" und vor allem in den beiden jambischen Dichtungen „Pietà" und der „heiligen Flamme". Hier vermag er das Seltsamste für unsere Einbildungskraft zum unmittelbar gegenwärtigen Erlebnis zu gestalten; denn seine Phantasie wurzelt auch hier trotz ihres ausschweifenden Fluges in der realen Landschaft, sie ist mit gesundem Wirk-



lichkeitssinn wie durchsättigt. Dieser phantastische Naturrealismus, der die kongeniale Visiou sich aus der Landschaft entbinden läßt, er stellt den Dichter Schleswig-Holsteins als Kunstgenossen neben Arnold Böcklin, den großen Maler der Schweiz.

Eine eingehende Charakteristik der beiden jambischen Gedichte wird das Gesagte noch mehr verdeutlichen.

In „Pietà" die abendliche Nordsee, die sich grenzenlos hinausdehnt, unbewegt, nur „ganz schwache Wellen, ohne Mützchen selbst, die träge spielen, spülen an den Strand". Liegt es nicht über dieser Landschaft gleich dem Alpdruck der starren Todesnacht? Dazu der gewittergestimmte Himmel mit seinem dräuenden Wolkenschwarz, mit seinen huschenden phantasmagorischen Streiflichtern; und wie von selbst entwächst dem geheimnisvollen Clair-obscur eines solchen Strandbildes die Vision der Leidensgruppe, und später des Flammenchaos, des Greuels der Verwüstung und des Krieges, der gegeneinander tobt: In Jesu Namen! Und zu dem Zauberreize des Visionären die reine Menschlichkeit, die tiefe seelische Schönheit des ungeheuren Mutterschmerzes, der durch Marias Seele geht. Und wie weiß dann der Dichter im Schlusse diesen Schmerz aus der Landschaft heraus wie mit leisestem Rühren zu stiller Wehmut herabzudämpfen:

„Die Sonne sank, die Dämmerung beginnt,
Ein linder Westwind hat sich aufgemacht
Und streichelt sanft den spitzen Dünenhafer,
Und kühlt die Augen unserer lieben Frau,
Und küßt die Schmerzenszüge des Erbarmers,
Und giebt der Woge leichten Plätscherton,
Die sich verbündet mit dem leisen Weinen,
Das unaufhörlich auf den Heiland tropft."

Neben „Pietà" die „heilige Flamme", die sich durch die holzschnitzartige Gegenständlichkeit der konkreten Erscheinungen fast noch kühner gestaltet. Liliencron hat in einem seiner frühesten Gedichte den sturmbewegten Regentag und die Vergessenheit düsterer Kirchhofsmelancholie in der Stimmung als zusammengehörig begriffen.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt;
Ich war an manch vergess'nem Grab gewesen;
Verwittert Stein und Kreuz; die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen,

so singt der Dichter in jenem kurzen so unvergleichlichen Liede.

Wenn sich dort jenes stimmungsmäßige Nebeneinander zu einem lyrischen Vollklang zusammenband, so weitet es sich hier zu einem episierenden Poem, dessen dämonische Phantastik dem Leser fast den Atem zu versetzen droht. Gleich im Anfange der wundersam veranschaulichte regensturzüberschauerte

Nordseestrand. Und daraus heraufbeschworen die kongeniale Vision: Ein ungeheurer Kirchhof, eine weite, von Leidtragenden gefüllte Halle, ein schmuckloser, von den trostlos kahlen Flächen des Todessaales eingefangener Sarg, an seinem Fußende die herzbewegende Einfalt der Inschrift und daran erinnernd, die schlichte Wärme der Huldigung, die der Dichter dem toten Vater zollt; neben dem trauernden Sohne die feine Silhouettengestalt der jungen blassen Frau, die sich schluchzend und aufgelöst in Schmerz und Weh, als hätte sie die Augen fest geschlossen, als ließe sie sich tragen, vorwärts führen läßt. Und dann der unabsehbare Zug des Todes: Sarg auf Sarg und Sarg auf Sarg, der zur letzten Ruhe geleitet wird. Und endlich der Schluß: Wie der düstere Meeresstrand in der Phantasie des Dichters das stimmungsverwandte Kirchhofsbild emporsteigen ließ, so lenkt er aus den öden Gefilden des Todes zur Nordsee zurück:

Als die drei Handvoll in die Grube flogen,
Erschaute ich ein Nordseeufer plötzlich:
Ein schwefelgelber Streifen hing darüber,
Lang, schmal, drauf lag ein rabenschwarz Gewölk,
Und vor der Mitte dieses gelben Streifens
Erhob ein offner Tempel seine Säulen.
So sah ich ihn: Die schlanken Schafte unten
Scharf durch den schwefelgelben Streifen steigend,
Indes sich oben Sims und Kapitäle
Vom finstern Himmel dämmerig abzeichnen.

Und in dem Tempel lodern dem Toten, den der Trauernde zu Grabe geleitet, wie zur reineren, heiligeren Vernichtung, „hellhoch auf einem Scheiterhaufen mächtige Flammen“.

Und jetzt der Dichter:

Da schrie mit meiner ganzen Stimme ich:
Reißt mir den Sarg, reißt mir den Sarg herauf,
Ins Feuer dort, ins Feuer bringt ihn dort!
Doch flehend fiel die junge, blasse Frau
In mein Gelärme: Laß, o laß ihn ruhn.

Ich aber starrte angestrengt hinüber:
Verblichen war das gelbe Band, verschwunden,
Und in die dunkle Nacht trieb ihre Lohe
Die keusche Flamme groß und still empor.

Die keusche, die heilige Flamme, wie ein Symbol der zu lichteren Höhen emporgewichenen Seele.

Liliencron hat nie Größeres geschrieben, er wird nie Größeres schreiben können als dieses Gedicht, es reicht an die Grenzen des künstlerischen Vermögens, an die auch das Genie nur in seltensten Stunden rühren darf,

nur dann, wenn heilige Flammen läuternd jede irdische Schlacke von ihm nehmen.

Liliencrons grandiose Phantasie wird mehrfach durch Tod und Sterben angeregt. Welch eine stumme und doch so entsetzlich eindringliche Sprache redet das leichenstarre Totenantlitz des „gebliebenen Lächelns"!

Er lächelt und er stirbt, sein Buch ist ausgeschrieben,
Die Leichenstarre kommt, das Lächeln ist geblieben.
Das Lächeln — sagt es noch: Es lag die Sphinx mir offen,
Ich sah der Welt ins Herz, und nur die Narren hoffen?

Neben dem „gebliebenen Lächeln" aus der Erinnerung beschworen die Todesvisionen des „einen Tags im Jahre".

Namentlich die erste ist voll unvergleichlicher Schönheit: Vor dreißig Jahren, als der Sterbende, das Herz unnennbaren Glückes voll, am wellenklingenden Abendstrande neben der Geliebten dahinschritt. —

Sie schauen in die Dämmerung hinaus,
Am Himmel ordnet sich der Sterne Strauß:
Da plötzlich naht gradher ein Riemengleichklang,
Fünfzig Matrosen ruderten ein Boot,
Als Steuermann stand hinten, hoch, der Tod.
Er trug ein Licht in der erhobnen Rechten,
Das trug er so, daß rings um ihn im Kreis
Auf dunkler Woge schwamm ein Zitterweiß.
Eh die Trireme sich dem Ufer einigt,
Bog sie in wundervoller Schwenkung ab,
Entfernte sich und schwand im Nebelgrab.

So überstrahlt der Tod mit dem flutenden Empfindungsliebesleben in schönster Harmonie das hocherhobene Licht wie mit einem milde verklärenden Abglanz; und zugleich ist die Vision voll tiefer psychologischer Wahrheit; denn die glücküberströmende Lebensfülle und der Tod — ihre Schauer lagen von jeher unmittelbar neben einander.

In den drei Gedichten „der souveräne Herr", „Stupor" und „der Kranz" faßt Liliencron den Tod nach der Weise des Volkes als eine groteske Figur auf. Am bedeutendsten erscheint das erste Gedicht. Ein genialer Totentanz als glänzendes Präludium; dem grauengejagten Dichter stellt sich der Tod, der große Grabgräber, in den Weg. Ein Kommen und Gehen der einzelnen Geister, die der Allbeherrscher citiert. Ein keckes, satirisches Charakterisieren der einzelnen Typen, und dann die zauberseltsame Phantastik der Landschaft eines anderen Sternes, und auch an diesem Strande landet der das All knechtende Triumphator, der Tod, den uns der Schluß in einem unvergleichlichen Phantasiegemälde wundersam veranschaulicht.

Weit unbedeutender erscheint „Stupor"; unsere Phantasie lehnt die Ein-

kleidung, die Liliencron hier für den Tod beliebt, als allzu gezwungen ab. Auch über den „Kranz" wird die Kritik den Stab brechen. In diesem Falle freilich meiner Meinung nach mit Unrecht. Wohl ist der Spuk, den der Dichter unserer Einbildungskraft glaubhaft machen will, fast zu absonderlich; und doch kann die groteske Figur des klapperdürren Gerippes nicht besser charakterisiert werden als durch sein ausgelassenes Gejachter mit dem Affen. Aber das Grimassengesicht des Vierfüßlers auf der Höhe des Marmorkreuzes? Wie wahnwitzig und zugleich wie maßlos frivol, zumal es doch die alte gute Jungfer, Gräfin Mimi, das Tantchen, das so „lieb und fromm, so fromm, inmitten auf die Friedensstatt gestiftet".

Nun, ich denke — dieses Tantchen „mit Augen wolkenauf, Hosianna, Heiligspielen" wird wohl in ihrem Innern ein gut Teil altjüngferlicher pharisäischer Lieblosigkeit bergen — ihrer eigenen Frömmigkeit zur Grimasse, wie der grinsende Affe dem marmorweißen Symbol erlösender Liebe.

Liliencron eignet nicht bloß der visionäre Scharfblick für die heimatliche Landschaft, auch die Physiognomik der Bewohner mit ihren durch Brand, Marsch und Binnenland fein nüancierten Unterschieden hat noch niemand schärfer aufgefaßt als er. Seine Novellen und Stimmungsbilder quellen zumeist aus diesem überströmenden Born eigensten Volkslebens; auch seine Adjutantenritte schöpfen mehrfach daraus. Die vorliegende Sammlung bietet zwei prächtige Belege. Welch eine wilde, ungezügelte Kraft lebt in „Pidder Lyng", eine Gestalt, in ihrer trotzwütigen Freiheitslust, in dem raubtiergleich zu grausamstem Handeln jach zuspringenden Berserkertum besinnungsloser Leidenschaft die typische Verkörperung jener mittelalterlichen friesischen Grobgestalten, die mehrfach dem Rittertum den nägelbeschlagenen, schweren Bauernschuh auf den stolzen Nacken setzten. Aus dem Tubenton des friesischen Freiheitsrufes geboren, nach Sprache, nach Form und Gehalt voll echter volksmäßiger Kraft, ist Pidder Lyng eine Vollballade im allergrößten Stil. Möchte doch Liliencron sich dazu entschließen, häufiger aus der Geschichte Schleswig-Holsteins zu schöpfen. Seit Hebbels Heimgang harrt die Schlacht bei Hemmingstedt noch immer des Dramatikers, der den köstlichen Schatz an das Licht beschwört.

Neben Pidder Lyng eine Alltagsgestalt der Gegenwart, der taglöhnernde Heidetorfgräber Krischan Schmeer. Nach außen hin voll stumpfer Gleichmütigkeit, birgt doch dieser armselige Torfbauer, seinem blöden Verstande nur halb bewußt, ein geheimes Innenleben, wie es die Trauer um den verschollenen Sohn und die lebelange Verschwisterung mit der gespenstischen Heide gar seltsam in ihm hat aufklingen lassen. Dem Gedichte eignen die gekennzeichneten Vorzüge Liliencrons: Neben dem Scharfblick für Natur und Menschenleben die Grandiosität visionärer, aus der angeschauten Land-

schaft entbundener Phantasie, die uns das Seltsamste glaubhaft zu machen weiß. Und zu alledem gesellt sich, der Dichtung zu besonderstem Reize, der Hauch schlichter Tragik, wie er unmerklich fast, und doch den blöden, hintersinnigen Tagelöhner wie zu reinerer Menschlichkeit verklärend, über dem verwaisten Vater ausgebreitet liegt. Daß Liliencron auch dem Genius gerecht zu werden vermag, beweist sein gleichnamiges Gedicht auf Friedrich den Großen. Diese kurzen Verse, die eine gewitternächtige Vision wunderbar heraufbeschwört, sie rühren an das innerste Wesen des einsamen Königs, welcher auf dem Sterbebette seines Lebens Facit in jenen ergreifenden Worten zusammendrängte: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.

Die „Neuen Gedichte“ enthalten außer zwei kurzen Skizzen eine größere Novelle: „Die vergessene Hortensie“. Mehrfach werden des Dichters frühere Erzählungen durch ein zu starkes Überwallen seines lyrischen Subjektivismus beeinträchtigt: Ein übermäßiges Hervortreten lyrischer Stimmungen, jeweilig überwuchernd ein lyrisches In-sich-hineinsinnen, oder ein übermütig-satirisches Lachen; das alles freilich voll entzückender Improvisation des Tones; aber der epische Stoff macht doch häufig einen gleichmäßigeren Gang wünschenswert. Liliencron hat diesmal als Novellist seine lyrische Natur mehr im Zaum gehalten, und so waltet in der vorliegenden Novelle, die in ihrer einfachen Herzensinnigkeit wie eine schöne Blüte der Menschenliebe erscheint, fast durchweg jener schlichte, ruhige Ton, wie er der prosaischen Erzählung so gemäß ist.

Ein ganz anderes Gesicht zeigt der „Poggfred“, eine längere Dichtung in Ottaverimen, die in bunter Kette eine Fülle von episodischen Erlebnissen aneinander drängt.

Hier braucht Liliencron seiner lyrischen Natur keinen Zügel anzulegen; denn die Stanze macht in ihrer strophischen Abgeschlossenheit jenes durchgängige Erzählungskontinuum, das Prosa oder Hexameter verlangen, zur Unmöglichkeit; sie giebt dadurch dem romantischen Epos, welches sich ihrer mit Vorliebe bedient, eine gewisse lyrische Färbung.

So blieb Byron durchaus im Einklang mit dem innersten Wesen jener Gattung, wenn er in seinem Don Juan ihren lyrisierenden Charakter durch subjektivistische Zuthaten noch verstärkte; ja er stellte so erst ihr innerstes Wesen fest. Liliencron wandelt die dort vorgezeichneten Wege: er läßt seinem lyrischen Subjektivismus nach Herzenslust die Zügel schießen. So begegnet im Poggfred eine Fülle von stimmungsmäßigen Naturschilderungen: der dämmernde Sonnenmorgen, die herbstliche Feldeinsamkeit, die stürmische Dezembernacht, das an ein Thoma'sches Gemälde anklingende Liebesschloß, daneben kühne Bilder, wie die Leichenpyramide oder das seltsame Geschling der ineinander gewirrten Gespanne.

Vor allem aber ein häufiges Reflektieren verschiedenster Nüancierung, bald mit einem Anstrich blasiert aristokratisierender Superiorität, bald als ein halb unbewußt sich weiterspinnendes Sinnen oder als ein mehr oder weniger scharfes Ironisieren, das gelegentlich auch des eigenen Ich zu spotten liebt, bald die Reflexion zum lyrischen Vollklang gewandt, wie in jenen prächtigen Strophen, in welchen Liliencron das Lob der Liebe singt. Auch die Sprache trägt lyrisches Kolorit auf: neben der superioren Nonchalance des Reimes jeweilig französische Floskeln der Haut-volée, eine reiche Bildlichkeit und kühne Neubildungen, die freilich nicht durchweg als gelungen erscheinen.

Zudem tragen sie gelegentlich allzu große Härten in den Rhythmus; ja, der Dichter will sie der Ottaverime geradezu zur Pflicht machen, wenn er bemerkt:

Nur darf zu klinglingling nicht sein die Schande;
Drum Trochäus zu weiter bis ans Ende.

aber ich glaube nicht, daß diese Regel Beifall finden wird.

Ihrem Gehalte nach stehen die geschilderten episodischen Erlebnisse nicht auf gleicher künstlerischer Höhe. Am schwächsten erscheint entschieden das letzte Stück. Immer wieder lenkt der Dichter von dem Hauptthema ab, namentlich durch die Erzählung von dem begleitenden Pagen, die zudem durch ihren naturalistischen Realismus, der auf das Romantische gestimmten Ottaverime zu wenig ansteht. Es fehlt also an einheitlicher Komposition. Auch die Sprache erscheint nicht genügend gefeilt, mehrfach laufen matte Zeilen mit unter, die lediglich dem Zweck der Strophenfüllung zu dienen scheinen. Dagegen steht Liliencron in den vier ersten Gesängen auf der Höhe der Kunst. Von wie seltsamer Eigenart ist z. B. die visionäre Erscheinung des Puppentheaters mit den vier weltgeschichtlichen Heroen als tanzenden Figuren, eine bizarre Burleske, die den Leser trotz des anhaftenden absonderlichen Charakters durch ihre Gegenständlichkeit in ihren Bann zwingt. Ein novellistisches Meisterstück enthält der dritte Gesang, der Prosaerzählung „das Richtschwert von Damaskus“ verwandt, aber weit duftiger gesponnen und mit genialer Kunst die Grenzen zwischen Traumleben und Wirklichkeit verwischend. Möchte uns doch Liliencron in einem größeren strophischen Epos mit denjenigen Lebensschicksalen bekannt machen, die für seine Entwicklung als Mensch und Künstler bestimmend gewesen sind; so gewönne er zugleich für eine Dichtung in der Art des Poggfred den Gesichtspunkt, der zwischen den einzelnen Stücken einen ideellen Zusammenhang schüfe. Aber seien wir vor der Hand für die neuen Gedichte dankbar, und suchen wir daran ein Verständnis für Liliencrons großartigen Individualismus zu gewinnen. Ein quellfrischer Humor, der mit siegendem Lächeln über die in

enger Spießbürgerlichkeit eingewohnte Philistrosität hinwegspottet, unverwüstliche Lebenslust, in Leben und Liebe die rücksichtslos zugreifende Nonchalance des unbekümmerten Triebmenschen, sinnenfrische derbe Genußfreudigkeit oder wildestes, leidenschaftliches Ungestüm neben der eigensten innerlichsten Empfindungstiefe. Statt der Abstraktion die überströmende Fülle konkreter Eindrücke, ein unvergleichlicher Scharfblick für den Realismus der Erscheinung in Natur und Menschenleben, eine aus den melancholischen Reizen der Heimat emporschwellende Stimmung, die aus der Fülle der Einzelbeobachtungen wirkungskräftig emporklingt, und damit im Zusammenhange eine geheimnisvolle visionäre Phantasie, die sich aus der kongenial gestimmten Landschaft entbindet und deren dämonische Kühnheit um so verblüffender ist, als sie unserer Einbildungskraft das Seltsamste zum inneren Erlebnis zu gestalten vermag. Mit einem Worte — eine große, eine gewaltige, durch und durch selbständig geprägte Individualität.

Wäre es nicht endlich an der Zeit, daß der Kritik ein Verständnis für die überreiche Mannigfaltigkeit unseres Dichters aufdämmerte, anstatt, daß sie nach wie vor falsche Werte münzt, nach wie vor sich befleißt, Liliencron dem Publikum lediglich als den Lyriker der Debauche zu stempeln? Aber ob auch die Gegenwart mit ihren blöden Sinnen des Künstlers nicht achten will, die Nachwelt wird Richterin sein; sie wird wissen, wessen Stirne sie den immergrünen Lorbeer schuldet.





„Ich!"

Von Irma von Troll-Borostyáni.

(Salzburg).

Sei beruhigt, lieber Leser, nicht von meinem Ich will ich hier sprechen — und nicht von dem Deinen.

Jenes Ich, von dem heute die Rede sein soll, ist keine bestimmte Persönlichkeit, sondern . . . ja, wie soll ich es gleich sagen? — — es ist die Achse, um welche die Welt sich dreht, die treibende Kraft aller wollenden und handelnden Lebewesen, der letzte Urgrund alles dessen, was geschieht, was je geschehen ist und jemals noch geschehen wird, es ist Gott und Satan, Tugend und Laster, Heroismus und feige Schwäche, Herrschaft und Sklaventum, es ist das Höchste, Größte und Edelste mit dem Tiefsten,

Niedrigsten und Gemeinsten zugleich — es ist der innerste seelische Kern aller Kreatur, die letzte, oft tief verborgene Ursache jeder Gefühls- und Willensregung in der Tier- und Menschenwelt; denn es wohnt im Gehirn des höchsten Genies, wie in der Hülle des Wurms, der unter Deinem Tritte sich krümmt.

Und diese Milliarden und aber Milliarden Ich, sie wollen alle das gleiche: Glück.

Und diese nach dem Glücke des eigenen Ich ringenden Willenscentren haben den uralten und ewig neuen Kampf ums Dasein geschaffen, den dunklen Schoß der Sünde und des Leids.

Und wenn Sünde und Leid zu unerträglicher Schwere anschwillt, dann erheben sich die von den an List oder Stärke Überlegenen in diesem harten Kampf ums Dasein zurückgeschlagenen Massen gegen jene, um ihnen mit verzweifelter Anspannung ihrer Kräfte in wildem Ansturm die errungenen Vorteile zu entreißen.

Ôte-toi que je m'y mette! schreiben die Aufstände, Revolutionen, Freiheitskriege mit blutigem Finger in die Geschichte der Menschheit. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ klingt die stolze Devise der hungernden Anstürmler. Doch wenn sie die Rollen tauschen mit den Satten, Besitzenden, verstummt ihr Schlachtruf plötzlich. Nach Freiheit dürstet der Unterdrückte, nach Gleichheit der Verkürzte, nach Gerechtigkeit der Schwache, dem die Kraft fehlt, sich seine Rechte mit Gewalt zu ertrotzen. Der Starke, der Herrschende, der Bevorrechtigte trägt selten ein Verlangen nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, da er dabei nicht gewinnen, sondern verlieren würde. Freigelassene Leibeigene, die von amerikanischen Pflanzern als Sklavenaufseher angestellt wurden, zeichneten sich gegen ihre früheren Leidensgenossen durch größere Grausamkeit aus als die weißen Sklavenvögte.

L'état c'est moi, soll der vierzehnte Ludwig von Frankreich gesagt haben, und noch wird dieses Wort citiert als ein Beispiel autokratischen Größenwahnwitzes. Wenn es der wissenschaftlichen Technik, die uns bereits Berge und Gewässer auf fernen Planeten erblicken läßt und ungeahnte Geheimnisse des Mikrokosmos dem Auge enthüllt, wenn es ihr gelänge, ein Instrument zu erfinden, mittels dessen man klar und sicher zu erforschen vermöchte, was durch das Labyrinth der Menschenbrust wandelt in der Nacht, ein Koroskop, das die Mysterien der Menschenseele bloßlegte, wie das Mikroskop die feinsten Verästelungen des Nervengewebes; man würde mit Staunen die Entdeckung machen, daß es solcher Louis quatorze in Hülle und Fülle giebt, welchen — allerdings ohne es auszusprechen, ja meist auch ohne sich selbst dessen klar bewußt zu sein — ihr eigenes kleines Ich weit wichtiger ist nicht nur als der Staat, dem sie angehören, sondern

auch wichtiger als die ganze übrige Welt, und die, wenn es auf sie ankäme, tausende von Menschen würden mit Gemütsruhe leiden, ja zugrunde gehen lassen, bloß um dem wertgeschätzten Ich eine unbehagliche Stunde zu sparen.

Nicht Größenwahn zeitigt die Frucht derartigen Empfindens, sondern die Selbstliebe des „Ich“, deren seelisches Empfinden nicht weiter reicht als die Gefühlsnerven ihres Subjektes, die stumpf und empfindungslos ist gegen alles Leid und alles Wohlbehagen, das nicht unmittelbar dieses eigene Ich betrifft, die fähig ist, in einem mit dem Schmerz eines andern erkauften Zustand Befriedigung und Genuß zu finden.

„Wo die Lieb' erwacht, da stirbt das Ich, der dunkele Despot“ — sagt Friedrich Rückert sehr zart und sinnig. Aber dieses Wort, so duftig poetisch es auch klingt, doch nur in sehr beschränkter Bedeutung ist es richtig. Denn die Liebe im landläufigen Sinne des Wortes ist nicht der Gegensatz der Selbstsucht, sondern nur eine Maske desselben und oft nicht einmal eine sehr schöne. Freundesliebe, Eltern- und Kindesliebe, so opferfreudig und selbstlos sie sich auch geberden mag, ist doch in vielen, in den meisten Fällen der Ausfluß der oft ganz rohen Eigenliebe. Und die Geschlechtsliebe — —! Grattez le russe et vous trouverez le tartare lautet ein französisches, aber wie es scheint, von den modernen Franzosen vergessenes mot. Noch sicherer wird eine Variation dieses Spruches den Nagel auf den Kopf treffen: grattez l'amour et vous trouverez l'égoïsme.

Den Geschlechtstrieb dann L i e b e zu nennen, wenn er auf einen bestimmten Gegenstand konzentriert zu Tage tritt, ist baarer Unsinn. Denn die Liebe findet ihr Glück in dem des Geliebten, während der Geschlechtstrieb, unbekümmert um das Wohl und Weh des begehrten (ganz unrichtig des „geliebten“ genannten) Gegenstandes, nur seine eigene Befriedigung sucht. Man könnte vielleicht einwenden, dies sei nur bei dem Manne der Fall, bei der Frau sei's anders. Sie gebe seinen Wünschen nach aus wirklicher Liebe, d. h. ihm zu Gefallen, ohne dabei an sich zu denken. Dies scheint so. Aber thatsächlich handelt auch sie dem natürlichen, Befriedigung suchenden Triebe gemäß, doch — zumeist — unbewußt, während der Mann ziel- und zweckbewußt Befriedigung seines Begehrens sucht.

Die größten Verbrechen, mit welchen die Menschheit sich je geschändet, hat die Selbstliebe des Ich in brutalem Ringen nach Sättigung der beiden Grundtriebe aller Kreaturen, Hunger und Liebe verübt. Es giebt keine Missethat, keine Schmach im Leben der Einzelnen wie der Völker, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, die nicht, als auf ihre Wurzel, zurückzuführen wären auf rohe Gewaltthat des „dunkeln Despoten“ Ich. Um ihre verheerende Wirkung einzudämmen, um den Krieg aller gegen alle im wüsten und doch naturgemäßen Kampf ums Dasein nicht zur Selbst-

vernichtung des menschlichen Geschlechts emporwachsen zu lassen, ist eine Anzahl einsichtsvollerer Individuen auf den Einfall gekommen, Schutzgesetze aufzustellen. Sie und ihre Anhänger, deren Zahl die Erkenntnis ihrer bedrohten Existenz rasch vermehrte, wachten mit bewehrter Faust über deren Wahrung — und der erste Staat war entstanden. Seitdem ist man eifrig bestrebt, zur Erhaltung der sogenannten öffentlichen Ordnung, d. h. zum Schutze des Besitzes der Besitzenden, der Macht der Mächtigen, der Rechte der Bevorrechtigten, die in das Thränensalzwasser ungesättigten Hungers und geknechteten Freiheitsdranges getauchte Zuchtrute des Strafgesetzbuches durch Vermehrung seiner Paragraphen — immer den Anforderungen der jeweiligen sozialen Zustände entsprechend — stetig zu vergrößern, welche Wahrnehmung schon einen gewissen Wolfgang Goethe zu den staatslästerlichen Versen begeisterte (bei deren Niederschreibung er sicherlich von seiner eigenen künftigen Staatsministerschaft keine Vorahnung hatte):

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
. . . .
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

Da aber selbst die scharfsinnigst ausgeklügelten Strafgesetzparagraphen dem Hungernden keine Nahrung, dem Frierenden keine warme Kleidung und schützendes Obdach, dem Arbeitslosen keine Mittel zu genügendem Erwerb zu schaffen vermögen, so schreit man nach Religion, wie man bei Diebstahl oder Einbruch nach der Gendarmerie ruft. Die Furcht vor der Strafe Gottes soll helfen, wo die Furcht vor jener der Menschen nicht ausreicht. Die populär-wissenschaftlichen Werke, welche die Errungenschaften moderner Naturerkenntnis den breiten Schichten des Volkes zugänglich machen, unter diesen den Samen der Aufklärung säen, werden angeklagt, das Volk zu verderben. „Natur und Geist! so spricht man nicht zu Christen!" Der Atheismus wird bezichtigt, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zu nähren, Zündstoff zu liefern für ein beunruhigend aufflackerndes Ringen und Drängen der Massen, beim „Gastmahl des Lebens" auch ihr Teil zu bekommen, bei welchem — der Theorie einiger hochgelehrter Nationalökonomen zufolge — nun doch einmal für sie nicht gedeckt ist. Von religiösem Unglauben infiziert will die Summe der enterbten Ich noch während ihres irdischen Daseins am Tische des Lebens Platz finden und sich nicht mit dem halbvergessenen sanftmütigen Dichter Hölty mit der Hoffnung begnügen:

„Einst komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl."

Ja, die Religion soll helfen. Wie man Kindern Zuckerplätzchen verspricht, auf daß sie schön stille sitzen und nicht schreien und lärmen und Unruhe stiften, so soll das Vertrauen auf süßen Tugendpreis im seligen Jenseits das seinige thun, um Ruhe und Ordnung im Diesseits zu erhalten und bescheidene Zufriedenheit mit dem irdischen Lebenslose, im trostreichen Hinblicke darauf, daß, wer hier der Letzte war, dort der Erste sein werde.

Denn so groß ist menschlicher Edelmut, daß die, welche im Diesseits die Ersten sind, die Letzten nicht beneiden, die Letzten zu sein, wiewohl dieser Glücklichen das Diesseits harrt, wo sie die Ersten sein werden und das jenseitige Leben ewig währt und das irdische nur eine kurze Spanne Zeit.

Und um die entgötterte Welt wieder zurückzuführen zum sprudelnden Born des Glaubens, auf daß die Mühseligen und Beladenen mit dem Glauben auch fromme Ergebung tränken, die Bürde ihres Jammers stumm und willig zu tragen, darum wogt der Kampf so heiß um die geistige Besitzergreifung der Jugend, darum soll die Schule gewonnen werden, wo man den heranwachsenden neuen Geschlechtern das Brod des Wissens verabreicht, wo die junge Seele, weich und schmiegsam, von der Hand des geistigen Führers ihre festen Formen erhält, die sie nur in den seltensten Fällen später aus eigener Kraft umzugestalten vermag.

Aber trotz aller Anstrengungen wird es nicht gelingen, den Völkern die köstlichen Schätze des Wissens, welche die aufopferungsvolle Forscherarbeit ihrer geistigen Pioniere gehoben, wieder zu entreißen. Scheinerfolge von kurzer Dauer mögen von denen errungen werden, die sich bemühen, den natürlichen Entwickelungsprozeß der Menschheit zu hemmen, doch kein bleibender Sieg. Ein Strom läßt sich für Augenblicke stauen, aber nicht zwingen, nach rückwärts zu fließen.

Aus den mit mythologischem Epheu umrankten Ruinen einer zerbröckelnden Weltanschauung, die dem von der naturberechtigten Selbstliebe des Ich gerungenen Kampf ums Dasein keine Schlichtung zu bringen vermochte, nur die von ihm geschlagenen Wunden in einer schöneren Welt zu heilen versprach — aus ihren Ruinen wird die Erkenntnis einer möglichen Versöhnung erblühen. Einer Versöhnung durch die Erziehung der Menschheit zu freigewollter Gerechtigkeit, welche der Friede ist, der Gerechtigkeit, die dem Schoße der seelischen Befähigung, im Wohle des andern sein eigenes Glück zu finden, entspringt, auf welchem Wege die natürliche Selbstliebe des Ich in die Liebe zur Menschheit als in ihre höhere Entwickelungsstufe übergeht und jenes Dichterwort zur Wahrheit wird:

„Wo die Lieb' erwacht, da stirbt das Ich, der dunkele Despot."



Die Frühjahrs-Ausstellung der Münchner Sezession.

Von Oskar Panizza.
(München.)

Die sechsunddreißig jungen Künstler, welche vor Jahr und Tag das warme Nest der Künstlergenossenschaft verließen, um flügge zu werden und selbst Nester zu bauen und nach eigener Melodie zu pfeifen, sind jetzt zu der stattlichen Zahl von 298 angewachsen und besitzen an der Prinzregentenstraße ein stattliches, kostbares Heim, welches hohe Verzinsung beansprucht. Der Gedanke, einen solchen Palast nicht zu lang leer stehen zu lassen, sondern ihn mitarbeiten zu lassen an der Herbeischaffung der Jahresrente, war wohl das erste Motiv zur Veranstaltung einer mit aller Gewohnheit brechenden Frühjahrsausstellung; denn weder Zahl noch Bedeutung der hier versammelten Kunsterzeugnisse lassen ein anderes Motiv erkennen. Und, was wir noch mehr bedauern und was wir ganz besonders vermissen: es ist aus dieser Ausstellung unmöglich, sich ein klares Bild über die zum Durchbruch gelangende Hauptrichtung innerhalb der modernen Kunst — nur von dieser reden wir hier — zu machen. Zwar sprach jüngst der bayerische Kultusminister unter dem schallenden Gelächter von ganz München das geflügelte Wort: er könne in der ganzen Sezession überhaupt keine neue Richtung erkennen, wozu die retrograde ultramontane Kammermajorität Beifall gewährend das Haupt neigte; und es wäre sonach sehr kühn von uns, in der Sezession noch eine neuere und neueste Richtung aufkeimen sehen zu wollen. Aber zum Glück wissen wir alle, daß ein ultramontaner, bayerischer Kultusminister nicht notwendig von der modernen Kunst etwas zu verstehen braucht. Und so wenig wir es dem Papst übelnehmen, wenn er jüngst in seiner Encyklika uns ermahnte: wir sollten uns nicht so viel um die Erforschung der Naturvorgänge kümmern, das alles stünde in der Bibel, in den Kirchenvätern und beim heil. Augustin; so wenig nehmen wir es dem Kultusminister übel (dem eine geheime Inklination zu allem Päpstlichen nachgerühmt wird), wenn er uns versichert: die Sezession mit ihrer feinen Naturbeobachtung sei nichts neues; das alles fände man drüben im Glaspalast beim Defregger, beim Grützner und beim Heiligen Gabriel Max.

Wir wollen also versuchen, das spezifisch Neue, den eigentlichen sprossenden Keim in dieser Frühjahrsausstellung aufzufinden; und da wir, wie

schon bemerkt, kaum zu einer endgültigen Formel nach dieser Richtung kommen werden, so wollen wir wenigstens die Hauptrichtungen so gut es geht charakterisieren. Unsere Predigt teilt sich nach althergebrachter Sitte in drei Teile, und so unterscheiden wir 1) den grassen Materialismus, 2) das Moderne, 3) den Symbolismus. — Im Namen Uhdes, Stucks und der heiligen Sezession, Amen! — Also ad Eins: Der grasse Materialismus. Alle, Große und Kleine, Starke und Schwache, Dünn- und Dickhörige scheinen darüber einer Meinung zu sein, daß diese Richtung im Absterben begriffen ist. In Frankreich wie in Deutschland, in der Kunst wie in der Litteratur, bei M. G. Conrad wie bei Emile Zola. Letzterer schreibt uns jetzt ein Buch über Lourdes, wo der mirakulösen Richtung in der katholischen Kirche offenbar eine sehr feine Verbeugung gemacht wird. Und ersterer schrieb uns jüngst die „Beichte eines Narren", die, wie die Verlagsbuchhandlung ausdrücklich ankündigt, „frei von Realismen" sein soll. In der That, jener große Düngerprozeß, der in den materialistischen Kunstrichtungen gelegen war, und der absolut notwendig war, um uns wieder zur Natur zurückzuführen, und den durch Nachromantik, schematisierte Historienmalerei, Salontirolertum und ewiges süßes Pfaffengesichterschmunzeln gänzlich sterilisierten Boden wieder ertragsfähig zu machen, scheint vorbei zu sein, und wir dürfen wieder Blüten und Blumen farbiger Gattung erwarten. Von diesem Standpunkte aus mußten wir Bilder, wie z. B. Charles Vetters „Im Garten", wo nichts zu sehen ist, als leere Wirtstische und Bänke mit einigen Sonnenreflexen darauf; oder Hans Kohls „Im Stall", wo der Bildrahmen mitten durch eine weiße Kuh schneidet, die durch einen mehlgrauen Melker gemolken wird, und wobei ein großer Lichtreflex teils die Kuh, teils den Melker trifft; ebenso Richard Keils sonst stimmungsvolles „Interieur"; Hans Borchardts „Aus einer Bildhauerwerkstätte", wo man außer dem Gipskloß und der Stellage nichts zu sehen bekommt; und ein halbes Dutzend anderer Leinwande, die nur Hausdächer aufweisen mit ein paar Katzen darauf, — wir sagen nicht entfernt mit Abscheu — aber doch mit Mitleid betrachten. Hier ist wirklich ‚grasser Realismus', d. h. die realistische Wiedergabe ist höchster und letzter Zweck, und behagt sich in der erreichten Vollendung. Als ‚Studien' mögen diese Blätter für die Betreffenden von großem Werte sein, ja, wie es die genannte Richtung für den ganzen modernen Geistesprozeß war, ein unumgänglich notwendiges Durchgangsstadium; aber dem großen Publikum lehren diese Bilder heute nichts mehr neues. Und in der „Sezession" hätten wir sie lieber nicht gesehen. — Ad Zwei: Das Moderne. Man sage mir nicht, daß ich nur, um meine drei Predigtteile herauszubringen, das Moderne, diesen ewig wechselnden

Begriff, hier eingeführt habe. Nein, das Moderne ist, wie im Leben, in der Lebensführung, in der Lebensauffassung, in der Sprache, in der Geberde, so auch in der Kunst für uns heute ein spezifisches Erkennungszeichen geworden: Wenn jemand etwas sagen will und stolpert, und wird ausgelacht, erholt sich aber im selben Moment und bringt es nochmals in heftigerer, ungelenker Form, aber so vor, daß die andern vielleicht nicht wissen, aber ahnen, was er will, und verstummen, so liegt in dieser den andern sich imputierenden Form etwas Modernes. Wenn jemand häßlich ist und, weit entfernt, seine Häßlichkeit zu verbergen, sie aufdeckt und mit einer gewissen Pointierung des dahinter steckenden Geistigen sie zur Schau trägt, so finde ich darin etwas Modernes. Das Sich-Aufoktroyieren unter allen Umständen, das rücksichtslose Herauskehren des Individuellen, das Erfassen und Aufdecken des rein Geistigen in Menschen wie Erscheinungen, der Widerstand gegen jahrzehntelanges Ausgelachtwerden, um schließlich doch zu siegen, rein durch die Zähigkeit zu siegen — wie es der Sozialdemokratie passiert ist —, die Gleichgültigkeit gegen abgehauste Moralvorschriften, besonders solche, die das sogenannte Gute, oder Schöne, oder Edle, oder Wahre betreffen — in solchen und ähnlichen Definitionen versuchte ich heute, vor einigen Bildern der Sezession das ‚Moderne‘ als einen spezifischen Charakterzug zu erkennen. Da ist z. B. das „Selbstportrait“ von Paul Schröter: ein junger Mann, in dunkler Kleidung, die Palette in der Hand, eine sogenannte Tam ó Shanter-Mütze am Kopfe, einen Hornzwicker auf der Nase, starrt mit geistig angespannten Gesichtszügen in fast aggressiver Haltung auf den Beschauer heraus — ‚Er muß doch in den Spiegel schauen, um sich zu malen, und schaut nun in der Pose aus dem Bilde heraus!‘ — Nein, das konnte er in ruhigerer Seelenstimmung thun, bei geglätteten Gesichtszügen, und nach einer Photographie. Der Maler schaut in den Spiegel; er wird aber durch das ewige Anglotzen seiner eigenen Visage, welches immer mit Seelenfolterungen verknüpft ist, so nervös, so mißmutig, die Falten über den Augen verengern sich immer mehr, die Konvergenz der Sehachsen wird immer schärfer, so daß er uns zuletzt wie ein gehetztes Tier entgegentritt. Der Maler sieht diese Veränderungen im Spiegel und sein Mißmut verstärkt sich. Und die Miene wird immer häßlicher. Trotzdem malt er; malt sich so, wie er sich sieht; wie er vielleicht nur in diesem einzigen Moment ist: in dieser rücksichtslosen Selbstanalyse finde ich das moderne Moment. Er malt hier, wie die Croissant-Rust schreibt. Kein Detail wird geschont, wenn es zu noch schärferer Charakterisierung beitragen könnte. Es ist schroffster Realismus, aber im Dienste eines Höheren, eines Geistigen. Auch desselben Schröter „Porträtskizze“ gehört in dieselbe schonungslose Mache. Und auch seine „Kaffeeschwester“, so gemütlich und freundlich sie

mit ihrer Kaffeeschale herausnickt, die ganze Borniertheit und zugemauerte Hirnthätigkeit, die das Weiblein beseelt, muß sie in ihrem Gesicht uns zeigen. —

So möchte ich eine Reihe von Bildern absondern, die zwar den schonungslosen Realismus zur Schau tragen, aber damit eine Charakteristik erreichen, eine Schärfe der Analyse, eine Pointierung des Geistigen, die uns frappiert und die uns hindert, sie einfach unter dem Schlagworte des „grassen Realismus" abzuthun. Nicht alle tragen die heftige Gemütsbewegung wie Paul Schröters Bilder an sich. Viele zeigen uns eine ruhige Gemütsstimmung des Malers wie des Objektes. Aber das scharfe Zusehen ist allen eigen, und das Bestreben, die Seele des Objektes, sei es eine Person, sei es eine Landschaft, in nackter, unverschleierter Form uns vors Auge zu rücken. Uns werfen immer die Schöngeister vor: die moderne Kunst und Litteratur sei häßlich. Ist das unsere Schuld? Wir dringen nur bis zur Seele, bis zur letzten Herzensfalte, vor. Findet sich dort Häßlichkeit und Schmutz, was geht das uns an? Haben wir die Menschen gemacht? Wir malen sie bloß, beschreiben und entkleiden sie. Wendet Euch an den Herrgott mit Euren Beschwerden. Ihr glaubt ja an ihn! — Ich las einmal in der Ankleidezelle eines großen Freibades folgende cynische Äußerung eines Vorbesuchers: „Die Menschen waschen sich hier ihren Leib und das Wasser wird schmutzig davon; sollten aber dieselben Menschen einmal ihr Gehirn herausnehmen und es hier waschen, dann sollte man erst den Schmutz des Wassers sehen!" — Der Mann hatte ganz recht. Er wußte, daß tiefinnerst im Menschen noch immer das Tier, der Vierfüßler mit seinen gefräßigen Instinkten, steckt. Und er, der es erkannte, war vielleicht ein Idealist. „Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf." Gut! Wir wollen es aber erkennen, wollen es analysieren, alles ist nicht Dreck — wie der bekannte Maler der sibirischen Bergwerke, Schereschewski, immer am Schlusse seiner Sermone meint — aber vieles ist Dreck. Und den müssen wir im menschlichen Herzen, soll es sich um eine ernsthafte Analyse handeln, kennen lernen. Und keine Grimassen der Schöngeister oder Tugendbündler können uns daran hindern. —

Zu diesen seelenanalytischen, starkgeistigen, spezifischmodernen Bildern rechnen wir nun außer den schon genannten besonders die Arbeiten von Becker-Gundahl (München). Der rothaarige, hämisch meckernde, magere Kopf Nr. 276 „Männliches Porträt" läßt uns doch alle gefährlichen Eigenschaften sofort erkennen; und nur ein paar humoristische Lichter mildern diesen blitz-scharfen Inetellekt, mit dessen Besitzer ich, weiß der Himmel! nicht Tarok oder Schach spielen möchte. Aber alle übrigen Arbeiten Becker-Gundahls weisen dieselbe scharfe Note auf. Auch sein „Blinder Mann", der uns auffallend an französische Mache erinnert, gehört hierher.

Otto Piltz' (München) „Betschwester", Selzams (Utting am Ammersee) „Holländisches Mädchen", Laurentis (Venedig) „Mädchenkopf", Albert Kellers (München) „Bretagnerin", Sambergers Arbeiten und — last not least — Fritz von Uhdes helllachender Mädchenkopf, „Studie" betitelt, gehören, obwohl sie verschiedentlich andere Dinge betonen, hierher. Besonders des letzteren herzlich naive Arbeit — eben dieses lachende Mädchen — welches in so wohlthuender Weise an sein großes Meisterstück „Der Schauspieler" erinnert, kann nicht hoch genug gepriesen werden. Diese Dinge — sagen wir's offen — sind uns tausendmal lieber, und geben uns von Uhdes bestem Können ein besseres Bild, als die ewige Christus-Schreiners-Malerei, die Jungfrau-Maria-Nußweib-Malerei und die Apostel-im-Schlafrock-Malerei; eine Verquickung von Transcendentalem und Bäuerischem, die etwas spezifisch Gemachtes, Verstandesmäßiges, Pietistisches an sich hat. Dieses christliche Grumbirnmitleid haben wir gründlich satt.

Ad Drei: Das Symbolistische. Wir hofften, daß diese Note — der künftige Klang unseres Kunst- wie Naturempfindens — sich deutlicher auf dieser Frühjahrsausstellung zeigen werde. Wenigstens als Knospe, wie sie sich bereits in Paris zeigt. In der Romantik kann Deutschland nicht von fremdem Reis pfropfen. Hier war es stets für andere Länder tonangebend.

„O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!"

Freilich wird man nicht Symboliker, sondern man ist es. Und die, die heute als die Vordersten auf dem Plane erscheinen, waren früher nichts anderes. Nur das Publikum war damals anders und verhielt sich ablehnend. Böcklin und Thoma sind gar nicht erschienen. So blieb als Hauptrepräsentant nur Stuck, der ewige Stuck. Eigentlich neues hat er nicht gebracht, aber die alten Töne kühn und kräftig angeschlagen. Er besitzt derzeit die Gunst des Publikums im ausgedehntesten Maße. Alles bis auf die letzte Crayonzeichnung hat er wieder verkauft. Eine seiner kühnsten Arbeiten ist wohl der „Zauberwald", voll souveränen Künstlerbehagens: Durch einen finsteren Tann, durch dessen nackte Stämme verdächtige Eidechsen huschen, auf dessen Zweigen sich Papageien schaukeln, schreiten zwei Böcke mit Menschenleibern, Hirschcentauren mit urkräftig aufgereckter Menschenbrust und männlichen Köpfen. Und, sehen wir recht, der vordere schwarze Bock mit dem herkulischen Bau trägt auf stolzem Nacken Stucks Gesicht mit den schwarzen Guckern. Er lacht, und wir sehen seine blinkenden Zähne. Schlimmes hat er vor, oder schon vollbracht. Schlimmeres als Schlimmes: Mit leichter Handbewegung weist er den Beschauer nach rückwärts, wo ein zweiter, hellerer Bock ahnungslos daherschreitet, auf dem



bartlosen malefizmäßig eingebildeten Gesicht ein enormes — Hirschgeweih. — Was hier vorliegt, welcher irdische Vorgang diesem mythologischen Dämmerungsstück entspricht — wer kann es sagen? So rächt sich gegebenenfalls ein Künstler. So malte Michel-Angelo einen ihm verhaßten römischen Kardinal in seinem ‚jüngsten Gericht‘ unter die Verdammten. Und der zu Hilfe gerufene Papst erklärte, er könne nur aus dem Fegfeuer erlösen; über die Hölle habe er keine Gewalt. Und so wird den hellen, zahmen Herrn, der jetzt vielleicht ahnungslos in einem Münchner Kaffeehause sitzt und tarokt und renommiert, während — nun ja, während er nicht zu Hause ist — niemand aus dem Stuck'schen Zauberwalde mehr erlösen können. — Gleich neben Stuck hängt Albert Keller (München). Sollen wir diesen geistreichen Koloristen zu den Symbolikern rechnen? Sollen wir sein „Herbst"-Stück, wo eine lustige Schöne in einem himbeerroten Walde mit durchblitzenden ultramarinblauen Wolken die Brüste wonnig zusammenpreßt, für ein symbolistisches Stück nehmen? Entschiedener dürfen wir dies bei Wilhelm Volz (München), dessen „Madonna", „Eine Legende", und besonders das „Der Kranz" betitelte Bildchen mit seinen farbigen Nacktheiten uns belehrte, daß es in der Brust eines Künstlers noch andere Himmel giebt, als der alltäglich blaue oder langweilig graue in Deutschland. Auch Theodor Hummels (München) steingraues Isisbild „Pastell" gehört hierher, d. h. stammt aus einem anderen, als dem irdischen Lande. Und selbstverständlich kommt aus dem Märchenlande auch Ludwig von Hofmann (Charlottenburg) mit seinem „Am Walde". Aber der entscheidende Griff von diesem Künstler ist noch zu erwarten. Auch von Habermanns abgeschnittenem Märtyrerkopfe „Pastellzeichnung" mit seinen zu unsäglichem Mitleid stimmenden verklärten Zügen und aus dem Halse hervorsprießenden Blumen müssen wir hierherrechnen. Und gar bis in die spiritistische Region dringt Benno Beckers mit eminenter Stimmungsgewalt gemaltes „Im englischen Garten", wo ein weiblicher, statuenhafter Astralkörper im dicksten blauen Odlicht auf eine hellsteinerne Bank zuschreitet — zu welchem Zweck? — jedenfalls zu reineren Gelüsten, als sie in Stucks Zauberwald herrschen. — Und nun möge die

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,"

in der deutschen Kunst heraufrücken, um uns mit ihrem Ahnden und Entzücken dieses elende, ruppige Dasein zu verschönen. Das walte Apollo mit den neun Musen.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Vereinigungen zur Pflege guter Kammermusik — einer Gattung, in welcher der deutsche Kunstgeist sowohl schöpferisch wie ausführend unerreicht dasteht — haben durch den neuen Quartett-Verein, begründet und geleitet von dem vortrefflichen Violinisten der k. Hofkapelle Oskar Biehr, einen wertvollen Zuwachs erhalten.

Die in der verflossenen Konzertzeit veranstalteten vier Abende dieses Vereins haben sich durch sorgfältig ausgewähltes Programm mit weiser Abwechslung von klassischer, romantischer und moderner Stilart eine feine Zuhörerschaft im großen Museumssaale gesichert.

Ich hatte Gelegenheit, dem vierten Abend beizuwohnen. Die erste Nummer brachte eine Sonate für Violine und Klavier op. 24, II. von Emil Sjögren. Der junge nordische Tondichter war mir kein Unbekannter. Ich habe schon vor Monaten sein preisgekröntes „Erotikon", eine Sammlung von fünf durch Empfindungsgehalt und eigenartige rhythmische und modulatorische Ausarbeitung fesselnden Klaviersätzen, mit wachsendem Genuß gespielt, und im Salon der Mr. Renouf habe ich eine sehr interessante, durch Kraft und Lebendigkeit ausgezeichnete Sonate von Sjögren gehört.

Die von Oskar Biehr gespielte Violin-Sonate ist namentlich im Allegretto und Andante ein echt nordisches, durchaus charakteristisch gehaltenes Tongebilde von reizvollster Dämmerstimmung. Nur im Allegro fällt der Autor ein wenig aus der eigenen Sprache in die Mendelssohns, in gewisse pathetische Sentimentalitäten, die uns heute kein Vergnügen mehr erwecken. Oskar Biehr spielte seinen Violinpart mit eindringendem Verständnis und vollendeter Technik, ohne alle virtuosenhafte Aufbauschung, ruhig, elegant, vornehm. Am Flügel saß Dr. Otto Reitzel aus Köln. Sein Spiel wirkt besonders durch kraftvoll männliche Klarheit und Entschiedenheit. Ganz einzig schön trug er das Adagio aus einer mir unbekannten Sonate von J. W. Rust vor. Wie eine Anmerkung auf dem Zettel besagt, wirkte Rust im vorigen Jahrhundert in Dessau. Sind seine übrigen Werke so gehaltvoll und feingearbeitet wie dieses Adagio, so ist es wahrhaft zu bedauern, daß ein so edler deutscher Tondichter zu den Verschollenen gehören soll. Als Solist gab Dr. Reitzel die Beethovensche C-moll-Sonate op. 111 zum Besten, bekanntlich ein Werk, das der individuellen Auffassung und Ausdeutung weiten Spielraum gewährt. Ich habe manchen Teil dieser hervorragenden Klavierdichtung rhythmisch und dynamisch anders gehört, aber auch die Reitzelsche Weise hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. Reitzels Meisterschaft, verwickelte Themenführung in einem technisch überaus schwierigen polyphonen Stimmengewebe vollendet klar herauszubringen, ohne die poetische Stimmung zu beeinträchtigen, weist ihm eine erste Stelle neben unsern größten klassischen Klavierspielern an.

Von den übrigen Instrumental-Nummern erfreute mich aufs innigste das Schumannsche Quintett op. 44, an dessen meisterhafter Ausführung sich außer Biehr und Reitzel die Hofmusiker Leitner (Violine), Meister (Viola) und Höchner (Violoncell) beteiligten.

Reizvolle Abwechslung ins Programm brachte die hervorragende Altistin Frau Elisabeth Exter durch deutsche und italienische Gesänge, an denen die große Künstlerin

die Fülle und Pracht ihrer Stimme wie nicht minder den Adel ihrer Empfindung in ergreifender Weise bewähren konnte.

Summa: Biehrs Quartett-Verein hat sich glänzend in unser Musikleben eingeführt und die Sympathien aller echten Kunstfreunde erworben. Möge er blühen und gedeihen für und für!

Der Porgessche Chorverein hat uns zum Ausgang der Konzertzeit noch ein großes Los gewinnen lassen: eine imposante Aufführung der **Missa solemnis** von Beethoven, der „**Missa in D op. 123**“, wie sie der Meister ursprünglich bezeichnete, so schlicht und einfach wie das Werk als Kunstschöpfung hehr und gewaltig und als auszuführende Partitur riesig schwer ist. Eben ihrer riesigen Schwierigkeiten wegen bekommt man diese majestätische Messe selten zu hören. In München war sie seit einem Jahrzehnt auf keinem Programm mehr zu finden. Der Porgessche Chorverein, der Bahnbrecher moderner Kunstheroen, der uns mit der Zauberwelt eines Berlioz, Liszt, Wagner, Cornelius so innig vertraut gemacht, erachtete die Stunde günstig, einmal auch das machtvolle Tonwerk eines der gewaltigsten unter den klassischen Meistern würdig zur Aufführung zu bringen.

Es galt nicht nur die technischen Schwierigkeiten zu überwinden, sondern auch jene Reife in der Auffassung und Ausgestaltung der einzelnen Teile zu bewähren, die allein ein heutiges Großstadtpublikum willig macht, sich dem unerschöpflichen und ernsten Gehalt eines solchen feierlichen Tonwerkes in der rechten Stimmung zu nahen.

Mit unendlicher Sorgfalt hat der k. Musikdirektor Porges die Aufführung vorbereitet. Er hat seinen Chor durch Zuziehung von Mitgliedern des Lehrergesangvereins auf über dreihundert Sänger und Sängerinnen verstärkt und nach allen Seiten tüchtig eingeschult. Für das Soloquartett hat er den Meistersänger Heinrich Vogl gewonnen, an den sich die Damen Meta Hieber (Sopran), Selma Thomas (Alt) und Karl Bausewein (Baß) würdig anreihten. Der orchestrale Teil war von dem k. Hoforchester übernommen worden, die Orgel spielte Herr Organist Reidl, das originelle, süß ergreifende Violinsolo kam durch den Kammermusiker Max Hieber vorzüglich zur Geltung.

So gestaltete sich die Aufführung im k. Odeon unter Heinrich Porges' persönlicher Leitung zu einem musikalischen Ereignis ersten Ranges. Das Haus war vollbesetzt, der Beifall stürmisch. Dirigent und Solisten wurden durch Lorbeerkränze ausgezeichnet. Es war ein herrlicher Festabend der hehren Tonmuse.

Ein zahlreiches Publikum folgte der Einladung ins Museum, wo zum Gedächtnis des am 24. April 1893 verstorbenen Klaviervirtuosen und Tondichters Prof. Joseph Giehrl (den Nichtmünchenern hauptsächlich bekannt als ständiger Begleiter des Liedersängers Eugen Gura) von Schülern und Verehrern des unvergeßlichen jungen Künstlers ein Liederabend veranstaltet wurde. Unter den Mitwirkenden zeichneten sich aus die Sopranistin Marie Joachim (Tochter des berühmten Geigers), die Altistin Selma Thomas und der Baritonist Lippo Veit. Das Programm enthielt eine Anzahl feinsinniger Lieder des Gefeierten, außerdem Gesänge von Cornelius, Rheinberger, Zenger u. s. w. Eine auswärtige Verehrerin des heimgegangenen Meisters spendete 18000 Mk. zu einer Giehrlstiftung. Dirigent des Abends war Alfred Stumpf.

Nach löblicher Gewohnheit trat zum Schluß der Konzertsaison auch die k. Musikschule (jetzt „k. Akademie der Tonkunst“ höher betitelt) unter Mitwirkung von Mitgliedern des Lehrerkollegiums vor das weitere Publikum. Der große Odeonssaal war sehr gut besetzt. Es ist auch eine Wonne, die jungen frischen Leute beiderlei Geschlechts aus den Chor- und Orchesterklassen voll heiligen Eifers musizieren zu hören. An den

Geigerpulten standen ein paar prächtige Mädchen, selbstbewußt und gesittet, neben ihren männlichen Kollegen. Die gemischten Chöre von Haydn und Schumann (von letzterem namentlich „Schön Rohtraut" und das doppelchörige „Ungewisses Licht" wurden von den Oberklassen so charakteristisch, poetisch beseelt und klangschön zu Gehör gebracht, daß man bis ins Innerste erfreut war. Ja, die Kunst im Bunde mit der Jugend! Das Orchester spielte ganz vorzüglich den „Elegischen Marsch" von Josef Rheinberger und eine Serenade von Dvorak, Werke, die auch hinsichtlich der Erfindung und Verarbeitung einzelner origineller Themen fesselten. Eine Meisterleistung bot unser berühmter Geiger Benno Walter in der Beethovenschen Sonate in Es op. 12 Nr. 3 für Klavier und Violine, aber auch der junge Schmid-Lindner stellte am Flügel tapfer seinen Mann. Dieses Zusammenwirken von Alten und Jungen, von fertigen Meistern und zur Meisterschaft berufenen Schülern macht sich entzückend.

Ein geistreich ausgeklügeltes Capriccio von Saint-Saëns über allerlei dänische und russische Volksweisen für Klavier und Blasinstrumente (Flöte, Klarinette und Oboe) war ganz ergötzlich anzuhören. Die Vortragenden, lauter Virtuosen auf ihrem Instrument (die Herren Tillmetz, Hartmann, Reichenbächer und Bußmeyer) steuerten in der That ihr bestes Können und Empfinden bei, um der französischen Schnurre den Glanz echter Tonpoesie zu leihen. Der fröhliche Beifall war wohlverdient.

Der Lehrergesangverein hat in Kils Kolosseum einen bemerkenswerten Volks-Liederabend veranstaltet. Leider weiß ich davon nur vom Hörensagen. Der Münchener Lehrergesangverein hat bis jetzt noch nicht daran gedacht, einen Vertreter der „Gesellschaft" mit einer Einladung zu beehren.

Neben dem Lehrergesangverein und dem Porgesschen Chorverein glänzt als Dritter im Bunde Münchener Musikgesellschaften großen künstlerischen Stils der Oratorienverein. Diesmal lud er zu einer Aufführung von Max Bruchs „Odysseus", einer von W. P. Graff der Odyssee nachgedichteten Scenenfolge lyrisch-epischen Charakters in Oratorienform, das von den überreichen Genüssen der langen Konzertsaison schon hart mitgenommene Publikum ins Odeon ein. Und richtig, der große Saal war am Abend zur Walpurgisnacht dicht besetzt. Denn wer auch nicht Bruchscher Musik wegen kam, wurde wenigstens von dem Verlangen angezogen, die Solisten zu hören: Fräulein Emanuela Frank, die mit einer reizvollen, herzergreifenden Altstimme begnadete jugendliche Hofopernsängerin, im Theater selten und noch seltener in den rechten Rollen beschäftigt; Fräulein Anna Spielhagen, eine Anfängerin mit einer allerliebsten hellen Sopranstimme, die wie gesungener Sonnenschein klingt, wie geschaffen, uns mit der Anmut und Lieblichkeit einer Nausikaa zu bestricken; Meistersinger Eugen Gura als Odysseus, voll Kraft persönlichen Empfindens; Franz Dietler mit des Basses Grundgewalt; Ludwig Glötzle in der Rolle des tenorisierenden Hermes. Und die Darbietungen der Solisten wie nicht minder des zahlreichen, gut eingeübten Chores und des Hoforchesters unter Kapellmeister Gluths markiger Leitung befriedigten hochgeschraubte Erwartung. Es wurde alles sehr gut herausgebracht, und das dankbare Publikum applaudierte stürmisch. Den Löwenteil des Beifalls durfte Fräulein Frank nach ihrer großen Scene als Penelope „Ich wob das Gewand mit Thränen am Tage und löste es weinend zur nächtlichen Zeit" — der allerdings besten Arie des ganzen Werkes — für sich einheimsen. Ehrlich gestanden: Max Bruch und Odyssee, das reimt sich wie deutscher Philister und griechische Gottheit. Was der Komponist kraft seiner Natur, seiner technischen Schulung und vielgeübten Suada aus dem antiken Stoffe musikalisch machen konnte, das hat er fleißigst gemacht — es ist aber nicht sehr viel. Bruchs Wesen hat nichts Geniales, nichts Heroisches, nichts was nach klassisch großem

Stil aussieht. Seine Tonwerke dürfen darum auch nicht mit großen Maßstäben gemessen werden, wenn sie bestehen wollen. Unmittelbar packend wirken nur ganz wenige Stellen in diesem „Odysseus“, z. B. die Scene in der Unterwelt und die Begleitung zum Reigenspiel der Nausikaa. Alles übrige ist brave Kapellmeisterarbeit, nicht neu und nicht alt, wohllautend und nichtssagend, geschickt und unbedeutend, Musiziererei um des Musizierens willen, ohne stürmische Erregung des Gemütes und wühlende Leidenschaft, kurzum — l'art pour l'art, Klingklangl, Singisangl, Null für die Welt des Geistes in ihrem Sturm- und Werdegang.

Auch nachdem ich jüngst wieder in dem ausgezeichnet geschulten, von dem begabten Thuille geleiteten Männergesangverein „Liederhort“ Bruchs Scenen aus „Frithjof“ aufmerksam angehört, kann ich mein Urteil über diesen Komponisten nicht mildern. Er steht in seiner Art weiß Gott nicht höher als der selige Abt oder der selige Neßler. Nehme ich daneben ein Lied von einem Jungen, etwa von Wilhelm Mauke — welch' ein Abstand! Hier ist alles auf's feinste charakteristisch erfaßt, ganz mit persönlicher Seele erfüllt und in einer so neu und eigenartig anmutenden Tonsprache ausgedrückt, daß man freudig erstaunen muß; die Empfindung ist reich, stürmisch, die Leidenschaft echt, elementar mit fortreißend; unwiderstehlich für jedes künstlerische Gemüt. Ich empfehle zur Probe namentlich Maukes „Vier Lieder, ap. 12“ (München, A. Läuterer), Text von M. v. Stern, W. Walloth u. a. Modernen.

Von den Ereignissen im Münchener Opernleben will ich im nächsten Heft berichten.

* * *

Die Theater haben in den letzten Wochen allerlei Bemerkenswertes gebracht.

Zunächst einige Abschiede im k. Theater am Gärtnerplatz: Fräulein Häckl, eine anmutige, zuverlässige Sängerin, die nach Wien gegangen, Fräulein Paula Wirth, eine unserer modernsten Schauspielerinnen, die uns Berlin, und Fräulein Tetzlaff, die uns Hamburg weggekapert. Besonders Fräulein Wirth, echtes Künstlerblut, wird nicht leicht eine ebenbürtige Nachfolgerin finden.

Freilich, ersetzt werden sie alle, und dem abwechselungsgierigen Publikum gefällt jede neue Larve. Und wer gerade auf den Brettern steht und die Komödianterei und Mätzchenmacherei nur einigermaßen los hat, reißt in dankbaren Rollen das Volk zu Begeisterungsausbrüchen hin. Der große Hause der Theatergänger ist ja so unglaublich anspruchslos — und die Kritik der Tagesschreiber nicht minder. In dankbaren Rollen kann man ihnen jeden beliebigen „Künstler“ von einiger Routine servieren und die „Leistung“ wird großartig, unübertrefflich u. s. w. gefunden. Dankbare Rollen her, dann geht alles!

Davon konnte man sich wieder beim Gastspiel des Altmeisters Friedrich Haase im Hoftheater und bei der Besetzung der Sardouschen „Madame Sans-Gêne“ überzeugen. Friedrich Haase brachte zwei Stücke mit, die nur zwei Haase-Rollen waren. Schönthans „Das goldene Buch“ und Claars „Die Schwestern“ sind litterarisch und künstlerisch von einem Kaliber, das jede ernste Kritik entwaffnet. An Nichts ist kein Wort zu verlieren. Wer nichts auf die Wage legt, kann nicht gewogen werden.

Das Publikum schimpfte über die Stücke und trank sich mit den Augen einen Begeisterungsrausch an der Rolle. Die Zeitungskritik desgleichen. Das nennt sich dann Kunstliebe, Kunstverständnis, Kunsturteil. Als ob es eine Kunst gäbe außer der Harmonie aller Teile des als geistiger Organismus gewachsenen Kunstwerkes. In Wahrheit liegt die Sache so, daß wer als Kunstfordernder und Kunstgenießender das Stück ablehnt, auch die Rolle ablehnen muß und den Spieler, der sich im Ensemble als Solist auftrumpfen will, dazu. Aber wo wäre bei diesen

Leuten jemals der Wille und Trieb zur Kunst gewesen, wo sich's bloß um Theaterspielerei handelt.

Drum steht auch im Reigen der Künste das Theater mit seiner vorgeblichen Menschendarstellungskunst am weitesten zurück. Und heute, wo alles frisch zu neuen, lichteren Höhen emporstrebt: Dichtung, Musik, Malerei, Architektur, da gefällt sich das Theater in den plattesten Gewöhnlichkeiten des Ewiggestrigen. Das Unzulängliche und Banale, sonst allem wahrhaften Kunstsinne ein Greuel, hier wird's befriedigt bejubeltes, mit den höchsten Preisen bezahltes Ereignis. Überall lautet die Forderung: Seelenkunst, Empfindungskunst, Neugeburt der Kunst aus dem neuen Geiste — nur im Schauspielhause hört man wenig oder nichts davon. Überall besteht man auf dem Verlangen: Gieb uns ganze Persönlichkeit, ganze Eigenart, wenn du uns echte Kunst bieten willst — nur im Theater begnügt man sich bettlerhaft mit Rollen.

Daher haben die Rollen- und Maskenspieler und ihre Partnerinnen, die Toilettenspielerinnen, immer noch gute Zeit, und der ältesten Routine blühen noch die Tage der Rosen. Und diese gute Zeit wird dauern und die Rosentage werden blühen, solang die Theaterkritik durchschnittlich nicht Kunstkritik, sondern Laiengeschwätz und phrasige Ruhmredigkeit ist. Die Anforderungen, die diese Pseudokritik an die Darsteller, die sogenannten Bühnenkünstler, stellt, sind eben laienhaft bescheiden. Von einem eindringenden Urteil, von einer psychologisch und dichterisch begründeten Analyse findest du kaum die Spur. Nicht sichere Empfindung, nicht gereiftes, umfassendes Verständnis, nicht dem Ideal zugewendeter Hochsinn formuliert den Richtspruch über das Geschaute und Erlebte, sondern die Gewohnheit des beruflichen Auftrags. In den meisten Fällen wenigstens. Darum giebt es nur summarische Zensuren, nur Lob oder Tadel über alles Maß hinaus. Und damit sollen die Schauspieler, Regisseure und Bühnenleiter angehalten werden, einmal über die kluge, verständige, effektvolle Mache hinaus zur echten, ehrlichen Menschendarstellungskunst vorzudringen? In alle Ewigkeit nicht.

Also auch das war wieder an dem vielbestaunten Können des alten Virtuosen Haase für den feineren und anspruchsvolleren Kunstfreund bis zur Peinlichkeit zu spüren, wie erschreckend dürftig, wie natur- und empfindungslos, wie jedes großen Zuges und jeder erschütternden Tiefe bar diese Virtuosenkunst ist. Ein Feuerwerk, eine bunte Blendung — aber nichts, was Geist und Seele als neuen Gewinn mit nach Hause nehmen könnten. Eine bemalte und vergoldete hohle Nuß ist nicht kernloser, als diese Kunst, die unter Gebildeten eigentlich nur dem Antiquar einigermaßen interessant sein sollte. Aber das Volk jubelt. Und Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Aber der Gott ist auch danach.

Ich bin Skeptiker und möchte dem Volke nicht unrecht thun: Jubelt wirklich das Volk? Ist es wirklich von dieser Kunst begeistert? Sind die paar tausend Menschen, denen die Theatergängerei Gewohnheit und ein Abonnentensitz standesgemäßer Luxus ist, wie ein Austernfrühstück mit Champagner, überhaupt das Volk?

Mit Nein beantwortet, verbietet sich's dann von selbst, all' diese Dinge wichtig oder gar tragisch zu nehmen. Denn in der Kulturentwicklung des Volkes spielen sie dann überhaupt keine Rolle mehr, sondern sind einfach Symptome für das Maß und die Art von Geschmack und Geist jener kleinen Gesellschaftsgruppen, deren Gewicht in der Schwere ihres Geldsackes beruht und deren Bedeutung nur scheinbar dem Umfange ihres Zerstreuungsbedürfnisses entspricht.

Ich will aber die Frage offen lassen. Sie wird überhaupt nicht mit einem runden Ja oder Nein zu beantworten sein, am wenigsten heute, wo alle sozialen Zustände in fortwährender Verschiebung sind.

Nach dieser Abschweifung noch einmal kurz zur Sache zurück.

Die Regie der „Madame Sans-Gêne" am Hoftheater ist glänzend, alles klappte vortrefflich. Wer den Regieführer kennt, weiß auch im Voraus, ohne einen Blick auf den Theaterzettel, wie die Rollen besetzt sind. Fragwürdig, im Geist des Rollenmonopols, das seit Jahren im Hoftheater herrscht, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, vielleicht durch eine andere, nichtmonopolistische Besetzung gewissen Figuren und Scenen mehr künstlerische Eigenart, mehr Erfinderglanz und geistreiche Überraschung abzugewinnen und dadurch das Stück und den Gesamteindruck schauspieltechnisch auf eine höhere Wertungsstufe zu treiben.

Denn wenn einmal, wie es gewohnter schlechter Stil ist, Rollenspielerei statt kunstvollendeter Menschendarstellung im runden Lebensbild beliebt wird, so sollte bei der Besetzung zu allererst wenigstens die Frage stehen: Wer ist imstande, gerade aus dieser Rolle in diesem Zusammenhang der Handlung das denkbar Erfreulichste und Charakteristischste, das erreichbar Künstlerischste und Überzeugendste zu gestalten? Wer bringt gerade für diese Rolle die wünschenswerten Eigenschaften in reichster Fülle mit, um dem Talmikunstwerk des Schriftstellers wenigstens den echten Goldglanz schauspielerischer Vollendung zu leihen?

Aber diese Frage steht — bei dankbaren Rollen — weder zuoberst noch zuunterst auf der Tagesordnung des Regieparlaments; denn sie ist im Voraus entschieden durch das Monopol. Kollege X, Kollegin Z, die lieben, guten Einzigen! Für die Bühnenmitglieder, denen keine gütige Fee schon an der Wiege von dankbaren Rollen gesungen und vom Segen des unantastbaren Monopols, sind diese „Kollegen von den dankbaren Rollen" natürlich Gegenstand der herzlichsten Empfindung, der kameradschaftlichsten Verehrung, und für das Publikum ist es eine unbeschreibliche Wonne und eine nie versiegende Quelle schauspielerischer Belehrung und psychologischer Erkenntnisse, immer dieselben Lieblinge in immer denselben dankbaren Rollen an immer derselben Stelle zu sehen. Und für die Theaterleitung ist es eine enorme Bequemlichkeit und künstlerische Gewissenserleichterung, immer dieselbe unfehlbare Größe zur Hand zu haben und ihrer nie zu sättigenden Eitelkeit billigen Weihrauch zu spenden.

Für den Kunstfreund ist diese Gepflogenheit, von allem übrigen abgesehen, wenigstens langweilig und auf die ewige Dauer einfach scheußlich. Aber was liegt am Kunstfreund und seinem Spezialgeschmack!

Nachdem ich „Madame Sans-Gêne" auf der Hofbühne in der bekannten Monopol-Besetzung sattsam genossen, hege ich nur den brennenden Wunsch, diese französische Napoleonsposse zum Nachtisch auch einmal am Gärtnerplatz zu sehen, und zwar in der ganzen fröhlichen, derben, rustikalen Urwüchsigkeit, mit der man dort solche Sachen spielen kann. Nach der eleganten Chromolithographie die Kohlenzeichnung — wenn einem doch einmal das impressionistische Aquarell- oder Ölbild vorenthalten bleiben soll. Das Gärtnerplatztheater hat überdies in seiner genialen Soubrette Charlotte Grüner eine Schauspielerin wie geschaffen für die Madame Sans-Gêne. Außer ihr wüßte ich in München noch zwei Hofschauspielerinnen, die nach der Seite der körperlichen Erscheinung wie nach der Seite des seelischen Empfindens und des frisch quellenden Humors die Monopol-Sans-Gêne erheblich in den Schatten stellen würden. Denn, alles was recht ist, aber das ist nicht sakrosanktes Gesetz, das die Madame Sans-Gêne, wie sie uns Sardou als kleine lustige Hexe schildert, Grenadiergröße, dazu noch die

frauenhafte Fülle und statt des echten Waschermadelhumors die outrierte Laune und Koketterie der Salondame haben müsse.

Was uns hier als Madame Sans-Gêne zu glauben und zu beklatschen vorgestellt wird, ist ja vielfach amüsant, komisch, kräftig, wo zufällig die Worte und Situationen des Stückes amüsant, komisch und kräftig sind ohne persönliches Zuthun der Spielerin. Anderes ist, obwohl geschickt gemacht, doch nur bekannte Routine, und mit der eigentlichen Madame Sans-Gêne der Sardouschen Komödie zeigt uns die ganze Leistung verteufelt wenige Ähnlichkeitszüge. Und schließlich wär's kein gar so unbilliges Verlangen, wenn denn doch einmal Sardous neueste Boulevardspäße gespielt werden sollen, uns die Titelheldin nach der Zeichnung des Dichters und nicht nach dem total abweichenden Geschmack des Monopolwächters zu geben. Wenn eine Intendanz das Glück hat, über mehrere hervorragende Mitglieder zu verfügen, denen eine Rolle vorzüglich liegt, so ist es durch nichts gerechtfertigt, die Rolle einem Mitgliede anzuvertrauen, dem sie am wenigsten liegt. Hier ist das Monopol nicht bloß eine Ungerechtigkeit, sondern zugleich ein antikünstlerischer Schnitzer.

Vielleicht entschließt sich Monsieur Coquelin aus Paris, dem das k. b. Hof- und Nationaltheater für den Sommerferienmonat eingeräumt worden ist, uns mit seiner echtfranzösischen Truppe auch eine echtsardousche Sans-Gêne zu bescheren.

Julius Schaumbergers modernes Schauspiel „Die neue Ehe", das noch im Frühjahr gegeben werden sollte, wurde für den Herbst zurückgelegt.

* * *

Im Kunstbericht des Maiheftes ist mir eine Namensverwechselung entschlüpft, die ich eiligst richtig stellen will. Das auf S. 663 und 664 besprochene Kolossalgemälde „Der Abschied der Verbannten am Grenzstein von Sibirien" ist nicht von Alexander Sereschefski, sondern von Alexander Sochatschefski.

Über die zur Zeit vielbesprochene Schacksche Galerie werde ich im nächsten Hefte einige Randbemerkungen bringen, mit Schlaglichtern auf das Münchener und Berliner Kunstleben der höheren Gesellschaftskreise.



Berliner Theater.

Von Paul A. Kirstein.

(Berlin.)

Als im Oktober 1889 zum ersten Male Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" über die Bretter ging, da war es, als ob ein allgemeiner Wirbelwind urplötzlich die Ruhe und die Lethargie der deutschen Bühne zerstört hätte. Von allen Seiten kamen die Menschen, und jeder fühlte sich auf einmal verpflichtet, dem Theater ein größeres und besonderes Interesse zu widmen, als dies bisher der Fall gewesen war, und fast schien es, als sollte nun, mit einem Ruck, das Theater seinem eigentlichen Ziele zugeführt werden: Volksbildungsstätte, und nicht Volksbelustigungsstätte zu



sein. Aber man hatte sich getäuscht. Wie jedes Elementarereignis auf der einen Seite für nützlich, auf der andern für schädlich erachtet wird, so standen sich auch hier die Parteien bald wie Hund und Katze gegenüber. Die einen stritten freudig für, die andern wild erbittert gegen, und die Waffen, die dabei in Anwendung kamen, waren fast noch elender, als das Elend, das uns auf der Bühne gezeigt wurde.

Aber das konnte der nun einmal entstandenen „neuen Richtung“ nicht mehr schaden! Auf Hauptmann folgten andere mutige Männer, die in nüchtern klarer Weise das Leben schilderten, wie sie es sahen, wie es war. Doch war es immer nur ein kleiner Teil des Publikums, der an dieser neuen Kunst Geschmack fand und ihren Nutzen einsah; die kompakte Majorität hielt sich noch scheu und unsicher zurück, bis endlich Sudermann, der es kluger Weise verstanden hatte, das alte mit dem neuen zu verbinden, mit seiner „Ehre“ auch bei dem großen Publikum Stimmung für die neue und gerechte Sache machte.

Selbstverständlich erforderte diese neue Bühnenlitteratur nun auch neue, andere Darsteller. Es handelte sich ja darum, die aus der Wirklichkeit aufgegriffenen Gestalten mit Leben, mit Fleisch und Blut zu versehen, und sie glaubwürdig, so daß sie jedem bekannt und verständlich erscheinen, vor uns hinzustellen. Auf daß wir sie prüfen und begreifen können; auf daß wir ihre Fehler entschuldigen, und ihre Schwächen nachsichtiger beurteilen lernen. Und darin besteht meiner Ansicht nach hauptsächlich der belehrende und nützliche Zweck des Theaters; denn alles verstehen können, heißt ja nichts anderes, als alles verzeihen können. Und Verzeihung und Entschuldigung thäte unserem haß- und racherfüllten Zeitalter gewiß Not!

So steht denn auch messerscharf unter den Alten und den Jungen eine Scheide, über die keines von beiden hinwegkam. Der Alte wird immer pathetisch deklamieren, und der Junge wird immer menschlich sein wollen, selbst wo der Dichter etwas nicht menschliches, etwas phantastisches geschaffen hat. Dadurch werden beide nie zu ihrem Ziele kommen, nämlich das darzustellen, was der Autor beabsichtigt hat. Beide werden den Stil der Dichtung verrücken, und beide werden so etwas geben, was vielleicht an und für sich ganz nett, aber nun und nimmer das richtige ist! Denn den Stil der Dichtung einzuhalten, bleibt doch immer die Hauptsache der ganzen Schauspielkunst. Sicher ist, daß die Leute der Rokokozeit sich anders gegeben haben, als die modernen; daß selbst ihre Sprache eine andere und wahrscheinlich langsamere und pathetischere gewesen ist, als jetzt. Wir pflegen uns ja auch im Ballanzuge anders zu geben, als z. B. des Morgens in Unterhosen; eine Frau mit hohen Hacken pflegt ja noch heutzutage für uns ein Bild der gezierten Zierlichkeit zu sein, und nun bedenke man die Rokokozeit, in der man die überhohen Hacken sogar noch grün und rot umkleidete! Es fehlt eben bei beiden die künstlerische Unterordnung, die bei der völlig unselbständigen Schauspielkunst die erste und die Hauptbedingung ist.

Wenn nun ein alter, sonst hochbewährter Schauspieler sich nicht in den Stil der modernen Stücke finden kann, so liegt das eben daran, daß dieser Stil kein fest umgrenzter, mit Namen zu bezeichnender ist, und daß sich seine Wiedergabe nur einzig und allein auf Beobachtung und auf psychologisches Nachdenken stützen kann. Auch stört ein sonores, auf Klingen geradezu hinausgearbeitetes Organ effektiv dabei! Selbst die edle Sprache und die großen, schönen Gesten sind nicht recht am Platze, denn dadurch kommt für den Zuschauer etwas fremdartiges, unnatürliches in die darzustellende Figur. So pflegt man sich im Leben gemeinhin nicht zu benehmen. Allem voran aber fehlt besonders die Gewohnheit, und die Erkenntnis dessen, worauf der moderne Autor hinaus will, liegt einem solchen auch fern.

Deshalb hat auch Herr v. Sonnenthal, der erste Schauspieler des „Wiener Hof-

burgtheaters", bei uns wenig gefallen; in den modernen Stücken sogar gar nicht. Er gastierte im „Neuen Theater" und wollte bei erhöhten Preisen eigentlich nur „Sündige Liebe" von dem Italiener G. Giacosa (Deutsch von dem bestens bekannten Übersetzer Otto Eisenschitz), und Ibsens „Volksfeind" spielen, doch bald gab er „Vater und Sohn", „Die Journalisten" und Bauernfelds „Aus der Gesellschaft" zu. Aus dem ursprünglich für vier Wochen geplanten Gastspiele wurden drei; die Preise wurden auch herabgesetzt, und trotzdem ging das Publikum nicht so hinein, wie man es eigentlich bei einem Gaste wie Sonnenthal erwarten durfte. Dies zur äußeren Charakteristik des Gastspiels.

Giacosas „Tristi amore" — wohl besser „Unglückseliges Lieben" als „Sündige Liebe" genannt, ist eins von jenen modernen Dramen, bei denen die Hauptsache zwischen den Zeilen liegt, also durch stummes Spiel zu charakterisieren ist. (Auch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem alten und dem neuen! Früher pflegte man jedes Gefühlsmoment breit auszukramen, jetzt läßt man es einfach erraten, und die Wirkung ist eine natürlichere und doppelt große!) Der Hauptinhalt ist: Ein Notar hat sich mit einem Advokaten zu gemeinsamer Thätigkeit liiert, und der Advokat hat mit der Frau des Notars, die in ganz glücklicher Ehe lebt, aus „unglückseliger Liebe" ein rein platonisches Verhältnis, das sich allerdings bis zum Küssen gesteigert hat. Alle drei sind aber nichtsdestoweniger höchst achtbare und brave Menschen, denen eben nur das Kismet einen Streich spielt. Der Advokat will, nachdem sein Vater, ein verlumpter Aristokrat, die Thatsache entdeckt hat, sofort die Stadt verlassen; er teilt seinen Plan unter Angabe eines nichtigen Vorwandes dem Notar mit, und als dieser ihm in freundschaftlicher Aufwallung über das Dumme seines Vorhabens Vorwürfe macht, erfolgt in einer ganz ausgezeichnet ausgeführten Scene die Entdeckung. Der Advokat und die Frau des Notars, die von dem allen weiß, geraten in Widersprüche. Der Notar wird aufmerksam, er fängt an zu inquirieren. Er fragt seine Frau, der Advokat antwortet. Er fragt umgekehrt — dasselbe Spiel! Und so, indem die beiden Geliebten immer einer für den andern eintreten wollen, entdeckt er die ganze Sachlage. Ein großer, moderner Schauspieler, wie Emanuel Reicher z. B., hätte aus dieser einen Scene, in der zwischen jeder neuen Frage ein weiter Gedankensprung liegt, eine solche Wirkung herausgeholt, daß das Stück, selbst wenn es sonst schwach gewesen wäre, einen großen Erfolg errungen hätte. Sonnenthal konnte die Scene nur einfach, wie er alles andere spielt, spielen. Er brachte die Sätze, ohne besondere Merkmale, mit etwas höher geschraubtem Organe, glatt hintereinander, und brach dann zum Schluß mit dem üblichen Theateraufschrei „in Schönheit" auf einem Stuhle zusammen. — Der Schluß des Stückes bringt keine großen Überraschungen. Die Frau will mit dem Advokaten, wie es der Notar, sogar merkwürdigerweise, erwartet — er geht zu diesem Zweck ein bißchen auf die Gasse — entfliehen, entschließt sich aber des Kindes halber dann zu bleiben. Nur wegen des Kindes — denn der Mann trennt sein Bett und seinen Tisch ganz von dem ihrigen. Ob das für das Kind nun besser ist, von uneinigen Eltern zusammen erzogen zu werden, oder von dem einen Teil ohne den andern, will ich im Moment nicht entscheiden. Das mag sich jeder nach seiner Façon richten! Sicherlich hätte das Stück ohne Sonnenthal einen besseren Erfolg gehabt. So ist es schon wieder abgesetzt, und wer weiß, wann und wo es wieder auftaucht.

Schlimmer ging es Sonnenthal mit dem „Volksfeind". Abgesehen davon, daß seine Kraft für diese mächtige Rolle nicht mehr ausreichte — er verzerrte die Figur auch so, daß sie kein Mensch wiedererkannte. Aus einem ehrlichen, überzeugungstreuen Soziologen machte er einen ehrsamen, pedantischen Schulmeister. Er schimpfte nie, er dozierte nur; vor dem von Ibsen gern angewandten Wort „Schweinerei" machte er

stets eine Entschuldigungspause. Es schickt sich ja nicht, in anständiger Gesellschaft so etwas zu sagen! Kurz und gut, die Leistung war ganz und gar verfehlt. Na — er wollte uns eben auch mal modern kommen!

Zu bemerken wäre noch, daß auf seinen ausdrücklichen Wunsch nicht das sehr temperamentvolle Frl. Bertens, sondern das etwas mehr sentimentale Frl. Sandow die Frauenrolle in „Sündige Liebe" spielen mußte. Nun, die sehr talentierte Schauspielerin fand sich damit ab, wie sich eben ein Talent mit einer der Individualität nicht zusagenden Rolle abfindet. Besonders aber fielen neben Sonnenthal die beiden Herren Rittner und Jarna auf. Sie sind auch von der ganzen Presse gebührend anerkannt worden.

Über die anderen Rollen brauche ich ja nichts mehr zu sagen; es weiß ja jeder, wie Sonnenthal sie spielt: Unmenschlich — schön!

Ungefähr um dieselbe Zeit erschien der Paulton'sche englische Schwank, „Niobe" betitelt, in freier Bearbeitung von Oskar Blumenthal, auf der Bühne des Lessingtheaters. Mit weniger Witz als Witzen zeigt er eine Gegenüberstellung des klassischen Altertums und der modernen Jetztzeit. Wären die Witze nicht auch zu klassisch, und wäre die Idee etwas konsequenter und erschöpfender durchgeführt, so hätte sich wirklich eine gute Satire ergeben können, so ist es einfach eine amüsante Sache, die man heute sieht und morgen vergessen hat, ganz so, wie es Herrn Dir. Blumenthal gefällt. Seit Monaten läßt er darum auch nur Frl. Groß als „Madame Niobe sans gêne" über die Bühne gehen, und die, mal oben nichts, mal unten nichts, und mal auch in der Mitte — kein Korsett . . . . die sieht sich jeder gern immer wieder an.

Im übrigen ist der englische Schwank, der in Wien so angenehm durchfiel, hier zu einem „Traum" umgewandelt worden, damit er — ich muß lachen — dem Publikum verständlicher wurde! —

Im Schauspielhause kehrte zu Ostern Herr Friedrich Haase ein, und dieser Osterhase ist heute noch dort. Er selbst und seine Rollen sind so ewig schon bekannt, daß sie für die heranwachsende Generation schon klassisch sind. Deshalb soll man nichts gegen sie sagen . . . . . .

* * *

Das war die Lage der Berliner Theater ungefähr Mitte April*). Seitdem hat sich wenig verändert.

Das „Deutsche Theater" brachte noch als letzte Novität der Saison und als letzte überhaupt unter der Direktion L'Arronge, das dreiaktige Lustspiel „Geographie und Liebe" von Björnstjerne Björnson heraus. Ein alter Professor vernachlässigt über dem Studium der „Geographie" seine reizende kleine Frau. Das führt zu allerlei Mißhelligkeiten, die schließlich damit enden, daß die Frau des Professors Haus verläßt. Nun wird ihm, durch ihre Abwesenheit natürlich — es konnte ja nicht anders sein — die wohlthuende Wirkung seines „Sonnenscheinchens" klar, und kurz und gut, zum Schluß des dritten Aktes ist sie wieder da. — Das Stück fand in seinen ersten beiden Akten ziemlich lebhaften Beifall, im dritten Akte, dem man die häufige Umarbeitung nur zu sehr anmerkte, ließ er nach. Alles in allem, kein großer, lebenskräftiger Erfolg. —

Am 29. April fand dann noch im Residenztheater eine Matinée statt, in der das Erstlingswerk von Paul A. Kirstein, ein dreiaktiges Schauspiel „Zerstörtes Glück", über das an anderer Stelle berichtet werden soll, zur Aufführung kam. Das Stück

*) Wegen Raummangels konnte der Bericht bis hierher in der Mainummer nicht mehr erscheinen.

siedelte sofort in das Abendrepertoire des „Neuen Theaters“ über, und wurde gleichzeitig von mehreren großen Provinzbühnen zur Aufführung angenommen. Im September soll es auch in Italien zur Aufführung gelangen.

Das ist alles, was uns der Rest der Saison noch an Novitäten gebracht hat. Die hiesigen Bühnen fristen ihr kärgliches Dasein zur Zeit nur von Wiederaufwärmungen. Das Lessingtheater, das man nach seinen größten Erfolgen „Fall Clemenceau“, „Ehre“, „Sodoms Ende“, „Madame Sans-Gêne“, „Niobe“ eher das Theater der „Korsettlosen“ als der „Lebenden“ nennen sollte, studierte nach seiner Moskauer Spritztour „Die Kreuzelschreiber“ und den Valabrègue'schen Schwank „Immer zerstreut“ ein, ohne damit besondere Sensation zu erregen. Direktor Lautenburg grub für seine beiden Theatergeschäfte „Das Eheglück“ und den alten — schon wirklich „seligen Toupinel“ aus, doch auch ihm half das nicht wesentlich. Im Centraltheater, wo als ein zweiter rettender Lohengrin Herr Emil Thomas durch das große Wasser angezogen kam, erfreut man sich der längst entschlafenen Possen, wie „Robert und Bertram“, „Registrator auf Reisen“ 2c. 2c. Und nun erst gar das Schauspielhaus und das Berliner Theater! Vor deren Zetteln wendet sich der Besucher mit Grausen, denn wie Grabgeruch und Moderduft weht es ihn daher an!

Aber Frühling ist es deshalb doch bei uns geworden; alles grünt und alles blüht, als wäre die Welt auf einmal besser geworden. Hoffen wir nur, daß es nach diesem Winter auch in unserer Bühnenkunst Frühling und — besser wird. Freilich, bei den Filialen, die sich jeder Direktor neben seinem Hauptgeschäft errichtet, ist nicht recht daran zu glauben! Zu viel, zu viel! —



Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.

(Stuttgart.)

Luise Dumont war wieder zum Gastspiel nach Petersburg gefahren. Um sie uns während ihrer Abwesenheit, so viel dies möglich, zu ersetzen, kam Rosa Poppe vom Hoftheater in Berlin; sie zeigte sich dem Stuttgarter Theaterpublikum als „Natalie“, „Magda“, „Sappho“ und „Maria Stuart“. Eine Novität für hier war „Natalie“. Da wir jetzt glücklich einen Handelsvertrag mit Rußland haben, so ist etwas Russisches für unser Hoftheater jedenfalls eine zeitgemäße Erwerbung.

„Natalie“, für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel, ist ein echter Turgenjew. Als Novelle würde sich's entschieden besser lesen. Der Inhalt ist interessant und aufregend. Die rein seelischen Konflikte würden und müßten den Leser, wie es bei allem, was Turgenjew bedeutenderes geschrieben hat („Frühlingswogen“, „Väter und Söhne“, „Dunst“ 2c.), der Fall ist, während der Lektüre zum Mitfühlen und Mitleiden zwingen. Der Hauptmangel des Schauspiels „Natalie“ ist es aber, daß es demselben vollständig an einem fortschreitenden dramatischen Aufbau mangelt. Man weiß nach dem ersten Akt schon alles vorher.

Natalie, die schöne, vornehme und reiche Russin, welche geheiratet und den schönen Knaben Kolja geboren hat, findet in ihrem Gemahl kein seelisches, kein geistiges Genügen. Paul Jßlajim ist ein fleißiger und tüchtiger Landwirt, aber er hat den großen Fehler, daß er der Mann seiner Äcker, Felder und Wiesen ist, der Gatte seiner Dämme und Dammanbauten, nicht der Mann seiner Frau. Die sentimentalen Tändeleien des Hausfreunds Alexandrowitsch Rakitin hat sie bald satt. Ein Lieutenant oder ein Tenor ist nicht da. Die Erziehung ihres Sohnes Kolja selbst in die Hand zu nehmen, für ihn zu sorgen und für ihn zu leben, das allerdings könnte ihrem leeren Leben einen Inhalt geben. Am Schlusse, als es bereits ein Unglück gegeben hat, findet sie den Weg; vorerst aber liegt die Erziehung Koljas in den Händen des erst neulich angekommenen Hauslehrers Alexei Nikolajewitsch Lorin. Er ist unverdorben, schüchtern, ein Petersburger Wingolf; nur zu Wera, Nataliens Pflegetochter, fühlt er sich hingezogen, denn beide sind Waisen und gleiches Schicksal begründet die Sympathie der Seelen.

Gegen seine schöne Hausherrin ist Lorin zurückhaltend, verschüchtert, so oft sie sich ihm nahen will. Dies reizt die schöne Frau, sie hat eine unbewußte Sehnsucht nach dem Unverdorbenen, eine Leidenschaft nach dem Reinen — sie liebt Lorin, seit er ihr Haus betreten hat, und da keine Liebe ohne Eifersucht ist, so faßt sie Verdacht gegen Wera, ob sie nicht etwa die Glücklichgeliebte sei. — „Sie möchten lieben und Sie können nicht — das ist Ihr ganzes Unglück" — — — Diese Worte, welche in Turgenjews „Väter und Söhne" der Nihilist Bassarof zu der hübschen kleinen Frau Odintsoff sagt, bilden auch den Schlüssel zum Charakter Nataliens.

Wie nun Natalie mit allem Raffinement, in allen Nüancen der feinsten Berechnungskunst erfahren, die Situation für sich klarlegt: das ist alles mit meisterhafter Kunst ausgearbeitet und wurde von Rosa Poppe mit gleicher Meisterschaft gespielt. — Unter der Maske der vorsorglichen Pflegemutter, der liebevollen teilnehmenden älteren Schwester entreißt sie der harmlosen Wera das Geständnis, daß sie Lorin liebe. Diesem gegenüber nimmt sie die strenge Haltung der tugendhaften Hausfrau an, sie verhört ihn über sein Verhältnis zu Wera und erfährt, daß Lorin in Wera nicht verliebt sei. Sie hatte gerade noch Zeit, Lorin das Versprechen abzunehmen, daß er über all dies mit Wera nicht sprechen werde, als das Erscheinen Rakitins das Gespräch unterbricht.

In einer Parkscene kommt es vollends zum Ausbruch; Lorin, fasciniert durch das Benehmen Nataliens, fühlt eine glühende Leidenschaft für die schöne Frau in sich, und er gesteht seine Liebe. Jetzt hat Natalie gesiegt und sie will es damit genug sein lassen. Dieser Zug ist mir in Turgenjewschen Frauengestalten schon oft aufgefallen, sie ringen und locken, bis das Opfer sich seiner Leidenschaft bewußt wird, seine Liebe gesteht, aber dann — Riegel zu! — Natalie liebt zum erstenmal, aber sie kann sich der Sonne nicht freuen, die plötzlich in ihr Leben scheinen will; Lorin ist mit einem Mal ein anderer geworden: wie ein goldener Frühlingsschimmer hat es sich auf seine Seele gelegt, er ist männlicher, selbstbewußter geworden, auch in Äußerlichkeiten zeigt sich diese Metamorphose, er kleidet sich eleganter, trägt sogar eine Rose im Knopfloch. Da kommt der andere in Rakitin. — Jßlajim ist mißtrauisch gegen ihn geworden, und um seinem Freunde die Ruhe und Sorglosigkeit wiederzugeben, verspricht er, abzureisen; vorher trifft er noch mit Lorin zusammen und dabei hält er — man weiß nicht, geschieht dies aus wirklicher Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit, oder aus Neid darüber, daß ihm ein Hauslehrer den Rang abgelaufen hat — dem armen Nikolajewitsch eine Standrede über das Unglück und die Schmach, welche er, wenn er seiner Leidenschaft nachgeben und bleiben wolle, über die Ehre, das Haus und die Familie Nataliens bringen werde; er rät ihm, abzureisen, mit seinen Kenntnissen und seiner Jugend sich

der Freiheit da draußen in der weiten Welt zu freuen, denn die Liebe sei immer ein Unglück. Aber Lorin, der jetzt nur noch eine Freiheit kennt, geht ab in einer Weise, welche sehr an den Abschied Posas von der Königin erinnert: „Gewiß! Wir sehen uns wieder!" Lorin erschießt sich draußen im Garten! — —

Die freie Liebe der Herzen findet keinen Platz in der konventionellen Gesellschaft, welche Natalie umgiebt, und so mußte Lorin und mit ihm das Glück aus dem Leben der schönen Frau scheiden. Die Nachricht vom Ende des Hauslehrers hat sie tief erschüttert, weinend ist Kolja vor seiner schönen Mutter niedergesunken: ihn nimmt sie in die Arme, wie sie sich wiederfindet und während ihrer von Rosa Poppe mit einem unnachahmlichen seelischen Eindruck wiedergegebenen Worte: „Mein Kind, mein liebes Kind!" endet das Stück. — —

Rosa Poppe spielte die Natalie überhaupt zum erstenmal. Und von allen ihren Rollen hat mir diese am besten gefallen. An ihrer „Magda" war nichts auszusetzen, als daß sie manchmal etwas übertrieben hat, man bekam hin und wieder den Eindruck, als habe man in Magda keine Sängerin, sondern eine Kunstreiterin vor sich. Als Natalie aber bot die Künstlerin eine glänzende Leistung, insbesondere traf sie den Typus der russischen Frauen, wie er sich in den höheren Schichten der Gesellschaft darstellt, überaus glücklich. Meisterlich verstand sie es, die Mischung von französischem und russischem Volkscharakter darzustellen, welche uns aus den russischen Salons entgegentritt; ich meine die beiden Nationen gemeinsame leichte Empfänglichkeit und Unbeständigkeit der Neigungen, gepaart mit einer eleganten Gewandtheit der gesellschaftlichen Formen nach außen.

Das Lob, welches unser Gast sich mit seinen beiden modernen Rollen verdient hat, kann man auf die beiden klassischen nicht ausdehnen. Wohl war ihr Spiel, was Aktion und Mimik anbelangt, auch hierin vortrefflich, aber sowohl ihrer Sappho, wie ihrer Maria Stuart fehlte die Seele, ihrem Wort der richtige Ausdruck und Klang. Wo die Nerven den Mittelpunkt und die Hauptsache bilden, da ist Rosa Poppe an ihrem unbestrittenen Platz. Dasselbe gilt von H. v. Hozar: derselbe ist ein ganz guter „Keller" in der „Heimat", aber kein hervorragender Darsteller z. B. im „König Lear" als Edmund u. a. m. Die Parkscene in „Maria Stuart" war insofern von besonderem Interesse, als Frau Mahlmann-Benzinger (Elisabeth) dem Berliner Gast gegenüberstand. Hier war es besonders, wo Frl. Poppe mit einer allzu großen Nervosität auf die Scene eilte: Schiller selbst schreibt ja hier vor, daß Maria schnellen Schrittes unter den Bäumen hervortrete, aber dies rechtfertigt es keineswegs, daß die Darstellerin der Rolle, wie es Rosa Poppe that — man verzeihe den Ausdruck, ich gebrauche ihn nur des Bildes wegen — wie eine wahnsinnig gewordene Nachtigall über die Bühne stürzte: die Folge war, daß man von den herrlichen Schillerschen Worten kaum ein Drittel verstehen konnte.

In Frau Mahlmann und Frl. Poppe standen sich gewissermaßen zwei Zeitrichtungen gegenüber: Vergangenheit und Zukunft: die klassische Ruhe und Plastik in der ersteren, die moderne Hast und Unruhe in der anderen verkörpert. Unwillkürlich ging mir ein Vers von Friedrich Halm durch den Kopf:

„Es ist ein Bild zum Malen,
Mich aber macht es bang:
Sie stehn doch noch beisammen,
Aufgang und Niedergang."

Was unsere Stuttgarter anbelangt, so zeigte sich die ganze Anmut und Lieblichkeit, in welcher wir Frl. Doppler zu sehen gewohnt sind, auch in ihrer Melitta und ihrer



Wera; Herr Ellmenreich hat als Lorin und Phaon Gutes, als Mortimer Bedeutendes geleistet. Herr Connard war als Burleigh besser denn als Rhamnes; Herr Freiburg darf auf seinen Leicester stolz sein; daß er als Rakitin etwas abstieß, liegt mehr in der Rolle als in seiner Leistung. Die klangvolle Stimme und das ruhige, sichere, selbstbewußte Spiel Herrn Salomons trat auch in Shrewsbury zu Tage. Auf seinen Karl Salomon darf Stuttgart stolz sein; ein echter Künstler, den der Grundsatz ziert: μηδεν αγαν!

Die diesjährigen Pariser Salons.

Von George Eller.

(Paris.)

Das Vorspiel ist ausgeklungen! Das Dutzend kleiner Ausstellungen, die seit mehreren Jahren, einer aufwärts grassierenden Epidemie gleich, die beiden großen Jahresausstellungen bildender Künste in Paris einleiten, und die kaum etwas anderes sind, als eine künstlerisch verschleierte Reklame für die in Mode befindlichen Künstler, ist unter Tamtamschlägen und „Gong"-Geklängel vorübergegangen, und begonnen hat die Schaustellung aller jener Kunstwerke, die es sind oder sein wollen, zu Nutz und Frommen der Künstler, der Schneider und Modistinnen, der Photographen und Reporter, in den beiden „Salons" im Industriepalast der elysäischen Felder und im Pavillon der schönen Künste am Marsfeld. Dies Jahr haben die Sezessionisten vom Marsfeld den Reigen der Konkurrenz eröffnet. Ihre Ausstellung war schon am 25. April dem Publikum zugänglich, währenddem die „Alten" sich erst am 1. Mai, althistorischen Tags, aller Welt offenbarten. Meine seit mehreren Jahren und nach reiflichem Studium veröffentlichte Ansicht: „Die Sezessionisten vom Marsfeld sind die Apostel der modernen Kunst", ist nach der diesjährigen Erfahrung noch fester geworden. Im alten Salon, in dem von der „Société des Artistes français" in den Champs-Elysées veranstalteten, obwaltet die Akademik, die Kunstschul-Korrektheit, die Routine; am Marsfeld, in der Ausstellung der „Société nationale", zeigt sich freieres Leben, ungezwungenere Bewegung und ein Aufstreben nach Emanzipation von dem Hergebrachten. Allerdings kann dem boshaften Wort des Altmeisters Gérôme — kürzlich und gelegentlich der „Interview" eines Kunstreporters entschlüpft — nur schwer widersprochen werden. Gérôme sagte: „Bei uns in Frankreich erweisen sich hauptsächlich die Ausländer als talentvoll." Aber zu bedenken ist, daß die Franzosen im allgemeinen, und insoweit sie Künstler sind im besonderen, von der außerfranzösischen Kunstbewegung nur unvollkommen, wenn nicht schlecht unterrichtet sind, vom Augenschein die Werke der Germanen, Skandinaven, Engländer, Amerikaner, Russen und anderer nur dann kennen, wenn sie in Paris ausgestellt worden sind — an eine kaum merkliche Vorstellung der künstlerischen Auffrischung des Auslandes hinanreichen. In diesem Frankreich, aus welchem die Freiheitsidee anno 1789 unter Paukenschlägen und Kanonendonner in die europäische mittelalterliche Welt eingezogen, ist ein Jahrhundert nach der großen Revolution die „Routine" noch immer allmächtig, und nirgends in der civilisierten Welt ist der Fortschritt gehemmter, als im

Urlande der modernen Freiheit. Frankreich ist und bleibt doktrinär; seine Kunst liefert dafür den überzeugendsten Beweis, denn die wahren, echten Pioniere der Kultur, die schönen Künste, sind nirgends in solch konventionelle Fesseln geklemmt, wie in Frankreich. Und wer von Frankreich redet, der meint Paris, weil Paris, „la ville lumière“ im wahrsten, erhebendsten Sinne des Worts, das konventionellste Nest der Welt ist.

Und nun genug der Einleitung und ohne Zaudern zur kritischen Berichterstattung über die beiden Salons des laufenden Jahres.

* * *

Mit der Ausstellung der Société nationale am Marsfeld sei begonnen.

Das umfangreichste Werk ist Puvis de Chavannes Dekoration des Stiegenhauses im Pariser Stadthaus. Die Leser der „Gesellschaft“ erinnern sich wohl meiner Beurteilung des Hauptteils dieser Dekoration, der „Apotheose Victor Hugos“, im Vorjahre. Gewonnen hat dies Bild, insofern es sich um die Komposition handelt, keineswegs. Puvis de Chavannes, der geniale Künstler, der die Fresken im Pantheon und in der Sorbonne, das meisterhafte „Ludus pro patria“ in Amiens geschaffen, ist nicht mehr der zur Unsterblichkeit bestimmte Meister unserer Epoche. Allerdings verstand er es, seine, mit wenigen Ausnahmen genialen Anstrichs, ziemlich banale Komposition in ein bezauberndes, zwischen himmelblau und veilchenfarben schwankendes Kolorit zu kleiden und durch die Poesie seiner erotisch-ahnenden und dennoch unschuldsvollen Farbensymphonie einen faszinierenden Eindruck auf den Beschauer auszuüben; aber das Ganze krankt trotzdem an einer — ich möcht' es „überreizte Phantasie“ nennen — bewußten Verschwommenheit, die das von seinen anderen Werken unwillkürlich erzwungene Bewunderungsgefühl nicht aufkommen läßt. Immerhin aber mag Puvis de Chavannes' letztes (?) Werk als interessant gelten, und es wird an dekorativer Wirkung dort nicht fehlen, wo es endgültig placiert sein soll.

Und weil die Kritik dieses Salons mit der Dekorations-Malerei begonnen ist, so seien allsogleich die Maler abgefertigt, die mit mehr oder weniger Effekt sich in dieser Kunstunterabteilung beflissen haben. Georges Claude, ein talentierter Mittelmäßiger, stellt eine „Flucht nach Ägypten“ aus, die ich ohne Kritik erwähne. Sehenswerte Dutzendarbeit. Paul-Louis Delance, ein richtiger Akademiker, bringt ein Bild zur Schau, das, für das Pariser Handelsgericht bestimmt, in unschuldsvollen hellen Farben einen geschichtlichen, mittelalterlichen, modern gemalten Akt in zierlich-konventioneller Weise veranschaulicht. Montenard, der warmblütige Kolorist der sonnenbeschienenen Provence, läßt uns die Dekoration schauen, die er für das Amphitheater der Mineralogie der Sorbonne gemalt. Nicht ohne Verdienst, nicht ohne Reiz, aber kaum mehr als eine vergrößerte Auflage seiner allzubekannten provençalischen Landschaften, entbehrt dieses imponierend-farbige Bild des Lebens; die kahle, von blauem Meer begrenzte, aufsteigende Landschaft erscheint öde, und nicht ohne Geist hat ein zeichnender Satiriker, der sie in einem Witzblatt wortlos kritisiert, den aufsteigenden Felsenweg mit den Figuren von Radfahrern illustriert.

Damit ist die Dekorationsmalerei erschöpft. Was nicht erwähnt, ist der Müh' des Erwähnens nicht wert. Es sei denn sofort zur Beurteilung der gesamten Malereiausstellung geschritten. Der Einfachheit der Berichterstattung halber nehme ich den Katalog zur Hand und referiere nach dem Alphabet.

Agache stellt zwei Bilder aus: „Etude de femme“, meisterhaft gemalt, akademisch korrekt, fesselnd durch die immense Technik, aber kalt. Sein „Vieux Conquérant“ ist ein Durchschnittsbild, das seinem Autor an jeder Kunstschule einen ersten Preis ein-

tragen würde. Alarcon, ein junger Spanier, malte, geschickten Lichteffekts, ein „altes Weib", das er eminent gezeichnet hat. John Alexander, ein Amerikaner von großem Talent, stellte Porträts aus, die durchwegs charakteristisch aufgefaßt, aber zumeist etwas oberflächlich gemalt sind. Mit etwas ernstem Arbeitssinn kann dieser Yankee ein bedeutender Künstler werden. Aman-Jean ist und bleibt ein Symboliker. Allein, wenn seine Symbolik sich mit dem Wesen seines Modells vereinbart, dann wird er zum Meister. Beweis sein Porträt des Bildhauers Dampt, das an Genialität der Auffassung und an Naturtreue kaum seinesgleichen hat. Der Vläme Baertson giebt in seinen Marinen die Gesamtheit der grauen Poesie seines feuchten Vaterlandes. Baud-Bovy, ein Genfer, versteht es, den Reiz seines gletscherumsäumten Vaterlandes in bezaubernd natürlicher Weise wiederzugeben. Baudoin (Paul-Albert) — nicht zu verwechseln mit dem Marine fabrizierenden Namenskollegen — ist voll köstlicher Realistik in seinem lebendigen Bild: „Eine Buchdruckerei". Jean Béraud, der die verlockende Zierlichkeit der Pariser Ganz- und Halbweltsdamen mit vollendeter Salongerechtigkeit in anmutsvoller Kleinmalerei zu schildern verstand, will mit einem Mal ein Christusmaler werden. Schon im Vorjahre mußte ich mich abfällig über seine Versuche aussprechen. Diesmal ist er nicht mehr grotesk, sondern geradezu widerlich. In seinem „Kreuzweg" läßt er den, von ihm aus, banalen Christ von — einer Meute Bassermann'scher Gestalten, Kokotten, Lebemänner und sonstigen abstoßenden Persönlichkeiten drohend und fluchend verfolgen, während sich am rechten Vorderplan ein Brautpaar, die Braut im Hochzeitsgewand, und vielfach andere ehrerbietig prosternieren. — Bin kein Katholik, kaum ein Christ, aber: solch willkürliche Prostitution eines Millionen ehrfurchtsvollen Gedenkens ist mir ekel! — Von seinen anderen, durchwegs virtuos gemalten, aber cynisch erdachten Bildern will ich weiter gar nicht reden und werfe diesen Effekthascher einfach zu den für mich Moralisch-Toten. Besnard, der genialste der modernen Farben-Virtuosen, ist diesmal zu weit gegangen. Seine „Pferde", großartig gezeichnet, sind zu gewaltthätig koloriert, um ein unbefangen-angenehmes Anschauen aufkommen zu lassen. Rot und Gelb und Violett und grelles Sonnenlicht thun dem Auge weh und bannen den verdienten Eindruck des Großartigen. Billotte hatte Paris verlassen im vergangenen Sommer und war nach Albanien gegangen. Von dorten hat er Bilder zurückgebracht, die seinen bewährten Ruf als Abenddämmerung-Maler neue Lorbeeren ernten lassen. Sein Nachteffekt in albanischem Dorfe ist eine echte Perle. Adolf Binet ist ebenso erhebend wie virtuos in seinem „Guten Samariter", köstlich in einem Kleinbild, das er „Sonnenflecken" nennt. Sein Bruder Victor, den ich vollbewußt als einen der bedeutendsten gegenwärtigen Landschafter erkenne und der, wenn er weiter also fortschreitet, wahrscheinlich der größte unserer zeitgenössischen Landschafter werden kann, übt unwiderstehlichen Zauber aus mit seinem „Temps nuageux", seinen überfrischen „Feuilles jaunes" und seinem tiefempfundenen „Crépuscule". Jacques Blanche, der eleganteste der Pariser Porträtmaler, treibt seine raffinierte Darstellungskunst etwas zu weit. Seine Weiberbildnisse stürzen förmlich aus dem Rahmen, um des Vorbeigängers Aufmerksamkeit anzuziehen. Ein Gleiches, wenn auch in minderem Maße, mag von Boutet de Monvel gelten. Schade, daß er in seinem besten Porträt, dem einer Dame im Empirekostüme, den köstlichen Effekt der arg entblößten Brust durch eine abscheulich bouteillengrüne Schleife über schwarzem Kleide stört. Der Schweizer Burnand ist derb, aber wahr in einer vollsonnigen Landschaft. Carolus Durau, dem dies Jahr die Originale zu seinen turbulenten Weiberporträts gefehlt haben mögen, entschädigt uns mit einem allerliebsten Bildnis seines Töchterchens und mit dem Konterfei eines „Poeten, der die Mandoline spielt", das in der That ein bedeutendes Werk ist. Dagegen sind seine landschaftlichen

Versuche, insbesondere aber seine „Letzte Stunde Christi", Bilder, die aus Respekt für seine bedeutende künstlerische Vergangenheit das geheimnisvollste Schweigen fordern. Carreras de Comte, ein Spanier, zeigt tiefe Kenntnis der Perspektive in einem Gemälde „Die Witwe". Und nun zu Cazin, dem Poeten der Landschafter! Ich weiß mir keinen, der in so inniger, in so warmer, in so einfacher, anspruchsloser Weise die Schönheiten unserer irdischen Prachtnatur so lebenswahr und ergreifend darzustellen vermag, wie Cazin. Seine „Mühle im Artois", seine „Ruines du Camp de Boulogne", jedes der acht ausgestellten Bilder ist ein Juwel. Vollbewußt der auf mir als Kritiker lastenden Verantwortlichkeit nenne ich Cazin als den ersten der Landschafter unseres Zeitalters.

Edel und vornehm ist ein Bild „Neméa" von Maurice Chabas, der, zur Zeit Symboliker, sich jetzt in genialer Weise den Primitiven zugesellt. Und dabei ist's virtuose Malerei. Checa, noch ein Spanier, aber ein echter, sevillianisch turbulenter, ein richtiger Toreador, der Nerv und Kraft besitzt, tummelt sich in farbigem Rausch und malt eine „Naumachie" und ein Paar vor einem brausenden Eisenbahnzug durchgehende Pferde mit überzeugend realistischer Gewalt. Gut gemalt, aber monoton sind die Marinebilder von Charles Cottet, so etwas wie gute bürgerliche Kunst. Dagegen zeigt sich Franz Courtens, ein Belgier, als tüchtiger Realist und fertiger Freilichtmaler mit einer Schafherde. Dagnan-Bouveret ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Künstler unserer Zeit. Seine bretonische Kerzenverkäuferin, schwarzes Gewand mit grünem Hintergrund, illustriert durch die weißen Wachskerzen, die sie in Händen hält, ist meiner Ansicht nach eines der besten Bilder dieses Jahres. Sein „Christus in Gethsemane", Rembrandtscher Eingebung, scheint mir zu virtuos, um ganz und groß zu wirken, wenngleich die daran gewendete Malkunst vollkommen ist. Dagegen sind seine Porträts, insbesondere das des Bildhauers de Saint Marceaux und das der Schauspielerin Bartet unverfälschte Juwelen der Bildnerei. Damoye hat, wie immer, angenehme Landschaften; Dannat wird immer grotesker mit seinen spanischen Weibern; Dauphin malt offizielle Marinebilder, diesmal die Russenbegegnung in Toulon. Desbontin porträtiert etwas fade aber nicht ohne Charakteristik; Dinet illustriert Tagesereignisse, diesmal die Verbrennung eines Omnibusses während der vorjährigen Studentenkrawalle; Dubufe malt gewohnheitsgemäß pompöse aber prätentiöse Weiberporträts und dazwischen Ansichten aus Capri; Duez, diesmal besser wie gewöhnlich, verblümt-elegante Pariserinnen und „elegantiert-blühende" Blumen; Dumoulin, ein aufgeblasenes Talent ohne Hinterhalt, schreit nach „Revanche" in einem grassen Bild, das er „Vision" nennt und worin von der „Straßburg-Statue" am Concordeplatz aus eine „Francia gloriosa" einen zinnoberroten Flug nach dem „Triumphbogen" der elysäischen Felder so unternimmt, daß sie unbedingt als Dekoration für ein Vorort-Theater verwendet werden kann. L. H. Dupray malt wie immer militärische Historietten und Anekdoten; man muß ihm genaue Kenntnis des Kostüms und lebendige Darstellungsgabe zusprechen. Dies Jahr zeichnet er sich durch einen „Napoleon bei Wagram" aus, der ihn unbedingt in die Reihe der guten Geschichtsmaler stellt. Maurice Eliot, der Farbenschwelger, bleibt rot und blau und gelb in seinen Landschaften. José Engel, ein mir Unbekannter und Neuer, giebt in einem Triptique, das er „la Prière" nennt, Beweis eines vielversprechenden Kompositionstalents. Allerdings läßt seine Farbenbeherrschung noch vieles zu wünschen übrig. Mit achtunggebietender Kleinmalerei führt sich, mit drei Bildern, ein junger Spanier, namens Féliu, ein. Kenneth Frazier, ein Amerikaner, verrät Talent in Porträt und Landschaft. Friant, für den die Malkunst keine Geheimnisse hat, überschreitet das gewöhnlichste Anstandsgefühl in einem Bild, das „Premier

Assaut“ betitelt ist und einen gemein lüsternen Kerl, allerdings virtuos gemalt, darstellt, der sich eines halbreifen Mädels in widerlicher Umschlingung bemächtigt. Die vulgäre Erotik ist erhöht durch das Spähen eines Dingelchens von etwa zehn Jahren, das neugierig nach dem von einer Mauerecke geborgenen Paare äugelt. Gandara, dem ich im Vorjahr eine längere Auseinandersetzung gewidmet, stellt das Porträt der „Prinzessin von Chimay“ aus. Das wäre ein Kabinettstück, wenn's nicht so theatralisch, so prätentiös gegeben wäre. Gervex rechtfertigt keineswegs seinen künstlerischen Ruf. Mit Ausnahme seines Porträts von Waldeck-Rousseau, dem Exminister Gambettas, sind seine Porträts noch gehaltloser als seine Nacktheit, die er „Le bain“ heißt und die eine auf der Kante einer Badewanne sitzende nackte Frauengestalt darstellt, deren zwiespaltiges Hinterteil sich wie „Badelappen“ über die „Badewanne“ erniedrigt. Girardet (Eugène), der Orientalier, bleibt konventionell, dagegen zeigt Girardot das, was man in Paris seine Pfoten, „Les pattes“, nennt. Sein „Kuß“, dunkelblaues Nachtbild, worauf zwei junge Leute, Mann und Weib, sich im Mondenschein zum ersten Kuß vereinigen, ist ein ganzes, ein bedeutendes Bild. In dem grellfarbigen Bildnis einer Orientalin weiß Girardot zu verblüffen, ohne zu verletzen. Bedeutende Eigenschaft! Goeneutte, ein tüchtiger Realist, Grivean, ein angehender Realist, und Lucien Gros, der Lieblingsschüler Meissoniers und Konventionalist, stellen annehmbare Bilder aus. Guignard erfreut mit seinen nebelumdufteten Schafherden; das ist ein Malerpoet. Dagegen giebt uns der Schwede Hagborg, ob er sein Vaterland oder die Picardie darstellt, Beweis, daß die Schweden immer „forsche Leute“ sind. Harrison, der Marine-Amerikaner, wird zum manierierten Amerikaner. Seine Seebilder sind Extravaganzen, für welche die malerische Entschuldigung der Farbenkontraste kaum mehr Geltung haben mag. Hawkins, ein „Noch-Amerikaner“ von Talent, verliert sich in unverständlicher Symbolistik; Hellen, ein Kupferstecher von Talent und Erfindungsgabe, wollte die Versailler Wasserspiele malen. Ich mag diese „Rokokoerlei“ in Natura kaum leiden; gemalt wird sie mir widerlich. Dora Hitz, eine Nürnbergerin, verdirbt ein schönes, kraftvolles Talent in geleckter Manieriertheit. Paul Hoecker, ein Münchener, stellt ein Bild aus, das er „Les Stigmates“ nennt und das eine in angekreuzigter Stellung extasierte Nonne zeigt, die aus der Brust und den Händen blutet. Gut gemalt, aber komödiantisch konzipiert. — Ein Wiener, Hynais, verdient um seines modernisiert klassischen Versuchs „Urteil des Paris“ beiläufig erwähnt zu werden. Reizend, naturgetreu und poetisch inspiriert sind Iwills Venediger Ansichten. Renne, puncto la bella Venezia, kann besseres als sein „Brumes et laurices roses“ und seinen „Fin du jour“. Der Meister-Realist Jeanniot, hätte er nur seine „Nackten Rekruten“ ausgestellt, welche die Miserabilität unserer modernen großstädtischen Jugend in wahrster Weise wiedergeben, wäre darob allein eine der Spitzen unseres Kunstlebens geworden. Seine übrigen Bilder, insbesondere „l'Agent d'affaires“, bekunden überzeugend die Schärfe seines Beobachtungstalents. Johnstone, wieder ein Amerikaner, aber einer vom besten Schlag, läßt uns in einem Frauenporträt „Violettes japanesisches Gewand“, die bemeisterte Kraft eines künftigen Koloristen ahnen, der zu zeichnen, aufzufassen und naturgetreu wiederzugeben vermag. Als ein Freilichtmaler voll Talent zeigt sich Koetschet, insbesondere in einer Ansicht der „butte Montmartre“. Kuehl wird konventionell; schade um dieses immense Talent. Lebourg, einer aus der Normandie, versteht es, seiner engeren Heimat landschaftliche Reize in überzeugendster Weise zu malen. Lee-Robbins, eine lebensfrische, derbe Amerikanerin, eine imponierende blonde Juno von Gestalt, malt derb aber „suggestif“ weibliche Nacktheiten; ihr Bild „Am Fenster“ läßt jeden validen Mann bedauern, daß kein Bett in der Nähe ist. Unser lieber Landsmann Liebermann kann freilich seine Paletten-

größe nicht verleugnen, seine Lichtbeherrschung nicht verschleiern, allein seine diesjährigen Bilder, insbesondere sein „Biergarten“, scheinen mir derber ausgefallen zu sein, als sie gewollt wurden. A bon entendeur, bon salut. Ein Belgier, namens Gaston Linden, stellt das Bild einer verschleierten Frau aus, das an Gewissenhaftigkeit seinesgleichen sucht. Wieder ein Amerikaner: Lockwood heißt er und ein ganzer Kerl ist er. Zwar ein verschleierter Realist, der sich in gedämpften Farben gefällt, aber eine feinfühlige Natürlichkeit offenbart, die ihn, wenn er also fortschreitet, zu einem würdigen Schüler und Nachfolger des großen amerikanischen Unbekannten, Laforge, machen wird. Mathey: inmitten vieler Mittelmäßigkeiten das majestrale Porträt einer jungen Amerikanerin. Allerdings half ihm das einzig schöne Antlitz der überseeischen Miß zu der allgemeinen Bewunderung, die sein Bildnis findet; aber gesagt muß es sein, sein Pinsel hat diesmal mehr wie seine Schuldigkeit gethan. Melchers, nochmals ein Amerikaner, — Gérôme hatte vielleicht dennoch recht! — giebt originelle Farbenharmonien — so etwas wie überspannte Wagnerharmonie — in noch schülerhaft manierierter, aber markiger Ausdrucksweise. Ménard, ein Poet unter Malern, etwas süßlich, etwas elegisch, etwas sentimental, aber sehr fein, sehr empfindungsvoll in dem Porträt seiner Mutter und dem seines Onkels. Die ersteren Qualitative zielen auf seine übrigen Bilder. Halbe Entwicklung aber Talent zeigt Meslé in seinen Porträtstudien; viel Grazie und malerische Gewandtheit entwickelt de Montzaigle in seinen Pariserinnen; dagegen wirkt Adrien Moreau in seinen Bildern aus der ersten Kaiserzeit in ebenso historisch getreuer wie künstlerisch erhabener Weise. Sein „Fontainebleau sous le premier empire“, worin er Napoleon in den Hintergrund stellt und gewissermaßen an die Spitze der sonnenbeschienenen Gartenlandschaft zwei reizende Mädchengestalten inmitten von Offizieren und anderen Männlein nnd Weiblein malt, ist ein Kunstwerk ersten Ranges und würdig jedes Museums. Muenier hat, wie immer, gute Landschaften, dagegen Ottevaere, ein Belgier, einen gelb-grünen Sonnenuntergang von eigentümlich bewältigendem Effekt. Louis Picard, ein „Originaliker“, der stets sein eigen Weib malt, stellt die Angebetete diesmal in drei Auflagen aus, jedesmal am Fenster mit der Aussicht aufs Meer: 1. grünes Sonnenlicht; 2. graues Meer; 3. blaues Meer. Alle drei geben Zeugnis eines scharfen Denkens, eines warmen Fühlens.

Armand Point, der so viel versprach, hält schlecht sein Versprechen auf künstlerische Vollendung. Seine „Abendharmonie“ bestrickt den Naiven für den Augenblick — verblaßt für den bescheidensten Kenner. Pranischnikoff, der Meissonier Rußlands, excelliert in einer staunenswerten Kleinmalerei. Was ich an ihm bewundere, ist nicht die absolute Korrektheit und bewußte Sauberkeit seiner Darstellung; seine „Stimmungs-Wiedergabe“ —, z. B. die Unendlichkeit und traurige Poesie der Steppe sind es, die mich Pranischnikoff als einen Meister erkennen lassen. Ein anderer, der ein Dichter geworden, wäre er nicht von Geburt aus Maler gewesen, das ist Ary Renan, des großen Renan Sohn. Als „Scylla und Charybdis“ malt dieses kleine Prachtkerlchen — Ary Renan hat eine Zwergsgestalt — blaue Meereswogen, die in ihrem fatalen Ungestüm ein Felsriff entblößen, das die Obergestalt eines Weibes zeigt: Scylla! — Bin doch auch am Meer gewesen, hab' doch auch den blauen Wogen ihren Zauber abgelauscht, hab' in tausend Versen es versucht, ihren überwältigenden Eindruck wiederzugeben! — Bah! umsonst! Seitdem ich Ary Renans „Scylla“ gesehen, wiedergesehen und aberwiedergesehen, seitdem weiß ich, daß meines Poetentalents Überanstrengung nicht anreichen kann an die naturwahre, legendenhaft-verwirklichende Gestaltung dieses Malers. In rötlich-grau-braunem Ton malt Graf Rex, ein in Paris lebender Deutscher, ein Bild „In der Küche“; nicht allzu banal aber talentversprechend. Rixens, ein Meister der



Porträtkunst, entzückt uns mit dem lebenswahren, getreuen Bildnis des Malers Roll und bewältigt uns, intim gesprochen, mit der herrlichen Wiedergabe des Konterfeis seiner Gattin. Seine übrigen Porträts sind durchaus würdig seines gerechtfertigten Rufs. Ottilie Roederstein, die robuste Züricherin, weiß uns mit ihrem eigenen und mit dem Porträt ihres Vaters zu fesseln. Malerisches Talent und intelligente Kompositionsgabe erweist sie in ihrem Bild „Pain Quotidien“, arme Mädels, an die Brot verteilt wird. Roll, der derbe Realist, ist voll der keckſten Lebenswahrheit in seinen Bildern. Seine „säugende Mutter“, sein „Erdarbeiter“ rc. rc. sind neue Nummern im Register seiner wohlverdienten Erfolge. Rotshoven, noch ein Amerikaner, hat ein Porträt gemalt, „Dame in Schwarz“, das ich allen conventionellen Porträtisten angelegentlichst empfehle. Diskret in Farbe, bescheiden in der Faktur, ist es die intelligente Wiedergabe seiner Seele! Bravo, Rolshoven. Rondel, kein Gewöhnlicher, stellt eine Reihe von Bildern aus, die durchschnittlich gut sind, aber keineswegs hinanreichen an das Porträt Andrieux's, von welchem ich im vergangenen Jahre so enthusiastisch berichtete. Dagegen ist Rosset-Granges mit seinem einzigen Bild, „Portrait de Mireille Dubufe“ — ein Kinderporträt — einer der bedeutendsten Künstler unserer Tage. Es scheint mir absolut unmöglich, Naivetät und Reiz so vollendet zu vereinigen, wie Rosset-Granges es diesmal erreicht hat. Einer, der viel verspricht und hoffentlich auch viel halten wird, ist Jean-Jacques-Rousseau. Es steckt ein ganzer Kerl in dem Mann, der „fin de séance“ malen konnte: ein nacktes Modell, das sich nach endlich beendigter Sitzung an einer Sessellehne die Glieder ausreckt. Und neben dieser Nacktheit das Bild des Großvaters, der an dem Leichenbett der früh dahingeschiedenen Enkelin weinend und betend niederkniet. Wenn dieser J.-J.-Rousseau aus seiner Schüterhaftigkeit herauszukommen vermag, so wird er einer unserer großen Zeitgenossen werden. Hugo Salmson giebt seine Visitenkarte ab mit einer drallen Bauerndirne, die, stramm beleuchtet, gut gemalt ist. Ein Gänsemaler! Dumm ist nicht jede Gans, und Charles Schuller, ein Elsäßer, der die Gänse in seinem Heimatland beobachtet, hat in seinen Bildern diesen lebenden Braten, prächtig umkleidet von naturwahrer Landschaft, wirklich appetitlich veranschaulicht. Ein Herr Skarbina aus Berlin — sic Katalog — malt in Stil Jean Birands Weiber zur Conditoreistunde — (Five O'clock tea). Kleiner Unterschied: Birand malt wenn er's will, verführerisch. Der Herr Skarbina, der malt nicht verführerisch. Gute Porträts von einer Baronin Sparre, die eine Schwedin sein soll; angenehme italienische Genrebilder von Karl von Stetten, der ein Deutscher ist. Die herrliche Ausstellung von Alfred Stevens! Ein Bild: „Rentrée de Bal!“ Freilich sind's mehr wie fünfzehn Jahre, das es gemalt worden ist. Aber, was thut's Alter in puncto Kunst! Hätte Meister Stevens nichts anderes gemalt, als dies eine Bild, sein Ruhm wäre damit begründet. Welche Lehre für die X—isten unserer Zeit, die da behaupten, daß Farbenflecke Kunststücke seien! Alfred Stevens, Alter! beruhige Dich! Du bist und bleibst einer der großen Maler unserer Zeit. Ein Namensvetter des großen Alfred, der sich Gustav Max Stevens benennt, stellt eine „Infantins Schwester“ aus, die ob ihres Misch-Masch von niederländischer und spanischer Porträtmalerei dessenthalben die ehrendste Erwähnung verdient, weil die Antecedentien dieser heterogenen Kunstschulen sich darin zu einer persönlichen, individuellen Darstellungsweise vereinigen. Thallmeyer aus München: „Porzellanmaler.“ Ein etwas oberflächlich gemaltes Bild, das ausnehmend gutes Licht enthält. Der Norwege Thaulow erweist in seinen Landschaften und Städteansichten aus dem „Pas de Calais“ seine eminente Maltechnik und naturgetreue Auffassung. Ein mir gänzlich Unbekannter, Peter Paul Thomas, stellt ein Männerporträt aus, das ich zu den hervorragendsten der diesjährigen Ausstellung zähle.

Tournès ist im Fortschritt begriffen. Seine „Morgentoilette“, insbesondere aber seine „Kranke“ sind Bilder, die allerorts bemerkbar bleiben. Wenn sich dieser strebsame junge Künstler erst ganz aus der Zwangsjacke seiner Ateliererziehung herausgezwungen haben wird, dann kann er rasch zum Meister werden. Trübner aus Heidelberg stellt ein graues Bild aus, das gut gemalt den „Chiemseer Klosterhof“ darstellt. von Uhde bleibt mit seinen diesjährigen Bildern weit zurück; von seinem trefflichen Pinsel war besseres zu erwarten, als seine „Jünger von Emaus“ und seine „Flucht nach Ägypten“, von Uhde hat uns mit seinen genialen Kompositionen so sehr ans Vortreffliche gewöhnt, daß uns seine nur einfach guten Gemälde mittelmäßig erscheinen. Der Belgier Verstraete giebt neuerlichen Beweis seiner Kunst als Landschafter. Sein „Septembermorgen“ ist ein Meisterstück. Villaert, auch ein Vläme, malt in spät-niederländischer Manier Ansichten seiner Vaterstadt Gent, die an Sauberkeit und Naturtreue nichts zu wünschen übrig lassen. Wahlberg, der schwedische Landschafter, bleibt seinem verdienten Ruf getreu. Weerts, Franzose von Geburt, ist seines Zeichens ein Nach-Niederländer. Seine kleinen Porträts, sauber gemalt, sind gefällig, sehr ähnlich den Originalen, aber die darin geoffenbarte Natürlichkeit erscheint zu bewußt, zu gewollt, um zu überzeugen. Und nun zu Whistler, der in seinen Seebildern die herrlichsten Farbenspiegelungen in einfachster Weise zeigt, in seinen Frauenporträts die großartige Virtuosität seiner Malkunst offenbart, aber in seinem Bildnis des „Grafen Robert von Montesquiou“ alles und alle übertrifft. Das ist einfach das Porträt eines hageren, durchaus unmalerischen Mannes, der ganz in Schwarz und noch dazu in moderne Salontoilette gekleidet ist. Aber wie ist dieses Schwarz behandelt! Allen Künstlern, die sich mit den Schwierigkeiten des „Schwarz“ nicht abzufinden wissen, sei dies Bild Whistlers als unerreichbares Beispiel zum tiefsten Studium empfohlen.

Aus der Menge von Zeichnungen, Aquarellen, Pastellen, Miniaturen u. s. w. seien erwähnt: ein treffliches Pastell-Porträt von Armand Berton; die eminenten Pastelle von Pierre Carrier-Belleuse, den ich unbedingt als den ersten der Pariser Pastellisten bezeichne; die Aquarelle im Mittelstil von Cossinières de Nordeck; die Matrosenbilder von Leon Couturier; die herrlichen Pastelle, Venediger Ansichten von Zwill; Osterlinds interessante Genrebilder, Carlos Schwabes mystische Illustrationen zu Harancourts „L'Immortalité“. James Tissots Illustrationen des Evangeliums, 350 Aquarelle, will ich im nächsten Heft besonders besprechen, nicht, weil sie ein Kunstwerk ersten Ranges sind, sondern weil an ihre Ausführung eine solche Unsumme künstlerischen Wollens und männlichen Ausharrens angewendet worden ist, daß es großer Undank wäre, wenn diese lebenslange Arbeit eines tüchtigen Künstlers nicht eingehend gewürdigt würde.

Die Bildhauerei ist am Marsfeld nur spärlich vertreten; aber das wenige ist durchschnittlich gut. Hervorzuheben sind: „L'Adieu“ von Aubé; ein bedeutendes junges Mädchen von Bartholomé, innig empfunden und geschickt ausgeführt; das Monument für den Romancier Cladel, dessen charakteristischen Kopf Bourdelle naturgetreu wiedergegeben hat; Broncebüsten von Charlier aus Brüssel, insbesondere ein „Fischer“ und „Erinnerung“; die Tierstatuetten, Bronce, von Cordier; Escoulas sprechend ähnliche Gypsbüste des bekannten Verteidigers Henri Robert; eine im Stil alter Bronce patinierte Statuette „Nihil“ von Felix Masseau, sowie dessen Hautrelief „Emprise“; eine fein ausgeführte Marmorfigur „La Leçon“ von Albert Mulot; ein interessantes, etwas weichliches Marmor-Basrelief „Ophelia“ von dem Schweizer Niederhausern-Rodo; Saint-Marceaux' „Eva“, und eine moderne Porträtbüste, beides Bildhauerwerke der vollendetsten Fertigkeit und wirklicher Empfindung; eine kräftig ausgeführte

und ob ihrer Charakteristik merkenswerte Büste des Chirurgen Thiersch von Karl Seffner aus Leipzig; „Eva, den sterbenden Abel küssend“, eine Talent verratende Gruppe von dem Dänen Tegner; eine allerliebst und mit erstaunlicher Gewandtheit ausgeführte Holzstatuette „Reveil“ von Karl Töpffer aus Genf; Broncestatuetten originellster Art, interessant insbesondere durch die Patinierung, von dem Finnländer Vallgren, der sich mit großem Erfolg auch dem Kunstgewerbe widmet, und endlich die Statue André Cheniers von Vernhes. Weit überragt wird die gesamte Bildhauerei-ausstellung durch ein kleines Werk des genialen Dampt: „Die Fee Melusine und Ritter Raymond“. Seit Benvenuto Cellini hat kein Bildhauer solches Kleinod geschaffen. Raymond ist in Stahl gekleidet; sein Antlitz und die nackte Gestalt Melusinens sind in Elfenbein gemeißelt und das Ganze mit goldenen Gravierungen geschmückt. Dieses kleine Werk stempelt Dampt zu einem der größten Künstler unserer Zeit.

Auf die dieses Jahr reich ausgestattete und in jeder Beziehung hochinteressante Ausstellung der Kunstgewerbe werde ich im nächsten Monatsheft in einem besonderen Artikel zurückkommen.

* * *

Der Salon der „Alten“ im Industriepalast der elysäischen Felder enthält unter den ausgestellten 1800 Ölgemälden und 800 Aquarellen, Pastellen rc. kein außerordentliches Werk, allerdings einige gute Bilder, aber großenteils schablonenhafte Durchschnittsmalerei. Louise Abbema ist, wie immer, graziös in der Komposition und gefällig in Farbe; aber sie malt immer dasselbe Sujet: eine elegante Pariserin, die einen Blumenstrauß trägt. Jules Adler zeigt Talent in einem schön gemalten Frauenporträt. Anderson, ein Amerikaner, stellt ein Triptique aus: „Jesus und die Ehebrecherin“; gute Komposition, aber allzureinliche Malerei. Armand-Dumaresq bewährt seinen aus der Glanzzeit des zweiten Kaiserreichs überkommenen Ruf als Soldatenmaler mit einem trefflichen Genrebild, „Offiziere, die Rangliste nachlesend“, und mit dem wohlgelungenen Porträt eines Generals. Artigue betitelt ein köstliches Bild „Caprice“: eine Japanesin, die ihr Kind säugt. Attendu malt mit spätniederländischer Treue „Eier“ und dergleichen. Axenfeld hat einen „alten Chronisten“ sauber in ein rotes Wams gekleidet. John Frederick Bacon weiß mit einem überaus traurigen Bild „Die junge Witwe“ zu rühren. Joseph Bail excelliert in seinen Küchenjungen und Kupfergeschirren. Diesmal hat er noch junge Hunde und Katzen in köstlicher Weise hinzugefügt. Vortreffliche Kleinmalerei, gut gezeichnet und reichfarbig, zeigt ein Spanier, namens Barbudo, in einem Bild: „Sortie de Soirée“. Beanquesne malt wie immer Episoden aus dem 1870er Krieg; er versteht es, den Schlachttumult lebendig zu gestalten. Amelie Beaury-Sorel stellt ihr eigenes und ein Frauenbildnis aus; es sind energisch gemalte gute Porträts. Benjamin Constant hat ein ausnehmend schönes Frauenbild ausgestellt, das ich gern als eines seiner besten Werke der letzten Jahre bezeichne. Die malerische Fertigkeit dieses bedeutenden Künstlers zeigt sich noch in einem weiblichen Studienkopf, den er „Schwarze Diamanten“ benennt, der aber einen etwas gesucht theatralischen Eindruck macht. Jean Benners „Phrosine und Melidor“ ist ein gutes Bild, doch sei dem Künstler lebhaft empfohlen, das Nackte nicht allzu milchig zu malen. Benoit-Levy ist trotz guter Eigenschaften zu konventionell in der Darstellung einer Episode aus dem Vendeer Bürgerkrieg, „Gefecht von Tintenac 1793“. Berne-Bellecour hat diesmal ein treffliches Bild gemalt: „Beistand“ (Un secours). Ein verwundeter Franzose giebt einem schwer verwundeten Deutschen zu trinken. Louis Bèrond hat das Künstler-Foyer der Comedie française gemalt und die Herren und Damen, Schauspieler im

Kostüm, abkonterfeit. Illustration ohne künstlerischen Wert. Der Besuch der russischen Flotte in Toulon hat allen Marinemalern Anlaß zu Bildern gegeben; eines der besten, vielleicht sogar das beste, ist von Paulin Bertrand; die vorzügliche Perspektive und die Durchsichtigkeit der Luft sind merkenswert. Eine Abendlandschaft desselben tüchtigen Künstlers ist auch ein wirklich gutes Bild. Der Spanier Bilbao schildert in seiner „Ernte in Andalusien“ derb aber überzeugend die Hitze, welche die spanischen Schnitter auszustehen haben. Boggio, ein Venezuelaner, hat ein großes mystisches Bild gemalt: „Christus erscheint der Heiligen Elisabeth von Ungarn“, das etwas toll in der Komposition ist, aber Lichteffekte besitzt, die guten Eindruck machen würden, wenn sie nicht zu künstlich wären. Léon Bonnat hat ein bombastisch herausstaffiertes, aber gutes Porträt des Fürsten von Monaco und einen fürs Pariser Stadthaus bestimmten Plafond: „Triumph der Kunst“. Dieser Künstler ersten Ranges hat mit diesem Dekorationsgemälde einen argen Fehlgriff gethan. Die Komposition ist banal, so recht althergebracht akademisch. Auf einem Flügelpferde reitet der nackte Apoll, eine brennende Fackel schwingend; eine Frauengestalt leitet das Roß, von dessen Hinterhufen zwei rohe Männerleiber zerstampft werden. Die Farbenbehandlung ist arg brutal, das Roß zu weiß. Die Fackelflamme zu grell, der Himmel zu blau und vor allem die mit bituminösem Schwarz gemalten Schlagschatten weit übertrieben. An Ort und Stelle seiner Bestimmung wird infolge dieser riesigen Schattenflecke Bonnats Plafond durchlöchert erscheinen. Eine gute Frühherbstlandschaft stellt Léon Boudot aus; der goldige Ton der Vegetation ist ohne Prätention naturgetreu wiedergegeben. Bouguereau bringt zwei Bilder kleinerer Dimension; eine Nacktheit, die nur in der gewollten Schenkelverkürzung des knieenden Mädchens etwas verzeichnet erscheint, und ein religiöses Sujet. Wie immer, tadellos gemalt, aber . . . das Tadellose in der vom Menschen geübten Kunst gefällt mir nicht. Bourgain hat die „Unterwerfung der Mameluken 1798“ malerisch geschildert, aber seinem Bonaparte sieht man den Komödianten an. Ein reizendes Bild ist „Mimosa“ von Bourgonnier, ein nacktes Mädel mit einem Mimosastrauß. Lebhaft gemalt, harmonisch im Ton, graziös in der Zeichnung. Boutigny illustriert die napoleonische Zeit. Sein „Marschall Lannes bei Eßling“ — neben dem soeben amputierten Marschall kniet weinend Napoleon — ist ein zufriedenstellendes Durchschnittsbild. Bramtot bleibt der feinfühlige Naturbeobachter, insbesondere in seinem „Sonnenreflex“. Branzwyn, ein Belgier und Vläme auch als Künstler, hat eine „Anbetung der Weisen“ gemalt, die er „L'or l'encens et la myrrhe“ nennt, die richtig komponiert, etwas matt von Farbe ist, aber viel Talent offenbart. Brispot wird banal, dagegen erfreut uns Brouillet mit seiner zauberischen Lichtverteilung. Sein „Frauenporträt“, mehr noch „Rausch“ (L'enivrement) — ein Liebespaar, von Lampenlicht beleuchtet: sie am Klavier, er entzückt ihrem Spiel lauschend — zählen zu den besten Bildern dieses Jahres. Brozik, der vor kurzem zum Direktor der Prager Kunstschule ernannt worden ist und Paris verläßt, zeigt sich in seiner „Hussitten-Kommunion“ als korrekter Künstler, der er allzeit seiner Laufbahn gewesen ist; das Kolorit jedoch ist matt und lähmt den Effekt der schönen Komposition. Paul Busset hat auf einer Riesenleinwand „Le défilé de la Hache“ (Salammbo) gemalt. Enormer Fleiß, aber kein Kunstwerk. Recht hübsch, fein gemalt ist „Junge Frau und Amor“ von Buland. Unschön dagegen Bussières „Walküre“; die hat grüne, gläserne Augen, huh! gruselig wird's einem, wenn man sie anschaut. Eine gute „Abendstille“ von Cachond, auf der ein interessant gemalter Wasserspiegel zu sehen ist. Bauernpferde vor einem mit Holz beladenen Wagen gespannt, auf steil absteigender Straße von Calvès; ein kräftig Bild, eminent gezeichnet, warm in Farbe. Capdevielle hat

auf mehreren Quadratmetern Leinwand „Das letzte Abendmahl" gemalt; Christus und die Apostel werfen die Arme in die Höh', als ob sie spanische Tänzer wären; gemalt ist diese barocke Zeichnung recht gut. Ein angenehmes Bild ist Evarist Carpentiers „Konvaleszenten-Besuch"; eine Schar Mädchen besuchen die genesende Freundin. Carteron beweist mit „Vocation Contrarié" — ein Knabe, der heimlich dem Violinspiel fröhnt, wird von seinem ihn dabei überraschenden Vater mit derben Maulschellen bedacht —, daß er zu charakterisieren und zu malen versteht. Chaperons „Marschall Massena in der Schlacht von Wagram" ist eine gute Illustration; ein gleiches mag von Chartiers Kavalleriebildern aus der Kaiserzeit gelten. Chartrau hat diesmal den Präsidenten Carnot gemalt und einen „Heiligen Franz von Assissi, pflügend und singend". Carnots Porträt ist monoton, steif, kaum ähnlich. Der „heilige Franz" und die Ochsen, so den Pflug ziehen, sind käseweiß und der Rest des fünf Meter breiten und drei Meter hohen Bildes ist erdfarbig und die Sonne verbreitet über alles ein weißblitzendes Licht. Zur Zeit des Franz von Assissi ist doch das elektrische Licht noch nicht erfunden gewesen; warum also hat Chartrau das Sonnenlicht elektrisch gemalt? — Der Mann hat doch Talent; seine diesjährige Arbeit ist ganz und gar verfehlt. Chocarne-Moreau stellt ein amüsantes Genrebild aus, daß er „Vertrauensmißbrauch" nennt und einen Küchenjungen darstellt, der, auf einer Bank sitzend, seinen Gang zur Kundschaft unterbrochen und einem „Gypsfiguren"-Jungen einen Krebs gereicht hat, den der kleine Italiener wohlgefällig verzehrt. Treffliche Malerei. Jeanne Choppard-Mazeau weiß uns zu rühren mit dem schmerzlichen Ausdruck, den Mutter und Tochter beim Lesen eines Briefes haben; wir fühlen's mit, daß es „Traurige Nachrichten" sind, die der Postbote gebracht hat. Clairin hat nach Herzenslust buntfarbig spektakuliert in einer „Marokkanischen Phantasie", die keck und lebenswahr entworfen ist. Sein anderes Bild „Mauren plündern eine spanische Kathedrale" ist bis zur Undeutlichkeit verdunkelt. Ein sehenswertes italienisches Landschaftsbild ist Colemans „Auf dem Gran-Sasso im September"; das Abendsonnenlicht ist verführerisch schön wiedergegeben. Raphael Collin stellt eines seiner besten Bilder aus; „Erwachen" nennt er das wunderschön nackte Mädchen in Freilicht, dessen entzückend schöne Glieder von einem zarten aber mächtigen Licht als wie von leuchtenden Küssen beschienen werden. Ein zweites Bild „Primrose" ist von bezaubernder Jungfräulichkeit. Cormon hat das Treiben und Feuerlicht einer Schmiede naturgetreu dargestellt und in seinem „14. Infanterieregiment bei Eylau" ein gutes Schlachtenbild geliefert. Ein Bläme, namens Croegaert giebt in einem „Träumerei" betitelten Frauenbildnis den Beweis einer meisterhaft technischen Fertigkeit in der Behandlung der Stoffe; dagegen weiß er sein Bild nicht lebendig zu machen. Eine gute Riviera-Ansicht von Dameron zeichnet sich durch zartes Kolorit aus; ein anderer etwas derberer Kolorist ist Daresse, der den „Quai von Villefranche" ausstellt. Dantan hat die Fertigkeit der Spät-Niederländer erreicht, ohne in Manier zu verfallen; verdienstvoll ist sein „Interieur normand". Ernestine Darbour ist der Name einer jungen Künstlerin, den man im Gedächtnis behalten muß. Sie verrät in „Retour du premier bal" — ein junges Mädchen besieht sich im Spiegel, bevor es die Balltollette ablegt — bedeutende Eigenschaften: sichere Zeichnung, geschickte Farbenbehandlung. Eine „Schlosserwerkstätte" ohne Arbeiter, von Daudin, ist sauber gemalt und richtig in Farbe. H. W. Davis, ein Engländer, malt diskret, schön und gut poetische Abendlandschaften. Debat-Ponson stellt ein Deckengemälde aus, fürs Stadthaus in Toulouse bestimmt, das sich auf dem Durchschnittsniveau der traditionellen Dekorationsmalerei befindet. Demarest hat heuer ein gutes Bild gemalt, „Das Gelübde";

bretonische Fischer, geführt vom Pfarrer, sind auf einer Wallfahrt begriffen. Virgine Demont-Breton ist eine tüchtige Künstlerin; ihr „Jean Bart", der Dünkirchener Fischer zum Kriegsdienst wirbt, ist kräftig konzipiert, gut gemalt: warum also übt dies Bild keine unmittelbare Wirkung auf den Beschauer aus? Wohl aus dem einfachen Grunde, daß es nur erdacht, aber nicht empfunden worden ist. Eine gute Satire von Déuneulin, „Un peintre amateur", dem drei Personen das Malgeräte nachtragen; ein schöner Sonnenuntergang von Desbrosses; brillantes Stillleben von Blaise Desgoffe, der auch eine im Kolorit nicht ganz naturgetreue aber trefflich gezeichnete Landschaft ausstellt, und eine zaubervolle Morgenlandschaft von Didier-Pouget. Detaille hat die „Opfer der Pflicht" gemalt. Feuersbrunst in einer engen Pariser Straße. Zwei Feuerwehrleute sind verunglückt, ihre Leichen werden von Polizeisoldaten und Pompiers getragen; vor ihnen entblößen der Seine-Präfekt Poubelle und der Polizeipräfekt Lepine die Häupter. Alles auf dieser großen Leinwand ist mit erstaunlicher Treue wiedergegeben; die Gestalten sind lebendig, die Porträtähnlichkeit ist frappierend, das Löschgeräte, die Dampfspritzen, Leitern, Schläuche u. s. w. sind naturgetreu, Flammen, Rauch und Feuerschein, die Wasserstrahlen, jedes Ding und Dingelchen ist mit verblüffender Korrektheit wiedergegeben. Aber das Ganze ist doch nur die gemalte Berichterstattung eines Tagesereignisses und unbewegt bleibt der Beschauer beim Anblick dieser „Opfer der Pflicht". Detaille ist eben kein Künstler im höchsten Sinn des Worts; er zeichnet meisterhaft, malt überaus geschickt, versteht sich aufs Gruppieren, hat genaue und große Kostümekenntnis, er besitzt alle Eigenschaften eines Künstlers und nur eines fehlt ihm, das, was allein zum wahrhaft großen Künstler macht: das Gefühl, die Empfindung! Lucien Doucet stellt eines der besten Porträts dieses Jahres aus; Duffand ist poetisch mit einer provençalischen Liebesidylle; Duhem, ein tüchtiger Tiermaler, weist neuen Fortschritt auf in einer Schafherde zur Abendzeit. Du Mond hat zwei Riesenbilder gemalt: „Saint-Loup und Attila" und „Das Leben der Korsen", überflüssige Arbeit. Duthoits „Angelus en mer" ist ein warm empfundenes Bild, Fischer beten im Boot den Abendsegen. Schade, daß der Künstler der Versuchung eines Lichteffekts nicht widerstanden hat. Der rote Schein und Wiederschein einer eben angezündeten Laterne stört das Feierliche der Dämmerung. Gute orientalische Kleinmalerei, aber allzuzierliche Technik zeigt Rudolf Ernst, ein Wiener. Fautin-Latour malte aus Berlioz' „Trojanern" die fünfte Scene des ersten Akts. Seine Farbensymphonien sind wie immer hochpoetisch, aber wahrhaft bezaubernd ist er mit einem zweiten Bild „Aurora". Paul H. Flandrin hat einen „Fra Angelico" gemalt, der, auf dem Gerüst vor dem begonnenen Bild, eine Kreuzigung, knieend, das Antlitz in den Händen verbirgt und weint, während Engel in die Kapelle schweben. Gute Kunstschularbeit. Foubert eine schön kolorierte, kräftig gemalte Flußlandschaft. Fournier eine Riesenleinwand, auf der die Berühmtheiten Lyons abkonterfeit sind, etwa 150 an Zahl, die den Sitzungssaal der Lyoner Präfektur schmücken soll. Fritel, der sich im Missalstil gefällt und darin auch Sehenswertes leistet, gefällt mir gut mit seinem „alten Kloster". Galliac hat recht geschickt einen Kupferstecher veranschaulicht, der einen Abdruck prüft. Walter Gay hat aus Spanien ein gutes naturwahres Bild mitgebracht: „Cigarrenarbeiterinnen"; verdienstvoll finde ich daran, daß er in Ton und Farbe diskret geblieben ist. Geoffroys „Rizinusöl" — die Schwester gießt das Öl auf den Löffel und der kranke Knabe im Bett schaut besorgt zu — ist von feiner Charakteristik. Gervais wird manieriert, weil er nach einer Eigenart ringt, die nicht in seiner Natur liegt. In seinem „Urteil des Paris" vereinigt er alle Malerstilarten, von der steifsten Akademik bis zur tollsten Farben- und Lichtraserei zu einem Ganzen,

das den Eindruck des Plagens und Mühens hervorruft und die vielen guten Eigenschaften, insbesondere die schöne Körperzeichnung, verwischt. Der 92jährige Jean Gigoux hat das Porträt einer ältlichen Frau mit erstaunlicher Frische gemalt. Victor Gilbert hat zwei ausnehmend gute Bilder, einen Diamanten fassenden Juwelenarbeiter von trefflicher Faktur und natürlicher Lebendigkeit, und „Magazin künstlicher Blumen“, worin sich allerliebste Verkäuferinnen befinden, das ich für eines seiner besten Werke halte. Paul Girardet: „Solitäre“, schöne Lichtperspektive. Leon Glaeze, ein energisch gemaltes Männerbildnis. Eines der besten, vielleicht sogar das beste Bild des Salons ist „Der Garten der Hesperiden“ von Gorguet. Moderne Mädchen pflücken Äpfel in einem Obstgarten, zwei derselben tragen einen mit Äpfeln gefüllten Korb, andere sitzen im Gras. Alles ist lebendig auf diesem Bild, und dennoch wirkt es beruhigend auf den Beschauer, weil keine Gesten-Ausschreitung und kein Farbenkontrast stört. Ich möchte es „Harmonie verschiedener Zufriedenheiten“ nennen. Grivolas, der Blumenmaler par excellence, stellt „Les Roches fleuries“ aus, Felsen von üppig blühenden Blumen bedeckt; ein frisches Bild. Grolleron, eine Episode aus dem letzten Kriege, „Le Sergent Tanviray“, der unter dem feindlichen Feuer übers leichenbedeckte Schlachtfeld bis zum toten Fahnenträger schleicht, um die Fahne zu retten; tiefempfundene Komposition und ausnehmend gute Malerei. Guillemet mit gewohnt guter Seine-Landschaft. Adolf Guillon ein stimmungsgetreues Abendbild aus Monaco. Harpignies prächtige Landschaften, insbesondere ein „Herbstabend“, der unwiderstehlich wirkt. Ein gutes Frauenporträt von einem Holländer, Hamel. Der alte Hebert benennt „Sahavandara“ ein Frauenbildnis, das aus virtuos gemaltem grünen Hintergrund melancholisch herausleuchtet. Hélie hat eine Entenbrut gemalt, die in ungeschickter Weise auf Libellen jagen, ein allerliebstes Bild, das große Geschicklichkeit zeigt. Heuner hat ein charaktervolles Männerbildnis, dessen Kolorit zu fahl ausgefallen ist, und einen seiner bekannten Mädchenköpfe, der diesmal den Namen „Lola“ führt. Der Elsässer Hornecker ein Männerbildnis in Rembrandtscher Manier, überaus sauber und ausdrucksvoll gemalt. Der Ungar Horowitz das Porträt Franz Pulszkys, natürlich, einfach, sprechend ähnlich. Jeannin malt Blumen mit Makart'scher Koloritverschwendung. Paul Jobert hat auch eine Ankunft des russischen Geschwaders in Toulon gemalt; ein gutes, offizielles Bild. Jolyet zeigt sich als liebenswürdiger Kleinmaler mit einer „Kegelpartie“ und einer „Bettlerscene“ aus Bayonne. Daniel Knight, ein tiefempfundenes Landschaftsbild „Der Bach“. Kreyder, Früchte, insbesondere einen „Korb voll Pflaumen“, die zum Essen herausfordern, so naturgetreu sind sie gemalt. Kuwasseg, zwei gute Nordseebilder. Landelle, ein zartempfundenes Bild „In vino veritas“, ein nacktes Mädel, das aus einem mit Reben und reifen Trauben bedeckten Brunnen emporsteigt. Louise Landré, eine rauchende Dirne, ein Glas Absynth am Tische, derb realistisch, aber virtuos gemalt. Eine sonnendurchleuchtete Landschaft aus der sattgrünen Normandie von Georges Langée ist sehenswert. Jean Paul Laurens hat die bekannte Scene zwischen Napoleon und dem Pius VII. anno 1813 im Fontainebleauer Schloß gemalt, ein Bild, das mir ganz und gar nicht gefallen will. Napoleon ist komödiantisch im schlimmsten Sinne des Wortes, der Papst zu gemütlich. Allerdings sind die Tapeten, Teppiche, Möbel und Kunstgegenstände mit virtuosenhafter Technik gemalt, aber das Ganze ist verfehlt. Dagegen offenbart Laurens in einem kleineren Gemälde „Griselda“ seine außerordentlichen Künstlereigenschaften. Frédéric Lauth stellt den „Tod des Orpheus“ aus. Im Vordergrund liegt die nackte Leiche des Sängers, währenddem im Hintergrunde fackelschwingende Mänaden in rasender Runde durch den Hain jagen.

Das Ganze ist noch etwas unsicher, der Leichnam des aus vielen Wunden blutenden Orpheus ist zu grell=weiß, aber es steckt viel Talent in dem Maler dieses trotz seiner Mängel bedeutenden Bildes. Julien Le Blant: „Les réfractaires“ und „La gazette“, Sujets aus der Revolutionszeit, Le comte du Nouy „Le souper de Beaucaire“, Napoleon als junger Kapitän, Le Dru mit einer Episode aus der Belagerung von Lille 1792, bleiben ihrem guten Ruf getreu. Max Leenhardt hat Achtungswertes geleistet mit dem „Abschied Michel Angelos von der Leiche Vittoria Colonnas“. Von Jules Lefebvre ist ein gutes Männerbildnis und das Porträt eines weißgekleideten jungen Mädchens zu sehen. Letzteres scheint mir manieriert zu sein. Le Quesne hat einen Gießbach gemalt, der von riesiger Höhe einige Dutzend nackter Weiber herabschwemmt, die alle gleichschöne Leiber haben und sich einigermaßen nur durch die verschiedensten Haarfarben unterscheiden. Eine gut gemalte, aber akademisch allzu korrekte „Penelope“ von Paul Leroy mag als annehmbar gelten. Titto Lissi erfreut mit seinen klein gemalten Anekdoten. Luigi Loir übertreibt bis zur Unschönheit die Beleuchtungseffekte eines Pariser Nachtbildes, dagegen ist Lomont von einer den besten Niederländern nahekommenden Geschicklichkeit und Diskretion mit „spielenden kleinen Mädchen“, die in einem Zimmer von der Sonne beleuchtet sind. Luminais erweist seinen kräftigen Pinsel in zwei Bildern: „Normannische Piraten im IX. Jahrhundert“ und „Das Ende der Königin Brunehaut“. Der Däne Lund stellt eine eigenartig schöne schottische Landschaft aus. Albert Lynch ein zaubervoll schönes Frauenporträt, reizend, anmutig, tief empfunden, und „Drei gute Freunde“, ein junges Mädel, ein kleiner Knabe und ein großer Hund, fein charakterisiert. Mac=Ewen unter dem Titel „Eine Magdalene“ zeigt uns in der Kirche, auf einem Betstuhl knieend, in innerster Zerknirschung verloren, eine elegante Kurtisane, die von einer Nachbarin, einem alten Weib, neugierig beguckt wird. Das ist trotz seiner matten Farben ein fesselndes Bild. Machard hat zwei virtuos gemalte Frauenporträts. Madeline ein anmutiges Landschaftsbild. Maincent treffliche realistische Landschaften aus der Pariser Umgebung. Der Russe Makowsky hat sich mit Weib und Kindern in einem mit allerlei Kunstnippsachen überfüllten Salon gemalt; wäre als Reklame ein gutes Bild, als Kunstwerk ist's allzu aufdringlich. Marinitsch ein „Kind aus Roscoff in der Bretagne“, auffallend gut gemaltes Bild. Etienne Martin: stimmungsvoller „Wintermorgen in Marseille“. Henri Martin scheint mir förmlich übergeschnappt zu sein. Dieser hochbegabte Künstler zeigt uns in einem laublosen, rostbraunen Wald eine schwarz verschleierte Frauengestalt, die auf der ausgestreckten Hand ein flammendes Herz trägt. Und das soll den „Schmerz“ vorstellen! Ein prächtiges Landschaftsbild ist Masures „Bach im Sande“. Ein köstliches Genrebild von dem Schweizer Menta „Neues und gebrauchtes Schuhwerk“ — ein Schuster arbeitet in seiner Werkstatt an der offenen Thüre, über welcher allerlei Schuhwerk zur Schau gestellt ist. Montchablon hat im Stile der Italiener des XV. Jahrhunderts ein „Venite ad me omnes“ geschaffen, das langweilig und steif gezeichnet und nahezu ganz in Weiß und Gold gemalt ist. Was das bei der Lebensgröße der Gestalten, etwa vierzig, für einen nahezu komischen Eindruck hervorruft, kann man sich vorstellen, ohne das große Ding gesehen zu haben. Moreau de Tours hat es versucht, Heine zu illustrieren. Sein Bild „Evocation“ (nach dem „Intermezzo“) zeigt viel guten Willen, allein nicht die dazu erforderliche Poesie. Die schwebende Erscheinung der verstorbenen Geliebten ist banal. Dagegen ist seine „junge Mutter“ ein gutes Bild. Meisterhaft in Stil und Farbe ist Aimé Morots Bildnis des Altmeisters Gérôme. Etwas brutal ist Henry Mosler in seiner „Bretonischen Legende“, das eine Märchenerzählerin am grellen Kaminfeuer in geradezu heraus=

fordernden Lichte darstellt. Munkacsy hat in seinem „Récit“ — ein schwarzgekleideter junger Edelmann erzählt irgend ein Abenteuer im Kreise von zwei Männern und einer Frau — kein neues Blatt seinem wohlverdienten Ruhme zugesellt. Gute, aber konventionelle Malerei; allzu willkürliche Sonnenlichteffekte. Der Schwede Normann stellt köstliche, blaue, nordische Seebilder aus. Olive ist ein Meister der Seemalerei. Der berühmte Schotte Orchardson bringt zwei Bilder zur Schau, die Zeugnis geben von einem ausgereiften, wenn auch etwas nüchternem Talent. Outin hat ein Genrebild aus der Direktioralzeit geschaffen, „Déjeuner sur l'herbe“, das ein gutes Bild ist. Vilma Parlaghi giebt neuen, starken Beweis ihrer Porträtierkunst in einem strammen Konterfei des österreichischen Botschafters in Berlin, von Szögyeny. Blanche Paymal-Amouroux verdient ehrenvolle Erwähnung mit einem Bauern in blauer Blouse, der trefflich gemalt ist. Olivier de Penne ist und bleibt der beste Jagdhundmaler unserer Zeit. Marrius Perret, ein Orientmaler, hat wirklich Gutes geleistet mit seinen im Wüstensand mühsam marschierenden „Senegalesischen Tirailleurs“. Marie Perrier stellt ein Altjungfernporträt aus, das hart erscheint, aber sicher und energisch gemalt ist. Edmond Picard zeigt uns ein Mädel in Rot, von schönem Licht umflossen. Henri Pille hat ein Bild gemalt: „Puritaner und Kavaliere“, aus der Zeit der Stuarts und Carl I., das als Zeichnung tadellos, an Charakteristik staunenswert, an aufgewendeter Malkunst vortrefflich ist. Princeteau in seinem „Neun Uhr Morgens“ führt uns ein Pfluggespann von Ochsen vor, die im kühlen Herbstmorgenwind dampfen. Der Nebeleffekt, von strahlendem Sonnenschein durchbrochen, ist ganz prächtig. Quinsac hat als Deckenbild eine „Apotheose Guttenbergs“ nach akademisch hergebrachten Sitten zurechtgepinselt. Ralli, ein Grieche, zeigt richtiges Verständnis und pittoresken Sinn in zwei Bildern: „Griechische Kirche“ und „Griechischer Klosterhof“. Ravanne taucht in seinen Seebildern den Pinsel zu sehr ins Violette, ist aber trotzdem wirksam. Renard-Brault stellt ein interessantes Triptyque aus: la vie — naître, aimer, mourir. Noch etwas schülerhaft, ist diese Komposition interessant; das Kolorit, etwas unsicher, verrät gesunden Farbensinn. Der eben verstorbene Renouf hat ein markiges „Gewitter auf der See“ und ein gutes Männerbildnis. de Richemont hat die Legende aus dem Leben des heiligen Dominik: „Mönchen wird von Engeln Brot und Wein gebracht“ in vornehmer Weise dargestellt. Etwas mehr Lebendigkeit würde diesem guten Bilde zu Nutzen gereichen. Tony Robert-Fleury schält sich aus seiner schulgerechten Akademik mit dem „Konterfei eines träumenden Mädels“ heraus und ist dabei in die Lehre des großen Realisten Roll gegangen, was ihn nicht gehindert hat, ein gutes Bild zu malen. Rochegrosse hat einen „Parsifal im Blumengarten“ gemalt. Die Blumen sind nackte Weiber, deren üppiger Farbenglanz sich in der blanken Rüstung des jungen Ritters wiederspiegelt. Eminente Zeichnung, schöne Nacktheit, aber gewaltsames Kolorit; es thun einem die Augen weh beim Anschauen. Inana Romani malt die ihr eigentümlichen Weiber aus der italienischen Renaissancezeit. Der Prunk der überaus raffinierten Brokate läßt viel guten Rat, wenn nicht mehr, seitens ihres Meisters Roybet ahnen. Dieser hat eine vergrößerte und vermehrte Auflage seines vorjährigen Bildes ausgestellt, das er „La main chaude“ benennt und den überzeugendsten Beweis seiner erstaunlichen Malfertigkeit liefert. Trotzdem aber macht die Vulgarität der Komposition und der brutal sinnliche Ausdruck der derben Personen einen kaum angenehmen Eindruck, was nicht hindert, daß dieses Bild das Werk eines der bedeutendsten Pinsel aller Zeiten ist und bleibt. Von Rousses ist ein Kriegsbild zu schauen: „Die Gardekürassiere in der Schlacht von Rezonville“. Viel Leben in diesem Gemälde.

Roussin will Hamlet illustrieren — V. Akt, 1. Scene —; Laertes vergreift sich am Sarge Opheliens an Hamlet. Viel guter Wille, wenig Resultat; etwas theatralisch und der Hamlet allzu unbedeutend. Marius Roy „Grenadiere der Kaisergarde und Gardezöglinge 1812", und Lionel Royer, „Tilsit — 1807" — Napoleon dekoriert im Beisein Alexanders einen russischen Grenadier —, sind gute Illustrationen der Kaiserzeit. Henry Royer will Meister Lhermitte in seinen Bauernscenen nachahmen; es gelingt ihm so ziemlich. Saint-Pierre stellt ein lebenswahres Selbstporträt aus. Sauvage weiß dem Sonnenlicht schöne Effekte abzulauschen; Beweis sein „Verlassenes Kloster". Sauzay desgleichen in seinen „Alten Häusern am Flußufer". Paul Schmitt, ein gutes Pariser Bild: „Garten der Abtei St. Germain-des-Prés". Schommer, ein treffliches Konterfei des Akademikers Jules Simon. Louis de Schryrer ein frisches, duftiges Bild: „Blumenmarkt am Seine-Quai". Seignac ein allerliebstes Kleingemälde: „Koketterie". Seiquer, ein Spanier, köstliche Hühnerbrut. Sergent ein Schlachtbild: „Das Musikkorps bei Jena", voll Leben und Natürlichkeit. Der Engländer Smedley eine Studie, Frauenbüste, die im guten Sinn an Terburg erinnert. Soyer schön-erlauschte Kleinmalerei: „Feuerecke" und „Schmiede". Szymanowskis Kolossalbild „Das Gebet" macht großen Eindruck. Es entströmt diesem genialen Gemälde ein überzeugender Glaubenssinn. Tanoux behandelt in einem „brois épaves" benannten Bilde drei Insassen eines Versorgungshauses mit künstlerischem Geschick. Leon Tanzi giebt in seinem „Teich zu Sankt Cucufa" eines seiner besten Bilder. Die lichtbeschienene Wasserfläche, von Nenuphars malerisch bedeckt, ist ein Meisterstück. Tattegrain hat sich aus seiner Steifheit herausgearbeitet und zeigt großes Talent in zwei Seebildern. Ein angenehmes Werk ist Thériats „Arabischer Ziegenhirt". Eines der besten Männerporträts dieser Ausstellung und aller Zeiten ist Umbrichts „Henri Welschinger". Da ist Mark und Saft; eine wahre Künstlerthat. Van den Bos stellt eine „Pierrette" aus, die wirklichen Kunstwert hätte, wenn sie nicht allzu frivol gemalt wäre. Van der Meulen hat drei Bulldoggs auf eine Richterbank gesetzt und betitelt diese geistvolle Satire „Une mauvaise affaire". Und dabei sind diese Hunde-Richter tadellos in jeder Beziehung, in Zeichnung wie in Farbe. Vayson erfreut das Auge mit einer „Schafherde" im Morgennebel. Vergèse zeigt sich in zwei Kleinbildern, „Freundes-Porträt" und „Kleine Marquise", als ein geistvoller, malerisch hochveranlagter Künstler. Antoine Vollon stellt ein „Frühstück" aus, das mit der ihm vielleicht allein eigenen packenden Gewalt gemalt ist, und liefert in seinem „Marseiller Hasen" den Beweis der feinsten Naturbeobachtung; 's ist einer der besten Meister unserer Zeit. Vuillefroy hat ein allerliebstes Bild: „Esel in Avila" und einen herrlichen „Mondaufgang im Herbst". Géo Weiß kann mit seiner „Strickleftion" auf einen Vorderplatz im Clan der Genremaler Anspruch machen. Wicker, ein Amerikaner, giebt in dem „Kopf eines jungen Mannes" Proben eines gesunden „Niederländer"-Talents. Yons Landschaften sind immer gut und der kürzlich verstorbene Yvon beweist in seinem Selbstporträt, daß er ein trefflicher Charakteristiker, ein großer Künstler gewesen.

In der großen Zahl ausgestellter Aquarelle, Pastelle u. s. w. befindet sich durchschnittlich viel durchschnittlich Gutes. Hervorragend aber ist nur weniges: Die Pastell-Porträts von Aurelie Beaury-Sorel; ein Männerbildnis von Camille Bellauger, trefflich charakterisierend; das meisterhafte Pastellporträt des Herzogs von Aumale von Henry Cain; ein Aquarell von Coleman: „Adler, einen erbeuteten Birkhasen in den Klauen, auf einem Felsenblock"; ein köstliches Aquarell in Rokokostil von Cesar Detti: „Cardinäle, ein Maleratelier besuchend"; eine Gouache von Jolien



Dupré: „Heranziehendes Gewitter“; poetisch schöne Pastelle von Fantin-Latour; ein viel Empfindung verratendes Pastell „Convalescent“ von Marguerite Fauron; Bleistift-Porträts von dem Berliner Wolfgang Gentz; Pastell von Léon Girardet: „Dorfhochzeit“; schöne Pastell-Landschaften von Adolphe Guillon; geistvolle „Etudes d'expressions“ von dem Polen Mauriee Heymann; Federzeichnungen von dem Russen Jankowski „Traum einer Mutter“, die viel Gefühl entfalten; ein allerliebstes Pastell von Jardon: „Trottin dans la neige“; ein Pastell-Damenporträt, energisch und nobel, von Marie Kérr; ein schönes Pastell „Träumerei“ von Yvonne Keßler; ein pastellierter „Klostergarten im Spätsommer“ von Léandré; die herrlichen Landschafts-Pastelle von Georges Langée; von Paul Loray ein trefflisches pastelliertes Männerporträt und die Aquarelle zur Illustration von „Daphnis und Chloé“; charaktervolle Sanguinen von Helene Luminais; ein zauberisch schöner Frauenkopf von Albert Lynch; die magistralen Entwürfe zu den die Geschichte der Jungfrau von Orleans darstellenden Glasmalereien von Albert Maignan; eine geniale Federzeichnung von Meister Henri Pille: „Einziehende Reiter“; Pastell-Porträts von Roussin; Glasbilder-Entwürfe, wieder Jeanne d'Arc, von Lionel Roger; Aquarelle, Waldansichten, von Laurent Sadon, unvergleichlich schön, genial in Farbe und Licht, Perlen dieser Ausstellung; ein köstliches Rokokobild von Signorini, Aquarell, Cardinal in einem Tragsessel, der eine Schöne hofiert, und endlich stimmungsvolle pastellierte Landschaften von Bayson.

Die Skulpturen-Ausstellung weist über 1000 Nummern aus; viel Mittelmäßiges, aber auch viel wirklich Gutes. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die französische Bildhauerschule die beste unserer Zeit ist. Allonards „Fern der Welt“, eine Nonne, edel von Gestalt, einfach in der Ausführung, Antlitz, Hände und Füße aus weißem Marmor, das Gewand aus blaugrauem Stein gemeißelt, imponiert durch den ohne äußere Mittel hervorgerufenen tiefinnerlichen Charakter der Gottergebenheit. Beer erweist neuerdings seine Meisterschaft der Porträtbehandlung in zwei Büsten. Der Russe Bernstamm, etwas zu raffiniert, weiß mit seiner „Ehebrecherin“ zu interessieren. Blanchot mit seiner „Gringoire“; Bogino, markig in seinem „Reveil du Gaulois“; Boucher, etwas weichlich in seiner „Pieta“ und mit einer „ruhenden Frau“ (Grabdenkmal der duchesse de Vienne); Bozzi, kraftvoll und energisch mit seinem „Pro patria“ und der Broncestatue eines „Trotzenden Gefangenen“; Cain mit seinem „Eber“ und seinen „Parforcehunden“ sind bedeutende Künstler. Carlès stellt eine Marmorgruppe aus: „Auf dem Felde der Ehre“ und eine für den Herald in New-York bestimmte Bronzefigur „Minerva“, die seine anerkannte Künstlerschaft neue Lorbeeren ernten lassen. Caussé weiß uns tief zu ergreifen mit seinem „Verwundeten Soldaten“. Chatrousse führt uns zwei Verwundete vor, „Deutscher und Franzose“, die sich brüderlich umfassen; ein geniales Werk. Cordonnier ist erhebend in seiner Komposition für das Denkmal Testelins, der anno 1870—71 die Landesverteidigung im Norden organisiert hat. Corun stellt eine schöne Frauenbüste aus. Coulon zeigt wilde Energie in einer Gruppe „Le Grand Ferre“ — ein Bauer, der sich mit einer Hacke gegen Eindringlinge wehrt. Croß übt unwiderstehlichen Zauber aus mit seinen aus Glasteig geformten polychromen Basreliefs. Delorme hat einen „Merkur“ in Eisenguß kühn ausgeführt. Fernand Dubois, ein sinnliches Temperament, hat es verstanden, seiner „Inassouvie“, trotz packender Lüsternheit, wirklich künstlerischen Ausdruck zu geben. Fossé ist interessant mit einer Gruppe „L'explorateur“; der verstorbene Franceschi nimmt mit seinem Hautrelief „Christuskopf“ einen hochehrenden Rang ein. Hannaux liefert einen sterbenden „Orpheus“ von klassischer Schönheit;

der Schlesier Hannig stellt eine treffliche Büste des deutschen Botschafters Grafen Münster aus; Labatut giebt in einer Gruppe: „Raymond VI., die Toulouser Freiheiten beschwörend", neue Proben seines eminent dekorativen Talents und erweist in einer sinnlich erfundenen Nacktheit „Vor dem Bade" eine neue Seite seiner großen künstlerischen Begabung. Hector Lemaire bewährt sich in seiner Statue der Prinzessin Marie von Orleans, befriedigt mich aber in seiner „Magdalena", die forciert in der Bewegung ist, nur teilweise. Etienne Leroux hat gute Monumententwürfe; Loysel eine schön konzipierte Gruppe „L'écueil et la Vague"; Marqueste die Marmorausführung einer vorjährigen, reizenden Skizze „la Cigale"; Massoule eine stilgerechte Statue der Madame de Sevigué; Miserey eine extravagante, weil allzu realistische Statue: „das Gift der Borgia"; Moriee zwei Marmor-Hautreliefs: „Musik" und Malerei", kraftvolle Dekorations-Bildnerei. Paschenko, ein Russe, eine originelle, wenn auch etwas absonderliche „Nacktheit auf einer Sphinx ruhend". Peène eine auffällig schöne Frauenbüste. Der Italiener Pellegrini eine lebensvolle, lustausströmende Bauernbüste, die ein Lotteriebillet in den Händen hält und das große Los damit gewonnen hat. Barrias mit einem großen Hautrelief, „Nubier, der sich und die Seinen gegen ein heißhungriges Krokodil verteidigt", beherrscht großartig den undankbaren Stoff. Der zu früh verstorbene Rambaud hat ein ergreifendes Werk hinterlassen, einen „sterbenden Berlioz", das seinen Ruf für allezeit begründet. Sein Ritter Bayard ist gleichfalls ein bedeutendes Werk. Savine hat einen „Christus am Kreuz" gemeißelt, der eine wahre Glaubensthat ist. Ségoffin mit seiner „Charité aux pauvres Lonteux" zeigt viel Kunstfertigkeit; ein Anfänger, Sentis de Villemur, beweist mit einer Statue „La Colombo et la Fourmi" — nach der Lafontaineschen Fabel —, daß er einer großen Zukunft entgegengeht. Der Veteran Thomas zeigt sein unverwüstlich kraftvolles Können in einer Broncegruppe „Mann mit einer ihn umschlingenden Schlange ringend". Vallet ist interessant mit einer Verkörperung des „Traums der Armida". Van der Straetens „Sous l'empire" ist ein zierliches Werk, das oberflächlichen Leuten wohl gefallen wird. Vasselots „Rabbiner David Sichel" — aus Erkmanns „Freund Fritz" — strotzt von schalkhaft-gutmütiger Charakteristik. Henri Vidal wird einer der bedeutendsten Bildhauer unserer Zeit. Sein Marmorbasrelief „Charité" ist nach meiner Ansicht das bedeutendste Werk dieses Jahres. Auch seine Figur des „Kain" ist groß erdacht, geschickt ausgeführt. Eine allerliebste Statue ist Wallets „Chanson des Champs". Vieles wäre noch erwähnenswert, muß jedoch verschwiegen bleiben, da mein diesjähriger Bericht ohnedies schon allzu umfangreich ist. Aus demselben Grunde muß ich auf die Beurteilung der interessanten Kupferstich- und Lithographien-Ausstellung verzichten und behalte mir fürs nächste Heft nur noch vor, auf die auch im Industriepalast diesmal bedeutungsvolle Ausstellung der Kunstgewerbe zurückzukommen.



Kritik.

Romane und Novellen.

Wilhelm von Polenz: Karline. Novellen und Gedichte. Berlin, F. Fontane. 173 S.

In der Zahl der v. Polenz'schen Werke macht die „Karline" das erste halbe Dutzend voll. Polenz ist der Durchdenker ernstester Lebensprobleme, der Dichter mannhafter Modernität, weit weg von allem bloß artistisch interessantem Schreibertum, also ein Schriftsteller nach dem Herzen derer, die Kunst und Volkstum, Dichtung und nationales Geistes- und Staatsleben nicht auseinandergerissen sehen wollen. Also vor allem ein Dichter nach meinem Herzen. Polenz hat dazu noch den Vorzug, daß er seine Werke mit den besten Mitteln eines gut deutschen Realismus in voller Reife und Schönheit zu gestalten weiß. Die Geschichte dieser Viehmagd „Karline", die dem Sammelbande den Namen giebt, ist in jedem Betracht eine bedeutende Leistung. Glänzend sind namentlich auch jene Stücke, die religiöse Lebensfragen auf dem Lande behandeln. Die satirischen und lyrischen Beigaben werden nicht wenig dazu beitragen, dem reichen, mannigfaltigen Talent dieses kernhaften deutschen Ritters vom Geist neue Freunde und Bewunderer zu gewinnen. Die junge deutsche Litteratur und der „überwundene" Naturalismus können auf ihren Wilhelm v. Polenz stolz sein. M. G. C.

Georg Freih. v. Ompteda: Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten. Berlin, F. Fontane & Co. 253 S.

Zehn Stücke, alle mit der gleichen verblüffenden Sicherheit hingeschrieben, die gar nicht mehr nach Kunst aussieht, so kraftvoll schlicht und unerschöpflich an guten, launigen Einfällen ist die Erzählernatur Omptedas. Der geborene Erzähler ist bei diesem Vortragskünstler treffendste Bezeichnung, nicht Verlegenheits-Redensart. Und ist das Wie einfach tadellos, so wird man auch an dem Was dieser „freien" Junggesellen-Geschichten keine berechtigte Ausstellung zu machen vermögen. Frei und frei ist freilich zweierlei — siehe den Niemannschen „Junggesellen"! Wie sagt doch Wilhelm Busch so schön:

> Enthaltsamkeit ist ein Vergnügen
> An Dingen, welche wir nicht kriegen —

aber Freih. v. Ompteda „kriegte" eben Dinge, die den Sudelmeiern versagt sind: Geist und Grazie, Kraft und Anmut, Kühnheit und Vornehmheit. Da kann man schon sehr Freies riskieren.

M. G. C.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler. Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Hermann Lukaschik, G. Franz'sche Hofbuchhandlung, München 1894.)

Wilhelm Weigand, dem wir so manche wertvolle Dichtung und Studie verdanken, schildert in „den Frankenthalern" das Leben einer Kleinstadt in prächtigen Bildern. Die handelnden Personen sind glaubwürdig und interessant. Der Schauplatz des Romans wird eingehend beschrieben. Wenn es bei „den Frankenthalern" auch an großen Ereignissen fehlt, so werden sie doch von den schweren Zeitfragen berührt. Die wichtigste Figur ist der Arzt, der von Bauern stammt und diese zur Erkenntnis dessen bringt, was ihnen in der Gegenwart not thut. Er gewinnt zwar nicht die Frauengestalt, die er liebt; er kommt aber durch sein Wirken für das allgemeine Wohl zu einem Seelenfrieden, dessen Schilderung einen herrlichen Schluß des Werkes bildet. Die Sprache ist angemessen und oft gehoben, wirkt aber zuweilen durch einen großen Reichtum an Nebensätzen etwas ermüdend. Das Ganze gleicht einer Idylle und verbreitet ein Behagen, das in unserer rast- und friedlosen Zeit besonders wertvoll erscheint. H. S.

Den Anfang mag die harmloseste Geschichte machen:

Gretchen Pech. Eine Geschichte für stille Leute von Alexander Rumpelt. Dresden 1894. Kommissionsverlag von Fr. Tittel Nachfolger (Kreiß & Kunath), Pillnitzerstr. 51. — Das kleine Gretchen hat geschwollene Türkensäbelbeine und kann nicht gehn. Da sie aber brave Eltern hat — Vater Pech ist natürlich Schuhmacher — und die Heimatsstadt verschämte Arme unterstützt und die Tanten gute Leute sind, die den Beutel öffnen, so kommt die kleine Grete in eine Heilanstalt und wird gesund. Die Beine werden nicht ganz gerade, aber das thut ja bei einem Mädchen, das lange Röcke trägt, nicht viel. Der Verfasser kann zum Schluß seine Überzeugung, daß Gretchen späterhin einen Mann bekommen wird, getrost aussprechen: es wäre wirklich nicht zu verwundern. Und noch wunderbarer wär's, wenn das schlichte Buch sich nicht viele Freunde werben sollte. Es ist nicht mit großer Kunst geschrieben, aber einfach und ehrlich, aus warmem Mitgefühl für das Leiden eines Kindes heraus, eines der Bücher, die man mit gutem Gewissen volkstümlich nennen kann.

In anderm Sinne harmlos sind die Harmlosen Humoresken von Gustav Falke (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.). — Es sind drei kleine Geschichten. Da quält eine bildungseifrige Frau den armen Mann und wird erst durch einen kleinen Weltbürger kuriert. Da schwingt sich ein Musiker auf der Jagd nach Persönlichkeit dazu auf, den Backfisch Thora, seine Schülerin, zu küssen und verliert dadurch schlimmerweise seinen Posten. Und endlich pumpt sich ein Mitglied des Antifrackvereins doch einen Frack, bezahlt seine Strafe und kriegt eine Frau obendrein. Die Geschichten thun niemandem weh. Ein feiner, elegant-spöttischer Ton macht sie zu angenehmer Lektüre. Falke zeigt sich hier als harmloser Elegant, der die Zeit wegplaudert, hier und da ein bißchen stichelt, aber alles mit heiterm Lächeln wieder gut macht.

Auch Benno Rüttenauer hält es für angebracht, seine Geschichten gleich auf dem Titelblatte als harmlos zu charakterisieren; er nennt sie klugerweise: Unmoderne Geschichten. (Heidelberg. Georg Weiß Verlag. 1894.) — Unmodern, das heißt soviel als: habt keine Angst, ihr höhern Töchter, alten Tanten und Professoren Biedermann und Kirchner! Die fünf Geschichten sind alle gut erzählt. Eine, die erste, die ebenso modern wie unmodern ist, hebt das Buch weit über Mittelware hinaus. Das ist die Geschichte vom alten Tumichan. Sie wendet sich freilich nur an Leute, die einmal Sehnsucht nach Flügeln gehabt haben, oder gar noch haben. Eine tiefsinnige, poesiegetränkte Geschichte, die mit ihrem phantastischen Märchenton ins Traumland hinüberlockt. Deutsche Romantik! Man wird den alten Tumichan ebenso schwer vergessen können, wie den alten Schlemihl.

Stille Geschichten nennt Karl Busse sein neuestes Buch. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.) — Aber der Ton, in dem die zwölf Geschichten geschrieben sind, ist nichts weniger als ruhig. Man merkt den Lyriker. Busses Stärke besteht darin, daß er die Stimmung einer bestimmten Situation meisterhaft festhalten kann, den Leser in sie hineinzuzwingen vermag. Weniger gelingt es ihm, eine Handlung zu entwickeln, er arbeitet immer auf einen bestimmten Rühreffekt los und läuft sehr Gefahr, hypersentimental zu werden. Das zeigt sich schon rein äußerlich im Stil, in dem häufigen Gebrauch der Wortwiederholung, um die Intensität der Stimmung herauszubekommen. „So still, so unendlich still." Eine weiße Wolke ist ein viel zu kommuner Ausdruck, Busse sagt: „eine weiße, schneeweiße Wolke". Diese weiße Wolke „wandert sachte weiter"; für einen gewöhnlichen Sterblichen ist das genug, aber Busse setzt hypersentimental hinzu: „ganz, ganz sachte". Aber das sind schließlich nur kleine Flecken, die den großen

poetischen Wert des Buches nicht schmälern können.

Ich hab nun noch zwei Sammelbücher zu besprechen, die zu den erfreulichsten Erscheinungen gehören. Wilhelm Walloth veröffentlicht unter dem Titel Narren der Liebe (Leipzig, W. Friedrich) zwei Novellen, die beide Meisterstücke seelischer Analyse sind. Die zweite „Ein Weib“ ist den Lesern der „Gesellschaft“ bekannt; ihr Ton ist noch etwas unsicher; der Inhalt hat nicht immer die adäquate Form gefunden. Die erste Novelle „Parisina“ ist mit vollendeter Kunst erzählt, sicher im Aufbau, fest in der Darstellung, tief in der psychologischen Zergliederung; sie bezeichnet einen Höhepunkt Walloth'scher Kunst.

Das liebenswürdigste Buch sind die kleinen Plaudereien und Geschichten, die Theodor Fontane unter dem Titel: Von, vor und nach der Reise (Berlin W., F. Fontane & Co. 1894) ausziehen läßt. Die erste Kleinigkeit ist von 1873, die letzte von 1892 datiert; aber die Frische hat nicht abgenommen. Von der ersten bis zur letzten Seite lächelt der etwas trockne Humor Fontanes. Es erzählt ein Mann, der viel gesehen und erlebt hat und sich immer bemüht, das, was an ihm vorüberzieht, zu verstehn. Merkwürdige Gestalten führt er vor, den Karrenschieber von Grisselsbrunn, den Onkel Dodo, den Koppenwirt, der sich noch auf dem Totenbette als musterhafter Wirt erweist, den Schulrat Meddelhammer, den Professor Lezius. Mit ein paar sichern Strichen werden die seltsamen Menschenkinder abgezeichnet und es kann wohl passieren, daß man schließlich meint, sie selber gesehen zu haben.

O. Elster, Auf dem Schlachtfelde des Lebens. Roman. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger. 1894. — Man kann kaum mehr verlangen, als das Buch bietet. Scenenwechsel: Hauptstadt, Kriegsschauplatz, Süden, Landgut, choleraverseuchte Stadt, Lazaret, Krankenhaus. Personen: zwei invalide Offiziere, der eine von echt patriotischer Ordnungsparteigesinnung, der andre verbittert, Demagog, ein moralisch defektes Subjekt, das im Irrenhause endet; Frau, Tochter, Sohn des braven Offiziers, die Frau leider vom bösen Offizier für die Friedenspropaganda gewonnen, die Tochter gar mit dem bösen Offizier verlobt, aber wieder sich entlobend, als sie nach Gott weiß wie langer Verlobtenzeit dahinter kommt, daß ihr Verlobter die Massen aufhetzt; zwei Ärzte, Vater und Sohn, einer braver, loyaler, besser als der andre, weshalb auch der Sohn mit dem Offizierstöchterlein beglückt wird, ein frommer, unendlich edler Theologe, eine zarte, unendlich aufopfernde Krankenpflegerin. Das gute Prinzip siegt; die Freunde eines geordneten Staatslebens entgehn den Verlockungen des demagogischen Verführers. Also der Stoff unterhaltend, belehrend, erhebend, die sittlichen Gefühle eines anständigen deutschen Staatsbürgers stärkend. Und die Form eisenbeinglatt; z. B.: „Aufatmend betrat Wera den Garten, der im sonnigen Frühlingsglanze duftend, blühend, rauschend und murmelnd dalag.“ Summa summarum, ein wunderschönes Buch, das die Fahne der Philisterideale hochhält.

Kurt Grottewitz, Jugendstürme. Roman. (Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger, 1894.)

Das Buch ist eine Fürstenschulengeschichte. Der Held, ein Primaner, in dessen Kopf moderne Ideen eingedrungen sind, allem Anscheine nach eine Figur so recht nach dem Herzen des Verfassers; wenigstens nimmt er seinen Helden sehr, sehr ernst — und das ist sehr, sehr schade. Grottewitz steht nicht über seinem Helden, er steckt mitten drin. Das Buch wirkt daher auf die Dauer schlechthin langweilig und einschläfernd. Alle Achtung vor den guten Intentionen des Verfassers; ich glaube, das Buch wird schließlich nur unter Fürstenschülern dankbare Leser finden, die sich an die geschilderten Zustände mit mehr oder weniger freudigen Gefühlen erinnern.

Echte, rechte Unterhaltungslektüre und nicht mehr ist H. Heibergs neuer Roman Dr. Gaarz' Patienten. (Leipzig. Wilhelm Friedrich 1894.)

Dr. Gaarz kommt mit einer ganzen Reihe interessanter Menschen zusammen, die großenteils ein seltsames Leben führen und von denen wenigstens einer sich eine merkwürdige Weltanschauung zusammengezimmert hat. Vier Handlungen — pardon, wenn's etwa fünf sein sollten — laufen nebeneinander, keine vertieft, aber alle glatt erzählt. Hin und wieder eine Spur des guten alten Heiberg'schen Humors. Wenn man Heibergs neueste Gabe gelesen hat, wird man von seinen ersten Romanen sprechen.

Zwei neue Bände Prosa schickt der Verlag von F. Fontane & Co.

Rudolf Lindau: Der Flirt. Novellen. — Drei Erzählungen in dem bekannten ruhigen Stil des Verfassers. Der Titel des Buches ist auch der der ersten Novelle, einer Schilderung aus dem amerikanischen Leben. Sie ist interessant insofern, als sie offenbar auf guten Beobachtungen basiert, aber dem Verfasser ist's nicht gelungen, für die Heldin irgend welches Interesse zu erwecken. Die zweite Novelle ist eine Kriminalgeschichte, die dritte eine nicht uninteressante pathologische Studie. Im ganzen genommen, das Buch eines welterfahrenen Mannes, der ganz interessant zu erzählen weiß — wenn er's nur nicht gar so konventionell und korrekt thäte.

Ernst von Wolzogen: Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend. — Wolzogen schildert ein paar merkwürdige Menschen, die aus der Bahn geschleudert sind. Es ist eine seltsame Gesellschaft, die in der Presse des Herrn Kasimir Breidenbach zusammentrifft. Einzelne Partien erweisen Wolzogen wiederum als köstlichen Humoristen. Leider zeigt sich in der Verarbeitung des Ganzen mehr der Routinier als der Dichter.

Lyrik.

Ultraviolett. Einsame Poesien von Maximilian Dauthendey. Berlin, M. Haase.

Der Verleger schreibt hierzu in einem Cirkular an die Redaktionen u. s. w.: „Wir machen Sie auf dieses eigenartige Buch aufmerksam. Es wird Sie in künstlerischer Beziehung besonders interessieren, da jene (!) Dichtungen eine Sammlung tiefster farbenglühender Phantasien bieten. Das Buch ist nur in 100 Exemplaren ausgegeben. In gediegener Ausstattung eingebunden, Preis 25 Mk."

Dieses in „Ausstattung eingebundene" Buch ist also nicht für die weitere litterarische Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur den auf hundert geschätzten Liebhabern artistischer Spezialitäten zugedacht. Wir haben längst Spezialitäten-Theater. Nun kommt auch eine Spezialitäten-Lyrik hinzu. Mit National- und Volkslitteratur haben diese artistischen Spezialitäten nichts zu thun. Dauthendey stammt aus Würzburg. Er ist eine künstlerisch stark veranlagte Sonderlingsnatur. Sein lyrisches Spezialistentum entspringt nicht gemeiner Spekulation oder berechnendem Größenwahn. Es ist ehrliches Poetenwesen. „Einsam in seiner Größe, groß in seiner Einsamkeit," mit Bleibtreu zu reden. C.

Dramen.

Ferdinand Bonn: Anna Heiene. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Litterar. Institut.

In einem Münchener Buchladen am Max Josephs-Platz ist das ausgestellte Exemplar dieses Buches mit einem Augenreißer versehen: „Sensationell!" Das Aufsehenerregende liegt nicht in der litterarischen Leistung, nicht im dramatischen Kunstwerk. Nach dieser Seite ist die Bonnsche Arbeit nichts weiter als ein Durchschnitts-Theaterstück. Also kann sich das Aufsehenerregende nur auf den Inhalt, auf den Stoff beziehen. Aber auch hier

ist nichts Neues und Außergewöhnliches zu entdecken. In der „Heimat“ von Sudermann, im „Märchen“ von Schnitzler u. a. Werken sind ähnliche Probleme behandelt. Bleibt nur übrig, das „Sensationelle“ in der Persönlichkeit des Verfassers und seinem privaten Verhältnis zum Gegenstande gemeint zu sehen. Und das stimmt. Herr Bonn, der Wiener Burgschauspieler, schildert eine Episode seines Münchener Lebens, sein Liebesdrama mit seiner Braut Anna Hagemann, der vor einigen Jahren durch Selbstmord geendigten Münchener Hofschauspielerin. Das tragische Ereignis hat damals alle Kreise beschäftigt — und der körperlich Überlebende galt als der moralisch Gerichtete. Er war in München unmöglich geworden. Er mußte seine künstlerische Stellung als bayerischer Hofschauspieler und seinen militärischen Rang als bayerischer Reserveleutnant opfern. Seine „Anna Helene“ ist ein — mißglückter — moralischer Rehabilitierungsversuch. Solche Versuche entziehen sich dem Forum der Kunstkritik. M. G. C.

Fedor Sommer: Pestalozzi in Stans. Charakterbild in drei Aufzügen. Liegnitz, C. Seyffarth.

Hätten wir eine wirklich deutsche Schaubühne, statt unserer charakterlosen internationalen Komödienanstalten, auf denen alles herrscht, nur nicht wahrhaft deutscher Geist und deutsche Kunst, so wäre dieses schlichte, aber kernige, gesunde, Herz und Gemüt erhebende Stück längst in den geistigen Besitzstand unseres Volkes übergegangen. Pestalozzi ist bekanntlich eine der herrlichsten Gestalten unseres süddeutschen Volkstums, als Erziehungsreformer ein Held und Märtyrer zugleich, als gütige Seele von selten erreichter Größe. Es giebt keinen zweiten öffentlichen Charakter in der Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte von ähnlicher Reinheit, kein Genie des Herzens von solcher Vollendung. Es ist kein geringer Vorzug des vorliegenden Dramas, den Charakter der Hauptgestalt treu wiedergegeben und den theatralischen Vorgang dem geschichtlichen Vorgang in allem Wesentlichen entsprechend geformt zu haben. Dabei ist jede Scene ein kraftvolles, fesselndes Lebensbild. Bühnentechnisch ist nur der Vorwurf zu erheben, daß es dem Dichter nicht immer gelungen ist, Gemütsumschläge und Sinnesänderungen genügend vorzubereiten und psychologisch mit völliger Deutlichkeit zu begründen, sodann hinsichtlich der Sprache mehr Wirklichkeits- und weniger Bücher-Deutsch zu geben. Namentlich an der Figur Pestalozzis selbst ist es zu rügen, daß der Verfasser ihr zuviel Reden mit dem Wortlaut der Pestalozzischen Schriften gegeben hat. Das geschriebene Wort eignet sich nicht immer zum gesprochenen Wort. Nicht auf die Treue im Buchstaben, auf den Geist kommt's an.

Der Inhalt des Dramas wurde bereits von Hart so skizziert:

„Der erste Akt schildert zunächst die Zustände im Kanton Unterwalden um 1799 nach der Niederwerfung eines Bauernaufruhrs durch die Franzosen. Das Land ist zur Wüste geworden, viele hundert Häuser sind zerstört, und zahlreichen Familien ist der Ernährer getötet worden. Da kommt Pestalozzi, 52 Jahre alt und schon vielfach in seinem idealen Wollen getäuscht, ohne doch enttäuscht zu sein, nach Stans, dem Hauptort Nidwaldens, und das Elend, besonders unter den vielfach verwaisten Kindern, erschüttert ihn. Mit Unterstützung des edlen Stapfer, des schweizerischen Wissenschafts-Ministers, gelingt es ihm, die Waisen um sich zu sammeln und für sie ein Waisenhaus in dem Ursulinerkloster von Stans zu begründen. Der zweite Aufzug zeichnet in lebendigen Bildern das segensreiche Wirken Pestalozzis an den Kindern, aber auch die Hemmnisse, die ihm aus dem Mißtrauen der unter klerikalem Einfluß verdumpften Bevölkerung, sowie aus dem Widerstand des Regierungskommissars Zschokke erwuchsen; Zschokke

hat die höchste Achtung vor dem Menschen Pestalozzi, aber sein Erziehungsverfahren stößt ihn als zu systemlos ab. Im dritten Akt erringt die Persönlichkeit Pestalozzis, die ganz Herz und Liebe ist, über die trotzigen Bauern den Sieg, trotzdem wird sein Werk vernichtet durch die Umtriebe Zschokkes, der das Kloster den Franzosen zur Errichtung eines Militärspitals einräumt".

Nun ja, unserem heutigen Welt- und Großstadttheaterpublikum darf man mit solchen Geschichten nicht kommen, es ist geistig zu zersetzt, gemütlich zu verarmt, nervös zu verlumpt. Unsere Schauspieler würden auch mit ihren genialen Grimassen und pathetischen Sprüchen und Posen die schlichte Größe ins Komische verzerren — oder, wo sie bereits das Realistische als Modesache zu üben anfangen, alles ins Kleinliche und Triviale treiben. Von einer künstlerisch und ethisch erhebenden Wirkung könnte also nicht die Rede sein. Aber außer der Welt- und Großstadt mit ihrem verdorbenen Sinn giebt es ja noch kleinere Kulturcentren in Thüringen, Franken, Schwaben — da wäre eine Probe mit der Sommerschen Dichtung mit Leichtigkeit und sicherem Erfolge zu machen. Hauptsächlich darum möchten wir auf dieses Pestalozzidrama aufmerksam gemacht haben. Vielleicht nehmen sich die Lehrer unter unsern Lesern des Werkes mit besonderer Liebe an.

C.

Die fünf Dramen, die ich hier kurz besprechen will, bilden eine buntscheckige Kompagnie. Jedes Glied der Kompagnie ist anders uniformiert.

Wilhelm Schäfer bringt ein Volksstück in drei Akten: Ein Totschläger. (Elberfeld. Druck und Verlag von Sam. Lukas.) — Lene, die Tochter des kreuzbraven Schmieds Karl Balmer hat sich mit Fritz Graup, dem Sohne eines reichen, frommen, schurkischen Bauers, in ein Liebesverhältnis eingelassen, das „nicht ohne Folgen" bleiben soll. Der alte Graup widersetzt sich der Heirat, da Balmer nicht einen Meineid schwören will zu seinen (Graups) Gunsten. Balmer verstößt die Tochter. Ein braver Stellmacher will zwar schlankweg Lene mit dem fremden Kalde heiraten, aber alles ist zu spät. Lene ist ins Wasser gegangen. Da zerschmettert der Schmied dem scheinheiligen Bauern den Schädel. Nun sollte wohl das Drama erst losgehen; aber die 3 Akte sind aus, und wir können nachhause gehn.

Das war ein bißchen grob und klotzig, hübsch effektvoll und roh gearbeitet. Zur Abwechslung etwas feineres.

Julius Schaumberger: Die neue Ehe. Drama in vier Akten. Der „Künstler-Dramen" zweiter Band. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto.) — Der Komponist Theo Thalhammer hat eine Frau, Paula geb. Helwig. Auf S. 3 hat der Verfasser die Güte, ihr folgenden Steckbrief auszustellen: „sehr hübsche junge Frau, 22jährig, infolge der Erziehung oberflächlich, genuß- und gefallsüchtig, aber durchaus nicht unsympathisch, häufig sogar durch jugendliche Frische und Liebenswürdigkeit bestechend". Paula versteht ihren Mann nicht, versteht vor allen Dingen den Verkehr ihres Mannes mit einer Sängerin nicht. Sie beschimpft die Sängerin in seiner Gegenwart, verweigert es, Abbitte zu leisten: da verläßt Thalhammer mit der Sängerin das Haus (Ende des zweiten Aktes). Er verlangt Scheidung der Ehe. Die Philister treten auf die Seite der Frau, und als das neue Konzertstück Thalhammers aufgeführt wird, zischen sie ihn und die Sängerin aus. Diese Beschimpfung rüttelt Paula auf, sie leistet öffentlich Abbitte. Theo und Paula beginnen eine neue Ehe. Unter welchen Bedingungen? Theo erklärt: „Aber höre, was sie (die neue Ehe) von Dir verlangt! Vor allem, daß mein Wille herrsche, nicht ein ungerechter, eigensüchtiger, grausamer Wille; nein, ein gerechter, guter Wille, der Dein bestes, wie mein eignes erstrebt. — Und noch eins fordert sie. Daß Du Dich von Deiner Sippe, von Deiner Heimat trennst, daß Du mir dahin folgst, wo das

neue Leben beginnen soll.“ Er will sie fortführen „in eine freiere, bessere Welt, unter Menschen, die diesen Namen verdienen. Wir werden ein schlichtes Leben führen. Ein Leben voll Arbeit und Mühe.“ Wie weit das neue Ehepaar wird reisen müssen, um die freiere, bessere Welt mit den guten Menschen zu finden, weiß ich nicht. Ein bekannter dänischer Dichter hat von einer Südseeinsel geträumt, wo es sich vielleicht noch menschenwürdig leben ließe. Und abgesehen vom Ort, welches sind die Grundlagen der neuen Ehe? Genau dieselben wie vorher! Das, was der Grund der Trennung war, das mangelnde Verständnis der Frau, dieser Grund bleibt nach wie vor. Allerdings, der Anlaß zur Trennung, die Beschimpfung, ist nach Philistermoral damit erledigt, daß Paula à la Konsul Bernick öffentlich ihre Sünde bekennt — nicht aus ruhiger Überlegung heraus, sondern im Affekt. Das Drama setzt gut ein. Die ersten beiden Akte zeigen von Scene zu Scene immer mehr, daß hier zwei Menschen verkoppelt sind, die nicht zusammen gehören; daß sie dann der Dichter wieder zusammenkoppelt, hat nichts überzeugendes und die Schlußscene streift meinem Gefühl nach hart ans Komische.

Das eigentümlichste Drama der fünf ist „Der Prophet“. Schauspiel in drei Aufzügen von G. Macasy (Wien, Adolf W. Künast, 1894). — In dem ganzen Drama tritt keine leibhaftige Person auf; nur Marionetten, die geistreich hin- und hergeschoben werden. In das Leben eines verdüsterten Philosophen, eines großen Wohlthäters der Menschheit, greift ein Weib mit robustem Gewissen ein, die den Gelehrten dem Schaffen und dem Leben wiedergewinnen will. Sie ist ein Ableger der Hilde Wangel. Freilich mit ganz andrer Vergangenheit als diese. Sie hat einmal das Zuchthaus kennen gelernt, dann aber die Vergangenheit überwunden. Der arme Professor kommt in ihre Gewalt; als er aber ihre Vergangenheit erfährt, hat er nicht den Mut, mit ihr in der Gegenwart zu leben. Es fehlt ihm der Mut zu seiner eignen früheren Lehre. Er läßt das Glück von sich ziehen. Das Stück ist gut durchdacht und durchgeführt; schade, daß der Verfasser seine Gestalten nicht mit warmem Leben erfüllen konnte.

Fern von aller Spintisiererei steht „Im Kampf“. Drama aus dem Arbeiterleben in vier Akten von Heinrich Friedrich (F. Bosse), Leipzig. Zu beziehen durch die Leipziger Volksbuchhandlung G. Heinisch. — Der Verfasser ist selber Arbeiter und Sozialdemokrat dazu; und was die Hauptsache ist, er hat das Zeug dazu, ein Schauspiel zu schreiben. Ein Meisterstück ist es nicht. Seine Kraft scheitert vorderhand an den Personen, die nicht dem Proletariat angehören. Der Schluß des ganzen ist sehr unbefriedigend und glorifiziert den Edelmut der Arbeiter auf Kosten der natürlichen Wahrheit. Aber der Verfasser hat einzelne Arbeitertypen gut erfaßt und sehr gut auf die Beine gestellt. Vorzüglich sind ihm durchweg die Frauen gelungen (namentlich Clara Fels und ihre Mutter). Es ist ein ehrliches Stück Arbeit, vor dem man alle Hochachtung haben muß. Es ist hausbackne, vierschrötige Kunst, die niemand verachten soll.

Das Stück, das, rein künstlerisch genommen, am höchsten steht, hab ich mir bis zum Schluß aufgespart: „Drei.“ Schauspiel in drei Aufzügen von Max Dreyer (Berlin, S. Fischer). — Es behandelt das Thema des Dritten, aber in eigenartiger Form. Ein Ehemann, derselber einmal den Dritten agiert hat, wird mißtrauisch auf das Verhältnis eines Hausfreundes zu seiner Frau. Die Figur des gehörnten Ehemannes, die alte Erinnerungen wachwerden und das Mißtrauen aufsprießen läßt, ist nicht besonders geschickt eingeführt. Aber sehr fein ist die Entwicklung des folgenden klargelegt, gesehen und geformt: wie in der Frau allmählich die Liebe zum Hausfreund entsteht, die Ehe allmählich in die Brüche geht, trotzdem der gute

Hausfreund keinerlei sündige Absichten hat. Hoffentlich besteht das Stück bald die Feuerprobe auf dem Theater.

G. Morgenstern.

Politische Schriften.

Lothar Bucher: Der Parlamentarismus wie er ist. Dritte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 286 S.

Lothar Bucher: Kleine Schriften politischen Inhalts. Stuttgart, Karl Krabbe. 352 S.

Herr v. Poschinger hat zwar in seinem „Ein Achtundvierziger" (Berlin 1890, 2 Bde.) so ziemlich alles gesagt, was über Leben und Wirken Buchers zur Zeit zu sagen ist. Allein das publizistische und sozialpolitische Interesse unserer nationalen Entwicklung erheischt es doch, immer wieder auf den Schriftsteller und den Staatsmann, der so merkwürdige Wandlungen durchgemacht hat und sich, als positive Natur, im Wesenskern so gleichgeblieben ist, mit Nachdruck hinzuweisen. Namentlich der jungen Generation ist der politische Schriftsteller Bucher zu aufmerksamster Beachtung zu empfehlen. Wenn man erforschen will, wie sich moderne Publizistik in deutscher Politik zu geben hat, hier ist ein großes Muster. Nicht als Gesellschaftsanschauung erscheint uns Buchers Geisteswesen vorbildlich, sondern als Methodologie, die politischen Gegenstände anzupacken, zu verarbeiten und schriftstellerisch darzustellen. Bucher gehört zu jenen starken, naiven Kraftnaturen, die um ihrer selbstwillen interessant und fesselnd sind, gleichgültig, was sie auch treiben und wie sie sich mit Vergangenheit und Gegenwart auseinander setzen mögen. So werden auch Buchers Schriften, um ihres Persönlichkeitswertes willen, nicht veralten, abgesehen von der dokumentarischen Bedeutung einzelner Teile. Rein künstlerisch angesehen, ist Bucher ein deutscher Stilist ersten Ranges. Sein strenger Sachensinn verbindet sich in glücklichster Weise mit lebhafter Phantasie und bildkräftigem Geist. Jedes Wort, jede Metapher, jede Pointe steht an der klassisch richtigen Stelle, jeder Satz tönt wie lebendige Stimme. Im ganzen Buche nichts Papiernes, Pedantisches, Professorales. Die Polemik von einer entzückenden Frische und Treffsicherheit. Dabei eine verhaltene Ironie, die zuweilen überwältigend wirkt. Das deutsche Volk ist verdummt, wenn es diesen Schriftsteller nicht mehr mit künstlerischem Genuß lesen kann. Seine englischen Studien über den „Parlamentarismus wie er ist" sind, vor vierzig Jahren geschrieben, heute noch eine Fundgrube umfassendsten und schätzbarsten Wissens. Ein junger Politiker oder Parlamentarier, der sich über seine Befähigung zu dem staatsmännischen Geschäft in ernsthafter Weise prüfen lassen wollte, müßte ohne eindringende Kenntnis dieses Werkes einfach durchs Examen fallen. Aber wir Deutschen sind gütig und vertrauensvoll. Wir stellen unsere politischen Leute auf keine so peinliche Probe. Unsere Parlamentarier im Land- und Reichstag sind von Gott so mit Verstand, Witz und Ehrlichkeit gesegnet, daß wir ihnen mit geschlossenen Augen durch dick und dünn folgen. Lothars „Parlamentarismus" hat's ja auch schon zur dritten Auflage gebracht. Beweis genug, daß er Leser gefunden — wenn wir diese Leser auch nicht alle auf Parlamentssitzen oder nicht ausschließlich in der berühmten bayerischen Kammer zu vermuten brauchen. Bayern teilt sich bekanntlich unter sämtlichen deutschen Bundesstaaten einzig mit Belgien und Spanien in den Vorzug, zur Zeit noch von einer ultramontanen oder klerikal-patriotischen Mehrheit geleitet zu werden, ohne dadurch seines anderen Vorzugs zu entbehren, das originelle Musterbild einer königlichen Minister-Republik vorzustellen, wie der erzbajuwarische Partikularist und Großdeutsche Dr. Sigl behauptet.

Die „Kleinen Schriften", zusammengestellt von dem Sohne Lothar Buchers,

umfassen sechzehn Stücke, eine glänzende Auswahl aus dem sehr umfangreichen Material, die gesamte Publizistenzeit Buchers spiegelnd. Das erste Stück „Nur ein Märchen" ist eine Art Selbstschau von höchstem psychologischen Reiz. Auch sonst enthält der Sammelband viele Lebensdokumente von dauernder Bedeutung.

M. G. C.

Politische Schriften von Baron v. Falkenegg. (Berlin, R. Bolls Verlag. 330 S. Preis 3 Mk.)

„Abgesehen von dem Unverstand, der sich darin kundgiebt, die endlose Zeit der Ewigkeit mit irdischem Maßstab messen zu wollen, ist es auch ein Beweis ungenügender Kenntnis der Kulturverhältnisse in der Menschheitsgeschichte, die vergangenen Jahrhunderte, zumal das ‚Altertum' als dem Kulturideal entfernter und die neueren als der Civilisation allein zugehörig hinzustellen." (S. 253, Untersuchungen über das Gottesgnadentum in der Monarchie.) Der in Preußen eingewanderte österreichische Baron ist junkerlicher und gottesgnadentümlicher, und, wie die obige Stil- und Logikprobe ausweist, flacher, als seine preußischen Brüder. Geradezu komisch wirkt seine Schwärmerei für den „frischen, fröhlichen Krieg", zu welchem er uns mit Sprichwörtern, wie „Frisch gewagt, ist halb gewonnen" und ähnlichen genialen Argumenten anfeuern möchte. Und zwar soll's nach seiner Meinung im Frühjahr — 1893 losgehen. Dieser diplomatische Falb soll sich begraben lassen mitsamt seiner Makulatur.

C.

Frauenrecht.

Der kürzlich erschienenen Arbeit von Louis Frank: „L'enseignement universitaire et les femmes dans les principaux Etats" sind folgende Nachrichten über die Stellung der hauptsächlichsten Universitätsländer zur Frage des höheren Frauenstudiums entnommen. In Frankreich haben sich 1863 die Thore der Alma mater den Frauen zum ersten Male geöffnet. Eine Lizentiatin der Mathematik erhielt das erste Diplom der Sorbonne und eine Engländerin den ersten medizinischen Doktortitel. 1868 zählte die Pariser medizinische Fakultät 4 Studentinnen, 1878 32 und 1886 schon 119. Von allen juristischen Fakultäten hat bis jetzt die Pariser allein 3 Frauen immatrikuliert. In Deutschland werden Frauen weder zu den Vorlesungen, noch zur Prüfung zugelassen. 1871—1880 gab es zwar in Leipzig einige freie Zuhörerinnen; diese Erlaubnis wurde jedoch seither zurückgezogen, und dasselbe ist seit 1880 auch in Bayern der Fall. In Österreich-Ungarn und Spanien ist den Frauen der Zutritt zu den höheren Unterrichtsanstalten gesetzlich untersagt. Rußland hat eine Hochschule für weibliche Studirende der Medizin gegründet, deren Angelegenheiten durch eine Verfügung vom 2. August 1890 geregelt wurden. Ebenso gestattet ein Ukas vom vorigen Jahre den Frauen die Ausübung der Funktionen als Wundarzt-Gehilfinnen in den Bezirken sämtlicher Eisenbahnverwaltungen. Der Advokatenberuf ist ihnen jedoch durch Befehl vom 7. Januar 1876 untersagt. In Belgien ermächtigt das Gesetz die Frau, Vorlesungen anzuhören und an allen Fakultäten Grade zu erwerben; es sind ihr die medizinische und die Apothekerlaufbahn geöffnet. Zur Vorbereitung der jungen Mädchen für die höheren Studien herrscht dort ein völliger Mangel. Während England und Irland den Frauen schon längst ihre Universitäten zugänglich gemacht hatten, verhielt sich Schottland bis in die neueste Zeit hinein ablehnend; erst nach vielen Kämpfen verstanden sich St. Adrews und Edinburg dazu, Studentinnen zuzulassen. Von den englischen Kolonien haben einige den Frauen Studienfreiheit für Medizin gegeben. Holland zählt viele Frauen unter den Studirenden seiner Universitäten. Das Hauptkontingent der Studentinnen hat ohne Zweifel die Schweiz aufzuweisen. Während des Sommersemesters 1892 gab es dort 307 freie und 234 immatrikulierte

Zuhörerinnen. Die letzteren verteilten sich nach Ort und Studium wie folgt: Genf 84, Bern 79, Zürich 67, Lausanne 5, Basel 1 (Medizin 161, Philosophie 46, Naturwissenschaften 21, Jura 5) und Züricher Polytechnikum 3. Dessen ungeachtet befinden sich unter den 1157 Ärzten des Landes nur 10 weibliche. Italien läßt seine Frauen an sämtlichen Hochschulen zu und erlaubt ihnen die Ausübung aller freien Berufsarten mit Ausnahme der Advokatur. In Rumänien sind die Universitäten Jassy und Bukarest den Frauen zugänglich. In Schweden, Norwegen und Dänemark legt das Gesetz ihnen in Bezug auf Immatrikulation und Erwerbung der akademischen Grade keine Schwierigkeiten in den Weg; es gewährt ihnen aber anderseits kein Recht, irgend ein öffentliches, vom Staate zu verleihendes Amt zu bekleiden. In Island sind sie zur Ausübung des medizinischen Berufs und zur Ablegung der philosophischen und theologischen Examina berechtigt, die Theologinnen jedoch nicht befugt, auf die Kanzel zu steigen oder religiöse Amtshandlungen vorzunehmen. Absolute Unterrichtsfreiheit herrscht in den Vereinigten Staaten, wo die Frauen niemals von den höheren Lehranstalten ausgeschlossen wurden; nicht nur dürfen sie gegenwärtig in 23 Staaten der Union die Advokatur ausüben, sondern sie können nach dem Gesetze vom 15. Februar 1879 sogar am obersten Gerichtshofe angestellt werden. Es giebt dort gegen 2000 weibliche Ärzte, darunter 850 Allopathinnen, 130 Homöopathinnen, 70 Irrenärztinnen, 60 Orthopädistinnen, 610 Spezialistinnen für Frauenkrankheiten und 40 für Nasen- und Ohrenleiden; 30 beschäftigen sich mit Elektrotherapie, 95 sind Leiterinnen von Hospitälern und 70 lehren an medizinischen Fakultäten. T. R.

Mädchen-Gymnasium in München. Nach längeren Vorberatungen wurde jüngst in München auf Grund der von Schulrat Dr. Rohmeder entworfenen und vertretenen Satzungen ein „Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums“ ins Leben gerufen. An den Vorberatungen nahmen die Herren: Geheimrat Dr. v. Winkel, Paul Heyse, Universitätsprofessor Dr. Bauer, Rektor Sickenberger, sowie eine Anzahl von Frauen teil, welche schon seit längerer Zeit die Betreibung der Sache sich angelegen sein ließen. Der Verein verfolgt den Zweck, für Frauen eine Bildungsanstalt zu errichten und zu unterhalten, durch deren erfolgreichen Besuch den abgehenden Schülerinnen den Zugang zum Studium auf den den Frauen bereits eröffneten, oder in Preußen-Deutschland noch zu eröffnenden Hochschulen ermöglicht werden soll. Die zu errichtende Bildungsanstalt soll indes in ihren Einrichtungen **ganz wesentlich** von den Einrichtungen der Knabengymnasien, wie sie zur Zeit bestehen, sich unterscheiden. Nach den Absichten der Gründer handelt es sich hierbei nicht sowohl darum, den Mädchen überhaupt Gymnasialstudien zu vermitteln, als vielmehr darum, denselben die Möglichkeit zu eröffnen, auf der Grundlage wissenschaftlicher Studien einen praktischen Beruf (und hierbei wird vor allem an den ärztlichen Beruf gedacht) sich zuzuwenden, zu welchem der Besitz eines gymnasialen Reifezeugnisses zur Zeit noch die Voraussetzung der Zulassung bildet. Der Verein zielt also darauf ab, die Gebiete der selbständigen Erwerbsthätigkeit für die Frauenwelt zu erweitern. Eine große Anzahl von Herren, namentlich aber von Frauen, zum Teil den höchsten Ständen angehörig, ist dem Verein bereits beigetreten. Der vorläufig gewählte Ausschuß beabsichtigt, in einigen Wochen mit einer größeren Versammlung an die Öffentlichkeit zu treten.

Es ist nicht genug hervorzuheben, daß es ein Unglück wäre, wenn man die Mädchen mit **derselben Lehrmethode** quälen wollte, wie die Knaben. Alle Welt ruft nach Gymnasial-Reform und weiß nicht genug über die abscheulichen Mängel der Gymnasiarchen-Herrlichkeit zu klagen.

Da wäre es doch geradezu Tollheit, auch unsere Mädchen durch die Hölle der philologischen Buchstabenfresserei und klassischen Wort- und Phrasenschluckerei und antiken Autoritäten-Nachschwatzerei zu treiben, womit wir heute Intelligenz und Charakter unserer Buben so schändlich verderben. Es ist nicht zu bezweifeln, daß man in kurzer Zeit und unter geringeren Mühen **mehr** und **Tüchtigeres** auf den Gymnasien lernen könnte. Die neuen Mädchengymnasien wären sehr geeignet dazu, dies durch die **That** zu beweisen. Wir freuen uns, daß man in München in dieser Art vorgehen will. Wir hoffen, daß auch die Mädchengymnasien in Karlsruhe und Berlin noch diese Wege wandeln werden.

XYZ.

Litteraturgeschichte.

Anton E. Schönbach: Über Lesen und Bildung. Vierte, stark erweiterte Auflage. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1894. Mk. 2,80.)

Das allerseits und mit Fug und Recht als bedeutend anerkannte Buch des Grazer Germanisten hat in der neuen Auflage um ein (sechstes) Kapitel zugenommen, eine verständnisvolle Würdigung Henrik Ibsens, die hoffentlich in ihrer ruhigen Sachlichkeit zum allgemeineren Verständnis des Dichters beitragen wird. Schlimmer ist im fünften Kapitel der deutsche Realismus gefahren. Schönbach zieht die Summe des seit 1885 in Deutschland geleisteten entschieden falsch. Mir scheint der Gewinn der letzten zehn Jahre hauptsächlich auf lyrischem und dramatischem Gebiete zu liegen. Schönbach kennt offenbar die lyrische Produktion nur sehr wenig. Es sieht wenigstens nicht sehr vertrauenerweckend aus, wenn er „Weltpfingsten" (das „trotz des sonderbaren Titels ganz hübsche Sachen enthält") von **Julius** Hart verfaßt sein läßt, wenn er Arent „Ahrens" nennt und Jacobowski und Zoozmann den Gebrüdern Hart, Arent und Conradi an die Seite stellen kann. Und ebensowenig vertrauenerweckend ist, daß er Gerhart Hauptmann auf einer knappen Seite abthut, während Sudermann mit über drei Seiten bedacht wird. Das fünfte Kapitel bedarf überhaupt sehr der Umarbeitung. Das, was über französischen Realismus und vor allem das, was über den skandinavischen vorgebracht wird, ist gleichfalls ungewöhnlich schwach. Da das Buch fleißig gelesen wird, steht zu hoffen, daß eine neue Auflage hier Wandel schafft.

Berthold Litzmann: Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. (Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1894.)

Das Buch ist eine der erfreulichsten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes. Berthold Litzmann, der verdienstvolle Herausgeber der theatergeschichtlichen Forschungen, hat im Winter 1892/93 mit den 16 Vorlesungen, die er hier in Buchform herausgiebt, seine Lehrthätigkeit an der Universität Bonn eröffnet. Schon das ist des höchsten Lobes wert. Er hat es vielleicht zuerst von allen deutschen Universitätsprofessoren gewagt, vor seinen Studenten über Gerhart Hauptmann ꝛc. zu reden, und zwar mit der Absicht, zum Verständnis der jungen Litteratur anzubieten und nicht zur Aburteilung nach approbierten ästhetischen Ellenmaßen. „Nicht danach bestimmt sich der Wert eines Kunstwerkes, ob es dem Ideal dieser oder jener Theorie entspricht oder nahekommt, sondern danach, wie stark und wie überzeugend darin die künstlerische Persönlichkeit des Urhebers zum Ausdruck kommt. Also: ich kann sehr wohl auf dem Standpunkt stehen, daß jene heitere Idealität unserer Klassiker mir besonders sympathisch ist, ich kann in ihnen persönlich am reinsten die Befriedigung meiner künstlerischen Bedürfnisse finden, aber das giebt mir kein Recht, über jede andre Richtung von vornherein den Stab zu brechen. Das ist heutzutage bei uns allerdings landesüblich. In der Gesellschaft urteilt man kaum anders. Aber

eben darum ist es nicht auch richtig, sondern vielmehr das Zeichen einer heillosen Philisterhaftigkeit. Und aus den Netzen dieser ihre Fangarme nach Ihnen ausstreckenden Philisterhaftigkeit Sie zu erlösen und Sie für die Zukunft auch dagegen zu feien, das war die Absicht, die mich bei meinen Ausführungen leitete." „Das ist es, worauf es ankommt, jedem einzelnen, der auftritt mit einer Leistung, nicht mit der Frage zu kommen: Zu wem gehörst du? sondern ihm Herz und Nieren zu prüfen, was er selber, allein auf seine zwei Füße gestellt, ist und bedeutet. Und wenn sich dann herausstellt, daß er ein Kerl ist, vor dem man Respekt haben muß, dann soll man ruhig vor ihm den Hut abziehen, trotzdem er vielleicht einen Rock anhat, dessen Schnitt uns nicht behagt."

Der Herr Professor zieht seinen Hut vor Wildenbruch, vor Gerhart Hauptmann und vor Sudermann. Daß er Wildenbruch überschätzt, soll uns nicht anfechten; dafür würdigt er Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und „Friedensfest" verständnisvoll. Freilich geht er über die „Einsamen Menschen" mit ein paar Worten hinweg und hat kein Verständnis für „die Weber". „Aus den Webern spricht zunächst nicht der Poet, sondern der Sozialpolitiker, sagen wir der Sozialdemokrat, der, das Herz übervoll von Entrüstung über die schamlose Ausbeutung des wehrlosen Arbeiters durch gewissenlose Kapitalisten, nun mit vor Zornesthränen fast erstickter Stimme Anklage erhebt gegen das kapitalistische System." Mit Verlaub, Herr Professor, das sind nichts als Phrasen.

Das Buch wimmelt von Stellen, gegen die ich Einsprache erheben könnte. Litzmanns Stellung zu Ibsen und zur Ibsenverehrung ist mindestens sehr anfechtbar. Da hat Professor Schönbach in der letzten Auflage von „Lesen und Bildung" den Norweger viel verständnisvoller gewürdigt. Und was den Einfluß Ibsens auf die junge deutsche Litteratur anlangt, so hab ich mich immer vergebens bemüht, die fürchterliche Ibsenseuche zu erkennen. Es sind wohl von dem Norweger und der norwegischen Litteratur überhaupt starke Anregungen ausgegangen, aber daß unsre Litteratur dadurch auf Abwege geraten sei, das ist meines Erachtens nichts weiter, als hohle Deklamation. Ich kann mir nicht helfen; wenn Litzmann pathetisch ausruft: „Herunter, ehe es zu spät ist, mit den verhängnisvollen Prismen, die jener Hexenmeister euch auf die Nase setzt" 2c. — so kommt mir das nur komisch vor, und Litzmann hätte hier, wie auch anderwärts, gut daran gethan, den Blaustift zu benutzen.

Das Schlimmste an dem Buche ist seine Komposition. Erst mit der neunten und zehnten Vorlesung kommt Litzmann auf die Voraussetzungen der jüngsten Litteraturbewegung zu sprechen; dann folgen zwei Vorlesungen über Ibsen, zwei über Gerhart Hauptmann und eine über Sudermann. Die weitschweifigen ersten acht Vorlesungen hätten bequem auf vier reduziert werden können, und damit wäre dann Raum gewonnen für eine Würdigung **aller** Dramen Hauptmanns.

Ich breche ab. Meines Erachtens liegt der Hauptwert des Buches, so wie es jetzt vorliegt, in den Grundanschauungen des Verfassers, in seiner nachdrücklichen Forderung, zu **verstehen**, und in einer Reihe schätzenswerter Urteile über litterarische Erscheinungen der Gegenwart. Daß es gerade ein Universitätsprofessor ist, der auf die Bedeutung unserer jungen Litteratur hinweist, wird der am besten zu würdigen wissen, der erfahren hat, wie gerade an unsern Universitäten in den Perücken abgelebter Litteraturgreise die Motten frisch und fröhlich weiter existieren.

G. Morgenstern.

Skandinavische Litteratur.

Gabriel Finne: Die Kinder des Doktor Wang. Roman. (Berlin. S. Fischer, Verlag. 1894.)

Von Finnes Buch läßt sich kaum anders als in Superlativen reden. Es ist ein Buch

von brutalstem Naturalismus. Über dem Ganzen liegt eine erstickende Atmosphäre von Qual und Not und Roheit. Es regnet in dieser Familie eines Landarztes Schläge, Püffe und Stöße. Es wird stromweise geheult. Es wird geflucht, gewettert, gezankt und gehöhnt, lamentiert und geschrien, als hätte sich der liebe Herrgott ein Vergnügen daraus gemacht, in einem einzigen Hause Tag für Tag eine Höllensymphonie unartikulierter Laute loszulassen. Wird gelacht, ist's Galgenhumor. Nirgends ein sonniger Ausblick. Ein verkrüppeltes, verbissenes, verlogenes Familienleben, das alle Glieder unaufhaltsam dem Verderben entgegentreibt, wird mit einer brutalen Kraft vorgeführt, die ihresgleichen sucht. Das Buch ist Finnes Erstlingswerk, und es ist sehr zu bedauern, daß es so spät übersetzt ist. Finne hat unterdessen in der „Eule“ (Dr. E. Albert & Co. Separatkonto) andre Töne angeschlagen. Hoffen wir, daß das deutsche Publikum durch die Übersetzung des Erstlingswerks dazu angeregt wird, sich mehr mit Finnes späterer Produktion zu beschäftigen. Er verdient es, wie wenige von den jungen Norwegern, Anerkennung zu finden.

Knut Hamsun: Neue Erde. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. (Köln und Paris. Verlag von Albert Langen. 1894.)

Hamsun hat im Redaktör Lynge, der merkwürdigerweise nicht übersetzt ist, sich mit den Journalisten auseinandergesetzt. Diesmal kommt die jüngste norwegische Dichtergeneration ans Messer, und es geht ihr wahrhaftig nicht gut. Auch dieser Roman Hamsuns ist übertrieben. Er holt zu wuchtigem Schlage aus und schlägt elend daneben. Der norwegische Großkaufmann und der norwegische Dichter jüngster Observanz werden einander gegenübergestellt, und alles Licht fällt auf die Kaufleute, aller Schatten auf die Schriftsteller. Die Handelsleute triefen von Edelmut, die Dichter sind elende, verlumpte, versoffne, verhurte Pumpiers, die reinen Blutegel am Leibe des norwegischen Volks. Sie beuteln die Kaufleute aus, verführen ihre Ehefrauen, machen ihnen ihre Verlobten abspenstig und ziehen sie in ihren Schmutz hinein. Hätte sich Hamsun damit begnügt, einzelne charakteristische Personen gegenüberzustellen, so wäre schließlich nichts dagegen einzuwenden; er hätte dann wenigstens die Altweibergescheitheit bewiesen, daß ein tüchtiger Kaufmann mehr wert ist, als ein hergelaufener schmarotzender Dichterling. Aber er hat Typen zeichnen wollen. Seine Künstler sind die Hoffnung des Landes, nicht nur einzelne Personen, die im Trosse mitmarschieren. Seine Kritik in ihrer Allgemeinheit fällt ins Wasser. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie keinen berechtigten Kern habe. Die Künstler sind immer der Gefahr ausgesetzt, dem „Krämer“-stande gegenüber ungebührlich hochnäsig aufzutreten, und mancher mag mit seiner verlotterten Lebensführung nicht die geringste Spur von Recht haben, einen soliden Kaufmann von oben herunter anzusehen. Das ist eine alte Geschichte. Aber ebenso ist's eine alte Geschichte, daß es auch Geldprotzen giebt, die jeder Künstlernatur ein Greuel sein müssen. Sollten sie etwa in Norwegen nicht existieren? Wer zwei Stände der gleichen Generation gegeneinander abwägen will, hat beide in ihrer Totalität zu zeigen, nicht die weißen Lämmer des einen Standes mit den schwarzen Böcken des andern zu konfrontieren. In unserm Fall kommt noch etwas andres hinzu: ein schlechter Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt. — — Kann ich mich somit mit dem Roman im ganzen nicht befreunden, so will ich auf der andern Seite scharf hervorheben, daß der Roman Einzelheiten von hervorragendem Stimmungsinhalt aufweist. In dem Kaufmann Tidemand hat Hamsun eine prächtige Gestalt geschaffen, und sein Freundschaftsverhältnis zu Ole Henriksen ist schlicht und ergreifend geschildert. Auch in der Schilderung der Künstler finden sich fein beobachtete Einzelzüge. Der Roman hat, wie eben jedes

Werk eines eigentümlichen Geistes, wie Knut Hamsun, eine deutsche Übersetzung verdient, und Frau von Borch hat ihre Aufgabe mit bekannter Gewandtheit gelöst. Hoffen wir, daß Hamsuns nächstes Werk die gleiche durchschlagende Totalwirkung ausübt wie der „Hunger".

Ich habe noch zwei Dramatiker zu besprechen, einen Dänen und einen Norweger, einen mit solider, anerkannter Kunst ausgestatteten und einen Neutöner. Der Däne Karl Larsen giebt unter dem Titel „Ei blot til lyst" (Kopenhagen, Gyldendal, 1894) drei dramatische Arbeiten heraus, einen Zweiakter „Zwei Abende" und zwei Bagatellen. Das größere Stück und eine der Bagatellen behandeln dasselbe Thema: „den Dritten". Die Bagatelle „Auf ewig..!" ist ein fein und sicher durchgeführtes Gespräch zwischen der verheirateten Frau und dem Dritten, das den ganzen unbehaglichen Hintergrund ahnen läßt. In dem Zweiakter erwürgt die Frau den ungeliebten Ehemann, der sich an ihr vergreifen will, findet aber dann in der Ehe mit dem Dritten keine Seelenruhe und vergiftet sich. Wie immer bei Larsen ist die Sprache der einzelnen Personen gut beobachtet. Überall feine, treffsichre Kunst. Aber der Eindruck des Ganzen ist unerquicklich. Der vollendeten Kunst in Sprache und Dialog entspricht nicht eine tiefe Durchdringung des Stoffes.

Gunnar Heibergs: Balkonen. Treakter (Kopenhagen, Gyldendal, 1894) ist schon äußerlich ein merkwürdiges Stück: die 3 Akte füllen 65 Seiten weiten Druckes. Auch im „Balkon" tritt der Dritte auf, sogar in zwei Gestalten. Die junge Frau eines alten unleidlichen Patrons hintergeht ihren Mann mit Herrn Abel, und dieser wird schließlich von Herrn Antonio ausgestochen. Der erste Akt ist ein Meisterstück großer Liebespoesie. Der Morgen graut; Abel muß Julia verlassen. Sie können sich nicht trennen, sie führen ein Liebesgespräch mit all der Vernunftlosigkeit und dem leidenschaftlichen abgerissenen Stammeln, wie es nun einmal wohl sein mag. „Gestern Abend," sagt Julie, „bevor Du kamst, ging ich hier in der Stube umher und streckte meine Arme aus. Mir war, als wärmte der Mond — und ich war nur so furchtsam — und als es stiller und stiller wurde, flüsterte ich jedesmal, wenn ich über den Mondstreifen schritt: Abel, Abel, Abel, ich flüsterte lauter und lauter, und endlich flüsterte ich ganz laut: Abel. Und mir war, als wäre der Mond und ich und Dein Name, als wäre alles eine große Heimlichkeit, von der niemand wüßte." Abel fährt fort: „Und dann hob ich Dich vorsichtig empor und trug Dich in die Kammer auf den grünen Teppich, daß das Licht von der Ampel über den Fliederbusch hernieder strömte und über Deinen herrlichen Leib — über Deinen Hals – über Deine Brust — Deine Augen — Deine Arme — Deine Arme!!" Immer heißt es: nun mußt du gehen, und immer wieder geht der Geliebte nicht, bis der Alte kommt. Abel flieht auf den Balkon. Dann führt sie ihn vor ihren Mann als Käufer des Hauses. Sie verraten sich. Im Alten bricht die Eifersucht aus, toll, wahnwitzig. Als er dem angeblichen Käufer den Balkon zeigt, bricht dieser zusammen. Der Alte stürzt in die Tiefe, sein Kopf wird zerschmettert. Julie kniet nieder, hebt die Hände gen Himmel und weiß nur das eine Wort: Dank! Abel stürzt sich neben ihr aufs Knie und ruft stark: Ja — Julie! Ein Jahr ist gegangen. Wieder kommt vom Balkon der Dritte. Diesmal der rechte, die Herrschernatur, der „Mann", der nicht wie Abel „die Liebe aus feinem Leibe heraus civilisiert hat". „Du hältst mein Herz so fest," sagt Julie, „daß es nie mehr schlafen kann." „Und Deine Erinnerungen?" fragt Antonio. — „Ich hab' sie verborgen und ziehe sie nie wieder hervor, solange Du starrst — (küßt ihn) wie ein Panther in meine Augen starrst." Die große Liebe hat beide verkettet. Das Stück ist Poesie vom ersten bis zum letzten Worte; meinetwegen Romantik, meinetwegen Symbolis-

mus. Im vorigen Jahre war es Hans Jäger, der das hohe Lied der Liebe anstimmte, dieses Jahr ist es Gunnar Heiberg. Ob er besser verstanden wird als Jäger? G. Morgenstern.

Vermischtes.

In den Internationalen Litteraturberichten 1894 Nr. 1 ff. klopft Dr. A. Stern Herrn Prof. Dr. Friedrich Kirchner auf die Finger: Professorchen hat abgeschrieben! Auch das noch! Und wirklich, die Beweise sind derart, daß der verehrte Herr sich wohl nur unter Vorgabe eines phänomenalen Gedächtnisses wird reinwaschen können. Im übrigen — besser, als weiter auf Kirchner einzuhauen, wär's vielleicht zu beobachten, wie sich die Kritik mit ihm abgefunden hat. Es ist doch viel schandbarer für deutsche Litteraturverhältnisse, daß der Wisch hat gelobt oder wenigstens halb anerkannt werden können, daß z. B. behauptet werden konnte, der Herr Professor habe ein reiches Material gesammelt! Gönnen wir dem Herrn Professor mitsamt dem fremden Flitterstaat die wohlverdiente Ruhe. Ein Volk hat die Litteratur, die es verdient, und auch die Litterarhistoriker, die es verdient. Also mag das deutsche Volk mit Herrn Kirchner zufrieden sein.

G. Morgenstern.

Mitte April that sich in München eine kleine Schar thatkräftiger, des reichsdeutschen Militär- und Beamtenwesens müder Männer zusammen und gründete den Münchener Freilandverein, das jüngste Glied in der Kette der internationalen Freilandverbände. Der große Gedanke des geistigen Vaters der Bewegung, Theodor Hertzka, hat also endlich auch in der süddeutschen „Bier- und Kunstmetropole" die nötige Zahl vom Nationalitätsdusel und von Parteiprogrammen freier Köpfe gefunden. Die Idee Hertzkas, im Innern des äquatorialen Afrikas, im Hochlande des Keniagebirges (welches nach Hertzkas Berechnung beiläufig 30 Millionen Menschen Raum gewährt und dessen Klima dem oberitalienischen Frühling gleicht), durch Schaffung eines freien Gemeinwesens nach sozialistischen Prinzipien, jedoch mit voller Wahrung des freien Selbstbestimmungsrechts einen praktischen Versuch zur Lösung des internationalen wirtschaftlichen Elends zu machen, ist gewiß allen Lesern der „Gesellschaft" bekannt. (Näheres darüber ist am besten aus dem Reclam'schen Büchlein: „Eine Reise nach Freiland" zu erfahren.)

Der Münchner Verein will alle seine Mitglieder im Laufe der Zeit in die Lage setzen, sich zu beteiligen an den freiländischen Unternehmungen und Kolonisationen. Ende Februar hat sich der Pioniertrupp eingeschifft, im Laufe des Sommers folgt die II. Vorexpedition und 1895 kann die große Einwanderung beginnen. Bis dahin winkt noch heiße Arbeit, gilt es energische Propaganda zu machen für das edle Ziel. Feinde genug auf der ganzen Linie, vom roten Kommunisten bis zum schwarzen Pfaffen.

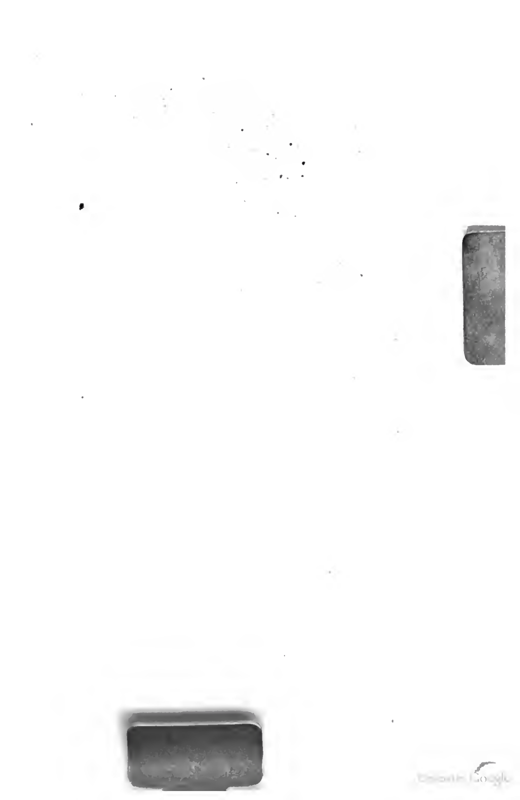
Auskunft über alle freiländischen Angelegenheiten, speziell über den Münchner Verein, erteilt bereitwilligst dessen II. Schriftführer Wilhelm Mauke. 42 Schwanthalerstr. München.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.




3 0000 093 400 061